

Deutsche Revue





Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1884.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

TO VNU
ASSOCIATION

AP30

D7

V.7.3-4

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs IX.

(Juli bis September 1884.)



	Seite
Johannes Flach: Glykerion. Eine pergamenische Novelle	1
Wilhelm Bender: Die Rechtfertigung durch den Glauben	32
Henri Julia: Heinrich Heine. Erinnerungen. I. II. III.	43. 165. 296
Alfred Gräfe: Die Bedeutung der Augenheilkunde als akademisches Lehrobjekt	47
Marco Minghetti: Die letzte Periode Raffaels (1517—1520). I. II. (Schluß)	57. 183
Alfred Kirchhoff: Über die Entstehung von Nationen	72
A. Levertühn: Der Dichter G. A. Bürger als Richter. Nach Aktenstücken	85
Max Haushofer: Geschäftseid und Interessenkampf	94
Mara Cop: Der Landgraf von Turovopolje. Erzählung	129
Johannes Flach: Zwei Perlen der schweizerischen Gletscherwelt	173
P. von Tschihatchef: Erinnerungen aus dem Orient. VII. VIII.	197. 342
C. F. W. Peters: Friedrich Wilhelm Bessel	221
Karl Jänicke: Liebes-Rausch und Tausch. Novelle	257
Karl Braun-Wiesbaden: Deutsche Reichsminister von 1849	312
Julius Wiesner: Die florenreiche der Erde	320
E. Heiß: Die Philosophenschulen Athens	356
Wilhelm Bender: Synodale Hierarchie und akademische Lehrfreiheit	358
Ein Brief Stanleys über Deutschland und die Kongofrage	382

Berichte aus allen Wissenschaften:

Staats- und Rechtswissenschaft.

R. Geßner: Die Ebenbürtigkeit des hohen Adels und das Standes- vorrecht des niedern Adels im Verhältnis zu den heutigen Rechtsanschauungen	100
--	-----

Medizin.

P. Rokitsansky: Über die neuen Untersuchungsmethoden zum Nach- weis der Mikroorganismen in Boden, Luft und Wasser	106
--	-----

<u>Zoologie.</u>		
<u>Heinrich Frey: Die Schmetterlingskunde der Gegenwart</u>	. . . . .	109
<u>Geschichte.</u>		
<u>A. Irmer: Zur Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr</u>	. . . . .	240
<u>Litteraturgeschichte.</u>		
<u>Albert Lindner: Der türkische Schall</u>	. . . . .	244
<u>Astronomie.</u>		
<u>Karl Zelbr: Untersuchungen über das Ringsystem des Saturn</u>	. . . . .	368
<u>Erdfunde.</u>		
<u>E. Deckert: Das außertropische Südamerika als deutsches Kolonisationsziel</u>	. . . . .	371

Kleine Revuen:

<u>Naturwissenschaftliche Revue</u>	. . . . .	115
<u>Musik-Revue</u>	. . . . .	249
<u>Litterarische Revue</u>	. . . . .	377
<u>Litterarische Berichte</u>	. . . . .	122. 254
<u>Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarkts</u>	. . . . .	389

Beigabe zum III. Quartals-Band 1884.

(Inhalt von 1884 Heft 10.)

- I. Adolf Ehtler: „Der Ruin einer Familie“. Gemälde, reproduziert von Fr. Bruckmann in München.
- II. 1. Fr. Pecht: „Ruin einer Familie“. Gemälde von Ad. Ehtler.
2. Allgemeine Kunst-Chronik.
-

Glykerion.

Eine pergamenische Novelle.

Von

Johannes Flach.

I.



Es war gegen das Ende der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr., als Pergamon schon von frühem Morgen an in großer Aufregung sich befand. Dieses Leben galt dem großen Dankes- und Siegesfeste, welches der König Eumenes II. angeordnet hatte zur Erinnerung an den Sieg, welchen die Römer vor kurzem über den makedonischen König Perseus davongetragen hatten, und an welchem Eumenes deswegen, weil er die Römer in diesem Kriege unterstützt hatte, Anteil nehmen zu müssen glaubte. Die Festfeier sollte aus zwei Teilen bestehen, deren erster einem großen Dankopfer galt, welches auf dem weltberühmten, von Eumenes selbst erbauten Altar der Akropolis dem Zeus und der Athene Nikephoros dargebracht wurde, während in einem zweiten darauf folgenden Teil ein musischer Wettkampf aufgeführt werden sollte, zu dessen Lokalität das eben erbaute, nach dem Innern der Stadt zu gelegene Theater bestimmt war.

Der erste Teil, welcher zwei Stunden gedauert hatte, war nun vorbei, und eine bunte zahlreiche Menge strömte von der hochgelegenen steilen Akropolis in das Theater hinunter, um den Wettkampf nicht zu veräumen, bei welchem ein jugendlicher, aus Ephesos stammender Dichter zum erstenmal öffentlich auftreten sollte.

Unter den letzten, welche auf dem ziemlich steilen Wege sichtbar waren, befand sich ein junger, noch nicht dreißigjähriger Mann, den das ernste Gesicht und der langsame Schritt, die ehrbarere Tracht, die sich von den farbigen, in die Augen fallenden Kleidern der meisten andern Männer erheblich unterschied, als einen Gelehrten kennzeichneten. Es war der junge Demetrios, der, aus dem benachbarten Adramyttion gebürtig, erst vor kurzem nach Pergamon gekommen war, nachdem er mehrere Jahre hindurch in Alexandria in der Schule des großen Aristarch sich philologischen und grammatischen Studien hingegeben hatte. Nun war er auf Wunsch seines Lehrers nach Pergamon gegangen, um hier diejenige Richtung unter den jüngeren Gelehrten zur Geltung zu bringen, welche sein großer

Lehrer für die einzig-berechtigte und wissenschaftliche erklärt hatte. Seine Sendung aber hatte noch den besondern Zweck gehabt, den bedeutenden Einfluß brach zu legen, den Krates, der Gegner Aristarchs, welcher schon seit Jahren in Pergamon lehrte, auf die ganze gebildete Welt jener Zeit auszuüben begonnen hatte. Hierzu war er von Aristarch unter allen Schülern wegen seines Fleißes, seiner Gelehrsamkeit, seiner Ruhe, seiner Einsicht und der Energie seines Willens als der geeignetste erklärt worden. Freilich waren die Anfänge sehr unbefriedigend ausgefallen, denn Krates, der eben so selbstbewußt, wie geizig war, hatte nicht nur schon vorher theils in litterarischen Ergüssen, theils in seinen Vorträgen alles mögliche gethan, um dem Demetrios zu schaden, sondern er hatte auch, als jener seine Vorträge im Museum begonnen hatte, gemäß seiner großen Freundschaft mit dem regierenden König Eumenes allerlei Bestimmungen durchzusetzen verstanden, durch welche seine Schüler Vorteile und Ehren erhalten sollten, so daß sie nicht so leicht gewillt schienen, von ihm zu lassen. Mit einem Wort, er wollte Demetrios unterdrücken.

Zu dem Wettkampf im pergamenischen Theater zog Demetrios ein doppeltes Interesse. Einmal war es der erste musische Kampf, dem er in dieser aufblühenden Kulturstadt beizuwohnen Gelegenheit fand, und dann war der junge Dichter, der heute zum erstenmal auftreten sollte, Musaeos, der einzige Freund, den er in Pergamon gewonnen hatte. Das freundschaftliche Verhältnis, das sich zwischen den beiden jungen Männern gebildet hatte, erhielt noch dadurch Nahrung, daß beide nebeneinander wohnten und dieselben Grundsätze in der Behandlung der Dichtkunst hatten, die der eine sich spontan angeeignet, der andere in den alexandrinischen Vorlesungen theoretisch gelernt hatte.

Als der junge Gelehrte jetzt in das überfüllte Theater trat, bemerkte er nur noch in einer der höchsten Reihen einen freigelassenen Platz, zu dem er auf den Treppen des keilförmigen Ganges hinanstieg. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, so begann der Wettkampf.

Die Aufgabe, welche den wetteifernden Dichtern gestellt war, bestand in einem Preis- und Dankeslied auf den regierenden König, dessen vortreffliche Eigenschaften in der ganzen Welt bekannt und besungen waren. Nachdem die ersten Dichter zum Teil unter ziemlicher Unaufmerksamkeit der versammelten Menge ihre Gesänge vorgetragen hatten, in denen sie besonders die Kriegsthaten des Fürsten und seines Vaters Attalos feierten, kam als der letzte und jüngste Musaeos an die Reihe, ein frischer junger Mann mit schwarzgelocktem Haar. Unter großem Stillschweigen begann der Dichter. Er schilderte des Königs Verdienste um Kunst und Wissenschaften, den Ausbau und die Vergrößerung der Bibliothek, die Gründung und Einrichtung des Museums, das nach alexandrinischem Muster gebaut und verwaltet war, dann ging er zu den rein menschlichen Eigenschaften des Königs über, pries das gute Verhältnis zu seinen drei Brüdern, seine Liebe und Ehrerbietung gegen seine Mutter Apollonias, seine aufopfernde Treue gegen seine Gemahlin Stratonike, seinen Edelmut und seine Freundlichkeit gegen jedermann, so daß er nicht nur der erste, sondern auch

der beste Mensch des pergamenischen Reiches genannt werden sollte, nicht nur der beste Fürst, sondern auch der beste Sohn, Gatte und Familienvater.

Als Musaeos geendet hatte, brach ein ungeheurer Beifallssturm im Theater los, und der König, der zwischen seiner Mutter und seiner Gemahlin in der Nähe der andern Mitglieder der königlichen Familie in der vordersten Reihe auf mächtigem Marmorstuhle gefessen hatte, erhob sich um die Preisrichter von seinem Wohlgefallen zu unterrichten.

In diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit des Demetrios auf eine Szene hinter seinem Rücken gelenkt. Er hatte aus weiblichem Munde einen Ausruf gehört: „O Zeus!“, worauf ein allgemeines Rücken und Rufen entstanden war. Als er sich umdrehete, sah er, daß ein junges Mädchen ohnmächtig geworden war, um das jetzt eine Alte und andere Zuschauer eifrig beschäftigt waren. Er sprang schnell von seinem Sitz auf, rief nach einem Theaterdiener, der sogleich mit Wasser und Wein erschien, drängte die Alte fort, welche schrie und jammerte, befeuchtete die Stirn des Mädchens, dessen Kopf er leise ergriffen hatte und in seiner Rechten hielt, und flößte ihm etwas Wein ein. Nach kurzer Zeit war das Mädchen zum Bewußtsein zurückgekehrt, und er sah in ein Paar dunkelschwarze Augen, die von langen, seidenen Wimpern beschattet waren. Die frische Farbe kehrte in die Wangen zurück, und die vor kurzem ganz bleichen Lippen röteten sich und zeigten die ganze Schönheit eines eben erblühenden Mädchengesichtes, das ihn stumm, und wie es schien, noch halb abwesend betrachtete.

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte er leise die Nachbarin, da die hervorragende Schönheit der Züge, die ihm bei dem Eintreten in das Theater gar nicht aufgefallen war, eine mächtige Anziehungskraft auf ihn auszuüben begann.

„Es ist Glykerion,“ erwiderte diese, „die Schwester des Dichters Musaeos, die vermutlich aus Freude über den Sieg und die Ehre ihres Bruders ohnmächtig geworden ist.“

„Wie,“ sagte er erstaunt, „Du bist Glykerion, die Schwester meines Freundes und Nachbarn, und ich habe Dich noch niemals gesehen und von Deiner Existenz gar keine Ahnung gehabt?“

„Das ist wohl möglich,“ erwiderte sie leise, „denn ich war längere Zeit in Mytilene bei den Eltern meines Verlobten und bin erst vor einigen Tagen zurückgekehrt. Dann bist Du also Demetrios, der große Grammatiker, von dem mir mein Bruder erzählt hat. Und nun danke ich Dir sehr für Deine große Freundlichkeit.“

„Gestatte mir aber, daß ich Dich hinunterbegleite und nach Hause führe, denn vielleicht wiederholt sich der böse Anfall.“

Sie stand auf, brachte die schwarzen Haare in Ordnung, welche in zwei großen Locken auf die Schultern hinabfielen, hob den Fächer auf, der ihrer Hand entfallen war, und zog sich das weiße Himation über der Schulter zurecht, unter dem ein dunkelblaues, mit goldenem Saum eingefasstes Gewand bis zu den Knöcheln des Fußes herabfloß.

Das ganze Theater hatte sich unterdessen zu entleeren begonnen, da die Überreichung des Lorbeerkränzes an Musaeos bereits erfolgt war, und so führte Demetrios seine junge Nachbarin an der Hand die Stufen hinab durch eine ruhigere Menge ins Freie, während die alte Dienerin Berenike ihnen folgte. Als sie auf die Straße gelangt waren, wollte Glykerion noch einmal ihren Dank ausdrücken, doch verhinderte sie Demetrios, indem er sagte:

„Was ich gethan habe, verdient keinen besonderen Dank. Nun aber laß mich Dir danken, daß ich auf so artige Weise ein seltenes Mädchen, die Schwester meines geliebten Freundes, kennen gelernt habe. Und wenn Du nur ein wenig Dich erkenntlich zeigen willst, zögere nicht, uns zu besuchen und uns Deine Freundschaft zu schenken. Du weißt, daß ich verheiratet bin, und daß meine Frau sehr abgeschlossen und einsam lebt, nur mit der Pflege und Erziehung ihrer beiden Kinder beschäftigt. Du wirst mit Deinem jugendfrischen Wesen die Einsamkeit unsres Hauses versüßen und die Schwermut verschneiden helfen, welche der Aufenthalt in einer fremden Stadt und unter unangenehmen Verhältnissen zu erzeugen begonnen hat.“

„Ich willige gern ein,“ antwortete Glykerion heiter, „aber das eine mußt Du mir versprechen, daß, wenn ich einmal in Deine Bibliothek komme, Du mich nicht, wie ein alter gelehrter Griesgram, zur Thüre hinausweist, sondern mich hübsch unterrichtest in dem, wonach ich Dich fragen will. Denn Du mußt wissen, daß ich eine große Verehrerin der Dichtkunst bin, die in dem Hause meines verstorbenen Vaters sehr in Ehren gehalten wurde, daß ich mit Leidenschaft die alten Dichter unsres Volkes lese, aber nicht immer alles verstehe und deshalb gern Belehrung empfangen.“

„D,“ sagte Demetrios, „worauf könnte ich stolzer sein, als eine so schöne Schülerin zu haben? Komme nur, so oft es Dir beliebt, und Du wirst in mir den geduldigsten Lehrer kennen lernen. Und jetzt lebe wohl, denn wir sind eben an Deiner Thür angelangt!“

Er drückte die zarte, weiße Hand, sah noch einmal in die dunkeln, versengenden Augen und in das schöne errötende Gesicht des siebzehnjährigen Mädchens, und ein leises Beben schien durch seinen ganzen Körper zu ziehn. Sie sagte hastig „Auf Wiedersehn“ und war schnell mit ihrer Dienerin in der Hausthür verschwunden.

Als er nach Hause gekommen war, vermochte er nicht zu arbeiten. Die Luft beengte ihn, und er öffnete das Fenster. Mit unruhigen Schritten durchmaß er seine Stube und wiederholte sich noch einmal die Ereignisse des heutigen Tages.

II.

Schon am nächsten Vormittag machte Glykerion ihren Besuch bei Melanippe, der Frau des Demetrios, und fand in ihr eine stille, freundliche Frau, welche mit Eifer die Küche und die Wirtschaft besorgte und daneben nur noch für ihre beiden Kinder zu leben schien, Apollodoros und Arsinoe, die sie mit ihrer mütterlichen Angstmichigkeit hütete. Als Melanippe durch die Angelegenheiten der Küche

fortgerufen wurde, führte Glykerion die Kinder in den kleinen Garten, der hinter dem Hause lag, spielte und jagte sich mit ihnen herum, so daß alle mit hochgeröteten Gesichtern in das Haus zurückkehrten. Dann entfernte sie sich, nicht ohne das Versprechen gegeben zu haben, häufig wiederzukehren.

Auch am dritten Tage stellte sie sich wieder ein, und da die Kinder ausgegangen waren, Melanippe aber noch mit ihrer Wäscherin ein kleines Geschäft zu besorgen hatte, so wurde sie gebeten, einige Minuten in dem Arbeitszimmer des Demetrios zu verweilen.

Als sie eintrat, saß Demetrios an einem Schreibtisch, hatte große Blätter eines glänzenden, weißgelben Papiers vor sich, von denen einige schon beschriebene neben ihm lagen. Er sprang auf, als er das Mädchen hereinkommen sah, lief ihr entgegen, reichte ihr die Hand, die er herzlich drückte, und nötigte sie auf ein Ruhelager, das in der Ecke des Zimmers stand. „Jetzt,“ sagte er, „bist Du für einige Zeit meine Gefangene, und nun mußt Du Dir zuerst eine Erklärung aller meiner Schätze gefallen lassen. Hier auf meinem Tisch siehst Du die letzte Erfindung von Pergamon, ein neues Papier, welches eine große Umwälzung in unsrer Gelehrtenwelt hervorbringen wird. Bisher haben wir nur auf unbehülfliches Papier geschrieben, welches von den Deckblättern der ägyptischen Papyrusstaude bereitet war. Nun aber, da der verstorbene ägyptische König Epiphanes in sehr kleinlichem Neid und in Engherzigkeit die Ausfuhr des ägyptischen Papyrus von Alexandria verboten hat, ist man hier auf die Bereitung eines viel schöneren und dauerhafteren Schreibstoffes verfallen, den man von fein gegerbtem und sodann geglättetem Kalbfell herstellt. Krates scheint das Hauptverdienst an dieser Bereitung zu haben. Bewundere nur den Glanz und die Festigkeit dieses vortrefflichen Materials. Ich habe vorgestern einen großen Einkauf gemacht und bin gerade dabei, die erste olympische Ode Pindars abzuschreiben und an meinen geliebten Lehrer Aristarch zu schicken, der ein erstauntes Gesicht machen wird, wenn er das festgebundene Buch in seiner Hand halten wird.“

Und er trat vor sie hin und reichte ihr die beschriebenen Pergamentblätter, von denen sie mit entzückten Augen einige schön und groß geschriebene Verse herunterlas, während ihre dunklen Locken auf das Papier herniederfielen. Dann fuhr sie mit ihren Fingern über den unbeschriebenen Rand und bewunderte die außerordentliche, künstlich hergestellte Glätte, durch welche das Schönschreiben so bedeutend erleichtert wurde.

„Und jetzt,“ fuhr er fort, „will ich Dir gleich meinen größten Schatz zeigen.“

Er trat an die Bücherständer, welche die beiden Hauptwände des Zimmers bedeckten, und auf denen zahlreiche Papyrusrollen sich befanden, die in eimerartigen Futteralen oder Umhüllungen eingestellt waren, aus denen oben kleine Fähnchen mit dem Titel der Schrift hervorragten. Er langte von dem obersten Fach einige Futterale herunter, auf deren Fähnchen das Wort „Homeros“ stand, und breitete nun vor den entzückten Blicken Glykerions eine Rolle aus, in welcher das erste Buch der Homerischen Ilias schön geschrieben stand, während am Rande

einzelne Verse mit allerlei Strichen und Zeichen versehen waren, die mit roter Tinte ausgeführt waren.

„Hier,“ sagte er, „ist unser alter Vater Homer, und hier am Rande sind die von mir eingetragenen kritischen Zeichen meines verehrten Aristarch, die durch die beiden großen Gedichte hindurchgehen, und wenn Du eine recht fleißige Schülerin sein willst, werde ich Dir später einmal erklären, was diese Zeichen für eine Bedeutung haben.“

Sie nahm die Rolle in ihre Hände, rollte sie langsam auf und las einige Stellen des zierlich geschriebenen Textes leise vor sich hin. Dann nahm er sie zurück, that sie wieder in das Futteral und stellte sie auf ihren Platz.

„Jetzt will ich Dir meinen ganzen Vorrat erklären. Hier auf dieser Seite sind die Dichter nach der Auswahl, wie sie unsere großen Gelehrten, Kallimachos und Aristarch, getroffen haben, wenn auch natürlich nicht vollständig. Hier oben sind die Epiker, hier in der Mitte die Lyriker, und unter ihnen enthalten jene beiden Futterale von glänzendem Purpur meinen großen Liebling, die Dichterin Sappho.“

„O, das freut mich,“ rief Glykerion, sprang von ihrem Lager auf und klatschte in die Hände, „denn Du mußt wissen, daß Sappho auch meine Lieblingsdichterin ist, und als ich neulich in Lesbos war, haben sie mir alle Plätze zeigen müssen, welche die Sage mit dem Leben der großen Dichterin verbindet, und auch das Vorgebirge, von dem, wie die dummen Lesbier glauben, sie sich heruntergestürzt haben soll. Nicht wahr, das glaubst Du nicht?“

„Nein,“ sagte er lächelnd, „das ist eine Erfindung, da Sappho einen gewöhnlichen Tod gefunden hat,“ und er erklärte ihr den Rest seiner Bibliothek.

„Erlaube nun,“ sagte er, als er mit den Prosaiskern fertig geworden war, „daß ich Dir einen Vorschlag mache. Ich habe die Gedichte meines Lieblings lange nicht in der Hand gehabt, da mich eine homerische Arbeit zu sehr in Anspruch genommen hat. Wie wäre es, wenn wir von morgen ab täglich eine Stunde dieser Dichterin widmeten?“

„O, wie gut Du bist!“ rief sie erfreut aus, „ich war nur nicht unbescheiden genug, um dies selbst vorzuschlagen. Denn so sehr ich auch diese Dichterin liebe, so vieles ist mir bei ihr nicht ganz verständlich, nicht nur einzelne dialektische oder metrische Formen, sondern auch öfters der ganze Inhalt eines Gedichts, von dem ich nicht weiß, ob er sich auf die Dichterin selbst bezieht, oder auf eine Freundin oder gar auf eine dritte Person. Jetzt aber will ich Dich nicht länger aufhalten! Wenn Du also erlaubst, werde ich morgen früh wiederkommen. Unterdessen will ich sehn, wie Melanippe mit ihrer Wäscherin auseinander gekommen ist.“

Und damit sprang sie behende zum Zimmer hinaus. Demetrios aber saß noch lange da, in Gedanken versunken, und starrte auf die Pergamentblätter, indem er sein Haupt mit der Hand stützte.

Schon am nächsten Tage begannen die Vorlesungen. Glykerion, welche Braut war und noch innerhalb dieses Jahres, sobald sie das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben würde, heiraten sollte, verlangte zunächst nach den Hochzeits-

liedern der Sappho, und so begannen sie mit diesen. Mit methodischer Auswahl wurden zuerst die ernsthafteren gelesen, dann die scherzhaften und humoristischen. Sie schwelgten beide in den wunderbaren Bildern und Naturschilderungen der Dichterin, wie sie den Hochzeitszug malt, mit den Eroten an der Spitze, den Chariten und Musen in Begleitung, während Aphrodite auf ihrem Liebeswagen sich dem Hochzeitsgemach nähert, die Stirn mit Hyazinthen geschmückt, indem die Haare lose im Winde flattern. Besonders gefielen ihr diejenigen Lieder, die an den Bräutigam gerichtet waren, und in denen die Dichterin seine hohe Gestalt, seinen Mut, seine Schönheit oder seinen Ruhm preist.

Bei den scherzhaften Gedichten wurde aber Glykerion ungehalten über eines, in welchem die Brautjungfern sich über das läppische und bäurische Wesen eines Bräutigams lustig machen.

„Ich finde das sehr unrecht,“ sagte sie, „daß die Dichterin ein Mädchen, das so lange zu ihrem Schülerkreis gehört hat, dergestalt verhöhnen läßt. Denn es können doch nicht alle, welche dichterische oder musikalische Neigungen gepflegt haben, Dichter oder Musiker heiraten.“

Demetrios suchte das Verfahren der Dichterin dadurch zu motivieren, daß sie alle Mädchen ihres intimen Kreises, die sie nach sorgfältigster Auswahl sich heranzog, für so hervorragend hielt, daß sie ihnen nicht den ersten, besten Mann wünschte, sondern einen, den gleichfalls „die Musen geküßt haben“, und wo das Gegenteil eintraf, sie gleichsam aufgebracht war durch den Abfall oder den Verrat an den Grundsätzen, welche die Schülerinnen jahrelang gepflegt hatten.

Nach den Hochzeitsliedern kamen die Liebeslieder, die meistens jungen Mädchen in den Mund gelegt waren und durch Innigkeit des Gefühls, durch Sehnsucht und Behmut sich auszeichneten. Glykerion fühlte sich in eine andere Welt versetzt durch jene Lieder, die von Myrten und Rosensträuchen zu duften schienen, in denen die Geliebte geschildert war, bald unter dem Baum liegend und träumend, bald wie sie durch den Abendstern der Mutter geraubt und den Armen des Geliebten zugeführt wird, Lieder, welche so ganz erfüllt waren von Liebesleid und Liebeslust. Hier wurde sie am meisten ergriffen durch das Lied jener sizilischen Nymphe, welche den schönen, aber unempfindlichen Phaon liebte, und als ihre Liebe unerwidert blieb, sich vom Felsen in das Meer stürzte, jenes Gedicht, welches Veranlassung zu der thörichten Sage von der Liebe der Dichterin und ihrem Selbstmord gegeben hat. So sehr sie die Schönheit und die leidenschaftliche Glut dieses Gedichtes pries, so wenig war sie mit der Katastrophe einverstanden.

„Ich glaube nicht,“ sagte sie eifrig, „daß ein griechisches Mädchen sich aus verschmähter Liebe in das Wasser wirft. Einer stolzen Römerin traue ich dies schon zu, eben aus Stolz, aber wir kennen diese Wertschätzung unserer Persönlichkeit nicht und beanspruchen sie auch nicht von anderen; in unseren Adern rollt das Blut leichter und schneller. Deshalb vergessen wir eine solche Angelegenheit bald und lieben im nächsten Jahr einen andern.“

So waren viele Wochen verstrichen. Melanippe hatte ohne Überraschung von jenem Unterricht gehört und hatte geschwiegen; sie hatte bemerkt, wie die

Augen ihres Mannes glänzender, sein ganzes Wesen frischer und elastischer wurde, und hatte geschwiegen; sie hatte gesehen, wie das gelehrte Paar an schönen Tagen in dem Garten unter einem alten Olivenbaum saß, mit der Papyrusrolle in der Hand, wie sie lebhaft lasen und disputierten, und sie hatte geschwiegen. So wenig sie daran zweifelte, daß ihr Mann sie aufrichtig liebte, so sehr war sie auch davon überzeugt, daß sie ihm selbst wenig Unterhaltung gewähren konnte, weil sie kaum für etwas anderes, als für wirtschaftliche und häusliche Dinge Interesse hatte. Sie gönnte ihm daher dieses Vergnügen des Zusammenseins, das ihm Befriedigung zu gewähren schien, nahm an den Ausflügen teil, welche auf den Vorschlag von Glykerion öfters nach den benachbarten Bergen und Klippen unternommen wurden, und freute sich, daß Demetrios immer jünger und fröhlicher zu werden begann.

Nicht so gut ging es ihm mit seinen homerischen Vorlesungen im Museum. Krates intriguierte fortwährend gegen ihn und suchte sogar die lernbegierige Jugend von ihm fernzuhalten; gewiß war es seinem Einfluß bei dem König Eumenes zu verdanken, daß Demetrios kein Jahresgehalt gegeben wurde, das die übrigen Lehrer sehr bald erhalten hatten. Krates spottete über die trockene, aristarchische Richtung, welcher Demetrios huldigte, verlachte seine nüchternen, sachlichen Erklärungen und fesselte die große Menge durch die gewählte Diktion, die philosophischen Redensarten und die kühnen, weithergeholten Allegorien und Abenteuerlichkeiten, die er sich von den athenischen Stoikern angeeignet hatte und besonders bei der Mythenerklärung der homerischen Gedichte anzuwenden pflegte. Nach seinen Vorlesungen verließ er hochmütig wie ein Pfau den Hörsaal, von zahlreichen Zuhörern begleitet, welche ihm Beifall klatschten. Er schien in solchen Augenblicken keinen seiner Kollegen zu erkennen.

Um diese Zeit forderte Musaeos, welcher durch seinen Sieg am Dankesfeste Ehren und Unterstützung von der königlichen Familie erhalten hatte, den Demetrios auf, die Königinmutter aufzusuchen, welche die Güte selbst wäre, um ihr seine Angelegenheit vorzutragen. Demetrios ging darauf ein; eine Audienz wurde ihm gewährt. Apollonias war tief entrüstet über das, was sie zu hören bekam. Sie hatte die Gelehrten für vollendete Menschen gehalten und mußte nun hineinschauen in ein Gewebe von Engherzigkeit, von Bosheit, von Verleumdung, von Neid und Geiz. Sie gelobte mit Eumenes zu sprechen. Die Wirkung dieser Unterredung war, daß Demetrios in kurzer Zeit ein Jahresgehalt, wie die übrigen Lehrer des Museums, erhielt.

Als er mit dieser freudigen Nachricht nach Hause zurückkehrte, — welche übrigens auf Melanippe keinen besonderen Eindruck zu machen schien, — wurde ihm ein Brief aus Alexandria übergeben. Sein alter Lehrer Aristarch verlangte, daß er, sobald er könne, nach Alexandria kommen sollte, um auf ein halbes Jahr bei der Herausgabe des Kommentars zu den pindarischen Gedichten behilflich zu sein, zumal Demetrios ein vortreffliches Heft dieses Kommentars besaß. Demetrios wurde durch diese Aufforderung sehr erregt und erklärte, daß er nicht gehen

würde. Aber Melanippe hat so freundlich und redete solange zu, daß er ganz unentschlossen wurde.

Später kam Glykerion. Sie wurde verwirrt, als sie von der Absicht ihres Lehrers hörte, konnte aber auch nur zureden. So entschloß er sich, mit dem nächsten von der Hafenstadt Glaca abgehenden Schiff abzureisen.

Am letzten Abend, da er in seinem Garten spazieren ging, kam Glykerion aus dem Nachbargarten, um Abschied zu nehmen.

„Ich weiß nicht, sagte sie, wie ich diese lange Zeit ertragen werde, aber ich will fleißig zu Melanippe und Deinen Kindern gehn.“

„Auch mir, antwortete er, wird es sehr schwer, gerade in diesem Augenblick fortzugehen, wo Krates zum erstenmal eine Niederlage erlitten hat. Übrigens sehe ich auch gar nicht recht ein, weshalb meine Anwesenheit für Aristarch durchaus notwendig ist, doch — man muß sich wohl fügen. Und nun, meine liebe Glykerion, bleibe recht gesund, und sobald Du etwas auf Deinem kleinen Herzen hast, schreibe es mir, und ich verspreche Dir, umgehend zu antworten. Meine Bücher stehen Dir zur Verfügung; mache von ihnen Gebrauch, so oft Du willst. Und zuletzt noch eines. Gehe Melanippe etwas an die Hand, Du weißt, sie ist fremd in Pergamon und hat so wenig die Gabe, sich Menschen anzuschließen, daß sie sehr einsam lebt und dadurch immer auf trübe Gedanken kommt.“

Glykerion versprach alles. Sie reichten sich noch einmal die Hand, dann trennten sie sich. Am nächsten Morgen wanderte Demetrios noch vor Tagesanbruch nach Glaca, und etwas nach Sonnenaufgang lichtete ein großes Frachtschiff die Anker, welches ihn nach Alexandria brachte.

III.

Aber die Ruhe Glykerions war nur eine erkünstelte gewesen. Kaum war sie mit schwankenden Schritten in ihr Gärtchen getreten, so sank sie nieder vor einer kleinen Marmorstatue der Liebesgöttin, einer Kopie der berühmten praxitelischen Venus, drückte die Stirn an den kalten Marmor, rang die Hände und weinte wie ein Kind. „O, Du Göttin der Liebe! Hilf mir aus meiner Not! Du hast mein Herz abgewendet von meinem Verlobten und in sträflicher Neigung Demetrios zugeführt. Was soll ich beginnen? Womit habe ich das verdient, daß Du mich so gepeinigt hast? Ich habe keinen Augenblick des Tages, wo ich nicht an ihn denke; in meinem Herzen steht sein Bild immerdar, und wenn er von mir geht, so muß ich sterben. Zeige mir einen Weg, o Göttin, der mir den Frieden meines Herzens zurückgibt! Rette mich, Göttin, rette mich!“

Noch lange lag sie da in stummem Schmerz, bis die Abendshatten heraufstiegen und von den benachbarten Bergen die Nebel sich herabsenkten, die sie frösteln machten. Dann ging sie in ihr Schlafgemach, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Berenike erschien geängstigt an der Thür, wurde aber von ihr zurückgeschickt. Sie setzte sich an das geöffnete Fenster, während dicht vor ihr in den Myrtensträuchen eine Nachtigall, wie eine Leidensgefährtin, ihr einsames Klage- lied sang, und die balsamischen Düfte der Blumen in das Zimmer hineindringen.

Sie griff mechanisch nach einem kleinen Pergamentbändchen, das in Purpur und Gold gebunden war und auf ihrem Nachttisch lag, und versuchte sich mit den Klage Liedern ihrer Lieblingsdichterin zu trösten. Ihre Augen fielen zufällig auf das schwermütige Lied des liebenden Mädchens, welches mit Schmerz die Dunkelheit heraufkommen sieht, die Mitternacht heranwacht, den Untergang des Mondes mit Kummer gewahrt, aber vergeblich den Geliebten erwartet. Da fing sie bitterlich zu weinen an.

Nach einiger Zeit entkleidete sie sich und legte sich auf das jungfräuliche Lager. Aber der Schlaf floh sie, und unruhig wälzte sie sich stundenlang herum, bis ein heller Morgenschimmer den jungen Tag verkündete. Dann stand sie schnell auf, legte ihr Gewand an, verließ leise ihr Schlafgemach und ging nach einem vorderen Zimmer, dessen Fenster sie öffnete.

Nach kurzer Zeit verließ ein Mann das Nebenhaus. Sie sank in die Kniee und betete: „Göttin der Liebe! Führe ihn mir gesund zurück, und wenn Du das nicht gewähren kannst, nimm mich zu Dir, damit ich von meinen Schmerzen erlöst werde!“

Einige Tage später war Demetrios in Alexandria angekommen und bei den Eltern seiner Frau abgestiegen. Er war sofort mit Eifer an die von seinem Lehrer ihm gestellte Aufgabe gegangen, welche ihn fast den ganzen Tag beschäftigte. Nur gegen Abend machte er sich frei und ging in das Museum, wo er mit Aristarch und seinen Schülern gemeinsam speiste, worauf gewöhnlich noch ein Spaziergang in den herrlichen, mit Springquellen und Ruheplätzen reich ausgestatteten Gartenanlagen folgte, die innerhalb des kolossalen, zum Museum gehörenden Häuserkomplexes lagen. Seine eifrige Thätigkeit erlaubte ihm nicht, oft nach Hause zurückzudenken; um so mehr war er erfreut, als ihm ein Bote etwa nach drei Wochen zwei Briefe überreichte. Der erste war von Melanippe und lautete folgendermaßen:

Melanippe an Demetrios.

„Ich benutze die auf morgen angelegte Abfahrt eines Pergamentschiffes, um Dich von unserem Wohl zu unterrichten. Wir sind alle gesund, und ich spare in Deiner Abwesenheit immer, wie Du weißt, so daß ich noch nicht nötig gehabt habe, von Deiner Anweisung auf den Kaufmann Philippos Gebrauch zu machen. Glyferion ist fast täglich bei uns und beschäftigt sich viel mit den Kindern, welche an ihr, wie an einer Mutter, hängen und viel artiger geworden sind. Sie hat aber nicht mehr das rosige Gesicht wie früher, und ich glaube, daß ihre Verlobung ihr Sorgen macht; wenigstens bricht sie sofort das Gespräch ab, wenn ich auf ihre bevorstehende Hochzeit und ihren Verlobten zu sprechen komme. Wie geht es meinen Eltern? Vergiß nicht, sie herzlich zu grüßen und ihnen mitzuteilen, daß ich mich wohl befinde. Auch die Kinder senden Dir und den Eltern Küsse. Beiläufig hat Arsinoe neulich gefragt: „Mama, warum heiratet der Vater Glyferion nicht, da sie uns immer von ihm erzählt?“ Das kleine Ding hat merkwürdige Einfälle. Nun lebe wohl!“

Der zweite Brief war von Glyferion. Sie schrieb:

Glykerion an Demetrios.

„Ich darf doch wohl mit dem Recht einer Freundin an Dich schreiben, da Du an mir gleichzeitig die Pflichten eines Vaters und eines Lehrers mit so außerordentlicher Freundlichkeit erfüllt hast. Niemals werde ich es Dir lohnen können, was Du an mir gethan hast, wie Du das vereinsamte und verwaisete Mädchen herangezogen und Deine kostbaren Stunden mit ihrer Belehrung ausgefüllt hast, wie Du mich in unsere herrliche Dichtervelt eingeführt, und auf zahlreichen Ausflügen mir den Sinn für die Naturschönheiten unserer wunderbaren Küstenlandschaften rege gemacht hast. Was Du mir gewesen bist, erkenne ich erst jetzt, wo Du fern, ach so fern! von mir weilst. In den ersten Tagen, als ich morgens, bevor mich unsere kleinen Wirtschaftszorgen in Anspruch nahmen, nicht zu Dir konnte, bin ich ganz träumerisch und traurig geworden. Ich wußte nicht, was ich mit meiner Zeit beginnen sollte, und eine seltene Unruhe überfiel mich. Dann habe ich angefangen zu lesen, was aber auch zuerst sehr schlecht gegangen ist, da mir Deine liebe Anleitung, Dein freundliches Belehren gefehlt hat. Jetzt geht es etwas besser, und mir gefallen die Elegieen des Kallimachos, die Du mir so warm empfohlen hast, ganz wohl, aber welcher Abstand von den alten klassischen Dichtern! Diese übertriebene Detailmalerei, dieses Verweilen bei Kleinigkeiten, die gar keine Bedeutung haben! Außerdem sind diese Liebesgeschichten zu weit hergeholt und gewiß niemals vorgekommen; sie sind schön gedichtet und schön ausgefeilt, aber leiden an innerer Unwahrscheinlichkeit. Wie anders bei Alkaios und Sappho! Da ist jede Silbe Leben und Wahrheit, jedes Wort Liebe oder Schmerz, Genuß oder Tod! — Beiläufig bin ich doch jetzt über das eine Hochzeitslied der Sappho zu einer anderen Ansicht gekommen. Du erinnerst Dich, daß ich einstmals getadelt habe, wie die Brautjungfern einen ungebildeten und bäurischen Bräutigam verhöhnen. Ich glaube doch, daß die Dichterin ganz recht hat. Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mädchen, welches jahrelang zu dem bevorzugten Freundeskreis einer solchen Dichterin gehört hat, mit einem Mann glücklich wird, der für ihre Neigungen nicht die geringste Teilnahme hat. Umgekehrt aber glaube ich auch nicht, daß ein Mann mit einer Frau glücklich wird, die für seinen Beruf und seine Thätigkeit kein Verständnis hat. Doch das sind Dir gewiß langweilige Sachen von einem so einfältigen Mädchen, wie ich bin, das Du zweifellos im stillen schon oft ausgelacht hast. Nun noch etwas von meinem Bruder. Musaeos erzählte mir gestern, daß Krates immer unausstehlicher werde und fast mit allen Gelehrten des Museums durch sein rücksichtsloses, absprechendes und widerspruchsvolles Wesen Händel bekommen habe. Man erzählt sich — denke Dir nur — daß er eine Marmorstatue von sich habe anfertigen und neben seinen Arbeitstisch aufstellen lassen. Er soll so hoffärtig sein und so vor Selbstvergötterung vergehen, daß es gar nicht mehr auszuhalten sei. Einige meinen sogar, daß er bald überschnappen werde. Nun, vielleicht wird man jetzt in Pergamon inne, daß seine Gelehrsamkeit ein schlechter Ersatz ist für die unangenehmen und widerwärtigen Charaktereigenschaften dieser phänomenalen

Größe, wie man früher hier gesagt hat. — Wenn Du es nicht für sehr unbescheiden von mir hältst, so bitte ich Dich, Deinen alten Lehrer freundlich von mir zu grüßen. Im übrigen lebe wohl und gedenke bisweilen Deiner armen Schülerin, die in dem lieben Gesicht Deines Sohnes Deine Züge wiederzuerkennen glaubt.“

Demetrios beantwortete zunächst den Brief seiner Frau. Er erzählte ihr von seinen Arbeiten, von ihren Eltern, denen es gut gehe, und von dem großartigen Leben Alexandriens, das um so geräuschvoller scheine, wenn man durch das stille Pergamon etwas verwöhnt sei. Dann schick er an Glykerion:

Demetrios an Glykerion!

„Dein Brief hat mein Herz mit wohlthuender Freude erfüllt. Ich sehe daraus, daß Du meiner gedenkst, wie ich auch Deiner täglich gedenke. Was ich Dir gegeben, scheint Du mir zu hoch anzuschlagen und dabei zu vergessen, wie Du mir Jugend, Glück und Frohsinn wiedergegeben hast, die bei mir eine Zeitlang ganz gefehlt haben. Mein Beruf ist ja zu unterrichten, und wie sollte ich nicht mit Freuden Unterricht erteilen einer so dankbaren, so eifrigen und so hoffnungsvollen Schülerin, die bald ihren Lehrmeister überflügeln wird. Ich bin täglich mit Aristarch zusammen. Wenn Du doch diesen Mann kennen möchtest! Ein so großer Gelehrter, der größte unsrer ganzen Zeit, und daneben eine solche kindliche Güte, solche Zuborkommenheit gegen jedermann! Wenn er mit seinem freundlichen Gesicht, das von grauen Locken eingerahmt wird, seinen lebhaften braunen Augen vor Dir steht und Dich ansieht, so ist es, als wenn ein warmer Sonnenstrahl Dir ins Herz gedrungen ist. Wie wenig Gelehrte dieser Art giebt es! Schade, daß er mit seinen beiden Söhnen, Aristarch und Aristagoras so großes Unglück hat: das macht ihm vielen Kummer. Er spricht viel von Eurem Krates, den er für einen recht scharfsinnigen Forscher hält, der sich aber zum großen Teil auf verfehlten Wegen befindet. Er begreift aber gar nicht dessen selbstbewußtes und gedehntes Auftreten, vollends nicht, wie die andern Gelehrten Eures Museums sich das gefallen lassen können. Noch gestern Abend war Krates der Gegenstand einer längeren Unterhaltung, an der noch meine älteren Mitschüler Ammonios und Dionysios teilnahmen; der erstere nannte ihn sehr witzig einen hypertrophischen Epigonen. Man kam dazu, daß es die eigentümliche Luft Pergamons sei, welche solche Menschen groß ziehe und ertrage. Eure Stadt verdankt ja ihre Entstehung nur einem Diebstahl von 2000 Talenten, der von dem Eunuchen Philetaros, dem Vertrauten des Lyfimachos, begangen wurde. Hätte nicht der Zufall nachher dem pergamenischen Reich mehrere ganz hervorragende Fürsten geschenkt, besonders Attalos und unsern Eumenes, den besten Menschen des Erdballs, so wäre die Stadt vermutlich ein Räuberneft geblieben. Aber auch jetzt, nachdem die Grenzen des Reichs so bedeutend erweitert sind, ist Pergamon eine Kleinstadt, und es findet eigentlich nur dasjenige dort Anerkennung, was entweder zur Armee gehört, die in zahlreichen Schlachten gegen die Galater ihren Heroismus bewiesen hat,

oder zum Hofe und mit dem Könige und königlichen Hause in naher Berührung steht. Diese wenigen aber — meist impotente Gelehrte — sind dann allmächtig und dürfen sich alles erlauben. Es ist eben kein Handel und Wandel in Pergamon, alles sind dort bezahlte Menschen, die nur ihre persönlichen Interessen im Auge haben, und es giebt kaum einen unabhängigen Mann dort, der den Mut hätte, seine Überzeugung auszusprechen. Euer Museum aber, auf welches das Land so stolz zu sein scheint, ist kein Hort freier Wissenschaftlichkeit, sondern eine Art Priesterschule, wo keiner etwas lernen darf, was ihm nicht vorgeschrieben ist, wo die einzelnen durch eine höhere Macht im Hintergrunde abgerichtet und dressirt und, wenn sie aus der Art schlagen, ausgestoßen werden; man übt dort nur den Formalismus, ohne dem Wesen der Dinge auf den Grund zu kommen. Deshalb die geistige Unklarheit und Unfreiheit. Nur aus diesem Grunde gedeiht bei Euch so die Philosophie, und stehen Männer in Ansehn, die noch nie in ihrem Leben einen klaren Gedanken gehabt haben, besonders Euer kleiner Aristipp, der bei uns nur ungezügelte Heiterkeit erregt. Hier in dem freien Alexandria ist dies alles ganz anders. Da ist der reiche und unabhängige Kaufmannsstand, mit dem doch die Gelehrten in Umgang stehn, da sind die zahlreichen gebildeten Priester, da ist ein ungeheurer Hofstaat, neben dem alles andre in den Hintergrund tritt, da sind die Gelehrten und Schüler aus allen Ländern, die ersten Männer unsrer Zeit, die in ihren Leistungen wetteifern, und unter denen Selbstbewußtsein, Intoleranz und Unverschämtheit gar nicht aufkommen können. Hier wird alles durch die großen Verhältnisse corrigiert. Ein Geck, wie Krates, würde hier dem allgemeinen Gelächter anheimfallen. Aber deshalb wird auch die pergamenische Wissenschaft niemals zur Blüte und zur Anerkennung gelangen, denn Euren Gelehrten ist es gar nicht um die Wissenschaft zu thun, sondern um Einfluß, Ansehn, Stellung, Befriedigung ihrer Eitelkeit: sie wollen Ehren und Geld. — Vielleicht hast Du schon erfahren, daß unser König Philometor und Euer Eumenes einen Vertrag geschlossen haben, wonach die Ausfuhr von Pergament und Papyros freigegeben wird. Hier sind schon einige Schiffsladungen Pergament angekommen, und da haben unsre Gelehrten große Augen gemacht. Seitdem herrscht in allen Werkstätten des Museums und der Bibliothek eine fieberhafte Thätigkeit. Zahlreiche Schreiber müssen Tag und Nacht von den unbequemen Papyrusrollen auf Pergamentblätter abschreiben, und wenn ein Band fertig ist, wird er gleich in den benachbarten Räumen zusammengeleimt und gebunden. Gestern ist der erste Pergamentband der Ilias fertig gestellt und Aristarch von seinen Schülern zum Geschenk gemacht worden. Er soll dabei Thränen vergossen haben. Wenn diese Erfindung doch fünfzig Jahre früher gekommen wäre! Übrigens wird es Dich interessieren, daß Aristarch dem König auf meine Veranlassung den Rat gegeben hat, eine Schiffsladung von feinstem Papyrus den Römern zu schenken, da Euer Eumenes eine ähnliche Ladung von Pergament dem römischen Senat als Geschenk übersandt hat. — Auch unser Pindarkommentar wird auf Pergament geschrieben. Alles ist hier begeistert von diesem neuen Schreibmaterial. —

Doch ich muß jetzt schließen, da es zur Mahlzeit geht. Lebe wohl und vergiß nicht zu schreiben, wann Deine Hochzeit ist, damit ich Dir ein Geschenk übersende."

Etwa einen Monat später erhielt Demetrios einen zweiten Brief von Glykerion, dessen Schriftzüge eine etwas hastigere und aufgeregtere Hand verrieten:

Glykerion an Demetrios.

"Du mußt durchaus bei meiner Hochzeit zugegen sein; ich wäre maßlos unglücklich, wenn Du mir diesen Wunsch nicht erfülltest. Ach ich bin gegenwärtig so ungeduldig und aufgereg! Verzeihe mir nur, wenn der Brief an Dich die Spuren dieses Zustandes verraten sollte. Mein Verlobter ist auf einige Tage hierher gekommen. Ich weiß nicht, ob Du ihn schon kennst. Er heißt Phlegon und hat in Mytilene eine Purpurfärberei von Wollenstoffen. Ich weiß auch nicht, ob er Dir gefallen wird. Er ist sehr gut, aber ihn interessiert nichts. Gestern wollte ich mit ihm in unsre prachtvolle Bibliothek gehen, die noch Eumenes vor kurzem um 30000 Rollen vermehrt hat (sie soll jetzt 200000 Rollen haben, wie mein Bruder mir erzählt hat), aber er behauptete, daß Bücher auf ihn gar keine Anziehungskraft ausüben. Wir beide sind sehr verschieden. Aber der Vormund dringt darauf, daß wir in drei Wochen heiraten, einen Tag nach meinem Geburtstag. So war es der Wille meines verstorbenen Vaters, der mit Phlegons Vater weitläufig verwandt ist. Und nun tausend Dank für Deinen lieben Brief, den ich unzählige Male durchgelesen habe und stets bei mir trage! Also noch einmal, Du mußt zu meiner Hochzeit kommen, sonst machst Du mich unglücklich. Lebe wohl und vergiß mich nicht!"

Demetrios ging lange unentschlossen auf und ab. Von den sechs Monaten, welche er bis zum Abschluß der Arbeit in Alexandria verweilen sollte, waren erst zwei verflossen. Was würde Melanippe denken, wenn er seinen Aufenthalt in so sonderbarer Weise abkürzen wollte? Endlich entschloß er sich mit Aristarch zu sprechen. Er gieng zum Museum, durchkreuzte mehrere innere Höfe und stand endlich an dem Eingang des größten philologischen Hörsaals. Ein dumpfes Brausen, ein Drängen und Stoßen im Innern des Saals, darauf eine große Menge von Jünglingen und Männern, die sich in den Garten ergossen, verkündete den Schluß eines Vortrags. Aristarch kam heraus, und sie gingen zusammen nach dem Hafen hinab, der schlanke, hochgewachsene Mann neben dem alten, kleinen, ehrwürdigen Herrn. Am Hafen herrschte unermeßliches Gewühl; viele Hunderte von Schiffen wurden beladen und entladen unter dem andauernden Geschrei der Matrosen und Gepäckträger, die sich ihre Last durch Zurufen zu erleichtern suchten. Sie betraten dann den Damm, der zum Leuchtturm auf der Halbinsel Pharos führte. Hier war es allmählich stiller geworden, so daß Demetrios sein Herz ausschütten konnte. Er sagte nichts von dem Brief der Glykerion, sondern sprach nur von Familienverhältnissen, die ihn nach Hause riefen, besonders von der Besorgnis seiner Frau, in der fremden Stadt so lange allein zu sein.

Unerwarteter Weise machte Aristarch gar keine Anstalten, der Heimkehr

Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Da in Pergamon — äußerte er — eine so vortreffliche Bibliothek wäre (beinahe so vollständig als in Alexandria), so sollte Demetrios dort den Rest des pindarischen Kommentars niederschreiben und dann die Arbeit nach Alexandria schicken, damit sie dem ganzen Werke einverleibt und dann den Abschreibern und dem Buchhandel übergeben werde. Bei dieser Wendung des Gesprächs vermochte Demetrios sein Herzklopfen nicht zu unterdrücken, und er reichte gerührt dem alten Freunde die Hand.

Sie gingen dann gemeinschaftlich über den Damm zurück zum Hafenmeister, der ihnen mittheilte, daß in vier Tagen ein Schiff mit Feigen, Melonen und Datteln nach Claea ginge, das man benutzen könne.

Demetrios war freudig erregt. Er verabschiedete sich schnell, ging nach seiner Wohnung und schrieb:

Demetrios an Glykerion.

„Natürlich muß ich bei Deiner Hochzeit sein. Wie könnte ich meine liebe Glykerion fortziehen lassen, ohne dabei zu sein und sie noch einmal so recht genau mir anzusehen, bevor sie uns für immer entführt wird! Also ich komme. Wir haben alles auf das Beste geordnet. Zu spätestens vierzehn Tagen hoffe ich bei Euch zu sein. Lebe wohl! Grüße Melanippe und die Kinder!“

Dann fiel ihm aber ein, daß der Brief doch erst mit seinem Schiff weggehen konnte und nicht früher, wie er selbst, in Pergamon ankommen würde. Deshalb steckte er ihn nur zu sich, ohne ihn abzuschicken.

Vier Tage später verließ ein stolzes Segelschiff den großen Hafen Alexandrias. Auf dem Borderteil des Schiffes stand Demetrios. Er achtete nicht des imposanten Anblicks, den die Millionenstadt in seinem Rücken gewährte, nicht der ungeheuren Paläste, der Türme, Mauern und Hafengebäude, nicht des Mastenwaldes im Hafen, der eine undurchdringliche Mauer bildete, nicht der zahlreichen Schiffe, die mit schwellenden Segeln den Hafen verließen oder hineinfuhren, sondern sah nach vorwärts, von Freude und Erwartung erfüllt, was die Zukunft ihm bringen würde.

IV.

Der Geburtstag Glykerions war angebrochen. Auf einem Tisch lagen prachtvolle Geschenke, welche Phlegon mitgebracht hatte: Schmucksachen, Gewänder von feinsten Purpurstoffen, ein ägyptischer, mit Pfauenfedern geschmückter Fächer und ein Sonnenschirm von Antiochia. Aber Glykerion hatte diese Gegenstände kaum eines Blickes gewürdigt, sondern sehr bald nach dem Aufstehn nach dem Vormund verlangt, den sie auf ihr Zimmer beschied. Der Vormund war ein kleiner, etwas verwachsener Mann mit dunklen, blinzeln den Augen und grauem, struppigem Haar.

„Ich will Dir nur eröffnen, Agathokles,“ begann sie, „daß ich von der Verbindung mit Phlegon zurücktrete. Ich habe mein Herz lange und sorgfältig geprüft und kann diesen Schritt nicht über mich bringen. Unsere Neigungen sind zu verschieden, und ich glaube, daß Phlegon sich nicht sehr grämen wird, wenn er ein anderes Mädchen heimführt.“

„Was,“ rief Agathokles und sprang erregt im Zimmer umher, „Du willst

jetzt zurücktreten, jetzt, wo die Gäste benachrichtigt sind, wo alle Vorbereitungen zum Hochzeitsmahl getroffen sind, nachdem Du über ein Jahr öffentlich verlobt gewesen bist. Und glaubst Du, daß die reiche und angesehene Familie Deines Verlobten diese Schmach ertragen wird? Wie schlecht aber kennst Du Phlegon, wenn Du meinst, daß er sich leicht trösten werde. Du mußt ja am besten wissen, wie reich er Dich stets beschenkt hat, und wie er Dich liebt!"

"Ich will das gar nicht in Frage stellen," erwiderte sie, "daß er mich liebt, aber ich liebe ihn nicht, und je länger ich ihn kenne, desto weniger erregt er mein Gefallen, und desto gleichgiltiger wird er mir. Deshalb kann ich niemals seine Frau werden."

"Du wagst uns zu trozen," sagte der Vormund erregt, "und erinnerst Dich nicht, wie viel Deiner ganzen Familie an dieser Ehe gelegen war, wie Dein Vater sein Vermögen verlor und nur in der Verbindung mit diesem reichen Neffen seine Rettung ersah?"

"Wie," rief sie aus, und eine dunkle Röte überzog ihr Gesicht, indem sie aufsprang und mit dem Fuß auf den Boden stampfte, "ich sollte das Opfer sein, durch welches die Verhältnisse meiner Familie wieder gehoben würden? Nie und nimmermehr geschieht das!"

"Du übertreibst, Glykerion," sagte Agathokles ruhiger, "wenn Du die Sache allein von diesem Gesichtspunkt aus betrachtest. Dein Vater hatte auch ein Interesse daran, die beiden verwandten Familien wieder durch eine Ehe näher zu bringen. Auch Dein Bruder ist derselben Ansicht."

Damit öffnete er die Thür und rief Musaeos herein.

"Nicht wahr, Musaeos," sagte sie weich und ging ihrem Bruder entgegen, dem sie die Hand reichte, "Du, mein einziger Bruder, der an mir Vaterstelle vertreten hat, Du kannst es nicht wollen, daß ich mit jemandem zusammengefettet werde, den ich niemals werde lieben können?"

"Liebe Glykerion," sagte dieser etwas zaghaft, "vergiß nicht, daß wir beide fast Bettler sind. Die kleine königliche Unterstützung und das wenige, was ich mit meinen Gedichten verdiene, reicht kaum aus, um mich zu unterhalten, geschweige denn uns beide. Wie sollte ich nicht mit allen Mitteln eine eheliche Verbindung unterstützen, die Dich wenigstens in der Zukunft vor Not und allen Sorgen sicher stellt? Also um Deinet- und um meinetwillen darfst Du jetzt keinen thörichten Schritt mehr thun. Solltest Du aber in diesem Augenblick die eheliche Verbindung noch nicht wünschen, sollte sie Dir vielleicht zu überraschend gekommen sein, oder solltest Du Dich den Aufgaben des Ehestandes noch nicht gewachsen fühlen — so können wir ja das Fest um einige Tage oder Wochen verschieben."

Sie antwortete nicht, sondern bedeckte das Gesicht mit ihren Händen, sie wankte auf ihren Sessel zurück und legte den Kopf auf den Tisch, indem sie leise zu weinen begann. Die Männer warfen sich einen verständnisvollen Blick zu, der bedeutete, daß sie gesiegt hätten, und verließen still das Gemach.

Dies waren die letzten Worte, die Glykerion vor der Hochzeit mit ihrem Vormund und ihrem Bruder gesprochen hatte.

V.

Der Vormittag dieses Tages war fast vorbei. Demetrios war noch immer nicht da. Statt seiner war aber am heutigen Morgen ein eiliger Brief durch einen Fischer übergeben worden, worin er schrieb, daß sie einen schweren Sturm erlitten, ein Segel verloren hätten und gezwungen wären, in Rhodos einige Tage zu verweilen, um den Schaden auszubessern, daß er aber am Geburtstag Glykerions in Pergamon zu sein gedenke. Melanippe war erstaunt über diesen Brief, denn sie wußte gar nicht, daß Demetrios auf der Rückreise sei, hatte auch keine Ahnung davon, daß er seine Absicht, ein halbes Jahr fortzubleiben, aufgegeben hatte.

Einen andern Eindruck machte dieses Schreiben auf Glykerion, die noch im Laufe des Vormittags herüberkam. Die Röthe kehrte in ihre Wangen zurück, die in den letzten Tagen immer farbloser geworden waren, ihre Augen erhielten den alten Glanz, die Verstimmtheit, welche die Unterredung am Morgen erzeugt hatte, wich, und eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Aufgeregtheit bemächtigte sich ihres ganzen Wesens. Sie umarmte Melanippe wiederholentlich und küßte sie herzlich, sie hob die Kinder in die Höhe und liebte sie einmal über das andere. Eine eigentümliche, frampfhafte Fröhlichkeit hatte ihr ganzes Wesen ergriffen. Zuletzt bat sie um Erlaubnis, die Kleinen zu sich herübernehmen zu dürfen, was auch freundlich gestattet wurde.

Phlegon, der schon den Abend vorher angekommen war, machte zwar ein sehr erstauntes Gesicht, als sie mit den Kindern erschien, ebenso ihr Bruder und ihr Vormund, aber sie nahm nicht die geringste Notiz davon, setzte die Kinder auf ein Ruhelager, spielte mit ihnen, herzte und küßte sie, legte sie bei der Mahlzeit, wo es sehr schweigsam herging, neben sich und beschäftigte sich ausschließlich mit ihnen, indem sie es den beiden Männern überließ, sich gegenseitig zu unterhalten.

Spät am Nachmittag war Demetrios angekommen. Seine Begrüßung mit Melanippe und den schnell zurückgeholtten Kindern war herzlich. Als dann die Dämmerung heraufzuziehen begann, und ihm das Essen zubereitet wurde, ging er in den hinteren Teil des Gartens, wo ihr Lieblingsplatz unter den alten Olivenbäumen gewesen war.

Eine Weile schritt er in Gedanken auf und ab. Dann öffnete sich die benachbarte Gartenthür, und Glykerion, in demselben blauen Gewande, in welchem er sie zuerst im Theater gesehen, lief mehr, als sie ging, auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen, umschlang seinen Hals, drückte zahlreiche Küsse auf seinen Mund, dann barg sie mit dem Ruf „O mein Gott, ich danke Dir,“ ihren Kopf an seiner Brust, ihn noch immer umfaßt haltend, indem ein immer stärker werdendes Schluchzen ihren zarten Körper erbeben machte.

Demetrios hatte die Arme ausgebreitet, als sie auf ihn zugelaufen war, und hatte dann, als sie an seinem Halse hing, nur „Glykerion, meine liebe, liebe Glykerion“ sagen können. Jetzt küßte er das schwarze Haar und strich ihr mit der Hand durch die schönen Locken, die das ganze Gesicht verdeckten. „Was ist Dir, mein einziges Kind? Was ist Dir geschehen? Bist Du unwohl, oder fehlt

Dir sonst etwas? Ist Phlegon zu Dir unfreundlich gewesen? Oder Dein Vormund? Woher diese ungewöhnliche Aufregung? Das Weinen? Sei vorsichtig! Wir dürfen hier nicht bleiben, — sprach er leiser — es können Leute kommen.“

„O mein Gott,“ rief sie unter Schluchzen, „ich bin so maßlos unglücklich! Rette mich doch vor dieser unglückseligen Ehe.“

„Glykerion,“ flüsterte er geängstigt, „mein armes, armes Kind, was kann ich dabei thun? Morgen ist Deine Hochzeit, und mit welchen Mitteln kann ich sie hindern? Sei vernünftig, mein Kind, sieh, da treten einige Männer aus Eurem Haus, sie werden Dich suchen. Sei ruhig, Glykerion, wir müssen uns trennen! Lebe wohl! Doch halt! Eines hätte ich beinahe vergessen. Hier ist Dein Geburtstagsgeschenk, das ich Dir von Alexandria mitgebracht habe.“ Und er machte leise ihren Arm von seiner Brust los, nahm aus einem Etui von prachtvollem Purpursamt einen halb silbernen, halb elfenbeinernen Reifen heraus und steckte ihn in ihr volles Haar. Darauf drückte er noch einen Kuß auf die reine Stirn und verschwand in dem Schatten der Bäume.

Nach der Mahlzeit ging Demetrios, der sehr schweigsam gewesen war, in sein Zimmer. Wohl über eine Stunde saß er da, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sein vergangenes Leben und die Zukunft zogen vor seinem Geist vorüber. Er fragte sich wiederholentlich, ob er in seiner Ehe das Glück erreicht habe, das er gesucht hatte, und er mußte diese Frage verneinen. Er hatte eine Kaufmannstochter aus Alexandria geheiratet, die etwas Vermögen hatte, wie dies auch andere seiner Mitschüler in der großen Handelsstadt gethan hatten, die an ein etwas reicheres Leben und eine sorgenfreiere Existenz von Jugend auf gewöhnt waren. Er hatte Melanippe bei Verwandten kennen gelernt, und sie hatte ihm gefallen wegen ihres geraden, ruhigen Sinnes und ihrer Bescheidenheit. Als sie aber verheiratet waren, merkte er mehr und mehr, daß sie in zahlreichen Punkten Gegensätze bildeten. Er war begeistert für Litteratur und Kunst und liebte das Leben in der Außenwelt, da er als junger Mann stets in großen Kreisen verkehrt und teilweise gemäß seiner persönlichen Eigenschaften dominiert hatte. Sie hatte niemals für die idealeren Dinge Interesse gehabt und besaß zu wenige natürliche Anlagen, um dasselbe sich wenigstens zum Schein anzueignen, außerdem hatte sie gar kein Bedürfnis nach der Außenwelt und fühlte sich in großer Gesellschaft leicht einsam und übersehen, so daß sie schließlich auch ihn mehr und mehr vereinsamt hatte, was seine Fröhlichkeit und seinen Humor in frühzeitigen Ernst umgewandelt hatte. Auch sein Idealismus wurde nicht selten durch ihre überaus prosaische Art empfindlich abgestoßen. Noch schlimmer wurde dies, als der erste Knabe geboren wurde. Sie rührte sich nicht mehr aus der Kinderstube heraus, und oft mußte er allein die Mahlzeit einnehmen, weil Melanippe in derselben Zeit dem Kinde zu essen gab. Ihr ganzes Sein ging jetzt in der Kinderstube auf, und in sein leidenschaftliches, Liebe und Teilnahme verlangendes Herz schlich langsam des Gefühl der Welteinsamkeit, des Unbefriedigtseins, der Erkaltung und der Gleichgiltigkeit. Das Bewußtsein einer festen, ehelichen Gemeinschaft war mit dem geringeren Zusammenleben allmählich abhanden gekommen.

Da lernte er Glykerion kennen, ein Wesen, das mit seinem feurigen Temperament, seinen Neigungen und Abneigungen ihm gleichgeartet zu sein schien, das mit einem Mal die ganze Leere auszufüllen vermochte, welche in seinem Herzen vorhanden war. Schon der erste Anblick ihrer außerordentlich schönen und feinen Züge hatte ihn bezaubert. Jetzt wußte er, was er kaum zu ahnen gewagt hatte, daß nur sie ihn leidenschaftlich liebte, daß es ihn nur ein Wort kosten würde, um sie von dem verhassten Bund mit Phlegon abwendig und in seinen Armen glücklich zu machen. Ja, jetzt durfte er die Schwingen erheben, die früher so oft an dem Boden festgeklebt zu sein schienen. Zum erstenmal hatte ein Sonnenstrahl himmlischer Liebe sein bedürftiges, stürmisches, verlangendes Herz getroffen! Sollte er den letzten Schritt thun, sollte er Melanippe verlassen?

Er stand auf und ging in sein Schlafzimmer, das nach hinten gelegen war. Er trat an das geöffnete Fenster und sah nach dem Monde, der von flüchtigen Wolken zeitweise verdeckt war. Er schien von den Göttern dort oben Hilfe zu erwarten. Dann legte er sich halb angekleidet auf das Lager und versank in tiefes Nachdenken.

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thüre, in welcher Glykerion in leichtem, weißem Gewand erschien. Sie warf sich heftig an seine Brust, umarmte ihn und erstickte seinen Mund mit leidenschaftlichen Küßen.

„Noch einmal,“ sprach sie leise, aber aufgereg, „bitte ich Dich, Demetrios, rette mich vom Verderben und Untergange! Dich allein liebe ich, Dich allein! Nur an Deiner Seite und in Deinen Armen vermag ich glücklich zu werden! Laß uns fliehen! Noch in dieser Nacht! Mein Bruder hat mir gesagt, daß im Hafen ein Schiff liegt, welches morgen in der Frühe nach Samos fährt. Gehen wir hinab! Ich habe in unserm Garten meinen Überwurf und den thessalischen Reisehut versteckt; in einem Augenblick kann ich sie holen! Sage doch ja, mein Lieber, sage ja! Sprich doch ein Wort! Warum zögerst Du? Hast Du mich nicht lieb?“

Demetrios hatte sich, als Glykerion mit ihren Zärtlichkeiten aufhörte, auf den Rand des Lagers gesetzt und die Geliebte neben sich gezogen, dann glitt er langsam herab auf den Boden, breitete die Arme um ihre Brust und zog ihr Gesicht zu sich hinab, indem er einen langen, innigen, endlosen Kuß auf ihre schwellenden Lippen heftete. Darauf legte er sein Haupt auf ihren Schoß und ergriff ihre Hände:

„Ich danke Dir, Glykerion, daß Du mir diesen Augenblick der höchsten Seligkeit gewährt hast, daß ich Deinen süßen Leib in meinen Armen halten durfte! Ja ich liebe Dich, liebe Dich mit wahnsinniger Leidenschaft! Mein Herz ist krank seit jenem Augenblick im Theater, wo ich zuerst in die unergründlichen Tiefen Deiner glänzenden Augen blicken durfte: es ist von dem Pfeil des Gros schwer getroffen worden! Ich habe versucht, mich über das Leiden hinwegzutäuschen, ich habe mir Mühe gegeben, die Krankheit zu unterdrücken und mannhast gegen sie anzukämpfen, ich habe mich bestrebt, Dich zu vergessen, aber nur um so deutlicher ist es mir geworden, welches Herzeleid Du mir angethan hast. Doch nun, Glykerion, fuhr er ernsthafter fort, laß uns vernünftig sein. Einmal

muß doch der Sache ein Ende gemacht werden. Es war ein so schöner, schöner Traum, und darum kann er nicht ewig bestehn! Ich bin gefettet mit eisernen Fesseln! Ich kann Melanippe und meine Kinder nicht verlassen, die mir nichts gethan haben, und Du kannst nicht Deinen Verlobten betrügen, der, wie Du selbst sagst, Dich auf Händen trägt. Wir können auch nicht in Nacht und Nebel, wie zwei Verbrecher, entfliehen zur Schande unsrer Familien und zum Spott der Nebenmenschen. Darum, mein liebes Herz, werde nur erst ruhiger! Deine Hochzeit ist morgen und Du mußt heiraten! Dein Verlobter ist reich, er wird Dir jeden Wunsch gewähren, und Du wirst schließlich, wenn Du ihn nicht zu lieben vermagst, wie das so oft zu geschehn pflegt, gegen ihn ein warmes Gefühl der Freundschaft hegen, das nicht der schlechteste Kitt in dem ehelichen Leben ist."

"Nein, nein," rief sie leidenschaftlich aus, "sprich nicht von dieser unglückseligen Ehe, die unsre Väter ausgemacht haben, als wir noch Kinder waren. Seid ihr alle verschworen, um mich in das Unglück zu stürzen? Soll ich mich, wie ein Warenballen, verhandeln lassen? Soll ich mit dieser Lüge im Herzen in die Ehe treten? Soll ich seine verhaßte Umarmung erdulden und dabei Dein leuchtendes Bild in meinem Herzen tragen, Du Guter, Geliebter? Und das kannst Du wollen, mein Demetrios?"

Und sie ergriff mit beiden Händen das Haupt, das auf ihrem Schoße ruhte, und begann es wieder mit zahlreichen Küssen zu bedecken.

"O Glykerion," rief er nach einer Weile plötzlich und sprang auf die Füße, "mein einziges, heißgeliebtes Mädchen, was beginnen wir? Sind wir nicht wie Kinder? Wir müssen uns vergessen, wie schon unzähliges im Leben vergessen werden mußte, wir müssen entsagen, wie schon andre entsagt haben. Sieh hinaus, schon beginnt der erste Schimmer der Morgendämmerung die Berge zu vergolden, Dein Ehrentag ist angebrochen, und in kurzem können die Menschen wach werden. Darum, mein Kind, müssen wir uns trennen! Erhebe Dich, meine Geliebte, mein Weib, nur einen Augenblick eines seligen Kusses, eines unvergeßlichen Genusses, laß Deinen Kummer! Du wirst sehn, es geht alles besser, als wir glauben."

Sie war aufgestanden und legte ihr Haupt an seine Brust.

"So, meine Glykerion," sagte er weich und zitternd, indem er sie umfing und einen langen Kuß auf ihre Lippen heftete, "jezt noch einen Abschiedskuß und dann lebe wohl!"

"Ich folge Dir," erwiderte sie leise, halb bewußtlos, "aber ich weiß, daß ich den Tod im Herzen trage."

"Nicht doch," sagte er, "was sind das für Gedanken am Hochzeitmorgen! Bringe der Liebesgöttin fleißige Opfer dar, und sie wird unsre kranken Herzen gesund machen!"

Schon war sie in der Thür, da ergriff er noch einmal ihre Hand, preßte sie an seine Lippen und sagte traurig: "Zum letztmal, Glykerion, lebe wohl! Noch einmal tausend, tausend Dank für Deine Liebe, die mir Minuten der Selig-

keit verschafft hat und mich in den Stürmen späterer Jahre aufrecht erhalten wird. Und dann Vergessenheit bis zum Tode!"

„Lebe wohl“ hauchte sie und war zur Thür hinaus.

Er trat bekümmert an das Fenster und sah sie langsam, wie einen Geist, durch den Garten gehn, dann ein Päckchen aufnehmen und in der Hausthür verschwinden. Eine Weile noch blickte er ihr nach, dann verließ er sein Schlafzimmer.

Er ging in das gegenüber liegende Frauengemach, in welchem Melanippe mit den beiden Kindern schlief. Er trat an das Bett der Kinder, die in unruhigem Schlaf ihr Deckbett abgeworfen hatten und mit gesunden, hochgeröteten Gesichtern dalagen, dann an das Bett seiner Frau. Sie lag da, den Kopf auf den weißen Arm gelegt, in ruhigem Schlummer. Das Nachtgewand hatte sich verschoben und enthüllte den reinen, mütterlichen Busen. Lange sah er auf die ruhig atmende Gestalt hinab, dann drückte er einen leisen Kuß auf ihre Stirn und sagte: „Niemals, niemals!“

Am nächsten Tage war das Hochzeitsfest. Die Gesellschaft war klein, die Braut war bleich, wie der Tod, der Bräutigam, der an und für sich gutmütig, aber etwas geistesarm war, zeigte sich ganz still, und am Abend setzte ein Schiff das neuvermählte Paar nach Mytilene auf der Insel Lesbos über.

VI.

Acht Wochen waren seit diesem Ereignis verflossen. Demetrios hatte seine Vorträge wieder aufgenommen und erklärte den pergamenischen Jünglingen die pindarischen Gedichte. Da bei diesem Gegenstand der Boden durch die abgeschmackte Interpretation des Krates noch nicht unterminiert war, wie bei den homerischen Gedichten, so erfreute er sich eines ziemlichem Zulaufs und kam zum erstenmal seit seiner Anwesenheit in Pergamon gut gelaunt und von seiner Thätigkeit befriedigt nach Hause. Die gesteigerte Thätigkeit, zu welcher er gezwungen war, hatte mitgeholfen, die Stürme zu beruhigen, welche nach der Entfernung Glykerions sein Inneres zu zerwühlen angefangen hatten.

Eines Tages empfing ihn Melanippe mit einer kleinen Briefrolle, die von Glykerion aus Mytilene kam. Demetrios wandte sich ab, als er das Wachsigel löste und das umgebende Band öffnete, um sein Erröten zu verbergen. Der Brief lautete:

Glykerion an Demetrios.

„Du mußt, so bald Du kannst, auf einige Tage zu uns kommen. Mein Mann ist stolz darauf, Dich zu sehn. Wir haben ein großes Haus, und Du bist freundlichst eingeladen, bei uns zu wohnen. Es soll nämlich in einem Heiligtum des Gros, das einige Stunden von hier liegt, eine Papyrusrolle gefunden sein, in welcher altgriechische Hymnen mit Notation aufgeschrieben sind, darunter einer der Sappho, der bisher ganz unbekannt war und auch in den alexandrinischen Ausgaben fehlt. Du begreifst, wie ich mich beeile, um Dir diese Thatsache mitzuteilen, damit kein anderer in der Prüfung der Angelegenheit Dir zuvorkommen kann. Lebe wohl! Grüße die Deinen!“

Demetrios war in sein Arbeitszimmer gegangen, um den Brief zu lesen. Er sah die zierlichen Züge seiner Schülerin, und seine Hände begannen leise zu zittern. Er nahm das Papyrusblatt, auf das der Brief geschrieben war, führte es an den Mund und küßte es.

„Wollten wir uns nicht für immer vergessen,“ sprach er leise, „und nun eine neue Versuchung? Wie wird das enden?“

Aber er schwankte nicht lange. Schon das philologische Interesse hätte hingereicht, um seine Abfahrt zu beschleunigen. Und er hatte sich nicht gestehen wollen, daß auch die Sehnsucht nach Glykerion seine Gedanken so oft bei dem sagenberühmten Lesbos verweilen ließen.

So übergab er dem lesbischen Fischer, der in der Vorhalle auf Antwort gewartet hatte, eine kurze Mitteilung:

„Ich komme morgen Abend. Grüße Phlegon.“

Am folgenden Nachmittag fuhr er mit einem Segelboot von Claea ab. Als sie sich der Küste von Lesbos näherten, war er erfreut über den Anblick der zahlreichen Städte und Dörfer, welche in ununterbrochener Reihe das Meer befränzten. Es war ein anmutiges, wundervolles Bild, welches sich seinen Augen darbot: die tiefblauen Wellen, die unter dem Vorderteil des Schiffes in silbernen Kaskaden spielten, die schneeweißen Häuser am Ufer und an den Berghängen und dahinter die Ketten des Gebirges, dessen dunkle Nichtenwälder bis in die Städte und Dörfer hinabzusteigen schienen.

Es war noch hell, als das Schiff sich Mytilene näherte. Sie fuhren bei dem vorspringenden Teil der Stadt vorbei, welcher durch einen die beiden Häfen verbindenden und mit prachtvollen Brücken überdeckten Kanal zu einer Insel gemacht war, dann kamen sie in den großen, mit zahlreichen Schiffen angefüllten Nordhafen, der durch einen festen Damm vom Meere getrennt war, und landeten endlich am Bollwerk, von dem die weißen Häuser der Stadt sofort die mit grünen Pflanzen und Bäumen bedeckten Felsabhänge des Ufergebirges hinaufklettern schienen. Nachdem das Schiff befestigt und ein Verbindungsbrett gelegt war, sprang er heraus. An dem Hafen stand, hinter dem Gewühl der Schiffsteute und Träger, eine einsame Frauengestalt. Er ging auf sie zu und gab ihr die Hand: es war Glykerion. Sie trug ein dunkelviolettes Kleid, das über der rechten Schulter mit einer silbernen Spange befestigt war, so daß es einen Teil der rechten Brust frei ließ. Das dunkle Haar war nicht mehr in Locken aufgelöst, sondern zu einem Knoten gebunden, von dem ein prachtvoller Reifen — jenes alexandrinische Geburtstagsgeschenk — die Haare zusammen hielt. In der Hand hielt sie einen Sonnenschirm. Ihre Augen hatten das unruhige Feuer der Mädchenzeit verloren und zeigten jetzt einen stillen, gleichmäßigen Glanz, während das Gesicht nur augenblicklich vor Aufregung und Freude gerötet schien und für gewöhnlich offenbar farblos war. Sie hatte die mädchenhafte Schlankheit ihres Wuchses noch nicht verloren, aber wie es ihm vorkam, zeigte sie nicht mehr die weiche Geschmeidigkeit ihrer Mädchenzeit.

„Es ist gut, Demetrios, daß Du gekommen bist. Du hast mir eine unend-

liche Freude bereitet, für die ich Dir ewig dankbar sein werde. Doch wollen wir schnell nach Hause gehn, denn Phlegon wird bereits von seinem Geschäfte zurückgekehrt sein."

Sie gingen ziemlich geschwind durch einige Straßen der Stadt und kamen nach wenigen Minuten an den Südhafen, um den sie herumgehen mußten, bis sie an ein schönes zweistöckiges Haus gelangten, von dessen plattem Dache man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die asiatische Küste hatte. Hier führte sie ihn hinein, über Marmorfliesen und Marmortreppen, durch Marmorhallen und einen Säulenhof, und wies ihm im oberen Stockwerk sein Zimmer an.

Nachdem er sich etwas gereinigt und die Sandalen abgenommen hatte, wusch ihm die alte Berenike die Füße. Kurz darauf wurde er von einem Sklaven, der auch vom Schiff sein Bündel gebracht hatte, zum Mittagessen geholt. Er stieg die Treppe hinunter und ging durch das Haus in eine Veranda, in welcher der Tisch gedeckt war. Hier stand Phlegon, der eben erst von seiner Fabrik angekommen war, und begrüßte ihn freundlich. Dann kam Glykerion mit Rosen und einigen Myrtenblättern im Haar, aus dem der Reifen genommen war. Sie legten sich zum Essen nieder auf Ruhelager, die mit kostbaren Fellen bedeckt waren.

Die Veranda war in der ganzen Länge des Hauses in den Garten hineingebaut, der eine völlig tropische Vegetation besaß. Große Feigenbäume ragten mit ihren Ästen in die Veranda hinein, zahlreiche Orangenbäume verbreiteten einen angenehmen Duft, während Rosen- und Myrtenbüsche, die fast einen waldartigen Eindruck machten, vermischt mit Granatbäumen einen undurchdringlichen Hain geschaffen hatten. Große Aloegewächse, Schlingpflanzen, Spindelbäume mit weißen, veilchenartigen Blüten, Rhododendren verbargen die Liegenden den Augen der Vorbeigehenden, und ein südllicher betäubender Wohlgeruch durchdrang die ganze Atmosphäre, die durch einen am Ausgang zum Garten plätschernden Springbrunnen angenehme Kühlung erhielt. In dessen Nähe ragten schlanke Cypressen empor, die zu einer mitten durch den Garten führenden Allee gehörten. Alles dieses verschaffte dem Gaste einen Vorgeschmack von der vielgenannten lesbischen Üppigkeit.

Demetrios war ganz bezaubert von diesem kleinen Paradiese und fand keine Worte, um seine Überraschung auszudrücken.

Ebenso ausgesucht war das Essen, das von einem Sklaven gereicht wurde. Es gab Indische Fleischbrühe, Thunfisch, Seezungen, gebackene Hühner mit Reis, Rinderbraten und zuletzt Zuckerwerk, Feigen, Orangen und Weintrauben; Glykerion redete immer zu, und er mußte von allem versuchen. Dazu wurde aus schwer-silbernem Mischkrug ein süßer, durch frisches Quellwasser gemilderter Wein getrunken, der in dem weinberühmten Lesbos gewachsen war und dem römischen Falerner hinsichtlich seiner Berühmtheit nicht nachstand. Der Tisch selbst war mit zahlreichen süßduftenden Blumen geschmückt. Als der Nachtisch kam, machte Phlegon dem bedienenden Sklaven ein Zeichen, worauf zwei liebliche Sklavinnen mit über die Kniee hinaufgeschürzten und oben gelockerten Kleidern, bloßen Armen,

und turbanartigen Auffäßen auf den Köpfen hineinhüpften, während zwei andere am Eingang stehen blieben und Zither spielten.

„Du mußt jetzt,“ sagte Phlegon, „eine unserer lesbischen Spezialitäten kennen lernen, den aeolischen Tanz, den fast alle Mädchen hier mit großer Virtuosität auszuüben verstehen.“

Der Tanz bewegte sich in leichten und anmutigen, zuletzt in leidenschaftlichen und bedenklichen Figuren, wobei die Tänzerinnen Kastagnetten an den Händen hatten, die sie effektiv zu der Musik gebrauchten. Demetrios war erfreut über das seltene Schauspiel und die Geschicklichkeit in ihren Bewegungen. Im ganzen aber schien ihm das Vergnügen, besonders in seinem letzten Teil, nicht vor weibliche Augen zu gehören.

Nachdem die Mahlzeit beendet war, unternahm man noch einen kleinen Spaziergang zum Meeresgestade, wo eine leichte Brise angenehme Kühlung verbreitete.

„Ich muß Dir, redete hier Phlegon seinen Gastfreund an, morgen den ganzen Tag Glykerion allein überlassen, denn ich habe in meiner eine Viertelstunde entfernten Fabrik Zahntag, muß in der Frühe hinaus und werde vor Abend nicht zurückkehren. Ihr werdet also Euern Ausflug nach dem Crostempel unternehmen, der für mich auch wenig Interesse hat. Dagegen habe ich für übermorgen bereits einen Segler gemietet, der uns nach dem Vorgebirge Malea bringen soll.“

Demetrios wußte wenig zu erwidern; ihm war nicht klar, ob die Aussicht, die sich ihm durch diese Mitteilung eröffnete, für seinen Seelenfrieden heilsam sei.

Am nächsten Morgen wurde er frühzeitig geweckt. Als er in die Veranda trat, wo Milch und kaltes Fleisch zum Frühstück bereit stand, war Glykerion schon marschfertig. Sie hatte ein safrangelbes Kleid an, das bis zur Hälfte der Waden hinaufgeschürzt war. Die Füße waren bekleidet mit Schnürstiefeln von hellbraunem feinem Leder, — sogenannten Dianastiefeln — die bis wenige Zoll unter das Knie heraufreichten und oben mit rosaroten Schleifen eingefast waren. Auf dem Kopfe trug sie ein kleines weißes Tuch, welches den Hinterkopf schützte, und darüber einen breitkrämpigen, spitzzulaufenden, buntgefärbten Hut. Über den linken Arm war ein weißwollener Umwurf, der purpurne Streifen hatte, geworfen, für den Fall schlechteren Wetters, während die Rechte den Sonnenschirm hielt. Demetrios glaubte sie noch niemals so überwältigend schön gesehen zu haben.

Nach wenigen Minuten machten sie sich auf die Wanderung. Ihr Weg führte sie zuerst durch die ganze Stadt, wo sie ihn auf die alten historischen Erinnerungen aufmerksam machte, das berühmte Theater am Bergabhang, das Haus des Tyrannen Pittakos, des Dichters Alkaios, den alten Tempel der drei Grazien und den des Apollo, und andere Sehenswürdigkeiten. Dann kamen sie am Ende der Stadt bei dem Tempel der Aphrodite vorbei, gelangten an Olivenanpflanzungen und bald darauf an den Fuß des Gebirges, dessen südlicher Hang ganz mit niedrigen Weinstöcken und Feigenbäumen bedeckt war, zwischen denen schon fleißige Winzer die Trauben einsammelten, die sie gleichsam vom Boden abbrechen. Als sie hier nicht ohne Mühe heraufgestiegen waren und die Weinberge hinter sich

hatten, traten sie in einen alten Buchenwald, dessen ehrwürdige, zum Himmel ragende Stämme mit dem darüber sich wölbenden Laub einen tempelartigen Eindruck und ein wunderbares Gefühl der Gottesnähe erzeugten. Tiefe, geheimnisvolle Stille herrschte ringsumher in diesen Hallen, die nur zuweilen durch das leise Flüstern der Wipfel und das entfernte Rauschen des Meeres unterbrochen wurde.

Glykerions Wangen waren in der herrlichen Luft und durch die gesunde Bewegung gerötet; in ihren Augen spiegelte sich das Glück, neben dem geliebten Manne zu gehn. Sie war angeregt und gesprächig. Aber es machte den Eindruck, daß sie von ihrem Leben in der Ehe wie von einem Traumleben sprach, das in die entfernteste, vergessene Vergangenheit zu gehören schien, während ihre Empfindungen allein bei ihrer Mädchenzeit verweilten, von der sie alle einzelnen Züge und Ereignisse hervorholte, als gehörten sie dem gestrigen Tage an, und bei denen sie mit liebevoller Erinnerung verweilte. Sie gab sich Mühe, selbst das kleinste und unbedeutendste Ereignis der Vergangenheit ihrem Begleiter vorzuführen, der allmählich von einer tiefen Schwermut ergriffen wurde.

Nach zweistündiger Wanderung sahen sie an der westlichen Berglehne einige Häuser durch die Bäume schimmern. Bevor sie aber zu ihnen herunterstiegen, setzten sie sich auf eine starke hervorquellende Baumwurzel, welche durch üppiges Moos zu einer Ruhebänk hergerichtet schien. Er ergriff ihre Hand, die sie ihm willig überließ, sah in die dunklen Augen und sprach:

„Jetzt aber, liebe Glykerion, sage mir aufrichtig — denn Du hast von der Gegenwart noch gar nicht gesprochen — wie geht es Dir? Bist Du glücklich?“

„Ich bin zufrieden, antwortete sie, und es ist im Grunde genommen besser gegangen, als ich gehofft habe. Mein Mann ist reich und sehr aufmerksam gegen mich, so daß ich alle Wünsche befriedigt erhalte. Aber freilich, fuhr sie fort, indem sie die linke Hand auf ihr Herz legte, hier kann er nichts gut machen, hier nagt der Schmerz, und er wird so lange nagen, bis mein Staub der Urne übergeben wird, was nicht lange mehr dauern kann. Und so oft ich zu Aphrodite gebetet habe, mich gesund zu machen oder zu erlösen, und so oft ich ihr Weihgeschenke dargereicht habe, ich habe noch keine Besserung verspürt.“

Und einige große Thränen fielen brennend heiß auf seine Hand herunter.

„Du wirst gesunden,“ sagte Demetrios, „glaube mir! Mit der Zeit werden die schlimmsten Wunden wieder heil, und wenn man so jung ist, wie Du, gewöhnt man sich auch an alle Verhältnisse. Sagtest Du nicht selbst einst, eine Griechin vergißt schnell und liebt im nächsten Jahr einen andern?“

„Ich glaubte es, Demetrios, und bei den andern mag es so sein, wenigstens habe ich das oft sagen hören, aber mein Herz hatte ich nicht gekannt.“

So saßen sie noch lange da, Hand in Hand, und er sprach tröstende Worte über die Zukunft. Endlich erhoben sie sich, gingen auf die nächste Hütte zu, in der sie etwas Milch zu sich nahmen. Dann begannen sie unter den stärker werdenden Sonnenstrahlen den letzten Teil der Wanderung, wo der Fußpfad bald in steilerem Anstieg heraufging, bald über wild zerrissene Thäler von Bächen, zum Teil durch einen Wald von Kastanien, hinwegführte, bei denen sie oft die

Hülfe seines kräftigen Armes in Anspruch nehmen mußte. Und sein Körper erzitterte, wie die junge Frau einmal über einen Bach von einem Stein zu einem andern sprang, dabei ausglitt, von seinem Arm gehalten wurde und ihre zarte Gestalt errötend an seine Seite lehnen mußte.

Endlich standen sie auf der Höhe. Neben ihnen war das kleine Heiligtum, das mit seinen weißen Marmoräulen anmutig aus dem grünen Walde hervortrat, dahinter stand ein Häuschen, welches der Priester bewohnte. Eine unermessliche Fernsicht breitete sich hier aus. In großer Tiefe zu ihren Füßen lag der blaue Meeresarm, der von zahlreichen, weißschimmernden Segeln belebt war, gegenüber in klaren Umrissen die asiatische Küste. Im Nordosten erschien in voller Deutlichkeit die eingerissene Küste des Meerbusens von Adramyttion, hinter welcher die schönen Formen des Idagebirges in duftigem Schimmer sich erhoben, während im Norden der Insel das hohe Gebirge, an dessen Fuß Methymna liegt, herüberwinkte. Dazwischen lag die fruchtbare Ebene, die einem einzigen großen Walde von Olivenbäumen glich. Eine unendliche Zahl von Landhäusern umsäumte das Ufer zu ihren Füßen.

Nachdem sie eine lange Zeit schweigend dieses wundervolle Schauspiel betrachtet hatten, traten sie in das Haus. Der alte graubärtige Priester machte zuerst Schwierigkeiten, die aber durch ein Goldstück Glykerions bald gehoben wurden. Dann brachte er eine alte, vergilbte, abgegriffene und besleckte Papyrusrolle. Demetrios sah hinein. Etwa zehn Gedichte standen darin, unter ihnen als erstes der Zeus hymnus des Terpander. Als ihm das in Rede stehende Gedicht der Sappho gezeigt wurde, lachte er sogleich los. Es war der berühmte Hymnus auf Aphrodite, in dem nur die erste Strophe fehlte, während die zweite von dem Schreiber der Rolle entsprechend geändert war, da er den lückenhaften Anfang nicht gemerkt hatte. Das Gesicht des Priesters verfinsterte sich bei dem Lachen: er ahnte, daß seine Hoffnung auf reichlichen Gewinn zertrümmert war.

Demetrios und Glykerion sprachen noch lange über diese einfache Lösung des philologischen Fundes, wie sie damals in der Zeit der aufblühenden Wissenschaften mit ihrem Gefolge von geistiger Gährung und litterarischen Irrthümern nicht ungewöhnlich war. Dann ließen sie ein Tischchen mit zwei Ruhepolstern an den Waldrand rücken und bestellten ein einfaches Essen, das aus Wein, kalten Fischen und Käse bestand.

Nach der Mahlzeit verträumten sie die heißen Mittagsstunden, während welcher der kühle Seewind ruhte, indem sie bald den Erzählungen des alten Cirtfiedlers lauschten, der schon vierzig Jahre hier zugebracht hatte und ihnen von vielen berichtete, welche dieses Heiligtum besucht hatten, bald von den vergangenen Tagen sprachen, bald ihre Aufmerksamkeit auf die immer von neuem auftauchenden Fischerboote und Frachtschiffe richteten, von denen die meisten dem belebten Hafen von Mytilene zusteuerten, bis sie zuletzt auch den kleinen Rundtempel besuchten, in welchem nur die in der Mitte stehende Statuette eines bogenschießenden Gros etwas Anziehendes hatte.

Nachdem sie dann dem Greis ein reichliches Geldgeschenk zurückgelassen hatten,

wurde der Rückweg angetreten, der wegen des leichteren Hinabsteigens eine Stunde weniger Zeit erforderte. Glykerion war immer stiller und zuletzt ganz einsilbig geworden. Vergeblich bemühte sich Demetrios sie heiter zu stimmen und gesprächig zu machen. Schweigend kamen sie bei einbrechender Dunkelheit zu Hause an, wo sich die junge Frau gleich verabschiedete, mit Kopfweh entschuldigte und Demetrios ihrem Gatten überließ, der ihn sofort zur Mahlzeit führte.

Als Glykerion aber ihr Zimmer betreten hatte, brach der lange verhaltene Schmerz los. Sie legte hastig Schirm, Hut und Umwurf ab, dann eilte sie in ihr Schlafgemach, warf sich auf die Kniee, indem sie unter lautem Schluchzen den Kopf an den Rand ihres Bettes lehnte.

„Göttin der Liebe,“ betete sie, „wie hart prüfst Du mein armes, krankes Herz! Ich habe versucht, stark zu sein, aber fühle von neuem, daß ich ohne ihn sterben muß! Laß mich nur vorher einen Augenblick des seligen Glückes genießen und dann nimm mich zu Dir, damit ich ausruhn kann von meinem Leid! Warum lernen so viele die Seligkeit himmlischer Liebe kennen, und nur ich muß allein den Stachel davon in meinem Innern fühlen! Warum, o Göttin, warum mußte Dein Sohn gerade mich so schwer verwunden, daß ich nun langsam dahinsieche, fast einem Schatten vergleichbar? Warum mußte gerade ich, die ich so jung war, die Frische meiner Wangen verlieren und die Fröhlichkeit meines Wesens? Warum mußte ich so hoffnungslos erkranken und meinen armen Körper durch die Plagen dieses Lebens schleppen, das für mich ohne ihn keinen Reiz mehr hat? Wende sein Herz, o Göttin, und gieb ihn mir, mir allein und für immer, daß ich an seiner Brust genesel!“

So betete sie unter Thränen fort und lag noch da, als schon längst die nächtlichen Schatten ihr Zimmer in tiefe Dunkelheit gehüllt hatten. Dann stand sie auf, entzündete mit dem Feuerstein eine kleine Dellampe, trat vor den Metallspiegel, der mit schwerem Ebenholzrahmen eingefast war, und begann sich die schwarzen Haare zu lösen, die in üppiger Fülle auf ihre Schultern herabfloßen. Bald darauf entkleidete sie sich, schnürte die staubigen Stiefeln auf und legte sich auf das weiche, vornehme Lager, an dessen Kopfende ein Tischchen mit gelben, duftenden Theerosen stand. Sie kreuzte die Hände auf ihrem Busen und schloß sofort ein: die Jugend und die Müdigkeit hatten ihre Rechte geltend gemacht.

Nicht lange darauf verklärte ein seliges Lächeln ihre traurigen und verweinten Züge. Sie hatte im Traum Aphrodite gesehn, wie sie mit blühenden Rosen im Haar und freundlich lächelndem Gesicht, auf ihrem Liebeswagen, begleitet von den Grazien und fackeltragenden Eroten, den Einzug in ihr Zimmer hielt und vom Wagen herab ihr Frieden und Erlösung versprach.

Am nächsten Vormittag wurden einige Sehenswürdigkeiten der Stadt besucht, und dann die versprochene Segelfahrt ausgeführt. Glykerion hatte heute keinen Hut aufgesetzt, sondern ein prachtvolles, weißes, schleierartiges, mit Stickereien umgebenes Kopfstuch umgenommen, mit dem das dunkle Haar und die dunklen Augen herrlich kontrastierten. Sie war vergnügt, als ein fester Seewind ihre Stirne kühlte, und das schnelle Boot durch die schäumenden Wellen schoß, und

bemühte sich offenbar, sehr heiter zu sein. Infolge davon wurden auch die beiden Männer ganz aufgeräumt; besonders war Phlegon erfreut, seine Frau so heiter zu sehn. War es das Glück, noch einmal den ganzen Tag mit Demetrios zusammen zu sein, oder war es der Traum der vergangenen Nacht, welcher ihr den Frohsinn wiedergegeben hatte?

So war die einstündige Fahrt — die Entfernung betrug 70 Stadien — sehr schnell zu Ende. Dann kletterte man einen steilen Weg hinan, während einer der Schiffsleute das Körbchen mit den vorsorglich eingepackten Schwären hinauftrug.

Als man auf die Höhe des Vorgebirges gekommen war, die einen Wald von immergrünen alten Eichen trug, deren knorrige, von Epheu umrankte Stämme wohl schon seit mehreren Jahrhunderten den Südwinden trockten, genoß man zunächst die herrliche Aussicht, die weit umfassender war, als die vom Trostempel. Besonders gen Westen breitete sich das Meer weithin aus; im Süden traten die Umrisse von Chios und sein spitzer Berggipfel mit Deutlichkeit hervor, und man vermochte die sonnenbestrahlten Städte an der Küste zu entdecken. Etwas nach hinten lag Mytilene, prachtvoll ausgebreitet an den Felshängen des Ufergebirges, während zur Rechten der Meerbusen von Hiera tief in die Insel hineinschnitt, hinter dem in südwestlicher Richtung der gewaltige Gipfel des Berges Olympos zu den Wolken emporstieg. Nach Osten war die bergige Küste von Klein-Asien in großer Ausdehnung sichtbar. Von der Insel selbst sah man einen Teil der Südküste, welche die unendliche Zahl der Weinberge einsäumte, die auf dem Hange des Gebirgszuges angelegt waren. Tief unter sich sahen sie ihr kleines Schiffchen, dessen Segel eingezogen waren, wie es auf den etwas unruhigeren Wellen an dieser Spitze hin und her geschaukelt wurde, während unmittelbar neben ihnen ein kleines Heiligtum des Meergottes Poseidon stand, zu dem die Schiffer beteten, wenn sie das Vorgebirge passierten.

Nachdem die kleine Gesellschaft oben eine Collation zu sich genommen hatte, trat sie den Rückweg an, auf dem sich alle mit großer Befriedigung über das Gesehene äußerten. Auf dieser Fahrt hatte man den Nordwind entgegen, und so dauerte sie über zwei Stunden, wobei die letzte halbe Stunde gerudert werden mußte.

Des Abends nach der Mahlzeit hatte Phlegon noch eine besondere Überraschung ausgedacht. Es traten sechs junge Mädchen in den Garten, in bunten, farbigen Gewändern, von denen die einen Zithern, die andern Harfen hatten, und nun begann ein Chorgesang mit zweistimmiger Begleitung, wie ihn Demetrios niemals vollendeter gehört hatte. Sie sangen zuerst ein stürmisches Trinklied des Alkaios, dem dann ein anderes von Bakchylides und eins von Anakreon folgte. Die Stimmen waren von herrlichem Klang, die meisten hoch, zwei, die in der Octave mitsingen, tief, die Begleitung überaus kunstvoll und melodios.

Glykerion und Demetrios waren entzückt. Das also war die alte Berühmtheit der lesbischen Musik, die nun schon seit fünf Jahrhunderten, von den Zeiten Terpanders von Antissa an, hier ihre Hauptpflege erhalten hatte und in allem

Wechsel der Zeiten in steter Vollkommenheit erhalten worden war, die in zahlreichen Schulen gepflegt und geliebt wurde und in fast allen Häusern der Stadt heimisch war!

Zuletzt kam ein Klagegesang der Dichterin Erinna auf ein jungfräuliches Mädchen, das als Braut kurz vor der Hochzeit dem Tode erlegen war. Überaus schwermütig war hier die Weise, in Mollharmonieen dahergehend. Nach diesem Stücke war der Gesang zu Ende. Glykerion wollte nichts weiter hören, das letzte Lied mit seiner elegischen Art hatte sie traurig gemacht.

Ein Sklave kam und zündete die Ampel an, und während man in lebhafter Unterhaltung und bei einem Becher Wein die letzten musikalischen Eindrücke besprach, wobei Glykerion sehr viel charakteristische und interessante Züge dieser lesbischen Musik hervorhob, vergingen die herrlichen Stunden der Abendkühle.

Schon am nächsten Vormittag fuhr Demetrios ab. Am Morgen verabschiedete er sich von Phlegon. Glykerion begleitete ihn noch zum Schiffe, das wegen des besseren Windes vom Südhafen abfuhr. Der Abschied von ihr war still und herzlich; sie hatte ihn noch mit Süßigkeiten und Früchten für die Kinder beschwert. Nachdem sein Schiff schon lange aus dem Hafen heraus war, sah er sie noch immer auf dem Landungsplatz stehn und ihm mit ihrem purpurroten Sonnenschirme ein Lebewohl zuwinken. Dann entfernte sie sich langsamen Schrittes.

VII.

Als Demetrios nach Pergamon zurückgekehrt war, fand er seinen Hausarzt Theophanes vor, welcher eben Melanippe, die seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen litt, für den Rest des Spätsommers Seebäder verordnet hatte. Demetrios ging sofort auf diesen Vorschlag ein, und schon in den nächsten Tagen war in der Hafenstadt Glaea eines jener kleinen Häuschen gemietet, welche von industriellen Glaeern für die Badegäste von Pergamon erbaut waren. Den Tag darauf erfolgte der Umzug.

Das Häuschen war das letzte — nach dem offenen Meer zu, hatte vorn ein kleines Gärtchen und stand kaum hundert Schritte von dem herrlichen Meerbusen entfernt, an dessen Ufer ein schöner, schattiger Spaziergang entlang führte.

Melanippe genas zusehends, und auch Demetrios fühlte sich in diesen Verhältnissen sehr wohl. Er war weit stiller und ernster geworden, und die größte Beruhigung hatte er durch die Kenntnisaufnahme der Zustände im Hause des Phlegon gewonnen, durch die Gewißheit, daß Glykerion gut aufgehoben sei, und durch die Hoffnung, daß das geliebte Mädchen sich allmählich an ihren Gatten gewöhnen würde, und alles noch gut enden könnte. Ein himmlischer Frieden war in sein Herz eingezogen seit jenen zwei Tagen, wo es ihm vergönnt war, unter einem Dache mit Glykerion zu verweilen, den ganzen Tag an ihrer Seite zu leben, von ihrer freundlichen Hand bedient zu werden, und ihren Adel, ihren Geist, ihre Schönheit so voll auf sich einwirken zu lassen.

Nur bisweilen, wenn er sich des matten Glanzes ihrer Augen und ihrer geister-

haften, unnatürlichen Ruhe erinnerte, kamen ihm Zweifel und Besorgnisse, die er aber sogleich zu ersticken sich bemühte.

So waren vierzehn Tage vergangen. An einem Spätnachmittag war Melanippe mit den Kindern zum Besuch bei einer befreundeten Frau, einer Badebekanntschaft, in dem benachbarten Städtchen abwesend, während Demetrios in seinem Zimmer saß und an seinem Kommentar schrieb, welcher der Vollendung entgegenging.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und herein trat Glykerion in goldbraunem Gewande, den Kopf in ein weißes Tuch gehüllt und in der Hand ein kleines Bündel. Demetrios fuhr auf und starrte entsetzt auf die Erscheinung hin. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen, und die Augen zeigten einen finstern, fast unheimlichen Glanz.

„Glykerion,“ rief er erschreckt, „um Zeus und aller Götter willen, sprich, was ist geschehn?“

„Es ist gekommen,“ sagte sie leise, „wie es kommen mußte. Ich bin fort und kehre nicht wieder zurück. Ich bin frei!“ „Aber was ist denn vorgekommen,“ rief er angstvoll, „erzähle doch!“

„Wir sind seit gestern in Bergamon bei meinem Bruder zu Besuch,“ sagte sie hastig und bebend, „und Phlegon hatte bereitwillig meinen Bitten nachgegeben. Mich hielt es nicht in Mytilene, eine jede Stunde wurde mir unerträglich, ich mußte zu Euch. Mir war aber nichts bekannt, daß Ihr in Glæa seid. Nun mußt Du wissen, Demetrios, daß ich stets die wenigen Briefe, die ich von Dir habe, in einem kleinen Kästchen von duftendem Cypressenholz bei mir trage, denn ich lese sie täglich. Heute Mittag war ich durch einen Hausierer einen Augenblick hinausgerufen und hatte das Kästchen geöffnet stehen lassen. Als ich zurückkam, stand Phlegon da mit höhnischem Gesicht; er hatte die Briefe in der Hand, warf sie mir vor die Füße und beschimpfte mich. Ich verteidigte mich und verlachte ihn. Aber er fuhr mit verzerrtem Gesicht und erhobenen Händen auf mich los und wollte mich mißhandeln. Ich aber zog einen Dolch aus meinem Busen und drohte, mich zu töten, wenn er sich nur einen Schritt näherte. Da verließ er wankend das Gemach und in wenigen Minuten das Haus. Darauf packte ich ein Paar Sachen und meinen von der Mutter geerbten Schmuck zusammen und floh zu Dir.“

Sie sank in die Kniee und umfaßte ihn: „Und nun flehe ich Dich zum letztenmal an, rette mich! Entfliehe mit mir, mein Einziger, mein Geliebter! Siehst Du, die Göttin hat mir im Traume Erlösung zugewinkt, und nun verhindere nicht den Willen der Göttin, steh unserm Glücke nicht im Wege!“

Er hatte sie aufgehoben und nach einem Sessel geleitet. Er stand neben ihr und streichelte die schönen Haare, von denen das Kopftuch herabgeglitten war.

„Glykerion, sagte er sanft, wie kann das sein? Was verlangst Du von mir? Phlegon ist vernünftig und kein Barbar, wir wollen einen Versuch machen, Euch wieder zu vereinigen; und es wird zweifellos ganz gut gehn. Meine Briefe, wenn er sie nur liest, waren ja ganz unschuldiger Natur.“

„Nein, rief sie, indem sie aufsprang und mit unruhigen Schritten im Zimmer einherging, niemals, niemals werde ich ihn wiedersahn! Was gilt mir sein großer Reichtum, seine rohe Aufmerksamkeit, wenn ich ihn nicht lieben kann? Und er liebt mich auch nicht! Er ist viel zu gefühllos dazu! Er ist nur stolz auf mich, weil man sagt, daß ich schön sei! Er prunkt mit mir, wie andre mit schönen Waffen oder schönen Pferden groß thun! Dazu bin ich ihm gut! O Demetrios,“ fuhr sie flehentlich fort, „ich bitte, ich beschwöre Dich, stoße mich nicht von Dir! Laß mich nicht verderben!“

„Nun,“ sagte er, „wenn Du nicht zurückkehren willst, so kannst Du bei uns bleiben. Du weißt, daß Du in unserm Hause immer willkommen bist.“

„Nein, nein,“ erwiderte sie aufgeregt, indem sie mit ihren Händen nach der Stirn fuhr, „das kann ich nicht! Mein armer Kopf! O Demetrios, töte mich nicht! Ich kann nicht mit Melanippe unter einem Dache weilen! Ich kann nicht sehn, daß Du sie liebst, kann nicht die Lüge und die Verzweiflung in meinem Herzen vor ihren ruhigen Augen verbergen! Ich würde vergehn, wenn ich so leben müßte!“ Sie sank noch einmal in die Kniee: „Nimm mich, mein Geliebter, als Deine Sklavin mit, gebiete über mich, wie Du willst! Aber laß mich nicht von Deiner Seite, mein Guter, mein Bester! Alles, alles will ich ertragen, wenn ich nur bei Dir bin! Aber fort, fort von hier! Weit fort! Fort von dieser beengenden Luft, in der mein Unglück begonnen hat! Von dieser Küste, wo die verhaßten Ketten für mich zuerst geschmiedet wurden! O eile, Demetrios, eile! Sonst bin ich verloren!“

Er hatte sie wieder sanft aufgehoben, er umfaßte die bebende Gestalt, er zog sie an sich, er ergriff ihre Rechte mit seiner Linken; ihr brennender Kopf ruhte auf seiner Schulter.

„Meine liebe, gute Glykerion! Was sind das für Wünsche, für Gedanken? Laß uns erst ruhiger werden! Du bist aufgeregt, und ich glaube, Du fieberst. Bleibe bei uns und werde gesund! Ich werde Befehl geben, Dir für die Nacht ein Ruhelager zu bereiten. Jetzt aber komm hinaus an das Meer, das gleich unter dem Fuß des Abschied nehmenden Sonnengottes erglühen wird! Der Abendwind hat sich schon erhoben, und er wird Deinem armen Kopf Kühlung bereiten, Deinem gemarterten Herzen Ruhe geben.“

„Ja, an das Meer! Du hast Recht!“

Sie hatte sich von ihm losgerissen und war zur Thür hinausgesprungen. Sie eilte durch den Garten und kam an das Gestade, wo ein kleines Ruderboot lag. Sie sprang hinein und ruderte mit schnellen Schlägen ins Meer hinaus.

Demetrios war ihr erschreckt nachgeeilt, aber als er an das Ufer kam, tanzte ihr Boot schon in weiter Entfernung auf dem Wasser. Er rief ihren Namen mehrere Male in verzweifelnder Angst, dann schrie er den Fischern zu, die in einiger Entfernung mit einem Boot beschäftigt waren und ihn zuerst nicht verstanden. Endlich erblickten sie das Mädchen im Kahne und ruderten mit der größten Anstrengung, um es zu erreichen.

In diesem Augenblick sah man sie auf den Rand des Schiffes treten und

sich in das Wasser stürzen. Die Strahlen der untergehenden Sonne trafen ihre Gestalt, die golden erglänzte. Eine Minute später waren die Fischer zur Stelle. Da sie wieder auftauchte, ergriff man sie bei den schwarzen Haaren und zog sie in das Boot.

Das Boot landete. Man trug Glykerion hinaus und legte sie sanft auf den Strand. Sie war tot. Die dunkeln Haare hingen verwirrt um ihren Kopf, sie war weiß wie der Schnee, und ein zufriedenes Lächeln umspielte die schönen Lippen. Die Liebesgöttin hatte ihr Versprechen gehalten.

„Mein Weib!“ schrie Demetrios in wahnsinnigem Schmerz auf, dann breitete er die Arme aus und sank bewusstlos an der Leiche nieder.

Wenige Augenblicke später kam Phlegon hastig zum Gestade. Er sah die Gruppe und blieb eine Weile mit verschränkten Armen stehn. Bald darauf ging er traurig dorthin, wo eben Fischer die Segel stellten, um auszulaufen. Er übergab ihnen einen Geldbeutel und fuhr noch in derselben Nacht nach Lesbos hinüber.

Als Demetrios wieder zu sich kam, führten zwei Männer den wankenden in sein Haus zurück, und legten ihn auf ein Ruhelager, wo sein Schmerz sich in einem Thränenstrom Luft machte. Er war ein gebrochener Mann. Er wußte, daß sein Lebensglück zertrümmert war.



Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Von

Wilhelm Bender.

Rechtfertigung durch den Glauben! — Wie viele diese Losung der Reformationszeit überhaupt noch verstehen? Wie viele in sie einstimmen mögen?

Wenden wir uns an die gelehrte Theologie, so begegnen wir einer Schulsprache, die jedenfalls nur denen zugänglich ist, welche sich, wie auf eine fremdländische Sprache, eigens auf sie eingeübt haben, und welche die unter Umständen ganz zweckmäßige Eigenschaft besitzt, die Gedanken mehr zu verbergen als zu ver-raten. Fragen wir die vulgäre protestantische Gläubigkeit, so erhalten wir eine Antwort, die schwer begreiflich macht, wie jene Losung eine Kirchenspaltung hervorrufen konnte. Denn wir brauchen wahrhaftig nicht die immerhin schätzenswerten Zeugnisse der Stöcker und Windthorst anzurufen, um zu beweisen, daß der „gläubige“ Protestant von heute im wesentlichen in demselben Glauben seine Rechtfertigung sucht wie der „gläubige“ Katholik.

Man glaubt hüben und drüben an die theoretischen und historischen Dogmen, welche die Wissenschaft längst als Sprößlinge der illegitimen Ehe zwischen dem Christentum und dem späteren Hellenismus erkannt hat, welche die Kirchen aber als Ausdruck ihrer heiligsten Überzeugungen nach wie vor festhalten wollen, wenn

sie ihnen zur Zeit auch einen ganz anderen Sinn unterlegen, als in welchem sie ursprünglich gemeint waren. Man weiß nicht oder will nicht wissen, daß diese theologischen Lehrsätze auf sehr menschliche Weise entstanden und auf noch menschlichere Weise zu Glaubensgesetzen erhoben worden sind. Dieses Wissen würde den Glauben stören. Man glaubt an die Dogmen wie an gottgeschaffene Mysterien. Und je schwerer es dem Gläubigen wird, seine Vernunft unter den Gehorjam des Glaubens zu beugen, desto verdienstlicher erscheint ihm seine Glaubensleistung, desto gewisser darf er hoffen — durch seinen Glauben gerechtfertigt zu werden.

Allerdings ein Unterschied bleibt doch. Der gläubige Protestant sucht seine Rechtfertigung nur im Glauben an das kirchliche Lehrgesetz, der Katholik — hierin mit dem Protestanten eins — fordert außerdem noch die Anerkennung des hierarchischen Ritualgesetzes. Er wird nicht nur durch Glauben, sondern auch durch rituelle und asketische Werke gerechtfertigt. Aber davon sehen wir jetzt ab. Auch davon, daß der entwickelungsfähige Katholizismus ein Plus an Glaubenssätzen gegenüber dem Protestantismus aufzuweisen hat. Der eigentliche Stoff des rechtfertigenden Glaubens, wie er in den sogen. ökumenischen Glaubensbekenntnissen vorliegt, ist jedenfalls für beide Kirchen derselbe.

Die Reformatoren haben allerdings das Glauben theologischer Dogmen (und wären es auch Dogmen wie die Trinitätslehre oder die Lehre von der Gottheit Christi) nicht für religiösen Glauben tariert. Aber sie haben andererseits das überlieferte Dogmengesetz der Kirche ausdrücklich anerkannt und zwar als notwendig für das Seelenheil. Kann man es also den modernen Epigonen der Reformation verdenken, wenn sie sich mit den Römischen wieder zusammengefunden haben in dem Grundsatz: wir werden gerechtfertigt, wenn wir glauben, was das Lehrgesetz der Kirche uns vorschreibt?

Aber vielleicht sind wir ungerecht. Der moderne gläubige Protestant glaubt nicht an Dogmen, sondern an „Heilsthatsachen“; er glaubt nicht der Autorität der Kirche, sondern der Autorität der Bibel zuliebe diese Thatsachen. Schade nur, daß der Autoritätsglaube bleibt, was er ist, mag er sich dem Kirchengesetz oder der Bibel unterwerfen. Schade nur, daß die biblischen „Heilsthatsachen“ den kirchlichen Dogmen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. — Daß Jesus von Nazareth geboren worden ist, ist eine Thatsache. Daß er für die fehlerlose Durchführung seiner einzigartigen, historischen Mission in einzigartiger Weise begabt, ausgestattet, berufen war, dürfen wir aus seiner öffentlichen Wirksamkeit mit einiger Sicherheit schließen. Daß er nicht von einem menschlichen Vater, sondern von der dritten Person der Trinität mit einem jüdischen Mädchen gezeugt worden, ist bestenfalls eine Hypothese, die dadurch noch nicht zu einer „Thatsache“ gestempelt wird, daß die unfehlbare Kirche auf grund einer sehr ansehnlichen biblischen Exegese sie zum Glaubensgesetz erhoben hat. — Daß Jesus sein Lebenswerk in einem freiwilligen Opfertode bewährt und besiegelt hat, ist eine historische Thatsache. Daß dieser Opfertod notwendig war um die zürnende Gottheit zu versöhnen, ist eine Theorie, die sich vom Standpunkte des antiken Opferdienstes aus

wohl verstehen läßt, die auch ihre historische Bedeutung gehabt hat, sofern sie die Abschaffung des Opferkultus erleichterte, indem sie Juden und Heiden in dem Opfer Christi einen Ersatz für denselben darbot. Aber durch diese ehemalige geschichtliche Bedeutung wird diese Theorie auch noch nicht zu einer „Thatsache“ erhoben.

Und nehmen wir einmal alles als „Thatsache“ an, was uns die Glaubensbekenntnisse darbieten — von der Umkleidung der zweiten Person der Gottheit mit einer menschlichen Natur in dem Wunder der Jungfräugeburt an bis zur Hinabfahrt ins Hölleereich im dunklen Schoß der Erde und bis zur Hinauffahrt an den himmlischen Ort über der Erde — vergessen wir einmal, daß diese wunderbaren „Thatsachen“ sich in einer Welt abspielen, die seit Kopernikus unwiderruflich in Trümmer zerfallen ist, — ist der Glaube an vergangene oder gegenwärtige, wunderbare oder natürliche Thatsachen wirklich der rechtfertigende Glaube der Reformation?

Wozu dann — ich wiederhole die Frage — die Trennung von den Katholiken, die das alles und noch einiges mehr glauben? Wenn der Glaube an Wunder — mögen dies nun Wundererzählungen oder wunderbare Erlebnisse sein — den Menschen vor Gott rechtfertigt, so stünde ja auch hier der Wiedervereinigung der „Gläubigen“ unter den Protestanten und Katholiken nichts, gar nichts im Wege.

Die Reformatoren haben freilich dem Historienglauben so wenig rechtfertigende Bedeutung beigelegt wie dem Dogmenglauben. Der historische Glaube „an den gekreuzigten und auferstandenen Christus“ ist für sich noch gar kein religiöser Glaube. Das hat Luther wenigstens zeitweise recht wohl gewußt. Aber er hat andererseits die biblischen Wundergeschichten ebenso fest geglaubt wie die Wunder, die er selbst erlebt haben will. Und das Glaubensgesetz der alten Kirche, welches diese „historischen“ Dogmen ebensogut umfaßt wie jene metaphysischen, wird, wie bemerkt, von allen Reformatoren ausdrücklich als notwendig für das Seelenheil festgehalten. Man wird es also ihren modernen Epigonen nicht allzu hoch anrechnen dürfen, wenn sie ihre „Rechtfertigung vor Gott“ mit besonderer Vorliebe durch ihre Leistungsfähigkeit auf dem Gebiet des Wunderglaubens suchen.

Dem so gestaltet sich heute in der That das ganze Problem, wenigstens in der Praxis der vulgären Gläubigkeit. Wenn sie es auch nicht Wort haben wollte, sie sucht ihre sittliche Rechtfertigung vor Gott im Glauben und zwar im Glauben an die überlieferten wunderbaren Lehren der Kirche. Und wenn das auch nur mit gewissen Einschränkungen von ihren Wortführern zugegeben wird, so kann man leicht die Probe auf die Richtigkeit der Meinung machen, daß es sich ganz und gar so verhält. Oder sprechen nicht fortwährend die modernen Gläubigen denen den christlichen Charakter ab, welche die biblischen Wunder für unglaubwürdig halten oder an der Haltbarkeit gewisser überlieferter Dogmen, wie z. B. der Trinitätslehre zweifeln? Hegen sie nicht die schwersten Bedenken selbst gegen einen religiösen Standpunkt, der auf die Gnade Gottes sein ganzes Vertrauen setzt, aber nichts wissen mag von den theologischen Definitionen der Bedingungen, unter welchen Gott allein seine Gnade bethätigen soll, z. B. der juristischen Satisfaktionslehre?

Und nicht nur der vulgäre, auch der offizielle Protestantismus gebraucht die Rechtfertigungslehre in diesem Sinne, wenn er sie auch besser verstehen mag. Jedenfalls finden unsere theologischen Kandidaten vor Konsistorien und Examinations-Kommissionen heute keine Rechtfertigung, es sei denn durch den Glauben an die Dogmen der Kirche und die Wunder der Bibel.

Der reformatorische Grundsatz bedeutet für die heutige Gläubigkeit in der Praxis thatsächlich nicht mehr und nicht weniger als dieses: daß man der Gnade Gottes nur teilhaftig werde unter der Bedingung des Glaubens an das Lehrgesetz der Kirche, beziehungsweise der Bibel.

Und dabei wollen sich die Gläubigen noch wundern, daß die große Mehrheit der Zeitgenossen an der Reformation nichts mehr zu schätzen weiß, als die Freiheit, welche sie gebracht, daß sie für die Rechtfertigung durch den kirchlichen Glauben ebensowenig übrig haben wie für die Rechtfertigung durch kirchliche Werke. Man kann es wahrlich begreifen bei der Selbsttäuschung und Konfusion unserer kirchlichen Kreise, daß die große Mehrheit unter Protestanten und Katholiken wieder glücklich bei dem bekannten Grundsatz angelangt ist: wir suchen unsere Rechtfertigung vor Gott und den Menschen in nichts wie in unserer mit Gottes Hilfe zu vollbringenden Pflichterfüllung.

Bedeutete die Reformation wirklich nur das, was die vulgäre Gläubigkeit aus ihr machen will, so hätten wir vielleicht Grund ihr für übrigens unbeabsichtigte Nebenerfolge auf dem Gebiet des Kulturlebens zu danken, nicht aber für ihre Leistung auf dem religiös-kirchlichen Gebiet.

Dem der Umstand, daß der Protestant das praktische Leben freiläßt und nur die Unterwerfung unter das Lehrgesetz der Kirche fordert, würde die Kirchenspaltung mit ihren verhängnisvollen Folgen schwerlich rechtfertigen. Aber die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben hat wie die meisten Dogmen ein doppeltes Gesicht. Mit dem einen blickt sie in eine Zukunft, in welcher ihre ideale Tendenz rein zur Verwirklichung gelangen soll, mit dem andern hängt sie an einer Vergangenheit fest, welche eine Fülle von Hemmnissen für ihre reformatorische Aufgabe enthält, die gelegentlich als solche erkannt werden, von denen man sich aber doch nicht trennen mag.

Betrachtet man das nach rückwärts gekehrte Gesicht des Dogmas, so gewinnt man den Eindruck einer Vereinfachung, aber nicht einer prinzipiellen Änderung des kirchlichen Systems.

Allerdings der Protestantismus leugnet schlechtweg die Möglichkeit einer vollkommenen Erfüllung des Sittengesetzes, geschweige denn einer Überbietung desselben, wie sie durch die mönchische Askese bezweckt wird. Oder er statuiert nur einen einzigen solchen Fall im Leben Christi, der aber zur „Werkgerechtigkeit“ keine Anleitung darbieten kann, da Christus nicht sowohl als Mensch wie als Gott für ihn in Betracht kommt.

Im übrigen scheint die protestantische Rechtfertigung der katholischen ähnlich genug. Es handelt sich nämlich, kurz gesagt, hier und dort um den Ersatz des Minus sittlicher Leistung, welches bei den Laienchristen konstatiert wird, durch die

Anrechnung des Plus sittlicher Leistung eines oder mehrerer anderen, hier ausschließlich Christi, dort Christi und der Heiligen.

Denn in seiner rechtsgiltigen Form lautet das protestantische Dogma etwa so:

Der Mensch ist ebenso verpflichtet wie unfähig das Sittengesetz zu erfüllen. Die Erfüllung bleibt er Gott stets schuldig und für die Nichterfüllung ist er unbedingt strafbar. Auf Grund seiner notorischen sittlichen Beschaffenheit kann Gott den Menschen nur strafen, nie rechtfertigen.

Die Rechtfertigung erfolgt demnach nur durch einen Akt der Begnadigung von seiten Gottes. Diese Begnadigung aber ist keine freie; sie erfolgt vielmehr in der Form der „Anrechnung“ der Leistung Christi, der „stellvertretend“ in seinem Opfertod alle Strafe für die Menschen erlitten und stellvertretend das Sittengesetz erfüllt, ja durch sein göttliches Leben überboten hat.

Diese Rechtfertigung ist aber auch von seiten der Menschen an eine kleine Bedingung geknüpft, an die Bedingung des Glaubens, nämlich des Glaubens eben an die stellvertretende Leistung oder an das „Verdienst“ Christi.

Das ist die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, wie sie zu verkündigen unsere Geistlichen heute noch eidlich verpflichtet werden. Daß dieselbe die Eierschalen des mittelalterlichen Katholizismus nicht abgestreift hat, ist schon den alten Pietisten ziemlich klar geworden. Es handelt sich wirklich dabei nicht um eine prinzipielle Änderung, sondern, wie oben gesagt war, um eine Vereinfachung des kirchlichen Systems. Denn hier und dort wird die „Rechtfertigung“ vollzogen durch die Anrechnung fremden Verdienstes. Das ist der eigentliche Kern der Sache.

Den Protestanten entfällt mit der vollkommenen Erfüllung des Sittengesetzes die Verdienstlichkeit jedweden Werkes, also auch der Werke der Heiligen. An die Stelle der vielen Werke der vielen Heiligen tritt das eine Werk des einzigen Heiligen, Christus; an die Stelle der Verdienste der Heiligen das Verdienst Christi; an Stelle der Fürbitten der Heiligen die Fürbitte Christi. Und endlich — an Stelle der Kulte der Heiligen der Kultus Christi allein, durch welchen man sich der „Anrechnung“ seines Verdienstes versichert.

Hat man soweit nur den Eindruck einer Vereinfachung des Systems — Christuskultus statt Heiligenkultus — so wird derselbe noch gesteigert, wenn man die subjektiven Bedingungen der Anrechnung des Verdienstes der Heiligen oder Christi ins Auge faßt.

Hier rechnet der Katholik auf eine Reihe asketischer und ritueller Leistungen, während der Protestant von der Wertlosigkeit aller kirchlichen Werke zur Gewinnung der Rechtfertigung überzeugt, nur die einzige Bedingung des durch das Sakrament zu stärkenden Glaubens geltend macht. Und da es sich bei diesem Glauben ausschließlich um die Anrechnung des Verdienstes Christi handelt, so entfällt für ihn der gesamte asketisch-rituelle Apparat des katholischen Kirchentums und mit diesem auch bis zu einem gewissen Grade die priesterliche Vermittelung bei Zuweisung der das Verdienst Christi „anrechnenden“ Gnade Gottes.

Das Letztere ist ohne Zweifel die kirchen-politisch bedeutsamste Seite des

protestantischen Dogmas. Auch in der juridisch-scholastischen Form, in der es dem Katholizismus entwachsen ist, hat es seine befreienden Wirkungen ausgeübt. Der Glaube ist die eigentlich religiöse Funktion. Und dieser Glaube ist persönliche That, die jeden einzelnen gewissermaßen zum Priester weiht, jeden einzelnen in unmittelbare Verbindung mit dem Verdienste Christi und durch dasselbe mit Gott bringt. Die klerikale Verfassung und das Zeremonialgesetz des Katholizismus entfallen damit für den Protestanten. Aber — diese befreiende Wirkung des Dogmas ist, wie schon der Protestantismus des 16. Jahrhunderts zeigt, doch auch nur eine sehr beschränkte.

Denn der Glaube wird am Ende doch wieder als Unterordnung unter das Dogmengesetz der alten Kirche verstanden. Während das hierarchische Ritualgesetz aufgegeben wurde, hat man das hierarchische Dogmengesetz festgehalten. Merkwürdig genug, da beide sehr eng mit einander verbunden sind und fast jedes Dogma sein Korrelat im Kultus hat. Merkwürdig auch um deswillen, weil die Gefahr des Pharisäismus, die man vermeiden wollte, der „Glaubensgerechtigkeit“ gerade so nahe liegt wie der „Werkgerechtigkeit“, und weil die Leistungen auf dem Gebiete des Dogmenglaubens sicherlich keinen größeren religiösen Wert haben wie die Leistungen auf dem Gebiet der Askese und des rituellen Handelns. Die Verdienstlichkeit asketischer und ritueller Werke ist am Ende nicht schlimmer wie die Verdienstlichkeit dogmatischer Denkopoperationen. Der Protestant, der durch den Glauben an die übernatürlichen Dogmen seine Rechtfertigung sucht, hat es am Ende nur bequemer wie der Katholik, der sie zugleich in asketisch-rituellen Leistungen sucht. Der Gnade Gottes und dem Verdienste Christi geschieht hier wie dort Eintrag. Und die Differenz liegt ja gar nicht in der Frage nach dem unbedingten und ausschließlichen Wert der göttlichen Gnade, die der Katholik so gut wie der Protestant anerkennt. Die Differenz liegt in der Frage nach den Bedingungen der Aneignung der Gnade. Hier ist nun für die Protestanten dieselbe Gefahr vorhanden, wie für die Katholiken. Die Gnade wird illusorisch, wenn man sie verdienen will, mag man sie durch rituelle oder dogmatische Leistungen verdienen. Wer die Geschichte der protestantischen Orthodoxie kennt, der weiß, daß das keine Übertreibungen sind.

Auch die Emanzipation von der priesterlichen Vermittlung wird so nur eine halbe. Denn Gegenstand und Art des Glaubens bestimmt der Theologenstand, der protestantische wesentlich im Einklang mit dem katholischen. Ob nun der Theologenstand durch das Dogmengesetz oder durch das Zeremonialgesetz oder durch beides zugleich regiert, er regiert hier wie dort. Das protestantische Laientum hat dem von dem Theologenstand zu definierenden Dogma das *sacrificium intellectus* so gut zu bringen wie das katholische.

War das nun die ideale Tendenz der Reformation, der ursprüngliche Sinn des lutherischen Rechtfertigungsgedankens?

Bedeutete die Reformation nicht mehr wie die Aufhebung des klerikalen Ritualgesetzes und die ausschließliche Wertschätzung des klerikalen Dogmengesetzes? Hätten die Reformatoren wirklich nichts gewollt als die Rechtfertigung

durch die kirchlichen Werke ersetzen durch die Rechtfertigung durch den kirchlichen Glauben? Und bestünde demnach der ganze Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus darin, daß der erstere die Erlangung der göttlichen Gnade von der Bedingung des Glaubens an die historischen und metaphysischen Dogmen, wie sie etwa in dem sog. apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefaßt sind, abhängig macht, während der Katholik daneben noch die kirchlichen Bußwerke und Satisfaktionen u. s. w. fordert?

Es möchte so scheinen, wenn man nicht nur die praktischen Wirkungen des Dogmas im 16. und 17. Jahrhundert ins Auge faßt, sondern auch die Praxis der vulgären Gläubigkeit der Gegenwart.

Aber es handelt sich eben darum, die idealreligiöse Tendenz des Dogmas von seiner theologisch-klerikalen Form zu unterscheiden. Und diese ideale Tendenz geht auf ganz anderes, als die letztere erwarten läßt.

Der ursprüngliche Gedanke Luthers war doch nicht der, das Sittengesetz außer Geltung zu setzen und statt sittlicher Thätigkeit den dogmatischen Glauben zu fordern als Bedingung der Erlangung der Rechtfertigung vor Gott und der Gewinnung der ewigen Seligkeit.

Das asketisch-rituelle Werkgesetz der Kirche hat er allerdings als wertlos erkannt und außer Geltung gesetzt und eben dadurch die Befreiung des Laientums von der Priesterherrschaft angebahnt.

Aber seine ursprüngliche Antithese lautet nicht: statt kirchlicher Werke der kirchliche Glaube. Darin ist Luthers Gedanke so wenig deutlich ausgedrückt wie etwa in der Formel, in welcher der vulgäre Liberalismus seiner Rechtfertigungslehre aufgeht, und der zufolge der Glaube als persönliche sittliche Gesinnung und nicht als mechanische äußere Leistung den Menschen vor dem Sittengesetz als Ausdruck des Willens Gottes rechtfertigen soll.

Die Frage nach der Rechtfertigung ist zunächst eine sittliche. Sie erhebt sich überhaupt erst in dem sittlichen Prozeß und aus demselben heraus. Für den Menschen, der die Geltung eines Sittengesetzes überhaupt nicht anerkennt, existiert die Frage nach der Rechtfertigung gar nicht. Und für diejenigen, welchen das Sittliche in der Erfüllung einzelner sozialer Pflichten in Familie, Gesellschaft, Staat aufgeht, hat sie nur eine relative Bedeutung.

Erkennt man aber mit Luther an, daß das Sittengesetz seiner idealen Tendenz nach nicht nur auf die Erfüllung einzelner Pflichten, sondern durch diese und doch zugleich über sie hinaus auf sittliche Vollendung oder Heiligung der Persönlichkeit selbst dringt, so gewinnt das Problem eben für das persönliche Leben des Einzelnen eine eminente Bedeutung. Und zwar nimmt die Frage überall da, wo der ideale Maßstab des Sittengesetzes an die Persönlichkeit angelegt wird, die Wendung vom Moralischen zum Religiösen, die Luther ihr gegeben. Denn das ist der allgemeine Sinn seiner Rechtfertigungslehre, daß der Mensch, ohne auf das sittliche Streben zu verzichten, die bleibende Differenz zwischen seiner empirischen Beschaffenheit und dem sittlichen

Ideal, sofern sie ihm als Schuld zum Bewußtsein kommt, durch das Vertrauen ausgleiche, daß in der göttlichen Weltordnung die Gnade und nicht das Gericht die oberste Instanz sei.

Kein sittlich aufrichtiger Mensch wird sich über diesen Kontrast täuschen wollen, der zwischen der idealen Forderung des Sittengesetzes, z. B. der Forderung, das gesamte Handeln in der Gemeinschaft aus dem Motiv selbstloser Liebe und ungefälschter Wahrhaftigkeit zu vollbringen, und der tatsächlichen sittlichen Beschaffenheit, auch der moralisch höchststehenden, besteht. Ebenso wenig darüber, daß dieser Kontrast da ist, nicht nur als Folge sittlichen Unvermögens und naturnotwendiger Vererbung schlimmer Neigungen, oder daß er da ist nur auf Grund des Gesetzes der allmählichen Entwicklung des Sittlichen vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, sondern auch als Folge positiver Verfehlung und Sünde, welche für die Einzelnen eine wirkliche Verschuldung involviert.

Die Aufhebung dieses Kontrastes, die Beseitigung der lähmenden Wirkungen des Schuldgefühls, ist ganz eigentlich das praktische Problem der Reformation.

Ich sage absichtlich: das praktische Problem, denn niemand, der diesen Kontrast versteht und empfindet, wird sich darüber täuschen, daß er als Übel, ja als das Übel schlechthin von uns anzusehen ist. Das Bewußtsein verschuldeter sittlicher Schwäche, Fehler, Sünde und Sündhaftigkeit zerstört nicht nur unser inneres Glück, es übt auch gerade auf das sittliche Handeln selbst eine lähmende und deprimierende Wirkung aus. Je höher die sittlichen Anforderungen gehen, die der Mensch an sich stellt, desto empfindlicher wird sein Gewissen, desto tiefer sein Schuldbewußtsein, desto unerträglicher wird die Empfindung des Gegensatzes von Ideal und Wirklichkeit für ihn.

Wie also über diesen Kontrast hinauskommen? Die Kirche antwortet: Durch Buße, Satisfaktion und priesterliche Absolution; die Reformation: durch das bußfertige, freie Vertrauen auf Gottes Gnade; der unabhängige Moralismus: durch Bessermachen und gesteigerte sittliche Anstrengung.

Welche Antwort ist die richtige?

Die rein moralische Behandlung des Problems ist ganz eigentlich die moderne. Rechtfertigung findet der Mensch immer nur in der Annäherung an das sittliche Ideal, die seine persönlichste Aufgabe ist. Daß diese Annäherung nur allmählich erfolgt, daß sie durch Rückschritte und Fehltritte durchkreuzt und aufgehalten wird, liegt im Wesen des sittlichen Prozesses.

Über das Schuldgefühl, über das böse Gewissen kommt der sittlich strebende Mensch immer nur hinaus durch erneute sittliche Vorsätze, durch Steigerung seiner sittlichen Kraft, durch Verdoppelung seiner sittlichen Thätigkeit. Für die Rechtfertigung durch den Glauben an die vergebende Gnade Gottes scheint hier ebenso wenig Raum wie für die kirchlichen Bußwerke und die Absolution der Priester.

Gegen das letztere verhält sich nun auch die Reformation gleichgiltig oder ablehnend. Aber ihre Meinung ist es allerdings, daß jener Kontrast zwischen dem Sittengesetz und der sittlichen Beschaffenheit des Menschen nicht nur und nicht in erster Linie auf dem moralischen Wege — also durch gesteigerte sitt-

liche Thätigkeit — zu heben sei, sondern auf dem religiösen Wege — durch das freie persönliche Vertrauen oder durch den Glauben an die vergebende Güte Gottes. Denn das ist der praktisch-religiöse Sinn des Dogmas von der Rechtfertigung durch den Glauben.

Nicht nur von den kirchlichen Bußwerken und der priesterlichen Absolution sollte der Christ befreit werden, sondern ebenso sehr von den lähmenden und deprimierenden Wirkungen des Schuldgefühls. Das Vertrauen auf die vergebende Gnade Gottes sollte diese doppelte Befreiung bewirken. Es sollte die sittliche Thätigkeit nicht ersetzen, sondern begründen und normieren. Es sollte die Freude an der sittlichen Arbeit und den Mut zu ihr auch unter den deprimierenden Erfahrungen von sittlicher Ohnmacht, Sünde und Schuld dem Menschen erhalten.

Ist diese ideale Tendenz der reformatorischen Rechtfertigungslehre im kirchlichen Bekenntnis, das eben mehr theologisch als religiös ist, nicht zu reinem Ausdruck gelangt, so war sich Luther derselben wohl bewußt. Ich denke, seine eminente sittliche Thätigkeit auf nahezu allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens spricht dafür. Die religiöse Rechtfertigung war ihm der Haupthebel für die sittliche. Die Gewißheit der frei vergebenden Gnade Gottes war der letzte Grund und das wirksamste Motiv auch seiner sittlichen Thätigkeit.

Und ich meine, daß damit eine allgemeine Erfahrung von bleibendem Werte ausgesprochen ist. Die Rechtfertigung durch kirchliche Bußwerke und priesterliche Absolution vermag kein ernstes Gewissen zu beschwichtigen, die Rechtfertigung durch das moralische Bessermachen des Verfehlten ebensowenig.

Man kann den äußeren Schaden, den man anderen zufügt, ersetzen. Aber das persönliche Leid, welches man ihnen zufügt, kann nicht ersetzt, sondern nur vergeben werden. Man kann begangene Fehler und Sünden in Zukunft vermeiden, aber man kann eine persönliche Verschuldung niemals durch spätere sittliche Leistungen wieder aufheben. Und niemals werden die deprimierenden Wirkungen des Schuldgefühls durch die bloße Inanspruchnahme sittlicher Besserung beseitigt. Der Glaube an eine vergebende göttliche Liebe ist von eminent praktischem Wert und behält seine erlösende und befreiende Bedeutung für jeden im sittlichen Prozeß begriffenen, nicht nur für den notorisch lasterhaften oder den eigentlichen Verbrecher. Mit dem absoluten Maßstab des Sittengesetzes gemessen bleiben wir allzumal Sünder. Vor Gott giebt es daher keine Rechtfertigung, außer der Rechtfertigung durch Gnade. Und diese „religiöse“ Rechtfertigung ist ein ganz unentbehrliches Korrelat der „sittlichen“ Rechtfertigung, welche durch jene nicht aufgehoben, wohl aber reguliert werden soll.

Ist damit die ideale Tendenz der reformatorischen Idee richtig bezeichnet, so ist auch völlig deutlich, daß sie mit der Rechtfertigung durch dogmatische Leistungen so wenig zu thun hat wie mit der Rechtfertigung durch asketische oder rituelle.

Der Gegenstand „des rechtfertigenden Glaubens“ ist weder das biblische Wunder noch das theologische Dogma. Der einzige Gegenstand dieses Glaubens ist die Gnade Gottes, die im historischen Christentum durch Christus vermittelt wird, deren segensreiche Wirkungen aber an keine juridische Bedingung geknüpft

sind, weder an die Bedingung kirchlicher Werke, noch an die Bedingung kirchlicher Dogmen, sondern allein und ausschließlich an die Bedingung des aufrichtigen, freien, persönlichen Vertrauens. *Sola fide!*

Wenn also die vulgäre protestantische Gläubigkeit den Besitz der Gnade von der Anerkennung ihrer historischen und theoretischen Dogmen abhängig machen will, so verfällt sie genau in denselben Fehler wie die katholische, die sie von kirchlichen Bußwerken und dergl. abhängig macht. Diese protestantische „Glaubensgerechtigkeit“ ist gerade so wertlos und unheilvoll für das religiöse Leben wie die katholische Werkgerechtigkeit.

Aber — wird man von orthodoxer Seite einwenden — so leichten Kaufs ist die göttliche Gnade eben nicht zu haben. Der bloße Glaube (mitsamt der Reue) genügt doch nicht, um den Menschen der Vergebung gewiß zu machen. Jedenfalls bedarf dieses freie „Vertrauen auf die Gnade“ einer Begründung, wenn es nicht allen möglichen Schwankungen und Zweifeln ausgesetzt sein soll.

In der That, hier ist der Punkt, an dem die theologischen und religiösen Denkwege auseinander gehen. In der Beantwortung dieser Frage zeigt sich die Verschiedenheit der orthodoxen und rationalistischen Denkweise im Christentum. Über den eminenten praktischen Wert des religiösen Vertrauens auf die Gnade Gottes für den sittlichen Prozeß ist der Rationalist sowenig im Zweifel wie der Orthodoxe. Aber wo es sich um die dogmatische Begründung dieses religiösen Glaubens handelt, da beginnt auch der Streit.

Die Orthodoxen behaupten heute noch: freie, göttliche Vergebung sei nicht denkbar. Ohne vorhergehende Satisfaktion kann Gott nicht vergeben ohne seiner durch die Sünde beleidigten Ehre, ohne der Majestät des Sittengesetzes Abbruch zu thun. Und diese Satisfaktion finden sie in dem Opfertod, den Christus zu leiden nicht schuldig war und den er also „stellvertretend“ für uns erlitten haben soll.

Es ist das der Standpunkt des alten Opferkultus, den man gewissermaßen verewigen will. Ohne Opfer keine Versöhnung Gottes, ohne Versöhnung Gottes durch das Opfer keine Vergebung.

Die Autorität der Bibel ist hier zweifellos auf seiten der Orthodoxie. Aber der Gebrauch, den man von ihr macht, ist schwerlich zu rechtfertigen. Denn die Deutung des Todes Christi nach Analogie des antiken Opferdienstes erklärt sich aus den historischen Verhältnissen der apostolischen Zeit, die man aber nicht verallgemeinern und verewigen kann.

Die Apostel haben am Ende alle noch persönlich geopfert. Jedenfalls stehen sie alle unter dem Einfluß des hochheiligen Opferinstituts. Ein solches Institut giebt man so leicht nicht auf, zumal dann nicht, wenn eine uralte Tradition für dasselbe spricht, wenn die religiöse Sitte mit ihm verwachsen ist. Begreiflich also, daß die Apostel nur schwer, daß sie nicht ohne entsprechenden Ersatz von dieser Sitte sich trennen konnten. Und diesen Ersatz fanden sie im Tode Christi, den sie nach Analogie der alten Opfer deuteten, um sich für die Aufgabe derselben gewissermaßen zu rechtfertigen.

Diese historische Notwendigkeit besteht nun aber für uns heutige doch nicht mehr. Überdies ist in der Bibel auch die Idee vertreten, daß Gott ohne Opfer dem Reuigen und Vertrauenden vergiebt. Und jedenfalls hat Jesus selbst ohne Rücksicht auf seinen Tod die freie Vergebung Gottes nicht nur gelehrt, sondern auch einzelnen faktisch zugeeignet.

Unter diesen Umständen wird man einer Anschauung das Existenzrecht nicht streitig machen, welche die oben entwickelte reformatorische Rechtfertigungslehre zwar anerkennen, sie aber von dem juristisch-scholastischen Satisfaktionsdogma emanzipieren will. Und das um so weniger, als dieses Dogma vor der moralischen Kritik sowenig stand hält wie vor der logischen, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll.

Auf die geschichtliche Begründung des freien Glaubens an die Gnade Gottes braucht dabei nicht verzichtet zu werden. Selbst wenn man die Liebe als das Wesen und die Vergebung als eine universelle und ewige Funktion Gottes verstehen will, wird man den geschichtlichen Grund, welchen Lehre, Leben und Sterben Christi diesem erhabensten und beseligendsten Glauben darbieten, niemals unterschätzen.

Das also ist es nicht, was die orthodoxe und die freiere Anschauung hier trennt, daß bei letzterer die Bedeutung des Lebens Christi für die Begründung des Rechtfertigungsglaubens preisgegeben würde. Auch der Tod Christi, der ja ganz eigentlich ein freiwilliger Opfertod war und allerdings die Probe und das Siegel für die Ächtheit seiner religiösen Mission, behält dabei seinen Wert.

Aber wir suchen eben nur die historische Begründung des rechtfertigenden Glaubens im Leben und Sterben Christi, nicht aber das Mittel, durch welches Gott die Vergebung ermöglicht worden wäre. Das ist der eigentliche Differenzpunkt.

Das Dogma von einem „stellvertretenden“ Leiden und einem „stellvertretenden“ Handeln, durch welches Christus Gott Satisfaktion geleistet habe für unsere Unterlassungen und Vergehungen, hat seine Zeit gehabt. Das mystisch-konfuse Gerede der modernen Gläubigkeit von der Notwendigkeit einer Sühne oder Genugthuung an Gott hat es dem Verständnis der Gegenwart nicht näher gebracht und wird ihm noch weniger die Zukunft zurückerobern.

Wir glauben an eine religiöse Rechtfertigung aus Gnade, die dem demüthigen Glauben bedingungslos zu teil wird. Und wir glauben die wirksamste Bürgschaft für die Wahrheit dieses Glaubens im Leben Christi zu finden. Aber wir glauben nicht mehr, daß ein anderer stellvertretend für uns gestraft werden und stellvertretend für uns das Sittengesetz erfüllen könne.

Der religiöse Kern des Dogmas wird bleiben, die scholastisch-theologische Schale wird vergehen. Je eher, desto besser. Denn wenn etwas das Verständnis und die Wirksamkeit der reformatorischen Lehre von der Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben hemmt und trübt, so ist es das Dogma von der stellvertretenden Genugthuung Christi, welche uns angerechnet werden soll, wenn wir nur anders an diese „stellvertretende Genugthuung“ glauben.

Heinrich Heine.

Erinnerungen

von
Henri Julia.

Ich war zwar noch sehr jung, hatte aber doch schon alle Prüfungen der niederen und selbst der höheren Grade bestanden, ich hatte für Zeitungen geschrieben und gleichzeitig etliche akademische Erfolge errungen. Meine „Notizen über Herrn Julia-Fontenelle,“ meinen Oheim, hatten mir eine werthe Freundschaft erworben, die des Herrn Isidor Gottfried Saint-Hilaire, eines Sohnes des großen Etienne und Julias Freund; an letzteren schrieb er zahlreiche Briefe, voll guter Laune und hinreißendem Gefühl, welche ich noch besitze. Meine wirtschaftlichen Studien über „Colbert und den Einfluß, den er auf sein Jahrhundert ausübte,“ hatten mir die Spalten des von Armand Marrast beeinflussten ehemaligen „National“ eröffnet, und durch meine „Geschichte von Beziers,“ welche einen sonderbaren Vorfall veranlaßte, wurde ich alsbald in die Reihe der Phalax jener jungen Leute aufgenommen, welche der mächtige Beistand jenes rauhen und doch guten Utopisten Pierre Leroux emporgehoben hatte. Er war damals gewissermaßen der Direktor der „Revue Indépendante.“

Der sonderbare Vorfall mit der „Geschichte von Beziers“ verdient erzählt zu werden.

Ich wurde in diese Stadt berufen, um in einer akademischen Sitzung einen Teil meines Buches öffentlich vorzulesen, als ich im Zuhörerkreise ein verworrenes Lärmen vernahm. Die Unruhe kam von der Bank der Geistlichen her, in der sich junge Priester auf die geräuschvollste Weise hin- und herbewegten. Die Ursache davon war in dem, was ich vorlas, zu suchen. Ich erzählte von der Plünderung Beziers' im Jahre 1209 und sagte, daß etliche Ritter, als die Stadt eingenommen werden sollte, den päpstlichen Gesandten, der die Belagerungsarmee anführte und derselben die grausamsten Befehle gegeben hatte, baten wenigstens die Katholiken zu schonen. Aber dieser, jegliches Mitleid unterdrückend, erwiderte: „Nein, nein, tötet sie alle, der liebe Gott wird diejenigen schon herausfinden, die ihm zugehören.“

An dieser Stelle konnte es ein junger Vikar nicht mehr aushalten, er erhob sich und, nach mir hingewendet, rief er: „Das ist falsch, diese Thatsache ist widerlegt worden.“ Man kann sich leicht einen Begriff von der Verwunderung und der Mißbilligung des ganzen Zuhörerkreises machen. Die Einsprache der Versammlung erhob sich sofort, und ich wurde der Gegenstand einer wahrhaften Huldigung. Ich mußte allerdings diesen kleinen Triumph dadurch büßen, daß ich mir die Feindschaft der einflußreichsten Partei der Stadt zuzog.

In der Politik hatte ich mich von Anfang an so gezeigt, als ich es in der Folge geblieben bin, feuriger gewiß, aber sicherlich nicht weniger überzeugt als in vorgeschritteneren Jahren.

Um das Jahr 1850 war ich Mitglied eines in Paris bestehenden Centralausschusses, welcher dazu bestimmt war, die Wahlen für den gesetzgebenden Körper des Jahres 1851 vorzubereiten. David (aus Angers), der berühmte Bildhauer, derselbe, der das Bronzemedailion Heinrich Heines gemacht hat, war der Präsident jenes Ausschusses, zu dessen Sekretär man mich ernannt hatte. Er bestand aus fünfundzwanzig Mitgliedern, unter denen ich eine Menge Zeitungsredakteure aufführen könnte, z. B. Caylus vom „National“ und Léon Plée vom „Siècle“. Unter anderen waren auch der alte Andry de Broville, Goudchaux, Henri Martin, Pierre Dupont, Arsène Menier dabei, unsere Rechtsbeistände waren: Crémieux, Henri Celliez und Martin (aus Straßburg).

Ich habe alle Papiere, alle jenem Ausschuss gehörigen Urkunden in der Hand, eine ungedruckte Proklamation Henri Martins und ein Gutachten über die Ausdehnung und Feststellung unserer Rechte, welches wir uns von unseren Rechtsgelehrten erbeten hatten.

In der Nacht vom ersten zum zweiten Dezember waren wir versammelt. Wir trennten uns ungefähr zwei Stunden vor der Zeit, in der die Verhaftungen begannen. Nach den meisten von uns wurde sofort gesucht. Würde dieser Staatsstreich hundert Minuten früher ausgeführt, wären wir alle in ein und demselben Neze gefangen worden.

Man glaube nur ja nicht, daß ich, wenn ich alle diese Erinnerungen zurückrufe, auch nur im geringsten der, übrigens auch recht kindischen, Versuchung nachgebe, von mir selbst zu sprechen. Es ist mir nur ganz selbstverständlich vorgekommen, Einzelheiten über denjenigen mitzuteilen, der unaufhörlich mit dem größten Dichter neuerer Zeit in Verbindung treten und der Gegenstand von dessen vollstem Vertrauen werden sollte. Auch gebe ich nur in groben Zügen die ersten Begebnisse meiner Jugend an.

Von den Werken, an welche ich schon Hand gelegt hatte, muß ich „die Freunde Voltaires, Skizzen und Porträts aus dem 18. Jahrhundert“ erwähnen, denn diesem Werke ist es zu verdanken, daß ich eines Tages, zu meiner großen Überraschung, folgenden, noch nicht veröffentlichten Brief Heinrich Heines erhielt:

Herrn Henri Julia

rue Caumartin No. 69.

Mein Herr,

Soeben habe ich Ihre „Freunde Voltaires“ gelesen und wäre glücklich mit Ihnen darüber zu sprechen. Wenn Sie sich nicht fürchten einem armen Kranken zu nahen, einem unglücklichen Gelähmten, einem Hiob auf seinem Schmerzenslager, dann besuchen Sie mich. Sie finden mich stets zuhause; ich bin niemals aus; und das geht schon seit fünf Jahren so!

Kommen Sie, wir wollen von Voltaire sprechen, Sie lieben ihn, und ich liebe ihn auch. Ich liebe ihn nicht nur als Philosophen, sondern auch als Litteraten. Als Litteraten, wohl zu verstehen, ich sage nicht als Dichter. Und ich liebe ihn auch wegen seiner großen Freiheitsliebe. Ich selbst bin ein Verehrer der Freiheit, ich will damit nicht sagen, daß ich niemals auch andere

Dinge geliebt hätte. Aber die Freiheit erfüllt meine ganze Seele, und ich gebe Ihnen den Beweis davon dadurch, daß ich mir die nehme, Sie gefälligst zu mir zu rufen und mich zu nennen

Ihren sympathischen Leser
Heinrich Heine
rue d'Amsterdam No. 50.

„Montag vormittags.“

Welche Erregung! welche Freude! welches Entzücken beim Lesen dieses Briefes; Als ich auf die Straße kam, schritt ich schon wie ein Mann von großer Wichtigkeit einher. Ich vergrößerte mir selbst mein kleines persönliches Verdienst und das meines Werkes. Denkt doch, was es heißt, die Blicke eines Mannes wie des Verfassers des „Buches der Lieder“ auf sich gezogen zu haben! Ihm den Wunsch eingeflüßt zu haben, mich zu sehen! Auf seinen Lippen, die sonst nur zugespitzte Pfeile entsendeten, einen Gedanken, ein Wort des Wohlwollens entstehen zu lassen. Bedurfte es wohl mehr, um die Einbildungskraft eines jungen Mannes aufzuregen?

Ich wurde in der Folge etwas demütiger, als Heinrich Heine, mit geradezu väterlicher Güte, mich auf etliche Lücken, einige Fehler, welche er in meinem Werke bemerkt hatte, aufmerksam machte. Ich beschloß, es nicht im Druck erscheinen zu lassen, ehe es nicht, so viel als möglich, vor jeder Kritik geschützt wäre, und ich verzichtete vorläufig auf eine Verpflichtung, welche sich ein großer Verleger (zugleich auch der des Dichters), Herr Michel Lévy bedauerlichen Andenkens, schriftlich gegen mich auferlegt hatte. Die Ratschläge, welche mir bei dieser Gelegenheit von dem Verfasser der „Reisebilder“ gegeben wurden, werden nie aus meinem Gedächtnis schwinden.

II.

Am ersten Tage, als ich ihn sah, befand er sich auf einem Armstuhl, inmitten des Zimmers, die Augen vom Lichte abgewendet. Er war in Hemdsärmeln, den unteren Teil des Körpers in einen blauen, rot gefütterten Schlafrock eingehüllt; er wollte eben schreiben. In der rechten Hand hielt er einen Bleistift, in der linken etwas wie ein Heft Löschpapier oder eine Art Pappdeckel, auf dem Blätter weißen Papiere ausgebreitet waren, die er allmählich mit einer ausnehmend feinen und doch vollständig sicheren Handschrift bedeckte.

In seinen Erinnerungen spricht er von der feinen, weißen, aristokratischen Hand seines Vaters. Die seine schien mir wie aus Elfenbein geschnitten, die Hand eines gekreuzigten Christus. Seine Schriftzüge waren gewöhnlich sehr leserlich und ziemlich fest; dem Charakter des Schriftstellers hatten sie die Klarheit und Zierlichkeit entnommen.

Er reichte sie mir herzlich hin, diese zarte Hand, sobald ich nur eingetreten war und mich selbst bei ihm angemeldet hatte. Er bat mich Platz zu nehmen. Aber schon hatte mir die Person, die mir den Einlaß gewährt hatte, einen Sessel hingeschoben, und während ich mich setzte, betrachtete der Dichter mich aufmerksam, indem er den Kopf etwas zurücklehnte und mit zweien seiner Finger das Augen-

lid emporhob. Er war mit seiner Betrachtung zufrieden, denn ein wohlwollendes, fast freundschaftliches Lächeln schwebte um seine Lippen.

Ich, meinerseits, war bestürzt, ich hatte mich auf einen so elenden Zustand, auf so viel Leiden nicht gefaßt gemacht. Die eine Hälfte von des Dichters Körper war schon gänzlich gelähmt, die andere fing an abzusterben, ja das Zerstörungswerk schien schon ziemlich weit vorgeschritten. Sein linkes Auge war bereits vollständig verloren, das rechte aber war mit einem leblosen Augenlide bedeckt, das herabfiel, sobald die Finger es nicht mehr offen erhielten.

Das linke Bein war abgestorben, es war zusammengezogen, daß es einen Winkel bildete und blieb beständig gekrümmt, selbst im Bett, wo, unter der Decke, dieses Gebrechen erst recht sichtbar wurde. So wie er es in seinem Briefe ausgesprochen hatte, dauerte dieser Zustand bei ihm schon gegen fünf Jahre, und jetzt verstand ich den trüben Scherz des Gedankens: „Sie werden mich stets zuhause finden, ich bin niemals aus!“

Er entschuldigte sich noch einmal, daß er sich die Freiheit genommen hatte, mich zu sich zu bitten. Wir fingen an mit einander zu plaudern, als er einen Schmerzenslaut ausstieß, auf den sofort Frau Heine und die Wärterin herbeieilten; sie gingen zum Kamin, bereiteten einen kleinen Umschlag mit Morphinum und legten ihm denselben auf den Hals, was dem Kranken augenblickliche Erleichterung zu verschaffen schien. „Sehen Sie,“ sagte er zu mir, „mein Leib ist ein undankbarer Gesell, er macht mir Schmerzen, während ich stets nur daran gedacht habe ihm Lust zu bereiten.“ Ich machte Miene mich zurückzuziehen, aber er drang in mich, noch zu bleiben. „Ich könnte nie jemandes Besuch annehmen,“ erklärte er, „wenn ich ihn nur zur Zeit, da ich nicht leide, empfangen sollte; dies ist mein gewöhnlicher Zustand.“ Ich bestand darauf die Sitzung aufzuheben, und Heinrich Heine nahm mir das Versprechen ab, ihn den nächsten Tag wieder zu besuchen.

III.

Ich hatte bei meinem ersten Besuche nur auf die Persönlichkeit des Dichters geachtet. Ich fand ein abgemagertes, wenngleich, für sein Alter wenigstens, noch jugendliches Antlitz. Seine Stirn war prachtvoll, obgleich an den Schläfen etwas eingesunken, seine Augen schienen zu sehen, selbst wenn die Lider sie gänzlich bedeckten. Sie hatten unter dem Schleier einen fast leuchtenden Ausdruck, so wie jene Leuchtfeuer am Meeresufer, welche der Nebel verhüllt. Seine stark gekrümmte Nase hatte etwas Hebräisches, während sich seine Lippen und das durch die Krankheit mißgestaltete Kinn unter den dünnen Locken eines ziemlich spärlichen Bartes abzeichneten.

Das tödliche Übel, das ihn gefangen hielt, war nichts anderes als ein Rückenmarkleiden. Es hatte mit den Augen angefangen, und Doktor Sichel, ein Spezialarzt, war zuerst zugezogen worden um ihn zu behandeln.

Doktor Sichel war ein Deutscher. Seit er in Frankreich ansässig war, hatte er sich einen großen Ruf als Augenarzt erworben; bei seinen Bekannten galt er als ein Original. Zu seinen Absonderlichkeiten gehörte es, auf der Straße,

Sommer wie Winter, den Hut in der Hand zu tragen. Regnete es, so öffnete er seinen Regenschirm, trug ihn in der rechten Hand und hielt den Hut in der linken. Er benutzte nur noch Klappzylinder, einmal, weil sich diese bequem unter den Arm schieben ließen, und dann, weil es ihm bei seiner großen Kurzsichtigkeit oft begegnete, sich auf seine Kopfbedeckung zu setzen. Ich wende diesen Ausdruck nur gewohnheitsmäßig an, denn das Haupt des alten Arztes war niemals bedeckt. Man glaube aber nicht, daß es von reichem Haarwuchs geschützt wurde; nichts weniger als das: der Schädel des gelehrten Augenarztes war völlig nackt und haarlos.

(Fortsetzung folgt.)



Die Bedeutung der Augenheilkunde als akademisches Lehrobjekt*)

von

A. Graefe.

— — Es hat die Augenheilkunde um eine berechnete akademische Existenz hart und lange werben müssen. Im Schlepptau der Chirurgie fristete dieselbe, namentlich auf den Universitäten unsres engern Vaterlands, bis vor kurzem ein kümmerliches Leben und schwang sich besten Falls gelegentlich einmal zu einem Lieblingskinde großer chirurgischer Meister auf. Auch bis zu diesem Tage sind die Stimmen noch nicht ganz verstummt, welche ihr das Recht bestreiten möchten, auf eine selbständige akademische Stellung und Pflege vollen Anspruch zu erheben.

Diese vordem stiefmütterliche Behandlung der Ophthalmologie dürfte durch die Geschichte derselben**) und ihre früheren Beziehungen zu dem medizinischen Gesamtkörper hinreichend zu erklären sein. Gestatten Sie mir den Versuch einer nähern Begründung dieser Behauptung.

Das sechzehnte Jahrhundert ist als das letzte der langen Periode zu bezeichnen, innerhalb deren die Ophthalmologie und ihre Hilfwissenschaften in einem durchaus lethargischen, alle Spuren eines weitem Entwicklungstriebes verleugnenden Zustande sich befanden. Von Galen ab bis zu Ende des genannten Zeitraums hat die Geschichte der Ophthalmologie nichts zu verzeichnen, was als Markstein eines weiteren Werdens zu bezeichnen wäre. Die Galenschen Irrtümer beherrschten als Dogmen diese ganze Zeit, auch kam vor der historischen Kritik die mehr novellistisch gepflegte als geschichtlich begründete Anschauung nicht bestehen, daß die ganz auf dem Boden der griechischen Ophthalmologie stehenden arabischen Augenärzte einige Bewegung in diese Stagnation gebracht hätten. Besonders in der zweiten Hälfte des Mittelalters verleugnete die Augenheilkunde

*) Rede bei Eröffnung der Universitätsaugenklinik zu Halle a. S.

**) Gesch. der Ophthalmologie von Prof. August Hirsch. Graefe-Sämisch, Handbuch der gesamten Augenheilkunde.

ganz den Charakter einer auf Naturanschauung und Empirie begründeten Wissenschaft. Auf dem aus früheren Zeiten übernommenen Fundamente wurde nicht weiter gebaut, sondern es bildeten die Bausteine desselben jetzt nur noch den Stoff zu unfruchtbaren scholastischen Spekulationen und spitzfindigen Zänkereien. Dabei befand sich die praktische augenärztliche Thätigkeit zum großen Teile in den Händen vagabundierender Charlatane, jener *medici ocularii*, über deren Treiben sittlich entrüstete, geistig aber ebenso blinde, der Zauberei und dem Hexenwesen auch bei Ausübung ihrer augenärztlichen Funktionen ergebene Zeitgenossen laut jammern, wie der bekannte sächsische Augenarzt Bartisch von Königsbrück und sein Landsmann Purmann, von denen letzterer beispielsweise schrieb: „sunt enim multi oculistae, qui per urbes vagantur et fraudulentè agunt, pecuniam extorquentes ab aegrotantibus, multaquè promittentes, quae tenere non valent.“

Einen ersten erfrischenden und befruchtenden Lufthauch sendet das siebzehnte Jahrhundert über diese staubbedeckte, modernde Welt. Nach richtigen Vorahnungen des Mystikers Battista Porta fegte der Genius Keplers die festgerostete, etwa fünfzehn Jahrhunderte alte Galensche Irrlehre hinweg, daß die Linse das lichtperzipierende Organ sei und vindizierte derselben mit physikalischer Schärfe ihre eigentliche, rein optische Bedeutung, während fast gleichzeitig der ihm kongeniale Stiftsmönch Scheiner die Netzhaut in jene hierdurch vakant gewordene, ihr physiologisch wirklich zukommende Stellung einsetzte. Beide Forscher schufen durch ihre klassischen Arbeiten die Fundamente der Dioptrik des Auges, beleuchteten bereits in streng physikalischem Sinne die Vorgänge der Akkommodation und waren nicht weit davon entfernt, die eigentliche Natur derselben aufzudecken. Bald nach ihnen wirkte in der gleichen Richtung und in gleichem Geiste weiter René Descartes, der überdies den Prozeß der Irradiation damals schon geistvoll interpretierte und in der Darlegung seiner Auffassung der Licht- und Farbenperzeption den heute herrschenden physiologischen Anschauungen sehr nahe kam. — Es ist nun eine auffallende Erscheinung, daß so glänzende, dem siebzehnten Jahrhunderte zum Ruhme gereichende Leistungen in der Physiologie des Auges und in der physiologischen Optik, obwohl zur Förderung und Befruchtung ophthalmologischer Arbeit in hervorragender Weise geeignet, doch nur wenig und so spät erst in den Denkfunktion der Augenärzte Eingang fanden, daß der okulistische Schlendrian der früheren Jahrhunderte auch dieses neue noch zu überdauern vermochte. Hervorragende ophthalmologische Leistungen hat auch diese Periode nicht zu verzeichnen, und dem geistigen und wissenschaftlichen Werte der damaligen Augenärzte wird damit ein schlechtes Zeugnis ausgestellt, daß sie mit den Schätzen, welche jene auserwählten Geister aus dem wissenschaftlichen Dunkel ihrer Zeit zutage gefördert, so wenig zu wuchern verstanden haben. —

Nur an einem Beispiel, der Gestaltung der Lehre von der *cataracta*, möchte ich den seltsamen Widerspruch zwischen der bereits so hoch entwickelten Einsicht in die physiologische und physikalische Natur des Auges und der Unwissenheit der damaligen Ophthalmologen nachweisen. — Aus Celsus' Überlieferungen dürfen wir mit Bestimmtheit schließen, daß spätestens zu seiner Zeit, wahr-

scheinlich indes schon viel früher, jener Krankheitszustand, den wir seit dem elften und zwölften Säkulum mit dem aus den Schriften der Schule von Salerno entnommenen Namen *cataracta* (grauer Star) noch heute bezeichnen, Objekt operativer Heilversuche gewesen ist. Unter dem Ausdruck *καταρρα*, mit *suffusio* ins Lateinische übersetzt, wurden von ältester Zeit her im Bereiche des Pupillargebietes liegende Trübungen zusammengefaßt, welche, weil man sie bei den damaligen höchst unvollkommenen und fehlerhaften Vorstellungen von dem Baue des Auges anatomisch näher zu begründen und zu sondern nicht in der Lage war, zwar ohne Zweifel Ausdruck ganz disparater Erkrankungsformen gewesen sind, unter denen die *cataracta* indes sich jedenfalls mit einbegriffen befunden hatte. In der Entwicklung dieses *καταρρα*, dessen Begriff begreiflicherweise später von den historischen Interpreten auch verschieden gedeutet wurde, erblickte man sehr frühzeitig schon eine letzte Ursache eingetretener Erblindungen, und es wurde dasselbe daher sehr bald Gegenstand medikamentöser, besonders aber chirurgischer Heilbestrebungen. Effektiv also wurde die *cataracta* operiert, ehe man von deren Natur und Sitz auch nur eine annähernd richtige Vorstellung hatte. Und in solcher Dunkelheit bewegte man sich nicht allein während der alten Zeit, sondern sie überdauerte auch das ganze Mittelalter, und erst mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts vermochten richtige Anschauungen sich Bahn zu brechen. Mit unabweisbarer Komik wirkt es jetzt auf uns, wenn wir lesen, mit welcher wunderlicher Schulweisheit dazumal die Vorschriften zu einer gedeihlichen Staroperation gegeben wurden, während man doch, unbekannt mit der einfachen, fundamentalen Thatsache, daß der Star die getrübe Linse sei — über eineinhalb Jahrtausend lang — gar nicht wußte, was man eigentlich that. So legt beispielsweise Bartisch viel Gewicht darauf, daß nicht allein die Operationskandidaten mehrere Tage vor der Operation stark purgierten, auch der bedauernswerte Operateur selbst wird zu allerlei, unter Umständen grausamen diätetischen Vorbereitungen verurteilt. Als besonders unheilbringend und verhängnisvoll galt die Gegenwart einer Frauensperson bei dem operativen Akte. *Valescus de Taranta* (1490) erteilt den Rat, zur Verhinderung des Wiederaufsteigens einer nach unten dislozierten *cataracta* die Starnadel so lange auf deren oberen Rand zu halten, bis man fünf Ave Maria rezitiert habe. *Guido de Chauliac* (1546) modifiziert dieses Verfahren insofern, als er dem Herbeten dreier Paternoster oder eines Miserere den Vorzug giebt. Wenn mit diesen Ausführungen nur die Naivität des damaligen augenärztlichen Handelns charakterisiert werden soll, vermag man sich einer unwilligen Regung über die Indolenz der Ärzte des siebzehnten Jahrhunderts doch kaum zu erwehren, wenn man eingedenk ist, daß nach den oben erwähnten großen, reformatorischen Arbeiten *Keplers* und seiner Zeitgenossen, welche grade zur Darlegung der Natur des grauen Stars so ganz berufen erscheinen, doch noch über hundert Jahre vergehen mußten, ehe die Erkenntnis, daß Starbildung auf Linsentrübung beruht, eine allgemeinere wurde. Und auch jetzt noch war der Kampf um Anerkennung dieser so einfachen Wahrheit keineswegs ein ganz leichter. Als *Brisseau* im Jahre 1705 bei der anatomischen Untersuchung des Auges

eines bald nach der Ausführung einer cataract-Depression verstorbenen Individuums im Glaskörperraum nicht das vermutete „häutige Gebilde“, sondern die getrübte Linse fand, war dieser Forscher fortan unerschütterlich davon überzeugt, daß jene mit dem Begriffe des grauen Stars identisch sei, und ein die ganze Vorzeit beherrschender Irrtum, welcher die Lehre von der cataracta bis zu dieser Zeit in unheilvoller Weise bestimmt und in ihrer weiteren Entwicklung aufgehalten hatte, brach endlich zusammen. Die französische Akademie lieferte indes bei dieser Gelegenheit ein drastisches Beispiel von der Zählebigkeit menschlicher Irrtümer. Als ihr Brisseau seine Entdeckung vorlegte, würdigte sie dieselbe zunächst nicht einmal der Aufnahme in ihre Akten. Duverney gab dem vermessenen Neurer den Rat, sich mit seiner Behauptung nicht lächerlich zu machen, auch Petit und de la Hire, zum Teil wohl noch in der Galenschen Ansicht befangen, daß die Linse das lichtempfindende Organ sei, stellten ihm in heftiger Opposition das Argument entgegen, daß mit der Beseitigung dieses Organs das Sehen ja notwendig vernichtet werden müsse. Doch die endlich zum Durchbruch gelangte Wahrheit fand in Maitre-Juan, Méry, Boerhaave, Heister und andern sehr bald weitere, eifrigste Verteidiger, und als herrliche Frucht dieser Bewegungen legte David Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die erste wissenschaftlich begründete Methode der Staroperation, seine Lappenextraktion, in den Schoß der Zeitgenossen. —

Es ist nicht zu verkennen, daß die geistigen Strömungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche belebend auf die Pflege der Naturwissenschaften und Medizin wirkten, auch der Ophthalmologie zu gute kamen. Unter den die Anatomie des Auges weiter ausbauenden Gelehrten glänzen die Namen von François du Petit, Desmours, Morgagni, Winslow, Porterfield, Haller, Binn, Heister, Sömmering. Die Physiologie des Auges und die physiologische Optik wurden vorzugsweise gefördert durch die Forschungen von Jurin, Buffon, Scherfer, Newton, Haller und Young — des allen kann hier nur flüchtig gedacht werden, besonders fesselnd aber für uns ist der Umstand, daß die Augenheilkunde selbst, welche bisher wenig mehr als ein sehr primitives operatives Handwerk innerhalb der Chirurgie gewesen war, in dieser Periode die ersten zu einer wissenschaftlichen Gestaltung hindrängenden Regungen erkennen läßt. Zwar waren auch jetzt noch die durch aller Herren Länder vagierenden Oculisten beflissen, durch ihr Gebahren das Ansehen jener zu diskreditieren, und selbst solche, deren Befähigung die Geschichte sonst ein gutes Zeugnis ausstellt, wie die englischen Augenärzte Thomas Woolhous und John Taylor, verschmähten es nicht, durch elende Prahlereien, litterarische Fanfaronaden und Kunststücke aller Art um Geltung bei dem großen Haufen zu werben. Im Gegensatz zu solchem traditionell fortgeschleppten, würdelosen Treiben begrüßen wir indes schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und in dieser Periode besonders in Frankreich, das Aufdämmern besserer Zustände und erblicken die Augenheilkunde mehrfach in den Händen von Ärzten, deren Namen einen vornehmen historischen Klang haben. Durch eine gesunde fördernde Kritik der gebräuchlichen ophthalmologisch-chirurgischen

Entscheidungen und eine Reihe trefflicher Beobachtungen zeichneten sich, um nur einige Namen zu nennen, aus: Maitre-jean in Mery-sur-Seine und St. Yves in Paris, hervorragend durch anatomisch-physiologische Bildung wirkte in ausgedehnten Kreisen Zanin in Lyon. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sehen wir den Schwerpunkt ophthalmologischer Bewegung mehr nach England und Deutschland verlegt. Wenn namentlich Heister, Mauchart und Platner das Verdienst gebührt, die französischen Errungenschaften jener früheren Periode auf deutschen Boden verpflanzt zu haben, so wird dieser jetzt mehr und mehr der Herd autonomer Weiterentwicklung.

Hatte nämlich die Pflege der Anatomie bisher vorzugsweise nur zu wichtigen Bereicherungen der operativen Ophthalmologie geführt, ich erinnere beispielsweise an die zuerst von Cheselden (1720) ausgeführte künstliche Pupillenbildung und an die Davielsche Lappeneraktion, so machte sich zunächst in Deutschland, bestimmt durch ein nach wissenschaftlicher Gestaltung ringendes Bedürfnis, das Bestreben geltend, die Erkrankungsformen des Auges einem Schematismus anzupassen, in welchem die Ideen der eben herrschenden nosologischen Doktrinen zum Ausdruck gelangten. Wenn damit für die Ophthalmologie auch alle diejenigen Irrtümer inauguriert wurden, denen jene Theorien selbst unterlagen, so war sie hiermit doch aus der erstarrten Isoliertheit früherer Jahrhunderte erlöst und als eine dem medizinischen Gesamtgebiete gewonnene Provinz von nun an so gestellt, daß sie von den Strömungen wissenschaftlich-medizinischer Forschung unmittelbarer berührt werden konnte. Die die gesamte Medizin schon lange vor dem achtzehnten Jahrhunderte beherrschende Vorstellung von den Krankheits-schärfen und den Säftesehlern spitzte sich unter dem mächtigen Einfluß der Boerhaavenschen Schule zur Lehre von den spezifischen Diathesen und krasnologischen Schärfen zu, welche für lange Zeit, d. h. bis weit in das jetzige Jahrhundert hinein, auch das Fundament für die Betrachtung der am Auge vorkommenden Erkrankungsformen, insbesondere auch das Einteilungsprinzip für die verschiedenen Augenentzündungen abgab. August Gottlob Richter in Göttingen und sein begeisteter Anhänger Josef Beer in Wien waren die hervorragenden Repräsentanten dieser Richtung. In den von diesen gegebenen Bearbeitungen der Lehre von den Augenentzündungen nämlich tritt eine Sonderung derselben auf anatomischer Grundlage, d. h. eine Spezifizierung der Entzündungen nach den einzelnen Teilen des Auges fast noch ganz zurück, desto eifriger zeigte man sich beflissen, je nach der Vorstellung von der besonderen Natur jener Schärfe, jenes Ferments, dessen pathogenetische Einwirkung man bei Entwicklung der bestimmten Entzündungsform anzunehmen geneigt war, lange Reihen krasnologisch geordneter, zum großen Teil überaus willkürlich konstruierter Spezies der Augenentzündungen, so der katarrhalischen, galligen, menstrualen, hämorrhoidalen, psorischen, skorbutischen, skrophulösen, gichtischen, syphilitischen u. s. w. aufzustellen. Die vermeintlich durch solche Einflüsse zu stande gekommenen Entzündungsformen der Augen wurden summarisch als sympathische den idiopathischen gegenübergestellt, bei welcher letzteren derartige ätiologische Begründungen nicht gerechtfertigt erschienen. Was das gegen entzündliche Augenerkrankungen zur Anwendung gelangende Heilverfahren betraf, so waren die herrschenden An-

Schauungen der Herausbildung einer rationellen örtlichen Therapie selbstredend sehr wenig förderlich, und man legte konsequenterweise die Hauptbedeutung vielmehr auf die Anwendung desjenigen diätetisch-medikamentösen Regimens, welches zur Bekämpfung der wirklich oder fiktiv vorhandenen Dyskrasie das geeignete schien. Wie verhängnisvoll ein solcher Standpunkt in seiner Einseitigkeit sein mußte, vermögen wir erst in der Gegenwart zu ermessen, in welcher die Macht der örtlichen Therapie als eine über alle sonst vorhandenen Meinungsdivergenzen der verschiedenen Schulen erhabene Thatsache zu allgemeinsten Anerkennung gelangt ist.

Der Einfluß, welchen die Naturphilosophie auf die Gestaltung der Medizin überhaupt, insbesondere auch auf die Entwicklung der Augenheilkunde auszuüben begann, war eben nicht geeignet, jenem unfruchtbaren Schematismus ein Ende zu machen. Ist es einerseits nicht zu verkennen, daß das Interesse jener philosophischen Richtung für das Wesen der Mißbildungen und Hemmungsbildungen das Studium der Anatomie förderte und namentlich auch die Entwicklung der pathologischen Anatomie des Auges, zu welcher der große Schöpfer der allgemeinen pathologischen Anatomie, Morgagni, bereits ein erstes Fundament gelegt hatte, begünstigte, so wurde andererseits doch strenge Beobachtung und methodische Forschung vielfach von einer, von jedem positiven Boden sich lösenden Spekulationsmanie verdrängt, in welcher uns statt eines schneidigen, lichtvollen Ringens um Erkenntnis vielmehr ein sehnsüchtig-phantastisches Verlangen nach derselben entgegentritt, und welche, statt die Wahrheit selbst zu fördern, nur verzerrte Schattenbilder derselben schuf. Der Geist jener Periode, in welcher so verschiedene geistige und wissenschaftliche Strömungen durcheinander fluteten, spiegelt sich, so weit er in der Augenheilkunde zum Ausdruck gelangt, ganz besonders in den Schriften Beers. Wir erkennen in diesen, neben dem ererbten fraseologischen Doktrinarismus, mit welchem besonders die Entzündungen des Auges behandelt werden, namentlich bei Darlegung der Folgezustände derselben doch schon einen wenn auch seiner selbst sich erst halb bewußten Trieb nach anatomischer Gliederung der Krankheitsformen. Und wenn wir hier einerseits einer Fülle überaus wertvoller Beobachtungen und von allem beengenden Einfluß der Schule freien Raisonnements begegnen, zeigen andererseits seine geschraubten, metaphysisch gefärbten Auslassungen, sein unfruchtbares Spielen mit dem Makrokosmos und Mikrokosmos, wie derlei beispielsweise in der dem speziellen Teile der Entzündungslehre vorausgeschickten „allgemeinen Nosologie der Augenentzündungen“ sich findet, wie widerstandslos dazumal auch der nüchternste Forscher dem Zauber naturphilosophischer Träumerei verfallen war.

Hatte es die Naturphilosophie nicht vermocht, eine fruchtbare, fördernde Bewegung auf unserm Gebiete hervorzurufen, so wurden die bisher herrschenden Anschauungen von der Natur der Krankheiten in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts durch die mehr revolutionäre als reformatorische Lehre Broussais, des entschiedensten, in seinem Eifer freilich auch sehr einseitigen und viel zu weit gehenden Gegners aller ätiologisch-spezifischen Ontologien, entschieden erschüttert. Sehr bald begann dieser Einfluß sich auch in der Augenheilkunde geltend zu machen

und ist es mit eine Frucht desselben, wenn Velpéau unter Mitwirkung seiner Genossen Bérard und Roux anno 1844 in einer Sitzung der Pariser medizinischen Akademie auf das Entschiedenste dafür eintrat, daß die meisten jener bisherigen spezifischen Augenentzündungen willkürlich konstruierte, chimärische Begriffe seien und daß man diese Erkrankungen von anatomischem Standpunkte aus, d. h. zunächst nach ihrem Sitze in den einzelnen Teilen des Auges zu verfolgen, zu sondern und in Beziehung zu einander zu bringen habe. Welch schnellen Widerhall diese Mahnungen in Deutschland fanden, wo der Boden zu ihrem Verständnis bereits ein wohl vorbereiteter war, bewiesen die schon wenige Jahre hiernach erschienenen, von jenem Geiste inspirierten Schriften Arlts, Hasners und Rosers. —

So war der Stand der Dinge, als mit der Helmholtz'schen Erfindung des Augenspiegels das Licht aufflammte, dessen Leuchten der ophthalmologischen Forschung tausend neue Bahnen erschloß und ihr, wie eine Offenbarung, erst Seele und Geist einhauchte. Blicken wir, an diesem glorreichen Markstein einer neuen Zeit angelangt, auf die vorher mit wenigen Strichen gezeichnete Vorgeschichte der Augenheilkunde zurück, so lehrt uns dieselbe, daß letztere, nachdem sie ihre mittelalterliche Isolierung abgeworfen, und — immerhin ein begrüßenswerter Fortschritt — ein Glied der gesamten Medizin geworden, fortan immer doch nur eine Art Kostgängerin derselben geblieben war, welche, ohne aus sich selbst heraus die zu einer autonomen Bedeutung erforderlichen Existenzbedingungen produzieren zu können, sich eben nur den zeitweilig in jener herrschenden Anschauungen akkommodierte und alle sich hier vollziehenden Wandlungen passiv mitmachte. Entschiedenere Ansprüche auf eine besondere akademische Stellung und Würdigung konnte die Augenheilkunde unter solchen Umständen kaum erheben. Allerdings wurde schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Richter, nachdem Boerhaave in Holland die Ophthalmologie bereits zum Gegenstand besonderer akademischer Vorlesungen gemacht hatte, die Begründung klinischer Lehrstühle für dieses Fach angestrebt sowie die Anregung zur Anlage ophthalmologischer Institute gegeben und zwar, wie beispielsweise die Schöpfung solcher in Wien unter Barth und später unter Beer, in Göttingen unter Himly und Johann Martin Langenbeck zeigten, nicht ohne Erfolg. Indessen waren hierbei doch immer nur zufällige Begünstigungen oder Rücksichten auf das praktische Bedürfnis bestimmend gewesen, und es mußten solche Erscheinungen so lange vereinzelt bleiben, als die Augenheilkunde ihren Beruf zu einer gesonderten Stellung neben der Chirurgie und innern Medizin nicht entschiedener und dringender darzulegen im Stande gewesen war. Und Geist und Kraft zu einer solchen siegreichen Erhebung verlieh ihr eben die Helmholtz'sche schöpferische That!

Zunächst ist es die Methode der Forschung, welche durch dieselbe zum Dasein berufen, einen spezielleren Kultus für sich forderte. Die Art der Untersuchung wurde mehr als auf irgend einem anderen Gebiete der Medizin eine streng physikalische. Es galt nicht allein, wie bei den anderen Spiegelunter- suchungen, die Feststellung der optischen Bedingungen, unter welchen für gewöhn-

lich nicht sichtbare Teile eines Organs beleuchtet werden, sondern es wurde dieses Problem auf unserem Gebiete dadurch ein bei weitem komplizierteres, daß hier mit den individuell so verschiedenen dioptrischen Systemen des untersuchten und untersuchenden Auges gerechnet werden muß, um jene Teile deutlich erkennbar zu machen. — Die neue Art der Untersuchung verschaffte der Forschung gleichzeitig auch eine viel breitere und positivere anatomische Basis. Fast die ganze Reihe pathologisch-anatomischer Vorgänge nämlich, welche im Innern des Auges ablaufen, alle Phasen ihres Entstehens, ihrer Weiterentwicklung und ihres Ausganges, waren der direkten ärztlichen Beobachtung zugänglich gemacht und zwar unter besonders günstigen Bedingungen, da die ophthalmoskopische Untersuchung auch erhebliche Vergrößerungen der beobachteten Objekte gestattet. Es kann nicht in meiner Absicht liegen, an dieser Stelle eingehender der überwältigenden Fülle wissenschaftlicher Bereicherungen zu gedenken, welche zunächst der Ophthalmologie als solcher einen ganz neuen Inhalt verliehen, ihre theoretische Gestaltung von Grund aus änderten und ihre praktische Leistungsfähigkeit zum Segen einer Legion von Unglücklichen in eminenten Weise steigerten, auch werde ich mit Rücksicht auf das knappe Maß der mir vergönnten Zeit nur flüchtig und ohne spezielleres Eingehen daran erinnern können, daß die Resultate dieser neuen Arbeit mehrfach berufen erschienen, an der Beantwortung gewisser wichtiger Fragen von allgemeinem ärztlichen Interesse teilzunehmen und die Kenntnisse auf dem Gebiete der inneren Medizin in überraschender Weise zu vermehren. Darauf aber möchte ich mit besonderem Nachdruck verweisen, daß sich letzteres namentlich gegen die Erwartung eines großen Teils der Ärzte vollzog. Zur Zeit nämlich, als die Ophthalmologie, im Besitze ihrer neuen Forschungsmittel, in einer durch die besondere Natur derselben gebotenen, eigenartigen Weise ihren reformatorischen Aufbau begann, wurden allenthalben kleinmütige Besorgnisse laut, daß sie durch eine solche Spezialisierung sich dem Gesamtgebiete der Medizin entfremden und von neuem wieder einer bedenklichen Isolierung entgegen treiben könnte. Abgesehen davon indes, daß diese Spezialisierung ihre volle Berechtigung zum Dasein darauf gründen durfte, daß sie zu diesem nicht durch eine bloße Laune der Zeit, sondern durch einen Kulturfortschritt berufen worden war, hat der Erfolg, wir dürfen auch schon sagen die Geschichte, über die Hinfälligkeit solcher Bedenken bereits gerichtet. Die Beziehungen der Erkrankungen des Auges zu denen des übrigen Organismus kannte man nämlich, mit geringer Ausnahme, gerade zu der Zeit in ihrem eigentlichen Wesen sehr wenig, in welcher man, unter der souveränen Herrschaft der krasseologischen Anschauungsweise in dem sichern Besitz dieser Erkenntnis zu sein meinte. Es war vielmehr der vielfach bekritelten Spezialisierung der Augenheilkunde vorbehalten, eine große Menge typischer, bisher vollkommen unbekannter, hoch bedeutungsvoller Relationen zwischen der Erkrankung der Augen und solchen anderer Körperorgane aufzudecken und hiermit an die Stelle früherer, mit dem Scheine wissenschaftlicher Einheit sich brüstender Systeme ein solides, breites Fundament gemeinsamer Beziehungen und Interessen zu setzen. Denn erst jetzt vermochten die unter ganz neuen, besonders

günstigen Bedingungen möglich gewordenen Beobachtungen der bei Erkrankungen der verschiedenen Körperorgane und bei allerlei Konstitutionsstörungen sich im Innern des Auges abspielenden Vorgänge eine beständige, fruchtbare Fühlung ophthalmologischer Forschung mit gewissen Fundamentalfragen der allgemeinen Pathologie und mit den Interessen der innern Medizin zu unterhalten. Unsere Kenntnisse der Ernährungsvorgänge und deren Alterationen in gefäßlosen Organen, gewisser durch konstitutionelle Erkrankungen und trophische Störungen bedingter Degenerationstypen der Gewebe, des Prozesses der Embolie, der Mechanik der Blutbewegung u. s. w. sind auf diesem Wege wesentlich gefördert, auch der Entzündungslehre ist hier in gleichem Sinne zu gedenken, bildete doch die Hornhaut das Versuchsfeld, auf welchem die verschiedenen Entzündungstheorien, die neuroparalytische, cellularpathologische und die der Emigration sich zu konstituieren bestrebt waren. Welch immenser Nutzen die innere Medizin aus alledem gezogen hat, ist bereits auch über die ärztlichen Kreise hinaus bekannt geworden. Es giebt kaum ein Gebiet derselben, welches hiervon ausgeschlossen wäre. Bisher zum Teil nur geahnte oder der Erkenntnis noch ganz verborgen gebliebene Beziehungen der Erkrankungen der Respirations-, Zirkulations- und Digestionsorgane, des Harn und Geschlechtsapparats, des Nervensystems, sowie der akuten und chronischen Infektionskrankheiten, gewisser Intoxikationsformen, der rheumatischen und arthritischen Alterationen zu dem Sehorgane sind gegenwärtig entweder ihrer früheren hypothetischen Stellung entrückt, oder überhaupt erst entdeckt worden. — So hat sich die Ophthalmologie aus einer bedeutungslosen Kostgängerin zu einer spendenden Gehülfin der übrigen Medizin empor gerungen. Weil auf gegenseitige Leistung begründet, ist das Verhältnis beider erst jetzt ein recht intimes geworden. Und wie der Ophthalmolog unserer Zeit ohne gründliche medizinische Allgemeinschulung nicht mehr existenzberechtigt erscheint, so ist das Ideal eines innern Klinikers lange schon nicht mehr denkbar ohne ophthalmologische Erziehung. Das Ophthalmoskop liefert nicht eben selten den Schlüssel zur Erkenntnis gewisser, sonst lange latent bleibender, zunächst der Kompetenz des innern Arztes ununterstellter Krankheitsvorgänge, um deren Feststellung sich sonstige klinische Gelehrsamkeit, chemische Analyse u. s. w. zunächst erfolglos bemühen können. Der praktische Arzt, in dessen Konsultationszimmer neben Stethoskop und Plethrometer der Augenspiegel jetzt noch fehlt, befindet sich nicht vollkommen auf der Höhe seiner Zeit!

In dem gleichen Sinne ist weiter eines stolzen Ausbaus unseres Forschungsgebietes besonders zu erwähnen, welcher ebenfalls als eine Schöpfung des in der neuen Aera der Ophthalmologie zur Herrschaft gelangten Geistes zu betrachten ist und ganz und gar die leuchtende Signatur dieser wissenschaftlichen Sturm- und Drangperiode trägt, ich meine die Lehre von der Pathologie der Augenbewegungen, eine von jenen tief gedachten Arbeiten Albrecht von Graefes, in welcher sein schaffender Genius sich in besonders fesselnder Weise offenbart. Das mit plötzlicher Genese einer paralytischen Motilitätsstörung sich geltend machende, in seinem Wechsel und in seiner Vielgestaltung scheinbar unentwirrbare Phänomen des Doppeltsehens ist unserem Verständnis jetzt vollkommen erschlossen.

Durch eine analysierende Betrachtung der mit den Blickrichtungen sich ändernden Doppelbilderstellungen erkennen wir, fußend auf der mit mathematischer Schärfe entwickelten Theorie der Augenbewegungen, mit voller Präzision auch den minimalsten Leistungsdefekt eines bestimmten Muskels, und nirgends dürfte sich die lokalisierende Diagnosenstellung in so vollkommener Übereinstimmung mit physiologischer Erkenntnis und in so unmittelbarer Beziehung zu letzterer befinden als auf diesem Gebiete. Erinnern wir uns nun daran, daß das von Augemuskellähmungen abhängige Doppeltsehen überaus häufig nicht allein ein im Verlaufe schwerer Erkrankungen der nervösen Zentralorgane, sondern sehr oft auch ein in den initialen Phasen derselben zutage tretendes Symptom ist, eine Erscheinung also, welche für solche Krankheitsformen eine sehr wichtige prodromale Bedeutung haben kann, so wird ersichtlich, daß die in strenger Weise nur mittelst Analyse der Diplopie auszuführende Kontrolle der einzelnen Augemuskelnerven, namentlich für den Neuropathologen, von analoger Bedeutung geworden ist, als die des Sehnerven durch das Ophthalmoskop, und daß also auch hier die Ophthalmologie ihren Beruf manifestiert, die innere Medizin fruchtbar zu beeinflussen. —

Eine überaus bedeutungsvolle Errungenschaft der mit der Einführung des Ophthalmoskops ganz besonders zur Entwicklung gelangten physikalischen Methode ophthalmologischer Forschung bildet endlich die neue Lehre von den Refraktions- und Akkommodationsanomalieen, deren gegliederter Aufbau vorzugsweise das unsterbliche Verdienst von Donders ist. Es handelt sich hier, namentlich was die Beschäftigung mit den Refraktionszuständen anbelangt, allerdings mehr um eine rein interne Angelegenheit der Augenheilkunde. Die Bestimmung der optischen Hilfsmittel, deren event. ein Auge zu seiner Gebrauchstüchtigkeit bedarf, wurde bis vor relativ kurzer Zeit fast ausschließlich in handwerksmäßiger Weise von den Optikern und Brillenhändlern gehandhabt. Erst jetzt überblicken wir mit vollem Verständnis, wie viele Bedürfnisse bei einer solchen Vernachlässigung unbefriedigt bleiben, wie viele Mißgriffe unvermeidlich werden mußten. Macht in vielen Fällen die richtige Brillenbestimmung in der That so geringe Schwierigkeiten, daß sie unbedenklich dem durch eine gewisse Empirie geschulten Takte eines Brillenhändlers oder auch der eigenen Wahl des ihrer Bedürftigen zu überlassen wäre, so kann jene andererseits doch auch ein Problem bilden, dessen Lösung nur bei einer genauen Kenntnis und geschickten Kombination aller hier in betracht kommenden physikalischen und physiologischen Gesichtspunkte möglich wird. Auch hier ist das Ophthalmoskop bereits unentbehrlich geworden, insofern uns dasselbe in den Stand setzt, die verschiedenen Refraktionszustände, auch die durch astigmatischen Bau komplizierten, ganz objektiv zu bestimmen. Ist dieser Teil der Augenheilkunde ganz besonders von dem Geiste exakter Wissenschaft befeelt, so haben ihm namentlich seine, ebenfalls erst in neuester Zeit dargelegten nahen Beziehungen zu den Anomalieen der Stellung und Bewegung der Augen eine noch erweiterte wissenschaftliche und praktische Bedeutung verliehen. Die Anomalieen der Akkommodation beanspruchen schon wieder ein über das engere okulistische Gebiet weit hinaus gehendes Interesse. Es sind nämlich Paralyphen

derselben nicht nur in typischer Weise an gewisse Infektionskrankheiten geknüpft, sondern sie können sowohl, als die ihnen entgegengesetzten Zustände, die Akkomodations-spasmen, auch semiotische Anhaltspunkte bei der Diagnose von Gehirnleiden bilden.

Habe ich versucht, die Punkte kurz zusammenzustellen, durch welche die Ophthalmologie unserer Tage von der vergangener Zeiten verschieden ist, so glaube ich hiermit auch die Behauptung motiviert zu haben, daß dieselbe gegenwärtig unbedingt und mit unvergleichlich größerer Berechtigung als vordem auf eine besondere akademische Pflege Anspruch erheben durfte und mußte. Es gründet sich diese Forderung nicht allein auf die Notwendigkeit, die neue Gestaltung der Ophthalmologie dem ärztlichen Wissen zugänglich zu machen und hierdurch die mit der Erweiterung ärztlicher Leistungsfähigkeit gesteigerte Verantwortlichkeit dem ärztlichen Gewissen zum Bewußtsein zu bringen, sondern es ist der Kultus der Augenheilkunde ganz besonders auch zur Förderung und Erziehung jenes Geistes strenger und exakter Arbeit mitzuwirken berufen, den das medizinische Studium in die Seelen derer senken soll, welche sich ihm angelobt haben. Wahrlich, wir bedürfen dessen! Auch in unseren Tagen lärmt und zetert vor den ernstesten Werkstätten naturwissenschaftlich-medizinischen Arbeitens noch immer eine hohle, medizinische Apterweisheit, welche von der Macht jenes Geistes entweder nie berührt worden ist oder an demselben schändlichen Verrat geübt hat. Unsere schweigende Antwort auf solches Gebahren sei eine um so treuere Pflege dieses Geistes. Möge seinem Dienste fortan auch diese Anstalt geweiht sein, — sie wird dann am wirksamsten mitarbeiten an der letzten Aufgabe aller medizinischen Bestrebungen, der Erkenntnis menschlicher Leiden und deren Minderung.



Die letzte Periode Raffaels

(1517—1520).

Von

Marco Minghetti.*)

I.

Am 11. März 1514 war Bramante gestorben und hatte sterbend den jungen Raffael zu seinem Nachfolger für die Leitung des Baues von Sankt Peter empfohlen.**) Leo X. nahm diese Empfehlung an und ernannte denselben zum Baumeister der Basilika. Raffael selbst schreibt über diesen Auftrag am 1. Juli 1514 mit vieler

*) Anmerkung der Redaktion. Der frühere italienische Ministerpräsident Herr Minghetti hatte die Güte, uns diesen Artikel zur ersten Publikation in der „Deutschen Revue“ zu übersenden.

**) Das Breve Leo X., durch welches er Raffael zum Baumeister der Basilika von Sankt Peter ernannt, sagt ausdrücklich, daß Bramante ihn sterbend als denjenigen bezeichnet habe, der fähig sei, ihn zu ersetzen.

Unbefangenheit an seinen Onkel Simone Ciarla: „Was mein Bleiben in Rom betrifft, so kann ich nun für einige Zeit nirgends anderswo mehr sein. Dem Bau von Sankt Peter zuliebe, da ich an der Stelle von Bramante bin. Welcher Ort auf der Welt ist aber auch ehrwürdiger als Rom, welches Unternehmen ehrwürdiger als das des Sankt Peter, des ersten Tempels der Welt? Denn dies ist der größte Bau, den man je gesehen hat, der mehr als eine Million in Geld kosten wird, denn wißt nur, der Papst hat beschlossen, sechzigtausend Dukaten jährlich dafür auszugeben und denkt an nichts anderes. Er hat mir einen Gefährten gegeben, einen gelehrten Mönch, der mehr als achtzig Jahr alt ist; der Papst sieht, daß der nicht lange mehr leben kann; so hat Se. Heiligkeit beschlossen, ihn mir zum Gefährten zu geben, da er ein Mann von großem Ruf und äußerst weise ist, so daß ich von ihm lernen kann, wenn er irgend ein schönes Geheimnis in der Baukunst hat, damit ich in dieser Kunst vollkommen werde. Er heißt Bruder Giocondo, und der Papst schickt jeden Tag, um uns rufen zu lassen und unterhält sich eine Weile mit uns über diesen Bau.“

Auch in dem Briefe, welchen Raffael an Castiglione schrieb, der schon früher erwähnt wurde und in welchem er von der Galatea wie von einem bereits vollendeten Werke spricht, fügt er hinzu: „Unser Herr, indem er mich ehrte, hat mir doch ein großes Gewicht auf die Schultern gelegt, nämlich die Sorge für den Bau von Sankt Peter. Ich hoffe sehr, dem nicht zu erliegen, umso mehr da das Modell, welches ich gemacht habe, Sr. Heiligkeit gefällt und von vielen schönen Intelligenzen gelobt wird. Ich aber erhebe mich höher mit dem Gedanken. Ich möchte die schönen Formen der antiken Gebäude wiederfinden, doch weiß ich nicht, ob ich nicht den Flug des Ikarus wiederholen werde. Vitruv giebt mir viel Licht, aber nicht so viel, daß es genügte.“

Raffael erwähnt einen anderen Gefährten nicht, welchen schon Bramante mehrere Monate bei sich gehabt hatte und welcher auch nach dessen Tode noch im Amte blieb, nämlich den Giuliano da San Gallo, der auch schon siebenzig Jahr alt war. Bruder Gioconda von Verona war einer der hervorragendsten Humanisten seiner Zeit, vertraut mit der griechischen und lateinischen Sprache, außerdem Hydrauliker und Botaniker; er rühmte sich auch eines univiersellen Wissens, hatte Bauten in seiner Vaterstadt und in Venedig ausgeführt und den Pont-neuf in Paris gebaut. Giuliano da San Gallo hatte dem Papst Julius II. gedient und ihm den Palast von San Pietro in vineulis, die Citadelle von Ostia und den Palast in Savona gebaut, dann aber, erzürnt, sich bei dem Bau von Sankt Peter den Bramante vorgezogen zu sehen, hatte er sich nach Toskana begeben, wo er als Baumeister der Florentiner viele lobenswerte Arbeiten ausführte. Erst im Jahre 1512 kehrte er nach Rom zurück. Diese beiden starben kurz hintereinander im folgenden Jahre, worauf Leo X. dem Raffael Antonio da San Gallo den Jüngeren und unter diesem wieder verschiedene andere zu Gehülfen gab. Mit wie viel Eifer aber auch Raffael ans Werk ging, so hatte die Basilika von S. Peter doch wenig von ihm. Zunächst mußte er eine Menge schon ausgeführter Arbeiten vervollkommen, die, bei der Eile, mit der Julius II. alle Dinge betrieben haben wollte,

nicht dauerhaft genug gemacht worden waren; später aber fehlte es immer an Geld. Doch hatte Raffael alsbald eine, zum Teil neue Zeichnung für die Basilika gemacht, welche uns von Serlio aufbewahrt worden ist und die wesentliche Verschiedenheiten vom Plan des Bramante aufweist; er dachte nämlich, der Kirche die Form des lateinischen Kreuzes zu geben, die sie jetzt auch in der That hat, anstatt der des griechischen Kreuzes, welches Bramante gewollt hatte.

Sankt Peter war jedoch nicht das einzige Werk der Baukunst, an welchem sich Raffael beteiligte. Ich werde von den übrigen nur, wie ich es bei den Gemälden gethan, die wichtigsten und, die ohne Zweifel von ihm herrühren, nennen. Zu diesen gehört die dritte Reihe der Loggien im Vatikan, welche er, wie Vasari sagt, nach einer neuen Zeichnung und mit größerer Ordnung und reicherer Verzierung als die unteren, von Bramante gebauten ausführte. Von der Kapella Chigi in S. Maria del Popolo habe ich schon früher gesprochen. Es scheint auch gewiß, daß er sich ein Haus und des weiteren den Palast des G. B. Ciacconi dall' Aquila im Borgo nuovo baute, der aber von Giovanni da Udine ausgeschmückt wurde. Beide Bauwerke wurden später zerstört, aber es sind noch von ihnen alte Abbildungen vorhanden. Gegen Ende des Jahres 1515 wurde er von Leo X. nach Florenz berufen, als der Papst, auf seiner Reise nach Bologna, mehrere Monate daselbst Halt machte und die Fassade von Sankt Lorenzo ausgeführt haben wollte, wobei er viele Künstler zum Konkurs herbeirief. Es wurde aber nichts aus diesem Plan. Doch malte Raffael in Florenz den Entwurf zu dem Palast Pandolfini in der Straße San Gallo, welcher von einigen für das schönste architektonische Werk der guten Zeit angesehen wird, was Reinheit des Stils, Harmonie der Verhältnisse und Anmut der Ornamente betrifft. Er zeigte sich allerdings in allen seinen Bauten als Schüler des Bramante, doch war er eleganter als dieser.

Aber nicht bloß die Architektur war ihm eine so geliebte Kunst, daß er sich den Vitruv von Marco Fabio Calvo zu seinem Gebrauch hatte übersetzen lassen, um ihn mit größtem Fleiß zu studieren — er wollte es auch mit der Skulptur versuchen. Ich habe schon früher erwähnt, daß die Statue des Jonas in der Kapella Chigi von ihm modelliert wurde, wenn er auch nicht selbst den Meißel in die Hand nahm. Nach meinem Dafürhalten nimmt dieser Jonas — unter den vielen Marmorarbeiten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, welche bewunderungswürdig sind durch den Ausdruck und die Feinheit der Arbeit — eine hervorragende Stelle ein und ist der größten Bildhauer würdig. Es soll auch einen Putten in Thon von ihm gegeben haben, den Pietro von Ancona in Marmor ausführen sollte,*) und einige glauben, daß es der Putte sei, welcher tot auf einem Delphin liegt und der sich jetzt in der Galerie zu Petersburg befindet; andere wiederum meinen ihn anderswo zu finden; man weiß durchaus nichts Gewisses über ihn.

*) Leonardo Sellaio von Rom schrieb am 16. November 1516 an Michel Angelo, welcher sich gerade in Carrara aufhielt: „Raffael hat in Thon das Modell eines Kindes für Pietro von Ancona gemacht, und dieser hat es beinahe fertig in Marmor. Man sagt, es sei gut gelungen; dies Euch zur Nachricht.“ Und Castiglione schrieb, drei Jahre nach Raffaels Tode, dem Andrea Tegerario: „Ich wünschte zu wissen, ob Giulio Romano noch jenen Putten in Marmor von der Hand Raffaels hat und für wieviel er ihn schließlich giebt.“

Im Jahre 1515 hatte Leo X. Raffael zum Präfekten der Altertümer ernannt in der Absicht, daß von jedem antiken Marmor oder Stein, welcher in Rom oder in dem Umkreis von zwei Meilen um die Stadt gefunden wurden, ihm Bericht erstattet werden sollte, und zugleich hatte er ihm Vollmacht gegeben, solche zu kaufen und für den Bau von Sankt Peter zu verwenden. Gleichfalls war in dem Breve hinzugefügt, daß, da man wisse, daß viele Steine zu finden seien, auf welchen Buchstaben oder Inschriften eingegraben wären, niemand es wagen dürfe, ohne Befehl oder Erlaubnis Raffaels solche Steine zu zerschneiden. Man sieht, daß diese Einrichtung sicher einen großen Einfluß auf die Sammlung der Inschriften und die Erhaltung der Antiken gehabt haben muß.

Auch darf man eine Art von Bericht, welchen Raffael Leo X. vorlegte, nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn aus ihm geht hervor, daß Raffael den Auftrag erhalten hatte: „eine Zeichnung des antiken Roms zu entwerfen, so weit man es aus dem, was man heute noch sieht, erkennen kann, mit den Bauwerken, welche solche Überreste hinterlassen haben, daß man sie unfehlbar darnach wieder herstellen kann, wie sie gewesen sind, indem man die Teile, die völlig zerstört sind und sich nicht mehr halten können, denen gleich macht, welche noch stehen und sich halten.“ Dieser Bericht, bei dem ihm wahrscheinlich Baldassare Castiglione, unter dessen Namen er später veröffentlicht wurde, geholfen hatte, stimmt so sehr mit allen Umständen und Zeugnissen der Zeit in bezug auf Raffael überein, daß es mir scheint, er könne sich auf niemand anderes als auf ihn beziehen. So sagt auch Lelio Calcagnini in seinem Briefe an Jakob Ziegler im Jahre 1519: „Gegenwärtig führt Raffael ein wunderbares Werk aus, welches der Nachwelt unglaublich scheinen wird (ich rede nicht von der vatikanischen Basilika, deren Bau er leitet), es ist die Stadt Rom selbst, welche er in ihrer antiken Großartigkeit herstellt, indem er die Dinge nach den Beschreibungen der alten Autoren restauriert.“ Außerdem bestätigt es auch noch der gelehrte Antiquar Andreo Fulvio, welcher sagt, daß Raffael, kurz vor seinem Tode, nach seinen Andeutungen mit dem Pinsel, mehrere antike Monumente hergestellt habe. Endlich giebt Michiel davon Nachricht in einem Briefe vom 11. April 1520.*) Aus alledem ersieht man, mit welchem Eifer Raffael sich den archäologischen Studien hingab und wie sein Sinn darauf gerichtet war, den Augen und den Gedanken der Menschen die Größe des

*) In dem Band, welcher von dem Komitee zum Raffaelsfest in Rom veröffentlicht wurde, findet sich dieser Teil des Briefes von Ser Marcantonio Michiel di ser Vettor an Antonio di Marfilio in Venedig, vom 11. April 1520, wiedergegeben. Nachdem er den Tod Raffaels berichtet hat, fügt er hinzu: „Er zeichnete in ein Buch die antiken Bauwerke Roms und zeigte so klar ihre Verhältnisse, Formen und Ornamente, daß, wer es gesehen hatte, versichern konnte, das antike Rom gesehen zu haben, und schon hatte er die erste Region vollendet; auch zeigte er nicht bloß den Fuß der Gebäude und ihren Platz, wie er es mit großer Mühe und Arbeit aus den Ruinen herausgefunden hatte, sondern er zeichnete auch ausdrücklich die Fassaden mit den Ornamenten, wie er sie aus Vitruv und aus den Anhaltspunkten, die Architektur und alte Geschichte ihm lieferten, wenn die Ruinen sie nicht selbst enthielten, gelernt hatte.“ Dieser Brief wurde zuerst von Jacopo Morelli veröffentlicht; notizie d'opere di disegno della prima metà del secolo XVI.

alten Rom wieder vorzuführen. Ich habe alle diese Dinge hier zusammen gestellt, um zu zeigen, wie univervell gebildet Raffael war, indem er nicht nur die Baukunst trefflich verstand, sondern ebenso die Skulptur und die archäologischen Studien betrieb. Dieses allein hätte genügt, ihm in der Geschichte der Künste dauernden Ruhm zu sichern, wenn die fast übermenschliche Begabung, welche er in der Malerei zeigte, seine anderen Gaben nicht beinahe in den Schatten gestellt hätte.

II.

Ich bemerkte schon früher, daß in der Zeit von 1516 und 1517 Raffael zu so hohen Ehren gestiegen war, daß er, wie Vasari sagt, mehr wie ein Prinz denn wie ein Künstler lebte und Zeichner in verschiedenen Teilen Italiens und in Griechenland beschäftigte. Ich würde auch Raffael nicht würdig genug dargestellt haben, gedächte ich nicht der vielen Freunde, die er in Rom unter allen Klassen von Menschen besaß. Besonders waren ihm einige der höchsten Würdenträger der Kirche zugethan, unter denen vor allen Sovizi da Bibbiena, Kardinal von Santa Maria in Portiko zu nennen ist, ein gelehrter, feiner Diplomat, welcher vom Papst zu vielen Unterhandlungen gebraucht wurde und der Autor einer Komödie *la Calandra* war, die man im Vatikan aufführte. Er hatte Raffael schon in Urbino, am Hofe Guidobaldo's, kennen gelernt und fand ihn nun in Rom wieder, wo er so vertraut mit ihm wurde, daß er beschloß, ihm seine Nichte Maria zur Frau zu geben. Die Verhandlungen hierüber waren sehr weit gediehen, und man weiß nicht, warum die Hochzeit noch verschoben wurde; aber die Braut starb noch vor Raffael und wurde im Pantheon, unfern von der Stelle, wo er selbst später seine letzte Ruhestätte finden sollte, beigesetzt. Wir wissen, daß Raffael auf einem der Fresken in den vatikanischen Stanzlen unter den Kardinalen auch Bibbiena abgebildet hatte und zwar, wie es scheint, auf dem Bilde der Niederlage der Sarazenen bei Ostia, aber gegenwärtig ist es nicht mehr leicht, ihn zu erkennen. Wir haben aber zwei andere Bildnisse von demselben, eines in Madrid und das andere im Palast Pitti. Sind sie beide von demselben Meister oder ist nur das eine das Original und das andere die Kopie? Wenn man sie aufmerksam beobachtet und das eine wie das andere mit den übrigen Bildern Raffaels vergleicht, besonders mit seiner Art, die lebenden Personen darzustellen, so wird man erkennen müssen, daß das Madrider Bild alle dieselben Eigenschaften hat wie jene und dem im Pitti so überlegen ist, daß die berühmtesten Kunstkenner darüber einig sind, in ihm das Original zu sehen und in dem anderen eine, wenn gleich schätzenswerte Kopie. Raffael malte auch ein Badezimmer für Bibbiena bei den Loggien, welches aber seit lange den Besuchern unzugänglich ist; daher ist es ungewiß, ob diese Gemälde noch existieren.

Ein anderer intim mit Raffael befreundeter Kardinal war Baldassare Turrini da Pescia, oder, wie er meist nach seinem Amt genannt wurde, der Kardinal datas. Ihm hinterließ der Künstler sterbend den Auftrag, sein Testamentsvollstrecker zu sein zusammen mit Giov. Battista Giacconi dell'Aquila, einem anderen Kardinal, welchem er den Entwurf zu einem Palast in Borgo nuovo gezeichnet hatte. Auch

darf man nicht unterlassen, unter den Freunden den Prälaten Pietro Federigo Inghirami von Volterra anzuführen, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er war Bibliothekar im Vatikan und starb noch jung, erst 46 Jahre alt, infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Von ihm hatte Erasmus gesagt, er sei der Cicero seines Zeitalters; obgleich ihm nicht die Zeit blieb, die vielen Schriften, welche er im Sinn und teilweise schon entworfen hatte, auszuführen, so nimmt er doch eine bedeutende Stelle in der Geschichte der lateinischen und italienischen Litteratur ein. Raffael zeichnete ihn, halbe Figur, voller Leben, im Schreiben einhaltend und gen Himmel blickend, als erwarte er von dort die Gedanken, um fortzufahren. Auch von diesem Bildnis giebt es zwei Exemplare: das eine, bekannte, im Pallast Pitti und ein anderes bei Nachkommen des Prälaten in Volterra. Auch hier kann man dieselbe Frage aufwerfen, wie bei den Bildnissen Bibbienas, und auch hier muß ich sagen, daß, ungeachtet der vielen Veränderungen, die es erlitten hat, nur das Bild im Hause Inghirami ein Original zu sein scheint.

Beischützer und Freunde Raffaels waren ferner der Cardinal Pucci, der Bischof di Troia Pandolfini und der Cardinal Grimani.

Der erste von diesen erhielt von ihm das Bild der heiligen Cäcilia, der andere den Entwurf seines Palastes in Florenz, und der Cardinal Grimani, ein Venetianer und großer Sammler von Manuskripten und Urtümmern, erhielt den Karton mit der Bekehrung des hl. Paulus, welcher jetzt verloren ist. Dann ließ auch Sigismund, aus der berühmten Familie dei Conti, Prälat und gelehrter Geschichtsschreiber, die Madonna von ihm malen, die unter dem Namen der Madonna von Foligno bekannt ist. Noch darf ich zwei mächtige Cardinäle, Beischützer der Litteratur und der Künstler, nicht weglassen, nämlich: Raphael Riario und Giulio de' Medici, deren Wirken auf das Engste mit der Geschichte jener Zeit verknüpft ist.

Raphael Riario war 1477, erst siebenzehn Jahre alt, Cardinal geworden. Bald darauf wurde er von Sixtus IV. als Legat nach Florenz geschickt mit dem geheimen Auftrag, den Erzbischof Salviati und die Pazzi in der Verschwörung gegen die Medici zu bestärken und zu unterstützen. Er befand sich im Dom, als, im Augenblick der Erhebung der Hostie, Julian, von vielen Dolchstichen durchbohrt, hinsank und Lorenzo sich nur mit Mühe rettete. Beim Anblick des Ermordeten erhob sich das florentinische Volk, welches in der Kirche war, tumultuarisch gegen die Verschwörer und nahm auch den Cardinal Riario gefangen, der sich am Hochaltar befand, da, wo die Missethat begangen worden war. Man wollte auch und verlangte es mit Geschrei, daß er am Balkon des Palastes der Signoria, gleich dem Cardinal Salviati und Francesco de' Pazzi, aufgehängt würde; aber seine Jugend rettete ihn vor der äußersten Strafe, und er wurde nur einige Monate im Gefängnis gehalten, bis er durch die Exkommunikation von Sixtus IV. in Freiheit gesetzt wurde. Dieses Erlebnis aber ließ in seiner Seele eine große Melancholie und in seinem Antlitz eine tödliche Blässe zurück.

Nach Rom zurückgekehrt, lächelte ihm das Glück, bald war er der Mächtigsten einer im Sacro-Kollegium und wurde zum Cardinal-Kanzler der hl. Kirche er-

nannt. Als er sich aber die Feindschaft des Cesare Borgia zugezogen hatte, befand er sich in solcher Lebensgefahr, daß er von Rom fliehen mußte und nicht eher als nach dem Tode Alexander VI. dahin zurückzukehren wagte. Dann brachte er seine alte Autorität wieder zur Geltung und übte einen großen Einfluß auf die Wahl Pius III. und Julius II. aus. Er hoffte sogar der Nachfolger des letzteren zu werden; als er aber dazu jede Hoffnung aufgeben mußte, richtete er die Stimmen seiner Anhänger im Konklave auf Giovanni de' Medici, in der Absicht, so die alte Feindschaft zwischen den beiden Familien zu vertilgen. Aber auch dies Ziel erreichte er nicht, denn Leo X. nährte Haß gegen ihn in seinem Herzen und ließ ihn, nach der Verschwörung des Petrucci, als Mitschuldigen im Kastell St. Angelo gefangen halten. Jedoch die allgemeine Gunst, die Riario genoß, und die Ratschläge Frankreichs und Spaniens bewogen Leo, ihn zu begnadigen unter der Bedingung, daß er ihn knieend um Vergebung bäte für eine Schuld, die er nie begangen hatte, eine enorme Summe Geldes zahle und augenblicklich, für den Fall des Todes, seinen Palast dem Fiskus übergebe. Als der alte Kardinal aus dem Kastell St. Angelo herauskam, um sich im Vatikan zu demütigen, sammelte sich das Volk auf seinem Wege und begrüßte ihn mit lautem Beifall. Er begab sich bald darauf nach Neapel, wo er im Jahre 1521 starb. Er war ein Beschützer der Wissenschaften und Künste. Im Hofe seines ersten Palastes hat man lateinische Dramen aufgeführt; einen zweiten, prächtigeren Palast hatte er sich von Bramante bauen lassen, welcher heute der der Cancelleria ist. Unter seinen Schülern befand sich Raffael, der für ihn die Madonna mit dem Fisch malte.

Der zweite jener Obengenannten war Giulio de' Medici, welcher nachher unter dem Namen Clemens VII. Papst wurde. Als er für den päpstlichen Stuhl bezeichnet wurde, hegte man die größten Erwartungen von ihm, weil er den Ruf hatte, weise und mild zu sein. Er hatte vorsichtig in Florenz regiert und war die Seele aller Verhandlungen zur Zeit Leo X. gewesen, aber jenes Gewitter von Habgier und Wut, welches sich seit lange über Italien zusammenzog, brach wild hervor zu seiner Zeit und verursachte unermesslichen Schaden. Vielleicht hätte ein außerordentlicher Intellekt, ein kühner Geist dessen Wirkungen aufhalten oder mildern können, aber Clemens, unvorbereitet, schwankend, energischer Entschlüsse unfähig, wurde von dem Sturme übermannt und beugte sich ihm ohne Würde, ohne Ruhm^{*)}. Er zahlte für die Irrtümer und die skandalösen Mißbräuche seiner Vorgänger.

^{*)} Nichts kann besser eine Idee von Clemens und dessen Charakter geben, als die Unterredung, welche Gaspare Contarini mit ihm hatte, der von Venedig als Gesandter an ihn geschickt wurde, im Januar 1528, nach der Plünderung von Rom und der Flucht des Papstes nach Viterbo. Diese Unterredung wurde von Contarini selbst folgendermaßen erzählt: (Biblioteca Marciana ital. cl. VII., cod. ms.) „heiliger Vater,“ sagte eines Tages Contarini, „ich spreche zu Ihnen nicht als öffentliche Person, sondern als Privatmann und Christ und als Ihr ergebener Diener. Ich sehe zwei Dinge ganz klar: das eine, daß die christliche Republik in großer Gefahr ist, das andere, daß Ew. Heiligkeit in der Lage ist, entweder den eignen Nutzen dem allgemeinen Besten oder im Gegenteil dieses jenem vorzuziehen. Wenn Sie für die eignen Interessen sorgen, müssen Sie notwendig partiisch werden und dann verlieren Sie den Vorzug,

Es war unter ihm, daß der große Brand der protestantischen Reform ausbrach, daß die Stadt Rom, welche so viele Schätze enthielt, von den kaiserlichen Truppen unter dem Herzog von Bourbon geplündert wurde und er selbst, der Papst, erniedrigt, beleidigt, zum Gefangenen gemacht und dann flüchtig, die Bedingungen annehmen mußte, welche ihm Karl V. diktierte, von dem er nur eine einzige Gunst für seine Familie erhielt, und auch die nicht frei von Schmach, nämlich: die florentinische Republik unter die Tyrannei von Alessandro de' Medici zu beugen. Es war ferner unter ihm, daß die spanische Herrschaft in der Lombardei und in Neapel Wurzel faßte und in der That Herrin von Italien wurde, daher man mit Recht sagen kann, daß Clemens VII. ein Unglück für sich selbst, für Italien und für die Kirche war. In den Zeiten, von denen wir sprechen, war er aber noch in der Blüte seiner Macht und seiner Hoffnungen und der Freund Raffaels. Ihm verdanken wir, daß letzterer die Transfiguration malte.

Es lebte damals in Rom ein Prälat, aus Luxemburg gebürtig, mit Namen Johann Gorix, ein jovialer, geistreicher Mensch, welcher Rom, die Antiken, die

der einzige und heilige Friedensstifter zwischen diesen Fürsten zu sein. Um sie untereinander zu einigen, mußte man sie überzeugen, von einigen Forderungen, die sie haben, abzustehen und das private Beste dem allgemeinen Besten unterzuordnen. Hierfür giebt es kein durchgreifenderes Mittel als das Beispiel Ew. Heiligkeit. Ich sehe den Fall, daß die erhabene Signoria von Venedig und die anderen Fürsten ihre Schuldigkeit nicht thäten, möchten Ew. Heiligkeit darum die ihre nicht thun und den bösen Weg gehen? In der christlichen Republik sind die anderen Fürsten gleich Privatpersonen, Ihnen allein hat Christus die Sorge des öffentlichen Wohls übertragen. Was dann die Angelegenheiten der Kirche betrifft, so werde ich frei zu Ihnen sprechen. Ah! es denke Ew. Heiligkeit doch nicht, daß das Gut der Kirche Christi dieser kleine weltliche Staat sei, den sie erworben hat; auch vor diesem Staat bestand die Kirche und die trefflichste Kirche. Die Kirche ist die Universität aller Christen; dieser Staat ist wie der jedes anderen Fürsten von Italien, und daher müssen Ew. Heiligkeit hauptsächlich das Wohl der wahren Kirche schaffen, welches in dem Frieden und der Ruhe der Christen besteht."

"Ich erkenne," erwiderte der Papst, „und weiß sicher, daß Ihr die Wahrheit sagt und daß, um als braver Mensch zu handeln, um seine Schuldigkeit zu thun, man das verlieren müßte, woran Ihr mich erinnert; aber ich habe die Welt zu dem Ende kommen sehen, daß, wer am schlauften ist und seine Angelegenheiten mit der größten List betreibt, am meisten gelobt, für den schätzbarsten Mann gehalten und gefeiert wird; wer aber das Gegenteil thut, von dem wird gesagt, er sei ein ganz guter Mensch aber nicht sehr tauglich, und dieser Titel bleibt ihm allein. Die kaiserlichen werden in das Königreich Neapel einrücken, dann nach der Lombardei und Toskana kommen, sich mit den Florentinern einigen, mit dem Herzog von Ferrara ebenfalls und auch mit Euch; dann werden sie Frieden schließen, Euch das erhalten, was Ihr schon habt, und ich werde wie ein guter geschorener Mensch dastehen, ohne irgend etwas von dem Meinigen wieder zu erlangen. Ich wiederhole es Euch, ich sehe sehr gut, daß das, was Ihr mir andeutet, der rechte Weg wäre, und ich sehe außerdem den Verfall Italiens; aber ich sage, daß in dieser Welt keine Übereinstimmung ist und daß, wer gutmütig ist, wie eine Bestie behandelt wird.

Contarini erwiderte ihm mit großer Wärme, aber es war umsonst, und in dem Verhalten des Papstes erkennt man seine Gemüthsart und seine Art zu handeln" (erzählt von de Vega storia di Carlo V. 2. Band). Was jenen Gaspare Contarini betrifft, welcher sicher einer der größten und edelsten Männer seiner Zeit war, so ist zu wünschen, daß, so wie die Deutschen schon angefangen haben sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen, auch ein Italiener es unternehmen möge, sein Leben und seine Werke als einen Spiegel der Weisheit und Tugend darzustellen.

Litteratur leidenschaftlich liebte. Alle gebildeten Deutschen, welche nach Rom kamen, wandten sich an ihn und er nahm sie auf das Freundlichste auf. Trotzdem aber sahen ihn auch die Römer als ultra-römisch und mehr wie einen Mitbürger an. Die Humanisten nannten ihn Corycius senex und feierten ihn mit Gedichten. Er hatte von Andrea Sansovino eine sitzende Gruppe der heiligen Anna und der Madonna erhalten, ein Meisterwerk der Skulptur, und hatte sie in die Kirche von Sankt Augustin gestellt. Darauf trug er Raffael, welcher ihm, als einem Freund, gefällig war, auf: den Propheten Jesaias auf einen der Pilaster, welche das Gewölbe der Kirche tragen, zu malen. Ich habe dieses Fresko nicht unter seinen Gemälden erwähnt, weil es, obgleich noch vorhanden und authentisch in seinem Ursprung, so verdorben und übermalt ist, daß man es nicht wiedererkennen kann. Der gute Corizio überlebte Raffael, sah die schreckliche Plünderung Roms und wurde von seinen eigenen Landsleuten besiegt und beraubt. Darauf floh er nach Verona, wo er nach einiger Zeit, verzweifelnd und sein geliebtes Rom und die schönen Zeiten seiner Jugend beweinend, starb.

Ich habe schon früher von dem Bildnis des jungen Bindo Altoviti, welches sich in München befindet, gesprochen. Bindo war jünger als Raffael und ebenso sehr sein Freund als wie der Freund der berühmtesten Künstler der Zeit. Er war nach Rom gekommen, um daselbst Bank- und Handelsgeschäfte zu treiben, wurde einer der reichsten Herren seiner Zeit, liebte außerordentlich eine Volksregierung und war daher ein Gegner des Hauses Medici. Er unterstützte die gefährdete florentinische Republik, begünstigte die Ausfälle gegen Alessandro und gegen Cosimo und half dem Pietro Strozzi bei der Verteidigung von Siena, und zwar nicht bloß mit Geld, sondern er wollte auch, daß sein Sohn unter jenem kämpfen sollte. Der Herzog Alessandro wagte nicht, ihn zu verfolgen, obgleich er ihn haßte, und Cosimo heuchelte zwar anfangs Leutseligkeit gegen ihn, aber nach der Eroberung von Siena konfiszierte er seine Güter in Toskana, ja sogar die Wittgift seiner Frau. Aber Bindo, immer noch vermögend trotz der Konfiskationen, rührte sich nicht von Rom. Er beschützte den Sansovino, Benedetto da Rovezzano, den Cecchino Salviati, Benvenuto Cellini, Santi di Pisto, Vasari, von denen ein jeder ihm Werke von großem Wert lieferte. Er starb 1552 und wurde in der Gruft, die er sich selbst in der Kirche della Trinità am Pincio hatte bereiten lassen, beigeseht.

Heiterer, vorsichtiger, geschickter und noch viel reicher als er war Agostino Chigi, welcher mit 20 Jahren, 1485, nach Rom kam und mit seiner Gewandtheit und Thätigkeit im Handelsverkehr bald der erste unter allen Bankiers wurde. Er hatte Bank- und Handelshäuser in allen Hauptorten von Europa und auch in Asien, so daß sein Name in allen Häfen des Mittelmeers und des schwarzen Meers bekannt war und der Sultan, wenn er ihm schrieb, den Brief an den „großen Kaufmann der Christenheit“ adressierte. Er beschäftigte sich auch mit Industrieunternehmungen, z. B. mit den Salinen der apostolischen Kammer und denen zu Neapel, sowie den Gruben von Alaun. Mehr als 100 Schiffe durchfuhren die Meere für seine Rechnung; er lieb Fürsten und Privatleuten; und als

die kleineren Bankiers sich gegen ihn verschworen und hofften, ihn zu bedrücken, indem sie ihm auf einmal viele Wechsel auf seine Bank vorzeigten, war er nicht nur nicht überrascht, sondern bot ihnen mit größter Einfachheit an, sie in Gold oder Silber, oder in welcher Art sie es vorzögen, zu bezahlen. Aber wenn er in den Geschäften ein Kaufmann war, so war er von Gemüt ein König, wie sein Neffe, welcher sein Leben schrieb, mit Recht von ihm sagt. Denn er wußte seinen Reichtum mit so viel Großmut und edlem Sinn zu gebrauchen, daß er Freund und Ratgeber von Päpsten und Kardinälen und Freund und Beschützer von Litteraten und Künstlern wurde. Seine Villa auf der Lungara, von Peruzzi erbaut, von Sodoma und Sebastian del Piombo, dann von Raffael und dessen Schülern ausgemalt, enthielt, was es nur Kostbares gab von Büchern und Altertümern; hier empfing er oft zu geistreichen Festen die Würdenträger der Kirche und den Papst selbst, noch öfter die Litteraten und Künstler; hier vereinigte sich noch einigemal die römische Akademie. Ghigi starb einige Tage nach Raffael, von allen beweint, und lange Zeiten bewahrten die Erzählungen von seiner Eleganz und seiner Pracht. Er wurde in der Kapelle begraben, zu welcher Raffael die Zeichnungen gemacht und deren Ausführung er geleitet hatte.

Was die Freunde Raffaels unter den Litteraten betrifft, so kann man sich wohl denken, daß alle, welche in Rom lebten oder zeitweise dahin kamen, wünschten, ihn kennen zu lernen. Ich erwähne nur die, welche ihm am nächsten gestanden haben: Marco Fabio Calvo, einer der hervorragendsten Humanisten seiner Zeit, war dem Raffael so zugethan, daß dieser ihn in seinem Hause aufnahm und ihn inständig bat, ihm den Vitruv zu übersetzen, um denselben aufmerksam studieren zu können. Es ist schön und der Bewunderung würdig, zu sehen, welche Zuneigung Raffael für diesen alten Mann hegte, welcher von den strengsten Sitten, ganz vertieft in seine Studien, von geringem Vermögen, aber noch geringeren Bedürfnissen war. Er war wie ein alter Stoiker und wie jener Diogenes, welchen Alexander der Große ehrte. Unter den Humanisten und Archäologen, welche mit Raffael befreundet waren, verdient ferner Andrea Fulvio genannt zu werden, einer der ersten Illustratoren des antiken Rom. Monsignore Pietro Bembo, welcher nachher, aber erst viele Jahre später, unter Paul III., Cardinal wurde, hatte Raffael in Urbino kennen gelernt, dann sah er ihn in Rom wieder, als dieser unter Julius II. dahin kam, verband sich aber erst inniger mit ihm, als Leo X., nachdem er kaum den Thron bestiegen hatte, ihn, Bembo, zu seinem Sekretär ernannte. Er war Venetianer von Geburt, von adeliger Herkunft und ansehnlicher Erscheinung, ein ausgezeichnete Lateiner, was ihn jedoch nicht hinderte, alles daran zu setzen, um den Gebrauch der guten italienischen Sprache wieder in Aufnahme zu bringen. Aus seinen Briefen ersieht man, wie häufig er Raffael sah, wie er Ausflüge mit ihm machte, u. a. einen mit Navagero, Beazzano und Castiglione nach Tivoli,*)

*) In einem Briefe an den Cardinal Bibbiena vom 3. April 1516 sagt er: „morgen sehe ich nach 27 Jahren Tivoli wieder, zusammen mit Navagero, Beazzano, dem Herrn Baldassare Castiglione und Raffael. Wir wollen alles sehen, das alte und das neue. Wir gehen, um

und wie, wenn Bibbiena abwesend war, er den Vermittler zwischen dem Kardinal und dem Künstler machte. *) Bembo hatte von der Hand Raffaels sein eigenes Bild, in Kreide gezeichnet, erhalten, als er in Urbino war; jetzt wünschte er ein anderes, gemaltes, zu haben, und inzwischen gab ihm Rafael die Bilder von Andrea Navagero und Agastino Beazzano, seinen Freunden, der eine und der andere berühmte Schriftsteller jener Zeit. **)

Der erste war ein venetianischer Patrizier und so streng mit seinen eigenen Versen, daß er die größere Hälfte den Flammen übergab, weil sie ihn nicht befriedigten, so daß uns nur wenig von ihm geblieben ist. Er bekam mehrere Legationen und starb 1529 in Blois, wohin er sich als Gesandter der venetianischen Republik zu Franz I. begeben hatte.

Beazzano war ebenfalls Dichter; er war aus Treviso; Leo X. schätzte ihn sehr und gebrauchte ihn zu verschiedenen Missionen, aber nach dem Tode des Papstes verließ er Rom und zog sich in seine Vaterstadt zurück. Das Bildnis Bembos ist verloren, und man glaubte, das der beiden Venetianer sei es gleichfalls. Wer aber das in der Galerie Doria in Rom befindliche Bild, welches den Namen

dem Herrn Andrea (Navagero) Vergnügen zu machen, da er nach Ostern nach Venedig zurückgeht.“ (Passavant, I. Band, S. 171.)

*) In einem anderen Briefe an den Kardinal Bibbiena, vom 16. April 1516, schreibt er: „Raffael, welcher sich Euch verehrend empfiehlt, hat unseren Tebaldeo so natürlich gemalt, daß er sich selbst nicht so ähnlich sieht, wie er es auf diesem Bilde ist. Und ich für mein Teil sah niemals eine so vollkommene Ähnlichkeit. Das, was M. Antonio davon hält und sagt, können Ew. Gnaden selbst ermesen und in Wahrheit, er hat sehr Recht: das Bildnis des M. Baldassare Castiglione und das unseres Herrn Herzogs guten und von mir immer geehrten Andenkens, welchem Gott die ewige Seligkeit geben möge, scheinen von der Hand eines der Schüler Raffaels gemalt, was die Ähnlichkeit betrifft, wenn man sie mit dem Bildnis Tebaldeos vergleicht. Ich habe eine große Lust bekommen: ich denke nämlich daran, mich auch eines Tages malen zu lassen. Eben, als ich so weit geschrieben hatte, kam Raffael dazu; ich glaube, daß er erriet, daß ich von ihm schrieb, und er befahl mir, dies wenige hinzuzufügen, nämlich: daß Ihr ihm die anderen Geschichten schicken müchtet, welche in Eurem Badezimmer gemalt werden sollen, d. h. die schriftliche Aufzeichnung der Geschichten, da diejenigen, welche Ihr ihm geschickt habt, in dieser Woche fertig gemalt werden. Bei Gott! das ist kein Spaß, daß mir eben auch M. Baldassare hereinkommt, welcher sagt, daß ich Euch schreiben soll, er wolle diesen Sommer in Rom bleiben, um seine gute Gewohnheit nicht zu verderben und hauptsächlich, weil M. Antonio Tebaldeo es so wünsche.“ (Opere del Bembo, Classici Italiani, Milano, vol. I., pag. 48.) Man sieht aus dem Briefe, daß Raffael das Bildnis des Herzogs Guidobaldo und das des Castiglione vor 1516 gemalt hatte und danach das des Tebaldeo, und daß Bembo ebenfalls wünschte, das seine zu haben, sowie, daß Raffael zu der Zeit am Badezimmer des Kardinals Bibbiena malte.

**) Auch diese Bildnisse sah der Anonymus des Morelli in dem Hause des M. Pietro Bembo in Padua, und er sagt darüber: „das Gemälde oder die Tafel der Bildnisse Navagieros und Beazzanos ist von der Hand Raffaels von Urbino“ (S. 18). Bembo gab dieses Bild später dem Beazzano. „Ich willige ein,“ schrieb er in einem Briefe an Antonio Anselmi, den 26. Juli 1538, „daß man dem Beazzano das Gemälde mit den zwei Köpfen von Raffael aus Urbino gebe und daß Ihr es ihm bringen und übergeben laßt mit der Bitte, darauf zu achten, daß es nicht Schaden leide. Wenn Ihr es ihm mit dem Kasten schicken wollt, thut, wie es Euch gut dünkt.“ (Lettere pittoriche, tom. III., pag. 25, IV.)

„Baldo und Bartolo“ führt, genau betrachtet, wird keine Mühe haben, wenn er mit den Werken Raffaels vertraut ist, dessen Zeichnung und Art des Kolorits zu entdecken. Sicher ist, daß es nicht die zwei Juristen des 14. Jahrhunderts sein können, und es genügt schon, ihre Kleidung anzusehen, welche gerade die der Zeit ist, in welcher Raffael lebte. Man sieht hierbei nur, wie leichtfertig die Gemälde im vorigen Jahrhundert getauft wurden und wie wir uns nicht durch eine falsche Ehrfurcht vor Traditionen, die nicht aus der Zeit der Entstehung stammen, abhalten lassen dürfen, das Lügengewebe der Unwissenheit und Falschheit zu entlarven. Jene beiden können Baldo und Bartolo nicht sein, wenn wir aber das Bildnis des Mannes, mit einer Art Barett auf dem Kopfe, wie es auch die Künstler jener Zeit trugen, und mit dem männlichen Antlitz, das zugleich streng und schlau im Ausdruck ist, mit dem Bildnis in der Berliner Galerie, das von einem Venetianer 1526 gemalt ist und die Inschrift Andreas Navagerus führt, vergleichen, so kann kein Zweifel über die Identität der Person mehr obwalten. Wenn aber der eine Navagero ist, so entsteht sogleich die Vermutung, daß der andere Beazzano sei. Von diesem sagen die Biographen, daß er sehr gutmütig war und, um Leo X. zu gefallen, jovial sein mußte, daher der seine, ruhige Ausdruck des Gesichts, den wir hier sehen. Endlich sieht man im Museum des Prado in Madrid zwei separate Bildnisse unter den Namen Navagero und Beazzano, und diese sind eine genaue Wiederholung des Gemäldes, von welchem wir sprechen. Den einzigen Grund, welchen man vorbringen kann, um zu leugnen, daß das Bild in der Galerie Doria von Raffael sei, nimmt man daher, daß der Anonymus des Morelli es Tafel nennt, während dieses auf Leinwand gemalt ist. Aber es kommt nicht selten vor, daß man Tafel und Leinwand durcheinander gebraucht in Beziehung auf die Entstehung des Bildes, und außerdem scheint mir die Hand des herrlichen Urbinateen hier so deutlich, daß mich die Wahrheit des Pinsels mehr überzeugt als der Irrtum des Wortes. Es freut mich, daß das ausgezeichnete Werk der Bewunderung der Nachwelt erhalten und daß es in Italien geblieben ist.

Dagegen ist das Bildnis eines anderen Dichters und Freundes Raffaels bis jetzt nicht aufgefunden und vielleicht für immer verloren, das des Ferraresen Antonio Tebaldeo. Wir wissen, ebenfalls durch Bembo, daß derselbe sehr wohl bei Leo X. aufgenommen und ein Freund der römischen Litteraten war, und Bembo sagt, daß er ihn sehr liebe, und nennt ihn den guten Tebaldeo. Bei der Plünderung Roms in äußerste Armut versetzt, wurde er im Hause Colonna aus Mitleid aufgenommen und von Bembo selbst unterstützt.

Ich berührte schon früher die Beziehungen Raffaels zu zwei anderen Ferraresen, Ariosto und Galeagnini, als diese nach Rom kamen; aber enger befreundet als alle war ihm Baldassare Castiglione von Mantua, welchen er schon in Urbino gekannt hatte, als dieser an jenem anmutigen Hof weilte, und mit welchem er in Rom in beständigem Umgang lebte. Von Castiglione als Edelmann, Kavalier, Diplomat und Litterat hier zu reden, würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Es scheint, daß Raffael zwei Bildnisse für ihn malte, von denen uns eins ge-

blieben ist,*) ein so herrliches, daß Rembrandt und Rubens es kopierten. Er ist auf demselben reich gekleidet, hat ein prächtiges Sammetbarett auf dem Kopfe, zeigt edle Gesichtszüge und einen Vollbart. Aus den Briefen der Zeitgenossen wissen wir, daß er häufig mit Raffael zusammen war, und ich habe früher schon einige der zwischen ihnen gewechselten Briefe angeführt. Wie groß der Schmerz Castigliones über den frühen Tod Raffaels gewesen ist, ersieht man noch mehr als aus seinen Versen aus den Worten, welche er an seine Mutter, am 20. Juli 1520, schrieb: „Ich bin gesund, aber ich scheine mir nicht mehr in Rom zu sein, weil mein armer Raffael nicht mehr da ist; möge Gott diese gesegnete Seele empfangen.“

Ich habe von den litterarischen Freunden Raffaels gesprochen, jetzt müßte ich von den Künstlern reden. Ich erwähnte schon früher, wie Sodoma und Baldassare Peruzzi ihm innig zugethan blieben, auch nachdem er für die Ausführung der Malereien in den Zimmern des Vatikans an ihre Stelle getreten war. Der Neid verwundete ihn wenig oder gar nicht; seine Größe bewahrte ihn selbst davor, und seiner Natur nach war er freigebig mit Hilfe und Schutz für alle Künstler, mit denen er in Berührung kam. Eine Stelle im Vasari charakterisiert ihn in dieser Beziehung besser als alles andere: „Unter seinen außerordentlichen Gaben ist eine von solchem Wert, daß es mich wundert, wie der Himmel ihm die Kraft gab, eine solche Wirkung hervorzubringen, die dem Temperament von uns Malern so widersprechend ist, nämlich diese: daß unsere Künstler — ich meine nicht bloß die geringeren, sondern auch die, die einen großen Namen haben — welche in Gemeinschaft mit Raffael an seinen Werken arbeiteten, so einig und in solcher Harmonie waren, daß alle bösen Launen sich beschwichtigten, sobald sie ihn sahen, und jeder niedrige und schlechte Gedanke aus ihrer Seele schwand; eine solche Einigkeit gab es zu keiner andern Zeit als zu der seinen. Und das kam daher, daß sie überwältigt wurden von seiner Gefälligkeit und seiner Kunst; mehr aber noch vom Genius seiner Natur, welche so voll von Güte und so erfüllt von Mitleid war, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere ihn ehrten. Man sagt von ihm, daß, wenn ein Künstler — mochte er ihn kennen oder nicht — ihn um eine Zeichnung bat, die er nötig hatte, er seine Arbeit verließ, um ihm zu helfen, und daß er immer eine Menge beschäftigte, ihnen helfend und sie belehrend voll solcher Liebe, wie sie nicht anderen Künstlern, sondern den eigenen Söhnen gebührt. Aus diesem Grunde kam es, daß er niemals zu Hofe ging, ohne daß, wenn er das Haus verließ, an fünfzig Maler, alle tüchtig und ausgezeichnet, ihm das Geleit gaben, um ihn zu ehren. Kurz, er lebte nicht

*) Es befindet sich im Louvre. Nach dem oben angeführten Briefe Bembo's scheint es, daß es weniger ähnlich war als das Tebaldeos, aber als Kunstwerk ist es wundervoll. Ob das zweite Bild, das er im September 1519 malte, vollendet wurde und wo es ist, ist unbekannt. Aber Castabili schreibt dem Herzog von Ferrara unter dem Datum des 12. September: „Als ich diesen Abend nach Hause ritt und die Thür von Raffael offen fand, trat ich ein und fragte nach Herrn Raffael; er ließ mir antworten, er könne nicht herunterkommen, und als ich abstiege, um hinauf zu gehen, kam ein anderer Diener, der mir sagte, daß er mit Herrn Baldassare Castiglione im Zimmer sei und diesen male und daß man ihn nicht sprechen könne.“ Campori, *notizie citate*, pag. 24.

wie ein Maler, sondern wie ein Fürst; daher auch du, o Kunst der Malerei, dich damals glücklich schätzen konntest, den zu deinem Sohne zu haben, der durch seine Kraft und seine Sittlichkeit dich in den Himmel erhob!"

Ehe ich diesen Teil beschließe, welcher sich auf die Zeitgenossen Raffaels bezieht, muß ich noch zweier großer Künstler Erwähnung thun, welche zu jener Zeit in Rom sich aufhielten, der eine für kurze Zeit, der andere für lange, nämlich: Leonardo da Vinci und Michel Angelo. Leonardo kam 1513 mit Guiliano de' Medici und mit seinen Schülern Boltraffio, Salaino, Farfoia (Cesare da Sesto), Francesco Melzi nach Rom bei Gelegenheit der Thronbesteigung Leo X. Wir wissen nicht, wie lange er sich dort aufhielt, aber jedenfalls nicht ganz kurze Zeit. Daß er Beziehungen zu Raffael gehabt habe, scheint mir eine vernünftige Vermutung, da Raffael das Bild seines Beschützers Giuliano gemalt hat. Mehr noch aber als dieser Umstand sprechen dafür die Beziehungen Raffaels zu Sodoma, welcher, ehe er nach Florenz kam, in Mailand Leonardos Schüler gewesen war. Sodoma wurde nachher in Rom, wie wir gesehen haben, der Freund Raffaels, der, wie man glaubt, das Bildnis desselben neben seinem eigenen auf der Schule von Athen anbrachte. Überhaupt, wenn jemand die Bilder aus jener Zeit, sowohl von Raffael als von Sodoma und Leonardo, mit einander vergleicht, so bezweifle ich nicht, daß es ihm gelingen wird, ein Band zu finden, welches diese drei Künstler miteinander verknüpft, und es sich bestätigt, daß während Leonardo da Vincis Aufenthalt in Rom zwischen den zwei großen Malern nicht bloß eine persönliche Bekanntschaft, sondern auch ein künstlerischer und freundschaftlicher Verkehr stattgefunden hat.

Was Michel Angelo betrifft, welcher bereits in Rom war, als Raffael dorthin kam, dann Rom verließ und dahin zurückkehrte, um die Decke in der Sistine zu malen, so ist es allerdings erwiesen, daß zwischen den beiden Künstlern niemals ein näheres Verhältnis existierte. Die Ursache hiervon war wohl zunächst ihre so verschiedene, beinahe entgegengesetzte Natur; — die Michel Angelos: beschaulich, streng und düster; — die Raffaels: liebenswürdig, milde, wohlwollend. Außerdem umgaben Neider und Nebenbuhler sie mit Zank und Streit, wie es zu gehen pflegt, und stellten besonders Buonarrotti jeden Triumph des jüngeren Künstlers als eine Verminderung seiner eigenen Größe dar. Unter ihnen zeichnete sich besonders Sebastian del Piombo aus, von dem Briefe aufbewahrt sind, welche beweisen, wie er Raffael beneidete und ihn auf jede Weise zu verdunkeln suchte. Er vermeinte, denselben im Kolorit zu übertreffen, da er glaubte, die weiche und lebendige Art des Giorgione von diesem gelernt zu haben, aber er fühlte wohl, daß er Raffael zu sehr in der Zeichnung nachstände. Er erbat sich daher von Michel Angelo die Zeichnung zum Christus an der Säule, welchen man jetzt in San Pietro in Montorio sieht, und er malte denselben, indem er hoffte, daß durch diese Vereinigung die Gemälde Raffaels besiegt werden würden. Es war ein unglücklicher Versuch, welcher nicht nur weit hinter diesen zurückblieb, sondern auch hinter den Sachen, welche ein jeder der beiden Künstler allein gemacht hatte, ich sage auch hinter denen des Sebastiano selbst, welche mehr Frische und Gefühl haben. Dessen-

ungeachtet finden wir aber keine Spur von Feindseligkeit Michel Angelos gegen Raffael, ganz zu schweigen von einer Feindseligkeit Raffaels gegen jenen, denn eine solche wäre ganz gegen dessen Natur gewesen. Condivi, welcher mit Michel Angelo darüber geredet hatte, versichert uns auch, daß dieser Raffael hoch schätzte, nur daß er sagte: „Raffael habe diese Kunst (die Malerei) nicht von Natur, sondern durch langes Studium“. Und die Legende erzählt, daß, als Michel Angelo von zwei Käufern wegen des Preises für ein Werk Raffaels um Rat gefragt wurde, da es ihnen zu teuer erschienen war, er barsch geantwortet habe, daß der wahre Wert die Forderung bei weitem übersteige. Wenn diese Legende auch nicht wahr ist, so ist sie doch gewiß einer allgemeinen Anschauung entsprungen, die nicht ohne Grund entstanden sein konnte. In jedem Falle verkündete selbst Sebastiano den Tod Raffaels am 12. April 1520 dem Michel Angelo folgendermaßen: „Ich denke, Ihr habt gehört, wie dieser arme Raffael von Urbino gestorben ist, was Euch gewiß sehr leid gethan hat.“ Daher können wir uns dessen getrösten, daß, wenn Michel Angelo dem Raffael auch nicht sehr wohl wollte, er doch nie etwas sagte oder that, was die Achtung hätte vermindern können, welche jeder Italiener Raffael zollt.

Diese drei hohen Künstler, deren einer allein hinreichen würde, ein Volk und ein Jahrhundert berühmt zu machen, waren mehr verschieden von einander als ungleich. Leonardo war von der Natur mit so vielen und seltenen Gaben ausgestattet, daß, wo er sich immer hinwandte, er eine Spur des Schaffens hinterließ, aber eben seine Vielseitigkeit war ihm hinderlich, auf irgend einem besonderen Gebiete das Größte zu leisten. Dennoch steht er in einzelnen künstlerischen Schöpfungen unerreicht da.*) In der Wissenschaft ist er als der Vorläufer Galileis und Bacons anzusehen, was die gute Definition und die Verbreitung der Experimental-Methode betrifft.**) Michel Angelo, streng, ja wahrhaft erhaben ernst im Leben wie in seinen Werken, übte auf die Zeitgenossen und auf seine Nachfolger einen solchen Einfluß aus, daß es beinahe einziges Ziel und einzige Regel der Kunst wurde, ihm nachzuahmen; und wie er vorausgesagt hatte, daß die Nachahmung seiner Art nur Tölpel schaffen würde, so fing auch wirklich nach

*) Das Abendmahl ist das hervorragendste Werk des 15. Jahrhunderts; das Modell zur Reiterstatue des Francesco Sforza wurde von den Zeitgenossen als das schönste Werk der Zeit angesehen. Es wurde in dem folgenden Kriege zerstört; jenes ist durch die Zeit, die Sorglosigkeit und Leonardos eigene Art zu malen beinahe verschwunden.

***) Dies hat schon Libri in seiner Geschichte der Mathematik gesagt. Jetzt haben die Werke Leonardos endlich in Richter einen gelehrten und genauen Herausgeber gefunden, welcher sie in London (Campion Low, 1883) in zwei schönen Bänden, mit Stichen und Facsimile geschmückt, herausgegeben hat. In der Vorrede zum Buch über die Malerei tadelt Leonardo die Gelehrten, welche er die Hersager und Trompeter der Werke anderer nennt, und lobt die Erfinder, die Ausleger der Natur nach der einfachen und bloßen Erfahrung, welche die wahre Lehrerin sei; er fügt hinzu: „es lese mich nicht, wer kein Mathematiker ist“. An mehreren Stellen sieht man, daß er bei der Beobachtung der Thatsachen, beim Experiment (d. h. bei der Wiederholung derselben bei gleichen und ungleichen Bedingungen, wenn dies möglich ist), sowie bei der Berechnung, die wissenschaftliche Methode anwendet.

ihm der Verfall an. Raffael, holdselig, mäßig, alle Vorzüge in harmonischen Verhältnissen vereinigend, erhält, was immer Schönheit betrifft, die Palme der Vollendung, wenn er auch nicht den Seherblick Leonardos und die Erhabenheit Michel Angelos erreicht.

(Schluß folgt.)



Über die Entstehung von Nationen.

Von

Afred Kirchhoff.

„**Q**u'est ce qu'une nation?“ So lautete das Thema, welches vor einiger Zeit Ernst Renan in einem der größten Hörsäle der Pariser Sorbonne behandelte. Kaum faßte der Raum die Masse der Hörer, und sie alle fühlten sich begeisterungsvoll hingeworfen, als der glänzende Redner, nachdem er die den materielleren Gebieten der Anthropologie, Geographie und Staatenkunde entlehnten Merkmale des Begriffes „Nation“ der Reihe nach entkräftet hatte, zum Schluß mit idealem Gedankenflug Nation als die große Menschengemeinschaft bezeichnete, „welche zusammengehören wolle.“ Jeder ahnte die Beziehung auf das schöne Land zwischen Wasgau und Rhein; und wie zukunftsstolz hallten die leise elegischen Worte durch den Saal: Nicht so sehr die errungenen Siege des Schwertes als der gemeinsame Schmerz über erlittene Schmach stärkte den Zusammenhalt einer Nation!

Aber man begreift das Wesen der Dinge nicht eher, als bis man ihr Werden ergründet hat. Und zu ruhiger Erwägung dessen rät es sich, nicht zu sehr der Stimmung des Tages, den Sehnsuchtsplänen des eigenen Volkes Rechnung zu tragen, über dem flüchtigen Jetzt nicht den vielhundertjährigen Gang der Gesamtentwicklung zu vergessen. Mindestens das Substrat der Nationen hat selbstverständlich seinen Ursprung nicht im menschlichen Willensakt. Es mußte Menschen geben, wenn dieselben Wünsche der Zusammengehörigkeit geltend machen sollten, es mußte irgend eine Differenzierung bereits wirksam sein, wenn Wünsche nach abgesonderter Existenz einzelner Völker keimen sollten.

Der eigentliche Sinn des lateinischen Wortes natio ist der des Volksstammes, der Horde; gleiche Sprache und Sitte, gleichartiges Aussehen verlangt man von solch einem „Stamm;“ gleichwie dieser deutsche Ausdruck, so lautet jener lateinische auf Abkunft von den nämlichen Vorfahren als auf die Ursache der inneren und äußeren Übereinstimmung. Unser moderner Begriff „Nation“ ist indessen ein ganz anderer geworden als der des lateinischen Stammwortes. Nicht eine einzige der großen Gemeinden, welche wir Nationen nennen, kann sich einheitlicher Herkunft rühmen, die deutsche so wenig wie die chinesische oder die der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Vor zwei Jahrtausenden war ganz Süddeutschland (bis ins Maingebiet, bis ans Erzgebirge und die Sudeten) keltisch, man dürfte ungefähr sagen

altfranzösisch; vor tausend Jahren siedelten in der Osthälfte unseres Vaterlandes so gut wie ausschließlich Slawen. Keiner erhaltenes deutsches Blut dürfen wir demnach nur im deutschen Nordwesten suchen, wo in der That die lichte Farbe von Haar und Auge, zumal bei den Friesen an der Nordseeküste und bei den Niedersachsen im anstößenden Binnenlande am stärksten vorwaltet, etwa auch noch bei den Hessen mit ihrem so häufig echt taciteisch rotblonden Haar, ihrem leuchtend blauen Auge. Nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden die Kelten in unserem Süden, die nach erfolgter Romanisierung noch bis in die Völkerwanderungsperiode hinein das Land rechts der Donau inne hatten, mindestens ebensowenig die Slawen unseres Ostens, die zum guten Teil nicht einmal infolge von ehelicher Vermischung mit Deutschen, sondern infolge bloßer Annahme deutscher Sprache, deutschen Wesens uns jetzt in Pommern oder in Brandenburg wie echte Deutsche erscheinen. Dazu findet die neuere Forschung unserer Anthropologen so vielfach in versteckteren Thalwinkeln der Alpen wie des deutschen Mittelgebirgslandes plötzliche Zunahme nicht germanischer Körpermerkmale, insbesondere schwarzer Augen- und Haarfarbe, daß wir sicher ein Aufgegangensein auch solcher vorgeschichtlicher Bewohner Mitteleuropas in unserer deutschen Nation annehmen müssen, wie sie die heutzutage emsiger denn je betriebene Ausgrabung menschlicher Gebeine aus entlegenen Zeiträumen des Quartäralters ans Tageslicht fördert, ohne auch nur die Rassenzubehör dieser jedenfalls undeutschen Vor- und Urbewohner Deutschlands feststellen zu können.

Es ist eine zweifellose Thatsache, daß jede Nation einer äußerst vielartigen Blutmischung ihr Dasein verdankt; gerade große, historisch wirkungsreiche Nationen gleichen darin großen Strömen, die auch niemals gleich unbedeutenden Küstenflüßchen aus einer einzigen Quelle ihr Gewässer empfangen. Je gründlicher wir der fortgesetzten Weiterentwicklung solcher im frischesten Werdeprouzess begriffener Nationen wie der russischen, der nordamerikanischen nachspüren, je vollkommener wir eindringen in die Entstehungsgeschichte älterer, ja ausgestorbener Nationen, z. B. der babylonischen, desto klarer wird uns der Satz: jede Nation entsteht aus vielen Völkern oder Volksstämmen, die ganz oder teilweise in dem größeren Verein der „Nation“ ähnlich verschwinden wie chemische Elemente in einer chemischen Verbindung; niemals entfaltet sich eine Nation nach dem Vorbild eines stamm-einigen Baumes, sondern vielmehr nach dem umgekehrten Bild, wie es uns die nur in der Kartenansicht baumartige Verästelung eines Stromsystems vergegenwärtigt.

Wer tiefer eindringen will in das Geheimnis des Ursprungs von Nationen, muß demnach zunächst der Frage nach den Entstehungsurfachen von Völkern näher treten. An dieser Stelle mögen über diese schwierige Frage wenige prinzipielle Bemerkungen genügen.

Neuerdings gewinnen wir immer zahlreichere, immer kräftigere Beweise für die wesentliche Einheit von Leib und Seele des Menschen in all seinen volkstümlichen Spielarten, selbst im Auseinanderweichen stärkster Art zu jenen Völkergruppen, die man als Rassen in den Lehrbüchern aufzuführen pflegt. Auch wo diese Sonderungen den allerhöchsten Grad erreicht haben, wie etwa zwischen dem

Buschmann der Kalahari und dem Europäer, überwiegen doch stets die gleichartigen Züge die Verschiedenartigkeiten, welche letzteren immer zugleich unwesentlicher und meist in der Eigenartigkeit der Lebensverhältnisse begründet erscheinen. Die völlig ausnahmslose Fruchtbarkeit von Mischlingen der einander fremdesten Rassen ist ein deutliches Zeugnis für die Arteinheit des Menschengeschlechts.

Mit anderen Worten: es hat eine Zeit gegeben — so unzählige Jahrtausende sie auch hinter der Gegenwart zurückliegen mag —, in welcher wir Menschen alle einander glichen wie ein Koltrabe dem anderen. Was brachte nun in diese uranfängliche Gleichheit die außerordentlichste Mannigfaltigkeit? Wir glauben nicht zu irren, wenn wir als Hauptquelle der bunten Sonderung die Vielartigkeit der Erdnatur bezeichnen in den gewaltigen Gegensätzen von Tropen- und Polarwelt, Hochgebirge und Niederung, Waldesdickicht und baumleerer Steppe oder Wüste, Küste und Binnenland samt der unabsehbaren Fülle landschaftlicher und produktioneller Verschiedenheit von Ort zu Ort.

Man hat guten Grund sich den Ausbreitungsbezirk der ältesten, noch völlig gleichartigen Menschheit auf einen waldigen, vermutlich tropischen Teil der Ostfeste beschränkt zu denken. In dem äonenlangen Zeitraum des Hinauswanderns aus dieser Urheimat bis in die entlegensten Striche Nordasiens und Südafrikas, über die schmalen Meeresstraßen nach Australien und Nordamerika, über dessen meridional am weitesten gedehnte Landfläche hinüber bis zur feuerländischen Südspitze der sogenannten Neuen Welt, endlich in jüngerer Vergangenheit aus dem Malaienarchipel nach der weit zerstreuten Inselnflur des pazifischen Weltmeeres — in dieser langen Wanderzeit, die statt aufzuhören heut in den Tagen des wie noch nie erleichterten Verkehrs sich mit nur noch großartigeren Wirkungen räumlicher Verschiebung der Varietäten unseres Geschlechts fortsetzt, arbeitete unablässig das Darwinsche Prinzip der Anpassung an der Umbildung der Menschheit. Immer nur diejenigen vermochten in der neu zu gewinnenden Heimat bleibende Wohnsitze zu gründen, welche vor allem körperlich den Anforderungen an die örtlich gegebenen Bedingungen des Nahrungserwerbes sowie den unfassbareren Bedingungen des Klimas entsprachen. Immer nur die blieben im Vollbesitz von Grund und Boden, welche feindlichem Andrang siegreich Widerstand leisteten und etwaigem Wettbewerb geknechteter Vorbewohner oder still hereinziehender Inquilinen sich überlegen zeigten in den Künsten des Friedens.

Einmal geschähene Differenzierung wurde fast von selbst Anlaß zu deren Erweiterung; seit dem 16. Jahrhundert sehen wir auf amerikanischem Boden drei ganz neue Rassen durch bloße Vermischung entstanden: Europäer und Indianer erzeugten miteinander die Mestizen, Europäer und Neger die Mulatten, Indianer und Neger die seltsamen Sambos mit ruhig rotbrauner Haut und negerhaftem Wollkopf; die so weit über das Erdenrund gewanderten Juden brachten Mischlinge mit den verschiedensten Kulturvölkern hervor, die Chinesen mit allen Volksstämmen Ostasiens und jetzt auch mit denen Australiens, der Südseeinseln, amerikanischer Westgegenden. Kurz es entstehen oft neue Völker nur wie Mischfarben

in unzähligen Nüancen aus der Verbindung einfacher Farben in verschiedener Abstufung der Zuthaten. Will doch Nordenskiöld, einer der ausgezeichnetsten Kenner nordischer Ethnologie, in den Nordpolarvölkern wesentlich nur Mischvölker erkennen, hervorgegangen aus wechselseitiger Vermischung solcher Völkerspitter, die, im Kampf um bessere südlichere Wohnräume unterliegend, gen Norden vertriebt worden waren. Ist auch wohl seine Ansicht nicht zu billigen, daß die grönländischen Normannen des Mittelalters im 14. Jahrhundert, wo zuerst die Eskimos von Westen her auf sie eindrangen, statt im Kampf gegen sie zu unterliegen, friedsam sich mit ihnen vermischt hätten, folglich in den heutigen grönländischen Eskimos einfach noch fortleben, so duldet es doch keinen Zweifel, daß ein Teil der in jenen (leider von keinem Geschichtschreiber uns geschilderten) Kämpfen des germanischen Schwertes gegen die Stein- und Knochenwaffen der Eskimos Nichterlegenen wirklich forteristiert in den blondhaarigen Bastarden grönländischer Eskimohütten, kaum noch anthropologisch zu unterscheiden von den schwarzhaarigen Eskimos reinen Geblütes, gar nicht aber in Sitte oder Sprache.

Einseitiger und irriger kann, wie schon das eben erwähnte Beispiel zeigt, die Verwandtschaftsbeziehung eines Volkes kaum beurteilt werden als durch die Sprache. Und doch werden unsere Statistiker nicht leicht von diesem, freilich am bequemsten für Nationalitätszählung zu benutzenden Merkmal für ihre Zwecke abzubringen sein! Nur sollen uns die Linguisten damit verschonen, Lehrgebäude der Völkerkunde wesentlich auf die Sprachen der Völker zu begründen. Wenn heute irgend ein Clan der braunen Bedscha-Nubier die Sprache der Väter vertauscht mit der Sprache Mohammeds, erhält er dadurch arabische Eltern? Fürwahr nach so unglaublich verkehrter Weise schließen ganz gewöhnlich unsere Historiker und die meisten Sprachforscher: Weil die Magyaren eine durchaus der finnischen Gruppe angehörige Sprache reden, sprachlich am nächsten den armseligen Ostjaken im nordwestlichen Sibirien verschwifert sind, so — stammen sie von finnischen Vorfahren, „gehören“ einfach zur finnischen Abteilung der mongolischen Rasse. Nur schade, daß uns eine sehr zuverlässige frühbyzantinische Geschichtsquelle die Thatsache überliefert, daß die Magyaren erst im 9. Jahrhundert, beim Vordringen durch Südrußland nach ihrer endgültigen Heimat von einigen zur Führerschaft erkorenen Horden der damals im Wolgagebiet großmächtigen finnischen Chazaren die Sprache annahmen, die sie noch heute sprechen! — Man besuche doch einmal die den Böhmen nächstverwandten Spreewenden, etwa im wiesengrünen „Spreewald“ nördlich von Kottbus; man wird auf jede deutsche Anrede eine rein deutsche Antwort erhalten, mit freundlicherem Lächeln allerdings den slawischen Gruß erwidert finden, denn slawisch ist noch immer dort die trauliche Sprache, die man am heimischen Herd vernimmt, deren sich der Lehrer beim Religionsunterricht bedient. Seit der Spreewald durch den Eisenbahnbau in regen Verkehr mit dem ausschließlich deutsch sprechenden Umland gezogen ist, bedingt es die Rücksicht aufs praktische Leben, daß jeder daselbst deutsch kann; rasch wird wohl der gegenwärtigen Übergangsperiode der Zweisprachigkeit somit die der Alleinherrschaft des Deutschen dort folgen, welche nur durch die frühere Unwegsamkeit des sumpf- und wassererfüllten

Ländchens längere Zeit ferngehalten blieb als im umgebenden, längst germanisierten Bezirk. Stirbt aber einst der letzte wendisch redende Spreewäldler und — gewiß erst später — die letzte Spreewäldlerin wendischer Zunge, denn das weibliche Geschlecht ist konservativer, ganz besonders in sprachlicher Beziehung, so wird man vermutlich auch diese Gegend unseres Ostens als „germanisiert“ ansprechen im Sinne der Austilgung des Slawentums durch Blutmischung mit den Deutschen; gleichwohl geschah und geschieht gar nichts dort als ein durchaus sanft sich vollziehender Sprachentausch, — die Leute bleiben genealogisch ganz wesentlich Slawen.

Die großen Triumphe, welche die vergleichende Sprachwissenschaft in unserem Jahrhundert gefeiert hat, nachdem durch das Studium des Sanskrit die intimen Verwandtschaftszüge aller Sprachen von den britischen Inseln bis nach Indien enthüllt worden, riß offenbar zu jenem philologischen Übermut fort, der uns allen auf den Schulbänken zu eigen gemacht wurde: nach der Sprache den Stammbaum der Völker zu konstruieren. Besonnene Sprachforscher haben jüngst mit Recht ihre gewichtige Stimme erhoben gegen solchen Mißbrauch neuer und an sich wertvoller Errungenschaften der Sprachvergleichung. Wer bezweifelt z. B., daß die Spanier eine romanische Sprache besitzen? Und dennoch wissen wir seit W. v. Humboldt, daß die iberischen Vorfahren der heutigen Spanier gerade sprachlich den Eskimos näher standen als den Römern; folglich nicht eigentlich die Spanier sind Romanen und als solche Indogermanen, sondern allein ihre Sprache ist indogermanisch im vollen Sinne des Worts. Bei den Spaniern darf immerhin noch auf eine ziemlich umfassende Blutmischung mit der führenden Nation des alten Italiens hingewiesen werden, um auch genealogisch oder, wie man zu sagen pflegt, „rassenmäßig“ dieses Volk samt Franzosen und Italienern in den Kreis der Romanen einzuschließen. Wie aber bei den Rumänen? In deren Heimat zogen zu allererst die siegenden Legionsadler der Cäsaren ein; und nicht über ein halbes Jahrtausend (wie in Hispanien), sondern kaum 170 Jahre dauerte daselbst die Römerherrschaft. In dieser Frist wurden freilich die thrakischen Dazier „romanisiert“ d. h. sie nahmen die lateinische Sprache an, aber die Inschriften melden uns fast nur vorderasiatische Zuwanderungen in diese lektroberte Römerprovinz; danach die Zeit des gotischen Ansturms während der Völkerwanderung, der nachfolgende Zustrom der Slawen — wer also vermöchte in den heutigen Rumänen anders als sprachlich Romanen zu erkennen?

Wie viel thut bei Aufnahme einzelner Worte, ja für die innerliche Gestaltung des Sprachorganismus der durch nachbarliches Wohnen oder sonstwie beförderte Verkehr mit Fremdsprachigen, selbst wenn letztere der Vermischung fern bleiben! Wohl schlossen die normannischen Ritter, nachdem die Sporenschlacht von Hastings ihnen England zu Füßen gelegt, Ehebund mit den deutschen Töchtern des Landes (so zweifellos das Groß der englischen Nation germanisch blieb, während die angelsächsische Sprache im Wortschatz verwälchte); doch wer waren Wilhelm der Eroberer und seine Schwertgenossen? Es waren Nordgermanen, deren Ahnen zwei Jahrhunderte früher noch in Dänemark siedelten; sie waren noch immer Germanen, aber sie sprachen französisch, weil ihre Väter auf dem Boden der Normandie diese

Sprache angenommen hatten. Nach Wortschatz und Flexionsweise müßte man die Slawen den asiatischen Indogermanen näher verwandt erachten als die Germanen, die Griechen näher als die Römer. Trotzdem giebt die ernüchterte Sprachwissenschaft unserer Tage zu, daß bei diesem Verhältnis das östlichere Wohnen der einen gegenüber dem asiensferneren Wohnen der anderen das maßgebende war für den Verkehr und an dessen Hand für die Ausbildung der Sprache.

Für die Abfunftsfrage haben wir uns stets am vertrauensvollsten an die anthropologischen d. h. an die Körpermerkmale zu halten. Nicht das feinste Ohr vermag es den Nachkommen der unter uns vor zweihundert Jahren ansässig gewordenen Refugiés anzuhören, daß in ihren Adern französisches Blut rollt, denn sie sprechen vollkommen denselben deutschen Dialekt wie er in der betreffenden Landschaft waltet; jedoch ansehen kann man es gar manchen unter ihnen auf den ersten Blick, daß dies funkelnd schwarze Auge, mit den hochgeschwungenen schwarzen Brauen, diese eigentümlich undeutsche Physiognomie, das oft noch recht sanguinische Naturell auf französische Ahnen hinführt. Die uns so ganz deutsch vorkommenden Bauernschaften auf dem alten Slawenboden unseres Ostens bis an die Elbe und Saale westwärts bestimmt der Kraniolog mit seinem Tasterzirkel immer noch als Slawen oder deutsch-slawische Bastarde mit einer Kopfbreite, welche der der Böhmen und Russen oft nicht nachsteht. Besser als Geschichte und Sprachvergleichung wird auch für das Herkunftsrätsel der Magyaren die gründliche anthropologische Untersuchung ihrer Leiber die Lösung ermöglichen; daß der Ungar hierbei ganz gewiß nicht der Mongolenrasse verfallen wird, dafür bürgt uns die Abwesenheit aller der Merkmale, die einzeln oder vereint das naturgeschichtliche Attribut des Mongolen zusammensetzen: der gänzlich abgeflachte, hinter die Verbindungslinie der Vorderwölbung der Augäpfel zurückweichende Nasensattel, die stark vortretenden Jochbogen unter den Augen, die Schrägstellung und schmale Schließung der letzteren, vollends die Spärlichkeit des Bartwuchses — die jeder Husarenoffizier im Notfall schleunigst zu beseitigen sich bestrebt, um auch in dieser Außerlichkeit die historische Treue zu erfüllen, mit der die Husarenuniform am Modell des magyarischen Reiters festhält.

Indessen was will selbst die sorgfältigste Analyse des Anthropologen? Sie kann immer nur den einen wertvollen Dienst uns leisten, den Leibestypus eines Volkes durch möglichst erschöpfende und allseitige Untersuchung des Körpers und seiner Funktionen mit Hülfe von Maß und Zahl zu klarem Ausdruck zu bringen. Zwar ist sie auch somit im Stande, die vereinzelt vorkommenden Abweichungen vom Gesamtypus scharf abzugrenzen und mitunter sogar nachzuweisen, daß dieselben von Eindringlingen dieses oder jedes anderen Volkes herkommen, wobei sprachliche und geschichtliche Spuren der Forschung nicht zu unterschätzende Dienste des öfteren leisten. Immer muß ja die örtliche Abirrung vom gemeinsamen Aussehen nicht gerade durch Invasion eines fremden Rassenelements verursacht sein; viel thut dabei die tägliche Beschäftigung — man denke nur an die krummen Beine und die sprichwörtliche Hagerkeit der Schneider, das Gebücktgehen der Tischler, die Kurzsichtigkeit der Schuhmacher und Kupferstecher, die Wohlbeleibtheit der

Fleischer und Gastwirte verschiedenster Nationalität —, manches thun auch die noch so wenig physiologisch ergründeten geographischen Einflüsse des Wohnorts, wie z. B. nachgewiesenermaßen der höchste Körperwuchs in den Vereinigten Staaten den Bewohnern des höher gelegenen Westens, in Deutschland vorzugsweise den An- und Bewohnern der höheren Gebirge, besonders den Alpen gegenüber den Flachländern sogar des nämlichen Stammes zukommt, ja selbst mittelgroße, vollends aber größere Städte bei uns regelmäßig einen etwas höheren Prozentsatz Dunkelhaariger und Dunkeläugiger zu haben pflegen als die Umgebung des platten Landes, auch wo es nicht wie in Berlin auf den ursprünglich (d. h. für das neue Berlin im 17. Jahrhundert) sehr bedeutenden Anteil an französischer und jüdischer Besiedelung teilweise zurückzuführen ist.

Im großen ganzen wird uns die Anthropologie immerhin am besten unterrichten über den Grad der Einheitlichkeit des Typus, der mitunter ein so sehr geringer ist bei sprachlich größtmöglicher Übereinstimmung; sie wird auch vortrefflich unserem Bedürfnis entgegenkommen, den genealogischen Verwandtschaftsgrad der Völker untereinander zu entdecken. Nur davor müssen wir uns hüten, der vorgefaßten Meinung zu huldigen, als wenn die physische Gleichartigkeit irgend eines Volkes zum Schluß berechtigte auf dessen uranfängliche Einheit und Blutreinheit. Hier gilt, was wir oben von den Nationen sagten: Gleichwerden ist das Ziel, der Anfang nicht Gleichsein. Die Völkerströme fließen eben aus vielen Quellen. Die einmal in den Sonderungsprozeß eingetretene Menschheit blieb kaleidoskopisch in einem ewigen Mischen und Entmischen. Völker entstanden und Völker verschwanden; sie gingen unter durchs Schwert ihrer Feinde oder durch Eintritt in eine neue Mischung. Je unzählbarer die Jahrtausende sind, in welchen dieser chaotische Werdeprozeß derjenigen Völker verlief, welche die spät aufgehende Sonne der Geschichte uns erkennen läßt, und je rastloser die Wanderungen, je unablässiger die mit dem Erstreben neuer Wohnsitz verbundenen Kämpfe in jenen Vorzeiten waren, um so kindlicher dünkt es uns, wenn noch heute mit unfehlbarem Kathedernwort von der „ursprünglichen Einheit aller Germanen,“ ja von der „Urfamilie der Ur-Indogermanen“ geredet wird, aus der alle Inder und Perser, alle Germanen, Slaven und Romanen entsprossen sein sollten!

In der fernen Abgeschlossenheit der Hochgebirgsthäler des Kaukasus hat uns Gustav Radde einige Volksstämme neuerdings beschrieben, welche in altertümlicher Sittenerhaltung fast einzig dastehen; aber nicht die Einheit, sondern gerade die drastische Verschiedenartigkeit des Typus ist für dieselben charakteristisch. So können sich also im engsten Kreise, bei höchst geringfügiger Kopffzahl Sondermerkmale auf die Dauer erhalten. Und wenn bei engerem Zusammenwohnen in Dorf- und Stadtgemeinde, bei der immer innigeren Mischung der Glieder eines größeren Kulturvolkes durch lange, friedensstille Zeiten hindurch sich endlich ein wahres Amalgama erzeugt — was hat man dann anderes vor sich als die schließliche Vereinigung eines Gewirres kleiner und großer Flußadern, um beim obigen Bild zu verharren, zur einen Stromader?

So gelangen wir zu dem unausweichlichen Schluß: unreinheitliche Völker giebt

es gegenwärtig nirgends auf Erden; alle Völker sind Mischvölker, obgleich es auch fernerhin gestattet sein mag, so allein diejenigen zu nennen, bei denen die Mischungselemente noch deutlich erkennbar sind, zumal aber solche, welche sich aus weiter nichts als aus noch sichtlich getrennten Bestandteilen anderer Volksstämme zusammensetzen, wie nach Nordenstiöld die Nordpolarstämme, nach Nachtigal die aus Tubus und Negern gemengten Bornuleute. Also: „gemischte Völker“ sind diejenigen, deren Mischung noch im Fortgang begriffen ist, so daß man die Mischungselemente wenigstens teilweise noch von einander abgefordert vor sich sieht; „ungemischte Völker“ die, welche ihre Mischungselemente schon bis zur völligen oder nahezu völligen Ununterscheidbarkeit verarbeitet haben.

Hierdurch bekommen wir festen Boden unter die Füße, um nun auch den Begriff der „Nation“ von einer seltsam allgemein gewordenen Fälschung zu befreien. Gesezt nämlich, die allgemeine Ansicht sei im Recht, daß die Nation der Deutschen oder der Russen, der Chinesen oder der Juden nur der erhabeneren Ausdruck für das Volk der betreffenden Zunge wäre, darum gewählt, um die höhere Potenz jener großen Gemeinde hervorzuheben neben so unbedeutenden „Völkern“ wie Hottentotten, Baschkiren, Feuerländern oder Tschukttschen, — selbst dann dürften wir in der „deutschen Nation“ als Synonymon für „deutsches Volk“ keine bluteinige Gemeinschaft erblicken. Belehrte uns weder Geschichte noch Anthropologie über den schon eingangs betonten Eintritt von prähistorischen, jedenfalls ungermanischen Bevölkerungsresten Mitteleuropas, von Kelten und Slaven in unsern Nationalverband (ganz zu geschweigen von dem mehr neuzeitlichen Zuschlag an Juden und Franzosen, Schweden, Polen und Italienern), so würden wir auch in einer bloß aus den Germanen des Tacitus entsprossenen deutschen Nation keine genealogische Einheit zu wittern haben, weil die Aussage unserer Altvorderen, sie seien alle Abkömmlinge eines erdgeborenen Gottes, doch nichts als ein Mythos der bekannten selbstbewußten Überhebung war, wie solche allen Naturvölkern eigen zu sein pflegt, und weil eben kein Volk, folglich auch keine etwa aus einem einzigen Volk hervorgegangene Nation ein Produkt mystischer Urschöpfung und weiterer Entwicklung im Stil der „Inzucht“ darstellt.

Eine Nation ist niemals etwas rein physisch Gegebenes, stets etwas historisch Gewordenes. Insofern Ernst Renan in den Willen der Zusammengehörigkeit das Wesen des nationalen Verbandes legt, hat er wahres mit falschem gemischt zu einem geistblühend überraschenden, indessen nicht gar tiefen Bonmot. Gewiß, die geographischen Grenzen schaffen nicht in dem Sinne eine Nation wie die Formung einer Flüssigkeit ausschließlich bedingt wird durch die Gestalt des Innenraums des sie aufnehmenden Gefäßes; auch Typus und Sprache machen für sich allein noch nicht die Nation (wir sind heutzutage gewöhnt dies Rassenmäßige mit dem Ausdruck „Nationalität“ zu bezeichnen und mit richtigem Instinkt geneigt, in einer einzigen Nation verschiedenartige Nationalitäten anzuerkennen). Alles das ist nur das physisch gegebene, das zum Aufbau der Nation hergelieferte Material. Freilich eben darum, weil kein Bauwerk ohne den nötigen Baustoff aufzuführen, ist auch jene physische Gegebenheit reinweg unentbehrlich; ohne den Vorrat bestimmter

Nationalitäten und wohlungrenzter Landräume ist nie eine Nation geboren worden. Und mit nichten war jemals dieser Geburtsakt, ja auch nur die Reihenfolge der sich ihm anschließenden ferneren Entwicklungsphasen ein einfacher Machtausfluß des menschlichen Willens. Vielmehr entfaltet sich ein Volk zur Größe einer Nation immer auf dem organischen Wege, der völlig absichtslos betreten, dann wohl unter wachsender Bewußtseinsklarheit verfolgt wird, indessen stets abhängt vom geschichtlichen Verhängnis.

Nicht die Häupterzahl macht die Nation. Hätten Attila oder Dschingis-Khan Millionen in den streitlustigen Geschwadern ihrer nomadischen Mongolen oder Türken vereinigt gehabt, wir würden jene Völker der großen Hordenkaiser nicht mit dem Ehrennamen von Nationen schmücken; noch weniger wird es uns befallen, die Unterthanen der von jenen Gewaltigen der älteren Vergangenheit oder von einem Napoleon erschaffenen ephemeren Staaten, wem schon noch so großen Umfangs, unter dem Begriff einer Nation zu befassen; hingegen dürfen wir den Schweizern, den Belgiern, den Niederländern den Rang von Nationen füglich nicht bestreiten. Redete nicht jeder der begeisterten Redner beim schönen Fest der halbhundertjährigen Selbständigkeit Belgiens emphatisch von der „nationalen“ Selbständigkeit seines belgischen Staates mitten inne zwischen der romanischen und germanischen Staatengruppe unseres Erdteils? Und hätte dazu keiner ein Recht gehabt? Ja, ein geistvoller, deutscher Teilnehmer an jener so harmonisch verlaufenen großen Nationalfeier der Belgier, Julius Rodenberg, stellte es in Abrede, daß man in Wahrheit von einer belgischen Litteratur reden dürfe, denn diese rede doch entweder in vlämischer oder in französischer Zunge. Doch ich meine: jede echte Nation hat auch eine nationale Litteratur; ist eine Nation das Erzeugnis einer höheren kulturgeschichtlichen Entwicklung, so muß ihr geistig doch wohl noch mehr als staatlich und wirtschaftlich eine entschiedene Eigenart aufgeprägt sein. Es fragt sich eben nur, ob und in welchem Grade zur Ausbildung solcher Eigenart von vornherein eine eigentümliche, keiner anderen Nation mitgehörige Sprache erforderlich ist, und wie eigentlich das Verhältnis steht zwischen Nationen und Staaten?

Longfellow schrieb dasselbe Englisch wie Walter Scott oder Carlyle, aber er gehört ganz und gar den Nordamerikanern, so gut wie Schiller und Goethe uns; seine Werke sind unbeschadet ihres nicht bloß in der Union gesprochenen Idioms Perlen der nordamerikanischen Litteratur, und mit dem nämlichen Recht belassen wir billig jedes Werk von Conscience der belgischen Litteratur. Müßte denn nicht ein Verfechter des Satzes der Zubehör einer Litteratur zu derjenigen Nation, von welcher ihre Sprache her stammt, jedes niederländische Buch der deutschen Litteratur zuweisen? Gewiß hatten die deutschen Brüder an den Mündungen des Rheins ursprünglich kein besseres Recht, ihren plattdeutschen Dialekt zur Schriftsprache zu erheben als die Mecklenburger. Und doch zweifelt niemand daran, daß „Ut mine Stromtid“ ein deutsches, die niederländische Bibel dagegen kein deutsches Buch ist. Durchsichtig klar lehrt uns die erst im Kampf gegen die Spanier beginnende Losgliederung der Holländer von uns, die schon

im Jahre 1107 einsetzende Ablösung Portugals von Spanien, daß geschichtliche Ereignisse Nationen und im Gefolge davon Litteratursprachen zu schaffen vermögen. Portugiesisch war einst gleichfalls nur ein spanischer Dialekt; noch zur Stunde redet in ihm der Galicier des spanischen Nordwestens. Aber geschichtliche Zufälligkeiten machten aus dem Land südwärts des Minho bis zur algarvischen Küste ein eigenes Königreich; dessen Lage am Ozean, mit welchem die gerade nur bis zum höher anschwellenden spanischen Hinterland schiffbaren Flüsse alle einzelnen Landesteile verknüpfen, schloß die Unterthanen dieses Reiches eng an einander, denn sie gehörten einem so gleichartigen Litoral mit so natürlich geeintem System von Verkehrsstraßen auf und entlang dem Meere, auf den Flüssen und in den Flußthälern an, daß sich bald alle Interessen verschlangen, die Abkehr von den durchaus kontinentalen Castilianern immer stärker wurde, noch ehe die zeitweise Eroberung durch Herzog Alba und der Verlust reicher, überseeischer Besitzungen unter der aufgezwungenen spanischen Herrschaft die Entfremdung verbitterte. Portugal ist das einzige aller jetzt bestehenden Königreiche, welches seit mehr denn sechs Jahrhunderten seinen Grenzumfang bewahrt hat. Das ist erfahrungsmäßig allein das Loß geographisch gutgeinteter Staaten. Solche Staaten aber, die in längerem Bestand ihre Angehörigen zu einer immer inniger verwachsenden Gemeinde werden lassen, sind die sicheren Geburtsstätten von Nationen. Fleisch und Blut und Sprache haben diese Portugiesen mit den spanischen Nachbarn ursprünglich gemein, dennoch wollten sie nichts von ihnen wissen; sie fraternisieren lieber mit den Engländern als mit den Spaniern, und sie haben ihre spanische Mundart in so glorreichen Schriftwerken der castilianischen ebenbürtig gemacht, daß uns litterargeschichtlich das Portugiesische als eine durchaus selbständige Sprache gelten muß. Bedarf es weiterer Ausführung, daß die Abgliederung unserer deutschen Litoralprovinz am Rhein in allen wesentlichen Zügen den Entwicklungsgang Portugals wieder spiegelt in staatlicher Verselbständigung, Abgrenzung eines eigenen Verkehrs- und Wirtschaftsgebiets mit überwiegender Hinfuhr aufs Weltmeer, Abkehr von der binnenländischen Nachbarschaft, Ausgestaltung einer eigenartigen Nation mit Erhebung der volkstümlichen Mundart zur eigenen Schriftsprache?

Beweisen uns demnach Holländer und Portugiesen, daß recht naturgemäße Entstehung von Nationen gar nicht an eine in Blut und Sprache gegebene Differenz notwendig anzuknüpfen braucht, obwohl sie umgekehrt ganz von selbst zu einer sehr engen Geschlossenheit des matrimonialen Verbandes und zur scharfen sprachlichen Sonderstellung führen kann, — so lehrt uns das in der Nordhälfte vlämisch, also plattdeutsch, in der Südhälfte französisch redende Belgien nebst der deutschen und französischen Schweiz, daß staatliche Gemeinschaft das Gefühl inniger Verbrüderung zu erwecken vermag, ohne die bestehende Sprachgrenze irgendwie ins Schwanken zu bringen, — lehrt uns der gewaltige Freistaat unter dem blauen Sternenbanner, daß man sogar mit demjenigen Staate, dem man durch den Akt der eigenen Emancipation den Scheidebrief auf immer ausstellte, völlig sprachgleich verbleiben und dabei doch alle übrigen Erfordernisse erfüllen kann, die man

an die Qualität einer Nation zu stellen befugt ist. Besitz einer eigenen Sprache gehört also nicht unbedingt zur Erfüllung des Begriffs „Nation.“

Welch eine nationalbildende Gewalt dem staatlichen Organismus innewohnt, das zeigen die drei volkreichsten unter den unabhängigen Staaten unserer Erde, die vor unseren Augen fortfahren, ihre Nation durch Assimilierung fremder Nationalitäten zu vergrößern. Das zeigt vor allem China, denn dessen Volk (ungefähr $\frac{1}{4}$ der Menschheit) unterliegt seit mehr denn vier Jahrtausenden der stetigen fortschreitenden Umschmelzung ins Chinesentum: noch zur Zeit des hannibalischen Krieges besaßte die chinesische Staatsgewalt und die von ihr getragene Kultur allein den Norden des Landes und war auch hier ein von Innerasien herstammendes Edelreis, einem Wildling aufgepfropft; Überreste der roheren Vorkolonisten Chinas finden sich noch heute in den gebirgigen Teilen des Südwestens, wo die Miao-tse, Man-tse und die den Tibetanern verschwisterten Si-fan hausen. Das zeigt uns zweitens die großartige Entwicklung der russischen Nation, welche seit der Befreiung von der Fremdherrschaft der Tataren Schritt für Schritt der Ausdehnung des russischen Staats gefolgt ist und diesseits wie jenseits des Urals einen Stamm nach dem andern durch völlige Russifizierung aufschlürft. Das zeigt drittens die zauberschnell emporgediehene Nation der Vereinigten Staaten, welche Tag für Tag in ihrem Massenbestand durch die fremde Zuwanderung alteriert zu werden droht, aber gleichwohl immer von neuem das Fremde sich veräuhlicht, so daß binnen weniger Menschenalter die Nachkommen der Engländer wie der Deutschen „Amerikaner“ geworden sind, nicht bloß in ihrem Typus (der hochschüßige, nervös-haftige, hagere Yankee mit dem kleinen Kopf und dem ärmlich dünnen Bart ist bekanntlich leicht vom englischen Vetter zu unterscheiden), sondern vor allem im Bewußtsein, dieser hegemonischen Nation der Neuen Welt anzugehören, im patriotischen Nationalgefühl, von dem die Großthaten des Sezessionskrieges künden und alljährlich in der Erinnerung an jene der Gräberschmuck der damals Gefallenen am decorations day Zeugnis ablegt.

Wir im deutschen Vaterland haben eigene Erfahrungen gemacht über das gegenseitige Verhalten von Staat und Nation. Aus kleinen Anfängen, durch Verschmelzung von unbedeutenden Einzelspämmen zu größeren Stammverbänden erwachsen Bayern und Schwaben, Franken und Niedersachsen, mit Wälschen vermengt die Lothringer; gleich der angelsächsischen Heptarchie, die König Egbert einte, war bei der Gründung des alten Deutschen Reichs unter Heinrich I. Deutschland nichts als ein Bund jener fünf Stämme unter ihren so gut wie souveränen Herzögen, Heinrich selbst eigentlich nur Vorkherr in seinem Herzogtum Sachsen, dem sich auch Thüringen zugewandt hatte, im übrigen nur Suzerän. Man kann wohl sagen, daß dieses „Reich“ unsere Nation vor gänzlichem Auseinanderfall in die gesonderten Stämme bewahrte, jedoch von einer fruchtbaren Weiterentwicklung unserer deutschen Nation durch die mittelalterlichen Kaiser wäre nicht viel zu rühmen. Die Markgrafen des Bayernstammes schufen auf nur schwach von Slawen besiedeltem Boden in den Alpen und an der Donau das deutsche Österreich, andere Teilsürsten bahnten dem Deutschtum die Straßen in die weite nordöstliche

Tiefebene, welche Kaiser Friedrich II. neidlos den Dänen freigegeben, Hansa und Schwertritter brachten deutsche Kultur in die jetzt russischen Ostprovinzen.

Es kam die Zeit jämmerlicher Kraftlosigkeit der deutschen Reichsgewalt, endlich das barmherzige Abthun des nichts mehr bedeutenden Namens, die Bundestagsglorie in der Eschenheimer Gasse. Und gerade in dieser Ara hat unsere Nation so glänzendes vollbracht. Die kühne Mannesthat der Reformation, das Ausreifen unserer Schriftsprache, die höchste Blüte deutscher Dichtung vollzog sich aus der freien Brust unseres Volkes, ohne jegliche Mitwirkung zentraler Staatsmacht; Copernicus und Kant errangen der deutschen Wissenschaft unsterblichen Ruhm ebendort, wo nachmals unter dem eisernen Hork der nationale Befreiungskrieg aufflammte: in jenem Preußenland, das politisch gar nicht zu Deutschland gerechnet wurde. Wir Deutschen sind auch darin den Hellenen vergleichbar: wir bildeten unsere Nation staarlos aus.

Die letzte Einsicht, zu welcher unsere Betrachtung führt, ist diese: nicht Massengleichheit, auch nicht jeder Staat erschafft eine Nation, aber im gesunden Entwicklungsgang führt der Aufschwung eines Volkes zur Nation allmählich auch zum Einheitsziel jener Verbindung des physischen und geistigen Wesens. Sehr bezeichnend ist doch in dieser Hinsicht die nationalbildende Kraft des alten Rom: durch das wetterfeste Gefüge seines Staates erhebt es im natürlichen Grenzzug des italischen Landes vom Alpengürtel bis zum Meer seine Kultur zu der des Ganzen, stiftet so den italischen Nationalverband, in welchem Kelten im Norden, Griechen im Süden aufgehen; wuchtige Schläge unterwerfen dieser am meisten zentralen Nation zuletzt den ganzen Umring des Mittelmeeres, aber sie durchtränkt mit ihrer Kultur doch nur die roheren Nationalitäten Galliens und Hispaniens, daß nachmals nach augenfälligster Maßgabe der Länderindividualität eine italienische, französische, spanische und portugiesische Sondernation erspriest; schon auf dem Gegengestade Nordafrikas dringt die lateinische Zunge nicht durch, noch weniger ins Ostbecken des Mittelmeers, wo der Hellenismus dem römischen Wesen sich überlegen bewies trotz aller politischen Machtstellung des sieghaften Rom: kurz, die viele Jahrhunderte währende Staatsgewalt der Römer konnte es trotz der starken geographischen Stützen der im wesentlichen so natureinigen Mediterranwelt nicht zur Ausbildung einer mit dem Cäsarenstaat sich deckenden Nation bringen, Karthago und Hellas hatten in diesem Raum zu lebenskräftige Kultursaat schon vorher gepflanzt. Wie anders Savoyen oder Preußen! War Piemont oder der Kleinstaat, den die Hohenzollern aus zerstückten Gliedern zusammenschweißten, etwa ein Nationalstaat? Es gab nie eine piemontesische, nie eine preussische Nation, nur eine italienische, zu der ein Dante sang auch in Italiens staatsloser Periode, nur eine deutsche Nation auch in der kaiserlosen Zeit. Das aber war das offenkundige Geheimnis der Riesenerfolge Viktor Emanuels und Cavour's, König Wilhelms und Bismarck's, daß der geistige Zusammenhang einer Nation nach staatlicher Verkörperung des Einheitsgedankens lechzte!

Man sagt, der Geist sei nicht teilbar. Darüber mögen diejenigen tapfer philosophieren, die vor der Thatsache die Augen verschließen, wie so oft mit leib-

lichen geistige Züge sowohl von Vater als Mutter auf das Kind vererben. Der Geist der Nationen ist entschieden teilbar, indessen ein Unstern waltet über dem Schicksal der nationalen Fragmente in der Diaspora. Nur ein Phantast kann ehrlich schwärmen für das „Nationalitätsprinzip“ wie für die „natürlichen Grenzen.“ Quatrefages behält Recht: „Toute répartition politique fondée sur l'ethnologie est absurde!“ Eignen sich etwa die deutschen Kolonien Südrusslands, Südbrasilien, Südchiles samt unserer ältesten und wackersten Kolonie, den Sachsen Siebenbürgens, zur Angliederung an das Deutsche Reich? Oder durften wir vielleicht genau genommen nur das Elsaß uns zurückerobern, weil nur dieses fast ganz noch von Deutschen bewohnt war und die Stammlinie des Wasgaus eine „natürlichere“ Grenze ist als der Rhein, nicht aber den Schlagbaum über die Mosel legen um das seit dem 16. Jahrhundert französisch gewordene Metz zu unserer Feste zu machen? Hier entscheidet das Recht der Selbsterhaltung, also die Pflicht der Gegenwehr, die uns gebot, Metz nicht von neuem den Franzosen in die Hand zu geben, auf daß sie es wieder bei Gelegenheit als Ausfallspforte in unser Reich benutzen möchten; und des Wasgauanfalls bedurften wir erst recht als unseres Reiches Schutzwall, so gut wie aus strategischer Rücksicht Frankreich sich Savoyen zulegte. Gar häufig fügt sich's bei solchen Regulierungen der Grenze, daß Bruchteile fremder Nationalität wie Zweige von Bäumen aus Nachbars Garten mit herübergezogen werden. Indessen hier mildert die Zeit: langes staatliches Verbundensein führt an der Hand des Verkehrs zur Mischung des Bluts, und so gehen die wenigen Fremden wohl schließlich in der Masse der Nation, der sie eingeflochten, auf. Das ist ja ein Hauptgrund der Stärke einer staatlich verbundenen Nation, daß letztere unter Gleichheit des Gesetzes für Wirtschaft und Verkehr, Familie und Schule zu immer innigerer Blut- und Geistverschmelzung aller ihrer Glieder gerüstet ist. Wehe aber dem Staate, der wie Osterreich sein Volk aus fast nichts wie Teilstücken sprach- und kulturverschiedener Nationalitäten zusammenfügt, etwa gar das kulturmächtigste Element, in diesem Fall zweifelsohne das deutsche, gesetzlich zügelt in der natürlichen Attraktionskraft des Stärkeren. Der Geist unserer Nation ist in verschiedenen Staatskörpern lebendig; Osterreich, die Schweizer Eidgenossen verdanken ihm den Ursprung.

Staatlich eins ist also die deutsche Nation wahrlich nicht geworden am 18. Januar 1871. Nur wir „im Reich“ freuen uns des Schuttdachs eines rein deutschen Staates über rein deutschem Volksleben. Wir wollen zusammenstehen, so gewiß wir nicht uranfänglich danach strebten zusammenzugehören. Der bloße Wille des Seins führte noch nie eine Nation zur Existenz, aber der feste Wille eins zu bleiben ist der Lebensodem der zur Nation gewordenen Volksgemeinde. Was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation verkündete, als unter den Linden die französischen Trommeln rasselten, das haben wir schon damals durch die That bezeugt: Nur die Nation ist verloren, die sich selbst aufgibt.



Der Dichter G. A. Bürger als Richter.

Nach Aktenstücken.

Von

A. Leberkühn.

Am 1. Juli 1772 wurde der Dichter Gottfried August Bürger als Amtmann und Gerichtshalter des Adlig Uslarischen Gesamtgerichts Altengleichen feierlich in Eid und Pflicht genommen. Langwierige Bemühungen und Weitläufigkeiten hatte es ihn gekostet, bis er diesen sehr bescheidenen Richterposten erlangte: es war verlorene Liebesmüh, denn er fühlte sich in dem erworbenen Amte durchaus nicht glücklich. Schon am 20. September 1772 schreibt er an Gleim von seinem Amtssitz Gelliehausen unter den Gleichen bei Göttingen: „Alte, aufgesummte Arbeit genug und beinahe allzuviel! Totale Unordnung, wo ich den Blick hinwende. Seit vielen Jahren her unbefriedigte Collizitanten, die mich wie Mücken umschwärmen! Eine Familie von Gerichtsherren, die aus sieben Stimmen und Teilhabern an dem Gerichte besteht, woran jeder sein eignes Interesse hat, welchen insgesamt der hiesige Beamte es nie recht machen kann, wo also der Fehde und des Kujonierens von einer oder der andern Seite nie ein Ende wird! Verwilderte Unterthanen u. s. w. u. s. w.! Das ist mein Los, das ist mein Los! Ich weiß nicht, ob ich es lange ertragen kann. Mein kleines poetisches Talent verwelkt bei meiner jetzigen Lage fast gänzlich, denn der „Actum Gelliehausen“ zc., der „In Sachen“ zc., „Hiernit wird“ zc. sind gar zu viel. Statt „Ich rühme mir mein Dörfchen hier“ heißt es: „Ihr Ochsen, die ihr alle seid, Euch Flegeln geb' ich den Bescheid“ u. s. w.

Es war kein Wunder, daß bei solcher Stimmung des Herrn Amtmann für die Dienstgeschäfte nicht viel Ersprießliches heraus kam. Bürger war kein berühmter Jurist und kein sehr fleißiger Beamter. Das erhellt aus allerlei, zunächst nur für Juristen interessanten Akten, die jetzt auf der Registratur des Amtsgerichts Reinhausen aufbewahrt werden, manche ergötzliche Illustration. So entschuldigt sich Bürger einmal wegen eines Berichts in einer Konkursfache, der aus Versehen fast ein volles Vierteljahr zu spät expediert war, nachdem er dieserhalb von dem vorgesezten Gericht in Strafe genommen ist, bei diesem folgendermaßen: „Ich will diesen unglücklichen Verstoß in einer mir schon nescio quo fato? so manchen Verdruß verursachten Sache nicht weiter entschuldigen, als ich überzeugt bin, daß Euer Hochwohlgeboren edelmütige Gesinnungen ihn schon von selbst zu entschuldigen geneigt sein werden, indem es wohl ein Versehen ist, vor welchem kein sich selbst noch so sehr gegenwärtiger Geist immer auf der Hut ist. Wie viel leichter müßte es damals nicht zugehen, daß dem meinigen, der von Krankheiten, einem Todesfalle und so manchen daher rührenden Geschäften zerstreuet war, ein solcher Gegenstand wie dieser Bericht aus dem Gesichtspunkt entriekt wurde.“ Von der erwähnten Krankheit — es ist die Ruhr, die im Jahre 1782

einen Todesfall in Bürgers Hause verursacht haben muß — wird in den betreffenden Akten noch mehrfach zur Entschuldigung dienstlicher Versäumnisse ausgiebiger Gebrauch gemacht. Und so hat sich denn beim Amtsgericht Reinhausen, zu dessen Bezirk das ehemalige Amt Altengleichen gehört, nur die eine Erinnerung an Bürgers dienstliche Thätigkeit lebendig erhalten, daß er ein „Faullax“ gewesen sei.

Allein nicht immer war Bürger lässig und saumselig, er konnte sich auch zu einer beängstigend prompten Justiz aufraffen, wenn höhere Interessen, nämlich die seiner gnädigsten Patrimonialherren, im Spiele waren. Hiervon zeugt eine unter alten Aktenstößen jüngst aufgefundene, demnächst an das Königliche Staatsarchiv in Hannover abgelieferte Akte, die von Bürger, abgesehen von einigen Briefen, die dazu gehören, völlig eigenhändig geschrieben ist. Ihr Inhalt giebt ein so anschauliches Bild der damaligen Patrimonialjustizpflege im allgemeinen und von Bürgers Beamtenwirksamkeit im besonderen, daß genauere Mittheilung desselben wohl von allgemeinerem Interesse sein dürfte.

Die Akte beginnt mit einem vom 21. April 1776 diktierten Briefe des Hauptmanns Thilo Lebercht von Uslar zu Sennickerode, einem nahe den Gleichen gelegenen Gute, an den Amtmann Bürger, der damals in Wöllmarshausen, eine halbe Stunde von Sennickerode entfernt, wohnte. Der Hauptmann — er gehörte zu den Bürger günstig gesinnten Gliedern der streitbaren Uslarschen Familie — erfucht darin seinen Amtmann „recht sehr, sich morgen früh (und alsdann mit einer Suppe vorlieb zu nehmen) anhero zu bemühen,“ ein Knecht nämlich habe sich gröblich an ihm vergriffen. Alles Nähere solle mündlich erörtert werden, einstweilen habe aber er, der Hauptmann, einige Soldaten der Landmiliz beauftragt, den Knecht zu fahnden und, wenn sie seiner selbst nicht habhaft würden, wenigstens sein Zeug einstweilen mit Beschlag zu belegen.

Bürger begiebt sich am folgenden Tage dienstestrig nach Sennickerode, um der verletzten Rechtsordnung beizuspringen. In der That scheint eine unerhörte Unthat begangen zu sein. Ein Knecht ist mit der bisher gereichten Ration von Butter, Käse, Fett, Wurst und dgl. zum Brote, damals Zugebröde, jetzt Zubrot genannt, frecher Weise nicht zufrieden gewesen, ja er hat sich Gewaltmaßregeln zu schulden kommen lassen. So wenigstens bekundet der Herr Hauptmann in der von Bürger zu Protokoll genommenen „Species facti“, welche folgendermaßen lautet:

„Einige seiner Knechte wären mit dem ihnen bisher üblich gereichten Zugebröde nicht zufrieden gewesen. Unter andern hätte der Knecht Jakob Krämer besonders darüber gemurret und sich sehr unziemlich ausgelassen. Auch hätte derselbe auf eine sehr trohige Art Lohn gefordert, welchen ihm der Herr Hauptmann um des willen nicht sofort reichen wollen, weil dieser Knecht einesteils schon vielen Lohn ausgezahlt erhalten, andernteils aber derselbe sein Begehren mit solcher Insolenz angebracht hätte. Anlangend das Zugebröde, so hätte der Herr Hauptmann diesem Krämer und den übrigen Knechten die Bedeutung gethan, wie er sich von seinem Gesinde nichts vorschreiben lassen würde. Die andern Knechte wären zwar hierauf ruhig gewesen, allein der Krämer habe, ohngeachtet

ihm Stillschweigen geboten worden, dennoch seine Forderung des Zugebrödes und Lohns auf eine sehr ungezieme Art wiederholet; da denn endlich der Herr Hauptmann aus Ungeduld und gerechtem Eifer ohngefähr in die Worte ausgebrochen: Wenn ihm, dem Krämer, sein Dienst und die darin bisher gewöhnliche Beföstigung nicht anständig wäre, so könnte er sich zum Teufel packen. Diesen Ausdruck habe der Krämer sogleich aufgenommen, zum öftern auf eine sehr empfindliche Art wiederholet und gefraget: Ob er sich zum Teufel packen sollte? Ob nun gleich der Herr Hauptmann ihm ein Stillschweigen auferlegt, so habe er doch seiner Zunge dergestalt den Lauf gelassen und noch verschiedene so anzügliche Reden geführt, daß der Herr Hauptmann in die Worte ausgebrochen: Kerl, du magst heute mehr gesoffen, als gegessen haben. Hierauf habe der Krämer troßig geantwortet: Nein! er habe nicht gesoffen. Als nun hierauf der Herr Hauptmann geäußert: Wie eine solche Äußerung bei nüchternem Mute desto schlingelhafter wäre, und der Krämer sehr insolent darauf repliziert, dahero ihn denn der Herr Hauptmann an die Brust gegriffen und zuletzt ernstlich ein gänzlichcs Stillschweigen geboten: da habe der Krämer sich nicht entsehn, ihn, den Herrn Hauptmann, hinwiederum mit beiden Fäusten anzupacken und zurückzustoßen. Hierauf wäre der Herr Hauptmann zurückgegangen, ohne sich weiter weder mit Worten noch Thaten an diesem brutalen Domestiken zu vergreifen. Er wollte aber nunmehr dieses Vergehen ernstlicher gerichtlicher Untersuchung und Ahndung, andern unartigen Gesinde zum Beispiel, angegehn haben.

Dieser Vorfall hätte sich gestern zugetragen und es wäre dabei der Großknecht Meyer und der Kutscher Theuerholz gegenwärtig gewesen.

Der Krämer selbst sei einige Zeit danach, als der Gerichtsdiener mit den Landsoldaten angekommen, durch die Flucht der Arretirung entgangen und solle sich dem Vernehmen nach in Gelliehausen in Hessischen Häusern irgendwo aufhalten.“

Letzterwähnter Umstand, der Aufenthalt des Beschuldigten in Hessischen Häusern, ist für den Prozeß von Bedeutung.

In damaliger Zeit waren nämlich die Gebiets- und Grenzverhältnisse zwischen Hannover und Hessen in der Göttinger Gegend sehr verwickelt: ganz kleine hessische Enklaven, wohl nur einen einzigen Ackerhof umfassend, lagen in Hannoverisches Gebiet eingeprengt. Infolge dieser Verschiedenheit der Landeshoheit gingen auch verschiedene Gerichtshoheiten zuweilen in dem nämlichen Dorfe bunt durcheinander, so auch in dem der Hauptsache nach zu Altengleichen gehörigen Dorfe Gelliehausen. Bürger, als Uslarischer Gerichtshalter, würde nun nicht das Recht gehabt haben, den Krämer auf Hessischem Gebiet verfolgen und verhaften zu lassen. Zu diesem Zwecke hätte es weitläufiger Requisitionen bei den Hessischen Gerichten bedurft. Diese aber werden von dem Herrn Amtmann schlau vermieden, wie das folgende zu Wöllmarshausen noch an dem nämlichen Tage vermerkte Registratum beweist.

„Da nach eingezogenen Erkundigungen bei dem Gerichtsdiener Treckmann Denunciatus Krämer in seiner Wohnung zu Gelliehausen, welche unter hiesiger

Gerichtsjurisdiktion belegen und derselbe zur Miete inne hat, sich nicht antreffen lassen, so ist, um ihn zu nötigen, sich allhier zur Untersuchung und Bestrafung zu sistiren, folgender Befehl an den Schulzen Diedrich abgelassen worden.

Befehl

an den Schulzen Diedrich zu Gelliehausen.

Demnach der bisher bei dem Herrn Hauptmann von Uslar in Sennickerode dienende Knecht Jakob Krämer sich gestern sehr gröblich gegen seinen Brodherrn vergangen haben soll, nachhero aber auf flüchtigen Fuß gesehet und wahrscheinlich in der Nähe irgendwo verborgen hält: so habet Ihr nebst dem Gerichtsdiener euch in die Wohnung gedachten Krämers zu verfügen und was ihr daselbst an Effekten vorfindet ausspänden zu lassen, dabei aber der Ehefrau des Krämers anzudeuten, daß sie ihrem Ehemann hinterbringen solle: woferne sich derselbe nicht binnen hier und instehendem Sonnabend persönlich vor Gericht zur Untersuchung und Bestrafung stellen würde, sothane Effekten unabbittlich confisciret und verkauft werden sollen. Wobei aber dem Krämer demohngeachtet die durch sein Vergehen verschuldete Strafe, wo man seiner habhaft werden kann, vorbehalten bleibt.

Wöllmershausen, d. 22. April 1776,

Adlich Uslarisches Gesamt-Gericht daselbst

G. A. Bürger.

Allein die hier gedrohte Konfiskation ist ebenso wenig, wie die schon zuvor von Herrn von Uslar versuchte, zur Ausführung gelangt. Der Missethäter nämlich, gegen den nun schon das schwerste Geschick der Kriminaljustiz aufgefahren ist, hat offenbar den Fall nicht so tragisch genommen, wie der Herr Hauptmann und der Herr Amtmann. Vier Tage vor „instehendem Sonnabend“ stellt er sich ganz gelassen dem Gericht und giebt nun seine Auffassung des Vorfalls in Sennickerode zu Protokoll, die allerdings von der des Herrn Hauptmanns beträchtlich abweicht.

Er äußert sich so:

„Er sei gar nicht gesonnen gewesen, sich der gerichtlichen Untersuchung und Bestrafung, falls er dergleichen verdienet, zu entziehen, dannenhero es des gestrigen Befehls nicht bedurft hätte. Ja, wenn der Herr Hauptmann von Uslar nach dem am verwichenen Sonntage sich ereigneten Vorfall ihn zu sich in die Stube gefordert hätte, so würde er sich gleich gestellt haben und die Sache so weit nicht haben kommen lassen.“

Es verhalte sich aber dieser Vorfall mit seinen vorhergehenden und nachfolgenden Umständen folgendermaßen:

Die Herrschaft habe vor Ostern gegen die Leute in der Küche geäußert, daß die Knechte, wenn sie ins Sommerfeld kämen, etwas mehr an Zugebröde haben sollten. Nun hätten hauptsächlich die andern Knechte ihm, als dem ältesten im Dienst, angelegen, daß er dem Herrn wegen des Zugebrödes Vorstellung thun sollte. Dieses habe er gethan, allein der Herr Hauptmann habe

solches abgeschlagen. Hierauf habe er $\frac{1}{2}$ Rthlr. Lohn von dem Herrn gefordert, welches ihm selbiger ebenfalls abgeschlagen und ihn auf Martini vertröstet, da er doch Frau und Kinder von seinem Lohn erhalten müßte, und leicht an die 3 Rthlr. Lohn stehen haben möchte. Er möchte dabei wohl geäußert haben: daß er auf die Art, wenn er nicht von Zeit zu Zeit mit Lohn unterstützt würde, es nicht aushalten könnte. Darauf wäre der Herr Hauptmann so in Hitze geraten, daß er gerufen: Schlingel, packt euch vor meinen Augen und meinem Hofe weg. Dies habe ihm freilich piquirt, da er dem Herrn jederzeit so ehrlich, getreu und unverdrossen gedienet habe, daß er überzeugt sei, der Herr werde ihm selber dies Zeugnis geben. Dies sei auf dem Boden vorgefallen. Er habe sogleich nichts geantwortet, sondern sei mit seinem Sack wieder herunter in den Stall gegangen. Als nun auch der Herr Hauptmann nachgekommen, so habe er ohngefähr fragen wollen: Ob es des Herrn Hauptmanns Meinung sei, ihn außer Dienst zu setzen? Darauf habe ihn der Herr gefragt: Kerl, infamer Kerl, seid ihr besoffen? Worauf er mit nein! geantwortet, der Herr Hauptmann aber habe ihn gleich sehr heftig mit vielen Scheltworten an die Brust gegriffen und zurückgestoßen, da dann er sich mit seinen Händen an dem Herrn Hauptmann erhalten hätte. Dieses Letzte würde nun ganz unrecht so ausgelegt, als wenn er sich an dem Herrn hätte vergreifen wollen. Allein er könne mittels Eides bestätigen, daß ihm ganz und gar nicht eingefallen, sich gegen den Herrn mit seinen Händen zu wehren und ihm irgend ein Leid zuzufügen.

Hierauf habe der Herr Hauptmann den Ackervoigt gerufen und ihm befohlen, sein Zeug wegzunehmen, worauf aber er erkläre: daß er sich kein Zeug wegnehmen und lieber das Leben dabei ließe.

Er sei hierauf weg vom Hofe gegangen und habe sein Zeug mitgenommen. Von Gelliehausen aus habe er durch den Knecht Meyer dem Herrn Hauptmann sagen lassen: Wenn er den $\frac{1}{2}$ Rthlr. Lohn bekommen und keine Strafe leiden sollte, so wollte er sich wieder stellen. Da habe ihm der Herr Hauptmann durch eben diesen Meyer wieder sagen lassen: Den $\frac{1}{2}$ Rthlr. sollte er erhalten, hingegen sollte er auch 2 Stunden im Gefängnis sitzen. Wenn er nun aber nicht glaube, daß er sich auf eine so strafbare Art vergangen, indem das Greifen mit den Händen nach dem Herrn aus keinem bösen oder falschen Sinne geschehen, so habe er auch die ihm angebotene Strafe nicht annehmen können.

Er wisse wohl, daß er nicht befugt sei, sich gegen seinen Herrn zu wehren oder sonst sich thätlich an ihm zu vergreifen. Wenn daher auch der Herr Hauptmann ihn, als er ihn an die Brust gegriffen, geschlagen hätte, so würde er sich doch keineswegs gewehret, wohl aber nachher den Dienst verlassen haben. Denn er habe während dem Vorgange dem Herrn erkläre: Ihre Gnaden, ich diene für Kost und Lohn, nicht aber für Schläge.

Wie er nun schließlich überall die reine Wahrheit vorgebracht und nichts verhehlet, so wolle er sich jederzeit zu weiterer gerichtlicher Untersuchung stellen,

auch, wenn das Gericht in seinem Beginnen etwas strafbares fände, sich der Strafe unterwerfen.“

Nach Verlesung und Genehmigung dieses Protokolls wird der Beschuldigte mit folgendem Bescheid entlassen:

„Es soll dies Protokoll zuförderst noch dem Herrn von Uslar communiciret werden, und Denunciat hat weitere Verordnung zu gewärtigen, auch sich zu fernerer Untersuchung und allenfallsiger Bestrafung dergestalt prompt einzustellen, unter der Verwarnung, daß, wofern er auf Erfordern nicht vor Gericht erscheinen würde, so denn sein bei dem Herrn Hauptmann von Uslar noch stehender Lohn zur Strafe des Ungehorsams verfallen sein, die anderwärts verdiente Strafe ihm aber dennoch, wo man seiner habhaft werden kann, vorbehalten bleiben solle.“

Actum, decretum ac publicatum ut supra; in fidem

G. A. Bürger.

Herr von Uslar läßt sich nun auf das ihm über sandte Protokoll noch an demselben Tage vernehmen. Er ist von des, wie er sich ausdrückt, „gewesenen Knechts“ Verantwortung sehr wenig erbaut, zumal behauptet er wiederholt und will es allenfalls durch Zeugeneid erhärten, derselbe habe ihn „auf eine böshafte Art“ angegriffen, sich ihm, Uslar, gegenüber auch nicht darauf berufen, daß er sich an seinem Herrn habe festhalten müssen, um nicht hinzustürzen. Trotzdem will er sich beruhigen, wenn der Knecht es „abschwören“ könne. Dieses Abschwören, zu welchem sich der Knecht nach dem mitgetheilten Protokolle freiwillig erboten hatte, ist ein nach heutigen Rechtsgrundsätzen unerhörtes Beweismittel, welches aber früher, zumal in geringeren Sachen, zur Herbeiführung einer raschen Entscheidung sehr häufig benützt wurde. Es liegt auf der Hand, welche gefährliche Verlockung zum Meineide in einem solchen Reinigungsseide eines Beschuldigten liegen mußte. Da er hier nun einmal in Vorschlag gebracht war, so konnte man nicht ohne weiteres davon loskommen, und so nimmt denn auch Herr von Uslar an, daß der Knecht den Eid leisten und sich dadurch von der Hauptanklage befreien werde. Er bittet jedoch ihn, „des Eides ohnerachtet“ exemplarisch zu bestrafen, zumal da er ihn, seinen Herrn, auch noch in einem heftigen Gasthause „sehr blamiret“ habe, und eine Einschüchterung des übrigen Gefindes wünschenswert sei.

Wie hätte Bürger diesem zarten Wunsche seines Gerichtsherrn widerstehen können! Nimmermehr! unter allen Umständen muß Krämer bluten, um den gerichtsherrlichen Zorngefühlen genug zu thun. Aber Bürger zieht es doch vor, nicht wie Herr von Uslar meint, trotz des Eides mit Strafe über ihn herzufallen, vielmehr beseitigt er diesen Eid mit Gewandtheit. Er läßt den Knecht wieder vor, teilt ihm den Brief des Hauptmanns mit und erinnert ihn ernstlich „sein Vergehen gegen den Herrn Hauptmann von Uslar aufrichtig zu bekennen und lieber um gelinde Strafe zu bitten, als durch halsstarriges Lügen seine Sache schlimmer zu machen.“

Diese ernstliche Erinnerung beginnt auf den Knecht Eindruck zu machen; er erklärt:

„Er bleibe dabei, daß er den Herrn Hauptmann im bösen nicht angegriffen. Doch habe er ihm im Stalle, als der Vorfall sich ereignet, erklärt, daß wenn ihm der Herr Hauptmann das Lohn gäbe, so wolle er seine Strafe für das Angreifen, so aber nicht im bösen geschehen, ausstehen.“

Früher hatte er mit dem Hauptmann verhandelnd erklärt, „er könne die angebotene Strafe nicht annehmen“ — jetzt giebt er zu, schon von vorn herein, wenn er Lohn bekäme, zu ihrer Ertragung bereit gewesen zu sein — welcher ein Fortschritt! Der Amtmann setzt ihm daher mit weiteren Ermahnungen zu.

„Ex officio wurde Denunciaten vorstellig gemacht, wenn er auch, wie er sich erboten, eidlich sich reinigen könnte, wie er seinen Brodherrn im bösen nicht angegriffen, so sei sein vorhergehendes unbescheidenes Betragen in Ansehung des geforderten Zugebrödes und Lohns dennoch ohnehin strafbar, und man könne ihn, da sein gewesener Brodherr darauf bestünde, von ordnungsmäßiger Strafe nicht loszählen; man gebe ihm also zu überlegen, wie ein solcher Reinigungseid für ihn um so mehr eine bedenkliche Sache bleibe, als er wohl nicht ableugnen könne, daß er bei dem Vorfalle selbst aufgebrachtens Gemüths gewesen und wider sein jetziges Wissen und Willen zu weit gegangen.“

Ille.

Sein Betragen würde einen solchen Anschein der Unbescheidenheit nicht erhalten haben, wenn der Herr Hauptmann ihm nur nicht gleich den Stuhl vor die Thür gesetzt hätte. Ubrigens da ihm der Herr an die Brust gegriffen, habe er die Hand vorgehalten mit der Erklärung: Daß er nicht für Schläge, sondern für Kost und Lohn diene. Wenn er hierin gefehlet, so bäte er, gelinde mit ihm zu verfahren, indem er dabei bliebe, daß sein Herz von böser Absicht rein gewesen. Er sei ehegestern in der Absicht, den Herrn Hauptmann zu besänftigen, in Sennickerode gewesen, allein derselbe habe ihn nicht wollen vor sich kommen lassen. Anlangend die Beschuldigung, als ob er im Hessenfruge zu Gelliehausen den Herrn Hauptmann blamirt, so wisse er sich völlig davon rein. Vielmehr hätten die andern Knechte, Meyer und der Rutscher, willens gehabt, da zu bleiben und nicht eher wieder in den Dienst zu gehen, als bis sich der Herr zu dem Zugebröde gestände. Allein der Hessenfrüger habe ihnen geraten, wieder zurückzukehren. —

Nachdem nun Denunciat ein weiteres nicht vorzubringen hatte, so wurde ihm folgender Bescheid eröffnet:

Bescheid.

Da Denunciat Jakob Krämer, wenn er sich auch eidlich reinigte, wie er seinen gewesenen Brodherrn, den Herrn Hauptmann von Uslar, im bösen mit seinen Händen nicht angegriffen, dennoch wegen seines übrigen hervorleuchtenden unbescheidenen und ungebührlichen Betragens der ordnungsmäßigen Strafe nicht entkommen mag; übrigens aber, da der Brodherr (welcher in diesem Fall als Gerichtsherr diesem auf seinem Hofe sich vergehenden Domestiquen selbst das Strafurteil zu sprechen wohl befugt gewesen wäre) sub fide juramenti die

wiederholte Versicherung gethan, wie Denunciat ihn auf eine boshafte Art wohl angegriffen habe, so will man lieber, um Denunciaten eines solchen Eides zu überheben, ihn überhaupt mit einer gelinderen Strafe ansehen, als sein Vergehen, wenn es in ein klares Licht gesetzt würde, verdienet hätte;

Gestalten denn hiermit Denunciat Krämer nach Maßgabe der emanirten Dienstordnung de anno 1732 Spho 1, ingleichen Spho 14 & 15 zu achttägiger Gefängnisstrafe bei Wasser und Brod, ingleichen zu Erstattung der auf diese Untersuchung verwandten Kosten schuldig vertheilet [sic] wird.

R. N. W.

Post publicationem hat der Krämer inständigst um eine mildere Strafe, inmaßen, wenn er in so langer Zeit nicht ins Taglohn gehen könnte, seine Frau und Kinder Not leiden müßten. Die Kosten wollte er nach Vermögen bezahlen, bäte aber auch den Herrn Hauptmann von Uslar dahin zu disponiren, daß er sein rückständiges Lohn erhalte, inmaßen er sonst Armut's halber nicht im stande wäre, etwas zu bezahlen. Nachdem ihm nun versprochen worden, desfalls bei dem Herrn Hauptmann von Uslar zu intercediren, so ist er sofort in das Gefängniß eingeschlossen worden.

Actum ut supra

in fidem

G. A. Bürger.

Der erste der angezogenen Paragraphen aus der fraglichen Dienstbotenordnung, die nach heutigen Begriffen in ihrer drakonischen Strenge mehr auf Disziplinierung von Räuberbanden als zur Erziehung des Gefindes berechnet zu sein scheint, bedroht in sehr allgemein gehaltener Fassung die Dienstboten bei der geringsten Ungehörigkeit mit schweren Strafen, sogar mit Gefängnis, Karrenarbeit und Zuchthaus. Der zitierte § 14, der nach den mitgetheilten Protokollen doch nur mit größter Anstrengung auf unsern Fall anzuwenden war, lautet so:

„Sollten Dienstboten einander zu Widersetzlichkeit verleiten, ja sogar unter sich gegen die Herrschaft sich verbinden; sollen dieselbe nach Befinden mit Gefängnis-Straffe zu Wasser und Brod, oder dem Karrenschieben, nach Größe des Verbrechens, auf kurze oder längere Zeit bestraffet werden.“

Wie gemacht für den vorliegenden Fall ist dagegen § 15:

„Daferne auch Dienstboten allerhand schlimme und strafbare Gewohnheiten (wie öfters zu geschehen pflegt) einzuführen, auch mit der gewöhnlichen bisherigen Speisung künftig nicht friedlich zu seyn, sich unter einander vergleichen, und dadurch veranlassen wollten, daß denen Herrschaften der Dienst nicht wie es sich gebühret geleistet würde, sind dieselbe, und insonderheit der Urheber und Anstifter ernstlich zu bestraffen.“

Wie wenig ehrlich nun Bürger verfuhr, als er den Knecht nach diesen Paragraphen unter künstlicher Vermeidung des Eides und dadurch veranlaßter Verdunkelung des Thatbestandes, verurteilte, wie er dies aber doch nur mit halbem Herzen und mit allzugroßer Rücksicht auf den Gerichtsherrn gethan hat, das geht

aus folgendem klassischem Briefe hervor, den er am Tage nach der Verurteilung des Knechts an Herrn von Uslar geschrieben hat.

Hochwohlgebohrener Herr,
Höchstzuehrender Herr Hauptmann!

Der Krämer ist zu keiner geringen Strafe condemniret, wie beykommende Acten mit mehrerem besagen. Hätte ich dem angebotenen Ende nicht ausgebogen, so würde man lange so hart nicht haben kommen dürfen. Es muß wohl keine Lust seyn bey gegenwärtiger Jahres Zeit in einem Hundeloch bey Wasser und Brod zu campiren, denn so oft sich nur ein Zipfel von mir am Fenster oder an der Hausthür blicken läset, so erschallet ein Geschrei um gnädige Strafe. Wahrscheinlich wird er auch an Ew. Hochwohlgebohren seine Frau absenden und um Gnade bitten lassen. Wenn ich an Ew. Hochwohlgebohren Stelle wäre, so ließ ich mich nun erweichen. Denn der Kerl scheint mir so kläglich und demüthig, auch sonst nicht ganz unrecht zu seyn. Wenn mich einer beleidigt hat und ich bin auch so böse auf ihn, daß ich ihn fricassiren möchte, so vergeht mir doch gleich aller Zorn, sobald ich meinen Beleidiger nur reuig und weichherzig sehe.

Wenn Krämer noch Lohn stehen hat, so wird das in Ansehung der Kosten gut seyn.

Meine Frau läßt sich ganz gehorsamst empfehlen, ich aber habe die Ehre, wie immer, zu beharren

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener

G. A. Bürger.

Wöllmersh., den 27. April 1776.

Hierauf dekretiert der Hauptmann am 29. April, also nachdem der Verurteilte drei Tage lang gefessen hat, dessen Freilassung durch folgenden Ukas:

P. P.

Ew. Wohlgeb. ersuche den Arrestanten Krämer diesen Abend loßzulassen, jedoch mit der Bedeutung, daß es auf meiner (sic) Fürbitte geschehen sey.

Zu pto. des Lohns werde weitere Rücksprache nehmen.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Ew. Wohlgeb.

ergebener Diener

Th. Leb. von Uslar.

Giligt.

Hiernit schließt die Akte ab; ob Bürger von dem Tagelohn des unglücklichen Knechts wirklich noch seine Sporteln gezogen hat, geht nicht daraus hervor.

Auch abgesehen davon, daß die ganze Tragikomödie in acht Tagen zu Ende spielt, wird der Leser den Eindruck gewonnen haben, daß dem Knechte Krämer erstaunlich „kurzer Prozeß“ gemacht sei.



Geschäftsneid und Interessenkampf.

Von

Max Haushofer.

„Entfesselung der Kräfte“ ist seit Jahren ein Schlagwort in der Journalistik, auf der Rednerbühne; auch in der Wissenschaft. Der flüchtigste Blick ins moderne Weltleben zeigt, wie energisch das Jahrhundert an der Entfesselung der Kräfte gearbeitet hat. Aber jeder, der das Schlagwort mit prüfendem Verstande hört, sagt sich auch, daß es sehr mannigfache Kräfte giebt: wohlthätige und schädliche und hauptsächlich solche, die ebensowohl schädlich wie wohlthätig wirken können. So lange die Menschheit überhaupt daran arbeitet, ihre Gesamtlage zu verbessern, war sie auch stets bedacht, bei der Entfesselung der Kräfte Unterschiede zu machen. Daß sie dabei große Fehler beging, zeigt ihre Geschichte zur Genüge. Fesselung und Befreiung der Kräfte ist eben selbst wieder ein Werk von Kräften, welche sich ihrer Wirksamkeit und ihrer Ziele bewußt sind, wie von solchen, welche das nicht sind. Jede einzelne soziale Gruppe, die an der Entfesselung sozialer Kräfte arbeitet, wird dabei durch ihre eigene Natur und Geschichte, durch angeborene und anezogene Triebe, durch versteckte und offene Motive, durch Hoffnungen und Befürchtungen geleitet; mit andern Worten: durch ihre Interessen.

Im Wirtschaftsleben beginnt der Interessenkampf, sobald die einzelnen nebeneinanderlebenden Menschen und Menschengruppen sich der Verschiedenheit ihrer Interessen bewußt werden. Die Interessengegensätze schlafen in allen Anfangszuständen; sie werden erst mit der Zeit erweckt. So lange jede einzelne Wirtschaft bloß in einem Kampfe mit ungebändigten, brachliegenden Naturmächten besteht und so lange ihre Träger keinen Einblick in fremde Wirtschaften haben, giebt es keinerlei Geschäftsneid.

Der Geschäftsneid ist ein Kind der Konkurrenz. Aber man darf ja nicht glauben, daß die freie und fessellose Konkurrenz allein im Stande ist, den Geschäftsneid zu erzeugen; denn man findet ihn auch da, wo die Konkurrenz eine beschränkte ist. Nur tritt er da in einer anderen Form auf: in der Form der brutalen Unterdrückung derjenigen, welche etwa zu Konkurrenten werden könnten. In der Blütezeit des Zunftwesens fand der Geschäftsneid der zünftigen Meister seinen Ausdruck darin, daß man von vornherein den Gegenstand des Neides gar nicht aufkommen ließ. Die liberale Ära der Wirtschaftspolitik hat nicht den Geschäftsneid erst hervorgerufen; sie hat nur die Kräfte gleichmäßiger gemacht, die Tyrannei der Monopole abgeschafft.

Der Gegenstand des Geschäftsneides ist der geschäftliche Erfolg. Es ist leicht erklärlich, daß der Geschäftsneid um so lebhafter werden muß, je augenscheinlicher die Unterschiede des geschäftlichen Erfolgs zutage treten. Diese Unterschiede sind teils wirkliche, teils bloß scheinbare.

Die wirklichen Unterschiede des geschäftlichen Erfolgs haben bekanntlich sehr

mannigfache Ursachen. Der Vorsprung, welchen ein Geschäft vor dem anderen gewinnt, kann in einem höheren Grade von wirtschaftlicher oder technischer Begabung des Geschäftsinhabers beruhen; er kann aber auch durch mancherlei Zufälligkeiten, durch die launenhafte Gunst des Publikums, aber auch durch den höheren Einfluß staatlicher Wirtschaftspolitik verursacht sein. Er kann endlich in längstvergangenen geschichtlichen Thatsachen, aber auch in Ereignissen des modernsten Wirtschaftslebens begründet sein.

Hat der geschäftliche Mehrerfolg seinen Grund in persönlichen geschäftlichen Eigenschaften des Unternehmers, in seiner Geschicklichkeit, Energie und Einsicht: dann ist es wohl nur die häßlichste Sorte des Geschäftsneides, welche überhaupt Regungen verspürt. Den Mitmenschen um seinen Fleiß und seine Gedankenarbeit zu beneiden und ihm die daraus hervorgehenden Erfolge zu mißgönnen: das ist eine Thätigkeit so niedriger Gesinnung, daß sie sich selbst niemals offen zu bekennen wagt. Ein Deckmantel ist aber leicht gefunden. Man braucht ja weder sich selbst noch der öffentlichen Meinung einzugestehen, daß das Übergewicht des Konkurrenten in seiner wirtschaftlichen Begabung und in seinem Charakter liege; man sucht nebensächliche Umstände auf und giebt ihnen die Schuld zu tragen, die man selbst tragen sollte! Das ist eine der gewöhnlichsten Manipulationen und Entschuldigungen aller Zurückgebliebenen. Und es ist eine Entschuldigung, deren Wert oder Unwert nur in den seltensten Fällen genau bemessen werden kann.

Zunmerhin muß notorischen Talenten und notorischem Fleiße gegenüber auch der böseste Geschäftsneid bescheiden auftreten. Die öffentliche Meinung hat teils wirklich so viel Gerechtigkeitsgefühl, teils hat sie Grund, so viel Gerechtigkeitsgefühl zu heucheln, um die hervorragendsten geschäftlichen Persönlichkeiten gegen den nackten gemeinen Neid in Schutz zu nehmen.

Die Gunst des Publikums — auch sie ist nicht selten Veranlassung zum Geschäftsneide. Dann richtet sich derselbe gegen die Launenhaftigkeit des Publikums, dieses tausendköpfige Wesen, das so viel braucht und so wenig versteht, so viel kauft und so wenig prüft. Wenn man beobachtet, welche Thorheiten und Geschmacklosigkeiten immer noch beim Publikum untergebracht werden können, dann findet man es wohl berechtigt, über dessen Launenhaftigkeit und Leichtfertigkeit in eine gerechte Entrüstung zu geraten. Aber diese Entrüstung ist im Grunde doch nur gerechtfertigt bei dem unbefangenen Beobachter, der von der Höhe seines künstlerischen Geschmacks und seiner veredelten Gesittung aus die Verirrungen der Konsumtion verurteilt. Sie ist dagegen stets verdächtig auf Seite der Geschäftstreibenden. Nicht unterschiedslos. Es giebt Geschäftsleute — namentlich unter den deutschen Kunsthandwerkern —, welche mit Aufopferung materieller Vorteile Waren produzieren, die den Anforderungen wahrer künstlerischer Bildung entsprechen, und die lieber auf einen Mehrerfolg verzichten, als daß sie es über das Herz bringen könnten, mit Geschmacklosigkeiten ein gutes Geschäft zu machen. Aber das sind Ausnahmen. Sie finden sich unter den Produzenten; unter den Kaufleuten dagegen gar nicht. Der Kaufmann spekuliert heute noch, und vielleicht mehr als je, auf die Launen und Geschmacklosigkeiten des Publikums. Ihm ist es ganz gleichgültig, ob das,

was er dem Publikum anbietet, in Fühlung mit den höchsten Zielen der Kunst und der Gesittung steht, oder ob es zu den verächtlichsten Thorheiten gehört. Wenn man Kaufleute über Launenhaftigkeit und Geschmackswechsel des Publikums klagen hört, sind diese Klagen fast immer unbegründet; sie wurzeln bloß in dem Geschäftsneide, der es nicht vertragen kann, daß ein anderer irgend eine Neuheit zuerst ins Publikum gebracht und damit ein gutes Geschäft gemacht hat.

Viel menschlicher und verzeihlicher erscheint wohl jene Art des Geschäftsneides, welcher sich gegen die geschäftlichen Zufälligkeiten richtet, die bald einzelne Geschäftszweige, bald einzelne Geschäfte über Gebühr begünstigen. Denn der Zufall spielt ja in der That auch im heutigen Geschäftsleben noch eine sehr große Rolle. Jeder billig und gerecht Denkende muß es beklagen, wenn durch Zufälligkeiten im Wirtschaftsleben einzelne unverdientermaßen begünstigt, andere unverdientermaßen benachteiligt werden. Aber ebenso wird auch jeder Unbefangene einsehen, daß man es hier mit einer unabwendbaren allgemein wirtschaftlichen Thatsache zu thun hat. Ohne Zufall giebt es kein geschäftliches Risiko. Wäre der Zufall im Geschäftsleben ausgeschlossen, so würde die Chance des Gewinns ebenso wie jene des Verlustes ungemein reduziert. Die Gewinnchance und die Verlustchance sind ja nichts anderes als der Spielraum, der durch die Möglichkeit von Zufälligkeiten und von Irrthümern im Wirtschaftsleben geschaffen wird. Je größer dieser Spielraum ist, um so größer das Feld der Unternehmung. Die Menschennaturen sind verschieden geartet auch in bezug auf ihren geschäftlichen Mut; es giebt Waghälse und Vorsichtige. Damit die einen wie die anderen ein Feld für ihre Thätigkeit finden können, giebt es Geschäftsgebiete, in welchen der Spielraum des Zufalls größer, und solche, in welchen er kleiner ist. Wer riskieren will, der wagt sich eben weiter in den Spielraum der Zufälligkeiten vor als ein anderer und darf nicht klagen, wenn ihn die Chance des Verlustes statt jener des Gewinns trifft. Daß dabei die Zufälligkeiten auch mitunter in das Gebiet der Vorsichtigeren ärgerlich hereinspielen, ist nicht abzuwehren. Wer aber von ihnen benachteiligt ist, hat nicht das Recht, den Zufall anzuklagen, sondern nur sich selbst und seine Unkenntnis desjenigen Gebiets, in welchem er sich vorgewagt hat.

Am verzeihlichsten ist wohl der Geschäftsneid dann, wenn er sich gegen jenen geschäftlichen Vorsprung richtet, welcher etwa in staatlicher Begünstigung seine Ursache hat. Diese Sorte von Geschäftsneid müßte natürlich verschwinden in einem wirtschaftspolitischen Systeme, welches seine Begünstigungen oder Beschränkungen mit voller Gleichmäßigkeit austheilt. Eine mathematische Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit in der Fürsorge, sowohl für die verschiedenen Berufsklassen als auch für die verschiedenen Sphären des Wirtschaftslebens, ist jedoch nicht möglich. Und daraus ergiebt sich, daß jede wirtschaftspolitische Fürsorge, welche die Staatsgewalt dem einen angedeihen läßt, vom anderen als eine Benachteiligung, als eine Hintansetzung empfunden wird. Sucht man die Unzufriedenen durch eine Begünstigung ihrer Interessen zufrieden zu stellen, so stößt man wieder nach einer anderen Seite an.

Das ist die größte Schwierigkeit aller Wirtschaftspolitik: das gerechte Aus-

maß in der Fürsorge für alle Einkommensklassen, für alle Berufsklassen, für alle Produktionsstätten und für alle Verkehrslinien. Und darin liegt auch ein Grund, der immer und immer wieder für den wirtschaftlichen Liberalismus eintritt. Den Geschäftsneid und den Interessenkampf aufzuheben gelingt niemals; aber je weniger die Regierungen in das wirtschaftliche Leben der Völker eingreifen, um so weniger geben sie auch Grund zur Klage über einseitige Begünstigungen.

Es ist wohl kaum berechtigt, der Gegenwart einen lebhafteren Haug zum Neide vorzuwerfen als irgend einem vergangenen Jahrhundert. Entgegengesetzte Wirtschaftsinteressen hat es immer gegeben, seit den Tagen, da unsere germanischen Vorfäter wegen der Salzquellen sich die Köpfe zerschlugen. Wenn es scheint, als ob heutzutage der Geschäftsneid besonders in Blüte stehe, so rührt dies wohl nur daher, weil er mehr und geeignete Mittel hat, um in die Öffentlichkeit zu gelangen, als jemals früher.

Je mehr in einem Wirtschaftsgebiet oder in einer Wirtschaftsepöche die Naturalwirtschaft vorherrscht, destoweniger kommen die einzelnen Wirtschaften miteinander in Berührung; destoweniger Veranlassung ist gegeben, die Wirtschaftslage anderer kennen zu lernen und zu beneiden. Jeder Fortschritt des wirtschaftlichen Verkehrs bringt die Wirtschaften in immer lebhaftere Berührung, gestattet jedem einzelnen immer mehr Einblick in die Lage und in die Geschäfte anderer und muß damit immer mehr Gelegenheit zu Vergleichen bieten. Es braucht denmach die Menschheit innerlich durchaus nicht schlechter und neidvoller zu werden; nur die äußerliche Gelegenheit mehrt sich und mit ihr die Bethätigung der durch sie veranlaßten Empfindungen und Bestrebungen.

Wer an die Zeit vor Einführung der Gewerbefreiheit zurückdenkt, wird sich leicht erinnern, wie häufig man damals im Gebiete des Kleinhandwerkes den häßlichsten Regungen kleinlichen Geschäftsneides begegnete. In der deutschen Kleinstadt des vorigen Jahrhunderts war jeder Krämer und jeder Wirt der Feind aller übrigen Krämer und aller übrigen Wirte; jeder Zunftgenosse wachte mit Argusaugen darüber, ob nicht irgend ein anderer Zunftgenosse seinen Betrieb ungebührlich erweiterte. Der Übergang zur Großindustrie hat dies nicht schlechter gemacht. Wenn heutzutage die ansässigen Geschäfte über die hergelaufene Konkurrenz von Wanderlagern und Hausierern Klage führen, wenn die selbstproduzierenden Kleinmeister sich über die großen Ladengeschäfte beschweren, welche ihre Ware überall zusammenkaufen, so können wir darin keine Verschlimmerung des Volkscharakters sehen; es ist eine ganz natürliche Thatsache, daß derjenige, dem ein Monopol entzogen wird, über die Konkurrenz Klage führt.

Der eigentliche Geschäftsneid, die feindselige Gesinnung des einzelnen Unternehmers gegenüber den konkurrierenden Geschäften gleicher Art, ist bei den mannigfachen Berufsklassen höchst ungleichmäßig verteilt. Es giebt Geschäftszweige, welche in vornehmer Haltung diesem Geschäftsneid fast völlig sich verschließen; andere, welche ihm ungezügelt Lauf lassen. Woher diese Verschiedenheit? Sie hängt hauptsächlich ab von der Art, in welcher die einzelnen Geschäftszweige hergebrachtermaßen ihre wirtschaftlichen Leistungen zu verwerten pflegen.

In allen produktiven Unternehmungen muß der Geschäftsneid um so geringer sein, je gleichförmiger die Erfolge der Produktion sind, je regelmäßiger die Preise bleiben und je weniger der einzelne Produzent den Einfluß bemerkt, welchen seine nächsten Konkurrenten auf den Preis und somit auf den Gang seines eigenen Geschäftes nehmen. Der Geschäftsneid unter den Produzenten muß also um so geringer sein, je mehr es üblich ist, daß ihnen die Produkte von den Händlern an Ort und Stelle abgenommen werden. Der Bauer, welchem der Viehhändler ein Stück Vieh im Stalle abkauft, wird viel weniger Veranlassung zum Geschäftsneide haben, als wenn er dieses Stück nach einem Viehmarke treibt, wo er unliebsam beobachten muß, wie ihm die Konkurrenz anderer den Preis herabdrückt. Dieses Herabdrücken des Preises durch die Konkurrenz findet freilich auch statt, wenn er mit dem Viehhändler allein im Stalle verhandelt; aber der Verkäufer merkt es nicht, denn er hört die Konkurrenz nicht, die bloß in stummen Zahlen im Gehirn des Käufers spielt.

Im Kleinhandwerk muß begreiflicherweise die Art, wie die Kundschaft gewonnen oder erweitert wird, den Hauptanlaß zum Geschäftsneide bieten. Nicht die Konkurrenz schlechtweg, sondern die sich begegnende Konkurrenz läßt ihn erwachen; er ist der Stachel im Kampfe der Konkurrenten und verschwindet nur im Bewußtsein der siegreichen Konkurrenz. Das städtische Ladengeschäft ist wohl die gewöhnliche Brutstätte des Geschäftsneides; aber nicht die ausschließliche. Im Ladengeschäfte treten Leistung, Reklame und Kundschaft am meisten an die Öffentlichkeit. Das Neidgefühl, welches in dem, der etwas schafft, die hervorragendere Leistung des anderen erweckt, ist im Wirtschaftsleben nicht zu entbehren, es ist eine Triebfeder des Fortschritts und ist verwandt, ja kaum unterscheidbar verschmolzen mit dem gerechtfertigten und sittlichen Gefühl der Bewunderung, welches jedem edlen Wettstreit zu Grunde liegt. Im Ladengeschäfte der Gewerbetreibenden ist es freilich nur zum kleinsten Teile die wirkliche Leistung des Konkurrenten, auf die der Konkurrent achtet. Viel wichtiger ist ihm der geschäftliche Erfolg. Zunächst ist es die Reklame, in welcher der moderne Geschäftsneid sich am häßlichsten manifestiert. Die Reklame ist Ursache und Wirkung für den Geschäftsneid zugleich. Am widerwärtigsten berührt sie, wo sie sich nicht mit der Lobpreisung des eigenen Geschäfts begnügt, sondern zur Verkleinerung und Schmäherung der Konkurrenzgeschäfte treibt. Nur darf man nicht wegen dieses brutalen Auftretens des Geschäftsneides die ganze moderne Geschäftsgebahrung für wesentlich unmoralischer halten, als sie wirklich ist. Bloß die Leichtigkeit, mit welcher die Presse auch Kundgebungen niedrigen Sinnes in die Öffentlichkeit treten läßt, unterscheidet hier die Gegenwart von der Vergangenheit.

Großindustrie und Großhandel lassen solchem kleinlichen Geschäftsneide bei weitem nicht den Spielraum, den er im Kleinbetrieb und im Ladengeschäfte inne hat. Namentlich muß dem Großhandel eine gewisse Vornehmheit in dieser Richtung zugesprochen werden. Bei der Großindustrie pflegt sich der Geschäftsneid weniger gegen den inländischen als gegen den ausländischen Konkurrenten

zu richten, wie er beim Handelsgeschäft im Kampfe zwischen dem febhafsten Geschäft und dem Wandergeschäft sich am schärfsten zuspitzt.

Aber auch die Verkehrsunternehmungen sind nicht frei vom Geschäftsneide. Vom Droschkenführer bis hinauf zu den Kapitänen großer Dampfschiffahrtsge-
sellschaften läßt er sich verfolgen, hier oft mit verwegendem Sport gepaart. Der Geschäftsneid ist der häßliche Schatten des Unternehmungsgeistes; er tritt Tag für Tag im Annoncenwesen ans Tageslicht; er spielt in Börsenberichten, in Geschäftsanzeigen, in Bürgerversammlungen und vor Gerichtshöfen seine widerwärtige Rolle, und selten nur wird man Geschäftsleute eine Viertelstunde lang reden hören, ohne in irgend einem Redewinkel das Teufelchen des Geschäftsneides zu entdecken.

Er hat sein Gutes. Denn er ist ein scharfer und unermüdlicher Sporn des Fortschritts auch für diejenigen, die edleren Antrieben zur Thätigkeit unzugänglich sind. Aber er bringt einen gehässigen und feindseligen Zug in das Wirtschaftsleben der Nationen. Und er führt leider sehr häufig dazu, daß sich Erfindungs-
gabe und Geschäftseifer weniger auf Verbesserung der eigenen Geschäftsleistung werfen, als auf die Verdunkelung und Verkleinerung der Konkurrenten. Alle Thätigkeiten aber, die bloß dem letztgenannten Zwecke dienen, sind als Verlust und Abnützung im Haushalt der Nationen zu buchen.

Der Geschäftsneid bietet aber auch Brempunkte von wirtschaftlichen Gruppen, Klassen und Vereinigungen. Und das verschafft ihm noch eine ganz andere, eine politische Bedeutung. Überall, wo sich Teile der wirtschaftenden Nationen zu Gruppen und Parteien vereinigen, um gemeinsame wirtschaftliche Interessen zu stützen und zu verteidigen, ist sehr schwer zu unterscheiden, wie weit ein berechtigtes Interesse der Grund der Vereinigung und des Interessenkampfes ist, und wie weit dieser Grund nur im schändlichen Geschäftsneide gesucht werden darf. Es ist eine Mischung von berechtigtem Interesse und von unberechtigtem Geschäftsneide, was den Grund zum Gegensatz aller wirtschaftlichen Parteien bildet. Da stehen sich Landwirtschaft und industrielles Gewerbe gegenüber; da kleiner und großer Grundbesitz; da Handwerk und Fabrikindustrie; dort Produktion und Transportwesen; hier wieder Produzenten und Konsumenten, anderwärts inländische und ausländische Produktion. Diese verschiedenen Interessengegensätze tauchen auf, spitzen sich zu, vereinigen sich mit anderen, trennen sich wieder, verschwinden zeitweise und kommen wieder zum Vorschein. Und den Führern der Nation bleibt die unendlich schwierige Aufgabe, dabei stets zu sichten und zu trennen, was bloßer Geschäftsneid, was berechtigtes Interesse ist. Dies ist um so schwerer zu unterscheiden, je mehr auch der Geschäftsneid in Versammlungen, öffentlichen Korporationen und in der Presse sich breit macht und die volkswirtschaftliche Phraseologie sich angeeignet hat.

Wohin wir auch unser Auge richten mögen: überall im Wirtschaftsleben finden wir diese Interessengegensätze und Interessenkämpfe; und immer gipfeln sie in einer oder mehreren Fragen, welche bald breit und ungelöst über dem Wirtschaftsleben der Nation lagern, bald in einzelnen konkreten Aufgaben an die Gesch-

gebung herantreten. Gewisse Gegensätze, die größten, sind ununterbrochen thätig: die Gegensätze von Arbeitern und Unternehmern, von Kapitalbesitzern und Kapitallosen, von Konsumtion und Produktion, von kleiner und großer Unternehmung, von städtischem und ländlichem Erwerb, von Inland und Ausland u. s. f. Andere tauchen bloß zeitweilig auf und verschwinden wieder. Wird von irgend einer Seite her eine Veränderung der Wirtschafts-gesetzgebung angeregt: gleich finden sich da und dort bedrohte Interessen oder solche, welche eine Besserung erwarten — und sofort ziehen sie auch in den Kampf. Wird irgend eine durchgreifende technische Neuerung eingeführt — gleich sind wieder auf einer Seite geschädigte Interessen, auf der anderen begünstigte. Solche technische Veränderungen kommen aber immerfort. Die durch sie bedrohten oder auch nur zu stärkerer Anstrengung oder Einschränkung genötigten Interessen drängen dann nach einer gesetzgeberischen Hülfe oder Förderung; diese aber wird von den übrigen wieder als ein unberechtigtes Privilegium bekämpft. So hat jede wirtschaftliche Neuerung eine gesetzgeberische Frage zur Folge, jede gesetzgeberische Frage einen Interessengegensatz und Interessenkampf; jede Entscheidung eines solchen Kampfes schafft wieder neue Zustände, in welchen die Keime zu künftigen Interessengegensätzen liegen. Gewisse Aufgaben der Wirtschaftspolitik scheinen ganze Labyrinth von Interessengegensätzen aufzurühren und beständig in Bewegung zu halten. So namentlich die Zollgesetzgebung und die Eisenbahnpolitik.

Wenn aber berechtigtes Interesse und mit ihm, oft ununterscheidbar verschmolzen, schnöder Geschäftsneid nicht bloß einzelne Interessenten, sondern ganze große Gruppen der Volksgesellschaft unaufhörlich einander gegenüberstellt; wenn es geradezu eines volkswirtschaftlichen Messias bedürfte, um die Gerechtigkeit und Bedeutung der einzelnen Interessen abzuwägen — muß man nicht schließlich zu dem Resultate kommen, daß die liberalste Wirtschaftspolitik jedenfalls den Vorzug hat, die einfachste zu sein; daß sie die einzige ist, welche konsequent durchgeführt werden kann und welche in dieser Konsequenz wenigstens einen festen Punkt in dem beständigen Wirbel der Interessenkämpfe bietet?



Berichte aus allen Wissenschaften.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die Ebenbürtigkeit des hohen Adels und das Standesvorrecht des niederen Adels im Verhältnis zu den heutigen Rechtsanschauungen.

Seitdem in den deutschen Verfassungsurkunden alle Standesvorrechte allgemein aufgehoben worden sind, hat es vielfach überrascht, daß bei der Verleihung von Adelsprädikaten in den offiziellen Bekanntmachungen der Ausdruck gebraucht wurde, die betreffende Person sei in den „Adelsstand“ erhoben worden.

In der politischen Presse ist diese offizielle Ausdrucksweise von jeher scharf gerügt worden. Es wurde zwar eingeräumt, daß das Recht Adelstitel zu verleihen den Regierungen durch die modernen Verfassungen in keiner Weise entzogen sei, daß es aber mit dem heutigen positiven Rechte in Widerspruch stehe bei solchen Verleihungen von einer Erhebung in den Adelsstand zu reden. Bei den kürzlichen Verhandlungen im Reichstage über das Pensionsgesetz für Zivilbeamte und Offiziere nahm auch der Abgeordnete Richter Veranlassung, die Bezeichnung des Adels als eines besonderen Standes als eine Rechtsverletzung zu bezeichnen. — Die rechtliche und politische Entscheidung der sogenannten Adelsfrage kann nicht in genügender Weise erfolgen, wenn nicht die bekannte Ebenbürtigkeitsfrage, welche zur Zeit nur für den deutschen hohen Adel noch eine praktische Bedeutung hat, in den Kreis der Erörterungen gezogen wird. Um die Aufgabe zu lösen, die heutige Lage der Adelsverhältnisse klar zu stellen, müssen wir uns daher zunächst mit der Ebenbürtigkeits-Theorie beschäftigen, hinsichtlich deren von alter Zeit her bis zu dieser Stunde bei den juristischen Autoritäten die größten Meinungsverschiedenheiten bestanden haben.

Dies hat vorzugsweise seinen Grund in dem Umstande, daß die deutsche Rechtsgeschichte kein zweites Rechtsverhältnis aufzuweisen hat, dessen Begrenzung von jeher so kontrovers war wie der Begriff des deutschen hohen Adels. Die wesentliche Veranlassung hierzu war, daß eine reichsgesetzliche Bestimmung früherer oder neuerer Zeit darüber fehlte, welche Familien dem hohen Adel angehören sollen. In den älteren Reichsgesetzen kommt der Ausdruck „hoher Adel“ überhaupt nicht vor, sie beschränken sich vielmehr darauf die einzelnen Reichsstände aufzuzählen, nämlich: Kurfürsten, Grafen und Herrn. Die Bezeichnung „hoher Adel“ bildete sich zunächst im Sprachgebrauche des Lebens aus, und allmählich bemächtigte sich auch die Wissenschaft dieser Bezeichnung, ohne daß man sich jedoch über die Voraussetzungen dieses Begriffs einigen konnte. Der gründlichste Kenner der deutschen Adelsverhältnisse, Stephan Pütter, beschäftigt sich in seinem noch jetzt klassischen Werke „über die Mißheiraten deutscher Fürsten und Grafen,“ welches in Göttingen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, mit diesen Verhältnissen auf das eingehendste und gründlichste; der gelehrte Publizist gelangt zu dem Ergebnisse, daß die ursprünglich deutsche Verfassung nur drei Stände: Edle, Freie und Unfreie gekannt habe. Als später häufiger Städte gegründet wurden, entwickelte sich zwischen den Freigeborenen in den Städten und den Freigeborenen, welche auf dem Lande verblieben, durch Verschiedenheit in Lebensweise und im Nahrungsstande sowie durch Vermengung in den Heiraten ein erheblicher Unterschied. Die Freigebornen, welche auf dem Lande verblieben waren, setzten die alte Lebensweise unverändert fort, welche in ritterlichen Übungen, Staats- und Hofdiensten, in Beibehaltung der Ahnenprobe, als eines Erfordernisses, um in Ritterorden und Stifte zu kommen, und in der Teilnahme an Turnieren, Landgerichten und Landtagen bestand, und wurden dadurch allmählich und unvermerkt zu einem Erbadel. Damit entstand auch nach dem Fürstenstande, der ursprünglich der

einzigem Adel in Deutschland war, und nach den Freigeborenen auf dem Lande aus den Freigeborenen in den Städten ein dritter Stand. Der Stand der Freigeborenen, der bisher ungeteilt gewesen war, zerfiel nunmehr in zweierlei Stände, von denen der eine der „adlige und ritterbürtige“, der andere der „bürgerliche“ genannt wurde. So wenig der freigeborene Bürger in der Stadt seine Freigeborenheit verlor, so wenig hörte seitdem durch den neu entstandenen Unterschied zwischen Ritterschaft und Bürgerschaft der ursprüngliche Unterschied zwischen Fürstenstand und bloßer Freigeborenheit auf. Konnte nicht verhindert werden, daß das Rittertum sich dem Bürgertum gegenüber als eine Art von Adel gerierte, so konnte es sich doch in keinem Falle demjenigen Adel zugesellen, der bisher der einzige in Deutschland gewesen war und von jeher eine mit den regierenden Familien der Königreiche gleiche Familienstellung eingenommen hatte. Wenn man diesen Adel mit dem ritterschaftlichen vergleichen wollte, konnte es nicht anders als durch den Zusatz „hoher Adel“ und „niederer Adel“ geschehen. Es waren und blieben immer zwei ganz verschiedene Geburtsstände; der erstere war und blieb für den letzteren unerreichbar.

Geschichtlich betrachtet bestand der hohe Adel zur Zeit des Reichs aus dem deutschen Uradel, aus den Familien, welche unmittelbar Rechtsnachfolger dieses Uradels waren, oder welche infolge späterer Rechtsentwicklung mit demselben einen gemeinschaftlichen Geburtsstand ausmachten. Auch die Rechtspiegel erwähnen diese beiden Kategorieen des deutschen Adels, welches der Schwabenspiegel unter der Bezeichnung *Semperfreie* zusammenfaßt. Zu diesen *Semperfreien* gehörten außer den reichsunmittelbaren Geschlechtern, welche sich von dem ältesten Uradel erhalten hatten, den sogenannten Dynasten, auch solche Geschlechter, in denen hohe Reichsämter: Herzogtümer, Markgraffschaften und Graffschaften erblich geworden waren. Sie hießen auch *liberi*, *liberales*, *nobiles*, *edele liute*, zuweilen auch *barones*, dem Range nach gab es unter ihnen eine zweifache Abstufung: Fürsten und freie Herren, zu welchen letzteren auch die nicht gefürsteten Grafen gezählt wurden. Beide Kategorieen waren dem Geburtsstande nach gleich, wurden jedoch durch die Bezeichnungen *illustres* und *nobiles* unterschieden. Ihre Standesvorrechte waren der Gerichtsstand unmittelbar vor dem Kaiser im Reichsgerichte, sowie die Fähigkeit Fahnlehen und Fürstentümer zu erhalten, wenn schon Konrad Ursperg in seiner *Chron. ad annum 1195* ein Beispiel anführt, daß auch ein Reichsdienstmann, nachdem er zuvor freigelassen, mit einem Herzogtum belehnt worden sei. Erworben wurde dieser Stand durch Abstammung von edlen Eltern, oder dadurch, daß man vom Kaiser ein Fahnlehn oder eine reichsunmittelbare Herrschaft erhielt. Diese zweite Erwerbsart gründet sich auf das sächsische Lehnrecht XXI., § 2. Eichhorn und Hefster aber im Widerspruche mit Walter wollen dieselbe, unserer Ansicht nach mit Recht, nur von solchen Fällen verstanden wissen, wo ein freier Herr ein Fahnlehn erhielt.

Geschichtlich betrachtet bestand also der hohe Adel lediglich aus den *Semperfreien* des Schwabenspiegels, der staatsrechtliche Begriff des hohen Adels ist aber in noch engeren Grenzen aufzufassen. Wir haben bereits auf die

großen Schwierigkeiten hingewiesen, welche einer endgiltigen Feststellung dieses staatsrechtlichen Begriffs entgegenstehen. Diese haben ihren Grund in dem Mangel jeder Feststellung und Erwähnung in den Reichsgesetzen, wodurch eine völlige Verwirrung und Unklarheit der deutschen Standesverhältnisse herbeigeführt wurde. Dazu kam, daß die Kaiser allmählich über die alten Grenzen der Standeserhöhungen hinausgingen und die gräfliche und freiherrliche Würde gegen alles rechtliche Herkommen an ritterbürtige Familien verliehen. Darin aber waren von jeher alle publizistischen Autoritäten einverstanden, daß Reichsunmittelbarkeit ebensowenig wie der bloße Titel des hohen Adels genügten, um diesem Stande anzugehören. Deshalb gehörten dazu auch nicht die Mitglieder der Reichsritterschaft, und ebensowenig landsässige Fürsten, Grafen und Freiherrn, wie z. B. die böhmischen und österreichischen Standesherrn. Der richtigen Ansicht nach bildeten vielmehr, wie einer der gründlichsten Kenner dieser Verhältnisse, der Geh. Rat Pernice in einer 1859 veröffentlichten Schrift über die staatsrechtlichen Verhältnisse des gräflichen Hauses Giech ausspricht, „diejenigen Fürsten, Grafen und Herren allein den Hochadel Deutschlands, den Stand der Erlauchten, welche als genugsam qualifizierte Reichsstände eine Herrschaft über Land und Leute übten und den Kaiser in seiner Plenipotenz durch die ihnen zustehende Konkurrenz bei Ausübung seiner Regierungsrechte, insonderheit mittels Sitz und Stimme auf den Reichsversammlungen (*cessio et votum in comitiis imperii*) beschränkten.“

Die Qualität des hohen Adels ist also von dem Besitze der Landeshoheit, Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschafft abhängig. Fast sämtliche neueren juristischen Autoritäten wie Klüber, Zöpfl, Pernice erkennen dies an. Eichhorn erklärt in dieser Hinsicht in seinem deutschen Privatrechte (§ 56): „Vielmehr bestimmte sich durch die im 16. Jahrhundert immer häufiger gewordenen Standeserhöhungen, Verleihung des Fürsten-, Grafen- und Freiherrntitels der Begriff des hohen Adels um so schärfer dahin, daß dieser durch keine Art von Titel allein, sondern nur durch dessen Verbindung und die Erwerbung mit dem Lande, auf welchem die Reichsstandschafft haftet, erlangt werden könne.“ Auch in den späteren Reichsgesetzen findet diese rechtliche Auffassung Ausdruck. So erklärt bereits der Reichsabschied von 1497 in § 9 auf das bestimmteste die reichsständischen Familien als unterschieden von dem übrigen alten Reichsadel und namentlich von der Reichsritterschaft. Der § 9 des Reichsdeputatabschiedes von 1564 spricht sich fast wörtlich in demselben Sinne aus. Ferner heißt es in der Wahlkapitulation Art. 1, § 5, vom Jahre 1711 wörtlich: „Wir wollen auch keine Fürsten, Grafen und Herrn in fürstlichen und gräflichen Kollegien aufnehmen, sie haben sich denn zuvor zu einem Inmediatsfürstentume resp. Graf- oder Herrschaft genugsam qualifizierte und mit einem standeswürdigen Reichs- oder Matrikularanschlage in einem gewissen Kreise eingelassen oder verbunden.“

In Art. XXIV. § 9 der Wahlkapitulation heißt es, daß in unserem Reichshofrate auf der Ritterbank zwischen denen vom Ritterstande, welche zu Schild und Helm ritter- und stiftsmäßig geboren, das den Grafen und Herrn, so in den Reichskollegien keine Session oder Stimme haben dem alten

Herkommen gemäß kein Unterschied gehalten, sondern ein jeder nach Ordnung der angetretenen Ratsdienste ohne einigen von Standeswegen suchenden Vorzug bleibe.“ — Auch ist noch zu beachten, daß nach Art. II. § 23 der Wahlkapitulation bei kaiserlichen und königlichen Krönungen und anderen Reichsolennitäten die Immediat-Reichsgrafen und Herren, die im Reich Sessionen und Botum haben, vor anderen aus- und inländischen Grafen und Herren den Vortritt haben sollen. — Sehr bemerkenswert ist auch, daß an der die „notorischen Mißheiraten“ betreffenden Stelle der Wahlkapitulation Art. XXII. § 3 nur von Reichsständen oder aus reichsständischen Häusern entsprossenen Herren die Rede ist.

Die Reichsstandschaft wurde nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England und Spanien, in früheren Zeiten auch in Frankreich als wesentliches Merkmal des hohen Adels betrachtet. Über den Begriff und die Tragweite dieses Rechts gab es ebensowenig Zweifel wie hinsichtlich der Reichsunmittelbarkeit. Aber es fehlt an jeder durch die Gesetzgebung sanktionierten Begriffsbestimmung der Landeshoheit, *jus territoriale* oder *superioritas territorialis*. Die Gewalt, welche diesen Namen trug, hat sich in dem Verlaufe der Jahrhunderte und unter dem Einfluß der verschiedensten Ereignisse, durch Konglomerierung mannigfachster Berechtigungen, welche an die ursprüngliche Substanz sich angelehnt haben, gestaltet. Sie war selbst dann noch dehnbar, als der Westfälische Kongreß dem Gebäude der Territorialherrschaft den Schlußstein hinzugefügt hatte. Es wird deshalb die sogenannte subjudizierte Landeshoheit, *jus territorialis subordinata*, (einzelne Landesherrn, wie z. B. die Grafen von Stollberg-Bernigerode, standen nicht direkt unter der Oberhoheit des Kaisers, sondern unter der intermediären Hoheit eines anderen Landesherrn) von einigen Publizisten nicht für eine Beeinträchtigung der Qualität des hohen Adels gehalten. Diese Rechtsfrage ist jedoch auch heute noch eine sehr bestrittene.

Wir müssen es uns versagen, auf weitere staatsrechtliche Ausführungen einzugehen. Es ist jedenfalls hinreichend erwiesen, daß der deutsche hohe Adel von dem ritterbürtigen Adel, welcher später niederer Adel genannt wurde, ein durchaus verschiedener Stand ist. Dagegen bildeten, wie historisch nachgewiesen wurde, die Ritterbürtigen, d. h. die Freien, welche auf dem Lande geblieben waren, mit denjenigen Freien denselben Geburtsstand, welche städtische Bürger geworden waren und dort später Patrizier genannt wurden. Das Patriziat nahm bekanntlich in der Verwaltung der Regierung der freien Städte in Deutschland eine bedeutende Stellung ein. Wenn schon die Ritter dasselbe in der Regel nicht für voll ansehen wollten, so war das Patriziat diesen doch von Rechtswegen ebenbürtig.

Durch Artikel 14 der Bundesakte ist dem deutschen hohen Adel die Ebenbürtigkeit in bisheriger Weise vorbehalten worden. Klüber sucht zwar auszuführen, der Ausdruck „Ebenbürtigkeit“ sage nur soviel, daß den in Rede stehenden Familien das Recht vorbehalten sein solle unter einander rechtmäßige Ehen zu schließen. Abgesehen davon, daß dies so selbstverständlich war, daß die Aner-

fennung in der Bundesakte ganz unnötig gewesen sein würde, wird diese Auffassung auch durch den offiziellen französischen Text widerlegt, worin „Ebenbürtigkeit“ mit den Worten *égalité de naissance avec les maisons souveraines* bezeichnet wird. Dagegen ist neuerdings von einigen Rechtsgelehrten die Auffassung geltend gemacht worden, daß infolge der Bestimmungen des Artikels 14, § 4 der Wahlkapitulation Karls VII. Ehen zwischen Personen des hohen und des ritterbürtigen Adels als ebenbürtige anzusehen seien. Die in Rede stehende Bestimmung der Wahlkapitulation sagt aber nur, daß Kinder aus „unstreitig notorischer“ Mißheirat nicht successionsfähig sein sollen. Da, wie nachgewiesen wurde, der niedere Adel kein Geburtsvorrecht vor dem höheren Bürgerstande hat, so ist es unter allen Umständen unrichtig, wenn dadurch die Ehen reichsständischer Familien mit solchen des niedern Adels zulässig, mit solchen des freien Bürgerstandes aber unzulässig sein sollen. Deutsche Gerichtshöfe haben in demselben Sinn auch noch in neuester Zeit mehrfach Entscheidungen getroffen. Klüber hat in seiner Abhandlung „Ebenbürtigkeit im Verhältnis zu Mißheiraten“ evident nachgewiesen, daß diese Auffassung rechtlich und geschichtlich unbegründet ist. Dagegen glauben wir, daß Klüber im Unrecht ist, wenn er auszuführen sucht, daß die erwähnte Bestimmung der Wahlkapitulation die Ehehindernisse für den deutschen hohen Adel überhaupt beseitigt habe. Diese Auffassung des Ausdruckes „notorische“ Mißheirat scheint mit den juristischen Interpretationsregeln unzweifelhaft nicht vereinbar zu sein. Diese Meinung wird auch von den wissenschaftlichen Autoritäten ganz überwiegend geteilt. Es muß jedoch anerkannt werden, daß wir es hier mit einem Überbleibsel des mittelalterlichen Rechts zu thun haben, welches in die heutigen Rechtsverhältnisse ohne organischen Zusammenhang hineinragt. Das Bedürfnis ist daher vorhanden und in einsichtigen politischen und wissenschaftlichen Kreisen vielfach bereits zum Ausdruck gelangt, im Wege der Gesetzgebung den von Klüber mit Unrecht *de lege lata* vertretenen Standpunkt zur rechtlichen Geltung gelangen zu lassen, daß Ehen des hohen deutschen Adels, welche mit Personen des niederen Adels und des gebildeten Bürgerstandes geschlossen werden, als vollgiltige auch hinsichtlich der Successionsrechte der Nachkommen anzusehen sind.

Zum Schluß noch ein Wort über die bereits erwähnte offizielle Ausdrucksweise: „in den Adelstand erheben“. Wir bemerkten bereits, daß diese Ausdrucksweise nicht korrekt sei, namentlich auch mit Rücksicht auf die verfassungsmäßige Bestimmung, durch welche alle Standesunterschiede aufgehoben sind. Es wurde aber nachgewiesen, daß die älteren und neueren Autoritäten überwiegend darin einverstanden sind, daß auch im Mittelalter ein Standesunterschied zwischen Ritterbürtigen (niederen Adel) und Patriziern (heutiges gebildeteres Bürgertum) nicht bestand. Beide Klassen von Staatsangehörigen haben sich in ihrer geschäftlichen Thätigkeit und in ihren Besitzverhältnissen im modernen Leben geändert, aber das hat auf die rechtliche Natur der erwähnten Verhältnisse keinen Einfluß. Die Landeshoheit war es, welche die Ebenbürtigkeitstheorie rechtfertigte. Die Landeshoheit besteht aber für den deutschen hohen Adel staatsrechtlich nicht mehr. Für

die regierenden deutschen Familien hat aber die Ebenbürtigkeits-Theorie noch ihre Berechtigung, da es politische Inkonvenienzen haben könnte, wenn der Landesherr sich mit seinen Unterthanen in verwandtschaftlichen Beziehungen befinden würde.

L. Geyner.

Medizin.

Über die neuen Untersuchungsmethoden zum Nachweis der Mikroorganismen in Boden, Luft und Wasser.*)

Über den Inhalt von Luft und Wasser an Mikroorganismen sind schon seit einer Reihe von Jahren Untersuchungen angestellt worden; Untersuchungen des Bodens hingegen wenig oder gar nicht. Um über die in der Luft enthaltenen Keime Aufschluß zu erhalten, verfuhr man in verschiedener Weise. Man ließ die Luft durch Schießbaumwolle streichen, fing so die Keime auf, löste die Schießbaumwolle in Äther und untersuchte die Lösung mikroskopisch; oder man ließ die Luft gegen einen Tropfen klebriger Flüssigkeit, Glycerin oder Glykose, strömen, damit die Keime daran festkleben sollten.

Die Untersuchung des Wassers wurde in der Weise angestellt, daß man einen Tropfen des Sedimentes mit starken Vergrößerungen durchmusterte, oder aber, daß man einen Tropfen auf einem Deckgläschen eintrocknen ließ, den Rückstand mit Anilinfarben färbte und nun mikroskopisch betrachtete. Es gelang nun wohl mit dieser Methode festzustellen, daß Mikroorganismen in Luft und Wasser enthalten waren, über die wichtige Frage aber, ob dieselben entwicklungsfähig wären oder nicht, gaben diese Methoden keinen Aufschluß. Allerdings wurden auch in dieser Hinsicht Versuche gemacht: Man ließ Luft durch sog. Nährlösungen streichen und beobachtete, daß die Flüssigkeiten sich trübten. Die mikroskopische Untersuchung lehrte, daß die Trübung durch Entwicklung niederer Organismen hervorgerufen war. Wie viele Keime und was für Keime aber in der Nährlösung zur Entwicklung gekommen waren, konnte man nicht erkennen. Die Lösung dieser brennenden Fragen ist nun ermöglicht worden durch die Einführung eines neuen Prinzipes in die Bakterienforschung: durch das Prinzip des festen Nährbodens. Läßt man eine gekochte Kartoffel, nachdem man dieselbe durchschnitten, eine Zeit lang an der Luft liegen und bringt sie dann in eine mit feuchtem Fliesspapier ausgekleidete Glasglocke, so bemerkt man nach wenigen Tagen auf der Oberfläche derselben zerstreut Tröpfchen von verschiedener Farbe und Aussehen und daneben stets runde, kleine Pilzrasen von verschiedener Farbe. Ein jedes besteht nun, wenn man es mikroskopisch untersucht, aus einer einzigen Art von Mikroorganismen, jeder repräsentiert nur eine einzige Pilzspezies. Diese Veränderungen rühren her von Keimen, welche aus der Luft an verschiedenen Stellen der Kartoffel niedergefallen sind und deren jeder sich an seiner Stelle vermehrt und zu einer Kolonie entwickelt hat. Man kann somit zählen, wieviel entwicklungsfähige Keime in einer bestimmten Zeit aus

*) Vortrag, gehalten auf dem XI. deutschen Ärztetag zu Berlin am 23. Juni 1883.

der Luft auf die Kartoffel niedergefallen sind, und man kann zugleich an dem Aussehen der einzelnen Kolonien ohne mikroskopische Untersuchung meist schon erkennen, welcher Art diese Keime sind. Wäre dieselbe Zahl von Keimen auf die gleichgroße Oberfläche einer passenden Nährflüssigkeit niedergefallen, so würden sie sich gleichfalls vermehrt, aber zugleich auch vermischt haben. Man hätte dann nach zwei Tagen eine gleichmäßig getrübt, ein Gemisch von Mikroorganismen enthaltende Flüssigkeit vor sich gehabt, aus welcher irgend welche Schlüsse auf die Zahl und Art der hineingefallenen Keime nicht hätten gezogen werden können. Durch ein einfaches Mittel kann man nun jede Nährflüssigkeit in den so außerordentlich hohe Vorteile bietenden festen Nährboden verwandeln. Man gibt ihr einfach einen Zusatz von Gelatine 5—10%, je nach der Jahreszeit. Eine für Bakterien ganz besonders geeignete Nährgelatine läßt sich aus Fleischinfus bereiten, welchem 1% trockenes Pepton, 0,5% Kochsalz, 5% Gelatine und ein bestimmtes Quantum kohlensaures Natron bis zur Neutralisation zugesetzt ist. Will man die Luft untersuchen, so füllt man ein gewisses Quantum sterilisierter Nährgelatine in ein Gläschen, welches mit Hilfe eines Messingbleches in ein zylindrisches, mit einem großen Wattepfropfen verschließbares Glas hinabgelassen wird. Das Glas mit dem Schälchen und dem Wattepfropfen sind vorher durch längeres Erhitzen auf 160° C. im Trockenkasten keimfrei gemacht. Exponiert man die Nährgelatine nach dem Erstarren der Luft, in dem man den Wattepfropfen eine bestimmte Zeit lang lüftet, 2—4—24 Stunden lang, so fallen die Keime auf dieselbe. Alsdann setzt man den Wattepfropfen auf, um das Hineinfallen von neuen Keimen zu verhüten und läßt das Gläschen bei Zimmertemperatur stehen. Nach 2—3 Tagen sieht man dann in der vorher geschilderten Weise die verschiedenartigsten Keime, jeden an der Stelle, auf welche er gefallen, zur Entwicklung gelangen. Will man nun konstatieren, wieviel entwicklungsfähige Keime in einem bestimmten Quantum einer bestimmten Luft enthalten sind, so modifiziert man den Apparat folgendermaßen: Man nimmt eine Glasröhre von $\frac{1}{2}$ m Länge und 4—5 cm Weite, schließt dieselbe an dem einen Ende mit einer durchbohrten Kautschukmembrane, über welche noch eine zweite nicht durchbohrte gebunden wird, füllt ein bestimmtes Quantum Nährgelatine hinein und schließt die zweite Öffnung mit einem Kautschukpfropfen, welcher wiederum von einem mit Wattepfropfen versehenen Glasröhrchen durchbohrt ist. Das Ganze sterilisiert man in strömendem Wasserdampfe von 100° C. und legt dann die Röhre horizontal nieder, so daß die Nährgelatine am Boden der Röhre zu einer gleichmäßigen Schichte erstarrt. Bei der Untersuchung nimmt man die nicht durchbohrte Kautschukkappe ab, verbindet das andere Ende der Röhre mit einem Aspirator und saugt mit Hilfe desselben nun ein abgemessenes Quantum Luft, 2—20 Liter, hindurch. Die Keime fallen auf der Nährgelatine zu Boden, dem Gesetz der Schwere folgend; bei einer bestimmten Röhrenweite und Strömungsgeschwindigkeit liegen sie sämtlich in der ersten Hälfte der Röhre, während in der andern Hälfte die Nährgelatine von Kolonien frei bleibt, ein Beweis, daß Keime nicht mehr bis dorthin gelangt sind. Untersuchungen der Luft in Schulen vor, während und nach dem Unterrichte, beim Herausgehen

der Kinder, ließen erkennen, wie außerordentlich durch das Aufrühren des Staubes die Zahl der Keime in der Luft steigt.

Zur Untersuchung des Wassers wird ein bestimmtes Quantum Gelatine in Reagenzgläschen oder Kölbchen, nachdem dieselbe verflüssigt, mit einer Anzahl Tropfen dieses Wassers vermischt, dann schüttelt man tüchtig um und läßt erstarren. Wiederum kommt jeder Keim da zur Entwicklung, wo er sich beim Erstarren befand. Man kann so die Keime zählen. Sehr interessant ist es, zu sehen, wie gewisse Bakterienarten Gase entwickeln: die Gelatine scheint dann von Gasblasen durchsetzt, welche über der Kolonie sich befinden, von welcher sie erzeugt sind. Von wesentlichem Vorteil für die nähere Untersuchung der einzelnen Kolonien in bezug auf Zahl und Art ist eine bei der Untersuchung einer großen Zahl verschiedener Wässer angewandte Modifikation des Verfahrens. Man mischt ein bestimmtes Quantum Nährgelatine in einem sterilisierten Kölbchen und gießt das Gemisch auf sterilisierten Glasplatten aus. Die einzelnen Kolonien sind so leicht zugänglich, lassen sich leicht zählen und weiter kultivieren für spätere Versuche. Verschiedene Wässer zeigen auffallende Unterschiede in ihrem Bakteriengehalte. Während aus 1 ccm Wasser der Tegeler Leitung, sowie aus einem guten Brunnen nur etwa 50—100 Kolonien sich entwickelt hatten, war die Zahl derselben in einem einzigen Tropfen Spreewasser, sowie in einem hundertstel Tropfen Pankewasser geradezu Legion. Aber nicht nur quantitativ, auch qualitativ unterscheiden sich die Bakterien in den verschiedenen Wässern, so daß man aus diesen Befunden wichtige Anhaltspunkte über ihre Provenienzen wird gewinnen können; es leuchtet daraus hervor, daß es mit Hilfe derselben vielleicht möglich sein wird, in einem Wasser pathogene Organismen, wie z. B. die Typhusbacillen, nachzuweisen, selbst dann noch, wenn die chemische Analyse Anhaltspunkte für eine Gesundheitschädlichkeit des Wassers nicht bietet, da in der That eine Anzahl pathogener Bakterien, wie z. B. Milzbrandbacillen, Erysipelas- (Rotlauf) Micrococcen und die von Gaffky rein gezüchteten Typhusbacillen in solcher Nährgelatine wachsen. Die Untersuchung von Bodenproben geschieht in der Weise, daß auf erstarrter, auf Glasplatten ausgebreiteter Nährgelatine feine Partikelchen davon ausgestreut wurden. Man sieht dann, wie von jedem Erdbrockelchen aus die in demselben enthaltenen Keime auswachsen. Mit Leichtigkeit lassen sich somit auch aus dem Boden alle verschiedenen Keime isolieren und auf ihre Eigenschaften prüfen. Überraschend ist ein Versuchsergebnis: Während die obersten Schichten der Erde zahllose Keime enthalten, nimmt die Zahl derselben schon in geringer Tiefe auffallend schnell ab. Unmittelbar neben der enorme Mengen von Bakterien führenden Panke fanden sich in zwei Fuß Tiefe nur noch wenige Bakterien im Boden, in drei Fuß Tiefe, also in einer Schicht, welche erheblich höher liegt, als das Niveau des Grundwassers, waren keine Keime mehr vorhanden. — Diese Erfolge, welche die neue Methode bisher schon aufzuweisen hat, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Rokitansky.

Zoologie.

Die Schmetterlingskunde der Gegenwart.

Beim Erblicken der Aufschrift wird mancher Leser fragen, wie in aller Welt gehört ein derartiger Aufsatz in die Spalten der „deutschen Revue?“

Die Ansicht, daß das Studium der Insekten im allgemeinen und der Schmetterlinge im besonderen nur ein dilettantischer Zeitvertreib sei, wie ist sie noch immer verbreitet! Sah man vor 50 oder 30 Jahren einen stillen Mann mit einem Schmetterlingsnetz in Wald und Feld umhervandeln, so hielt ihn die größere Masse der Menschen für einen Halbnarren. Entweder er setzte knabenhafte Beschäftigungen fort oder er war bei grauen und weißen Haaren herabgesunken zu der Beschäftigung einer längst vergangenen Kinderzeit.

Der Naturforscher, der Zoologe namentlich, weiß, welch unendliches Feld das Studium der Insektenwelt darbietet, und der Fachmann erschrickt manches Mal über die entseßliche Dürftigkeit unserer Jahresberichte, welche nur für dieses Gebiet des Wissens bestimmt sind.

Gewiß — wir geben es zu — es spielt auch jetzt noch viel Dilettanten-Kram in das Insekten-Studium, namentlich dasjenige der Käfer und Schmetterlinge, hinein, allerdings beträchtlich weniger als im 18. Jahrhundert.

Aber sollen wir dieses Dilettantentum darum hochmütig verachten? Sollen wir die stille, reine Freude an der Natur, an der Erforschung ihrer Wunderwerke dem gebildeten Menschen, wenn er auch kein Fachgelehrter ist, verargen? Bietet doch ein im freien in Ruhe und Stille hingebachter Tage einen Genuß, welchen Börse, Theater und Konzert nicht gewähren können. Und gehen wir auf eine längst verfllossene Vergangenheit zurück, wieviel Schönes haben jene Naturfreunde im 18. Jahrhundert nicht entdeckt! Also der Entomologe vom Fach muß wünschen, daß sich diese Dilettanten-Arbeit auch in kommenden Zeiten fortsetze, wenngleich er manchmal genötigt ist, Auswüchsen entgegenzutreten.

Als Karl Linnäus (1707—1778), der große Registrator der Natur, im Jahre 1735 sein „Systema naturae“ in den ersten bahnbrechenden Grundlinien der erstaunten Welt vorlegte, hatte er damit eine bewundernswürdige That gethan, ähnlich derjenigen des großen Genuesischen Seefahrers, welcher nicht allein, wie die Grabchrift lautet, dem Reiche Kastilien und Leon, sondern der Menschheit überhaupt eine neue Welt erworben hatte. („A Castilla y a Leon Nuevo Mundo dio Colon.“)

Ein bisher chaotisches naturgeschichtliches Material hatte der ausgezeichnete schwedische Forscher geordnet der damaligen Welt zum leichten Besitze übergeben.

Sein Einfluß auf die Zeitgenossen und auf die unmittelbar kommenden Geschlechter der Menschen ist ein immenser gewesen — und mußte es sein. Auch die Insektenkunde und namentlich die Lepidopterologie erfuhr durch ihn den mächtigsten Aufschwung. Hatte er doch dafür eine gewisse Vorliebe.

Doch verlieren wir uns nicht zu weit. Kehren wir zu unserem Thema zurück.

Bersehen wir uns aber noch einen Augenblick zurück in die Zeit der Perücken und Böpfe, in jene Epoche, welche doch so großes und bedeutendes geschaffen hat.

Ein merkwürdiger dilettantenhafter Lepidopterologe jener Epoche war beispielsweise August Johann Roessel, ein Porträtmaler in Nürnberg, geb. 1705 gest. als Roessel von Rosenhof (1759). Die schönen Zeichnungen, der mitunter köstlich naive Text machen die Lektüre seiner Insektenbelustigungen zu einer höchst angenehmen Unterhaltung.

Man wird an das Wort Chamisso erinnert:

„In alten Büchern stöbr ich gar zu gern,
Die neuen munden selten meinem Schnabel.“

In derselben Zeit besaß Frankreich einen Reaumur (1683—1757). Wie groß ist freilich der Unterschied zwischen der Kornphäe in Paris und dem Porträtmaler in der deutschen Reichsstadt! Und doch ist auch letzterer ein sehr tüchtiger Mensch. In der Ausgangsperiode der Linneschen Epoche treffen wir eine rege Beteiligung des Auslandes, der Engländer, Franzosen, Italiener, neben Landsleuten des Altmeisters in Upsala. Wir nennen die Namen eines Abbot, Acerbi, Cynilli, Donovan, De Geer, Lewin, D. T. Müller, Rossi Skopali und Thunberg, um andere zu übergehen.

Der geographische Horizont hatte sich mittlerweile etwas erweitert; die seefahrenden Nationen hatten angefangen, die Schätze anderer Weltteile den europäischen Museen einzuliefern.

In Deutschland begegnen wir in damaliger Epoche dem Erlanger Professor Effer († 1810) und dem Darmstädtischen Forstrate Brokhausen († 1806) auf dem gleichen Gebiete als Förderern des Wissens.

Doch die Kriegswirren infolge der gewaltigen französischen Revolution, die mangelhaften Transportmittel der damaligen Epoche machen es begreiflich, daß bei solchen Hemmnissen jene Bereicherungen gerade nicht reichlich flossen. Galten doch damals französische und schweizerische Insekten für schwierig zu erwerbende Gegenstände, geschweige denn englische, skandinavische und russische Arten! Man muß ein längeres Menschenleben hinter sich haben, man muß sich etwa noch der 30er Jahre erinnern, um die gewaltige Veränderung und die glückliche Lage der Gegenwart, welcher die Dampfmaschine zu Gebote steht, zu begreifen.

Wir gedachten oben des Nürnberger Malers Roessel. Eine andere süddeutsche Reichsstadt, das altberühmte Augsburg, bringt später in dem Kunstgenossen Jakob Hübner (1751—1826) den glücklichsten und bedeutendsten Abbildner der Schmetterlingswelt. Er war ein sonderbarer Kauz, ohne wissenschaftliche Schulung, aber voll von Verstand und der musterhafteste Darsteller unserer Tiere. Sein großes, teures Werk wird für alle Zeiten als glänzendes Zeugnis deutschen Fleißes bleiben. Sein Gehülfe Geier hat es bis in das Jahr 1841 fortgesetzt.

Dann unternahm mit gewaltigen Geldopfern (es steckt ein Vermögen darin)

mein verstorbenen origineller Freund, der Regensburger Gerichtsarzt Dr. G. A. W. Heinrich Schöffler, in 5 herrlichen Quartbänden die Fortsetzung der Hübnerschen Arbeit. Ein riesenhaftes Material war mittlerweile zum alten Hübnerschen hinzugekommen, und Geiers Meisterhand brachte die prächtigsten bildlichen Darstellungen, so vollendet schön und so korrekt, wie sie keine andere Nation aufzuweisen hat.

Wir haben eben von Abbildungen gesprochen und ihnen das verdiente höchste Lob erteilt.

Doch wir müssen zu einem wichtigeren Teile unseres Faches zurückkehren, zu dem systematischen.

Wie es nicht anders zu erwarten, waren die Einteilungen des Linné höchst einfache, unvollkommene gewesen.

Hier tritt uns nun als gewaltiger Förderer abermals ein Deutscher, Ferdinand Ochsenheimer, ein Mainzer (1767—1822), entgegen. Der Mann hatte ein eigenümliches Leben. Aus einem Doktor der Philosophie wurde er bei der damaligen, von Goethe und Schiller angeregten Bewegung für das deutsche Theater, im Verkehr mit der Mannheimer Bühne ein tüchtiger Schauspieler, zunächst in Leipzig, dann am Wiener Theater, wo er auch gestorben ist.

Getragen von einer gründlichen klassischen Bildung veröffentlichte er unter dem Titel: „Die Schmetterlinge von Europa“ 4 Bände einer musterhaften Arbeit.

Sein Kollege, der Wiener Hoftheater-Dkonom Friedrich Treitschke (1776—1842), setzte das Werk durch eine lange Jahresreihe fort und beendigte es im Jahre 1833.

Die Leistungen Treitschkes (allerdings vielfach auf weit schwierigerem Gebiete) stehen freilich weit hinter den Ochsenheimerschen zurück. Allerdings eine gewisse Leichtigkeit des Stiles, ein unverkennbares Talent gut und treffend zu beschreiben, dürfen wir nicht ableugnen. Allein ihm fehlt die gründliche klassische Vorbildung des Schauspielers.

Seine Arbeiten tragen darum ein leichteres Gewand, und bei den Kleinsten unter den Kleinen hat er sich, fast ohne alle eigene Beobachtung, auf eine nüchterne dürftige Kombination beschränkt.

Auf diesem Gebiete war ein Engländer, A. S. Haworth (1767—1833), ihm und allen anderen Zeitgenossen weit voraus. Unglücklicherweise gehört sein fast gänzlich verbranntes Werk zu einer der größten Seltenheiten, und die lebende Generation konnte sich nach langer Zeit erst mühsam in den Besitz eines der wenigen Exemplare versetzen. Wir haben uns dann hinterher leider überzeugen müssen, daß manches, was wir einstens freudig für eine Entdeckung nahmen, Haworth längst gekannt und gut beschrieben hat.

Das weitere moderne Studium unserer zierlichen Wesen dreht sich namentlich um drei Punkte: 1. um die Naturgeschichte des Tiers, 2. um die so schwierige Erforschung der Kleinen und der Kleinsten und 3. um das geographische Moment.

Hier haben wir nun allerdings in den letzten 50 Jahren eine glänzende Campaigne gemacht. Unsere Erwartungen haben der wissenschaftlichen Lepidopterologie

einen ganz neuen Charakter aufgedrückt. Wir haben in allen Weltteilen reiche Ernten gemacht.

Gehen wir etwas näher darauf ein, wenn auch nur in flüchtiger Skizze.

Gewiß — haben wir ein Tier im allgemeinen, ein Insekt im speziellen glücklich in gutem Zustande erbeutet — wir kennen es, und die richtige Beschreibung dient für alle Zeiten zur Erkennung.

Allein, wovon lebt das Geschöpf? welches sind seine Jugendzustände? wie verläuft die oft so wunderbare Metamorphose? — Diese Fragen drängen sich unmittelbar auf, und erst nach ihrer Lösung ist das Wissen ein annähernd vollständiges.

Man würde den alten Lepidopterologen bitteres Unrecht zufügen, wenn man ihnen nicht zugestünde, daß sie dieses „biologische“ Moment in seinem vollsten Wert erfaßt und möglichst ausgebildet hätten. Manche ihrer Larvenbeschreibungen sind wahre, bisher nicht übertroffene Musterstücke.

Allein es war fast immer „größeres Vieh“, wenn ich das Wort hinschreiben darf. Von den Kleinen und Kleinsten — und gar manche sinken unter 2 pariser Linien Flügelspannung herab — wußte man sehr wenig. Hier und da hatte einmal der eine oder der andere treffliche Naturbeobachter des 18. Jahrhunderts (Göthe) ein merkwürdiges Bild enthüllt, aber es war ein dürftiges Grasplätzchen in ausgedehntester, sterilster Wüste.

Diese Lücke hat sich allmählich ausgefüllt durch den unermüdblichen Fleiß der europäischen Forscher.

Ein böhmischer Edelmann, J. E. Fischer von Röslerstamm, war es, welcher seit dem Jahre 1834 mit einem jenen Kleinen gewidmeten Prachtwerke auftrat, das er 1843 mit der hundertsten Tafel und nach großen Geldopfern notgedrungen schließen mußte.

Sein Erscheinen erregte damals großes Erstaunen, obgleich die Flügelumrisse in der ersten Hälfte meistens verzeichnet waren, ein Übelstand, welcher erst später unter der kunstgeübten Hand von Joseph Mann sich verlor.

Hier hatte man nun einmal einen reizenden Einblick in das Leben und Treiben dieser kleinen und so vielfach reizenden Geschöpfe. Allerdings hatte jenseits des Kanals John Curtis noch glänzenderes geleistet in einem für kontinentale Geldverhältnisse fast unerschwinglichen und darum uns fast unbekannt gebliebenen Werke.

Senator C. G. von Heyden in meiner Vaterstadt Frankfurt a. M. hat ein lauges fleißiges Menschenleben an die Erforschung jener kleinsten Tiere, der „Motten“ wie man sagt (doch dabei denke man nicht an „Kleidermotten“) erfolgreich gesetzt. Hat er auch verhältnismäßig wenig bei gewaltigem Wissen veröffentlicht, der Name meines hochverehrten Freundes wird stets in den Annalen der Insektenkunde erhalten bleiben.

Wir gehen also weiter.

Wie oft beobachtet man es nicht im Leben, daß ein großes Talent mitten aus dürftigen Verhältnissen sich Bahn bricht zur erstrebten Höhe.

Das ist nun der Fall mit P. C. Heller (1808—1883), dem ersten Lepidopterologen des 19. Jahrhunderts, wofür ich ihn unbedenklich erkläre. Aus württem-

bergischer Familie entsprossen, kam er frühe in den napoleonischen Wirren mit den Eltern nach Frankfurt an der Oder. Der Kandidat der Theologie wurde später Lehrer an der Bürgerschule in Glogau, dann in Meseritz (Provinz Posen). Er starb pensioniert Ende März in Stettin, schwerkrank an erlösendem Herzschlage.

Ich sagte eben: Zeller war der größte Lepidopterologe des Jahrhunderts.

Indem ich auf seine Wirksamkeit eingehe, leite ich den Leser in die gegenwärtige Epoche über. Fast möchte ich sie die „geographische“ nennen; doch der Ausdruck ist antizipiert.

Zellers erste bedeutende Arbeit war die Klassifikation jener kleinsten Wesen, welche die Wissenschaft die Tineiden und der gebildete Laie die Motten nennt. Er hatte — und hier wird man an den großen schwedischen „Registrator der Natur“, an Linné erinnert — im schwierigsten Gebiet nach sehr einfachen Prinzipien plötzlich Überblick und Ordnung geschaffen. Eine Reihe glänzender Monographien von höchstem Wert folgten rasch aufeinander. Niemals hat sich ein Naturforscher die unbestrittenste Autorität in schwierigem Gebiete so rasch erobert als jener preußische Schulmann, und es ist ihm stets die gebührende Verehrung zu zollen. Wir alle haben von ihm unendlich viel gelernt. Glänzende Arbeiten über die nord- und zentraleuropäische Fauna bildeten den Gehalt. Selten hat wohl seit 30 Jahren ein schöneres Verhältnis existiert als zwischen Heller, Stalator und den übrigen Freunden, zu welchen ich mich vielleicht auch zählen darf. Glänzende Arbeiten über die amerikanische Fauna füllten die letzten Jahre dieses hochbegabten Lebens.

Aber der Leser wird vielleicht fragen, wo bleibt denn in zusammenhängender Darstellung das geographische Moment?

Wir erlauben uns dieses als Schluß-Abteilung unserer kleinen Skizze zu bringen und wir hoffen hier, leicht und verständlich zu bleiben.

Wer von uns weiß nicht, daß in Brasilien beispielsweise eine andere schönere Vogelwelt existiert als bei uns im kalten trüben Norden? Wer hat es nicht gelernt, daß die Papageien Europa nicht bewohnen und daß die letzte nordische Affenkolonie auf dem Felsen von Gibraltar haust? Wer hat nicht einmal jene großen prächtigen Schmetterlinge der Tropen gesehen?

Als man nun mit unserem zentraleuropäischen Materiale notdürftig fertig geworden war, mußte sich der Gedanke regen, sich umzusehen in unserer Umgebung, zunächst in der näheren, dann der ferneren (nordischen und südeuropäischen) und später in anderen Weltteilen.

Diese Umschau hat eigentlich schon frühe begonnen. Zellerstedt und vor ihm Thunberg haben in Skandinavien Umschau gehalten, Haworth in England, um andere nicht zu erwähnen. Seit den vierziger Jahren haben Zeller Sizilien, dann Corsica und das dalmatiner Küstengebiet, Staudinger Andalusien und Island, er in Verbindung mit Dr. Wocke Polar-Norwegen und Dovrefjeld, Ledover Kleinasien erforscht, um nur einzelne Beispiele herauszugreifen. Ich könnte eine Reihe anderer Namen noch beifügen. Viel Mühe und Fleiß wurde auf die Durchsichtung des Alpengebietes verwendet, wozu auch der Schreiber dieser Zeilen

seinen Beitrag geliefert hat. Wir kennen jetzt diesen wunderbaren Erdwall vom Monte Rosa bis zum Wiener Schneeberg und zum Nanos in Istrien genau. Auch die Pyrenäen und der Kaukasus sind uns zugänglich geworden, und jedes der europäischen Kulturländer besitzt jetzt seine Lepidopteren-Fauna. Fehlt die letztere, so schreibt man dem Bildungszustand eine schlechte Note — ich darf es gradezu aussprechen.

Wie viel Neues und Interessantes mußte sich da ergeben!

Doch wichtiger, viel bedeutsamer wiegen die allgemeinen Resultate und sie entfernen gewiß jeden Vorwurf, welchen man dem Schmetterlingsstudium als einer Dilettanten-Arbeit hier und da noch machen könnte.

Noch ein paar Worte also für den Leser, welcher kein Fachmann ist.

Die nordische Pflanzenwelt wiederholt sich auf unseren Hochalpen. Manches, in uns schwer verständlicher Weise, fehlt allerdings plötzlich. Das Vorkommen ist begreiflich, wenn auch eine lange, lange Epoche, welche wir nach Jahrtausenden berechnen müssen, Alpines und Scandinavisches getrennt hat durch weitesten Zwischenraum eines milder gewordenen Kontinents. Mit unseren Lepidopteren ist es ähnlich. Manches mangelt plötzlich, während anderes über den Altai noch weit ostwärts vorkommt. Treffen wir doch selbst in den östlichen und westlichen Alpen Europas hier und da eine ganz andere Art, ohne daß uns die Verschiedenheit der Vorkommnisse bei gleichen klimatischen Verhältnissen begreiflich wäre.

Daß ferner ähnliche Klimate ähnliche oder gleiche Tierformen hervorbringen, daß der polare Norden von Labrador bis Kamtschatka die gleiche Tierwelt birgt, darf es uns wunder nehmen, obgleich es anfänglich ein unbegründetes Erstaunen erweckte?

Wer kennt nicht unsere Tagfalter, Sonnentiere, welche als armseliger Überrest ihrer Tropengenossen an hellen Tagen in der matten Sonne des Nordens unsere Wiesen und Felder schläfrig beleben? Island hat nach Staudinger keinen Tagfalter. Das Klima, dank des Golfstromes, ist allerdings ein sehr mildes, aber sehr feuchtes. So gehen ganze Sommer ohne einen Sonnen-Tag hin. Da kann ein Tagfalter, er, das Kind der Sonne, nicht leben. Und oben in dem weit kälteren Klima Grönlands und des polaren Sibiriens kommen letzte Reste jener in den Tropen so herrlichen Tierwelt nicht einmal ganz spärlich vor; dort scheint denn doch zuweilen das Tages-Gestirn.

Wie man für die übrige Tierwelt große Faunenbezirke unterschieden hat, so ist es auch hier. Eine neue Welt bringen z. B. die Sunda-Inseln. Einen wunderbaren Reichtum an kleinen Schmetterlingen hat Australien kürzlich enthüllt. Und manche unserer gewöhnlichsten Arten gehen von Paris bis Peking! Ein manchem unserer Leser bekannter Schmetterling ist der Distelfalter, *Vanessa Cardui*. Man begegnet ihm überall von Lappland bis in die Tropen, von St. Francisco bis Japan. Er ist der Kosmopolit.

Noch ein letztes Wort!

Es geschieht im modernen Europa für Militär erdrückend viel, für Naturwissenschaften verhältnismäßig wenig. Komme man da mit der Bitte, für Insekten-

kunde etwas zu thun! Man wird gleich dem von uns anfangs erwähnten Schmetterlingsfänger für den Halbnarren und zwar diesmal den vordringlichen gehalten. So sehen wir denn, daß, wenigstens nach meinem Wissen, alle die zahlreichen entomologischen Vereine Europas, von London bis Petersburg, durch Privatmittel unterhalten werden.

Höchstens, wenn einmal ein Unglück hereinbricht, wenn Fichten- und Eichenwälder vernichtet werden, gedenkt man jener Arbeiten. Die Phylloxera, diese Pest der Gegenwart, hat die schläfrigen Gemüter etwas aufgerüttelt, auch hinterher bei uns in Deutschland. Hier, wo enorme Summen auf dem Spiele stehen, haben die Franzosen notgedrungen sich zuerst aufgerafft, während z. B. in der Schweiz noch der süßeste Dufel herrscht und Landpfarrern, Dorfschulmeistern und Handlungsgärtnern die Sache überlassen bleibt, bis es zu spät ist. Wissenschaftliche Entomologen sind bisher dort ein unnützes Möbel.

Und wie ganz anders ist es drüben in jenen transatlantischen Staaten, welchen die Herrschaft der Welt in kommenden Jahrhunderten (vielleicht schon im nächsten) gesichert ist.

Hier dienen zahlreiche Zeitschriften der Insektenkunde, so daß es dem Europäer oft sehr schwer wird, die amerikanische Litteratur auch nur eines Jahres zu bewältigen. Da man nur eine minimale Armee an der Indianer-Grenze zu unterhalten hat, bleibt Geld für andere nutzbringendere Anlagen.

So sehen wir denn in einer Anzahl der älteren Staaten anständig bezahlte „Staats-Entomologen“, welche ihres Amtes zum teil glänzend walten. Ich nenne bloß den Namen Milens. Und zu thun giebt es dort genug. Zwei Raupen, „the Army-Worm“ und „the Cotton-Worm“, haben gräßlich drüben gehaust.

Und bei uns? „The rest is silence.“

Zürich.

Frey.



Naturwissenschaftliche Revue.

In der gegenwärtigen schönen Sommerszeit haben diejenigen naturwissenschaftlichen Publikationen in erster Linie Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, welche die Dinge behandeln, denen wir draußen begegnen, und sie haben dies um so mehr, wenn sich diesen Dingen, nachdem wir sie mit nach Hause brachten, noch eine oder die andere angenehme Seite abgewinnen läßt. Unter ihnen müssen wir den Pilzen einen der ersten Plätze einräumen. Erfreuen uns die einen durch ihre schönen Farben, so fesseln die andern durch ihre abenteuerlichen Formen, eine weitere Zahl endlich bildet für uns ein gesundes und sehr wohlchmeckendes Nahrungsmittel. Weil die Pilze die einzigen Pflanzen sind, die einigermaßen die Fleischnahrung ersetzen können, so hat man schon längst sich alle Mühe gegeben, das Vorurteil gegen sie, welches, wenn auch nicht allgemein, doch weit verbreitet ist, zu zerstreuen und namentlich der ärmeren Bevölkerung dadurch ein überaus billiges und leicht zu beschaffendes Nahrungsmittel zuzuführen. Diesen Bestrebungen ist deshalb auch ein national-ökonomisches Interesse nicht abzuspochen, und so gereicht es uns

zu besonderer Befriedigung auf zwei kleine Schriften von Röhl^{*)} und von Medicus^{**)} aufmerksam zu machen, welche beide die Absicht verfolgen, dem Widerwillen, der noch gegen die Pilze herrscht, dadurch entgegenzutreten, daß sie die giftigen von den unschädlichen sicher zu unterscheiden lehren und zugleich die Art der Zubereitung der einzelnen Sorten vorführen. Zur Erreichung des erstgenannten Zweckes sind die beiden kleinen Schriften mit vortrefflichen Tafeln ausgestattet, die namentlich in dem Röhl'schen Schriftchen äußerst fein und naturgetreu, in dem von Medicus dem billigen Preise gemäß viel roher gehalten sind. Doch kann man auch nach ihnen die Pilze sicher erkennen. Darin unterstützt ferner eine kurze Beschreibung; vor nachteiligen Folgen, die der Genuß einiger, z. B. der Morcheln doch noch haben könnte, bewahren genaue Vorschriften zum Sammeln und Zubereiten, die namentlich in dem Röhl'schen Werkchen recht ausführlich gehalten sind. Auch bilden beide den mit dem echten Champignon leicht zu verwechselnden Giftchampignon ab. Man kann beiden Büchern die möglichst weite Verbreitung und eingehende Benutzung nur wünschen.

Da die Pilze kein Chlorophyll enthalten, so können sie nicht, wie es die andern Pflanzen thun, Kohlensäure unter Abscheidung des Sauerstoffs zerlegen; denn diese Funktion ist ausschließlich an die grünen Pflanzenteile geknüpft. Der Streit über die eigentliche Bedeutung des grünen Farbstoffes ist freilich lange noch nicht entschieden. Dem Leser dieser Revuen wird erinnerlich sein, daß Pringsheim dieselbe in einer Schutzwirkung gegen zu helles Sonnenlicht gesehen hatte, daß dagegen Engelmann diese Annahme zurückgewiesen zu haben glaubte, als er die sauerstoffbedürftigen Bakterien sich gerade an den Chlorophyllkörpern der Pflanzen zusammenscharen sah. Die Frage ist nun neuerdings von Reinke^{***)} wieder aufgenommen, und seine Arbeiten haben ergeben, daß die Pringsheim'sche und Engelmann'sche Ansicht wahrscheinlich beide einander beschränkend ihre Berechtigung haben. Das Blattgrün absorbiert bekanntlich einen Teil der roten und die blauen und violetten Strahlen des Sonnenlichtes. In dem absorbierten roten Lichte fand nun Reinke stärkere Sauerstoffabscheidung wie in den benachbarten nicht absorbierten roten und orangenen Strahlen, während im blauen und violetten Licht eine solche verstärkte Kohlensäurezerlegung nicht zu beobachten war. Wenn demnach auch die Absorption der roten Strahlen ihre Erklärung durch die Annahme finden kann, daß ihre Energie in Molekularbewegung umgesetzt wird, so gilt dies nicht von der Absorption der violetten und blauen Strahlen. Diese kann deshalb ihren Grund in einer vom Chlorophyll ausgeübten Schutzwirkung haben. Dann muß man freilich annehmen, daß das blaue und violette Licht eine spezifische Wirkung auf die Bewegungsenergie der Bakterien ausübe. Freilich würde damit die Notwendigkeit der Schlussfolge von Engelmann durchbrochen sein.

Wenn demnach hier die Herrschaft der Bakterien bedroht ist, so ist sie in Folge der letzten Berichte der Cholera-Kommission in Kalkutta als Ursache dieser Krankheit völlig gesichert worden. Es steht fest, daß die entsehlliche Seuche kleinen kommaartig gekrümmten Bazillen ihre Entstehung verdankt, welche im Darne der Cholera-kranken hausen. In sauren Flüssigkeiten gehen sie sehr rasch zu Grunde, im Magen können sie sich deshalb nicht halten, diesen auch wahrscheinlich nur dann lebendig passieren, wenn eine Indigestion eingetreten ist. Ebenso wenig vertragen sie Trockenheit, gehen eingetrocknet vielmehr nach ganz kurzer Zeit zu Grunde, während sie sich umgekehrt namentlich auf feuchter Erde in größter Geschwindigkeit weiter entwickeln. Deshalb ist die Wäsche von Cholera-kranken meist der Träger der Infektion, doch ist eine solche auch durch Vermittlung sumpfigen Wassers beobachtet worden, in dem die Wäsche von Cholera-kranken gereinigt war, während andere Anwohner das Wasser desselben Sumpfes wie in Indien ekel-

*) Die 24 häufigsten essbaren Pilze, welche mit giftigen nicht leicht zu verwechseln sind, in natürlicher Größe dargestellt und beschrieben, mit Angabe ihrer Zubereitung. Mit 14 Tafeln in Farbendruck. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung.

***) Unsere essbaren Schwämme. Populärer Leitfaden zum Erklären und Benutzen unserer bekanntesten Speisepilze. Mit 13 Abbildungen. 4. Aufl. Kaiserslautern, Gotthold. 1883.

****) Untersuchung über die Wirkung des Lichtes auf die Sauerstoffabscheidung der Pflanzen. Botanische Zeitung 1884.

hafter Weise üblich, zum Trinkwasser benutzt hatten. Dieser Fall konnte als zufällig gemachter Versuch zur Prüfung der Resultate der Kommission angesehen werden, da an Tieren angestellte Versuche aus dem oben angegebenen Grunde mißlingen. Die nunmehr von ihrer gefährlichen Reise zurückgekehrte Kommission hat allen Grund mit voller Befriedigung auf ihre Resultate zu blicken, und der ihr bereitere Empfang giebt dieser Überzeugung vollen Ausdruck.

Die Zurückführung der Cholera auf diese kleinsten pflanzlichen Organismen ist die letzte und wichtigste Errungenschaft, welche wir in der Erkenntnis derselben, sowie ihrer Lebensweise aufzuweisen haben. Bei der großen Bedeutung, welche sie für das Leben und den Haushalt der Menschen haben, ist es als ein sehr dankenswertes Unternehmen zu begrüßen, daß Felix von Thümen*) in einer gemeinverständlichen kleinen Schrift ihr Leben und Wirken dem großen Publikum vorgeführt hat. Wenn wir etwas an dem Werkchen auszusetzen haben, so ist es nur der allzu häufige Gebrauch von Fremdwörtern, der auf den ersten Seiten geradezu störend ist. Doch ist er von verschwindender Bedeutung gegen den reichen, vortrefflich dargestellten Inhalt. Die unschädlichen und nützlichen Bakterien werden vorgeführt, und das Studium der fesselnden Schrift kann als durchaus lohnend bezeichnet werden. Erfreulicher freilich, wenn auch nicht nützlicher ist das Studium der allgemeinen Physiologie, das uns Preyer**) in einem 224 Seiten zählenden Buche neuerdings auseinandergesetzt hat. Dasselbe behandelt in der glücklichsten Weise ein sonst nicht allzu häufig berücksichtigtes Gebiet. Aus Universitätsvorlesungen hervorgegangen ist es in erster Linie für Studenten bestimmt und wohl geeignet denselben am Anfange wie am Ende des Studiums, dort Wegeweisend, hier Umschau gewährend von größtem Nutzen zu sein. Aber diesen wird es auch für den Laien haben, den es in eine Wissenschaft einführt, welche, wie die ausgebreitetste und interessanteste, so auch der schwierigsten eine ist. Ein kurzer Überblick über die Geschichte der Physiologie leitet zu der eigentlichen allgemeinen Physiologie oder Bionomie über, welche vom Wesen des Lebens, dem Inhalt der Formen, den Kräften und den Funktionen der lebenden Körper handelt. Ohne daß man durch schwierige Einzelfragen sich im Verständnis gehindert sähe, werden nur die allgemeinen Thatsachen der Physiologie vorgeführt und dadurch namentlich die Grundlagen derselben und die Gesichtspunkte, auf welche die gegenwärtige und zukünftige Forschung ihr Augenmerk hauptsächlich zu richten haben wird, bezeichnet. Die tiefgehende Anregung, welche die Lehre Darwins der Physiologie gegeben hat, tritt dabei ins hellste Licht, und indem sich das Interesse mehr und mehr steigert, legt man das Buch mit Verdruß, daß der Abschnitt: die Aufgabe der speziellen Physiologie nur einige Seiten zählt, und der Schluß so bald erreicht ist, aus der Hand.

Nur zum Teil läßt sich in gleicher Weise das Prachtwerk rühmen, in dem uns Tümler und F. Specht***) in Wort und Bild den deutschen Wald vorführen. Die zwölf großen Holzschnitte, welche ebenso viele Tiere in der ihren Aufenthalt bildenden Landschaft darstellen, sind wundervoll und dürften den besten ihrer Art an die Seite treten, der Text aber, eine Schilderung der Lebensgewohnheiten der Tiere, verquickt mit allerlei Fragen, die damit in keinem oder losem Zusammenhang stehen, wendet sich nicht an ein Publikum, welches den Resultaten der Naturforschung zu folgen gewohnt ist. Teleologischen Lobpreisungen der Weisheit, mit der der Schöpfer alles eingerichtet hat, folgen Ausfälle gegen die Darwinsche Lehre, welche in bekannter Art eben nur beweisen, daß der Verfasser dieselbe nicht kennt und infolgedessen einen steggekrönten Krieg mit Windmühlensflügeln führt. Dazu ermüden mannigfache Wiederholungen, während andererseits aber auch recht gelungene Schilderungen zu erfreuen geeignet sind.

Hat es dies schön ausgestattete Buch nur mit Wirbeltieren zu thun, so beschäftigt sich eine Arbeit Müllenhofs†) lediglich mit Insekten, aber mit denjenigen unter ihnen, denen man um ihrer

*) Die Bakterien im Haushalte des Menschen. Wien, Faesch. 1884.

**) Die Elemente der allgemeinen Physiologie. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1884.

***) Deutsche Wald- und Wildbilder. Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1883.

†) Über die Entstehung der Bienenzellen. Pflügers Archiv. 32. 1883. S. 589.

Kunstfertigkeit willen oft geneigt gewesen ist einen höheren Platz wie jenen anzuweisen, mit den Bienen und ihren Verwandten. In Übereinstimmung mit den Schilderungen Lubbocks, über die unsere vorige Revue berichtete, zeigt sich der Verstand derselben trotz ihrer so kunstvollen Bauten doch nur gering. Nachdem sie sich an einander geklammert von der Decke des Stockes in einem die Spitze nach unten kehrenden Regal herab gehängt haben, beginnt eine von ihnen den Bau der oberen Leiste der Wabe. Die anderen aber bleiben nicht zurück. Von beiden Seiten drängen sie mit den Köpfen, die Leiste durch angefestes, in der hohen Temperatur des Stockes noch weiches Wachs tafelförmig verlängern gegen diese, und indem der Kopf der einen in die Vertiefung zwischen den Köpfen der von der entgegengesetzten Seite arbeitenden eindringt, entstehen zunächst in dem Wachs ineinander passende Vertiefungen, aus denen sich lediglich nach mechanischen Gesetzen die bekannte sechseckige Form der Zelle heraus bildet. Wie die Biene nach eigenem Ermessen bauen will und kann, das beweisen die dickwandigen Königinnenzellen, welche aus einer Halbkugel mit aufgesetztem Cylinder bestehen. Der feste Halt, den die aneinander hängenden Bienen gewähren, macht dabei die freie Entwicklung jener sechseckigen Formen möglich.

Den Königinnenzellen ähnlich sind die Bauten derjenigen Bienen, welche dieselben nicht in Gemeinschaft mit andern aufführen, und aus solchen dürften sich die sozial lebenden Bienen entwickelt haben. Ein Nachweis über diese Entwicklung kann freilich nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht geführt werden, wie dies, was wir früher einmal berührten, namentlich hinsichtlich der Entwicklung der Pferde gelungen ist. Eine diese betreffende interessante Notiz über die Entstehung speziell der europäischen Pferdeform hat vor kurzem Nehring*) gegeben. Derselbe führt aus, daß Europa kurz nach der Diluvialzeit ausgedehnte Steppen besessen habe, welche alle Existenzbedingungen für das wild lebende Pferd boten. Das sie bevölkernde Tier war ein starkknochiges, dickköpfiges, mittelgroßes Pferd, das aber infolge der Ausbreitung des Urwaldes degenerierte und einer kleinen dünnknochigen Rasse Platz machte. Diese aus den Knochenfunden erhaltenen Resultate schließen indessen eine Einfuhr asiatischer Formen keineswegs aus.

Welcher Rasse die Wildpferde, welche nach Hehn noch in historischen Zeiten den deutschen Urwald durchstreiften, angehörten, das auszumachen fehlen uns die nötigen Daten. Die Resultate Nehrings lassen es möglich erscheinen, daß die von Hehn als verwildert oder von verwilderten abstammend angesehenen Pferde in Europa schon vorhanden waren, als die Indogermanen den Weltteil in Besitz nahmen, von dem aus sie die Herrschaft der Erde antreten sollten. Die klimatischen Änderungen hätten demnach auf das Wesen der ihnen ausgesetzten Pferde einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, und auf derartige Einflüsse führt Darwin die Entstehung der Arten zurück, während er etwaigen Kreuzungen nur einen mehr untergeordneten Rang zuschreibt. Die letztere Frage hat neuerdings Foote**) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, der er die durch ihre zahllosen Varietäten ausgezeichneten Brombeerarten zu Grunde legte. Dabei ergab sich, daß die Hybriden zweier verschiedener Arten sehr oft mangelhaft ausgebildete Pollen besaßen. Doch stimmten mehrere derselben mit gut begrenzten Arten überein, die jene mangelhafte Blütenstaubbildung nicht zeigen, so daß dieser unregelmäßige Zustand im Verlauf der Entwicklung überwunden werden kann. Foote steht deshalb nicht an, der Kreuzung mindestens dieselbe Bedeutung für die Entstehung neuer Arten zuzuschreiben, wie den Änderungen des Klimas.

Die Brombeerarten sind ein Beispiel einer Pflanzenfamilie, welche auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung steht, eine Reihe längst ausgestorbener Pflanzen dagegen haben die neueren Erforschungen Grönlands durch die dänischen Expeditionen kennen gelehrt, über die H. Rind***) berichtet. Nordenskiöld und Raackhoff hatten in den Jahren 1870 und 71 deren 316 Arten gesammelt, diese sind durch den Sammeleifer der Dänen auf 613 angewachsen, welche nach Osvald Heer der Tertiär- und Kreidezeit angehören. In der letzteren hatte die Insel eine mittlere Jahrestemperatur, wie sie jetzt Madeira aufweist, während diese Temperatur in der ersteren auf

*) Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. 1883. Nr. 4.

**) Botanische Jahrbücher V.

***) Petermanns Mitteilungen. Bd. 30. 1884. II.

12° C. zu sehen ist. So hat das jetzt von Eis starrende Land bessere Tage gesehen. Die Vermutung Nordenskiöld's, daß im Innern eisfreie Stellen wären, fanden die Dänen, die höchsten Berggipfel vielleicht ausgenommen, nicht bestätigt. Trotzdem bewohnen Eskimos das unwirtliche Land bis zur Breite von 70°.

Gern kehrt unser Bericht von jenen eisigen Einöden in unsere gemäßigten Breiten zurück, deren Bewohner ihrem Klima die Möglichkeit zu arbeiten verdanken. In der Auseinandersetzung der Resultate der chemischen Forschung fährt die 7. und 8. Lieferung des Handwörterbuchs der Chemie, aus der Treubendtschen Encyclopädie der Naturwissenschaften, fort, welche von Atomtheorie bis Butter säure reicht und neben einer Anzahl nur für den Chemiker interessanter Artikel auch wiederum manches von allgemeiner Bedeutung liefert, so die Betrachtung des Bariums, seiner Entdeckungsgeschichte und Verbindungen, des Bieres mit der Technologie seiner Herstellung, des Bleies und seiner Metallurgie u., der Bleicherei, der chemisch wie physikalisch so merkwürdigen Eigenschaften des Blutes, sodann eine Abhandlung über den Boden, das Bor und Brom, endlich über das Brot und seine Bereitung nebst der seinen Nahrungswert so trefflich ergänzenden Butter.

Die Physik ist nach wie vor hauptsächlich mit Forschungen und Anwendungen auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre beschäftigt. Um in dieselbe weitere, namentlich jugendliche Kreise einzuführen hat Tyndall zwei kleine Schriftchen verfaßt. Das erste dieser beiden elegant ausgestatteten Büchlein verdankt seine Entstehung den Vorträgen, welche seit 1827 in London in den Räumen der Royal Institution anfangs durch Faraday, später durch Tyndall für Knaben und junge Mädchen zu Weihnachten gehalten wurden und noch werden. Die zweite Schrift behandelt auf 93 Seiten die gesamte Elektrizitätslehre; sie ist der kurze Umriss von 7 Vorlesungen und enthält demgemäß keine Illustrationen, wie sie der erstgenannten Schrift zu großer Zierde gereichen. Diese stellen in der Absicht, den Zuhörer zum Selbsterperimentieren anzuleiten, die einfachsten Versuche dar, bei denen gewöhnliche Trinkgläser, Siegellacktaugen, Strohhalme, Eier und Äpfel eine große Rolle spielen. Durch sie können auch die Lehrer der Physik viel lernen. Allerdings liegen in England die in Betracht kommenden Verhältnisse ganz anders wie in Deutschland, wo die Physik in allen Schulen gelehrt wird, wo sich nicht wenige Firmen mit Anfertigung billiger Apparate befassen. Da diese aber infolge ihrer Billigkeit oft nichts taugen, so sind sie doch teurer als manche andere, welche mehr kosten, werden aber trotzdem gekauft, da der Mehrzahl der Lehrer jede Vorbildung in der Experimentierkunst für Vorträge und Lehrstunden gefehlt hat. So ist der Mangel, den Tyndall rügt, trotz mannigfacher Erörterungen in den öffentlichen Blättern auch an unseren Schulen in hohem Grade vorhanden. „Die Leiter höherer Schulen,“ sagt der englische Gelehrte, „sollten wohl wissen, daß es unerlässlich ist, nicht nur zur Erfindung solcher Vorrichtungen, sondern auch zum Experimentieren mit denselben den Lehrern die erforderliche Zeit einzuräumen. Kein Lehrer der Physik kann sich je an einen Vortrag wagen, ohne unmittelbar vorher seine diesbezüglichen Vorrichtungen wohl geprüft zu haben. Die Experimente bilden einen Teil seiner Sprache und müssen gleich den gesprochenen Worten vollkommen logisch und frei von Stottern dem Auditorium geboten werden. Sollen sie diesem entsprechen, so erfordern sie einen Zeitaufwand, welchen ihnen die Leiter der Schulen nicht gerne gönnen. Dies ist jedoch ein notwendiger Aufwand und sie würden klug handeln, diesem Umstande Rechnung zu tragen.“ Wohin der bei uns herrschende Zustand geführt hat, das zeigen am besten die Lehrbücher der Physik für höhere Schulen, die immer mehr auf den Weg geraten, diese Wissenschaft als aus mathematischen Sätzen ableitbar zu betrachten, und durch diese vergeblich zu ersetzen suchen, was das Experiment allein zu leisten im Stande ist.

Wenn diese Art der Behandlung des physikalischen Lehrstoffes immer verkehrt ist, so ist sie in den meisten Fällen auch gar nicht durchführbar, so z. B. bei der Betrachtung der atmo-

*) Vorträge über Elektrizität. — Elektrische Theorien. Beide deutsch von Kothorn und im Verlag von Hartleben in Wien.

sphärischen Elektrizität, deren Behandlung von Palmieri*) uns in eben vollendeter Übersetzung von Discher vorliegt. Die Arbeit des berühmten Beobachters des Vesuvius ist in den Schriften der Königlich Italienischen Akademie der Wissenschaften von 1882 veröffentlicht, und man kann bei ihrer Wichtigkeit der Verlagsbuchhandlung nur dankbar sein, daß sie dieselbe auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht hat. Nach Beschreibung der Beobachtungsinstrumente und Methoden geht Palmieri näher auf seine Beobachtungen ein, deren Resultate ja längst bekannt sind. Er findet, daß „dort, wo Regen fällt, man reichlich positive Elektrizität hat mit einer sie umgebenden, mehr oder weniger breiten Zone von starker negativer Elektrizität; auf diese folgt eine andere Zone starker positiver Elektrizität, die dann in größerer Entfernung rasch abnimmt.“ Die Quelle derselben findet er in der Verdichtung des Wasserdampfes, eine Ansicht, die der von Dove zuerst geäußerten nahe kommt, wonach die Reibung des aus dem Dampf entstehenden Wassers an den Luftteilchen die Quelle dieser Elektrizität sei.

Hinsichtlich der Elektrotechnik hat sich das Publikum mehr und mehr beruhigt, die Zeitungen berichten keine Wunder aus ihrem Gebiete mehr, und sie würden auch wohl nicht mehr in dem Maße geglaubt werden, wie früher; die ernstere Litteratur hat wohl richtigere Anschauungen verbreitet. Einen vortrefflichen Zuwachs hat dieselbe in dem bereits früher von uns angefündigten Werk von Uhl and**) erhalten, vortrefflich, was die technische Seite anlangt, nicht in demselben Maße gelungen hinsichtlich des eigentlich physikalischen und historischen Teiles. Diesen behandeln die beiden ersten Kapitel, das 3. ist den Lampen, das 4. den elektrischen und den Lichtmessungen, das 5. endlich der Ausführung der elektrischen Beleuchtung gewidmet. Besonders dieses ist ungemein reichhaltig, und das vorliegende ist wohl das erste derartige Buch, welches sich über diese Dinge eingehender verbreitet. Wenn auch Nollets Elektrischermaschine nicht als die Guerikes hätte abgebildet werden sollen, wenn Galvanis Entdeckung der strömenden Elektrizität nicht seiner Frau, der Musschenbroe zukommende Ruhm die Wirkung der Leidner Flasche zuerst erkannt zu haben, nicht Cunaeus zugeeignet werden durfte, so ist das mit einer Menge größerer Holzstiche geschmückte Buch jedem Laien und Ingenieur, der sich über elektrische Beleuchtung unterrichten will, doch auf das Wärmste zu empfehlen.

Über die Anwendung derselben in der Photographie hat vor kurzem dem elektrotechnischen Verein in Berlin van Konzelen***) interessante Mitteilungen gemacht. Der genannte Photograph hat vortreffliche Resultate erzielt mit einer Siemensschen Lampe, deren Licht durch einen mit Papier ausgeschlagenen Reflektor für den betreffenden Zweck genügend zerstreut wurde. Am meisten Eingang hat diese Neuerung in der Photographie in Petersburg gefunden, nächstdem in London und Paris. In Berlin kam sie erst Mitte Januar in Aufnahme, in Wien aber hat man noch nichts von ihr wissen wollen. Unbestreitbar hat die Photographie mit elektrischem Lichte eine große Zukunft da, wo das Sonnenlicht aus klimatischen oder sonstigen Rücksichten ausgeschlossen ist.

Die Resultate Frölichs über die Messung der Sonnenwärme, die wir in voriger Revue mitteilten, hat Vogel, gestützt auf das Material der Sonnenwarte in Potsdam, einer Kritik unterzogen, die allerdings geeignet ist, jene Resultate als illusorische erscheinen zu lassen. Abgesehen von dem auch von uns bereits hervorgehobenen Einwurfe gegen Frölichs Resultate, daß die Anzahl jener Messungen zu klein ist, um sie zuverlässig erscheinen zu lassen, berechnet Vogel unter der Annahme, daß die Sonnenflecken keine, ihre Höfe nur halb so viel Wärme ausstrahlen wie fleckenfreie Stellen der Sonne, und unter Vernachlässigung der Wirkung der die Wärmestrahlung steigenden Sonnensadeln nach den photographischen Aufnahmen der Sonnenwarte die von der Sonne ausgestrahlten Wärmemengen und findet die von Frölich mitgeteilten Zahlen nicht nur viel zu hoch, sondern auch in ihrem Verlauf gar nicht mit der Änderung der

*) Die atmosphärische Elektrizität bei A. Hartleben in Wien.

**) Das elektrische Licht und die elektrische Beleuchtung mit einem Anhang über die Kraftübertragung durch Elektrizität. Leipzig, Veit und Komp. 1884.

***) Elektrotechnische Zeitschrift. 1884. S. 101.

†) Wiedemanns Annalen. XXI. Heft 4.

Flecken übereinstimmend. Den Frölich'schen Zahlen dürfte demnach jede Beweisraft mangeln, und die früher mitgeteilte Beobachtung Försters die einzige sein, welche über den Zusammenhang zwischen der Fleckenentwicklung und Sonnenwärme wenigstens einigermaßen Aufschluß geben kann.

Der zuletztgenannte Astronom pflegt dem von der Berliner Sternwarte herausgegebenen Normalkalendarium seit Jahren eine Abhandlung beizugeben, die den jeweiligen Stand der astronomischen Arbeiten, so weit er größere Kreise interessiert, darstellt. Die Abhandlung des eben erschienenen Kalendariums für 1885 hat den Zusammenhang der Dämmerungserscheinungen und den Ausbruch des Krakatoa, sowie die Zusammenstellungen von Kometenbahnen zum Gegenstand. Über beide liegen jedoch auch mannigfache andere Arbeiten vor. Die Höhe der abnormen Dämmerungserscheinungen hat Dufour*) unter der Voraussetzung, daß sie durch Reflexion direkten Sonnenlichtes entstehen, auf 70 km berechnet, andere Forscher haben diese Höhe zu 10 bis 20 km bestimmt. Daß in diesen Höhen, ja bis zu solchen von 100 km die vorhandenen Gasteilchen noch genügen, um feinste Staubeilchen zu tragen und sogar fortzubewegen, hält Förster**) aus Beobachtungen an Sternschnuppen für erwiesen. Für den Ursprung der Dämmerungserscheinungen durch Reflexion des Lichtes an mineralischen Bestandteilen sprechen zunächst, wie der berühmte Astronom ausführt, gewisse Höfe und Ringe um die Sonne, die man zur Zeit der Dämmerungserscheinungen am Tage beobachtet hat, und deren Entstehung nicht durch Eiskugeln, welche in der Luft schweben, erklärt werden können. Ferner spricht dafür, daß die Dämmerungsphänomene im allgemeinen an verschiedenen Orten um so früher eingetreten sind, je näher dieselben dem Schauplatz des vulkanischen Ausbruches lagen, doch scheint sich die Erscheinung nach Westen hin etwas rascher, wie in entgegengesetzter Richtung fortgepflanzt zu haben. Auch hat man bei früheren vulkanischen Ausbrüchen ähnliche Erscheinungen beobachtet. Gegen die Erklärung des seltenen Phänomens aus meteorologischen Verhältnissen aber spricht seine Verbreitung über die ganze Erde, gegen ihren kosmischen Ursprung, als Überbleibsel von Sternschnuppen die in der Luft zerstäubten, der Umstand, daß aus jenen Tagen durchaus keine Beobachtungen zahlreicher Sternschnuppenfälle vorliegen, sowie der weitere, daß das Dämmerungsphänomen nicht gleichzeitig auf der ganzen Erde eintrat. Dem von Haun gemachten Einwande, daß für das enorme Verbreitungsgebiet der Erscheinung unmöglich genug Staubeilchen in die Atmosphäre geraten sein könnten, sucht Förster durch die Bemerkung zu begegnen, daß zur Hervorbringung solcher optischen Fernwirkungen nicht zusammenhängende Schichten von Staubeilchen notwendig sind, sondern daß Schichtungen genügen, in denen die kleinsten Teilchen noch sehr erhebliche Abstände von einander haben. Wie die Sternschnuppenbeobachtungen beweisen, so ist die Annahme von Crookes und Preece,***) daß die Aschenteilchen, um sich in jenen hohen Regionen zu halten, elektrifiziert sein müßten, von der Maurer†) bereits gezeigt hatte, daß sie zu der Annahme eines Entweichens dieser Teile in den Weltraum führe, nicht nötig, um das Verweilen der Asche in den höchsten Regionen der Atmosphäre zu erklären. Immerhin ist der Umstand nicht aus den Augen zu verlieren, daß bei uns jedesmal farbenprächtige Dämmerung sichtbar wird, sobald wir uns im Bereich eines barometrischen Maximums befinden, und daß solche Erscheinungen in dem trocknen Klima Nordamerikas, vor allem in den kalten Wintertagen des Westens, zu den alltäglichen gehören. Wie bereits früher erwähnt, wird erst dann eine Erklärung dieser Erscheinungen möglich sein, wenn die Verarbeitung des von der Royal Society gesammelten Materials vorliegt, jedenfalls scheint der Wunsch Försters, daß die Erörterungen über sie mit mehr Gelassenheit geführt werden möchten, sich erfüllt zu haben.

Was nun schließlich die Resultate betrifft, welche die neueren Beobachtungen der Kometen ergeben haben, so hat der im Herbst vorigen Jahres längere Zeit hindurch sichtbare plötzliche

*) Comptes rendus, XVIII. p. 617.

**) Die veränderlichen Tafeln des astronomischen und chronologischen Teiles des Königl. Preuß. Normalkalenders für 1885. Verlag des Königl. statist. Büreaus, Berlin 1884.

***) Nature, Dezember.

†) Naturforscher, 1884, Nr. 10.

eigentümliche Lichtsteigerungen gezeigt, wie sie kein bisher beobachteter Komet sehen ließ. Als Ursache desselben sieht man Eruptionen an, welche die Nähe der Sonne verursachte. Interessanter noch ist die Mitteilung Lehmanns, daß Kometen, welche trotz verschiedener Umlaufzeit dieselbe Bahn einhalten, nicht ganz selten sind. Auch die Zusammenstellung der Kometen nach ihren Umlaufzeiten ist höchst bemerkenswert. Die größte Zahl der 73 Kometen, von welchen so ziemlich feststeht, daß sie geschlossene Bahnen beschreiben — 294 Kometen sind uns im ganzen bekannt — nämlich 23, hat eine Umlaufzeit von 1000 bis 10000 Jahren, dann folgen der Anzahl nach 17, deren Umlaufzeit 10 Jahre nicht übersteigt, 9 haben eine Umlaufzeit von 100 bis 500, 7 eine solche von 10000 bis 50000, je 6 vollenden ihre Bahn um die Sonne in 500 bis 1000 und in 50 bis 100 Jahren, nur 5 aber in 10 bis 50 Jahren. Endlich stellt Lehmann die Kometen zusammen, welche gruppenweise aus derselben Gegend des Weltraumes stammen. Fünf solcher Gruppen kennt man bis jetzt und wird wohl annehmen dürfen, daß ihre Glieder ursprünglich zu einem und demselben System von Weltkörpern gehört haben.



Litterarische Berichte.

Der vierte Stand und der Staatssozialismus.

Zur Signatur der deutschen Gegenwart von einem Nicht-Politiker. Leipzig 1884.

S. Hirzel.

Es ist immer erfreulich einem selbständigen Geiste zu begegnen, welcher auf das Vergnügen verzichtet, „gelegentlich sich etwas vorzulügen.“ Der Verfasser des voranstehend genannten Buches ist ein solcher. Die Abhandlungen der Schrift, welche sich in jesterem Gefüge, als das Vorwort erwarten läßt, aufbauen, zeigen ein ungewöhnliches Vermögen der Wirklichkeit der Dinge in das Auge zu sehen, womit nicht gesagt sein soll, daß die Dinge mir überall so zu liegen scheinen, wie der Verfasser sie darstellt. Ein Rückblick auf „die alte Gesellschaft und den Agrarkulturstaat in Deutschland“ bildet die Einleitung. Das zweite Kapitel, die wesentlich von 1848 an datierte Periode der wirtschaftlichen Umwälzung und die aus ihr hervorgegangene industrielle Gesellschaft und ihre Gegensätze behandelnd, führt uns an die Schwelle des eigentlichen Gegenstandes, welcher dann in den Kapiteln „der vierte Stand und die soziale Frage“ und „der deutsche Staatssozialismus“ sowie in dem Schlusskapitel eingehend behandelt wird. Der vierte Stand ist dem Verfasser eine aus den zerstückten Elementen der alten Gesellschaftsordnung hervorgegangene soziale Klasse, deren wirtschaftliche Basis darin besteht, keine wirtschaftliche Basis zu haben. Seine Angehörigen, so weit sie produzieren, sind ihm, da sie mit fremdem Werkzeug in fremder Werkstatt ihr Werk verrichten, unfreie Arbeiter, ihr Zustand ist der wachsenden Elendes. In einer Welt, wie die unsere ist, giebt es zur Wendung dieses Elendes kein anderes Mittel als soziale Staatshilfe. „Die Logik der Dinge

und die dialektische Notwendigkeit gestattet keinen andern Ausgang dieses Prozesses.“ Die Macht, von welcher die Staatshilfe ausgehen wird, soll das Cäsarentum, oder vielmehr ein Analogon desselben sein, zu welchem sich das mit einem Tropfen demokratischen Oels gesalbte Kaisertum der Hohenzollern, nach der Meinung des Verfassers, entwickeln muß. Nach seiner Ansicht hat dieser Entwicklung Fürst Bismarck durch die Zerreibung des alten preussischen Beamtentums den Weg gebahnt und zugleich die Bahn staatssozialistischer Reform in einer für die Zukunft gradezu zwingenden Weise beschritten. Post-, Telegraphen- und demnächst auch Eisenbahnmonopol sind schon ein tüchtiges Stück Staatssozialismus. Das Tabaksmopol wird der vierte Stand erzwingen, wenn er einmal zur Erkenntnis dessen gelangt ist, was ihm frommt. Die Gewerbe- und Fabrikordnungen, das Haftpflichtgesetz, die teils schon beschlossenen, teils in verschiedenen Gestalten beratenen, teils angekündigten Gesetze über Krankenkassen, Unfallversicherungen, Alters- und Invalidenkassen, sind eben soviel Zeugnisse der Anerkennung der sozialpolitischen Staatspflicht, wie schwankende und unzureichende Versuche ihr gerecht zu werden. Die Uebertragung der Armenpflege wie der Schullast auf den Staat werden folgen, und damit werden die Grundlagen der deutschen Gemeindefreiheit dem Untergange geweiht sein. Endlich wird der Staat Arbeit verbürgen und das Arbeiten erzwingen müssen; der Staat wird „eine große Armenanstalt“ und ein großes Arbeitshaus werden, denn es ist keine andere Wahl als: Staatssozialismus oder der soziale Krieg, die soziale Revolution. —

Trotz all der unschmeichelhaften Dinge,

welche der Verfasser denen sagt, deren angebliche Mäthterzigkeit vor einer solchen Wahl zurückweicht, sind wir noch immer der Meinung, daß die Gesellschaft sich mindestens nicht zu beeilen braucht, um zur Vermeidung der Charybde unter die Häufe der Scylla zu flüchten.

A. B.

Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage von Michael Flürscheim. Baden-Baden 1884. D. Sommermeyer.

Die soziale Frage auf friedlichem Wege zu lösen, das ist unzweifelhaft die dringendste Aufgabe der modernen Menschheit. Ihr Weg führt am Abgrunde hin, in welchen die Sphinx sie stürzen wird, wenn sie ihr Rätsel nicht errät. Aber noch ist sie ziemlich ferne von der verhängnisvollen Stelle und sie thut gut, sich nicht zu übereilen. Es giebt Heilmittel, welche kaum weniger schlimm sind als das Uebel. Die freiwillige Einführung und Durchführung des Sozialismus ist nur eine Vorwegnahme des drohenden Unterganges. Diese will nun der Verfasser, welcher als Fabrikbesitzer ebenso Erfahrung wie spezielles Interesse an der Beseitigung des sozialen Krieges hat, nicht, oder wenigstens nicht in vollem Umfange. Er glaubt mit einem Stück Sozialismus auskommen zu können, und dies Stück Sozialismus ist, wie schon das Motto zeigt, dasjenige, von welchem Henry George die Rettung erwartet. An diesen lehnt er sich offen an, ohne doch darüber seine Selbständigkeit zu opfern.

Nach George und auch nach Rodbertus entstammt das Recht des Grundbesitzes der Gewalt — was übrigens schon im Contrat social steht — und ist und bleibt ein Unrecht. Es ist aber nach Georges und Flürscheims Lehre das Kapital, auch das sog. mobile, zuletzt begründet auf den Grundbesitz. Ohne daß es in diesem seinen Rückhalt hätte, würde es bei keinem Besitzer bleiben (S. 694). So ist der Privatgrundbesitz die letzte Ursache der sog. Kapitalsherrschaft, der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, der Ueberproduktion, der Krisen und des ganzen sozialen Elendes. Das ist mit großer Schärfe und in musterhaft klarer Weise entwickelt, wir sagen absichtlich: entwickelt, nicht: bewiesen, denn die Sache hat ein Loch. — Das Uebel soll also durch Beseitigung des Privatgrundbesitzes bekämpft werden. George, den wir wohl einen Revolutionär nennen dürfen, will den Grundbesitz einfach konfiszieren. Flürscheim sieht ein, daß ein solcher Versuch zu einem blutigen und verderblichen Bürgerkriege führen würde. Er will ablösen, und zwar nach den Vorschlägen von Stamm.

Der Staat soll den ganzen Grundbesitz zu einem festzusetzenden Werte kaufen. Der Verf. berechnet, die Grundrente von Deutschland betrug für das Jahr 3000 Millionen Mark. Das

ergiebt, zu 4% kapitalisiert 75 Milliarden, oder, wenn die Gebäude u. s. w. mit verstaatlicht werden, 100 Milliarden. — Woher das Geld nehmen? Dem Verf. erscheint nichts leichter als das. Die Grundbesitzer erhalten Gutscheine von der Staatskasse. Zu gleicher Zeit emittiert der Staat durch Auslösung rückzahlbare Pfandbriefe à 3% oder 2½% verzinslich, und der bei weitem größte Teil der Gutscheine wird in diesen Papieren angelegt werden. Den Beweis macht sich der Verf. sehr leicht. — In 25 bis 30 Jahren wird der Staat alleiniger Grundbesitzer sein. Grund und Boden giebt er in Erbpacht. Dann wird sich, wie der Verf. sagt, die Produktion, gering angeschlagen, verschärfen. Doch genug der Hirngespinnste! Die Stärke des Verf. liegt in der Kritik. Im übrigen sieht die ganze Georgische Agitation — von Flürscheim wollen wir hier nicht sprechen, — wie ein Versuch aus, im Interesse des beweglichen Kapitals den sozialen Ansturm auf den Grundbesitz abzulenken. Von der moralischen Seite des Vorschlages zu sprechen, haben wir dem Gefühl und Gewissen unserer Leser gegenüber nicht nötig.

A. B.

Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft von Dr. Alfons Bilharz. Wiesbaden 1884. F. F. Bergmann.

In der philosophischen Literatur der Gegenwart nimmt die Rückkehr zu Kant eine hervortretende Stelle ein. „Hundert fleißige Hände, die allerdings — nach dem Ausspruch eines kompetenten Kritikers in Jena — Köpfen von sehr verschiedenem Kaliber angehören, sehen wir heute eifrigst beschäftigt, den Kant zu erläutern. — — Jahr zum Jahr vermehrt der Büchermarkt diese exegetische und historische, apologetische und polemische Literatur.“ — Zu der letzteren Kategorie gehört, des exegetischen Titels ungeachtet, das vorliegende, einem befreundeten Mathematiker gewidmete Werk. — Der erste Teil desselben giebt „die Kritik der reinen Vernunft in der Nusschale“ d. h. einen ausführlichen Auszug derselben. — Der zweite Teil behandelt „den gewöhnlichen Menschen-Verstand versus Schulphilosophie“ und enthält sodann eine „Zerblätterung der Kritik der reinen Vernunft,“ welche den einzelnen Teilen der letzteren und deren Hauptthema parallel fortschreitet. — Den Standpunkt dieser „Zerblätterung“ charakterisiert der Autor in der Vorrede durch eine Kritik der bekannten astronomischen Vergleichung der Kantischen Weltbetrachtung mit dem Sonnensystem. — „Bisher nahm man an“ — so lautet der erwähnte Vergleich — „die Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten: da aber konnte man nie zu einer Erweiterung unserer Erkenntnisse durch Begriffe a priori gelangen. Man versuche es daher einmal mit der umgekehrten Annahme. Dies ist der Kopernikanische Gedanke, der anstatt die Sonne um den Betrachter, den Betrachter um die Sonne sich drehen läßt. — Müssen sich die Anschauung

und die Begriffe nach dem Gegenstand richten, so ist es unmöglich etwas a priori über ihre Beschaffenheit zu wissen; wohl aber, wenn umgekehrt, denn dann müssen die Gegenstände der Erfahrung nach dem Verstand, dessen Regel ich in mir a priori voraussetzen muß, richten und mit ihm übereinstimmen.“ — Der Verf. beweist nun auch in dem Vorwort auf astronomischem Wege, daß Kant die verlangte Verdrehung durch die dem „Betrachter“ gegebene Position in Wahrheit selbst nicht vollzogen habe. Um der Kopernikanischen Forderung zu genügen hätte er den Betrachter nicht in das Geozentrum, sondern in den Mittelpunkt der Sonne versetzen müssen. Diesen entscheidenden Sprung habe nun Kant nicht gethan, und darin liege der eigentliche Grund der Unverständlichkeit der Kritik und reinen Vernunft. — Einen solchen Sprung in das Heliozentrum hat nun Herr Dr. Vilharz persönlich gewagt. Er behauptet „damit im Erkennen vom subjektiven auf den wahrhaft objektiven Standpunkt gelangt zu sein und im Denken den wahren Gegenstand erreicht zu haben.“ — Er ist überzeugt, daß von dieser Denkbewegung die Möglichkeit einer neuen Erfassung der Natur, der Fortschritt der Wissenschaft und daher das Wohl der Menschheit abhängt. — Glücklicher Schwärmer, der durch seinen phantastischen Sonnenflug das Wohl der Menschheit zu begründen hofft. — Aber auch Ikaros, des großen Architekten Dädalus Sohn, stieg aus den dunkeln Irrgängen des Labyrinths auf künstlichen Flügeln zur Sonne auf; indessen die glühenden Strahlen schmolzen das Wachs, und niederstürzend versank er in den Abgrund des Meeres. — Wie der vorkantische Dogmatismus, so hat sich der nachkantische objektive und sogar der absolute Idealismus als ein illusorisches Phantasma erwiesen. Wird dem heliozentrischen Sonnen-Objektivismus die Fachkritik ein anderes Prognostikon stellen? — Dieser Instanz müssen wir die weitere Prüfung der angeblichen Lösung des Problems überlassen, da die Aufgabe dieser Revue, wie bereits im Februarheft 1881 auseinander gesetzt, auf die Betrachtung kulturhistorischer Einflüsse der philosophischen Arbeiten sich beschränkt. Tritt eine solche Einwirkung der Vilharzschen Spekulationen hervor, so werden wir bei der unverkennbaren Hingebung des Autors an seine Idee gern dann dessen Erfolge auf die Denkrichtungen der Gegenwart konstatieren. Z.

Die Aussprache des Griechischen von A. R. Rangabé. 2. Aufl. Leipzig 1884. Wihl. Friedrich.

In dieser nicht nur für den Philologen, sondern für jeden humanistisch Gebildeten interessanten Schrift führt der gelehrte Verfasser einen erfolgreichen Kampf gegen die Graßmiten zu Gunsten der von den Neuhellenen beobachteten Aussprache des Griechischen, von welcher er nachdrücklich und in den wesentlichen Punkten mit überzeugender Sicherheit nach-

weist, daß sie im großen und ganzen derjenigen entsprach, welche bei den alten Hellenen selbst die maßgebende und normale gewesen sei. Die Details seiner Beweisführung können wir hier nicht verfolgen; wir möchten nur hinter eine Stelle seines Vorwortes ein Fragezeichen setzen, in welcher er es empfiehlt, in unseren Schulen das Griechische als lebende Sprache zu behandeln, namentlich im Hinweis auf dessen Bedeutung als Handelsprache für den Orient. Wir glauben nicht, daß er damit den Verfechtern des griechischen Unterrichts in den Gymnasien einen Gefallen erweist; die Bedeutung dieses Unterrichts liegt ausschließlich in seiner Verwertung für die Originallektüre der klassischen Autoren; wir bezweifeln nicht, daß niemandem die geheimen Reize der homerischen Poesie erschlossen werden können, der nicht im Stande ist den Urtext zu lesen. Aber nimmt schon die Erreichung dieses idealen Zieles einen breiten Raum auf dem Lehrplan der Gymnasien in Anspruch, so würde eine weitere Belastung desselben zu Gunsten des Neugriechischen einen ungeheuren Sturm der Opposition wachrufen, bei der das praktische wie das ideale Ziel in die Brüche gehen könnten. Und deshalb ziehen wir es vor, der bisherigen Unterrichtsmethode das Wort zu reden. Selbstverständlich wird der wesentliche Inhalt der überaus gehaltvollen und fleißigen Arbeit Rangabés, deren Lektüre wir auch den Laien unter den Etazisten und Stazisten dringend ans Herz legen, durch diesen Einwand nicht berührt. — Im gleichen Verlage erschien: **Die hellenischen Taufnamen der Gegenwart**, soweit dieselben antiken Ursprunges sind, nach Gebrauch und Bedeutung zusammengestellt von August Volk. Der Verfasser beabsichtigt namentlich der durch leichtfertige Reiseberichterstattung verbreiteten Anschauung entgegenzutreten, als ob in Neugriechenland jeder Hausknecht Odysseus und jede Waschfrau Leukothea heiße, und tritt im übrigen an der Hand von Analogieen bei romanischen und germanischen Völkern lebhaft für das Recht der Hellenen ein, diese Namen für sich in Anspruch zu nehmen. Aus seiner fleißigen Zusammenstellung ist zu entnehmen, daß von den historischen griechischen Voll- und Kosenamen überhaupt nur wenige ganz außer Gebrauch geraten sind, und daß viele derselben auch bei uns Deutschen, zum Teil sogar unverändert, noch heute im Gebrauch sind, während die nicht gebrauchten bis auf wenige, durch entsprechende Begriffsnamen vertreten werden. (Thrasylulos = Konrad; Aristides = Perthes u. s. w.) Auch diese Schrift ist von mehr als fachmännischem Interesse. H. T.

Franz Munder, Johann Kaspar Lavater,
J. G. Cotta. Stuttgart 1883.

Die kleine Schrift, ursprünglich für die „allgemeine deutsche Bibliographie“ bestimmt, aber zu umfangreich ausgefallen, verdient auch nach den bekannten Biographien L.'s von

Gefner, Herbst und Bodemann Beachtung. Der Verf. hat es sich vor allem angelegen sein lassen von L.'s schriftstellerischer Thätigkeit ein möglichst vollständiges Bild zu geben, von der er mit Recht behauptet, daß sie allein in Mörikofer's „Schweizerischer Litteratur des 18. Jahrh.“ (Leipz. 1861) einigermaßen gewürdigt worden sei. So bringt er denn in der That selbst dem zünftigen Litteraturhistoriker viel Neues. Es ist wirklich zu bedauern, daß der ursprüngliche Zweck seiner Arbeit den Verf. abgehalten, den Leser durch Proben und durch ausführlichere Charakteristiken noch etwas eingehender zu belehren. Denn es steht wohl nicht zu erwarten, daß so bald wieder jemand sich so ernst mit der wahrhaft erschreckenden Uebersetzung eines Schriftstellers beschäftigen werde, dessen Werke heutzutage nur in einem äußerst beschränkten Maße auf Leser zu rechnen haben, und der doch den Besten seiner Zeit, vor allen einem Goethe, fast ein Vierteljahrhundert innigst befreundet war. Ref. hat zusammengerechnet, daß L. außer der regen Beteiligung an 6 Zeitschriften etwa 135 Bände oder wenigstens Bändchen (der Verf. würde die Zahl gewiß richtiger angeben können) in die Welt geschickt haben muß; und doch hat er sicher nicht alles verwertet, was seine schriftliche, in hexametrischer Form abgefaßte, „Gedankenbibliothek“ in sechs zig Quartbänden enthielt. Mit Bedauern würden wir die Frage aufwerfen: wo ist das alles hin? wenn wir nur eine genügende Antwort auf die andere wüßten: wo kam das alles her? Es ist unzweifelhaft: L. hat viel weniger verstanden als gedacht; viel weniger gedacht, als geschrieben. Auch nach M.'s verdienstvoller Schrift bleibt es die Aufgabe des vorurteilsfreiesten und kenntnisreichsten Biographen und Litteraturhistorikers aus der Jugendentwicklung L.'s und seines Jahrhunderts, — man nennt es ja wohl das Jahrhundert der Aufklärung, — das Problem zu lösen, wie solche Schaumgeburt entstehen und reiche Anerkennung finden konnte.

S.

Karl Kräpelin. Von R. Fr. Müller. Hamburg 1884. Ferdinand Schlotte.

Eine gut geschriebene, mit einem vortrefflichen Porträt geschmückte Biographie des bekannten Reutervorlesers, die nichts Wesentliches vermissen läßt. Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß Kräpelin ebenso wie Reuter, erst in vorgerückten Lebensjahren das eigentliche Feld seiner Lebensthätigkeit gefunden hat. Aus seiner Vorleserlaufbahn ist die nachfolgende Periode nicht ohne Interesse. Er hatte in den Weihnachtstagen 1863/64 in Rostock mit gutem Erfolge einen Reuterzyklus von vier Vorlesungen veranstaltet. Nach Abschluß desselben verweigerte ihm jedoch der damalige Polizeidirektor, Senator Blanks, die Eröffnung eines zweiten, „weil Kräpelin dem Theater zu viel Abbruch thäte. Der Theaterdirektor habe sich deshalb beschwert, und die Behörde müsse den Mann, der Rostocker Bürger sei, in

seinem Privilegium schützen.“ Und dabei blieb es. — Der Name Kräpelin wird mit demjenigen Reuters als eines von dessen besten Interpreten verbunden bleiben, und deshalb hat die kleine Schrift ebensowohl litterargeschichtliche Bedeutung, wie sie auf Beachtung in weiteren Kreisen rechnen darf. H. T.

Die Ueberbürdung der Schüler in den höhern Lehranstalten Deutschlands mit Beziehung auf die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes von P. Hasemann, kais. Staats-Anwalt, Hilfsarbeiter im Ministerium für Elsaß-Lothringen. Straßburg 1884. R. S. Trübner.

Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung. Vorschläge für eine natur- und zeitgemäße Reform der Mittelschule von Dr. Freih. Arthur v. Soden, Professor am Lyceum von Reutlingen. 2. erweiterte Auflage. Tübingen 1884. Franz Fues.

Bereits vor mehr als 60 Jahren hat der Oldenburger Herbart, der Schöpfer der ersten Philosophie, auf die kraftzersplitternde Vielheit der Unterrichtsgegenstände und die Ueberhäufung der Jugend mit häuslichen Arbeiten und unnützen Schreibereien tadelnd hingewiesen. Erst seit 1836 ist jedoch die Ueberbürdungsfrage der Gymnasien durch den Dr. Lorinser in Oppeln zu weiterer Erörterung gelangt und von da ab auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion als ein stehendes Thema geblieben. Der erstgenannte Autor giebt eine kurze Uebersicht über die Entwicklungsstadien, welche diese Frage bis zu der Verhandlung im Preuß. Abgeordnetenhaus am 30. Juni 1833 durchlaufen hat, leider freilich ohne das Resultat einer praktischen Reform des höheren Unterrichts herbeizuführen. Umfomehr erachten wir es für eine Pflicht auf die vorliegende Schrift hinzuweisen und sie der näheren Kenntnismahme der beteiligten Behörden, Lehrer und Eltern dringend zu empfehlen. Den Angelpunkt der ganzen Frage findet der Verfasser in dem wirklichen Vorhandensein eines Rückganges des körperlichen und geistigen Befindens der Schüler der höhern Lehranstalten. Auf Grund des beigebrachten statistischen Materials gelangt derselbe zu dem Resultat, daß etwa 66% der Schüler der höheren Klassen keine normale Körperbeschaffenheit besitzen, daß mindestens 18% lediglich infolge des Schulbesuches an ihrer Gesundheit geschädigt werden, daß aber dieser Prozentsatz auf 29 und bei den Abiturienten, wenn man den an den Augen durch Kurzsichtigkeit herbeigeführten Schaden allein in Rücksicht zieht, auf etwa 55 steigt, daß überhaupt nur wenig mehr als ein Drittel der Schüler die Schule mit vollem Wohlbefinden verlassen. — Von 100 nicht zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Militärpflichtigen wurden in Preußen 62,02 tauglich, 37,98 untauglich befunden, dagegen

wurden von 100 Berechtigten 54,88% untauglich, und nur 45,12% tauglich befunden. Bei den Ergebnissen für das Ersatzgeschäft in ganz Deutschland ist das Resultat noch ungünstiger. In den 8 Jahren von 1875—1882 wurden von 3,158,777 nicht zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Militärpflichtigen 1,994,631, also 63,15% für tauglich zum Militärdienst, 1,164,146, also 36,85% dagegen für untauglich erklärt. Neben der Kurzsichtigkeit sind es vorzüglich Kopfschmerz, Nasenbluten, Störung der Verdauungs- und Unterleibsorgane, Lungenschwindsucht, seitliche Abweichungen der Wirbelsäule, Engbrüstigkeit, Bleichsucht, Nervosität und allerlei andere Krankheitserscheinungen, die im Gefolge der Schule auftreten. Als die Ursache der Ueberbürdung wird sodann die Häufung des Unterrichtsstoffes, die zu hochgesteckten Lehrzielen und die dadurch herbeigeführte unmäßige Zahl der Schul- und Arbeitsstunden nachgewiesen. Auf welchem Wege eine Verringerung der Unterrichtsgegenstände eintreten kann — mit dieser Erörterung schließt das gehaltvolle, mit der Wärme innerer Ueberzeugung abgefaßte Plaidoyer für die Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit der höher gebildeten Jugend unseres Volkes. In demselben Geist und Sinn hat der Autor der zweiten Schrift, ein pädagogischer Fachmann, die Einflüsse der heutigen Gymnasialbildung auf die akademische Jugend unserer Nation dargelegt und zugleich vom fachmännischen Standpunkt ausführlich und eingehend motiviert. Die Vorschläge zur Abhilfe faßt er in 7 Thesen zusammen, die wir hier summarisch aufführen wollen: 1. Tüchtige pädagogische Ausbildung der angehenden Lehrer auf den Universitäten. 2. Zurückschiebung des lateinischen und griechischen Unterrichts bis Tertia oder Sekunda. 3. Dafür Unterricht in der Natur- u. Heimatskunde, sowie deutschen Sprache und Litteratur. 4. Anwendung, wo irgend möglich, des Anschauungs-Unterrichts. 5. Unterricht, soweit möglich, im freien, verbunden mit gemeinsamen Ausgängen und Ausflügen der Schüler. 6. Organische Verbindung sämtlicher Unterrichtsgegenstände. 7. Kein gedankenloses Auswendiglernen, sondern Aufbau des ganzen Lehrgebäudes auf Ueberzeugung. Von besonderem Interesse ist das systematisch geordnete Verzeichnis der neueren Reformschriften, welches der Autor zusammengestellt. Von denselben, 27 an der Zahl, lehnen nur drei die Reform ab. Zur Bervollständigung dieses Kataloges weisen wir noch auf die im Jahre 1881 edierten „Reden und Aufsätze“ des Kanzlers der Universität Tübingen G. Kämelin hin, in welchen das „Objekt des Schulzwanges“ S. 473 und die „Ueberbürdungsfrage“ S. 538 erörtert wird. Endlich auf das Votum unser größter pädagogischer Autorität, des Wirkl. Geh.-D.: Reg.-Rates L. W., welches unter dem Titel „Pädagogische Ideale und Proteste“ die tieferen Ursachen und Zusammenhänge der vor-

liegenden Lebensfrage unserer Nation barlegt.

Tiere der Heimat, Deutschlands Säugetiere und Vögel von Adolf und Karl Müller. Zwei Bände mit zahlreichen Illustrationen. Kassel 1883. Verlag von Theodor Fischer.

Das obige Werk hat eine allseitige Anerkennung in der Kritik und im Publikum bereits gefunden und ist auch durch ein Schreiben Bismarcks an die Verfasser bekannt, in welchem der Reichskanzler sich gegen den Druck deutscher Bücher in lateinischer Schrift erklärte. Bevor wir auf den Inhalt des Werkes eingehen, möchten wir bemerken, daß wissenschaftliche Bücher auch im Auslande viel gekauft werden, daß aber die Ausländer nur sehr schwer die deutsche Schrift lesen können, selbst wenn sie der deutschen Sprache ziemlich mächtig sind. Wir würden deshalb unseren wissenschaftlichen Werken einen nicht unerheblichen Teil des Büchermarktes verschließen, wenn wir bei denselben auf das Ausland garnicht Rücksicht nehmen wollten. Es ist ja leider eine traurige Thatsache, daß im Auslande oft mehr als $\frac{1}{3}$ der Auflage eines neuen deutschen wissenschaftlichen Werkes abgesetzt wird. Ueberdies ist es im wissenschaftlichen Interesse geboten, neue Publikationen auch den Ausländern zugänglich zu machen. Wir glauben daher, daß der Verleger des vorliegenden Werkes nicht mit Unrecht der Antiquaschrift den Vorzug gab. Der erste Band dieses vortrefflich ausgestatteten Werkes wird mit allgemeinen Betrachtungen über das Tierleben, über das Seelenleben der höher organisierten Tiere und über den Kampf in der höheren Tierwelt eröffnet. Bei Beginn des Kapitels über den Kampf in der höheren Tierwelt wird hervorgehoben, daß ohne Kampf kein Besitz, ohne Besitz keine Ruhe, kein Friede bestehen kann. Diese Thatsache finden wir besonders verwirklicht bei den höher organisierten Tieren. Der Kampf ums Dasein scheint an die Funktionen des Lebens geknüpft zu sein. Das Tier kämpft zum Schutze seines Familienlebens; es kämpft um die Nahrung und um die Fortpflanzung. In der Zeit der Minne befehlen sich die verschiedenen Tiergattungen am heftigsten, so z. B. die Spitzmäuse und Maulwürfe, die bissigen kleinen Meisen, sowie der wüste stürmische Segler, deren Kampf in der Luft oft mit Aushacken des Gehirns endet. Es würde zu weit führen, wenn wir alle diese Kämpfe hier ausführlich schildern wollten, und müssen es dem Leser deshalb überlassen, sich durch das vorliegende Werk näher über diese interessanten Vorgänge im Tierreiche zu unterrichten. Die Verfasser gehen nach dieser allgemeinen Einleitung auf das Wesen und den Wandel der Säugetiere über und beschreiben u. A. die Handflatterer, die Familie der Vampire, die Fledermäuse, die Insektenfresser, die Raubtiere, die Zweihüser und die Vielhüser,

Im zweiten Bande werden die Raubvögel, die Singvögel, die Klettervögel, die Tauben, die Hühnervögel und die Schwimmvögel geschildert. In dem Kapitel über die Schwimmvögel besprechen die Verfasser auch das Leben der Möven. Diese Tiere sind wegen ihrer unersättlichen Fressgier fortwährend auf Raub bedacht. Während der Flut begeben sie sich aufwärts zu den Höhen, weil sie die Nahrung nicht auf hoher See, sondern im Seichten auf trockenem Strande suchen; bei der Ebbe beeilen sie sich das Zurückgelassene und auf die Sandbänke Ausgeworfene zu verzehren. Sie greifen Seeesterne auf oder sitzen auf Lämpeln und Buchten, um Fische und Crustaceen zu fangen. Von den Muschelbänken brechen sie die Muscheln los und greifen hilflos kleinere Wasservögel an und verletzen oder erwürgen sie. Wir haben hier nur über einzelnes aus diesem Werke berichten können, wollen aber hinzufügen, daß das Ganze ein vollständiges und reiches Bild über das gesamte Tierleben unserer Heimat bietet. Jeder einzelne Abschnitt enthält einen reichen interessanten und belehrenden Stoff; für jeden Gebildeten ist das Werk verständlich und unentbehrlich für jede Bibliothek. Wir hoffen, daß auch die Leser der „Deutschen Revue“ diesem Buche ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

R.

Adrian Valbi's Allgemeine Erdbeschreibung.

Ein Hausbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten 7. Auflage. Neu bearbeitet und erweitert von Dr. Joseph Schavanne. In 3 Bänden mit 400 Illustrationen und 100 Karten. Wien. 1884. A. Hartleben. Vollständig in 45 Lieferungen. Dritter und Schlußband.

Während die beiden ersten Bände dieser klassischen Erdbeschreibung die mathematische und physische Geographie sowie die Staaten Europas darstellen, ist der dritte Band der Schilderung Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens gewidmet. Den Schluß bildet eine Spezial-Übersicht der Polarregionen. Es ist ein besonderes Verdienst des Bearbeiters, daß überall die größte Sorgfalt auf die dem Stande der neuesten Forschung entsprechende Darstellung der geophysikalischen Momente verwendet worden. Ebenso sind die neuesten statistischen amtlichen Daten verwertet. So für die Bevölkerung der europäischen und zahlreicher außereuropäischer Staaten die letzten statistischen Erhebungen aus den Jahren 1878—83. Die neuen Staatengebilde auf der Balkan-Halbinsel sind eingefügt; in Asien sind die zahlreichen Verschiebungen territorialer Besitzsphären eingehend erörtert; Afrika, das in der vorhergehenden Auflage nur eine aphoristische Behandlung seiner geophysikalischen Verhältnisse erhalten, bietet ein durch die neuesten Forschungsergebnisse bereichertes vollständig neues Bild dar. Die zahlreichen

typischen Bilder bringen die Eigentümlichkeiten der einzelnen Landschaften zur Anschauung. So darf das vorliegende Werk hoffen in allen Kreisen der Gebildeten zahlreiche Freunde zu finden.

Z.

Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag von N. Sturmhoefel. Berlin 1884. Walthers und Apolant.

Der Verfasser schlägt vor, daß alle Völker der Erde neben ihrer Muttersprache Lateinisch und zwar „Neulatein“ — Probe wohl: unde venite, statt: unde venitis, S. 16 — lernen sollen. Mit einer Kritik dieses Vorschlages würde ein ernsthaftes Blatt seinen Lesern Unrecht thun.

A. B.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koenig. Bd. 18, letztes Heft. Bd. 19, 1. Heft. Berlin. Dietrich Reimer.

Das erstere enthält den Schluß von Jakob Schmidts „Wanderungen durch Marokko“ und das G. von Müllers Tagebuch seiner Reisen durch das Gebiet der Habab und Beni-Amer. Die letztere Reise wird gegenwärtig um so mehr Interesse erregen, weil sie in großem Bogen durch das jetzige östliche Insurrektionsgebiet, die Gegend von Massaua bis an den Atbara, ging. Die erste Publikation von 1884 bringt u. a. „Die erste Eroberung von Costa Rica durch die Spanier in den Jahren 1562—1564,“ nach amtlichen Berichten des Adelantado und General-Kapitäns von Costa-Rica, Juan Vazquez de Coronado u. and. Dokumenten, und G. Kiepert: „Bevölkerungsstand der neuen Provinzen des Griech. Königreiches,“ mit einer Karte. Aufsatz und Karte werden bei der wachsenden Teilnahme für das jetzt rascher als bisher aufblühende junge Reich vielen interessant sein. In den „Verhandlungen“ ders. Gesellsch., Bd. X., 1, behandelt A. Bend die Periodizität der Thalbildung in sehr klarer Weise.

A. B.

Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, geschildert von Friedrich Meyer von Waldeck. I. Abteilung. Das Reich und seine Bewohner. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig u. Prag 1884. G. Freitag. F. Tempsky.

Dies mit Sachkenntnis und Wahrheitsliebe geschriebene Buch werden wir besprechen, sobald es vollständig ist.

A. B.

Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Von Hermann Wagener, wirklichem Geheimen Ober-Regierungs-Rat. 2. Abteilung. Berlin 1884. Verlag von N. Pohl.

Der zweite Teil des interessanten Buches beginnt mit einem Rückblick, in welchem sich Wagener zu der Aeußerung versteigt, Dmüy sei eine verdiente Demütigung des revolutionären, in sich uneinigen Preußen gewesen.

Dann wird die Konfliktzeit eingehend behandelt, wobei Zofobi deshalb, weil er zuletzt Sozialdemokrat geworden, als ehrlicher Mann gerühmt, Lassalle freundlich gewürdigt und auch der Gräfin Hasfeld ehrenvoll gedacht wird. Von den Liberalen findet merkwürdigerweise Birchow eine verhältnismäßig günstige Beurteilung. Die liberalen Minister der neuen Aera kommen natürlich schlecht weg. Der Kampf um die Reorganisation selbst und die Vorgeschichte des Krieges von 1866 sind, wenn auch nicht viel Neues geboten wird, doch interessant und lichtvoll dargestellt. — Ein Muster von Sophistik ist die Umdeutung der Indemnitäts-Forderung und Erteilung, nach welcher letztere eine Selbstdesavouierung des preussischen Abgeordnetenhauses bedeuten soll. Die politische Intelligenz der Sozialdemokraten wird gegen die Konservativen ausgespielt. Von den Nationalliberalen wird behauptet, sie hätten sich deshalb von der Fortschrittspartei abgezweigt, weil sie zuerst die Herrschaft auf volkswirtschaftlichem und sozialem Gebiete erstrebt hätten, in der Hoffnung, daß ihnen dann die politische von selbst zufallen würde, während die Fortschrittspartei von vorn herein auf beiden Gebieten gleichmäßig nach der Herrschaft gestrebt hätte. Das ist teils geradezu unwahr, teils mindestens schief. Nationalliberalismus und Manchesterium sind niemals identisch gewesen, und die erste Bildung dieser Partei stellt sich als die eminent politische Folge politischer Ereignisse dar. —

Zu der Besprechung jenes Konfliktes mit Lasfer bemüht sich Wagener seinem Widersacher, den er natürlich nicht liebt, gerecht zu werden. Daß Lasfer nicht mit unparteiischer Gerechtigkeit vorgegangen ist und daß Leute, welche mindestens nicht weniger durch bis dahin als läßlich geltende Sünden belastet waren als Wagener, aus politischen Gründen unbehelligt geblieben sind, ist wahr, ebenso, daß damals die Konservativen die Welt durch die Größe ihres Andantes gegen ihren begabtesten Führer in Erstaunen versetzt haben.

Daß Wagener die ganze liberale Gesetzgebung der Jahre 1873 bis 1879 verwirft, ist selbstverständlich, ebenso, daß er mit dem roten Gespenste die Bourgeoisie unter die Fledermausfittige der Reaktion scheuchen, und daß er die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV., welche er in seinem, „die Politik Friedrich Wilhelms IV.“ betitelten Buche gefeiert hat, zurückführen möchte.

Nicht mehr schön ist eine nebelhafte Verdächtigung betreffs der Quellen, aus denen die Mittel der sozialistischen und revolutionären Agitation fließen. Meint Herr Wagener wirklich, Rothschild und Bleichröder besoldeten die Sozialisten und Anarchisten? A. B.

Ihr einziger Sohn. Roman von Agnes Gräfin Klinkowström. Berlin. 1884. Verlag von Otto Janke, 2 Bände.

Die Verfasserin ist eine auf dem Gebiet der Belletristik neu auftauchende Schriftstellerin, welche aber eine reiche Begabung besitzt. Auch in der Behandlung des Stoffes verrät sich noch hie und da die Anfängerin; wir müssen aber anerkennen, daß das Buch im ganzen vorzüglich geschrieben ist, stellenweise sogar eher einer männlichen als einer weiblichen Feder entsprossen sein könnte. Die Verfasserin versetzt uns in den Anfang des verfloffenen Jahrhunderts zurück, nach Schleswig-Holstein, in eine Epoche, die den Untergang des Hauses Holstein Gottorp herbeiführte. Die handelnden Personen sind zum teil streng historisch geschildert, und es ist kaum ein geschichtlicher Fehler in der Charakteristik dieser Romanfiguren zu finden. Die Lektüre des Romans wird deshalb für jeden interessant sein, um so mehr als sich derselbe seinem inneren Werte nach weit über die alltäglichen belletristischen Erscheinungen erhebt. Wir hoffen, daß die Verfasserin fortfahren wird uns noch andere interessante Bilder aus der Geschichte in erzählender Form vorzuführen, sie besitzt hierfür eine lebendige Darstellungsgabe und eine interessante Schilderungsweise. S.

Humänische Dichtungen, Deutsch von Carmen Sylva und Mite Kremniß. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Neben den in der ersten Auflage vertretenen rumänischen Dichtern erscheinen zum erstenmal in dieser neuen Auflage folgende Autoren: M. Candiano-Popescu, G. Creşanu und K. Konaki, von denen besonders Candiano-Popescu als Verfasser vaterländischer Poesien, die sich an die Ereignisse des letzten russisch-türkischen Krieges anlehnen, hervorzuheben sein dürfte; eines seiner besten und ergreifendsten Gedichte ist eigentümlicherweise dem tapferen Verteidiger von Plewna in den Mund gelegt. Der Hauptanteil an dieser dankenswerten Sammlung von Dichtungen einer aufstrebenden Nation fällt auch diesmal — und mit Recht — V. Necsandri zu; er überragt ganz entschieden seine Mitstreiter im poetischen Turnier. Ihm nah kommen D. Bolintineanu und der inzwischen irrsinnig gewordene M. Eminescu, dessen tief empfundene Verse leider durch den krankhaften Pessimismus, der ihnen anhaftet, einen geläuterten Geschmack nicht befriedigen können. — Härten in der Sprache, falsche Hebungen und Senkungen, sowie unreine Reime, die sich häufig vorfinden, dürften bei einer zukünftigen Bearbeitung zu vermeiden sein. Sp.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Der Landgraf¹⁾ von Turovopolje.

Eine Erzählung

VON

Mara Čop.



Es war ein bewegter Frühlingstag. Wenn die Sonne hinter einer Wolke verschwand, fiel ein Schatten wie ein dunkler Trauerschleier auf die Welt und erhob sich sogleich wieder, um das Sonnengold zu enthüllen, das seit dem frühen Morgen so warm auf Wäldern und Fluren lag.

Ich schritt im hohen flüsternden Grase, der Turovopoljer Ebene dahin. Wie ein Vogel im unermesslichen Luftraum verlor ich mich in ihrem grünen Schoß, zwischen den zauberisch leuchtenden Schätzen, die das Sonnenlicht ringsum ausgestreut hatte. Bergoldete Hecken und frisch grüne Wiesen liefen neben braunen Ackerfeldern hin, dunkle, mächtige Eichenkronen, in denen der Sonnenstrahl wie ein leuchtender Schmetterling irrte, beschatteten die hochangeschwollenen, von einem diamantenen Sprühregen zahlloser Wassertropfen schimmernden Bäche, die sonst matt und trübe hinschlichen. — Kleine und große Vögel durchkreuzten die reine, wonnevoll duftende Luft nach allen Richtungen. Durch das Dunkel des Waldes zogen sie über die freien sonnigen Felder bis zu den fernen blauen Bergen, die in weißes, magisches Sonnenlicht gebadet, in schönen, sanften Wellen den Horizont umflossen.

Ein kleines, braunes Bauernmädchen in weißem Hemd und faltigen Röckchen, ein rotes Kopftuch in die Stirne gezogen, tauchte plötzlich aus dem goldenen Lichtmeer neben mir auf. Das Kind sang fröhlich in die Welt hinaus:

„Du weiße, liebe Taube
Auf der dunklen Eiche dort,
Dein Schnäblein möcht ich küssen,
O, flieg' mir, bitte, nicht fort!“

Ich lachte und sah dem kleinen Ding nach, wie es eilig über die weichen, üppigen Wiesen hinlief, daß die braunen Füße hoch aus dem Grün hervorsprangen. — Das goldene Sonnenmeer lag jetzt schwer und blendend ringsum

¹⁾ Comes (oder Landgraf). Dem Sinne nach Obergespan in wörtlicher Übersetzung „Comes terrestris.“ Landgraf eine wählbare Würde. Das hier Mitgeteilte ist in einzelnen Zügen wahrheitsgetreu, zielt aber auf keine bestimmte Persönlichkeit. Turovopolje (Türkenfeld) eine adelige Bauerngemeinde.

ausgespannt. Ein Hauch fuhr über das flüsternde Gras und streifte es nieder, so daß der grüne Wiesenrücken vor mir in einem weißen Spiegelglanz aufschimmerte. Der nahe Schatten eines einzelnen Baumes, der ruhig und groß auf der braunen, sonnigen Erde eines Ackerfeldes lag, reckte und dehnte sich plötzlich mächtig aus, und vom nahen Eichenwald zog ein tiefes, stolzes Rauschen über die träumende Ebene hin.

Nachdenklich schritt ich weiter. Die Ebene im Sonnenglanz des Tages ruhend ist unstreitig schön, namenlos ist ihr Reiz, wenn sie erwacht. Ich sah in die goldenen Lichtwellen zurück und rief mir das Bild eines Morgens wach, der mir einst dieses große Geheimnis ihrer Schönheit entschleierte hat. — Damals stand die Sonne noch tief im Osten, und ihre Strahlen umfingen den Rand des Himmels über der träumenden Erde in einem blutroten Ring. Rosige Wolken flogen über die Himmelsdecke, deren bleigrauer Grund nur allmählich in ein leuchtendes Blau überging.

Über die Erde zog gespenstisch schwerer Nebeldunst, und die tiefe Stille durchbrach nur selten ein verfrühter Vogelruf. Mit einem Male aber erglühete die Sonne in voller, siegreicher Pracht. Durch das Dunkel des Waldes brachen ihre ersten Strahlen hervor. Die Stämme der Bäume standen plötzlich in mattes Gold getaucht, das spielend an ihrer Rinde hinaufglitt und allmählich in der dunklen Krone erstarb. Auf den grünen Wiesen aber lagen schon große, zitternde Sonnenflächen, die mit den vor- und zurückweichenden Schattenlinien seltsame Formen zeichneten. Hier erglänzte ein Baum, dort ein Feld, ein Strauch, und endlich erhob sich auch mitten im Schoße der Ebene das alte graue Turovopolzer Schloß in märchenhaftem Zauber aus dem großen, weißen Nebelmeere. —

Ein Schatten fiel auf meinen Weg. Es war ein Bauer, der unter einer dichten Strauchgruppe lag und rauchte. Sein von der Sonne gebräuntes Antlitz war auf den rechten, nervigen Arm gestützt, und die schneeigen Blüten des Weißdorns hingen wie ein Dach über ihn herab. In seiner Nähe grasten zwei magere Pferde, mit zusammengekoppelten Füßen mühsam fortstolpernd, und ein braunes Füllen sprang fröhlich umher. Wenn der Wind zausend in seine Mähnen fuhr, warf es den Kopf stolz zurück und raste eine Weile in kurzen mutigen Sätzen dem unsichtbaren Feinde entgegen.

„Kannst Du mir sagen Freund, rief ich den Bauer an, wie das Dorf heißt, das sich dort jenseits der Landstraße ausbreitet?“

„Lomnica.“

„Ich danke Dir.“

„Danke Gott.“

Die Sonne stand jetzt in der Mitte des Himmels und übergieß die Erde mit strahlender Blut. Aus den Dörfern klang das Mittaggläuten herüber, im Felde sank der Arbeiter ermattet ins Gras. Es war, als ob die goldene Himmelskönigin zu ihm spräche: „Ruhe jetzt, Erdensohn, ich schaffe für dich.“

Tief und erleichtert aufatmend trat auch ich auf den schmalen Schattenstrich, den das vorspringende Dach der kleinen Dorfschenke auf die trockene, gelbe Erde

der Landstraße warf. Die Thür des Häuschens stand offen. Ein Blick in das Innere überzeugte mich, daß die Schenkstube keinen besonderen Anblick bot. Die niedere, hölzerne Balkendecke lag über einem viereckigen Raum, der von zwei kleinen Fenstern und der halbgeöffneten Thür spärlich erhellt wurde. Holzbänke und Tische nahmen die Mitte, die „Kellerei“¹⁾ die rechte Seitenwand ein. Von der Decke hing in den Hauptbalken eingeschraubt, eine rauchige Lampe mit eingedrücktem Blechsturz. Auch die Wände entbehrten nicht des üblichen ländlichen Schmuckes. Hier trug ein Nagel einen schönen Zwiebelkranz, andere waren mit roter Paprika und frischen Würstchen behangen, und in der Ecke lehnte eine neue Fuhrmannspeitsche unter einem alten schmutzigen Heiligenbild. Der Kellerei gegenüber stand ein kleiner, schwarzer, eiserner Herd, auf dessen geöffneter und hervorgezogener Bratröhre eine große, gelbe Kase zusammengerollt schlief. Manchmal öffnete sie lauernd die grünen Augen und blinzelte auf die langen Hobelspänlöcken des Wirtschildes hin, die der Wind flatternd in den Thürrahmen trieb. Außerdem war die Stube mit Bauern angefüllt, die sitzend und stehend tranken. Ihre heftigen Reden und ein paar dröhnende Faustschläge, die die Tische wankend machten, belehrten mich, daß sie den nahe bevorstehenden Wahlkampf besprachen. Der Wirt, eine wohlgerundete Gestalt mit kurzen Füßen und breiter Schädeldecke, der jeden Augenblick an einer emporsteigenden Blutwelle ersticken zu wollen schien, mischte sich ab und zugehend mit überlegenem Lächeln in ihren Streit. Ich trat ein und bestellte ein Mittagsmahl. Während der Wirt schnaubend vor Hitze, den weißen Sir²⁾, einen Laib goldbraunes Maishrot und eine kleine Flasche mit sauerem Landweine auftrug, lauschte ich den Reden der Bauern, die stürmisch an mein Ohr schlugen.

„Ich weiß nicht, meinte ein junger Bauer, der seinen runden Hut schief auf das flachsblonde Haar gestülpt trug, was die Herrn Zastupnici³⁾ so viel im Landtag herumreden? — Geben wir den Ungarn, was ihr Eigentum ist, und nehmen, was uns gehört, basta!“

„Was gehört aber uns? Weißt Du es auf Deinem eigenen Stückchen Grund und Boden? entgegnete ihm ein alter Bauer mit klugem, festem Gesichtsausdruck. Seit sich die Richter einmengen und unsere nach uraltem Brauche zusammengesetzte Zadruga⁴⁾ zerreißen, duldet der Bruder den Bruder nicht mehr unter einem Dache und jagt ihn hinaus in Nacht und Glend! Ja die Neuzeit! Viel schöne Worte, bei den Wunden des Heilands! sind im Jahr 48 gesprochen worden, die Armut aber, diese Frohne, die uns alle am schwersten bedrückt, hat uns noch niemand abgenommen.“

„Hast recht, alter Gavro, unterbrach ihn ein dritter, da haben wir gleich die Turovopoljer Waldungen! Ihr adeligen Bauern bildet jetzt mit den Gutsherren ein Compossessorat — hieß es in der Stadt, und könnt alle andere aus dem Waldbesitz ausscheiden. Sobald wir aber nur daran dachten, hing uns ein endloser Teilungsprozeß mit den ehemaligen Kmeti am Halse. Bis das Gericht

¹⁾ Ein hölzerner Verschlag, in dem der Wein ausgeschenkt wird. ²⁾ Käse. ³⁾ Abgeordnete. ⁴⁾ Hauskommunion.

dem Bauer Recht spricht, kann er sich gemächlich im Grabe umdrehen. Ja, wenn unser Komos reden wollte. — —“

„Der könnte es!“ schrien alle heftig durcheinander.

„Gebt Euch keine unnütze Mühe, beschied sie der Wirt, der eben wieder herantrat, seit der dummen Geschichte in Rußland erscheint er nur ungern im Landtag und spricht kein Sterbenswörtchen mit.“

Ein Gesang, der zwischen leisem Weinen und lauten Klagen die Mitte hielt, lockte uns jetzt alle in die Thür. Es war ein gewöhnliches Bauernbegräbniß, das auf der Landstraße nahte. Als der Zug näher kam, sah ich an dem lichtblauen Kreuz und dem kleinen Sarg, daß es ein Kind war, welches man zu Grabe trug. Die Mutter, ein schönes, starkes Bauernweib, sang mit gebrochener Stimme die üblichen Klagelieder.

„Ach mein Zoo, Traubenreis,
Früh verblühtest Du,
Weh! die Wunde meines Herzens
Findet nimmer Ruh.“

Sprich, mein Zoo, süßer Knabe,
Auf der Mutter banges Wort,
Ist Dir schwer die dunkle Erde,
Ist der Schmerz im Köpfchen fort?“

Dicht hinter dem kleinen Sarg ging, die Hand auf dem Sargdeckel ruhend, ein städtisch gekleideter Mann, dessen, hohe breitschulterige Gestalt den Kreis der Bauersleute überragte. Er schien ein Gutsbesitzer aus der Umgegend, und das Ungewöhnliche seiner Erscheinung trat, je näher er kam, immer mehr zutage. Es war ein selten schöner Mann, in der stolzen Kraft seiner Bewegungen, in der freien Haltung des Kopfes lag etwas, das mir ihn wie das Urbild eines kroatischen Edelmannes erscheinen ließ. Ein kroatischer Edelmann aber ist etwas ganz anderes als man gewöhnlich unter diesem Worte versteht.

Nicht der feine Hofmann oder der geistreiche Weltmann sprachen aus diesen scharfgeschnittenen, sonnenbraunen Zügen, sondern der kühne Reiter, der unermüdlige Jäger, der Gastgeber, von dessen Tafeln der Wein in Strömen floß, wenn die althergebrachten Trinksprüche in den Sälen seines von Türkenfugeln zerfetzten Schlosses wiederhallten. Wie kam dieser Mann hinter den Sarg eines Bauernkindes? Seltsam! als ich schärfer hinsah, nahm ich sogar wahr, daß seine Augen in einem feuchten Schimmer glänzten. Der Zug bog jetzt seitwärts ab und blieb vor dem kleinen Friedhof, welcher der Schenke schräg gegenüber auf einem Hügel ausgebreitet lag, stehen. Der ganze Menschenknäuel drängte sich durch die schmale Holzthür in den Umkreis seines grünen Heckenzaunes und entzog sich so allmählich unseren Blicken.

„Wer ist dieser Mann?“ wandte ich mich erregt an den Wirt.

„Ihr kennt ihn nicht? — Den kennt Ihr nicht? sagte er erstaunt, und die Bauern wechselten untereinander spöttische Blicke, als ob sie an meinem Verstande zu zweifeln anfangen. Es war offenbar ein Verbrechen, diesen Mann nicht zu kennen.

„Nun also“ — drängte ich neugierig.

„Es ist der Komos oder, wenn Ihr wollt, Jaroslaw Stefanowitsch, der Landgraf von Turovopolje.“

Die Bauern waren dem Zuge gefolgt, und so blieb ich und der Wirt allein in der Schenke zurück. Meinen Platz wieder einnehmend, bat ich ihn mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Er bedankte sich für die Ehre, zündete seine kurze Pfeife an und ließ sich dann breit neben mir nieder.

„Aber erklärt mir doch, Freund“ — — begann ich.

„Bemühen Sie sich nicht, ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach er mich selbstbewußt. „So ein hoher Herr und diese Bauernsippe, das fällt doch jedem auf! Um es kurz zu sagen — der Komos lebt seit dem Tode seiner Mutter, der alten Landgräfin Stefanowitsch, mit einer Bäuerin, — so — auf die linke Hand — ohne Pfarrer und Segen, und der Bube, den man eben eingrabbt, ist sein kleiner Sohn, mit Verlaub zu sprechen ein — Bankert. Er hat deren vier, diesen miteingerechnet, und läßt sie als Bauern ohne Unterricht aufwachsen, obwohl er sie sonst herzlich liebt.“

„Was war das, was Ihr vorhin mit der dummen Geschichte in Rußland meintet?“

Der Wirt kratzte sich verlegen den dicken Kopf. „Ich weiß mich selbst nicht so recht damit aus, entgegnete er dann. Der Komos spricht nicht gerne davon, und wir andern aus der Umgegend fragen nicht gerne. „Einem Verwundeten ist leicht wehe zu thun“, sagen unsere Bauern so schön.“

„Aber wie kommt es,“ fragte ich hartnäckig, „daß ein so schöner, vornehmer Edelmann keine edlere Wahl zu treffen wußte als diese Bäuerin, hat er nie geliebt?“

„Das wohl, und was für ein Weib! Eine Gräfin und schön, sag ich Euch — er schnalzte wohlgefällig mit der Zunge — wie ein Engel. Sie war seine Braut, und er zog ihr nach bis nach Rußland. Die Leute behaupten, daß sie ihm dort untreu wurde. Schon möglich! Sie wissen ja, wie die Weiber sind! Was Wahres daran ist, weiß ich nicht. Jedenfalls kam er eines Tages — so um das Jahr 50 mit seiner Mutter krank und arm wie eine Kirchenmaus in das alte Turovopoljer Schloß zurück. Eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen. Als er, ein junger, schöner Mann, nach Rußland fortzog, war er der größte Patriot im Lande. Damals, wo noch niemand den Kopf zu erheben wagte, sprach er öffentlich zu seinen adeligen Bauern von Freiheit und Völkerrecht, von der politischen Zukunft unseres Landes, für die er sein Leben opfern wollte. Als er zurück kam, war das alles vergessen. Wenn die Narodnjaci¹⁾ im Landtage schwärmten, lächelte er nur still vor sich hin und hielt seine Meinung zurück. Auch heute noch bleibt er mit unerklärlicher Festigkeit allen politischen Kämpfen fern, so sehr man ihn auch sucht und bittet.“ — —

„Er kommt hierher!“ rief der Wirt plötzlich abbrechend und wies durch das

¹⁾ Nationalpartei.

Fenster in das Freie. Ich folgte seiner Handbewegung und sah den Komes, der die Landstraße überschritt und langsam auf die Schenke zukam. Gleich darauf trat er auf die Schwelle. Seine schönen, leuchtenden Augen überflogen den ganzen Raum und blieben dann auf dem Wirte haften.

„Du hast geschwätzt, Freund!“ rief er und klopfte ihn lächelnd auf die Schulter. Dann wandte er sich zu mir. „Sie kamen hierher zum Schlusse einer Wahlbesprechung,“ sagte er artig. „Glückliche Zeiten das und glückliche Jugend! Konstitution, Parlament, Volksfreiheit, was habt Ihr nicht alles! Wer gleich mir noch vor dem Jahre 48 gewirkt hat, weiß das zu schätzen. Damals waren unsere Bauern noch besitzlose Sklaven der Gutsherren.“

„Und heute sind wir alle Frohnsklaven Ungarns“ entgegnete ich finster.

Der Komes pfiff leise vor sich hin.

„Was hat er Ihnen erzählt?“ fragte er dann plötzlich auf den Wirt deutend, der sich von uns entfernt hatte und in der Kellerei verschwand.

„Ihre Lebensgeschichte,“ entgegnete ich rasch, „aber leider nur in kurzen unklaren Umrissen.“

Der Komes setzte sich mir gegenüber, und seine ernsten Augen ruhten eine geraume Weile nachdenklich auf meinem Gesicht.

„Ich will sie Ihnen selbst erzählen,“ sagte er dann. „Staunen Sie nicht über meine Bereitwilligkeit, es liegt viel menschliche Schwäche darin. Meinen Sie nicht auch?“ er lächelte freimütig. „Wenn wir das fremde Wohlergehen so sehr berücksichtigen würden wie die fremde Meinung über unsere Person, so würde unsere Nächstenliebe Christus selbst übertreffen.“

Der Wirt stellte indessen eine Flasche Rotwein, die er vorher sorgfältig mit seinem Arme abgestäubt hatte, vor uns hin.

Der Komes entorkte sie und füllte dann mein Glas, mit einem „auf Ihr Wohl!“ bis an den Rand.

„Sie leben hier in der Nähe auf Ihrem Gute?“ warf ich hin.

„Ja,“ gab er zur Antwort und hielt dabei sein Glas gegen das Licht, um die Farbe des Weines zu prüfen. Das alte Turovopoljer Schloß liegt gleich hinter dem nächsten Fichtenwald. Sie können seine goldene Turmspitze vom Dorfe aus sehen, denn sie überragt die mächtigsten Baumkronen. Es ist ein seltsames Leben, das ich dort führe, für einen Edelmann wenigstens. Vom Morgen bis zum Abend unter lauter Bauern in Wald und Feld, mein eigener Provisor,¹⁾ mein eigener Schpan²⁾ und, wenn es sein muß, auch mein eigener Fuhrmann, der mit dem Heu vor dem Regen in die Scheune flüchtet.“

Der Wirt warf hier eine seiner gewichtigen Gloskeln dazwischen. „Ja wenn man den Herrn Komes wirtschaften sieht, begreift man erst, wie man unverdrossen schaffen soll. Unsererins denkt nicht so gottesfürchtig. Ein bißchen Hagel — ein wenig Dürre — ein Reif — da fluch ich den lieben Herrgott vom Himmel! Der Herr Zupnik³⁾ hat gut predigen „und der Mensch ward der Herr der Schöpfung!“ — so steht's geschrieben, aber wahr ist es nun einmal nicht.“

¹⁾ Verwalter. ²⁾ Waldaufscher. ³⁾ Pfarrer.

Der Komos klopfte ihm begütigend auf die Schulter. „Er ist es noch nicht, Kunne¹⁾, aber warte nur, durch fortgesetzte Kulturarbeit bezwingen wir diesen Erdenkloß noch und machen uns dereinst alle Kräfte der Natur dienstbar. Woran dachten Sie?“ wandte er sich plötzlich lebhaft zu mir.

„Ich dachte,“ sprach ich, eine leichte Verlegenheit niederkämpfend, „daß Ihre eben ausgesprochene Ansicht meiner Weltanschauung widerspricht.“

„Sie meinen — — —?“

„Wenn der Mensch nur einen Augenblick dazu kommen könnte die Schöpfung rein objektiv zu betrachten, müßte er da nicht staunen, daß jene kleinen Wesen, welche auf der erstarrten kalten Rinde eines Planeten unter zahllosen Sonnen als ephemere Würmer umherkriechen, glauben das Wesentlichste der Schöpfung zu sein?“²⁾

Der Komos schaukelte sich nachlässig auf seinem Stuhle und dachte nach. Wir beobachteten eine Zeitlang Schweigen. „Haben Sie schon öfter im Ausland geweilt?“ sprach er plötzlich.

„Nur zweimal, und ich habe stets am Heimweh gelitten. So sehr wir modernen jungen Leute auch gewillt sind, alles hartnäckig zu negieren,“ fügte ich scherzend hinzu, „jenes mächtige Gefühl, das uns in fremden Ländern erfasst und nach der Heimat zurückzieht, könnte ich nicht leugnen.“

„Gestatten Sie mir diesmal eine Gegenfrage, bemerkte der Komos schwermütig lächelnd — ist der Trieb, der uns in fremde Länder führt, minder stark? Die Hoffnung treibt uns hinaus, die Erinnerung bringt uns zurück.“

Er versank in tiefes Nachsinnen. Mir schien jetzt der Augenblick gekommen, wo ich ihn bewegen durfte, mir sein Inneres zu erschließen. „Sie versprachen mir Ihr Leben zu erzählen“ — — fing ich daher an.

„In der That,“ erwiderte er, mit der schönen, edelgeformten Hand leicht über seine hohe Stirne fahrend, „nur bitte ich Sie, Ihre Erwartungen nicht allzu hoch zu spannen. — Ob ich überhaupt zum Erzähler tauge, mögen Sie später entscheiden. Jedenfalls bin ich heute schon in den Jahren, wo man den Plan erkennen kann, den das Schicksal für den Bau meines Lebens entwarf, und so will ich versuchen Ihnen das Gebäude zu zeigen, bevor es ganz morsch wird und zusammenstürzt. Es fällt mir dies schwerer als Sie glauben, denn ich habe mich gewöhnt mehr in anderen als in mir selbst zu leben und Geburt und Tod nicht als Grenzen meines Daseins zu betrachten.“

„Sie leben demnach,“ entgegnete ich nach einigem Besinnen, „wenn ich Sie richtig verstanden habe, in der — Menschheit. Erlauben Sie mir hier eine Bemerkung zu machen, die mich lebhaft interessiert. — Wie kommt es, daß sich so wenige Menschen zu dieser reinen Erkenntnis, dieser selbstlosen Aufgabe der Zu-

¹⁾ Gewatter, die übliche Aussprache für den Bauer.

²⁾ Die Verfasserin spricht hier eine philosophische Ansicht aus, der man unter den Südslaven häufig begegnet. Die tief sinnige Beobachtung der sie umgebenden Welt ist hier natürliche Volksanlage. Selbstverständlich ist hier nur von Halbgebildeten die Rede, denen die vom Subjekt ausgehende große Lehre Kant's unbekannt ist.

dividualität erheben können, und daß sich besonders die Jugend verständnislos davon abwendet?"

„Sehr einfach!“ — Der Mensch kämpft kürzer oder länger um sein eigenes Glück, und erst die Entsagung führt ihn zur Menschenliebe; so kämpfen auch Völker um Macht und Ruhm und erst, wenn sie Schwäche im Inneren oder Schwächung von außen ihrer Überhebung überführt, fangen sie an durch Kultur für das allgemeine Wohl der Menschheit zu sorgen. — Doch lassen Sie mich beginnen. — — —“

Der Komos streifte die Asche sorgfältig von seiner Zigarre, der Wirt rückte neugierig näher, und ich warf noch einen Blick durch das kleine Fenster in das Freie. Am fernen Horizont schossen blutrote Blitze gleich feurigen Rauchsäulen in die Höhe, und eine bleischwere, dunkle Wolkenvand erhob sich pfeilschnell über den blauen Bergen und bedeckte, sich plötzlich großartig entfaltend, das ganze Firmament. Mit einemmal riß ein schöner, goldig leuchtender Blitz die düstere Himmelsdecke mitten entzwei, und ein tiefes, mächtiges Rollen zog feierlich darüber hin.

In diesem Augenblick sprach der Komos: —

„Meine Erinnerungen beginnen in einem alten, düstern Schloß mit dicken Mauern, hochgewölbten, grauen Bogengängen, dunklen Zellen, in denen schwere Handschellen und Fußketten als altes Eisengerümpel beisammen lagen, unterirdischen Gängen und einer kleinen Kapelle, die mit den grell gemalten Bildern dreier kroatischer Könige geschmückt, und mit einem verrosteten goldenen Gitter geschlossen, dem Innenraume eine romantische Weihe verlieh. Ein breiter Fahrweg, von einer einzigen, hundertjährigen Rieseneiche beschattet, der ein Blitzstrahl längst die Krone brach, führte zu diesem sagenhaft einsamen, altersgrauen Besitz. Hier und da standen auf den feuchten, tiefgrünen Wiesen niedere Ailanthusbäume mit ihrer plumpen, roten Frucht, ein paar Sonnenblumen, Schilf und wasserreiche Sümpfe, in denen das Schloß in mond hellen Nächten zauberisch leuchtend untertauchte, das war — alles.“

Meine Eltern waren beide aus echtem kroatischem Magnatenblut. Der Landgraf von Turovopolje, — so hörte ich meinen Vater nennen — hatte sich aus Neigung vermählt. Es schien, als ob in meinen Eltern das ursprüngliche Wesen des Menschen in zwei gleiche Hälften getrennt worden wäre, die sich nun wieder ergänzend zusammenfanden. Mein Vater besaß alle Würde, Energie und Kraft, meine Mutter alle Milde, Güte und Schwermut des Menschenherzens. Zwischen beiden wuchs ich empor — wie die Leute behaupten, ein schöner Knabe mit langen, blonden Locken, sanften, braunen Augen und kräftigem Gliederbau, der manchmal wie ein „Königskind“ unter den arbeitenden Bauern auf den Feldern erschien. Das alte Turovopoljer Schloß war eben ein historischer Denkstein Kroatiens, an dem sich einst die Kraft der Türken brach, und der Komos von Turovopolje mit seiner adeligen Bauern-Gemeinde, die sich ihre altflawischen Rechte und Gebräuche Jahrhunderte hindurch zu bewahren verstand, sah mit Herrscher-Stolz auf das übrige Land herab. Mein Vater erzog mich in seiner Weise. Er nahm mich

mit zu Gelagen und Jagden, ließ mich auf seinem feurigen Pferde reiten, als meine kleinen Hände noch kaum nach den Mähnen fassen konnten, oder lehrte mich den edlen Wein unserer Berge aus seinem großen, goldenen Pokale schlürfen. Dann aber gab es auch Stunden — wenn der Abend herabsank und der Mond sein mattgoldenes Licht über das Schloß ausgoß — da gehörte ich meiner Mutter. Wir saßen dann gewöhnlich in dem großen, düstern Saal, den ein schwaches Kaminfeuer von innen und der Mondschein von außen erhellte, und ich hielt den Kopf in den Schoß der zarten, stillen Frau gedrückt.

Durch die weitgeöffneten, hohen Bogenfenster sahen die Sterne zu uns hinein, und ich lauschte mit fieberisch erregter Phantasie hinaus in das Dunkel. Die Nacht in jener Gegend ist nicht still. Der tausendstimmige Chor der Frösche wälzt sich eintönig klagend, anschwellend und wieder verklingend, eine riesige Tonwelle über die Ebene hin, von Zeit zu Zeit von dem heiseren Knarren der Kröten oder dem bangen Gestöhn einer Unke übertönt. Weißer Nebel steigt auf und umhüllt die einsamen Baumgestalten mit gespenstischen Schleiern. Ein Eule rauscht mit schwerem Flügelschlag, einen schaurigen Kinderschrei ausstoßend über dem nahen Eichenwald auf, und das mächtige Schloß-Echo wirft jeden Laut höhrend zurück.

„Erzähle Maifca!“¹⁾ bat ich dann oft.

Sie nickte nur sanft mit dem schönen Haupt. „Was soll ich erzählen, Sinfo?“²⁾ — Du weißt doch, daß in das Turovopoljer Schloß seit Jahren keine Bücher kommen, wie sie draußen in der Welt geschrieben werden.“

„Laß die dummen Bücher, entgegnete ich mit stolzer Heftigkeit, wir brauchen sie nicht; sie können gewiß nichts Schöneres enthalten, als was Du mir allabendlich erzählst.“

Meine Mutter strich lieblosend über mein lockiges Haar. Dann begann sie zu erzählen, und alle die unberührten Schätze südslawischer Poesie in Sagen und Märchen, von orientalischer Zauberpracht umflossen, vor meinem Geiste zu entfalten. Manchmal sprach sie auch von der großen Vergangenheit unseres Volkes, und wenn sie die furchtbaren Kämpfe schilderte, die einst über den Pelebit getobt, schwoll meine kleine Brust in stolzem Löwenmut. „Weißt Du, weshalb wir Kroaten keine Könige aus unserm Blute mehr haben?“ fragte sie einmal.

„Weshalb, Maifca?“

Die Sage³⁾ erzählt das so. Die Natur schuf sich einst einen wunderschönen Garten, aus dunkelbewaldeten, stolzen Bergen, von blauen Meereswogen umspült und mit einer goldenen Himmelsdecke überdacht; dem gab sie den Namen — Dalmatien. In diesem Garten tanzte einst ein schönes kroatiches Mädchen mit vielen anderen einen Koloreigen. Das schöne, schlanke Mädchen trug eine goldene Königskrone auf dem nachtschwarzen Haar und sah mit stolzem Herrscherblick längs den Ufern der Adria hin. Da sauste ein heftiger Windstoß daher und riß ihr die Krone vom Haupt. Die schöne Mara aber rang weinend die Hände

1) Mütterchen. 2) Söhnchen. 3) Einem kroatiches Volkslied nacherzählt.

und rief: „wer mir meine Krone wiederbringt, dessen Geliebte will ich werden!“ Die Kunde von diesem Gelübde drang weit über die Grenzen des Landes bis zu den wilden Nachkommen der Awaren. Hurtig zogen diese über den Belebten und suchten und fanden die Krone. Da weinte die schöne Mara noch heftiger und klagte: „Weh mir! wozu erhielt ich meine schönen Augen, wenn sie lebenslang einen häßlichen Mann anblicken sollen, wozu meine roten Lippen, meine weißen Arme? — wozu endlich meine kleinen Füße, wenn ich damit neben einem rohen Gefährten herlaufen soll, den ich nicht lieben kann!“ Bitter klagte die schöne Mara und schwor sich endlich lieber unterzugehen und zu sterben als die Geliebte dieses Mannes zu werden. Aber das schöne Mädchen mußte sein erstes Gelübde halten, und so wandelt sie noch heute gedemüthigt neben dem rauhen fremden Sieger.“ —

Ich schmiegte mich heftig erregt fester an ihre Brust, und so flüsterten wir heimlich fort, bis die Mitternachtsstunde oft unbemerkt vorüberzog.

Mein Vater litt manchmal an heftigen Zornausbrüchen, doch ließ er sich nie zu einer wirklichen Rohheit gegen meine Mutter hinreißen. Eine Szene, wo sein gewaltiger Unwille alle Schranken der Sitte niederwarf, blieb mir besonders lebhaft in der Erinnerung haften. Es war bei Gelegenheit einer Wolfsjagd im tiefen Winter. Alle Gutsherrn der Umgegend waren zu diesem großartig geplanten Jagdzug in unseren Turovopoljer Zug geladen. Den ganzen Morgen durchstreiften die adeligen Nimrode den eisstarrenden Wald und versammelten sich erst gegen Abend zu einer üppigen Tafel in unserem Schloß. Diener in Nationaltracht trugen die kräftig dampfende Suppe, hierauf die üblichen Vorspeisen und endlich eine mächtige Schüssel, auf der ein Jungschwein prächtig am Spieße gebräunt, den Kopf mit frischem Grün geschmückt lag, herein. Mein Vater, zu Häupten der Tafel stehend, ergriff die Schüssel und schleuderte sie mit einem einzigen, stolzen Ruck durch das offene Bogensfenster hinaus. Eine zweite Platte, mit zwei gebratenen Purani¹⁾ schwer belastet, flog ihr nach. Zitternd standen die Diener neben meiner erblassenen Mutter und blickten auf den erzürnten Gebieter, der mit eisiger Ruhe den nächsten Speisengang zu erwarten schien. „In einem kroatischen Hause ist es nicht Sitte,“ ließ sich endlich die mächtige Stimme des Schloßherrn vernehmen, „daß der Braten vor der Mehlspeise aufgetragen wird. Vergebt also die Störung, meine Freunde, ich hoffe, die Reihenfolge wird nicht wieder unterbrochen werden.“ —

Eines Abends — ich entsinne mich dessen, als wäre es erst gestern vorgefallen, stand ich allein in dem dunklen Bogengang, der im Innenraum des Schloßes rings um das erste Stockwerk lief. — Meine Mutter war nicht zu mir herausgekommen, denn der Vater lag seit Wochen krank. Schlafrunken sah ich in den sternenhellen Nachthimmel, der wie eine goldgeschmückte Altardecke über den dunklen, viereckigen Hofraum ausgebreitet lag. Mit einem Mal fiel eine schöne glänzende Sternschnuppe pfeilschnell herab. Zugleich trat der alte Diener, dessen

¹⁾ Truthähne.

Obhut ich stets anvertraut war, hinter mich. Ich erkannte ihn an dem schwarzen Pelzanzug, den er trug, und dem weißen Bart, der ihm tief auf die Brust niederfiel. „Noch,“ sagte ich lebhaft, „ein Menschenleben ist erloschen!“¹⁾ „Ja, kleiner Gospodar“²⁾ gab er zur Antwort und seine Stimme brach in Thränen „unser gnädiger Komos ist tot.“

Eine Reihe von Jahren, die nun folgte, brachte keine außergewöhnlichen Ereignisse in mein Leben. Hofmeister kamen und gingen, riefen mich von dem Rücken des Pferdes, mit dem ich gerne tollkühn durch das Waldesdickicht brach, in die stille Lernstube, bis ich zum Jüngling heranwuchs und gleich vielen anderen jungen Edelleuten die Hochschule in Wien bezog. Kurz bevor ich nach beendeten Studien heimkehren sollte, schrieb mir meine Mutter, daß ein Bruder meines Vaters, dessen einziger gesetzlicher Erbe ich war — er besaß ein schönes Gut in Zagorien — meine Gegenwart verlangte. Ich reiste also hin und fand einen leutseligen, alten Herrn von jener Sorte Menschen, welche glauben, daß sie nur geboren werden um sich zu — unterhalten — und das Schicksal wie einen schlechten Vergnügungsarrangeur anklagen, der zu wenig Rücksicht auf ihre Person nimmt. Aus der Erbschaft wurde übrigens nichts. Der gute Dufel hatte sich nämlich eine dicke Wirtschafterin angeschafft, die ihm — wie er mir errötend gestand — in seinen alten Tagen zwei kräftige Söhne geboren hatte. Ich sah, wie diese resolute Dame — die merkwürdigerweise immer eine golddurchwirkte ungarische Haube auf dem Kopfe trug, obwohl sie die Tochter eines einfachen kroatischen Lugars³⁾ war, mit vollen Segeln dem Hafen der Ehe zustrebte. Ich that mein möglichstes, um ihre Wünsche zu fördern, da ich sehr bald einsah, daß nur eine falsche Scham vor der Gesellschaft neben einer zarten Rücksicht für meine Person meinen Dufel hinderte glücklich zu sein. Noch während meines Aufenthaltes vollzog sich die Trauung in aller Stille. Mein Dufel hatte an diesem denkwürdigen Tage einen Kausch, meine neugebackene Tante trug statt der ungarischen Haube einen grünen Kopfsputz, und der alte Pfarrer und Hausfreund verlangte ein „Bilieum“, da er sich — wie er scherzend versicherte — in diesem veränderten Haushalt seine Rechte auf alle Schlüssel des Thores, der Thüren und vor allem der Kellerpforte neuerdings sichern müsse. Den würdigen Seelsorger bewog zu dieser Bitte hauptsächlich die Aussicht auf das riesige, mit dem besten Weine gefüllte Glas, welches ihm die Hausfrau nun nach altem Brauch überreichen mußte und das die nationale Sitte gebot, auf einen Zug zu leeren. Meine neue Tante war übrigens eine herzensgute Seele, und da es ihr schwer auf das Gemüt fiel, daß sie mich „lieben Jungen“ um die Erbschaft gebracht hatte, dachte sie daran, wenigstens auf andere Art für mein Glück zu sorgen. „Neffe, du mußt heiraten,“ sprach sie jeden Morgen, wenn sie selbst mein Zimmer in Ordnung brachte, und schlug mir alle reichen, braven Mädchen der Umgebung zur Auswahl vor. „Für so einen Prachtjungen, den künftigen Landgrafen von

¹⁾ Der kroatische Volksglaube erzählt, daß, so oft ein Stern vom Himmel fällt, auch ein Menschenleben auf Erden erlischt.

²⁾ Gnädiger Herr. ³⁾ Walthüter.

Turovopolje, war allerdings nicht jede“ — meinte sie dazwischen — „aber Gott sei Dank! man zählte ja in Zagorien viele liebe, prächtige Mädchen, ausgenommen — die Tochter des Grafen Wolkonsky, diesen hochmütigen Wildfang, die kein ehrlicher kroatischer Edelmann zur Gattin verlangen sollte.“ Mit diesem wohlgemeinten Rate brach sie jedesmal ab. Natürlich dienten diese allzu eifrigen Warnungen nur dazu mein Interesse für die schöne Komtesse Wolkonsky zu erwecken. Durch geschickt und scheinbar gleichgültig hingeworfene Fragen erfuhr ich allmählich ihre näheren Lebensverhältnisse. Die Wolkonsky waren Russen, die sich aber schon vor vielen Jahren in Zagorien angekauft hatten, und ihr einziges Töchterchen Blatica war ihnen auf kroatischer Erde geboren worden. Die kleine Komtesse verlor sehr früh ihre Mutter — eine kalte, stolze Frau — und der Graf brachte das ammutige Kind nach Paris, wo sie in einem adeligen Stift erzogen wurde. Als die Komtesse mit siebzehn Jahren auf das väterliche Gut Droslawje zurückkam, brachte sie ganz Zagorien in Aufruhr. Ihre fremdartige Schönheit, die feinen, blassen Gesichtszüge, in denen ein paar dunkle, geistprühende Augen fast blendend strahlten, die langen, nachtschwarzen Haare und die schlanke, diegsame Gestalt erzwangen ihr wohl überall Bewunderung, aber nirgends ein freundliches Entgegenkommen, welches der Stolz der Wolkonsky übrigens gewiß auch kalt zurückgewiesen hätte. Die adeligen Familien der Umgegend nannten die Komtesse entweder eine gezierte Modepuppe — und das kam daher, daß sie, wenn sie einmal in der Gesellschaft erschien, alle hochnasigen Landfräuleins mit ihrer feinen Pariser Salonroutine verdunkelte — oder einen sittenlosen Wildfang, was seine Begründung wieder darin fand, daß sie oft auf ihrem schönen, feurigen Goldfuchs so wild auf der Landstraße daher gesprengt kam, daß die Staubwolken hoch über dem Kopfe ihres Reitknechtes zusammenschlugen.

Zahllos waren die Streiche, die man sich von ihr erzählte. Einmal machte der Verwalter ihres Gutes einen großen Einkauf an Hornvieh in Ungarn. Als die schönen, weißen Ochsen mit ihren prächtigen, weitgeschwungenen Stirnhörnern auf der Herrschaft Droslawje anlangten, war man um Namen verlegen, die man so vielen Tieren beilegen sollte. Komtesse Blatica aber steckte sich diesmal mit ihren mutwilligen Einfällen hinter den Verwalter, und so geschah es, daß die Ochsen mit all den hochklingenden Namen ihrer Verehrer und Bewerber unter den Zagorianer Landjunkern getauft wurden. Aber nicht etwa mit den Taufnamen, bewahre! nur mit den — Zunamen und es klang ganz prächtig, wenn sie die Hirten laut über die Weideplätze hinriefen.

Ein anderes Mal wieder kam es ihr zu Ohren, daß die Bewohner des nächsten kleinen Marktfleckens es höchst unsittsam fanden, daß sie täglich vor dem kleinen Postgebäude die Pferde selbst lenkend, vorfuhr. Tags darauf kam ein leichter Kutschierwagen durch den Ort gerast. Rückwärts auf dem niederen Bedientensitz saß ein echter russischer Samtschik¹⁾ mit langen Haaren, einen weißen umgedrehten Schafpelz auf den Schultern, und lenkte die feurigen, langgespannten

¹⁾ Kutscher.

Pferde, den Bock aber nahm wie gewöhnlich die Komtesse ein, nur daß sie diesmal statt der Zügel einen langen weißen Strickstrumpf in Händen hielt, der lustig im Winde flatterte. Die Bewohner des Fleckchens grüßten artig, bald rechts, bald links an den Wagen herantretend — umsonst! die Komtesse hielt die Augen züchtig gesenkt und strickte eifrig — hoch auf dem Bocke! Das trieb sie so eine ganze Woche fort, bis sich die Bewohner des kleinen Ortes bei dem Grafen Wolfonsky über den auffälligen Sport beschwerten.

Mit solchen und ähnlichen Geschichten hatte sich die schöne Komtesse Zatica in der ganzen Gegend bald wirklich verhaßt gemacht. Ich lernte das reizende Geschöpf zuerst bei unserem nächsten Gutsnachbar, einem altadeligen Obergespan mit einer tauben Frau und vier steifen Töchtern kennen. Ich würde umsonst versuchen die bezaubernde Anmut zu schildern, die in dem Wesen der Komtesse lag. Besonders entzückte mich die kindliche, nutwillige Wildheit, die den kühlen Gesellschaftston der jungen Dame häufig warm durchbrach. Ich weiß nicht, wie es kam, aber vom ersten Augenblick an liebte ich sie und trug zugleich das stolze Bewußtsein in mir, daß sie das Geschick nur für mich erschuf.

Sie selbst verriet mir mehr denn einmal in anmutiger Naivetät ihre erwachende Gegenneigung. „Guten Abend, Jaroslav Stefanovitsch, wie lange ich Sie nicht gesehen habe!“ rief sie aus, wenn ich gegen Abend bei der Familie des Obergespans eintrat und mich sehr wohl entsann, ihr am Vormittage im Dorfe begegnet zu sein. Oder — wir trafen uns einmal zu Pferde in heißer Nachmittagsstunde am Waldessaum und plauderten recht lange, bis das Abendläuten vom Edelhof von Droslavje herüberklang. „Schon?“ fragte sie, ihre schönen Augen vor Staunen groß öffnend, und sprengte dann wohl errötend davon, unser süßes Geheimnis mittragend, das ich eben preisgeben wollte.

Allerdings gab es aber auch Augenblicke, wo sie launenhaft und böse wie ein verzogenes Kind gegen mich war. Sie fand dann, daß mein Benehmen viel zu kräftig, viel zu lärmend für einen Edelmann sei, und schwärmte von Paris und den französischen Kavalieren, die ihr trotz der strengen Zucht im Stift scharenweise zu Füßen lagen. Am heftigsten berührten sich die Gegensätze in unserer Anschauungsweise, wenn sie mit kühler Vornehmheit die Vorzüge anderer Nationen hervorhob, um unser Vaterland, dessen Gebräuche und Sitten, dessen Natur und Volk man sie weder kennen, noch lieben gelehrt hatte, desto wirksamer herabzudrücken.

Graf Wolfonsky hatte indessen eines Morgens meinem Oheim einen Besuch abgestattet. Der Graf kam in wirtschaftlichen Angelegenheiten, knüpfte aber zugleich einen freundschaftlichen Verkehr an. Von jenem Tage an drängten sich die Ereignisse zusammen, als ob die Flucht der Zeit um uns Liebende still stünde. Der Graf kam immer öfter zu meinem Onkel, welcher als ausgezeichnete Nationalökonom galt, und lud mich eines abends ein, mehrere Tage sein Gast auf dem Edelhofe zu Droslavje zu sein. Den Anlaß hierzu gab, daß der Graf mich für einen trefflichen Jäger hielt und mir anbot, in den zahlreichen Sümpfen, die im Tiefland seines Besitztums zwischen bergigen Anhöhen verborgen lagen, Wildenten

zu jagen. Ich besann mich nicht lange und ritt mit ihm hinüber. Als wir vor dem Thore des Edelhofes anlangten, der wie ein großer, weißer Stein im dunklen Schoße der Wälder verborgen lag, war es fast Mitternacht, und ich mußte darauf verzichten, die Komtesse noch zu sehen.

Der Graf führte mich in eines der prunkvollen Fremdenzimmer und wünschte mir dann eine angenehme Ruhe. Ruhe? — ich dachte nicht daran. Immer wieder bog ich mich weit aus dem Fenster und überflog mit den Blicken die Mauern des Edelhofes, sein weißes, mondbeschienes Dach, unter dem das schöne, angebetete Mädchen schlief. Endlich warf ich mich aufgereggt auf mein Lager und ruhte ein paar Stunden. Das erste fahle Morgenrauen fand mich wieder wach. Was sollte ich beginnen? Es war unmännlich, sich so von Ungeduld verzehren zu lassen, umsomehr als ich mir sagen mußte, daß die Komtesse aller Wahrscheinlichkeit nach gleich allen verwöhnten jungen Damen in den hellen Tag hinein schlief. Zugleich fiel mir der Vorwand ein, unter welchem ich der Einladung des Grafen gefolgt war. Das war ein glücklicher Gedanke! ich wollte den Morgen gleich zur Jagd benutzen, um den Tag über dann ungestört in der Nähe der Komtesse weilen zu dürfen. Der Jägeranzug, den ich mitgebracht hatte, war bald angelegt. Zur Wildentenjagd trug ich nämlich wie die meisten unserer Edelleute gerne einen losen Rock, enganliegende, hirschlederne Beinkleider und bämische Spanken¹⁾, in denen man die Sümpfe prächtig durchwaten kann. Ich warf mich also, wie gesagt, in diesen Waidmannsstaat, schnallte die Bundschuhe fest und stieg, mein Gewehr über die Schulter hängend, leise die Treppe hinab. Als ich die plumpen Riegel des Schloßthores zurückschob und hinaustrat, lag ein schwerer Nebeldunst wie eine große graue Wolke auf der Landschaft. Allmählich sah ich die blauen, duftigen Kluppen der fernen Berge daraus hervortauschen und das schöne Bagorien seine fruchtreichen, wildschönen Höhen und Thäler vor mir entschleiern. Ein Geräusch hinter meinem Rücken bewog mich umzublicken. Ich währte noch zu träumen, denn vor mir stand die — Komtesse. Sie trug ein knappes, schwarzes Kleid und hatte einen großen Plaid so um die Schultern geworfen, daß ihr reizendes Gesicht fast bis zu den Augen in den Falten stak. Schweigend lehnte sie sich auf das Geländer der Freitreppe. Ihre feurigen Augen überflogen blitzschnell meine ganze Gestalt und blieben mit unbeschreiblicher Verachtung auf den Spanken haften. Eine zornige Röthe stieg dabei in ihr feines Gesicht, das sich rasch wieder von mir abwandte.

„So früh im Freien, Komtesse?“ begann ich, meine Verlegenheit künstlich verbergend das Gespräch.

Sie wandte den Kopf nicht nach mir hin und zog den Plaid leicht fröstelnd um die Schultern.

Ratlos, befangen wie ein entlarvter Sünder stand ich neben ihr.

„Sie werden sich erkälten,“ stammelte ich endlich verwirrt. „Die Nebel des Morgens frommen nur uns Jägern, aber nicht zarten, mit dem Hauche französ-

¹⁾ Bundschuhe.

fischer Verfeinerung erzogenen Damen, die die Schönheit der Natur nur im Sonnenglanz bewundern sollen."

Der Kopf der Komtesse kam jetzt etwas mehr aus den Falten des Plaids hervor und ihre schönen, schwarzen Haarflechten glitten gelöst durch eine rasche, unwillige Bewegung schwer in den Nacken.

"Sprechen Sie doch in diesem Lande nicht von Naturschönheit," entgegnete sie, die Lippen mit kindlichem Troß aufwerfend, „hier ist alles häßlich, die Natur, die Menschen, ihre rohen Sitten" — —

— „und vor allem Jaroslav Stefanovitsch, wenn er in Spanien zur Wildentenjagd auszieht," vollendete ich ernstlich betrübt.

Sie nickte energisch mit dem hübschen Kopfe. „Ich hasse die Wildentenjagd. So in Spanien in den Sümpfen umherzuwaten, ist gar nicht gentlemanlike. — Ein Edelmann soll nur zu Pferde jagen." Damit wandte sie mir den Rücken und stieg die Treppe wieder empor.

Einen Augenblick blieb ich wie betäubt in mich versunken stehen, dann nahm ich meinen Rückzug auf mein Zimmer. Ich betrat seine vier Wände ungefähr mit dem Gefühle eines Feldherrn, der eben eine entscheidende Schlacht verlor.

Als ich eine halbe Stunde später die Treppe in glänzenden, hohen Stiefeln zum zweitenmal herabkam, war die anmutige Gestalt der Komtesse in der langen Gemächerflucht des ersten Stockwerkes verschwunden.

Ich ließ mein Pferd satteln, pfiß meinen zwei schönen gelben Brackirhunden Grom und Striela¹⁾ und trappte endlich mißmutig in den sonnigen Morgen hinaus. Planlos ritt ich über frischgrüne Wiesen, neben flüsternden Weidengruppen über sanfte Anhöhen dahin.

Erst als mich die sanfte Dämmerung im Gehölze des Waldes aufnahm, hob ein tiefer, erleichternder Atemzug meine Brust. Ein Gefühl namenloser Sehnsucht durchwogte mein Inneres und ließ mich zum erstenmale die dämonische Kraft der Liebe empfinden. Ich hörte nicht den Gesang der Vögel, nicht das Rauschen der Bäume, nicht den Tritt des Pferdes, das sich zögernd selbst einen Weg durch das Dickicht fand, ich lauschte nur der erwachenden, mächtigen Stimme meines Herzens. Warum es niemandem einfällt, jene wunderbaren Märchen aufzuzeichnen, die den Geist jedes Liebenden durchziehen? Was ich damals träumte, war eine Zauberwelt, in welcher die Königin meines Herzens in tausend lockenden Gestalten erschien. Meine Phantasie ließ sie mich einsam im Walde, im dämmernden Saale, am Ufer des Teiches, bald fliehend und spröde, bald nahend und gewährend finden. Ich saß oder kniete dann neben ihr, sah in die schönen, Uebermut sprühenden Augen, hörte den süßen Laut der Stimme, das schelmische Lachen, fühlte die weichen Arme um meinen Hals geschlungen, die schönen, schwarzen Flechten durch meine Finger gleiten oder hielt das ganze holde Geschöpf bezwungen in meinen Armen. Immer kühner wurde der stolze Bau meiner Gedanken. Ich sah die Welt von Stürmen und Fluten verheert und sie

¹⁾ Donner und Blitz.

allein auf der Oberfläche irren. Ich malte mir den Augenblick aus, wo ich die Ermüdete fand und in meinen Armen weitertrug, um uns ein einsames Glück im märchenhaft stillen Schoß des Waldes zu gründen. — Ich ließ die Sterne erlöschten, um sie im Dunkel zu umarmen und nahm die Ewigkeit als Dauer zu ihrem Ruß.

Stundenlang irrte ich so träumend im Walde, bis mich das scharfe wütende Bellen meiner Hunde in die Gegenwart zurückrief. Unwillig sah ich nach der Ursache ihres Jagdeifers und gewahrte einen blauen Stofffetzen, den sie eifrig hin und her zerrten. „Laß ab“ gebot ich strafend, und die schönen, klugen Tiere liefen mit eingezogener Rute gehorsam auf mich zu. Ich besah mir nun die Gegend, in die ich geraten war. Ringsum dehnte sich der Eichwald kühl, groß und schweigsam aus. So weit meine Blicke zurückstreifen konnten, nichts als schattendunkle Kronen, von denen sich hier und da einige Blätter, auf die ein gebrochener Sonnenstrahl seine goldenen Punkte malte, leuchtend abhoben. Ein hohes, wildes Geträuch sperrte meinen Weg. Mein Pferd kräftig anspornend, drängte ich es nahe darauf hin und bog die verschlungenen Zweige langsam auseinander.

Welch ein Anblick!

Der grüne, wirre Baum lief rund um ein totes Sumpfwasser, auf dem der mattgoldene Sonnenschein ausgebreitet lag. Smaragdgrüne Algenflächen umschlossen in der Mitte einen runden Wasserkreis, aus dem ein Stück blauer Himmel mit weißen und rosigen Wolken besät wie eine Zauberinsel emporstieg. Am Rande dieser Insel im hohen Schilf halb verborgen, stand eine reizende Mädchen-gestalt. Die blauschwarzen Haare hingen ihr gelöst über den Rücken und verhüllten ein wenig die rosigen Schultern, die das ausgeschnittene, schneeweiße Spitzenleibchen gleich Hals und Armen freigab. Ein rotseidener Unterrock ließ zuerst ein paar feine Strümpfe und dann zwei kleine mit lichtblauen Atlasschuhen bekleidete Füße sehen, die vom Wasser umspielt tief im Schlammestaken.

„Komtesse, rief ich erstaunt, — ich glaube gar, Sie sind auf der Wildenten-Jagd!“ Im nächsten Augenblick schon bereute ich den unbedachten, fröhlichen Spott, denn das junge Mädchen brach in einen Thränenstrom aus. Rasch drang ich durch das Gebüsch und hob sie aus der nassen grünen Wildnis zu mir in den Sattel. Den einen Arm leicht um ihre Mitte schlingend, gab ich ihren kleinen Händen außerdem noch den Sattelpfosten als Halt und wandte das Pferd. Sie sah hilflos wie ein Kind zu mir auf und barg dann ihr Antlitz errötend an meiner Schulter.

„Spotten Sie nur, Jaroslaw Stefanowitsch,“ schluchzte sie heftig, „Sie haben ein Recht dazu. Und doch sind nur Sie daran schuld, daß ich in diesen abscheulichen Sumpf fiel.“

„Ich?“

„Ja Sie, Sie allein.“ Sie richtete sich ein wenig auf und fuhr dann gefaßter zu erzählen fort. „Als wir heute morgens schieden — ich dachte, Sie

ziehen zur Wildentenjagd aus — begab ich mich in mein Schlafgemach, schlüpfte hurtig in mein Bett und schlief noch über eine Stunde. Bei meinem Erwachen schien die Sonne so hell und freundlich zum Fenster herein, daß ich mit beiden Füßen zugleich lebhaft aufsprang. Ich schellte meinem Kammermädchen. „Sind die Herrn gewiß alle fort zur Wildentenjagd?“ „Gewiß, gnädige Komtesse,“ gab sie zur Antwort. Wir erwarten den Herrn Grafen und den Verwalter erst zur Mittagsstunde zurück, denn die Sümpfe, wo die Herrschaften zu jagen pflegen, liegen sehr weit von unserem Edelhof entfernt.“ Fröhlich klatschte ich in die Hände. „Das ist ja prächtig! Da kann ich ja mittlerweile ganz sans gêne ausgehen!“ Zugleich befahl ich dem Mädchen mir die leichtesten Kleider, die in meiner Garderobe vorrätig sind, herbeizuschleppen. Ein lichtblauer Schlafrock mit leichter, langer Schleppe war gleich zur Stelle. Ich warf ihn über und streckte ihr dann meine Füße hin, die noch der Bekleidung harrten. Sie brachte mir Goldlackstiefelchen, ausgeschnittene, graziöse Schuhe von den verschiedensten Formen, aber sie schienen mir alle zu schwer, und ich schüttelte sie sogleich wieder mutwillig von den Fußspitzen ab. Endlich griff ich selbst in den Schrank, und zog ein paar lichtblaue Atlasschuhe hervor, die ich im verflossenen Winter bei der großen Tanzprüfung in Paris trug. Mein Kammermädchen schlug die Hände entsetzt über dem Kopfe zusammen, während ich den zierlichen Fund anlegte und nun mit leichten besflügelten Schritten die Treppe hinab in das Freie eilte. Über die taufrischen Wiesen wandelte ich sorglos, glücklich dem Walde zu. Anfangs machte ich genau die kleinen, gemessenen Schritte, wie ich sie im Institut der Demoiselles à Paris lernte, und fast hätte ich jedem würdigen Eichenbaum, der mir in den Weg trat, eine artige Verbeugung gemacht. Aber — die Luft duftete so frisch und herrlich, die Vögel sangen so hell, und der Rasen lag vor mir so schwellend und üppig, daß mich mit einemmal die Lust überkam darüber — hinzulaufen. Ich versuchte es schüchtern. Es ging nicht, die lange Schleppe störte mich. Mutwillig warf ich den Schlafrock ab und huschte nun in großen Sprüngen tief in den Wald. Plötzlich sah ich Sie auf mich zureiten und zugleich Ihre bösen, häßlichen Hunde meinen Schlafrock in Fetzen zerreißen. Was sollte ich thun? Zur Umkehr war es zu spät. Ich schlüpfte also rasch in das nächste dicke Gebüsch und stak im — Sumpf.“

Als sie jetzt die schönen Augen zu mir aufschlug, standen sie noch voll großer Thränen, aber den kleinen Mund umspielte schon ein sonniges, übermütiges Lächeln.

„Nun müssen Sie sich rechtfertigen, Jaroslav Stefanovitch, fing sie, die langen Wimpern schelmisch senkend, an. Weshalb sind Sie nicht auf der Wildentenjagd und wie kamen Sie auf meine Spur?“

Ich bog mich zu ihr nieder und sprach dann langsam jedes Wort von tiefer Bewegung durchzittert: „Als die Weisen des Morgenlandes gegen Jerusalem zogen, um den König der Juden anzubeten, wies ihnen ein schöner Stern den Pfad und blieb über der Hütte des Jesuskinds stehen. Demselben Stern, Komtesse, folgte ich heute.“

Sie errötete neuerdings tief. „Sie wollen mich in meiner Unkenntnis verwirren — ich habe diese allegorischen Bilder aus der heiligen Schrift nie ganz verstanden. Was bedeutet jener Stern?“

„Die Liebe.“ — Ich sprach das Wort ganz leise aus, aber die tiefe Stille des Waldes fing es auf, und als die Baumkronen, von einem Windstoß erfasst, mächtig aufrauschten, schienen sie es, nach allen Seiten auseinanderflutend, stolz in die Ferne zu tragen.

Auch Zatica atmete tief auf, und selbst mein Pferd warf den Kopf zurück und blies wie erregt die schäumenden Nüstern auf. Wir ritten jetzt einen steilen, schmalen Waldweg hinauf.

Zu beiden Seiten säumten Haselnuß, Weißdorn, wilde Rosen und Schlehen als dichtes Gebüsch unseren Pfad; Nachtigallen ließen darin ihr liebekrankes Schluchzen hören, Schwarzblättchen fein trauriges Flöten und Finken ihr lautes Schmettern vernehmen, und über unseren Häuptern wölbten sich Buchen und Eichen zu einem schattigen Blätterdach. Nur selten bot das trauliche Dunkel einen Ausblick in das Thal, das, mit Sonnenglanz überschüttet, immer tiefer zu den Füßen des düstern Bergriesen, dessen Rücken wir erklimmen, niedersank. Der Weg war uneben, das Erdreich zu Geröll verbrannt, und bei jedem unsichern Tritt des Pferdes fühlte ich Zaticas weichen, schlanken Körper fest an mich gedrückt. Hier und da kamen wir an einer kleinen, ganz mit Sonnengold erfüllten Öffnung der grünen Buschwand vorüber und sahen durch dieses liebliche Waldesfenster hinaus. Wenn sie dann den schönen Kopf vorbog, und der Sonnenglanz über ihr dunkles Haar hinglitt, berührte ich es verstohlen mit den Lippen, bis sie in meinen Armen wie ein Vogel zu zittern begann. — Außen erhoben sich zur Rechten freundliche, sonnige Anhöhen, mit frischen grünen Wiesen, braunen Feldern oder niederem Gesträuch bedeckt, das aus der Ferne gesehen wie üppig wucherndes Moos emporwuchs, durch das sich die goldbraunen Fußwege sanft hinaufwanden. Weiterhin wieder waren es stolze, glanzumhüllte Berge, auf deren goldenen Grund der Schatten einer vorüberziehenden Wolke seinen trügerischen, dunklen Schleier ausgebreitet hatte. — Eine Weile zogen sie mit uns, dann neigten sich plötzlich hochgewölbte Felsen steil hinab, eine schmale, grüne Thalschlucht bildend, in deren Schoß sie das ganze Grün ihrer toten, steinigen Häupter hinabgeschüttet zu haben schienen, so dicht stürzten dort Bäume und Buschwerk, hohes, wucherndes Gras, von starken Schlingpflanzen umklammert, zu einer üppigen Wildnis zusammen, an der der Fluß wie eine einzige, weiße, silberschäumende Welle vorüberzog.

„Unser Vaterland ist doch schön, Zatica“, sagte ich leise. Sie erhob den Blick nicht zu mir. Ihre kleinen Hände hielten nur ängstlich die Falten ihres kurzen, roten Röckchens nieder, unter dem die zierlichen Füße bei dem leisesten Lufthauch bis an die Knöchel sichtbar wurden. Das märchenhafte Waldesdunkel, in dem wir irrten, das schöne, kindlich reine Antlitz an meiner Brust übten einen seltsamen Zauber auf mich aus. Das heiße Verlangen des Mammes wich mehr und mehr einer schönen, wohlthuenden Ruhe, und wie einem Kinde begann ich ihr alle die wunderbaren Sagen unseres Volkes zu erzählen. Ich lehrte sie, daß

der Sonne immer ein schöner Stern über den Himmel nachzieht, der im Meere untertaucht und ihre goldenen Strahlen benehend wieder emporkommt, damit sie sich und die Welt nicht in übergroßer Glut verzehre. — Wenn der Abend dann herabsinkt, sagen unsere Bauern, daß die goldene Himmelskönigin nun selbst im Meere untergeht, um auszufühlen und zu ruhen. Auch von den Vilas sprach ich zu ihr, diesen bezaubernden, rührenden Göttinnen unseres Volkes, die auf den Sternen wohnen und nur hin und wieder die Erde besuchen. Unser Landvolk kennt die Wege, die sie wandeln, an den feinen, im Sonnenglanz leuchtenden Fäden der Spinne. Das sind ihre langen, goldenen Haare, die sich verwirren, wenn die Vila durch ein dichtes Gebirge geht, dem Erdensohn aber, der einen dieser goldenen Fäden findet und entwirrt, ohne ihn abzureißen, schenken sie ewiges Glück. — So erreichten wir allgemach die Anhöhe. Als die Bäume auseinander traten, strömte uns eine blendende Lichtflut entgegen, in der sich eine paradiesisch schöne Landschaft behaglich ausdehnte. Eine sanfte Hügelkette umzog im Halbkreis unseren Horizont. Ihr Rücken war mit einer weichen, grünen Samtmatte glatt überspannt, von der sich einzelne Ackerfelder vom tiefsten Braun in das hellste Staubgrau übergehend, jenachdem der Pflug feuchte oder trockene Erde aufwarf, schön begrenzt abhoben. Hier und da hing ein kleines Bauernhäuschen in dem Grün einer Bergwand, und von einer tiefer gelegenen Anhöhe lenkten Bauern einige mit prächtigen, weißen Ochsen bespannte Wagen, mit frischem Grase beladen, langsam dem Thale zu. Tief unten aber rauschte der smaragdgrüne Fluß, goldene, spielende Irrlichter auf jeder seiner Wellen, so wonnevoll heimlich so sinnverwirrend und — mit einemmal schlangen sich zwei weiße Arme um meinen Hals, und ein süßer kleiner Mund flüsterte in der Sprache meiner Heimat: — „ja te Ljubim.“ (Ich liebe Dich.)

Der Komes unterbrach hier seine Erzählung und atmete mehrmals tief auf. „Sie werden staunen,“ sagte er dann, „daß ein Mann, der sein Leben so nüchtern aufgebaut hat, daß er mit einer Bäuerin in wilder Ehe lebt, mit solcher Begeisterung einen längst vergangenen Augenblick des Liebesglückes schildert?“

„Um so mehr,“ fiel ich ein, „als heutzutage selbst die Jugend nicht gerne an die Erhabenheit dieses Gefühles glaubt, und die Verliebten einfach im Dienste der Gattung die eisernen Gesetze der Natur befolgen sieht.“

Der Komes sah nachdenklich vor sich hin. „Und doch“, entgegnete er mit einem schönen Blick, „ist dieses Ineinanderverlieren zweier Menschen, vor denen die Schöpfung wie etwas Fremdes, dessen sie gleichsam nicht mehr bedürfen, zurücktritt, die einzige Vollkommenheit in unserem Dasein. Es ist zugleich der Höhepunkt des Lebens, von dem es unwiderruflich zurückflutet, und daraus entspringt die Todessehnsucht, die wir oft instinkartig in solchen Augenblicken empfinden.“

„Glück, Hoffnung, Liebe! was kauf ich mir dafür?“ warf der dicke Wirt mit einem schlaun Augenzwinkern dazwischen. „Die Liebe geht noch an,“ lachte er wohlgefällig, „aber diese Hoffnung — sagen Sie selbst, meine werten Herrn — die immer lügt?“

Der Komos klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Freund,“ sagte er dann, die träumerische Weichheit seines Wesens gewaltsam abschüttelnd, „nicht die Hoffnung allein lügt — auch die Erinnerung. Oder meint Ihr, wir Menschen würden weiterleben, wenn sie uns nicht den klaren Anblick der Leiden entzöge, durch die wir gingen?“

Der Wirt leerte statt der Antwort rasch sein schmutziges Weinglas, und der Komos wandte sich wieder zu mir.

„Glauben Sie an das Glück?“ fragte er, seinen offenen Blick fest auf mich heftend, „ich meine darunter,“ fuhr er fort, „natürlich nicht so einen flüchtigen Augenblick, wie ich ihn eben geschildert, sondern ein dauerndes Wohl, das wir uns im Leben erringen könnten?“

„Nein,“ sagte ich ernst. Der Komos neigte zustimmend das Haupt. „Der selbstsüchtige Mensch,“ fügte ich hinzu, „kann manchmal, der Edle niemals glücklich sein. Denn gesetzt, es fielen ihm selbst auch alle irdischen Güter in den Schoß, so bleiben ihm doch die Leiden der Menschheit zu beweinen.“

Der Komos erhob sich, ging einigemal unruhig durch die Schenkstube und trat dann auf die Schwelle. Ein leichter Gewitterregen war niedergefallen und lag jetzt wie Tau auf der Ebene, den die Sonne wieder durstig auffog. Über den Himmel flogen die letzten grauen Regenvolken.

„Wie thöricht doch die Menschen sind,“ meinte der Komos ihnen nachblickend, „wenn sie die Wolken um ihren Flug beneiden. Wo liegt denn der Unterschied? — die Wolken jagen durch den Raum, und wir Menschen durch die Zeit!“

Er warf seinen Zigarrenstummel hinaus und kehrte hierauf zu uns zurück.

„Bog zivi,“ rief der Wirt, und wir stießen die Gläser artig zusammen. Dann fuhr der Komos zu erzählen fort:

„Wir waren also einig. Zwei Tage nach dieser Jagd, die mir ein so schönes Wild in die Arme trieb, schied ich von Droslawje. Nachdem ich eine endlose Woche in Zabog — so hieß das Gut meines Onkels — ausgeharrt, fuhr ich an einem sonnigen Morgen in meinem Viererzug wieder hinüber zu den Wolfonskys. Diesmal trug ich meinen vollen Magnatenstaat. Eine lichtblaue Samtente, mit glänzendem Silberzobel verbrämt hing mir um die Schultern, über die reich verschmürte Surka¹⁾ herab. Ein blausamtener, mit Zobel umrandeter Kalpak, von dem ein weißer mit einer Diamant-Agraffe befestigter Reiter gerade aufstand, bedeckte den Kopf, enge, ungarische Samthosen, hohe, glänzende Lackstiefeln mit goldenen Sporen und ein krummer mit Edelsteinen eingelegter Säbel vervollständigten meinen Anzug. Ich lenkte die Pferde selbst. Neben und hinter mir saßen Diener in roten Westen und weißen, verschmürten Tuchröcken. Als Vorreiter dienten mir vier Serezaner²⁾ in scharlachroten Mänteln, blihende Pistolen und Handzars³⁾ im Gurt. — So flogen wir auf der Landstraße dahin. Ich traf den Grafen und die Komtesse in dem großen, kühlen Ahnensaal des Edel-

¹⁾ Ein verschmürter Rock mit langen Schößen (Nationaltracht). ²⁾ Eine Art berittene Leibwache. ³⁾ Dolch.

hofes. Von den Wänden blickten alle die Bilder der Grafen und Gräfinnen Wolkonsky steif und starr auf mich herab. Als ich den Grafen um eine Unterredung, womöglich in Gegenwart der Komtesse bat, trug er mir schweigend Platz an. Wir ließen uns hierauf im Halbkreis auf den hohen, schwarzen Palisanderstühlen, die in dem weiten, dämmerigen Raume umherstanden, nieder. Die Komtesse im lichten Sommerkleid an meiner rechten, der Graf an meiner linken Seite. Ohne viel Umschweife trat ich jetzt als Bewerber um die Komtesse auf. Als ich zu sprechen anfing, fühlte ich plötzlich eine weiche, kleine Hand, die sich unter das Pelzwerk meiner Mente stahl und warm in meine Rechte legte. Die Komtesse hielt die Augen gesenkt, und ich mußte meine Blicke voll dem Grafen zuwenden, aber eine seltsame, wonnenvolle Beruhigung strömte aus dieser geheimen Berührung über uns aus. Was lag nicht alles in diesem sanften Druck, den sie mich von Zeit zu Zeit fühlen ließ! Volle Hingabe an den Geliebten, Vertrauen in den Mann, dem sie die Führung ihres Geschickes willenlos anheim gab. Selbst damals, als ich sie auf der einsamen Waldeshöhe in meinen Armen hielt, war sie nicht so sehr mein Eigentum als in dieser Stunde. Der Ernst der Männlichkeit, die ich dem Grafen gegenüber voll zutage treten lassen mußte, erschreckte das schöne übermütige Geschöpf und brachte sie mir näher. — Ich sprach indessen zu dem Grafen über meine damals sehr günstigen äußern Lebensverhältnisse und fügte noch einige aufklärende Worte über meine künftige Stellung als Komtes von Turovopolje hinzu. Der Graf hörte mich ruhig an. Erst als ich von der warmen Gegenneigung der Komtesse zu sprechen anfing, glitt ein kühles Lächeln über sein glattes, vornehmes Gesicht.

„Schön, schön wir kennen das, junger Mann, begann er in lascivem Ton, aber bedenken Sie doch, Jaroslav Stefanovitsch, daß die Komtesse, meine Tochter, fast noch die Kinderschuhe trägt! Ich bitte Sie mich nicht zu unterbrechen — passons là dessus — er machte eine abwehrende Bewegung mit der feinen Hand und fuhr fort: „Ihr Antrag erscheint mir sehr annehmbar — wirklich sehr annehmbar — ich kapituliere jedoch nur unter zwei Bedingungen. Die Grafen Wolkonsky sind, wie Sie wissen werden, Russen und treue Unterthanen ihres Zars. Ich wünsche daher, daß meine Tochter Blatica Gräfin Wolkonsky, Herrin von Brezovica und Droslovje, bevor sie sich vermählt, in Petersburg bei Hofe vorgestellt werde.“

Der Graf machte eine kurze erwartungsvolle Pause. Die kleine warme Hand im Pelzwerk that Wunder, ich — schwieg.

„Außerdem,“ fuhr der Graf fort, „müßte die Verlobung meiner Tochter mindestens ein Jahr geheim bleiben, da die Komtesse heute noch zu jung ist, um nicht möglicherweise eine Änderung ihrer Gefühle zu erfahren und ich den Namen einer Wolkonsky nicht mit einem Treuebruch besleckt sehen will. Ich würde Ihnen sogar raten, die Landgräfin Stefanovitsch, Ihre erlauchte Mutter, von diesem Geheimnis auszuschließen, welches für die zarte, leidende Frau zu einer Quelle zärtlicher Besorgnis werden würde. Können Sie zustimmen?“

Was der Überredungskunst des Grafen vielleicht nicht gelungen wäre, voll-

brachten die schönen, großen Mädchenaugen, die sich jetzt bittend zu mir aufschlugen. Ich willigte ein, und der Graf schloß uns mit ein paar formellen Segensworten in die Arme.

Ich ritt nun viel zwischen Zabog und Droslavje hin und her. Unterwegs hielt ich bald in diesem, bald in jenem Dorfe kurze Rast. Dabei nahm ich eine stets wachsende Erregung, den kräftigen Hauch neuzeitlicher Ideen in unserem Volke wahr. Die Bauern sprachen von Reformen wie früher allenfalls von der Robot und versicherten mir mehr denn einmal, daß die Gesellschaft nun nicht mehr in Grafen, Geistliche und Edelleute, sondern einfach in gute und böse Menschen zerfallen werde. Auch in den höheren Ständen entwickelte sich zugleich mit diesen revolutionären Ideen eine neue Anschauungsweise, die sich jedoch allein fruchtbringend für die Zukunft lösen sollte. Ein heftiger Kampf entbrannte zwischen unseren Edelleuten, die sich alsbald in zwei große Meinungslager schieden. Die einen klammerten sich an die Ungarn, die sie als Retter ihrer alten gemeinsamen Konstitution herbeiriefen, deren Sprache und Ideen sie willig annehmen wollten; die andern erhoben sich, eine stolze Hochflut, die nicht versiegen konnte, weil sie aus dem tiefen, volkstümlichen Urquell emporstieg, gegen diese Bedrückung. Mit feurigen Worten hatte Graf Ivan Draschkovitsch¹⁾ das Bewußtsein der Nation entfacht, „es giebt nichts Erbärmlicheres,“ rief er aus, „als ein Volk, das weint und klagt, bevor es alle Mittel versucht, alle Opfer gebracht hat, um sich zu erheben. Die Thräne ist nur die Waffe des Weibes, die Gehilfin des Elenden und des Bettlers!“

Wie mit einem Schlag stand die festgeschlossene Phalanx einer nationalen Partei — die sogenannten Mirci²⁾ — dem mächtigen ungarischen Gegner gegenüber. Es war eine neue Erkenntnis, die sie dem Volke verkündeten. „Kroatien“ hieß es, „hat aufgehört eine haltlose, kleine Insel neben dem großen ungarischen Meere zu sein. Es ist der kräftige Ast eines gewaltigen Baumes, der tief in der Vergangenheit wurzelt und seine Zweige vom weißen bis zum mittelländischen Meere ausbreitet.“ — Immer stürmischer entfalteten sich draußen auf der großen Weltbühne die umgestaltenden Ereignisse und raubten auch unserem kleinen Vaterlande den Frieden. Der ungeheure Revolutionsbrand im Herzen Frankreichs, in dessen Asche das mittelalterliche Staats- und Gesellschaftswesen zusammenbrach, die großen Reformbewegungen in Ungarn warfen endlich ihre zündenden Funken auch bis an das Gestade des adriatischen Meeres.

Eines Tages ritt auch ich in hoher Bewegung nach dem Edelhof von Droslavje, schloß meine Braut fast flüchtig in die Arme und teilte dem Grafen mit, daß mich der heilige Dienst für das Vaterland abriefe. Ich begab mich nach Agram in den stürmisch bewegten Landtag des Jahres 1848. Der Banus Graf Josef Jelatschitsch hatte ihn an der Spitze eines begeisterten Volkes stehend eröffnet.

Eine schöne, hohe Bewegung durchzitterte alle Herzen. Niemand dachte mehr an sein eigenes Glück und Wohl, alles ging in der großen nationalen Begeisterung

¹⁾ Nach Smiciklas „Geschichte Kroatiens“. ²⁾ Nationale.

unter. Als der geliebte Ban¹⁾ die Armut des Landes betonte, sprengten die Edelleute davon und trugen in kurzer Zeit eine Menge Gold und Silber auf den Landtagstisch zusammen. Auf den Gallerieen aber lösten die Frauen ihr Geschmeide von Hals und Armen, und plötzlich fiel ein Juwelenregen zu seinen Füßen nieder.

Höher und immer höher gingen die Bogen der Erregung. Ich hatte von Droslavje, Zabog und Turovopolje Abschied genommen. Die Segensworte einer Mutter, die Liebeschwüre einer Braut begleiteten mich hinaus in den Kampf. Der erste Kriegsruf führte mich nach Siebenbürgen. Ein Stück trug mich die Donau auf ihrem stolzen, blauen Rücken, dann brachten mich abwechselnd ungarische und walachische Vorspannswagen tiefer und immer tiefer in das schöne Waldland Ardjäl. Während ich über seine prachtvollen, schneebedeckten Karpathenhöhen dahinzog, erleuchteten mir schon zu beiden Seiten einzelne Dörfer, die der walachische Landsturm in Brand gesteckt hatte, als furchtbare Kriegsfakeln den Weg. Auf diesem Kriegszug enthüllte sich mir zum erstenmal der Kampf um das Dasein, den die Menschheit ebensogut wie der einzelne ununterbrochen führt, in seiner ganzen Grausamkeit. Welche Geschicke, welche traurige Verkettungen des Lebens lernte ich kennen! Einmal — es war ein kalter, trüber Wintermorgen — hielt ich auf einer Anhöhe, die ich, den Lauf der tobenden Maros verlassend, über Nacht erklommen hatte.

Dichter Nebel verhüllte die Gegend und machte es unmöglich zu erspähen, wo wir uns eigentlich befanden. Als die matte Winter Sonne endlich diesen starken, weißen Dunstgürtel der Karpathen zerriß, bot sich uns ein unerwarteter Anblick dar. Es war ein geplündertes, niedergebrannter Ort, in dessen Mitte wir hielten. Trümmer, Balken, verstümmelte Leichen lagen umher. Das ganze war ein Bild gräulicher Verwüstung.

„Das ist Zalathna, ein Bergwerk mit Goldminen,“ berichtete mir der walachische Bauer, der meinen Vorspann lenkte. „Der Landsturm hat das friedliche, schöne Städtchen vor wenigen Wochen geplündert und niedergebrannt und seine Einwohner grausam ermordet. Nur ein einziges Haus ließen sie stehen. Es gehörte einem reichen Armenier und wurde verschont, weil der Walachenanführer seine Tochter, ein schönes, stolzes Mädchen, zur Gattin forderte. Jetzt ist auch dieses Haus verschwunden. Der Walachenführer wurde nämlich als Parlamentär zu einem Ezekler Freikorps gesandt und dort bei einem üppigen Gastmahl meuchlings erstochen. Nun konnte der Landsturm Nachlese halten.“

Wir fuhren weiter, und ich versank in Nachsinnen. Wie furchtbar, wie großartig waltend erschien mir die Natur, die hier einen Massenmord zuließ und zugleich bemüht war den Trieb des Lebens, den ich damals noch Liebe nannte, auszustreuen!

Eine eisige Kälte wehte von den Höhen und machte unsere Glieder allgemach erstarren. Von Alschjo Rakos kam uns ein Zug Gefangener, vom Landsturm eskor-

¹⁾ Banus in kroatischer Sprache.

tiert, entgegen. Die Unglücklichen waren — nackt. Zitternd in stumpfsinniger Ergebung wankten sie ihren Leidensweg den eisstarrenden Felsen entgegen. Ich hörte später, daß sie die Walachen einfach erschlugen. Unter solchen Eindrücken vergingen Tage, Wochen und endlich Monate und streiften die glückliche Sorglosigkeit der Jugend von meiner Stirne. In manchem heißen Gefecht war ich den Ungarn schon gegenüber gestanden, mit der Besatzung von Deva ausfallend oder mit einem fliegenden Korps das Land durchstreifend. Besonders erinnerlich blieben mir noch die Umstände, unter welchen ich den ersten Brief Zlaticas erhielt. Ich war mit einigen tapferen Chevaulegers in einer kalten, sternenlosen Winternacht ausgeritten, um das Szeklerlager auszukundschaften. Walachische Pferdediebe führten mich auf endlosen, gebirgigen Schleichwegen durch einen starken Wald auf einen hohen Berg. Dort lag das Szeklerlager zu meinen Füßen. Ich überblickte die Lage seiner Wachtfeuer und ordnete hierauf den Rückzug an. Durch das Rinsal eines Baches glitten unsere Pferde mit unwickelten Hufen mühsam, lautlos bergab. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich allmählich meiner und meiner Leute, denn die Nacht, die so licht- und glanzlos auf uns nieder sank, war — Weihnacht. Wir lagerten damals im Schlosse des Grafen Nemes. Die kalten, verödeten Mauern des alten Herrenhofes, die geplünderten Brunngemächer, die zertrümmerten Fenster, durch die der Wind schneidend hereinfuhr, boten eben kein freundliches Obdach, um so mehr, da wir kein Licht hatten und nur Wachtfeuer anzünden konnten. Ich trat in das dunkle Erdgeschoß und errichtete mir einen Sitz aus dem Sattelzeug unserer Pferde. Dort blieb ich, den Kopf in die Hände gestützt, regungslos sitzen. Aus dem Hofraum erscholl ein lautes Jubelgeschrei. Meine braven Chevaulegers hatten in einer Kellerecke merkwürdigerweise einige vergoldete Äpfel und Nüsse gefunden, welche den Augen der gierigen Plünderer entgangen zu sein schienen. Die armen Burschen freuten sich wie Kinder! Auch bei mir sollte der schöne, strahlende Christusknabe noch eintreten. Um Mitternacht brachten mir Russen, die von Allwinz kamen, einen Brief. Die Kosaken brannten Kienspäne an und hielten sie mir knapp über das weiße Papier. Bei diesem schwankenden, roten Licht las ich in feinen, zierlichen Schriftzügen eine französische Adresse und die flüchtigen Worte:

„Lieber Jaroslav! Droslawje ist verkauft. Papa will den Herden der Revolution nicht nahe bleiben und flüchtet in das heilige konservative Rußland. Wir ziehen gänzlich nach Petersburg, und ich werde endlich bei Hofe vorgestellt werden. Unser Hotel liegt neben jenem der Bieloffelski und Strogonov. Lassen Sie doch den dummen Krieg und folgen Sie mir bald nach.“

„Zatica.“

Ich faltete den Brief zusammen und schob ihn in meine Brusttasche. Erst als ich mich wieder allein und im Dunkel befand, preßte ich ihn unzählige Male an die Lippen. So zog auch diese Nacht vorüber. — — —

Die bekannten revolutionären Ereignisse in Ungarn gingen indessen ihren Weg. Ich focht noch bei Piski,¹⁾ Nagj Szeben und Sebes-Szäß²⁾ und be-

¹⁾ Hermannstadt. ²⁾ Mühlenbach.

gleitete die kaiserlich russischen Truppen unter dem Generallieutenant Lüders am 12. August in die Festung Karoly Fejervar¹⁾, deren feierlichen Entsatz sie verkündeten. Schon am nächsten Morgen kam uns von Bilagos das schöne Wort „Friede“ über die Karpathen zugeflogen.

Unter den russischen Offizieren hatte ich einen jungen Fürsten Odojenski kennen gelernt, und wir beschloßen gemeinsam nach Petersburg zu reisen. Zu langsamen Tagereisen näherten wir uns der Hauptstadt des nordischen Reiches. Der junge Fürst zähmte meine Ungeduld durch die Bemerkung, daß sich der Hof und die Aristokratie von Petersburg über die Zeit des kurzen, glutheißen Sommers immer weit weg vom Newaufer flüchtet, und daß die Wolkonsky diese vornehme Mode gewiß mitgemacht hätten. So nahmen wir denn auf einigen Gütern seiner Freunde, die uns gerade am Wege lagen, kurzen Aufenthalt und langten erst im Herbst in der nordischen Kapitale an. Im Petersburger Postgebäude auf dem Kai²⁾ der Gardekaserne ließen wir unsere Pässe zum letztenmal visitieren und fuhren dann in einer Tschetvorka vor das Hotel Wolkonsky. Die erste Etage war feenhaft erleuchtet. Ungesehen erstiegen wir die Treppe und betraten ein kleines Boudoir, das mit roten Samtkousen und erotischen Pflanzen angefüllt war und die Flucht der Empfangsräume zu beschließen schien. Ein gruslicher Diener wies uns in den Nebensaal. Dort bewegte sich eine glänzende Gesellschaft. Der Fürst verabschiedete sich von mir und trat ein, während ich vorerst durch die Falten der Portiere das rege Bild überblickte.

Es war ein blendend erhelltes Gemach, und darin sprachen, flüsterten, lachten Herren und Damen, eine bunte Schar mit erregten Gesichtern, lebhaft durcheinander. Feiner Zigarrendampf zog wie ein Nebelschleier um die kostbaren Lüstre, Wohlgerüche aller Art durchströmten die Luft, Seide knisterte, Fächer rauschten, Sporen flirrten gegeneinander, schöne Frauen ruhten in farbigen Seidenkleidern und kostbaren Kazabalkas, Zigarretten zwischen den Lippen, in kleinen, bequemen Fauteuils, Kavaliere in Hoftracht und glänzenden Uniformen neigten sich ungezwungen über die ausgelassenen, vornehmen Schönen. Man sah hier tatarische samojedische, zirkassische und indische Gesichtstypen, schöne fremdartige Gestalten, die sich gleich den russischen und polnischen Adelligen im französischen Hofton bewegten. Alle mir zugewandten Augen flammten vor Lebenslust, aller Lippen lächelten, Scherzworte und Neckereien flogen hin und her. Einen Augenblick lauschte ich den Polissonnerien, die da gewechselt wurden.

„Gräfin Odinzoff, neckte ein junger russischer Lancier-Offizier eine üppige Polin, die in einen Fauteuil geschmiegt schmachtend zu ihm aufsaß, ich gratuliere! Sie haben einen neuen Anbeter in ihrer Suite. Man war bisher gewöhnt, Sie nur mit zwei Trabanten nach Kamemoi-Dstrov reiten zu sehen. Gestern jedoch gewährte ich den Baron Kiffarof als dritten im Kortege!“

Die hübsche Polin lachte. „Nach Ihrer geistreichen Allegorie, fragte sie kokett, wäre ich also ein Stern am Petersburger Himmel?“

¹⁾ Karlsburg. ²⁾ Quelle: „Aus der russischen Gesellschaft“ von einem Russen.

„Gewiß,“ der junge Offizier verneigte sich mit seinem Spott, — — „wie lautet doch der Refrain eines Kosakenliedes, das mich einst in meiner Knabenzeit bis zu Thränen rührte? — ach ja!“ deflamierte er mit einem vielsagenden Blick — „auch Sterne können sinken.“

Alles lachte. Die schöne Polin gab dem Lancier-Offizier einen heftigen Schlag mit dem Fächer auf den Rücken, „die beiden Trabanten will ich Ihnen zugestehen aber der dritte! — parole d'honneur Vassarof sagte sie, die vollen Schultern verächtlich emporziehend, — nur ein Statist!“

„Ma chère Ddinzoff, ließ sich jetzt die schneidende Stimme einer alten Russin vernehmen, die in einem Rollstuhl saß und ununterbrochen Zigaretten zwischen den gelben Fingern drehte oder ihr Kleid vorn etwas hinaufzog, um ein mageres Bein verführerisch zu enthüllen, ma chère Ddinzoff, wollen Sie uns nicht auch sagen, was für Rollen die beiden anderen Herren, Ihre ständigen Begleiter, spielen?“

Der junge Lancier-Offizier nahm der Polin die Antwort von den Lippen. „Erster und zweiter Liebhaber“ lachte er vor sich hin. Der ihm zunächst stehende, ein hoher russischer Würdenträger, fing das Bonmot auf und gab es weiter, bis es die Kunde im ganzen Saale gemacht hatte. Die anwesenden Kavaliere applaudierten, und die Polin wandte dem Lancier-Offizier ärgert den Rücken.

Ich ließ die Portiere wieder zusammenfallen und trat zurück. Ich hatte genug. Unwillig ergriff ich den grußischen Diener, der eben mit einigen in Eis gefühlten Champagnerfeldchen an mir vorüber wollte, bei der Schulter und herrschte ihm zu: „ersuche die Komtesse Wolkonsky einen Augenblick in diesem Boudoir zu erscheinen!“

Dann trat ich an das Fenster und preßte meine glühende Stirn an die kalten Scheiben. Wie öde, wie traurig erschien mir plötzlich diese nordische Palmyra in den Mauern eines starren Absolutismus, an denen der Mahuruf des zivilisatorischen Fortschrittes ungehört verklang. Ich meinte das große unglückliche russische Volk, das sich jenseits dieser Mauern in trostloser Leibeigenschaft ausdehnte, vor mir zu sehen! Die Dichter, welche es wagten, ihre Stimme zu erheben, baunte man in die traurige Gefangenschaft über den Ural, und statt der lieblichen, goldhaarigen Wilas des Südens wandeln neben dem Pflug des ackernden nordischen Slawen nur die kaltherzigen Russalkas, die den Geliebten mit ihrer bacchantischen Schönheit umgarnen und dann grausam töten. — Eine eisige Kälte zog mir das Herz zusammen. Gewaltsam entriß ich mich diesen Visionen. Als ich mich umwandte, stand die Komtesse vor mir. Überrascht trat ich zurück. Ein weißes Atlaskleid rauschte ihr in einer majestätischen Schleppe nach. Ihre langen, schwarzen Locken fielen in wüster, herrlicher Fülle über ihren bloßen, marmorweißen Nacken bis hinab zu den schlanken Hüften. Das war nicht mehr der anmutige Wildfang vom Edelhof zu Droslawje, das war ein schönes, selbstbewußtes Weib, das mir gegenüberstand.

Der grußische Diener hatte die Thür hinter ihr geschlossen, und sie ließ sich

nachlässig in die rotamtenen Kissen des kleinen Kanapees gleiten. Unsere Blicke senkten sich fragend, forschend, glühend ineinander.

„Guten Abend, Jaroslav Stefanovitsch!“ sprach sie endlich mit einer klaren, hellen Stimme, die mir wehe that. „Seit wann sind Sie in Petersburg?“ sie affectierte ein leichtes Gähnen und fuhr fort: „Sie kommen gerade recht zu der großen Revue auf dem Barysin lug“

Ich runzelte die Stirne. „Ich werde es Ihnen allein überlassen müssen, Komtesse, dort zu glänzen,“ entgegnete ich jedoch, den gleichen leichten Gesellschaftston festhaltend. „Ich hätte Petersburg und die Vergnügungen, welche es bietet, niemals aufgesucht, wenn ich mir nicht die Herrin für mein altes Turovopoljer Schloß aus diesen finnischen Sümpfen holen müßte.“

Ein Lächeln erhellte ihr schönes Gesicht. „Sie lieben mich also noch immer?“ fragte sie mit gekünsteltem Pathos.

„Würde es Ihrer Eitelkeit angenehm sein, Komtesse, das zu hören?“

Sie schien sich plötzlich bewußt zu werden, daß ich nicht einer jener charakterlosen Modeléwen sei, die ihr in Petersburg scharenweise zu Füßen lagen, und daß sie mir denn doch etwas mehr schulde.

„Vergeben Sie, Jaroslav Stefanovitsch, sprach sie, mir ihre weißen, schlanken Hände entgegenstreckend, es waren doch schöne Tage damals in Droslawje!“

„Sie erinnern sich ihrer sehr langsam, Komtesse, gab ich ihre Bewegung absichtlich mißverstehend zur Antwort, während sie mir auf meinem langen Kriegszug im Dunkel einsamer Nächte, am Wachtfeuer und im Bivouak stets verheißend vor Augen schwebten.“

Sie schloß die Lider über dem feuchten, siegesstolzen Blick und lachte plötzlich hell und übermütig auf. „Sie waren eben dort einsam, Jaroslav Stefanovitsch, und sind jetzt, was man einen amant affamé nennt, ich dagegen habe in St. Petersburg die ganze Zeit hindurch im Übersfluß der Liebe gelebt.“

Es lag etwas von ihrem alten, reizenden Mutwillen in dem Ton, mit dem sie die letzten Worte sprach, und machte mein Herz wärmer, hoffnungsvoller schlagen.

Ich trat dicht vor sie hin und sah schweigend auf sie nieder, wie sie die Spannkraft der Glieder gelöst in wollüstige Mattigkeit zurückgelehnt dasaß. In dieser Haltung empfängt eine Frau nur den Mann, den sie bezaubern oder verführen will, während sie demjenigen, der ihr gleichgiltig oder verächtlich erscheint, hochaufgerichtet, gleichsam zum Kampfe bereit gegenübersteht. Ein schönes Weib in dieser freiwilligen Entwaffnung vor uns ruhen zu sehen, muß die Sinne eines Mannes bis zur Tollheit entflammen. Ich neigte mich über sie und berauschte mich mehr und immer mehr an ihrem Anblick. Der hingegossene Körper, die feuchten, roten Lippen, endlich die müden, halbgeschlossenen Augen, alles sprach ein deutliches: siege!

„Blatica!“

Ihre Augen leuchteten auf in dem triumphierenden Bewußtsein ihrer Schönheit. Ich warf mich vor ihr auf die Knie und drückte den Kopf in ihren Schoß.

Mit der glühenden Beredsamkeit einer großen entfesselten Leidenschaft flüsterte ich ihr jetzt alle die sinnlosen Reden, alle die süßen Heimlichkeiten der Liebe zu. Ich beschuldigte sie heftig der Kälte und Treulosigkeit, um sie im nächsten Augenblick als das höchste Glück meines Lebens anzubeten und bat sie endlich mit zitternder Stimme, bald als geliebtes Weib in mein altes Turovopoljer Schloß einzuziehen.

Die Komtesse hielt die Arme leicht um meinen Hals geschlungen und lauschte meinen Worten mit halbgeöffneten Lippen in seliger Vergessenheit. Auf einmal aber sah ich, daß sie erblaßte und sich von mir abwandte.

„O Jaroslav, was fordern Sie,“ sprach sie erregt, „doch nicht, daß ich jetzt Petersburg verlassen soll, um einsam mit Ihnen auf unseren Gütern zu leben? Bedachten Sie auch,“ fuhr sie scherzend fort, „daß ich dort nur Krähen und Dohlen zur Gesellschaft hätte, während ich hier die Königin aller Feste der Massliniza¹⁾ sein werde?“

Ich ließ mich an ihrer Seite nieder und schloß sie sanft in meine Arme.

„Ich fordere das, Zlatica,“ sagte ich leise, aber mit hoher Festigkeit. „Sie müssen zwischen mir und der Petersburger Gesellschaft wählen.“

Ein heftiger Kampf schien ihr Inneres zu erschüttern. Sie erhob sich endlich und durchmaß das Zimmer mit kurzen, festen Schritten.

„Weshalb verlangen Sie das,“ begann sie, ihre schönen, flammenden Augen erjürrt auf mich heftend, „und was werden Sie thun, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich nicht mit Ihnen ziehen — kann? Eine dämonische Gewalt, der Sie die Kraft Ihrer Liebe vergebens entgegenstellen würden, bannt mich an den Boden St. Petersburgs, in den Zauberkreis seines geheimen, üppigen, frivolen Gesellschaftslebens. Ich will Ihnen folgen, Jaroslav Stefanovitsch, aber erst — wenn ich mich an diesen Genüssen der vornehmen Welt gesättigt habe. Sie können nicht verlangen, daß ich in die glanzlose Alltäglichkeit zurücktrete, ohne die Herrschaft meiner Schönheit ausgeübt zu haben, ohne diese Welt der Pracht und des höchsten Glanzes, die sich eben verheißend vor mir aufthut, wenigstens einmal betreten zu haben. Ich kann nicht, Jaroslav, ich kann nicht!“ rief sie plötzlich mit ausbrechender Verzweiflung, und warf ihre schweren, schwarzen Haarwellen heftig in den Nacken zurück.

„Sie vergöttern also diese vornehme Gesellschaft so sehr, Komtesse Zlatica?“ fragte ich bitter.

Sie blieb hochaufgerichtet vor mir stehen.

„Ich verachte sie.“

Freudig überrascht sprang ich auf.

„Triumphieren Sie nicht zu früh,“ entgegnete sie, die Hand abwehrend gegen mich ausstreckend — „ich verachte sie, aber ich kann nicht ohne sie leben. Verschwenden Sie keine Worte! ich will Ihnen sogleich beweisen, daß ich nicht nur ihre glänzende, schimmernde Oberfläche, sondern auch die lasterhaften Tiefen,

¹⁾ Der Karneval.

die moralische Versumpfung meiner Umgebung sehe. Am Petersburger Hofe lernte ich Frauen kennen, die verzweifelt, aber nicht ungepudert an ein Sterbebett eilen, Mütter, die der eigenen Tochter den Geliebten entfremden und befriedigt darüber lächeln können, Männer, rohe, herzlose Wüßlinge, die durch die Eitelkeit zahm und lenksam werden, — das lächerliche Bild des Elephanten, den ein Kind an einer Blumenkette führt.“ —

Sie kam jetzt, immerfort heftig sprechend, nahe an mir vorüber, und ich zog sie rasch wieder auf das Kanapee nieder.

„Warten Sie doch, Jaroslaw Stefanovitich,“ sagte sie aufgeregt lächelnd. „ich bin noch nicht zu Ende.“ Sie nahm meine Hände gefangen und fuhr fort: „Die Sonne unserer Gesellschaft ist die Eitelkeit, — können Sie sich das Bild derselben vorstellen, wenn es ihr einfele einmal unterzugehen? Viele unserer stolzen, vornehmen Kavaliere würden entnerot, wie geknickte Taschenmesser zusammenfallen, das anmutige, sonnige Lächeln auf den Lippen ihrer schönen Frauen würde ersterben, um einem mißmutigen, gelangweilten Ausdruck Platz zu machen, in den Matinéen und Soiréen schlossen die Sänger den Mund, rollten die Dichter ihre Manuscripte zusammen, Beamte und Offiziere würden mit gekrümmten Rücken vor den Thüren der Minister stehen bleiben, wo sie vielleicht eben um einen Orden betteln wollten, und zuletzt früge sich die ganze drollige Gesellschaft: Wozu sind wir eigentlich da?“

Erstaunt ließ ich meine Blicke über das schöne Mädchen hingleiten, die sich nicht scheute, jeden phantastischen, verklärenden Schleier von dem Bilde des Lebens hinwegzuziehen, um es in seiner ganzen häßlichen Nacktheit zu betrachten. Mit der lächerlichen Hartnäckigkeit eines Liebenden, dem Geist und Gefühl immer nach demselben Brennpunkt hinstreben, wandte ich mich jedoch gleich wieder von dieser Beobachtung ab.

„Blatica,“ begann ich weich, „beantworten Sie mir lieber eine Frage, die ich nun schon seit Monaten auf dem Herzen trage. Ich möchte wissen, ob — Du mich noch liebst?“

Sie warf sich an meine Brust. „Nein,“ sagte sie lachend und sah mich dabei mit großen, glänzenden, von Bärtlichkeit überströmenden Augen an. Ich hob ihr schönes Gesicht zu mir empor und berührte ihre Lippen in einem langen, heißen Kuß.

Die Klänge einer in rasendem Tempo gespielten Mazurka drangen jetzt aus dem Nebensaal zu uns herüber. Sie entwand sich meinen Armen und schlüpfte wie ein Vogel unter die Falten der Portière. Dort blieb sie hochaufatmend stehen. Ihr schöner, schlanker Körper schien sich schon im Takt des feurigen polnischen Tanzes zu wiegen. Sie hielt die Thüre halbgeöffnet, so daß der Lichtglanz des Saales sie hell überflutete. „Lahku noc!“¹⁾ rief sie noch übermütig, warf mir eine Kußhand zu und war — verschwunden.

Auf dieses erste Wiedersehen folgte lange kein zweites. Als ich am nächsten

¹⁾ Gute Nacht.

Morgen im Hotel Wolfonsky vorsprach, empfing mich der Graf allein. Mit kühler Zurückhaltung bedauerte er die Abwesenheit der Komtesse, die sich zu einer sehr erklusiven glänzenden Matinée — wie er sich ausdrückte — begeben hatte. So blieb es auch in den nächsten Tagen und Wochen. Alle meine Versuche, die Komtesse zu sehen oder zu sprechen, scheiterten an der überstürzten Lebensweise der vornehmen, russischen Gesellschaft, die sich in einem wahren Chaos von Spazierfahrten, prunkenden Festen, Revuen und Manövern fortbewegte.

Die russischen Kavaliere zogen mich indessen in ihre Kreise. Wir saßen entweder in den eleganten Kaffeehäusern im Newskiprospect und besprachen bei einem Mokka die galanten Abenteuer der vornehmen Klassen oder ritten zu den kaiserlichen Lustschlössern Peterhof, Pawlowsk und Strelna hinaus, wo sich an schönen Nachmittagen die elegante Welt zusammendrängte. Die nordischen Löwen verstanden es nicht, den Ruf einer Frau zu schonen. Halbe Worte, giftige Pfeile, indiscrete Voraussetzungen über die Lebensweise der vornehmsten Damen nahm man stets lachend als glaubwürdig hin. Auch der Name Wolfonsky blieb von diesen „ou dits“ nicht verschont. Sie sprachen unter anderem von einem alten Fürsten, welcher der Komtesse seine fabelhaften Reichthümer zu Füßen legen wollte, was den Grafen bewog seine schöne Tochter fern von dem Schwarme junger Kavaliere in völliger Isolierung zu halten. Das Gerede und Geslüster wurde immer lebhafter, immer geheimnisvoller — die Geschichte mußte eine pikante Pointe erhalten haben. Eine wahnsinnige Aufregung bemächtigte sich allmählich meiner. Zu den verschiedensten Tagesstunden ließ ich mich im Palais Wolfonsky melden. Immer vergebens. Ich versuchte es endlich mit Gewalt einzudringen, warf einen Diener über die Treppe und durchschritt die inneren Gemächer. Die Komtesse war jedoch nach Pawlowsk gefahren. Endlich bei einem Manöver in Krassnoje Selo sah ich sie wieder. Sie fuhr in einer prachtvollen, reich vergoldeten Equipage und sah in ihrem enganschließenden dunklen Pelzanzug reizend aus. Ein einfacher geschlossener Wagen, ohne jeden Wappenschmuck, folgte ihrer glänzenden Trojka¹⁾ mit unverschämter Beharrlichkeit nach. Ich vermutete den Fürsten darin und sprengte dicht neben dem Wagenschlag der Wolfonskyschen Equipage dahin. Wir gelangten endlich in die schmalen, steinigen Straßen Petersburgs. Ich blieb auch hier an ihrer Seite, mit dem Mut eines Wahnsinnigen auf dem glatten Trottoir fortreitend. — —

Eine Woche darnach erschien sie in einer Loge des Alexandertheaters. Sie trug ein lichtblaues Samtkleid und einen prachtvollen Diamantschmuck im Haar. „Fünzigtausend Rubeln“, erzählten die im Foyer versammelten Kavaliere, ein phänomenales Geschenk ihres Anbeters. Am nächsten Morgen sandte ich ein Etui, in dem ein Diamantkollier lag, in das Hotel Wolfonsky. Der Schmuck hatte einen Wert von 100,000 Rubeln — mein ganzes Vermögen. Die Komtesse nahm ihn an, wandte aber, als ich ihr das nächstemal öffentlich begegnete, den Kopf absichtlich zur Seite. Mein Stolz erlaubte mir endlich nicht mehr um ihre Gunst zu werben. Ich schrieb ihr einen kurzen Brief und gab sie frei.

¹⁾ Dreispänner.

Meine Mutter hatte mich mittlerweile im Laufe des Winters wiederholt gebeten in die Heimat zurückzukehren.

Eine Unterredung, die ich in jenen Tagen düsterer Verzweiflung, die auf den Bruch mit der Komtesse folgten, zufällig mit einem russischen General hatte, gab meinem Lebensweg jedoch eine andere Richtung. „In den Kaukasus!“ war der Gedanke, der wie ein Blitz meinen Geist durchfuhr. Die russischen Truppen operierten damals an der Ostseite des Kaukasus gegen Schamil und planten die Wiedereroberung Avariens. Ich bot dem Fürsten Woronzoff meine Dienste an, und er reichte mich bereitwillig als Lancier-Offizier in das russische Heer ein. Erst von Tiflis aus erklärte ich meiner Mutter in einem längeren Schreiben, daß mich die Ruhe des Landlebens töten würde und bat sie, mir den Entschluß den ich gefaßt, zu vergeben. Mit düsterer Resignation drängte ich jetzt alle Erinnerungen zurück und begeisterte mich mehr und mehr für die Sache des Zars, dem ich Treue geschworen hatte. Bei einem der Gefechte, die ich in den Reihen der Russen mit tollkühner Ausdauer schlug, wurde ich tödlich verwundet. Fürst Woronzoff sandte mich mit einem anderen Verwundeten, seinem jungen Verwandten, nach Petersburg zurück, da bei der Kriegsweise Schamils¹⁾ das russische Heer auf seinen Märschen stets von feindlichen Lesghiern und Tschetschenzen umschwärmt war, welche die Sicherheit der Verwundeten bedrohten.

Im heftigsten Wundfieber langte ich in St. Petersburg an. Als ich nach Wochen daraus erwachte, saß eine blasse, sanfte Frau mit silberweißen Haaren an meinem Bette. Ich erkannte sie endlich, es war meine Mutter. Auf die Nachricht von meiner Verwundung war sie nach Petersburg geeilt und rang nun in endlosen Tagen und Nächten mit der Gewalt des Todes um das Leben ihres Sohnes.

Traumhaft, schattengleich zogen die ersten Wochen meiner Rekonvalescenz an mir vorüber. Auch als es allmählich heller in meinem Kopfe wurde, scheute ich jeden Rückblick in die Vergangenheit, jede Mahnung an die Zukunft und zwang meinen Geist, sich in allgemeinen Betrachtungen zu zerstreuen. Häufig war es der Tod, dessen dunkles Geheimnis mich anzog. „Was ist das Leben, sprach ich zu mir selbst — ein kurzer, wüster Traum, von einem Sinnesrausch verklärt. Wie namenlos bitter ist der Augenblick, in dem wir sein wahres Bild entschleiern! Den Körper, den wir in der Jugend so lebenswarm, von zuströmender Kraft entwickelt fühlen, führt die Natur nur zur Vollendung, damit er wieder verfallt, den Geist, den wir mühsam bilden und entfalten, läßt sie in ewige Nacht verlöschen — willkürlich — heute — morgen — und doch sieht jeder nur das Leben und keiner den Tod, der still unerbittlich und unzertrennlich neben jenem steht. In jedem Naturbild, das wir sinnend betrachten, arbeitet er neben dem schaffenden Leben gleich rastlos. Täglich führt er tausende unserer Brüder aus unserer Mitte, aber die Menschen erkennen ihn nicht, denn sie träumen, und dieser Traum eben ist das Leben. Wäre das Leben kein Traum, so gäbe es ja darin kein Er-

¹⁾ Koch: Die kaukasischen Länder.

wachen! Erlebt aber nicht jeder Mensch einen Augenblick, wo die Frage nach unserer Bestimmung, die Gewißheit des Todes, das Entsetzen über die trunksene Sorglosigkeit, mit der wir, ganz von den Kleinlichkeiten des Lebens eingenommen, der Erfüllung unseres rätselhaften Geschickes entgegenzueilen, sein Herz zusammenpreßt? Wie klar erkennt der Geist in solchen lichten Momenten das große Gaukelspiel des Lebens, er will das Bild trotz allen seinen Schrecken auffassen, aber schon fällt der traumähnliche Schleier wieder darüber. — Oder giebt es vielleicht überhaupt kein Leben? Wo ist es, da mit unserer Geburt schon das Sterben beginnt, und was ist der Tod, da das, was wir waren, in der schaffenden Natur weiterwirken muß? Wir erkennen nur mehr eine ewige Naturkraft, die uns zu ihren großen, geheimnisvollen Zwecken willkürlich verbraucht. Soll dieser Gedanke ein schmerzlicher sein? Nein. Denn der Mensch, der bis zu dieser reinen Erkenntnis gelangt, erhebt sich hoch über die Grenzen seines bewußten Daseins und lernt von der Größe der Schöpfung, die er staunend überblickt, gerne im Schoße der alles verschlingenden Natur unterzugehen.“

Von diesen wirren seltsamen Phantasieen ging ich nur langsam in eine ruhigere Denkweise über. Das Bewußtsein that mir vor allem wohl, daß ich mein Leben nicht feige weggeworfen, sondern in ernster Pflichterfüllung dem Zar geweiht hatte.

So kam endlich auch der Tag heran, an welchem der russische Arzt, der mich behandelte, erklärte, daß meine Genesung nahe bevorstehe. Als er uns verließ, schloß meine Mutter mit einem glücklichen Lächeln die Thür hinter ihm ab und eilte dann mit ihren leichten, unhörbaren Schritten, welche die Stille des Krankenzimmers kaum unterbrachen, an das Fenster. Es war ein schöner, milder Winter-nachmittag, und sie öffnete ein wenig die hohen Flügel, um den goldenen Sonnenschein einzulassen, der sich spielend auf meine Bettdecke legte. Meine Blicke schweiften indes in dem bekannten Gemach umher, ruhten auf allen Gegenständen und blieben endlich mit tiefer Rührung auf der zarten Gestalt meiner Mutter haften, wie sie an das Fensterkreuz gelehnt dastand. Ihr Kopf war etwas herabgebeugt, und die weißen, durchsichtigen Hände arbeiteten emsig an einer feinen Frauenarbeit. Nur von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf die Straße hinab.

„Ach da fährt ja die Komtesse Wolkonsky!“ rief sie plötzlich aus. Sagtest Du nicht, Sinko, daß Du die Wolkonsky auf Droslawje kennen lerntest? Wie schön sie ist! — Welch ein prachtvoller Schlitten! Die Ausrufungen meiner Mutter steigerten sich fortwährend in Staunen und Entzücken. „Wirklich, Sinko, das solltest Du sehen — die Zobeldecke schleift im Schnee, und das Geschirr der Pferde ist mit Edelsteinen eingelegt! Wie vornehm diese Abenteurer es geben, seit die schöne Komtesse ihr galantes Liebesverhältnis vor aller Welt bekennet. Ihr hoher Freund spart eben die Rubel nicht, wenn es gilt, sie in Pracht und Glanz zu hüllen.“

„Du sprichst doch nicht von der Komtesse Zatica Wolkonsky?“ fragte ich, mich auf einem Arm aufrichtend mit bebender Stimme.

Meine Mutter wandte sich erstaunt um. „Es giebt in Rußland gegenwärtig

keine andere Wolkonsky, sprach sie nachdenkend, übrigens nimmt es mich wunder, daß Du ihre Geschichte nicht kennst. Jedes Kind in Petersburg erzählt sie ja! Der alte Graf soll sie ihm förmlich angeboten haben.“

„Wem in aller Welt — doch nicht?“

„Einem Mächtigen, vor dessen Wort Millionen zittern“ — meine Mutter bog den Kopf zum Fenster hinaus, um dem Schlitten besser nachblicken zu können.

„Nun?“ drängte ich atemlos.

„Dem Zar.“ Kraftlos sank ich in die Kissen zurück. Eine Welt ging damals in mir unter. Alle die stolzen Bauten, die Jugend, Hoffnung und Phantasie erhoben hatten, brachen haltlos zusammen. Stundenlang lag ich so regungslos im Kampf mit einem Schmerz, der mein Inneres wild durchbebte. Endlich, endlich als die Nacht herabsank, und schon einzelne Sterne aus der dunklen Himmelsdecke hervorbrachen, zog auch in mein Gemüt stille Ergebung. Unverwandt blickte ich empor zu den ewigen Leuchten, die dort oben erglänzen, wenn sich Menschen und Tiere wehrlos und bewußtlos im Arme des Schlafes dem großen Schöpfer anvertrauen.

Meine Mutter trat an mein Lager. Besorgt über mein langes Stillschweigen, neigte sie sich über mein Haupt. Ich sah in ihr trautes Antlitz, das die Liebe zu mir seltsam verklärte, und sprach leise: „Mutter, laß uns heimkehren“ — —

Der Komes verstummte. Seine schönen Augen sahen mit einem weichen, träumerischen Ausdruck über uns hinweg in die Ferne. Eine Weile saßen wir uns so schweigend gegenüber. Die Dämmerung warf schon lange ihre grauen, bedrückenden Schatten auf alle Gegenstände. Ich öffnete das kleine Fenster und spähte in das Freie. Frische, kühle Abendluft strömte mir entgegen, und am Himmel stieg der Abendstern in sanfter Schönheit empor. — Die Kaze erhob sich von der Ofenplatte, machte einen hohen Buckel und schlich unhörbar hinaus. Ich sah, daß es Zeit zum Aufbruch war, und zahlte meine Zechen. Während sie der Wirt mit großen Streidestrichen auf die Tischplatte malte, wandte ich mich wieder an den Komes.

„War es Ihr Sohn, den man heute begrub?“

„Ja.“ Ein Schatten verdüsterte sein Gesicht.

„Warum heiraten Sie dieses junge Bauernweib nicht, mit der Sie leben, fragte ich unwillkürlich, ich kann mir nicht denken, daß Sie die gewöhnlichen Vorurteile zurückschrecken?“

Er zuckte die Achseln. „Ich will Ihnen das erklären. — Weil es unmöglich ist sich halb zu verheiraten, z. B. den Körper der einen, den Geist der anderen. Dieses Weib besitzt nur meine sinnliche Liebe, soll ich nun auch meinen Geist an sie schmieden? Eine solche halbe Hingabe kommt übrigens in den modernen Ehen häufiger vor als Sie glauben. Fragen Sie die Ehemänner der Reihe nach, von wie viel anderen Frauen sie in den Armen ihrer rechtmäßigen Gattin träumten, und Sie werden meine Ansicht bestätigt finden. Oder umgekehrt. Ein Mann wählt sich ein kluges Weib und gewöhnt sich an ein inniges, geistiges Zusammenleben mit ihr — aber — ihr Körper erkrankt und zwingt ihn hinter ihrem Rücken

um eine volle Landmagd zu werben. Die Natur nimmt eben keine Rücksicht auf unsere verfeinerten Genüsse. Es scheint sogar, daß es ihr behagt, die Menschen, die sich durch Bildung in Kasten sondern, zeitweise wieder bunt durcheinander zu mengen."

"Aber die Kinder? weshalb verschließen Sie diesen die Segnungen der Bildung?"

"Weil ich sie von der Natur nicht trennen mag. Glauben Sie mir, je näher der Mensch ihr bleibt, desto wohler ist es ihm auf Erden."

Der Wirt unterbrach uns hier. „Also der Zar hat Sie wirklich ausgestochen?“ fragte er, mit seinem schwerfälligen Gedankengang noch immer an den früher besprochenen Ereignissen hastend.

Der Komtes erhob sich.

„Sein Glück konnte erst dort beginnen, wo ich das Innere der Komtesse freigab,“ sprach er stolz.

Meine Blicke folgten seiner hohen, kraftvollen Gestalt, wie er mit festen Schritten das kleine Zimmer durchmaß. Die stolzen, freien Bewegungen, die starke, volltönende Stimme, die Art, mit welcher er mir in der fremden Schenke mit vornehmer Gastlichkeit gegenübertrat, das alles mahnte mich an die längst vergangenen Tage echten Rittertums.

„Man sagt so häufig,“ begann ich von neuem, „daß der Ehrgeiz berufen sei, die glanzlose Leere auszufüllen, die das Scheiden der Liebe in edlen Herzen zurückläßt. Ihre Lebensweise widerspricht jedoch dieser Annahme. Gestatten Sie mir eine Frage — wie kommt es, daß sich ein Mann von Ihrem Einflusse seit Jahren vom politischen Schauplatz fern hält?“

„Dieses Fernbleiben,“ entgegnete der Komtes stehen bleibend, „ist bei mir sehr wohl begründet. Ich müßte — bedenken Sie doch wie nutzlos! — ein einzelner Mann den herrschenden Begriffen unserer Zeit widersprechen. Ich weiß nicht, ob ich in meinen Anschauungen zurückgeblieben bin oder vorausseile, aber die Idee der Nationalität, die jetzt den Schauplatz des öffentlichen Lebens beherrscht, scheint mir dieses wütenden Strebens nicht wert.“

„Sie schätzen also dieses Bemühen der Völker ihre Nationalität zu wahren und zu befestigen sehr gering?“

„Das nicht. Nur dort, wo die Nationalität als zu hoch gezogene Schranke der Kultur hemmend entgegentritt, muß ich sie verdammen. Die heutige Weltanschauung schätzt eben auch die Schwächen und Einseitigkeiten der Völker als nationale Eigentümlichkeiten und vergißt, daß die Nationalbildung am Ende doch nur auf den Zweck allgemeiner Menschenbildung hinausläuft. Bedeutet dieses Streben nach nationaler Besonderheit in einer Zeit, wo wir auf dem Wege geschichtlicher Erfahrung nachweisen können, daß der Fortschritt der Zivilisation die Zahl der Völker und der Sprachen verringerte, nicht fast einen Rückschritt?“

„So nennen Sie es einen Irrtum, aber wenigstens einen hochherzigen,“ erwiderte ich lebhaft. „Das Nationalitätsbewußtsein wie der Patriotismus hat zur edlen Grundlage die Dankbarkeit. Dieser moralische Zwang, dessen sich der

rohe, selbstfüchtige Mensch so leicht entbindet, ist dem feinfühlenden, edlen Charakter eine Schuld, die er immer überreichlich abträgt. So glaubt er der Erde, auf der er geboren wurde, die ihn genährt, den Schutz seines Armes, die Kraft seines Geistes zu schulden, und gleich edel ist das Gefühl, welches ihn treibt, den Boden der Heimat — oft nur eine öde Steppe, ein steiniges, unfruchtbares Erdreich — zu lieben und zu bewundern. Jeder Mensch ist ja der Schöpfer seiner Welt; sein Geist allein verleiht ihr höheren Glanz und höhere Schönheit.“

„In der That, Sie mögen recht haben! — was Ihr eigenes, jugendlich warmes Empfinden anbelangt. Doch ist der Patriotismus, wie Sie ihn mir eben schilderten, leider nicht jener der Massen. „Der Nationalstolz des gemeinen Menschen ist das Unvermögen sich selbst zu erhöhen,“ sagt einer unserer modernen¹⁾ Philosophen. Deshalb — würde ich hinzufügen, braucht er ein ganzes Volk dazu und rechnet die Leistungen seiner hervorragenden Geister mit zu seinen Verdiensten. Er gleicht darin den Bedienten vornehmer Häuser, die sich im Glanze ihrer Herrschaft erheben.“

„Ihre Weltanschauung ist, wie ich jetzt allmählich wahrnehme,“ versetzte ich nachdenkend, „die eines großen Kosmopoliten, der in seinen utopischen Träumen die Alleinherrschaft der Kultur begründet sieht. Sie folgern daraus, daß die Idee der Nationalität auf einem Irrtum, auf einer unheilvollen Übertreibung beruht, die auf die Spitze getrieben bald einen Umschlag erzeugen wird.“

„Gewiß. Eine große kosmopolitische Bewegung, der wir entgegen gehen, wird die Menschheit zur Mäßigung führen.“

„Erlauben Sie mir noch die Frage,“ sagte ich erregt, „welchen Grund Sie den großartigen nationalen Bewegungen der Gegenwart unterlegen?“

Der Komes nickte nachdenklich. „Ich fürchte nur,“ meinte er lächelnd, „daß meine Anschauung auch hier stark von den allgemeinen Begriffen abweicht.“

„Das Nationalitätsbewußtsein ist in meinen Augen nichts anderes als der — Ehrgeiz der Völker, eine große, rastlose Bewegung, die gegenwärtig den Fortschritt der Menschheit hervorbringt, wie es in früheren Jahrhunderten durch andere Einflüsse ebenso wirksam geschah. Wir sind daher thöricht, wenn wir annehmen, daß diese herrschende Idee der Gegenwart auf ein besonderes großartiges Ziel, welches die Geschichte nicht schon unter anderem Namen verzeichnet hätte, hinarbeitet. Die Reibung, die Bewegung, diese ewige Regel der Natur, ist zum Gedeihen der Menschheit ebenso notwendig wie dem Leben des einzelnen. Sie hält daher den Völkern ein altes Trugbild in neuer Beleuchtung vor, und diese streben unfehlbar darauf hin. Die Bewegung ist der Zweck, die Ideale sind das Mittel, das ist es, was die Menschen verkennen. Da diese schwankenden Ideale menschlicher Glückseligkeit jedoch genügen, um die Massen zum Fortschritt zu bewegen, so lasse man sie danach ringen und kämpfen, der einzelne aber möge sich immerhin bewußt dem Endziel nähern und begreifen, daß höher als das Nationalitätsprinzip die — Menschenliebe steht. Denn ebenso wie wir über dem selbstgewählten

¹⁾ Arthur Schopenhauer.

Lebenszwecke einen anderen, den die Natur mit uns verfolgt, anerkennen müssen, so stehen auch über dem Wohle der Nationen die heiligen Interessen der Menschheit. Die zahllosen Bruchteile, in die sie durch Charakter und Sprachen, durch die Staatskunst ihrer Führer zerrissen wird, muß dieser Gedanke vereinen, der rein und unberührt über den schwindenden Geschlechtern wie ein schöner Stern in die Zukunft zieht.“

Der Romes schwieg. Ich erhob mich und reichte ihm warm die Hand.

„Ich verstehe Sie jetzt und danke Ihnen aufrichtig.“

Er nickte kurz und sprang dann absichtlich von unserem bisherigen Gesprächsstoff ab. „Wir haben Mondschein, Sie werden einen angenehmen Heimweg haben. Hören Sie unsere Dorfjungen? Wie fröhlich sie sind, wenn sie die Pferde des Nachts auf die Weideplätze hinausreiten dürfen!“

Der Wirt gähnte vernehmlich. Ich war zum Ausbruch bereit, aber es fiel mir schwer, von dem ungewöhnlichen Manne, dessen Leben ich kennen gelernt, zu scheiden. Noch einmal reichte ich ihm die Hand.

„Seid glücklich!“ grüßte ich ihn und den Wirt nach altkroatischem Brauch.

Über die edlen Züge des Romes glitt ein seltsames Lächeln.

„Gott gebe es“ erwiderte er fest.

Nach schritt ich in die Nacht hinaus. Der Gedankenkreis, in den ich geraten war, ließ sich so schnell nicht wieder bannen. Wie ein Schlafwandelnder fand ich den mondhellen Pfad und verfolgte ihn achtlos weiter. Ein Nachtvogel, der mit schwerem, rauschendem Flügelschlag dicht über meinem Kopfe hinstrich, rüttelte mich wach. Forschend sah ich umher. Zwischen schwarzen, regungslosen Wipfeln sahen einzelne große, goldene Sterne zu mir herein. Ich hatte ein Stück Wald durchschritten und stand jetzt in seiner Lichtung. Vor mir lag die Ebene, ein runder, offener Plan, wie eine weite, feenhaft erleuchtete Arena, welche die Eichenwäldchen als dunkle Mauern umschlossen. Der Himmel darüber schien eine lichtblaue Atlasdecke, auf welcher die köstlichsten Diamanten verichwenderisch regellos ausgestreut lagen. Hoch über den fernen Bergen aber erglänzte der Mond, und sein schönes, friedvolles Licht stieß gleichmäßig nach allen vier Weltgegenden auseinander. Von dem nächsten Waldhüterhaus kam ein Lied durch die Stille zu mir gezogen. Es war eines jener schönen, namenlos schwermütigen Weisen unseres Volkes:

Erdenjohn, auf deinen Wegen
Sei gerecht und liebereich.
Strebe nicht nach fremden Gütern,
Glück und Unglück sei Dir gleich;
Denn zu jenen Sternenhöhen
Trägt man nichts aus dieser Welt
Als zwei weiße, kalte Hände,
Die man still gefaltet hält.

Noch einmal sah ich zurück. Hinter der Waldwand trat die kleine Schenke eben wieder hellbeleuchtet hervor. Unter ihrem Vordach stand mit verschränkten Armen eine hohe, gebietende Männergestalt — der Landgraf von Turovopolje.



Heinrich Heine.

Erinnerungen

von
Heinrich Heine.

IV.

Dieser Doktor Sichel war ein Wunderdoktor, er heilte seine Kranken, ohne daß sie Medizin nahmen. Zum Beweise dafür dient folgende Thatsache, die einem meiner Freunde, der ihn zu Rade gezogen hatte, begegnet ist. Er langte in dem gefüllten Wartesaal an, der Diener des Arztes giebt ihm eine Nummer. Mein Freund muß sich mit Geduld wappnen und ruhig warten, bis die Reihe an ihn kommt. Endlich wird er eingeführt und befindet sich im Heiligtum. Doktor Sichel untersucht ihn, zieht mit den Fingern die Augenlider weit auseinander, betrachtet die Augen durch seine Gläser und schreibt endlich ein Rezept auf, seinem neuen Patienten anempfehlend, nach acht Tagen wieder zu ihm zu kommen.

Aber, o Wunder, das Augenleiden war verschwunden! Mein armer Freund war kaum auf der Straße angelangt, als er es nicht mehr fühlte! Er war befreit davon, vollständig befreit! Ein gelehrter Physiologe würde ganz ernsthaft behaupten, das kommt von der „Sympathie,“ es war weiter nichts, als eine „sympathetische Kur.“ Ich bin durchaus kein Gelehrter, glaube einfach und sage, daß mein Freund von einem heilsamen Schrecken ergriffen worden ist, von jener Furcht, die nicht bloß, wie das Evangelium sagt, der Weisheit Anfang ist, sondern auch oft, durch die moralische Erschütterung, mit der sie auf den Körper wirkt, zum Anfang und Ende der Heilung wird.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, Heinrich Heine genoß nicht denselben Vorteil, vielleicht empfand er keinerlei Furcht, wenn Doktor Sichel sein Übel untersuchte. Der Spezialarzt heilte ihn nicht, im Gegenteil, sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich beständig, und er mußte seine Zuflucht zu anderen Ärzten nehmen, wenn er einen Erfolg erzielen wollte. Der Dichter hatte damals einen Landsmann zum Freunde, Doktor Wertheim, einen Spezialarzt wie Doktor Sichel, einen ausgezeichneten Menschen, von anerkanntem Verdienst. Doktor Wertheim ist einer der Begründer des Kaltwasserheilverfahrens (beiläufig gesagt, meint er, daß dasselbe gegenwärtig sehr schlecht gehandhabt würde) und hatte die Mineralwasseranstalten im Seinegebiet zu beaufsichtigen. Da er zu beschäftigt war, um seinem Kranken so viel Zeit und so viel Sorgfalt zu widmen, als dieser bedurfte, gesellte er sich einen seiner Freunde, Doktor Grubn, zu. Dieser, von Geburt ein Ungar, war seit langem in Paris ansässig, wo er bald unter unseren Ärzten eine angesehene Stellung einnahm, die seine Verdienste erklärten und rechtfertigten. Doktor Wertheim und Doktor Grubn behandelten also zusammen Heinrich Heine, so lange bis letzterer allein den armen Dichter in seine ärztliche Obhut nahm. Er wollte jedoch gleich anfangs (denn er fand Heinrich Heines Zustand sehr bedenklich) und hatte sogar die

grausame Offenheit es ihm zu sagen), daß eine große Beratung von Mitgliedern der Fakultät stattfände, und auf sein Drängen wurden noch zwei der größten medizinischen Berühmtheiten der Hauptstadt zu Räte gezogen, die Herren: Chomel und Rostan.

War nun die Krankheit, die Heinrich Heine verzehrte, das Ergebnis eines Blutandrangs zum Rückenmark, war es ein Schwinden des Rückenmarks oder eine Entzündung desselben? Schon machte sich ein Beginn der Lähmung bemerklich, die Beine versagten den Dienst. Eines Tages war der Dichter ganz bestürzt nachhause gekommen, er hatte sich kaum fortzuschleppen können! Er hat mir erzählt, daß man ihm bei dieser Gelegenheit geraten hatte, sofort Paris zu verlassen und sich in Nizza anzusiedeln. Aber er, durch und durch Pariser, und zwar nicht erst durch seinen langen Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt dazu geworden (vor 17 oder 18 Jahren hatte er sich dort niedergelassen, denn ungefähr im Jahre 1830 war er angekommen, und jetzt schreiben wir 1848), er also antwortete seinen Freunden ungefähr mit folgenden Worten: „Welche Luft, so wohlig, so balsamisch sie auch sein möge, welche Gegend, so entzückend sie sei, welches irdische Paradies könnte mir diesen verpesteten Nebel ersetzen, der mich zum Husten reizt? Seht Ihr: trotz aller Ausführungen Henri Monniers kann ein wirklich geistvoller Mensch nur in Paris leben und sterben. Man atmet eine unreine Luft ein, man lebt zu schnell, ich gebe es zu, aber man befindet sich in einer geistigen Atmosphäre, die bis in die unzugänglichsten und einsamsten Orte dringt. In Paris drängt sich das Leben des ganzen Weltalls zusammen. Sprecht mir doch nicht von Nizza und anderen südlichen Ländern. Laßt mich hier sterben. Die Verbannung würde mich dort weit schneller töten als hier meine Krankheit. Man soll einen Goldfisch nicht aus dem schlechten Wasser seines Behälters nehmen, ebenso wenig als Heinrich Heine aus der Pariser Luft.“

Die Ärzte gaben sich über den Zustand des Kranken gar keiner Täuschung hin, sie erkannten sogleich, daß sie der Krankheit nur Palliativmittel entgegenstellen, dem Patienten selbst aber nur wenig Erleichterung verschaffen konnten. Die Meinung der Herren ist am deutlichsten aus einer Schrift ersichtlich, welche das Resultat der zwischen ihnen stattgehabten Zusammenkunft war und bis jetzt noch nicht veröffentlicht ist

Hier folgt das Schriftstück:

„Die unterzeichneten Ärzte sind der Meinung folgende Mittel anzuwenden:

1. Man lege Fontanellen längs der Wirbelsäule und beginne mit zweien in der Nackengegend.
2. Man reibe das Rückgrat mit neapolitanischer Salbe ein.
3. Man gebe innerlich eine jodhaltige Pottaschenlösung.
4. Man halte den Leib durch Laxiermittel offen.
5. Die Kost sei leicht und mäßig.

Herr Heinrich Heine enthalte sich jeglicher Aufregung; um die Schmerzen zu lindern, kann man zu narkotischen Mitteln greifen.

Paris den 9. Oktober 1848.

gezeichnet: Rostan. Chomel. Wertheim. Gruby.“

Heinrich Heine, welcher eine wahrhaft weibliche Geduld im Leiden hatte (bekanntlich ist in dieser Beziehung der Mut des Weibes weit größer als der des Mannes), scherzte oft über diese Verordnung: „Um meine Augen zu heilen,“ sagte er, „legt man mir Zugpflaster auf den Rücken.“

Den Wechsel einer Wärterin, die Dr. Wertheim ihm im Anfange seiner Krankheit besorgt hatte und die Dr. Grubny abschaffte, nahm er nicht so heiter auf. Der Dichter, welcher nur frische und anmutige Gesichter um sich sehen wollte, hatte Vergnügen daran, sich von der jungen Marietta, die so reizend anzusehn und von so angenehmem Wesen war, bedienen und pflegen zu lassen. Unglücklicherweise wollte Madame Heine davon nichts wissen, und Doktor Grubny wurde mit der Ausweisung betraut. Die arme Marietta wurde verabschiedet, obgleich sie vollständig ihren Dienst versehen hatte, und ihr Betragen tadellos gewesen war. Dr. Grubny ersetzte sie durch eine alte, häßliche Wärterin, die der arme Dichter nicht ausstehen konnte, von der er noch nach Jahren mit Ingrimme sprach. Er sagte einst mit jämmerlichem Gesicht zu mir: „Nein, die alte Garde (vieille garde) des Kaiser Napoleon hätte mich nicht mehr erschrecken können als die alte Wärterin (vieille garde) des Doktor Grubny.“

Was Eifersucht anbetrifft, war Madame Heine nicht grade bequem. Heinrich Heine erzählte mir, daß er einmal von seiner Frau im traulichen Zusammensein mit Frisette überrascht worden war. Nun wird man fragen: „Aber wer ist denn Frisette?“ Frisette war eine junge Näherin, die nur dann bei der Arbeit erschien, wenn sie grade nichts Besseres zu thun hatte. Sonst sah man sie im lateinischen Viertel herumschlendern, und abends zog sie aller Blicke durch ihre Pirouetten auf dem „hal mabile“ auf sich. Sie war eine Berühmtheit in der Tanzkunst und wetteiferte an Ruf mit der „Königin Pomare“, der „ehrwürdigen Madame Britchard“ und der „großartigen Mogador.“

An diesem Tage hatte Heinrich Heine mit seiner Frau bei der Rachel gespeist. Die große Tragödin pflegte ihr Mittagsmahl um drei Uhr nachmittags einzunehmen. Sie hatte ihre ganze Familie eingeladen, denn es handelte sich um ein Familienfest. Der Dichter empfahl sich um fünf oder sechs Uhr; er gab an eine sehr wichtige Zusammenkunft zu haben.

Madame Heine zog sich etwas später zurück und, da sie noch keine Lust verspürte nachhause zu gehen, begab sie sich mit Pauline ins Theater; ins Theater der „délassements comiques.“ Aber es wurde durchaus nicht lächerlich, denn was sieht sie in der vordersten Reihe des ersten Ranges, als sie kaum in den Theaterraum eingetreten ist? Ihren Gatten mit der berüchtigten Frisette! Ihr erster Gedanke war, sich zu verstecken; sie beobachtet. Aber bald kann sie es nicht mehr aushalten; da geht sie hin nach dem Balkon! Es gab aber keine Szene. Aber, ihre Hand auf des Schuldigen Schulter legend, sagt sie: „O Heinrich, ich hätte gar nicht geglaubt Dich hier zu finden.“ Heinrich Heine verwirrt, bestürzt, kann kein Wort erwidern, er bleibt mit offenem Munde sitzen. Seine Frau verläßt ihn, er verläßt Frisette. Madame Heine durchheilt rasch die Gänge, Pauline an ihrem Plaze vergeffend, dem Ausgange zu. Der Dichter folgt ihr und sucht sie

einzuholen. Vergeblich! Sie war in die erste, beste Droschke gestiegen, und er kommt grade zurecht, als der Wagen im schärfsten Trab davon fuhr. Diese ziemlich spaßhafte Geschichte wurde mir von jedem der beiden Gatten im Vertrauen erzählt. Heinrich Heine lachte darüber und sagte: „Ich bin gradezu bestohlen worden; ich hatte schon mehr als zwanzig Franken ausgegeben und nichts dafür gehabt!“ —

Aber damals war er, wie seine Frau versichert, sehr beschämt. Der Zwist währte länger als zwei Monate und würde noch andauern, wenn sich nicht gute Freunde mit inständigen Bitten ins Mittel gelegt hätten, um Madame Heine zu entwaffnen und den Hausfrieden wieder herzustellen.

VI.

Sie war ihm trotzdeß sehr zugethan und eben, weil sie ihn wahrhaft liebte, nahm sie das Abenteuer, dessen Heldin Frisette gewesen war, so ernst. Sie war sich ihres eigenen Wertes bewußt und fühlte sich würdig eines ehrlichen Mannes Neigung zu fesseln. Doch war sie damals noch nicht das, was sie später wurde, als der Umgang mit einem so feinen Geiste, einer so eleganten Natur, wie die Heinrich Heines war, in ihr ähnliche Kräfte erweckte, als das pariser Leben nach der Einfachheit und Unbeholfenheit einer niedrigen Herkunft ihr die Anmut und all den Reiz einer Dame aus der großen Welt verlieh. Lämleins Pinsel hat sie uns in ihrer ersten Blüte dargestellt, damals als ihre Schönheit noch all ihre Ursprünglichkeit besaß. Sie ist brünett, mit schwarzen Augen, das Haar glatt an den Schläfen heruntergestrichen, so wie es damals Mode war. Ein angenehmes Lächeln umschwebt ihre Lippen, und ein kindlicher Ausdruck liegt in den Augen. Sie ist schon in Seide gekleidet, und doch möchte man sie noch für die Lisette Bérangers halten.

Sie stammte aus dem Weiler Vinot, im Gebiet der Seine und Marne. Sie war eine natürliche Tochter, ihr Vater, ein sehr schöner Mann, soll sehr reich gewesen sein und der besten Gesellschaft angehört haben. Ihr richtiger Name war nicht Mathilde, sondern Eugenie. Ich weiß nicht, warum sie sich in Paris Mathilde nennen ließ. Vielleicht war es eine Laune des Dichters, im Angedenken an eine gewisse Mathilde, welche in seinen italienischen Reisebildern wie ein Stern am Himmel erglänzt. Sie wurde in einem Bauernhause geboren, das am südlichen Ende Vinots lag.

Ich habe diese für die Chronik wichtigen Örtlichkeiten besucht und sie nach allen Richtungen durchwandelt, auf schönen Wegen, die von Bäumen, welche wie Grenadiere Wache zu halten scheinen, begrenzt sind. Es sind meistens Eschen, Ahornbäume und italienische Pappeln.

Der Weiler liegt auf dem höchsten Punkte, einer Art Hochebene, an deren Fuße sich das kleine Flüsschen Morin zwischen Wiesen und Weidengebüsch lustig hinschlängelt. An seinen Ufern wachsen die mit fruchtbeladenen Zweigen prangenden Apfelbäume, die dort den Reichtum des Landmannes bilden. Die Hochebene ist mit reichen Getreidefeldern und Wiesen bedeckt. Der sehr fruchtbare Boden ist

etwas schwer und muß „entwässert“ werden, wie die Bauern mir versicherten. Sie müssen ihn überhaupt sehr sorgfältig bearbeiten, dann aber trägt er im Sommer sehr schöne Ernten.

Zu diesem armen, von Gesträuch fast überwucherten Bauernhause, von dem ich eben gesprochen habe, erblickte Crescenzia Eugenie Mirat die Welt, im Jahre 1815. Ihren Geburtstag weiß ich nicht, niemand konnte ihn mir sagen, und weder Heinrich Heine noch seine Frau haben je davon gesprochen. Dieser Umstand ist mir erst ganz kürzlich und zwar bei einer Gelegenheit, die nicht hierher gehört, aufgefallen.

Ich neige mich dem Glauben zu, daß Heinrich Heine das alles sehr wohl wußte, denn bei Gelegenheit seiner Hochzeit ließ er, anstatt die nötigen Papiere zu beschaffen, dieselben durch öffentliche Urkunden ersetzen, wie man später sehen wird.

Um aber wieder auf das Haus zurückzukommen, muß ich erwähnen, daß dasselbe nur aus einem Stockwerk bestand. Unten lag die Küche, von der aus man gleich ins Freie gelangte. Durch eine Thür stand sie mit einem anderen, größeren, aber nicht wie das erstere instand gesetzten Hause in Verbindung. In diesem letzteren fand ich vier Generationen von Bauersleuten vereinigt: die Tante („die Blondine“, wie der Beiname dieser Madame Fauvet besagt), welche einst eine hervorragende Schönheit war und trotz ihres hohen Alters, sie ist 79 bis 80 Jahre alt, noch Spuren davon aufzuweisen hat; ferner deren Tochter, schon alt und zahlos, wie jedermann in einem Lande, in dem man Cyder trinkt, und ein junges Mädchen, das selbst, glaube ich, schon mehrere Kinder hat.

Die Tante, die auszufragen mir natürlich am wichtigsten war, erzählte mir, daß Mathilde (ich muß sie wohl so nennen, da sie unter diesem Namen bekannt ist,) im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren das Land verlassen hatte. Sie war nach Paris gegangen zu einer ihrer Tanten, Madame Maurel. Diese hatte in einem Durchgange in der Nähe des Justizpalastes einen Laden mit Schuhwaren und, um sie in demselben zu verwenden, hatte sich Madame Maurel des jungen Mädchens angenommen.

Mathilde war nach einem Jahre nach Vinot zurückgekehrt, doch da sie sich mit ihrer Mutter, die einen gewissen Dubru geheiratet hatte, nicht vertragen konnte, hatte sie sich abermals nach Paris gewendet, und diesmal war es die Tante, „die Blondine“ die ihr das Reisegeld dazu gab. Sie meinte deshalb, daß ihr Mathilde ihre Zukunft zu verdanken habe.

Sicherlich bereitet das Geschick uns oft wunderbare Überraschungen. Wer das schöne Kind die Kühe hätte weiden sehen, würde wohl nicht geglaubt haben, daß sie eines Tages den größten Dichter neuerer Zeit zu seinen auserlesensten Poesieen begeistern, zu den wildesten Schmerzenslauten seiner Seele hinreißen sollte.

Heinrich Heine lernte sie in Paris dadurch kennen, daß er bei Madame Maurels Laden vorüberging. Man sah sich durch das Schaufenster an, man gab sich Zeichen. Oft, wenn die Tante es nicht bemerkte, ging das junge Mädchen an die Thür. Da entspann sich eine reizende Unterhaltung, jenes ewige, sich stets gleich bleibende Liebesgeflüster, und endlich wurde beschlossen, daß Mathilde Madame Maurel verlassen sollte. Heinrich Heine wollte sie nach Chailot zu Madame

Parte in Pension geben, damit sie etwas Erziehung erhalte; das war ihr wohl nötig, dem armen Dinge, sie konnte weder lesen noch schreiben.

Man hat oft erzählt, wie Heinrich Heine dahin gelangt ist, Mathilde zu heiraten. Ich muß gestehen, daß ich nie gewagt habe, einen so zarten Punkt mit ihm zu berühren. Alles, was ich weiß, alles, was ich erzähle, habe ich von ihm selbst oder seiner Frau erfahren, oder ich habe es mit erlebt. Aber in bezug auf die Heirat muß ich mich, wie alle Welt, darauf beschränken, zu wiederholen, was so oft gesagt worden ist, nämlich, daß sie um eines Duells willen stattfand. Heinrich Heine wollte nicht, daß Mathilde verlassen sei. Ich habe keinen Grund eine Thatsache für falsch auszugeben, welcher der Dichter selbst durch sein Zugeständnis Glauben verschafft hat. Ich möchte indessen zu bedenken geben, daß ein Duell ein plötzliches Vorkommnis ist und kaum Zeit läßt Vorbereitungen, wie sie zur Hochzeit notwendig waren, zu treffen. Heinrich Heine mußte sich Papiere verschaffen, um die Förmlichkeiten des öffentlichen Aufgebots zu bewerkstelligen. Ich werde sogleich den Beweis liefern, daß langwierige und sorgfältige Vorkehrungen zu veranstalten waren.

Ich wage es zu glauben, daß die Schriftstücke, die ich hier zum erstenmale veröffentlichen werde, den glaubwürdigen Urkunden, welche die Biographie des Dichters vervollständigen sollen, zugezählt werden können. Eins ist jedenfalls sicher, nämlich, daß das Duell und die Heirat zusammentreffen, und daß diese jenem nur um etliche Tage voraus ging. Madame Heine erzählte, daß es an jenem Tage sehr regnete, die Straßen waren mit Schmutz bedeckt, so daß ihr Gatte fand: daß der Weg zur Ehe recht kotig sei!

Da wir grade bei Witzwörtern sind, muß ich erwähnen, daß der Dichter Méry, einer der Sekundanten, als er sah, wie sich die Kugel an Heinrich Heines Portemonnaie breit schlug, ausrief: „Das nennt man gut angelegtes Geld.“

Die Heirat wurde also vor dem Duell geschlossen. Wie ich schon gesagt habe, hatte man die fehlenden Papiere durch öffentliche Urkunden ersetzt. Hier ist die gerichtliche Bestätigung:

„Auszug aus den Originalen der Gerichtsschreiberei des Ziviltribunals erster Instanz vom Seine-Departement, im Justizpalast zu Paris.

Urteilspruch, abgegeben im Ratszimmer der ersten Kammer besagten Tribunals am 13. August 1841 und eingetragen auf das von Herrn Heinrich Heine, Schriftsteller, zu Paris wohnhaft, eingereichte Gesuch zum Zweck gerichtlicher Bestätigung der, vom Friedensrichter des ersten Bezirks, auf das Attestat von sieben Zeugen aufgenommenen öffentlichen Urkunde vom 10. August 1841.

Die Aussagen der Urkunde lauten:

„Die Zeugen bekunden der Wahrheit gemäß und an Eidesstatt vollständig bekannt zu sein mit:

Dem Herrn Heinrich Heine, Schriftsteller, zu Paris, große Augustinerstraße Nr. 25 wohnhaft, und von ihm selbst zu wissen, daß er zu Düsseldorf (Preußen) am 31. Dezember 1799 geboren ist, als Sohn des zu Hamburg verstorbenen Kaufmann Samson Heine und der Betty Geldern, ebenfalls in Hamburg.

Das Tribunal, in erster Instanz urteilend, bestätigt je nach Form und Inhalt diese Urkunde, damit sie Herrn Heinrich Heine dazu diene, einen Ehebund zu schließen.

Eingetragen zu Paris am 23. August 1841.

Fünf Franks, fünfzig Centimes erhalten.

Gezeichnet: Ledieu.

„Als Auszug“

Gezeichnet: Smith.“

Ein ähnlicher Auszug war der zukünftigen Gattin ausgehändigt worden, und die Heirat fand auf dem Standesamt des elften Bezirks statt, am 31. August desselben Jahres. Hier ist die Zivilverhandlung:

„Präfektur des Seinebezirks der Stadt Paris.“

„Auszug aus den Trauakten.“

„Im Jahre 1841, am einunddreißigsten Tage des Monats August, um zehn und ein halb Uhr vormittags.“

Vor uns, Pierre Jean Baptiste Henry Vaillant, Ritter der Ehrenlegion, Amtsgehilfe des Herrn Stadtrichters des elften Bezirks und die Obliegenheiten eines Standesbeamten ausführend, sind im Amtslokale erschienen: Herr Heinrich Heine, Schriftsteller, wohnhaft zu Paris, große Augustinerstraße Nr. 25, geboren zu Düsseldorf in Preußen am 31. Dezember 1799, ältester Sohn des in Hamburg verstorbenen Samson Heine und der Betty Gelbern, seiner Gemahlin, zu Hamburg wohnhaft; so, wie es aus einem, vom Ziviltribunal des Seinedepartements am 15. August dieses Jahres gefällten Urteilspruch hervorgeht, der die vom Friedensrichter unseres Bezirks in aller Form aufgenommene öffentliche Urkunde gerichtlich bestätigt und dazu dient, dem Bittsteller, zum Zweck der Eheschließung, seinen Geburtschein, die Todesurkunde seines Vaters, die Einwilligung seiner Mutter, die Todesurkunden seiner Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits und ein ärztliches Gesundheitsattest zu ersetzen,

und Fräulein Crescenzia Mathilde Mirat, ohne besonderen Stand, in Paris wohnhaft in eben derselben großen Augustinerstraße Nr. 25, geboren zu Vinot de la Crétoire im Seine- und Marnegebiet am 15. März 1815, älteste Tochter des verstorbenen Johannes Mirat und der, seit mehreren Jahren verschollenen Crescenzia Mirat, so, wie es aus der vorerwähnten Urkunde hervorgeht, welche der Bittstellerin, zum Zweck der Eheschließung ebenfalls dazu dienen soll, ihren Geburtschein, die Todesurkunde ihres Vaters, die Einwilligung ihrer Mutter und die Todesurkunden ihrer Großeltern, väterlicher- und mütterlicherseits zu ersetzen,

diese beiden haben uns ersucht, zu der zwischen ihnen beabsichtigten Eheschließung zu schreiten, nachdem dieselbe am Sonntag den 15. und am Sonntag den 22. August dieses Jahres an der Hauptthür unseres Amtsgebäudes um 12 Uhr mittags angekündigt worden ist.

Da uns keinerlei Einwendung dagegen gemacht worden ist, sind wir, den Ansuchenden ihr Recht gewährend, zur öffentlichen Eheschließung geschritten und

haben, nach Vorlesung der gerichtlichen Bestätigung, des Auszuges aus den „gelesen, genehmigt und unterschriebenen“, öffentlichen Ankündigungen, sowie des sechsten Kapitels des Zivilrechts, betitelt „von der Ehe“, den zukünftigen Gatten und die zukünftige Gattin gefragt, ob sie sich zu Mann und Weib nehmen wollten. Da jedes derselben einzeln und bejahend geantwortet hat, erklären wir im Namen des Gesetzes, daß Herr Heinrich Heine und Fräulein Crescenzia Mathilde Mirat durch die Ehe verbunden sind.

Davon nehmen wir eine Verhandlung auf in Gegenwart der Herren Jakob Julian Dubochet, Verlagsbuchhändler, 43 Jahre alt, in St. Germain, rue de Seine Nr. 33 wohnhaft, Paul Herzfeld, Doktor der Philosophie, 27 Jahre alt, rue de Larochefoucault Nr. 24 wohnhaft, beide Freunde des Gatten; Denis Ludwig Gregor Faultrier, Hauseigentümer, Ritter der Ehrenlegion, 55 Jahre alt, rue de l'oursine Nr. 84 wohnhaft, und Oskar Theophil Barrieu, Sprachlehrer rue Coquenard Nr. 29 wohnhaft, beide Freunde der Gattin. Dieselben haben, nachdem ihnen alles vorgelesen worden ist, mit uns und den beiden Parteien unterschrieben.

Im Register gezeichnet:

Heinrich Heine. M. C. Mirat.
Dubochet. Herzfeld. Faultrier. Barrieu.
Baillant."

An demselben Tage fand die kirchliche Feier statt, und Heinrich Heine, dieser Heide, kniete am Altar nieder, um aus den Händen des katholischen Priesters das Sakrament der heiligen Ehe zu empfangen, er, der als Jude geboren war und zum Protestantismus geglaubt hatte übertreten zu müssen.

Hier ist das Beweisstück der kirchlichen Trauung:

„Kirchspiel St. Sulpice.

Auszug aus den Trauakten des Kirchspiels.

Am 31. August 1841, nach Vorlegung des geistlichen Dispenses wegen Verschiedenheit der Religionen, und der Ausfertigung des Standesbeamten vom ersten Bezirk (vom heutigen Datum), habe ich, der unterzeichnete Pfarrer, die gegenseitige Einwilligung zur Eheschließung empfangen von Christian Johann Heinrich Heine, Schriftsteller, 41 Jahr alt, nicht katholisch, ältestem Sohn des verstorbenen Samson Heine und der Elisabeth Geldern, dessen Witwe, einerseits, und von Crescenzia Mathilde Mirat, 26 Jahr alt, ältesten Tochter des Nikolaus Mirat und der Crescenzia Mirat, dessen Witwe, andererseits; beide aus diesem Kirchspiel und daselbst große Augustinerstraße Nr. 25 wohnhaft, in Gegenwart folgender Zeugen: Paul Herzfeld, Doktor der Philosophie, rue Larochefoucault Nr. 24, Oskar Theophile Barrieu, Sprachlehrer, rue Coquenard Nr. 31, Denis Ludwig Gregor Faultrier, Hauseigentümer, rue de l'oursine Nr. 84.

„Daraufhin habe ich vorliegendes Schriftstück mit besagten Gatten und Zeugen unterschrieben in der Sakristei von Saint-Sulpice am oben genannten Tage und Jahre.

(Hier folgen die Unterschriften im Register).

Gesekmäßig ausgefertigt von mir, dem unterzeichneten Pfarrer von Saint-Sulpice.

Paris, am 1. September 1841.

gezeichnet: l'abbé Barrande."

Als Anhang folgt nun eine Instruktion, von der ich eine Abschrift beifügen zu müssen glaube:

„Die Verpflichtung den Staatsgesetzen zu gehorchen, darf die Christen nicht vergessen lassen, daß sie auch Gottes und der Kirche Gesetzen zu gehorchen haben. Jeder Christ sollte wissen, daß die Ehe nicht nur ein Übereinkommen ist, um den Gatten bürgerliche Rechte zu geben, sondern auch ein von Jesus Christus selbst eingesetztes Sakrament, das die Vereinigung von Mann und Weib heiligt. Es genügt für den katholischen Christen nicht, vor den Behörden zu erscheinen, sondern seine Ehe gilt erst dann vor Gott, wenn sie in der Kirche eingesequest worden ist.“

So ergiebt sich aus den Papieren, die ich hier veröffentlicht habe, daß es zuerst notwendig war, von dem Friedensrichter des ersten Bezirks von Paris eine öffentliche Urkunde aufsetzen zu lassen, dann mußte dieselbe von der Behörde gerichtlich bestätigt werden, ferner bedurfte es eines geistlichen Dispenses wegen Verschiedenheit der Religion, und endlich mußten die gesetzlichen Aufgebote erfolgen. Zu alledem war wohl ein Monat Zeit nötig. Ich weiß nicht, ob ein Duell so lange warten kam.

Man wird in den Formalitäten, deren Spur ich aufgefunden habe, eine gewisse Hast nicht ablenken können, und man wird mit Recht erstaunt sein, daß die Gerichts- sowie die Standesbeamten ein Heiratsgesuch, das thatsächlich nur die Erklärungen der beteiligten Parteien zur Grundlage hatte, so leicht angenommen haben. Die sieben Zeugen der öffentlichen Urkunde erklären, daß sie alles, was sie bezeugen, nur aus dem Munde der betreffenden beiden Parteien wissen, und vor dem Standesbeamten vertritt die öffentliche Urkunde den Geburtschein der beiden Gatten, die Todesurkunden ihrer Väter und Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits, sowie die Einwilligung der beiden Mütter.

Man konnte sicherlich nicht entgegenkommender sein.

Als Heinrich Heine aus der Kirche kam, sagte er, sich den Schweiß von der Stirn wischend: „Ich verheirate mich bei 40 Grad Hundstagshitze, möge mich der allmächtige Gott stets bei gleich erhöhter Temperatur erhalten!“

(Fortsetzung folgt.)



Zwei Perlen der schweizerischen Gletscherwelt.

Von

Johannes Flach.

Wer kennt nicht das Gefühl, das fast jeden Sterblichen, der das Jahr über in der Stube zubringen muß, am Ende des Sommers beschleicht, wann die Ferien vor der Thür stehen? Wer hat nicht schon durchgemacht jene Unruhe

des heftiger wallenden Blutes, die immer geringer werdende Lust an der Arbeit und die größer werdende Unerträglichkeit des stundenlangen Sitzens am Arbeitstisch? Wer hätte nicht schon, wann die Sommer Sonne auf seinem Arbeitstisch spielte, den Blick träumend nach Süden gewandt und an den Schimmer der Berge gedacht, die das Herz höher schlagen machen, wenn man endlich ihre duftigen Umrisse am Horizont sich erheben sieht? Und dann nach zahlreichen Erwägungen, Beratungen, Besprechungen mit Bekannten und Freunden, fleißigem Studieren der Karten kommt der erste große Entschluß — eine neue Auflage Bädeler, und mit ihr beginnen dann die eigentlichen und gewissenhaften Vorstudien, ohne die kein Tourist in die Weite gehn sollte.

Es ist kein Zufall, daß im Laufe der letzten Jahrzehnte sich die Schweiz mehr und mehr als das Ziel jener Touristen herausgebildet hat, welche ein anstrengendes Leben als Lehrer, Professoren, höhere Beamte und Offiziere unterbrechen wollen durch eine mehrwöchentliche Pause, in welcher alle Gedanken an die Leiden des Berufs über Bord geworfen werden sollen. Ist doch das anstrengende Marschieren und Klettern, das Leben in größerer Meereshöhe so überaus erfrischend und für die aufgeregten Nerven so wohlthuend! Freilich gelingt eine völlige Freiheit nicht in allen Fällen, und wie oft haben gerade die Gelehrten und Professoren noch die Plage der Korrekturen, welche sie bis in die Schneeregion verfolgen. Wer erinnert sich z. B. nicht in Engelberg des lebenswürdigen, alten Bluntschli, wie er täglich sein Päckchen Korrekturen auf die Post brachte! Aber eine Bergbesteigung, ein Gang über einen anziehenden Paß, ein Tag, zugebracht in erfrischender Bergluft, unter tiefblauem Himmel und in beträchtlicher Höhe, von welcher das Gewühl der Menschen und ihre Ansiedlungen tief unter uns verschwinden, söhnen wieder mit vielen Unannehmlichkeiten des Lebens aus.

Die Bedürfnisse der Touristen, welche in die Berge gehen, sind verschieden und sie stehen im engsten Zusammenhange teils mit den Kräften und der Marschfähigkeit des einzelnen, teils mit dem Lebensalter überhaupt und den davon abhängenden Lebensgewohnheiten. Die Mehrzahl der verheirateten Beamten, die längere Zeit in einer Sommerfrische der Schweiz zubringen wollen, womöglich in Gesellschaft ihrer Frau und ihrer Familie, hat seit mehreren Jahren Engelberg (1019 m) zum Sommeraufenthalt gewählt, wo einerseits die Gewißheit, Bekannte oder Berufsgenossen zu finden eine sehr große ist, wodurch auch eine Unterhaltung bei schlechterem Wetter ermöglicht wird, andererseits die Nähe von Luzern und dem Vierwaldstädter See bei dauernder Ungunst des Wetters eine schnelle Übersiedelung ermöglicht, endlich auch die großen Hotels (Titlis und Engel am meisten von den Deutschen geschätzt) und sonstige Einrichtungen (besonders ein vortreffliches Bierlokal, die sogenannte Bierli Alp) den im Stich gelassenen Komfort der Heimat sehr angenehm ersetzen können. Auch bietet hier die nächste Umgebung mehrere Touren, welche auch von einigermaßen kräftigen Frauen und Mädchen gemacht werden können (Trübseealp, Engstelenalp, Surenenpaß mit Stierenfall u. s. w.), wenn auch bei den gewöhnlichen Spaziergängen kleinere Ziele gewählt zu werden pflegen (Tütschbachfall, Herrenrüti, Oberschwand — wo oft Kaffee getrunken wird —

Unterschwand, Ende der Welt und die schon etwas beschwerlichere — 2 $\frac{1}{2}$ Stunden entfernte — FÜRrenalp u. a.). Nur ein kleiner Teil pflegt sich die Riesen der Bergwelt auszusuchen, den Titlis, das große und kleine Spannort, Urirothstock u. a., obwohl der Titlis auch für kühnere und kräftigere Damen nicht unerreichbar ist.

In den letzten Jahren sind aber zwei andere hochgelegene Punkte mehr und mehr in Aufnahme gekommen, Zermatt (1670 m) und Pontresina, (1803 m) von denen der erstere bis vor kurzer Zeit ausschließlich den kräftigeren und sportlicheren Söhnen und Töchtern Albions überlassen war. Beide Orte sind ziemlich weit vom Zentrum Deutschlands entfernt, ja bei Zermatt kann sogar ein ganzes Stück des Weges, von Visp im Rhonethal bis nach St. Niklaus, 4 $\frac{1}{2}$ Stunden gar nicht zu Wagen zurückgelegt werden, sondern muß auf schmalem Saumpfad entweder zu Fuß oder zu Pferde gemacht werden, was besonders für gepäckbeschwerte Familien mit großen Unannehmlichkeiten verbunden zu sein pflegt. Wenn jedoch die Schwierigkeiten der großen Entfernung und der unbequemen Kommunikation alljährlich von so vielen Reisenden überwunden werden, von denen kaum einer zurückkehrt, der nicht ergriffen wäre von den großartigen Naturschönheiten und einen unvergeßlichen Eindruck für sein ganzes Leben mitgebracht hätte, so liegt dies eben an der unvergleichlichen Szenerie, die sich den staunenden Blicken des begeisterten Wanderers dort am Fuße des Matterhorns offenbart.

Zum längeren Aufenthalt kann Zermatt nur von wirklichen Bergsteigern gewählt werden, welche fast täglich eine der lohnenden, aber schwierigen und anstrengenden Bergpartien unternehmen können, unter denen sogar das früher nur für die waghalsigsten Kletterer erreichbare Matterhorn von Jahr zu Jahr häufiger das Ziel der Bergbesteigung bildet, nachdem man einige der gefährlichsten Stellen durch Ketten, Seile und Leitern zugänglicher gemacht hat, während eine der leichtesten Bergspitzen, die Cima di Tazzi, trotz der beträchtlichen Höhe und der langen Schneewanderung an schönen Sommertagen fast täglich vom Riffelhaus aus bestiegen wird. Auf drei Seiten von steilen Bergen und Gletschern umgeben bietet Zermatt einen für gewöhnliche Sterbliche erwünschten Thalweg nur die Visp hinab nach Täsch und Randa, während fast jede der anderen kleineren Touren nicht ohne Anstrengungen ausgeführt werden kann. Dennoch sollte niemand, der ein Freund von Naturschönheiten, besonders aber ein Freund der großartigen Gletscherwelt ist, versäumen, einige Tage oder eine Woche in diesem einzig dastehenden Orte der Gebirgswelt zuzubringen, wobei die Mitte des August wegen des sicheren Wetters am meisten anzuraten ist.

Was Zermatt für alle Zeiten seine unvergängliche Berühmtheit gesichert hat, ist die Aussicht vom Gorner Grat, die von niemandem, der sich in Zermatt aufhält, ausgelassen wird. Der größte Teil wandert zu Fuß hinauf; nur alte Damen und Herren werden in Säufen hinaufgetragen. Nach 3 Stunden ziemlich starken Steigens erreicht man das Riffelhaus (2569 m), dessen 80 Betten gewöhnlich schon lange voraus bestellt sind, so daß derjenige, welcher erst in Zermatt den Entschluß faßt, im Riffelhaus Wohnung zu nehmen, oft lange Zeit warten muß, bevor ein Zimmer frei wird. Allerdings ist jetzt auf halber Höhe

ein stattlicher Neubau entstanden (Pension Niffelalp), welcher der zunehmenden Nachfrage Rechnung tragen soll. Im Niffelhaus, wo man gewöhnlich um 8 Uhr Morgens eintrifft — die meisten Parteen brechen um 5 Uhr früh von Zermatt auf — wird ein kleines Frühstück eingenommen, und dann der Rest des Weges, noch $1\frac{1}{2}$ Stunden, zum Grat gemacht, der 567 m über dem Niffelhaus, 1516 m über Zermatt und 3136 m über dem Meere liegt. (Der Fiz Languard hat die Höhe von 3266 m). Für die meisten deutschen Damen und Herren, welche den Gorner Grat bestiegen haben, ist dies überhaupt die größte Höhe, welche jemals von ihnen erreicht worden ist, und — wie man gestehn muß — mit verhältnismäßig geringen Opfern. Aber selbst diejenigen, denen diese Tour schon Anstrengungen und Mühen verursacht, werden reichlich entschädigt sein und alles vergessen, wenn sie auf der Höhe das unermeßlich großartige Bild genießen können, das sich hier aufthut.

Das kleine Felsplateau, das sich steil und inselartig aus einer ungeheuren Schnee- und Eismasse erhebt, gewährt einen Rundblick, wie er großartiger und grausiger nicht gedacht werden kann. Hier erscheint die unfruchtbare, erstarrte Natur ganz losgelöst von allem Menschlichen, allem Blühenden und Kultivierten: kein Baum, keine Pflanze, kein Haus sind von hier aus sichtbar. Tief unter uns liegt der Gorner Gletscher, der wie ein kolossaler erstarrter Strom zwischen uns und den Riesenhauptern der Monte-Rosagruppe zu fließen scheint. Gegenüber erscheinen die Gipfel der Cima di Jazzi mit ihren gewaltigen, nach dem Gletscher sich hinabziehenden Schneemassen, die verschiedenen Spitzen des Monte-Rosa mit ihren dunkeln und steilen Felsmassen, dann der Lyskamm und die Zwillinge, schon etwas näher die steilen und blinkenden Eismassen des Breithorns, an welche sich der untere und obere Theodulgletscher anschließen. Und über diesen ragt in den wolkenlosen Himmel die steile, Schrecken und Beängstigung erregende, felsige Pyramide des Matterhorns, an welcher kein Schnee haften bleibt. Auf der anderen Seite fesseln namentlich das Weißhorn mit seiner symmetrisch vollkommenen Schneepyramide und die steilen Spitzen der Mischabel den Blick, der nicht weiß, wo er am längsten verweilen soll. Fürwahr ein ungeheures Bild von Eis, Schnee und Felsmassen! Erst allmählich löst sich hier oben das Schweigen der Zuschauer, das jedesmal entsteht beim Anblick der grausigen, eisigen Tiefe und der ungeheuren Wände und Spitzen, die in so gefährlicher Nähe vor uns zu liegen scheinen. Auf dem Rückweg nach Zermatt unterlasse man aber ja nicht den kleinen Abstecher nach dem Gletscherthor zu machen, aus welchem die Wisp mit betäubendem Wogengebrause und mannshohen Wellen herausstürzt, indem sie schwere Felsen- und Eismassen wie Kieselsteine herunwälzt und in ihrem Lauf weiter führt. Eine zweite Partie, die auch von jedermann gemacht werden kann, ist der Besuch des Findelengletschers, den man in 3 Stunden erreicht, ohne die starke Steigung, wie sie der Weg zum Niffelhaus bietet. Besonders imponierend wirkt hier oben das Matterhorn, das ganz isoliert, von seinem Fußende an zwischen Furggen- und Matterhorn-gletscher sich drohend vor uns erhebt und mit dem grünen Vordergrund auf der linken und rechten Seite wie von einem Künstler ersten Ranges in ein Gemälde gefaßt zu sein scheint.

Weit lohnender ist die Tour nach dem Theodulpaß (Matterjoch; 3322 m) über den Theodulgletscher, die sowohl von Zermatt, als auch vom Riffelhaus unternommen werden kann (letztere kürzer, aber schwieriger). Manche gehen über den Paß nach Italien (Val Tournanche), aber die meisten besuchen nur die Paßhöhe, um am Nachmittag nach Zermatt zurückzukehren. Das Schwierige an dieser Gletscherpartie ist der Anstieg von Zermatt aus, der zuerst, sobald man das Thal der Visp verlassen hat, an steilem Hang heraufführt, dann durch einen Arvenwald geht, während unten in der Tiefe der Gorner Gletscher sich mehr und mehr entfaltet, weiter an dem tobenden, in einem Wasserfall sich herunterstürzenden Furggenbach kommt, der auf schmaler Brücke überschritten wird, dann wieder auf ziemlich steilen Zickzackwegen bis zur Moräne des Gletschers, und über deren Steingeröll zum Fuß des Gletschers führt. Diese ganze Strecke von Zermatt bis zum Fuß des Gletschers dauert starke 3 Stunden und macht ziemlich müde; sie kann aber dadurch erleichtert werden, daß man auf dem stets vortrefflichen, wenn auch nicht übermäßig breiten Reitweg bis zum Anfang des Gletschers reitet, wovon in der Blüte der Saison täglich seitens zahlreicher Damen und Mädchen Gebrauch gemacht wird. Am Fuß des Gletschers wird unter schützenden Steinmassen ein Frühstück eingenommen (gegen 7½ oder 8 Uhr früh), worauf dann das Geschäft des Anseilens seitens der Führer beginnt und die blauen, durchaus notwendigen Gletscherbrillen aufgesetzt werden. Da der Gletscher, der einem ausgespannten, leicht geneigten Tafeltuch gleicht, viele, wenn auch gefahrlose, Spalten hat und fast in seiner ganzen Ausdehnung mit Schnee bedeckt ist, so darf das Anseilen nicht unterlassen werden, doch genügt ein Führer, um 3 bis 5 Personen zu begleiten. Nicht selten treffen an diesem Rastort gegen 50 Menschen zusammen, die dann der Reihe nach im Gänsemarsch ihrem noch 2½ Stunden entfernten Ziel — der Paßhöhe des Matterjochs — zustreben. Sind junge Mädchen oder gar ganze weibliche Pensionate dabei, so wird besonders das Geschäft des Anseilens unter ausgelassenster Heiterkeit und zahlreichen Scherzen vollzogen. Diese Partie über den Gletscher in so bedeutender Höhe (man hat etwa an tausend Fuß bei der Gletscherwanderung zu steigen und erreicht bei der Paßhöhe die Höhe von 10—11000 Fuß), ist hinsichtlich ihrer großartigen Szenerie nur mit dem Blick vom Gorner Grat zu vergleichen, hinterläßt aber einen überwältigenderen Eindruck, weil hier die Schönheiten der Natur in der unmittelbarsten Nähe des Wandernden aufsteigen. Während auf der rechten Seite hinter dem schmutzigen Furggengletscher die Steinpyramide des Matterhorns in solch erschreckender Nähe und Klarheit in die Höhe strebt, daß wir mit bloßen Augen die Clubhütten wahrnehmen und die steile Wand mit einem Stein erreichen zu können glauben, treten auf der linken Seite die Gipfel der Monte-Rosagruppe nach einander heraus, bis zuletzt unmittelbar neben unserem Wege die kolossalen Eiswände des Breithorns in unüberwindlicher Steilheit sich hinabsenken auf den tief unter uns ruhenden Eisstrom des Gorner Gletschers. Hinter uns aber taucht das Vispthal auf, allmählich auch in schwindelnder Tiefe die kaum sichtbaren Häuser Zermatts und weit in der Ferne die das Rhonethal umsäumenden Berge des Berner Oberlands.

In nächster Nähe des Breithorns ist endlich die Pashöhe erreicht, wo in zwei Steinhütten zwischen Felsen und Eismassen im Sommer Speisen und Getränke (Vino d'Asti) an die unter der Sonnenhitze des Gletschers verdurstenden Touristen verabreicht werden. Nach einstündigem Aufenthalt wird gewöhnlich der Rückweg angetreten, der über den Gletscher wegen des gelockerten und weicheren Schnees weit unbequemer ist, aber im ganzen zwei Stunden weniger Zeit beansprucht, als der Hinweg. Besonders unangenehm ist an einem sehr warmen Tage der Rückweg über die Gletschermoräne, weil hier die schmalen Bäche, die dem Gletscher enteilen, durch das starke Schmelzen des Schnees und des Eises an der Sonnenwärme gewöhnlich zu tobenden Gießbächen angewachsen sind, die den Hinüberreitenden stark zu durchnässen pflegen. Wer noch Kräfte zu einem zehnstündigen Marsch in sich fühlt — Jüngling oder Mädchen — versäume diese leichteste Gletschertour nicht, die für das ganze Leben einen unvergeßlichen Eindruck in unserem Innern zurückläßt.

Von kleineren Touren werden von Zermatt aus häufig die nach der Staffalp gemacht (3 $\frac{1}{2}$ Stunden hin und zurück), ganz besonders aber die zum Schwarze See (2 $\frac{1}{2}$ Stunden), mit welcher nicht selten die Besteigung des Hörnli (2893 m) verbunden wird, das 1 Stunde von jenem See entfernt und durch einen steilen Anstieg getrennt liegt. Gerühmt wird von dieser Bergspitze der überraschende Blick auf das in unmittelbarer Nähe aufsteigende Matterhorn.

In mancher Beziehung steht Pontresina in diametralem Gegensatz zu Zermatt. Während hier die Engländer in bedeutender Mehrzahl vorhanden sind, wodurch das ganze Leben einen englischen Anstrich erhält, was besonders an den Abenden lästig und langweilig ist, haben in Pontresina längst die Deutschen den Ton angegeben, seitdem der alte Enderlin das Hotel zum weißen Kreuz zu einem schweizerischen Eldorado für alle gebildeten Deutschen zu machen verstanden hat. Man hat daher in diesem an Schönheiten überfüllten landschaftlichen Paradiese einerseits vortreffliche Bierlokale (Post und Krone), welche auch von den deutschen Damen fleißig besucht werden, andererseits ist auch für andre Unterhaltungen gesorgt, als nur für Bergsteigungen. Besonders übt in der letzten Zeit das reizend gelegene, im Walde ganz versteckte, geräumige Kaffeehaus Chalet, nahe bei der wundervollen Schluchtpromenade, eine große Anziehungskraft auf alle Fremden aus, wo der Genuß an den von allen Seiten herumstehenden und über den Wald hervorragenden Gebirgsriesen oftmals am Nachmittag noch erhöht (oder verringert?) wird durch Konzerte durchreisender Tiroler oder Italiener. Besonders bei Regenwetter dient dieser Kiosk völlig als Asyl, in welchem Karten oder Domino die Übellaunigkeit vertreiben müssen.

Während der Nichtbergsteiger in Zermatt nur wenige Tage aushält, wird in Pontresina jede Woche ihre neuen Reize ausüben und dem Fremden den Abschied mehr und mehr erschweren. Zu dem unglaublichen Gewühl der Reisewagen, die bald von Italien über den Berninapass kommen, bald vom Engadin und den schweizerischen Pässen dorthin eilen, wodurch den ganzen Tag über auf der einzigen Straße des Orts ein munteres, lebhaftes Treiben veranlaßt wird, zu dem An-

kommen oder Aufbrechen von Karawanen zu Fuß, zu Pferde, oder zu Wagen nach den benachbarten Schönheiten, kommt eine ganz unglaubliche Fülle der allerherrlichsten und leichtesten Partien, die man von hier aus unternehmen kann. Hierzu gehört besonders der Morgenspaziergang durch das waldige, gemsenreiche Rosegthal zum Roseggletscher, wo nach 1½ Stunden ein allerliebste, reinliches Hotel (freilich etwas teuer) zur Einkehr einladet, von wo aus dann der Marsch nach dem besten Aussichtspunkt, der Alp Ota (2251 m; eine bessere Aussicht noch ¼ Stunde weiter oben) oder nach dem Fuß des blendend weißen Gletschers (von der Alp führt ein ziemlich steiler Fußweg zum Gletscher) unternommen wird; ferner der Besuch des Berninahospizes (2330 m) und der davon 1½ Stunden entfernten Alp Grüm (2189 m) mit dem kleinen, an steilem Berghang angeklebten Restaurant, von welchem ein entzückender Blick auf das tief unten liegende Italien schweift, während rechts in unmittelbarer Nähe die zauberhaften Eisterrassen des Palügletschers sich in ihrer ganzen Höhe und Ausdehnung zeigen; der Spaziergang zum Morteratschgletscher und dem reizend gelegenen Morteratschhotel (1¼ Stunden); das Besteigen des Schafbergs; der einsame Waldspaziergang nach dem 1 Stunde entfernten St. Moriz, und zahlreiche andre Touren, unter denen die beliebteste ist zu Wagen über St. Moriz, Silvaplana und Sils nach dem Malojapass (1811 m) mit seiner wundervollen Aussicht auf die italienischen Alpen und tief hinunter auf das Bergellthal, und seinem ¼ Stunde unter der Pashöhe gelegenen prachtvollen Wasserfall des Ordegna-baches. Wie in Pontresina selbst pulsiert überall in diesem Teil des oberen Engadins ein reges Leben, und in buntester Abwechslung treffen wir auf Postwagen, Reisewagen, Touristen, reitende Damen und Herren.

Besonders aber sind es zwei Partien, die den beiden Glanzpartien von Zermatt würdig an die Seite gesetzt werden können, die Besteigung des Piz Languard und die Diavolezzatour. An jedem schönen Tage wird der Languard (1463 m über Pontresina) von zahlreichen Damen und Herren bestiegen, die gewöhnlich um 4 Uhr Morgens oder etwas später aufbrechen. Diejenigen, welche sich nicht die Kraft zutrauen, einen teilweise beschwerlichen Anstieg von 4 Stunden auszuhalten, pflegen bis zum Fuß des Kegels zu reiten, von wo aus noch 1¾ Stunden nötig sind, um den steilen und stellenweise sehr schmalen Zickzackweg zum Gipfel zurückzulegen, der in schneereichen Jahren oder besonders an Morgen, wann die Steine überfrozen sind, nicht selten größere Schwierigkeiten bereitet. Das Panorama von dem kleinen Plateau des Gipfels gehört zu den großartigsten und umfassendsten der ganzen Schweiz wegen der ungeheuren Masse von Bergkuppen, die sich rings herum erheben, und ist einzig in seiner Art durch den Blick in die Gletschervelt der Berninagruppe mit ihren zahlreichen Häuptern, Cambrena, Palü, Pers, Zupo, Crastagüzza, Morteratsch, Roseg u. a., welche um den Piz Bernina gelagert sind, ihren beschneiten Gletschern und dem zarten, weißen Firnschnee der einzelnen Gipfel, der in so wunderbarem Kontrast zu dem tiefblauen italienischen Himmel steht, der sich darüber wölbt. Die meisten Touristen sind zum Mittagessen von der Besteigung des Languard wieder zurück.

Wie bei dem Weg über den Theodulpaß kommt man aber bei der zweiten Tour zum Diavolezzapafß (2977 m) in die allernächste Berührung mit der so oft gefahrbringenden Gletscherwelt. Auch diese Tour kann nur von rüstigeren Touristen oder von jüngeren und kräftigen Damen ausgeführt werden, wird aber bei schönem Wetter täglich von vielen gemacht, so daß nicht selten 40—50 Teilnehmer an einem Morgen gezählt werden. So viel zählte ich etwa, als ich im August des vorigen Sommers in Gesellschaft zweier Freunde und eines Führers die Tour unternahm. Während der Anstieg zum Matterjoch aber erheblich mehr Kräfte und Ausdauer beansprucht als der Anstieg von den Berninahäusern zum Diavolezzafattel (gegen $3\frac{1}{4}$ Stunden), bietet die letzte Tour, besonders in schneereichen Jahren wie in dem letzten, an einzelnen Stellen größere Schwierigkeiten, an manchen sogar, jedenfalls an einer, ist sie für ungeübte Bergsteiger nicht ganz unbedenklich; in jedem Falle kann man an dieser leicht ausgleiten.

Die Tour wird jetzt gewöhnlich so gemacht, daß von St. Moritz oder Pontresina des Morgens nach den Berninahäusern gefahren wird, von wo aus gegen 6 Uhr der Anstieg beginnt. Derselbe führt zuerst 1 Stunde lang an einer Rasen- und Geröllhalde hinauf, dann über ein Trümmerfeld und einen kleinen Schneefattel zu einem Absturz, wo in diesem Jahr ein ziemlich steiles Schneefeld auf teilweise, etwa 5 Minuten lang, sehr schmalen und durch den steilen Absturz ungemütlichem Schneepfad überschritten werden mußte. Hier eröffnet sich die Aussicht auf die tief unten gehende Berninastraße, auf das Hospiz, den Lago Bianco und im Hintergrund die italienischen Berge mit dem Piz Adamello. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunde kommt man zum kleinen, von steilen Wänden eingeschlossenen Diavolezzasee, der noch größtenteils mit Eis bedeckt war. Auch von hier mußte ein ziemlich steiles Schneefeld erstiegen werden, wo sonst bequemere Serpentinaen hinaufführen, dann kam eine recht steile Geröllwand, die in andern Jahren auch rechts liegen bleibt, endlich (1 Stunde) wieder ein kleines Schneefeld, bis man den festen Firnschnee des Diavolezzagletschers erreichte, über den es noch $\frac{3}{4}$ Stunden zum Sattel in sehr bequemer Steigung fortging, während man zur rechten den felsigen Gipfel des Munt Pers hatte.

Gegen $9\frac{1}{4}$ Uhr waren die meisten Parteien, die von Pontresina aufgebrochen waren, auf dem Sattel vereinigt.

Das Panorama, welches sich hier entfaltet, ist wahrhaft überwältigend. Schon bei der Annäherung an den Sattel gewahrt man im Nordosten die schneebedeckte Pyramide des Ortler; jetzt thront vor uns die riesige Masse des Piz Bernina mit ihren Graten, ihren steilen Felswänden und riesigen Gletschern, die zum Morteratschgletscher sich herabziehen, ein Bild, weit großartiger als die Jungfrau von der Wengernalp aus, daneben rechts Piz Morteratsch, links die Trabanten des Bernina, die Castragüzza, der Piz Zupo, der silberweiße Palü und der Cambrena, der seinen nördlichen Gletscher zum Lago Bianco herabsendet. Tief unter uns ist der Persgletscher und noch tiefer der Strom des Morteratschgletschers. Die Nähe jener gewaltigen Bergriesen, die wie in einem kleinen Zirkus sich um den Diavolezzafattel herumlagern, ist so groß, daß man mit bloßen Augen auf den Schneehängen des Ber-

nina die Fußspuren erkennen und weit verfolgen konnte, die ein Engländer und sein Führer hinterlassen hatten, welche morgens 2 Uhr von der Bovalhütte aufgebrochen waren. Nichts Menschliches wird hier oben erblickt, kein Haus, kein Baum, kein Strauch, nur starrer Fels, Eis und Schnee. Einen solchen Blick gewährt das Matterjoch nicht, ebenso wenig zeigt sich der Monte Rosa von irgend einem Punkt auf der schweizerischen Seite so gewaltig, wie hier der Piz Bernina. Wendete man sich aber um, so wurde man in diese Welt zurückgeführt. Gegen 50 Menschen lagerten zwischen den Steinblöcken, mit Frühstück beschäftigt, zum Teil in sehr malerischen Gruppen; darunter waren 8 Damen, unter diesen aber nur ein junges deutsches Mädchen, eine Kurgästin von St. Moritz, welche mit außerordentlicher Kraft gestiegen war. Eine volle Stunde gab der Führer Rast, dann begann um 10 $\frac{1}{4}$ Uhr der Abstieg.

Zuerst ging es eine steile, 1500' tiefe Wand hinab zur Moräne des Persgletschers, dann wurde man wegen des Schnees und der Spalten ans Seil gebunden und ging über den Gletscher (1 Stunde) bis zur Isla Perja, welche sich zwischen Pers- und Morteratschgletscher erhebt und gewöhnlich zu einer zweiten, kleineren Rast benützt wird, um den Bernina noch einmal in größerer Nähe zu genießen, vielleicht auch, um sich für den nun folgenden überaus steilen Abstieg zum Morteratschgletscher vorzubereiten. Man sieht von dieser Wand oben tief unter sich (1000' tief) den Punkt, wo man den Gletscher betritt, und man hält es für unmöglich, herunterzukommen: aber es muß gehen, die Steine gewähren Halt, und kleinere steile Schneefelder werden im Rutschen genommen. Endlich fühlt man das feste Eis des Morteratschgletschers unter sich und weiß, daß die Schwierigkeiten überwunden sind. Allerdings dauert die Wanderung über diesen Gletscher bis zur Moräne am Hotel Morteratsch noch volle 2 $\frac{1}{2}$ Stunden, aber dieselbe bietet trotz des unebenen Bodens, indem man bald herunter, bald hinaufsteigen muß, keinerlei Schwierigkeiten, da auf dem schneefreien Eise sehr bequem, wenn auch der Spalten wegen mit vielen Umwegen, gegangen wird, und gewährt zahlreiche Abwechslungen durch den Einblick in die fremdartige Gletschervelt. Weit aus am großartigsten ist die Stelle des Gletschers, wo man an der Mündung des Persgletschers vorbeikommt. Hier ist der kleinere Gletscher bei dem Anprall an den größeren Strom gleichsam gestaut und hat sich zu einem wogenden Gletschermeer gebildet, wie man es großartiger weder auf dem Mer de Glace noch auf dem Gornergletscher sehen kann. Die meisten dieser wie in schrecklichem Sturme erstarrten Wellen nehmen bis zur höchsten Spitze eine Höhe von 100 Fuß und darüber ein, und liegen in diesem Pyramidenlabyrinth quer vor der ganzen Mündung des Persgletschers, den sie deshalb von dieser Seite unpässierbar machen. Fürwahr ein furchtbares Naturphänomen, das noch an Grausen gewinnt durch die lauten Gletscherstürze, die um die Mittagszeit hier vernommen werden.

Gegen 2 $\frac{1}{2}$ und 3 Uhr nachmittags waren die meisten Touristen im kleinen Hotel Morteratsch am Fuße des Gletschers (1 $\frac{1}{4}$ Stunden von Pontresina) wieder vereinigt und stärkten sich durch eine etwas kostspielige Mahlzeit. Jedem Touristen, der 8—10 Stunden gehen kann, ist diese Wanderung, die zu den

leichtesten Hochgebirgstouren gehört, was die rein körperliche Anstrengung anbetrifft, auf das Wärmste zu empfehlen. In gewöhnlichen Jahren bietet sie keine besondere Schwierigkeit; eine eigentlich lebensgefährliche Stelle hatte sie auch in dem letzten Jahre nicht. Dabei ist als selbstverständlich voranzusetzen, daß man an einigen Punkten vorsichtig sein und vor allen Dingen seine Ruhe bewahren muß. Auch was man im Hochgebirge unter einer Schwindelpartie versteht, kommt nirgends vor, sodaß im allgemeinen die einzig dastehende, wundervolle Aussicht vom Diavolezzasattel aus als eine verhältnismäßig leicht erkaufte gelten darf. Endlich aber ist die ganze Wanderung deshalb so ungemein lehrreich für die Hochgebirgswelt, weil sie in der buntesten Abwechslung bald über Geröllhalden, bald über Schneefelder, dann über Firnschnee, Steintrümmer, beschneiten Gletscher, unbeschneiten Gletscher, feste Moräne, lockere Moräne (ziemlich am Ende des Morteratschgletschers) hinwegführt.

Gewiß hat Pontresina noch eine große Zukunft, denn der Fremdenzufluß wächst derart, daß sogar der alte Enderlin noch ein zweites großes Hotel, dem alten gegenüber, gebaut hat. Wenn nun vollends in diesem Jahr die Arlbergbahn eröffnet wird, wodurch eine zusammenhängende Eisenbahntour vom Bodensee nach Landeck im Innthal geschaffen wird, so wird der Verkehr im Engadin noch größer werden (Landeck=Nauders $5\frac{1}{4}$ Stunden Post, Nauders=Schuls $3\frac{1}{2}$, Schuls=Pontresina $5\frac{1}{2}$), vermutlich auch noch einen Weiterbau der Eisenbahn im Innthal selbst zur Folge haben. Zermatt kann heute mit Pontresina nicht konkurrieren. Aber wenn erst eine Fahrstraße von der Eisenbahnstation Visp bis Zermatt gebaut ist (auch auf der Strecke St. Niklaus-Zermatt können vorläufig nur Einspanner fahren, und es entsteht jedesmal eine bedenkliche Pause, wenn zwei sich begegnen), sodaß Zermatt von der Eisenbahn noch $3\frac{1}{2}$ Stunden Wagenfahrt entfernt wäre, wenn in Zermatt selbst noch mehr für Abwechslung und Unterhaltung gesorgt würde, sodaß auch Regentage erträglich würden, wenn Deutsche mehr ihre heimischen Einrichtungen vorfinden würden, wenn stellenweise auch bessere Wege angelegt und Spaziergänge eröffnet würden, — dann allerdings, dann wäre dieser kleine walliser Ort am Fuße des Matterhorns in der Lage, dem vielbesuchten, bequem gelegenen, von zwei der schönsten Gebirgspässe, die Italien und die Schweiz verbinden, gleich wenig entfernten Ort des oberen Engadins bedeutende Konkurrenz zu machen. Wer aber nicht durch und durch Bergfex ist, wer nicht nur Eis und Schnee genießen will, sondern auch Wald und Blumen, wer nicht nur steile Bergwände erklettern, sondern auch liebliche Thalwege durchwandeln will, wer nicht nur auf hartem Gestein ruhen, sondern auch bisweilen auf bequemen Bänken herrlich angelegter Promenaden sitzen und dem Spielen und Treiben der jüngeren Gäste zusehen will — der wird stets Pontresina den Vorzug geben.



Die letzte Periode Raffaels

(1517—1520).

Von

Marco Minghetti.

III.

Sobald Franz I. nach Italien gekommen, war er von Bewunderung über die antiken und modernen Werke der Kunst so ergriffen worden, daß, als er sich mit Leo X. in Bologna zusammenfand, er denselben um den Laokoon gebeten hatte. Der Papst hatte ihm denselben versprochen, beschloß aber später,¹⁾ eine Kopie von Bandinelli machen zu lassen und ihm diese zu schicken. Als aber dann sein Neffe Lorenzo — auf welchem nach dem Tode Julians alle seine Hoffnungen ruhten — im Mai 1518 nach Amboise ging, um Maddalena de la Tour d'Auvergne²⁾ zu heiraten, die der königlichen Familie angehörte, wollte er dem Könige zwei Gemälde von Raffael schenken und bestimmte dazu einen Erzengel Michael und eine heilige Familie. Wir wissen in der That, daß Raffael gleichzeitig an dem einen und dem anderen Gemälde arbeitete, und lesen auf beiden die Inschrift: Raphael Urbinas pinxit, 1518. Die Komposition der heiligen Familie ist wunderschön. Das Kind wirft sich aus der Wiege heraus in die Arme der Mutter,³⁾ welche sich liebend herniederneigt es zu empfangen, während die heilige Anna den knieenden Johannes hält und ihn beten lehrt. Ein Engel streut mit vollen Händen Blumen auf die Gruppe, und der heilige Joseph betrachtet sie mit edler Freude.

Auch der Entwurf des anderen Bildes ist prachtvoll: Der Erzengel Michael, vom Himmel herab gestiegen, jung und strahlend von Schönheit und Stolz, hat seinen Fuß auf Satan gesetzt und ist im Begriff, ihn mit der Lanze zu durchbohren; in seinem Antlitz ist etwas Überirdisches. Aber wenn gleich die Komposition und die Zeichnung wundervoll sind, so wird es doch, besonders durch das Kolorit, offenbar, daß die Ausführung zum Teil dem Giulio Romano angehört, weil dieser zuviel rote Farbe beim Malen des Fleisches und bei den Schatten zuviel Kienruß brauchte, und weil ihm jene Weichheit und Durchsichtigkeit, welche Raffael besonders auszeichnen, gänzlich fehlten.⁴⁾

¹⁾ Die Kopie wurde erst später unter Clemens vollendet und blieb in Florenz; sie befindet sich jetzt in den Uffizien.

²⁾ Maddalena starb 1519 bei der Niederkunft, und Lorenzo starb wenige Tage nach ihr. Die neugeborene Tochter blieb leben und wurde die berühmte Katharina. Mit ihnen starb die direkte und legitime Linie des älteren Cosimo aus. Es blieben nur Bastarde, wie Alessandro, welcher Herzog wurde, oder Abkömmlinge von Seitenlinien übrig, wie Johann der schwarzen Banden, von dem dann Cosimo I. abstammte.

³⁾ In den Uffizien zu Florenz befinden sich zwei Studien für diese heilige Familie.

⁴⁾ Sebastian del Piombo verfehlte nicht, dies in einem Brief an Michel Angelo vom Juli 1518 zu erwähnen: „Es thut mir in der Seele leid, daß Ihr nicht in Rom wart, um

Daß Raffael auch ein Bildnis des Bestellers, nämlich des Lorenzo de Medici, gemalt habe, geht unzweifelhaft aus einem Brief des letzteren an Baldassare Turrini¹⁾ hervor. Aber ob es noch existiert und wo es sein mag, ist völlig unbekannt. Ich schreibe dieser Epoche auch die Vision des Hiesekiel zu, ein kleines, aber außerordentliches Gemälde, welches für den Grafen Ercolani von Bologna gemalt wurde. Malvasia behauptet, daß es im Jahr 1510 bezahlt wurde, was zu beweisen schiene, daß es zu dieser Zeit schon fertig war; aber die Manier des Raffael in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom war sehr verschieden von der, welche wir hier sehen, und man kann sich nicht denken, daß er diesen Gegenstand zu jener Zeit schon so gedacht und ausgeführt hätte, denn es ist eines von den Werken, in welchen man am meisten den Einfluß Michel Angelos erkennt. Über den Wolken und in ungeheurer Entfernung von der Erde (welche man kaum am Fuße des Bildes angedeutet sieht), schwebt Jehovah, auf einem Adler sitzend, die Arme ausgebreitet und unterstützt von zwei Engeln, wie man es ebenso auf der Decke der Sixtina sieht. Der Löwe und der Stier zu seinen Füßen richten den Blick empor zum Schöpfer, während der Engel, welchen das vierte Symbol darstellt, mit gekreuzten Armen sich vor ihm verneigt. Vielleicht waren auch hierbei die Schüler thätig, aber der Entwurf ist so großartig, die Komposition so rein, daß sie so recht zeigen, wie Raffael, welchen Gegenstand er immer zu behandeln unternahm, sich in denselben versenkte; in diesem Fall fühlt man auf das Lebendigste den Geist des alten Testaments und seiner phantasiervollen Erhabenheit. Dahingegen, was man auch von der Madonna in Madrid sagen möge, der man den Namen „die Perle“ gegeben hat, gleichsam um das Urtheil der Nachwelt im voraus zu bestimmen, so möchte ich im Gegentheil behaupten, daß bei der Ausführung dieser Madonna die Hand der Schüler, besonders Giulio Romanos, nicht geringen Anteil gehabt habe. Es scheint, daß dies Gemälde für Federigo, Herzog von Mantua,²⁾ gemacht war und in dem Hause Gonzaga verblieb, bis die ganze Galerie desselben von Karl I. von England (1626) gekauft wurde.³⁾ In den politischen Wirren in England wurde es versteigert, von dem spanischen Gesandten erstanden und an Philipp IV. geschickt (denselben, der sich das Spasimo genommen hatte), welcher, als er es er-

zwei Gemälde vom Fürsten der Synagoge (er meint Raffael), welche nach Frankreich gesandt sind, zu sehen; denn ich glaube, Ihr könnt Euch nichts Euren Ideen Entgegengesetzteres denken, als Ihr in diesen Werken gesehen hättet. Ich sage nichts weiter, als daß sie Gestalten scheinen, welche im Rauch waren, oder Figuren aus Eisen, die glänzen; ganz hell, ganz sauber und in der Weise wie es Euch Leonardo (il Sellaio) beschreiben wird.“

¹⁾ Er schreibt am 4. Februar 1518: „Mein Bild, welches Raffael malt etc.“ und am 5. Februar: „Was das Bild betrifft, so verstehe ich, was Ihr sagt, daß es fertig und schön ist und mir sehr gefällt; wenn es Zeit ist; werdet Ihr es schicken.“ Auch Vasari bestätigt es und spricht auch von einem Bild Giuliano's, Lorenzo's Dufels, das auch verloren ist.

²⁾ Zppolito Calandra schreibt an den Herzog Federigo Gonzaga, welcher in Casale Monferrato war, am 28. Oktober 1531 über die Anstalten zur Aufstellung einiger Bilder und erwähnt „Eines, welches Raffael von Urbino in Rom für Erw. Excellenz machte.“

³⁾ Man weiß von keinem anderen, und der nachherige Übergang desselben nach England und Spanien scheint die Vermutung zu bestätigen, daß es dieses sei. s. Pangileoni Elogio storico di Raffaello.

blickte, ausrief: „Dies ist die Perle meines Museums.“ Bei dieser heiligen Familie hat Maria den Arm um den Hals der heiligen Anna gelegt, und beide unterstützen das Kind, welches die Hände ausstreckt, um die Früchte zu fassen, die ihm der kleine Johannes reicht. Im Hintergrunde sieht man die Landschaft von Ruinen unterbrochen, und zwischen ihnen Joseph, zur Linken und zur Rechten einige kleine Figuren. Ich konnte dies Gemälde nicht mit Stillschweigen übergehen, da es einen so großen Ruf hat und für einen besonderen Schmuck einer der reichsten und besten Galerien der Welt gilt.

Ganz von der Hand Raffaels und mit großer Sorgfalt ausgeführt ist das Porträt Leo X., welches auch jener Epoche angehört. Der Papst sitzt, hat mehr als halbe Figur, und hinter ihm stehen, etwas im Schatten, der Cardinal Giulio de' Medici und der Cardinal Rossi, von denen man nichts Besseres sagen kann, als was Vasari sagt, den ich gern jedesmal anführe, wo es sich um Urtheile und um solche Thatsachen handelt, gegen die kein Einspruch zu erheben ist. Er sagt folgendes:

„In diesem Bild sieht man nicht angebliche Gestalten, sondern solche von rundem Relief; hier hat der Sammet seine Haare; der Damast, den der Papst trägt, scheint zu tönen und zu glänzen; der Pelz des Futters ist weich und lebendig und das Gold und die Seide sind so nachgemacht, daß sie nicht Farben, sondern Gold und Seide scheinen; — da ist ein Buch von Pergament mit Miniaturen, welches lebendiger ist als das Leben, und eine Glocke aus gearbeitetem Silber, von der man nicht sagen kann, wie schön sie ist. Aber unter den anderen Dingen ist da eine Kugel des Sessels von poliertem Gold, in welcher, wie in einem Spiegel (so groß ist ihre Klarheit), sich die Lichter der Fenster, die Schultern des Papstes und der Umkreis des Zimmers wieder spiegeln, und alle, diese Sachen sind mit solchem Fleiß gemacht, daß es sicher ist, daß kein Meister es besser macht noch machen kann.“

Dieses Lob des Vasari ist vollkommen gerecht, nur hat er das Wichtigste ausgelassen, nämlich: daß das Angesicht Leos so sehr dessen Natur ausspricht, daß man in den Zügen den feinen aber nicht tiefen Intellekt und den Charakter, der aus Gutmütigkeit und Treulosigkeit gemischt war, zu lesen meint.¹⁾

¹⁾ Vasari erzählt im Leben Andrea's del Sarto Bd. VIII, S. 281, daß Federigo, Herzog von Mantua, sich vom Papst Clemens das Bildniß Leo X. als Geschenk erbat und ihm dafür höflichen Dank sagte. Er trug dem Ottaviano de' Medici auf, dasselbe zu verpacken und ihm nach Mantua zu schicken. Aber Ottaviano, welcher Florenz nicht eines solchen Bildes berauben wollte, ließ vom Andrea del Sarto eine Kopie machen, welche so ähnlich wurde, daß Ottaviano, von hohem Verstandnis in den Dingen der Kunst, als sie fertig war, sie nicht vom Original unterscheiden konnte. Das Gemälde Raffaels wurde versteckt, und man schickte das des Andrea, mit dem der Herzog äußerst zufrieden war, und selbst Giulio Romano, der Schüler Raffaels, merkte die Sache nicht. Er würde auch wohl immer derselben Meinung geblieben sein, wenn Giorgio Vasari nicht nach Mantua gekommen wäre — welcher, noch Kind, als ein Jüngling vom Messer Ottaviano, den Andrea an dem Bilde hatte arbeiten sehen — und die Geschichte aufgedeckt hätte. Als nämlich Giulio dem Vasari viel Liebes erwies, zeigte er ihm u. a. auch dies Bild, und Giorgio sagte: Es ist wunderschön, aber es ist nicht von Raffael.“ — „Wie

Endlich, um nicht mehr von Porträts sprechen zu müssen, will ich noch den Violinspieler erwähnen, den die Legende auch dem Jahr 1518 zuschreibt. Es ist nicht bekannt, wer dieser ist, vielleicht soll es ein Improvisator sein; weder Tebaldeo noch Accolti kann es sein, weil beide zu jener Zeit schon über fünfzig Jahr alt waren; ebensowenig kann es, wie Passavant meint, Andrea Marone di Brescia sein, welcher, zum Klang der Violine improvisierend, den Preis gewann bei dem Feste von S. Casino, das Leo X. veranstaltet hatte; denn er war damals 45 Jahre alt; der Violinspieler Raffaels aber ist wenig älter als 20 Jahr. Die Gestalt ist im Profil, aber der Kopf ist dem Zuschauer zugewendet, hat ein Barett auf dem Kopf und einen Geigenbogen in der Hand nebst einigen Lorbeerblättern, welches wohl den Dichter andeuten soll. Wer er aber auch sei, Raffael hat das Antlitz mit einer Wahrheit, einem Ausdruck und einer Zartheit wiedergegeben, die bewunderungswert sind.

IV.

Kehren wir jetzt in den Vatikan zurück, wo die Stenzen, die schon öfter erwähnt wurden, noch zum Teil in Arbeit waren. Wir haben gesagt, daß das Zimmer des Heliodor 1514 vollendet ward, zufolge des Datums, das man daselbst liest. Das Zimmer, das nach dem Incendio di Borgo genannt ist, trägt das Datum 1517. Es ist daher klar, daß diese Arbeit in der dazwischen liegenden Zeit gemacht sein mußte, aber zu derselben Zeit hatte Raffael auch den Auftrag, den Bau der Loggien zu vollenden, die Zeichnungen für die Bilder daselbst zu entwerfen und deren Ausführung zu leiten, welches alles 1519 vollendet wurde. Endlich hatte er auch einige Kartons und Zeichnungen für den Saal des Konstantin entworfen, welchen er nicht vollenden konnte. Dieser Saal wurde erst einige Jahre später von seinen Schülern gemalt. Von diesen Werken also scheint es mir hier am Platze, zu reden.

In dem dritten Zimmer des Vatikans sind die Thaten zweier Päpste erzählt, welche denselben Namen führten; es waren dies Leo III. und Leo IV. Es ist bekannt, daß Leo III. sich nach einem Aufstand in Rom zu Karl dem Großen nach Paderborn begab, woselbst auch die Rebellen erschienen, die Gründe ihrer Rebellion angaben und ihre Klagen gegen den Papst vorbrachten. Zum Weihnachtsfest des Jahres 800 kam Karl nach Rom in seiner Eigenschaft als Patrizier und berief eine große Synode nach San Pietro. Hier schwur der Papst vor dem Altar, unschuldig zu sein an den Verbrechen, die man ihm zur Last legte, worauf Karl zu seinen Gunsten und gegen seine Ankläger entschied. Dies ist der Moment, welchen der Künstler für eines seiner Fresken gewählt hat. Auf einem anderen

so nicht“ fragte Giulio, „sollte ich es nicht wissen, der ich die Pinselstriche erkenne, welche ich daran gemacht habe?“ — „Ihr habt das vergessen,“ versetzte Giorgio, „dieses ist von der Hand Andrea's del Sarto, und hier habt Ihr zum Beweis ein Zeichen!“ Dieses ließ er ihn sehen. Es war in Florenz gemacht worden, weil sie, wenn sie zusammen waren, sich bei der Arbeit abwechselten. Als Giulio dies hörte, zuckte er die Achseln und sagte: „Ich achte es nicht geringer, als wenn es das Werk Raffaels wäre, ja noch viel mehr.“

stellte er dar, wie Leo Karl den Großen krönt. Diese Thatsache, durch welche sich das römische Kaiserreich erneuerte und sich vom östlichen Kaiserreich schied, indem der Papst die Krone auf das Haupt eines Fürsten der germanischen Rasse setzte, war, nach der Einwanderung der Barbaren, das Zeichen des Friedensschlusses zwischen den oberirden Völkern und den Besiegten und übte einen großen Einfluß auf die kommende Geschichte aus, welche sich von da an bis auf unsere Zeit um die zwei Pole, das Reich und die Kirche, drehte. Es war natürlich, daß ein solches Ereignis, dessen volle Bedeutung die Zeitgenossen vielleicht nicht ganz einmal verstanden, selbst nach Jahrhunderten von einem Papst, der gleichfalls Leo hieß, zum Vorwurf für ein Werk der bildenden Kunst gewählt wurde.

Das dritte Fresko endlich stellt einen großen Triumph der christlichen Zivilisation unter Leo IV. dar, nämlich den Sieg den die vereinigten Kräfte von Rom, Neapel, Amalfi und Gaeta bei Ostia über die Sarazenen erfochten.

Zu derselben Zeit, als der Schrecken vor den Sarazenen in Rom herrschte, ereignete sich noch ein anderes Unglück für die Stadt, indem der ganze Stadtteil jenseits Trastevere von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, und die Legende erzählt, daß dieser Brand, gegen welchen menschliche Anstrengungen nichts ausrichten konnten, durch die Vermittelung und die Gebete Leos gelöscht wurde. Dies ist der Gegenstand des vierten Freskos, des einzigen, an welches Raffael selbst Hand legte, während er zu den übrigen nur die Kartons zeichnete. Allerdings arbeiteten die Schüler auch an diesem, aber zusammen mit dem Meister, und zum großen Glück hat gerade dieses Fresko am wenigsten gelitten bei dem Schaden, der dem Zimmer während der Plünderung von Rom 1527 zugefügt wurde. Im Hintergrunde des Gemäldes sieht man die alte Kirche von S. Pietro und den Papst Leo, welcher von einer Loggia des Vatikans das Zeichen des Kreuzes über das Volk macht, das hingesunken die Hülfe des Himmels für sich erfleht. Im Vordergrund rechts sind Menschen, welche sich bemühen, das Feuer zu löschen: eine Frau reicht einem Mann zwei Gefäße mit Wasser; eine andere Frau, eine wunderschöne Gestalt, trägt zwei Wasserkrüge herbei, einen auf dem Kopf, den andern in der Hand. In der Mitte kniet eine dritte Frau, den Rücken gegen den Beschauer gewendet, und erhebt die Hände zum Himmel; eine vierte, beinah auf die Erde hingestreckt, drückt ihr Kind angstvoll an sich; eine fünfte treibt ihre zwei Kinder zur Eile, den Weg anzeigend, auf dem man noch hoffen kann, zu entfliehen. Am Fenster eines Hauses endlich, welches mitten unter antiken Ruinen steht, sieht man eine Mutter, die mehr an ihren Säugling denkt als an sich, und ihn einem Manne hinab reicht, welcher, sich auf den Fußspitzen hehend, eine Anstrengung macht, um ihn zu fassen; daneben ist ein nackter Jüngling, der, von den Flammen überrascht, sich aus dem Fenster herunter läßt; und endlich eine ganze Familie, welche flieht und an die Flucht des Aneas aus dem brennenden Troja erinnert: ein kräftiger, junger Mann hat sich den alten Vater auf die Schultern geladen, der Sohn schreitet ihm zur Seite, die Frau folgt ihnen. Es giebt kaum eine dramatischere Komposition als diese, in welcher Raffael jene Symmetrie verläßt, die einer seiner schönsten Vorzüge ist, um die Verwirrung

bei einer Feuersbrunst darzustellen, in so viel einzelnen Episoden, deren eine im Hintergrunde des Bildes der segnende und betende Papst ausmacht. Die Decke des Zimmers ist noch die des Perugino, die unteren Malereien sind beinahe ganz von Carlo Maratti wieder hergestellt. In den andern drei Fresken zeigt der Papst stets die Züge Leo X.¹⁾

Noch ehe dieses Zimmer vollendet war, gab, wie schon gesagt, Leo X. dem Raffael den Auftrag die Malereien und die Ausschmückung der Loggien zu leiten, besonders der oberen, welche auf die Stauzen folgen; aber es ist nicht ganz klar, welchen Anteil Raffael daran hatte. Das Publikum im allgemeinen sprach ihm das ganze Werk zu, bei dessen Ausführung die Schüler ihn allerdings unterstützt hätten, und nannte die dabei angebrachte Art von Ornamenten nach seinem Namen, „Raffaellesken,“ und die Reihe der zweiundfünfzig Vorfälle aus der biblischen Geschichte, welche in den dreizehn Wölbungen der Loggien gemalt sind: „die Bibel Raffael's.“ Später haben die Kritiker den Anteil, den er daran gehabt haben sollte, beinahe auf nichts reduziert, bis auf die Zeichnungen. Aber die Arbeit ist so sehr die seines Genies, daß man gleich erkennen kann, daß die Auffassung, die Inspiration und die allgemeine Idee von ihm herrühren, ja ich wage auch zu sagen, ebenso die Skizzen zu einigen Geschichten, besonders die der ersteren. Was die Zeichnung der folgenden biblischen Begebenheiten betrifft, so will ich gern zugeben, daß sie von den Schülern gemacht wurde, und daß die Ausführung ganz allein ihr Werk war. Diese Loggia, die 1519²⁾ dem Publikum zuerst gezeigt wurde, war dem Nordostwind ausgesetzt und erlitt großen Schaden von schlechtem Wetter und von den Verletzungen durch Menschen; erst in diesem Jahrhundert wurde sie endlich durch eingesezte Glasfenster vor fernerm Verderben bewahrt.

Vitruv, den, wie ich gesagt habe, Raffael eifrig studierte, hatte bereits eine Art von Grottesken und Ornamenten auf Mauern beschrieben. Dann hatten Pinturicchio und Morto da Feltre³⁾, laut Vasari, in Rom Grottesken gemalt. Im

¹⁾ Das Fresko der Schlacht bei Ostia war von Raffael mit großer Sorgfalt vorbereitet worden; die Zeichnung von zwei Figuren derselben, welche in der Albertinischen Sammlung blieb, sandte Raffael als Geschenk an Albrecht Dürer, welcher eigenhändig darauf schrieb: „1515. Raffael von Urbino, der so sehr vom Papst geschätzt wird, hat diese nackte Gestalt gezeichnet und sie zum Geschenk an Albrecht Dürer geschickt um ihn seine Hand kennen zu lehren.“ — In derselben Albertinischen Sammlung ist die Zeichnung einer der Gruppen des Incendio del Borgo. Diejenige der schönen Frau, welche das Wassergeiß auf dem Kopf trägt, befindet sich in den Uffizien in Florenz.

²⁾ „In diesen Tagen wurde die Loggia vollendet, die unterste der drei, welche im Palast übereinander gebaut und gen Rom, nach Nordost hin, gewendet sind. Sie ist mit Mäthern, Grottesken und ähnlichen Phantasieen, sehr gewöhnlich und mit wenig Kosten, aber sehr in die Augen fallend, ausgemalt. Das wurde so gemacht, weil sie gemeinjam ist, wo alle hingehn können, selbst Pferde, obgleich sie im ersten Stock ist. Aber in der darüber gelegenen, welche sogleich geschlossen gehalten wurde, bloß zum Vergnügen des Papstes diente und vor kurzem vollendet war, befinden sich Malereien von großem Wert und großer Anmut, deren Zeichnung von Raffael von Urbino herrührt.“ — Brief des Marcantonio Michiel di ser Vettor 27. Dezember 1519. Cicogna, Memorie dell' I. R. Instituto Veneto di scienze, lettere ed arti.

³⁾ Nach Crowe und Cavalcaselle identisch mit Pietro Pazzi da Feltre. Anm. d. Red.

Leben des Giovanni da Udine sagt Vasari: „Als Giovanni mit Raffael zwischen den Ruinen und Trümmern des Palastes von Titus in einigen unterirdischen Zimmern umherging, welche ganz mit Grottesken voll kleiner Figuren, Geschichten und Ornamenten in Stuck bedeckt waren, erstaunten sie beide über die Frische, Schönheit und Vollendung dieser Arbeiten. Diese Grottesken, so genannt, weil sie in jenen Grotten gefunden worden waren, voll so vieler Zeichnungen, so verschiedener und wunderlicher Einfälle, voll von Ornamenten aus feinem Stuck, untermischt mit farbigen Feldern und schönen, reizenden Geschichten, bemächtigten sich des Herzens und Geistes von Giovanni so, — daß er anfing, sie nachzuahmen. Demnach war also Raffael nicht der Erfinder dieser Malereien, aber er führte sie zur Vollendung, indem er mit den antiken wetteiferte und sie übertraf. Blätter, Blumen, Früchte, Tiere, Chimären, Engel, Amoretten, Köpfschen und elegante Nigürchen, zum Teil in Farben ausgeführt, zum Teil erhaben in Stuck, schmückten die Pilaster, die Thüren, die Thürpfosten und die Mauereinrahmung der Fenster und stellen eine bezaubernde Mannigfaltigkeit dar. Unter den Tieren ließ er alle diejenigen, welche Papst Leo hatte, malen: das Chamäleon, die Zibethkagen, die Affen, die Papageien, die Löwen, die Elephanten und andere. Auf den Pilastern befinden sich allegorische Darstellungen, z. B. die des menschlichen Lebens, wo auf dem Gipfel Cloto, als schöne Jungfrau abgebildet, sitzt und von einem Amorino den Faden zum Spinnen erhält. Dieser Faden, der durch die Ornamente hinunter läuft, wird von Lachesis aufgefangen, einer ältlich aussehenden Frau, und um die Spindel gewickelt, von wo er weiter nach unten fällt und ihn die alte Atropos findet, die, den Fuß auf einen Totenkopf gesetzt, ihn mit der Schere zerschneidet.

Die Bildchen endlich, welche zu je vier und vier am Gewölbe des Portikus angebracht sind, beginnen mit der Genesis, und man kann sich nichts Großartigeres und zugleich Einfacheres vorstellen als die ersten, wo Gott das Licht von der Finsternis und die feste Erde von den Wassern scheidet, Sonne und Mond bildet und die Tiere und den Menschen erschafft. Darauf folgen bis zur zwölften Wölbung Szenen aus dem Alten Testament. Bloß die dreizehnte stellt vier Vorfälle des Neuen Testaments dar: die Anbetung der Hirten, die Anbetung der Magier, die Taufe Christi und das Abendmahl. Wer nach den oben genannten, sich noch bei den Schönsten aufhalten möchte, betrachte: die Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese; Joseph, welcher den Traum Pharaos deutet; Jakob und Rahel am Brunnen; endlich die Errettung Moses' aus dem Wasser; und er wird in allen den zugleich strengen und amütsvollen Genius des großen Urbinaten wiederfinden.

Inzwischen zeichnete Raffael auch die Cartons der Fresken zum Saale des Constantin, von denen ich bereits früher gesprochen habe. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß es sich hier nicht darum handelt, die einzelnen Episoden einer Schlacht darzustellen, sondern den Kampf in seiner ganzen Größe und zerstörenden Gewalt wiederzugeben. Dieser Vorwurf, der vielleicht selbst den Michel Angelo erschreckt hätte, wurde von Raffael unternommen und bewunderungswürdig ausgeführt. Die Schlacht naht sich ihrem Ende, und der Erfolg kann nicht mehr

zweifelhaft sein; während auf der einen Seite noch Mann gegen Mann kämpft, wird auf der anderen das Zeichen zur Flucht gegeben. Konstantin, an der Spitze des Heeres, hat beinahe das Ufer des Tiber erreicht, in dem Marentius mit samt dem Pferde hineingestürzt ist und vergebens strebt, das jenseitige Gestade zu erreichen. Die Arbeiten im Saal waren aber noch nicht begonnen, und die beiden Sujets der Taufe und der Schenkung Konstantins waren noch nicht einmal gewählt, als Raffael starb. Die Ausführung fiel seinen Schülern zu.

V.

Ich habe schon früher gesagt, daß Raffael seinem Freunde Agostino Chigi versprochen hatte, ihm die Zeichnungen für das Deckengewölbe und die Tragsteine im Hauptaal der Farnesina zu machen. Er wählte als Gegenstand die Fabel der Psyche. Diese Fabel gehört nicht der alten griechischen Mythologie an, sondern einer viel späteren Zeit, als die Mythen und Legenden sich auf ein metaphysisches Argument zu beziehen anfangen und sich die Mysterien und geistlichen Gesänge in solchem Sinne auslegten. In dieser Fabel wollte man die unbewußte Unschuld darstellen, welche, verlangend die Liebe kennen zu lernen, eine Zeit der Bitterkeit, der Schmerzen, der Qualen durchmachen muß, bis jede Schuld gebüßt ist und sie in den Himmel eingeht, um das Leben der Unsterblichen zu genießen. Derselbe Mythos konnte auch das Geschick der menschlichen Seele ausdrücken, und in diesem Sinne findet man ihn bei den Totenfeiern erwähnt. Wenn Apulejos denselben mit jener Art von Skeptizismus behandelt, welche seiner Zeit angehört, so hat Raffael die Legende von allem, was gemein und unziemend daran sein konnte, befreit. Indes wenn man auch dieses mit dem Pinsel geschriebene Gedicht, dessen Komposition aller übrigen Werke Raffaels würdig ist, unendlich bewundern muß, so kann man doch nicht leugnen, daß die Ausführung nicht auf der Höhe von Raffaels Malerei steht und ganz und gar seinen Schülern anzugehören scheint. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei der ersten Enthüllung des Werkes, welche im Anfang des Jahres 1518 stattfand, es neben vielen Lobpreisungen auch manche bittere Kritik erfuhr. Jener schon erwähnte Leonardo Sellario, welcher immer suchte, die Eifersucht Michel Angelos anzufachen, schrieb diesem am 1. Januar 1518: „Das Deckengewölbe von Agostino Chigi ist aufgedeckt, eine schmählische Sache für einen großen Meister, schlimmer als das letzte Zimmer des Palastes.¹⁾“ Man durchschaut hier die Bosheit, aber man begreift auch, wie jene Gemälde, im Vergleich mit der Galathea, einen dazu bringen konnten, zweifelhaft zu werden, ob die Kunst nicht schon anfangs, von ihrer höchsten Höhe herabzusteigen.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß, wie viele sagten, Raffael, als er die Aussprüche des Tadels hörte, wie von einem inneren Impuls getrieben, beschloß, seine Verleumder zu beschämen, indem er ein Gemälde ganz selbst und mit höchster Sorgfalt malte.

Schon 1517 hatte er vom Kardinal Giulio de' Medici einen Auftrag erhalten.

¹⁾ Gotti: vita de Michelangelo. v. II. pag. 55 app. II. Er spielt an auf das Zimmer des Incendio di Borgo.

Dieser, Bischof von Narbonne geworden, wollte der Hauptkirche seines Bistums zwei Bilder schenken, von denen eines die Auferstehung des Lazarus, das andere die Auferstehung Christi darstellen sollte. Das erste hatte er Sebastian del Piombo, das zweite Raffael aufgetragen. Sebastian hatte so eifrig an dem seinen gearbeitet, daß man in den ersten Tagen des Jahres 1518 sagen konnte: „Das Bild ist beinahe fertig und ist so gelungen, daß alle, die sich darauf verstehen, es bei weitem über Raffaels Schöpfungen setzen;“ und später (1519) schreibt Sebastian selbst: „Ich glaube, daß meine Tafel besser gezeichnet ist als die Teppiche, welche aus Flandern gekommen sind“, womit er die Teppiche der Sixtina meinte, von denen früher die Rede gewesen ist. Raffael hatte gegen Ende des Jahres 1518 noch nicht Hand an sein Gemälde gelegt, auch verlangte, was immer der Grund gewesen sein mag, Giulio de' Medici eine Aenderung des Gegenstandes, und er fing an, die Transfiguration anstatt der Auferstehung Christi zu malen, und dieses sein letztes Werk ist sicher eines seiner schönsten, wenn wir auch nicht in das Urtheil vieler einstimmen, daß es an Schönheit alle anderen übertreffe und besiege.

Man liest im Evangelium des Matthäus, daß Jesus Petrus, Jacobus und dessen Bruder Johannes mit sich nahm und sie auf einen hohen Berg führte, wo er vor ihren Augen verklärt wurde, so daß sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider weiß wie Schnee schienen. Und plötzlich erschienen ihnen Moses und Elias, welche mit Christus redeten, so daß die drei Jünger zur Erde fielen und große Furcht hatten. Während dies auf dem Berge vorfiel, kam in dem Thale unten, wo das Volk und die übrigen Jünger geblieben waren, zu diesen letzteren ein Mann mit einem Sohne, welcher mondsüchtig war, viel zu leiden hatte und oft ins Feuer oder ins Wasser fiel, und flehte sie an, ihn aus Mitleid zu heilen. Aber die Jünger, an ihrer Kraft verzweifelnd, wagten nicht, es zu versuchen, ihn herzustellen, und erst Christus selbst, als er vom Berge niederstieg, heilte ihn von dem Dämon, indem er jenen Glauben anrief, der allein imstande ist, Berge zu versetzen. Diese beiden Szenen hat der Künstler auf demselben Gemälde dargestellt in einer oberen und unteren Abteilung. In den Himmel erhoben und verklärt, erscheint Christus mit den Propheten, und die drei Jünger, geblendet und zerknirscht, sind auf die Knie gesunken. Die Zeichnung und das Kolorit dieses Theiles haben etwas Bartes und Atherisches, im Gegensatz zu dem unteren Teil, wo der besessene Knabe, gefolgt von der Volksmenge, vom Vater vor die Apostel geführt wird, deren einer kaum ein neugieriger Beobachter scheint, während andere von Mitleid bewegt sind, und noch andere mit dem Finger nach dem Berge deuten, gleichsam erklärend, daß dort der weile, von dem allein Heil zu hoffen sei. Zwei Frauen zeigen auf das mondsüchtige Kind als den Gegenstand des allgemeinen Mitleids. Eine steht ihm zur Rechten und zeigt kaum das Gesicht und den Arm, die andere kniet vorn im Bild und wendet dem Beschauer fast ganz den Rücken; nur, indem sie sich gegen die Jünger wendet, wird ihr wunderbares Profil sichtbar; dies sind zwei so raffaelische Gestalten, daß auch selbst, ohne gerade welche in dieser Stellung gesehen zu haben, man doch erkennt, ihnen ganz ähnliche gesehen

zu haben in dem Teppich der porta speciosa, im Incendio di Borgo, vielleicht auch im Spasimo von Sizilien und in anderen Bildern.

VI.

Das Gemälde der Transfiguration war noch nicht vollendet, als Raffael starb. Sein Todestag, der 6. April 1520, fiel zusammen mit dem Charfreitag, so daß man sagen kann, er sei an demselben Tag gestorben, an dem er geboren war. Seine Krankheit dauerte nur wenige Tage und war daher eine akute, keine zehrende Krankheit, aber welcher Natur sie eigentlich war, darüber weiß man nichts Bestimmtes¹⁾. Gewiß trug die übermäßige Arbeit zu seinem frühen Tode bei, und das heiße Streben nach Vollendung in der Kunst, welches — sozusagen — seine irdische Hülle verzehrte. Die Kunde von seiner Krankheit, als sie sich in Rom verbreitete, betrückte jedermann, und der Papst schickte mehreremale, um Nachricht zu erhalten und seinen Segen zu erteilen. Die Schüler waren bestürzt und verzweifelt, als wenn sie einen Vater verloren hätten. Als er tot war, stellten sie zu Häupten des Bettes die Transfiguration, die noch nicht ganz vollendet war, und Vasari sagt, „daß dieses Werk, indem man den Körper tot sah und dieses lebendig, einem jeden, der hinsah, die Seele vor Schmerz brechen machte.“ Ganz Rom lief herbei, um noch einmal das Antlitz des schönen, so vor

¹⁾ S. den früher erwähnten Brief des Michiel, ebenso den Brief des Sebastian del Piombo an Michel Angelo, wenige Tage nach Raffaels Tod geschrieben. Campori hat einen sehr wichtigen Brief von Pandolfo Pico an die Marchesa Isabella von Mantua veröffentlicht, welcher dem Datum nach früher geschrieben ist als die beiden ersten, nämlich am 7. April 1520. Hier, vom Tode Raffaels sprechend, sagt er: „Er ließ diesen Hof in tiefer, allgemeiner Trauer über den Verlust der Hoffnungen auf die großen Werke, die man noch von ihm erwartete, und die dieses Zeitalter geehrt haben würden. Hier spricht man von nichts Anderem als dem Tod dieses Trefflichen.“ Campori Documenti per la vita di Giovanni Santi e di Raffaello Santi, Modena 1870, pag. 13, 14. — Wie sollte es möglich sein, daß keiner von diesen jene Vermutung angedeutet hätte, welche Simone Fornari später vorbrachte, und welche Vasari und andere wiederholten, daß Raffael aus übermäßigem Liebesgenuß gestorben sei? Ich spreche nicht von dem ungedruckten Leben, welches der Kanonikus Camolli am Ende des vorigen Jahrhunderts herausgab, da es offenbar apokryph ist. Dieser Kanonikus schrieb mit seltener Bescheidenheit sein eignes Werk dem Monsignore della Casa zu. Aber alle die von mir angeführten, wiewohl negativen Zeugnisse, scheinen mir doch hinreichend, um eine vernünftige Überzeugung in der Seele festzustellen. Es ist auch noch zu bemerken, daß man zu der Zeit, und noch nachher nichts von seinem Tode durch das Perniziosa-Fieber wissen wollte, welches doch so häufig in Rom ist, und lieber eine andere, sonderbarere Ursache aussuchte. Dasselbe ereignete sich auch mit Leo X. Im Leben Raphaels von Quatremère de Quinçy, von Bonghena übersetzt, berichtet dieser in einer Note, S. 441, wie der Abbate Melchiorre Missirini ihm geschrieben hätte, daß der Abbate Francesco Girolama Cancellieri vom Cardinal Antonelli (nicht dem unserer Tage) ein altes Manuscript erhalten habe, in welchem stünde, daß Raffael eines Tages, als er sich sehr müde in der Farnesina befand, in großer Eile zum Papst gerufen worden sei, und als er ganz atmlos im Palast anlangte und in einem großen Saal lange über die Arbeiten von S. Pietro sprechen mußte, es fühlte, wie der Schweiß ihm eiskalt wurde, so daß, als er nach Haus zurückkehrte, er starkes Fieber bekam, welches ihn in das Grab brachte. Der Abbate Missirini, welcher den Cancellieri als fleißigen Sammler und Kenner römischer Sachen kannte, maß ihm vollen Glauben bei und sagt, daß auch der Maler Camuccini an jenem Glauben festhielt. Der Vater Pungileoni hingegen, der ein Freund Cancellieris war, versichert, daß dieser ihm nie von einer solchen Entdeckung gesprochen habe, und scheint an der Existenz des Manuscripts zu zweifeln.

der Zeit hinweggerastten Jünglings zu sehen, und eine Menge aus allen Ständen und von jedem Alter begleiteten die Leiche zum Pantheon, wo er bei seinen Lebzeiten sich ein Grab erwählt hatte.

Lorenzetto hatte schon auf seine Anordnung die Statue der Jungfrau in Marmor gemacht, welche den Altar schmückt. Pietro Bembo diktierte das Epigraph, welches man noch dort liest. Später fing man an zu zweifeln, ob sein Leichnam sich wirklich da befinde; als man aber 1833, um sich der Sache zu vergewissern, nachgrub, entdeckte man den Sarkophag und die noch erhaltenen Knochen¹⁾.

Calcagnini, Castiglione, Lodovico Ariosto, Marc Antonio Mureto schrieben lateinische Verse auf seinen Tod. Sein Ruhm ist unsterblich.

VII.

Raffael wird mit universeller Zustimmung als der größte der Maler betrachtet. Und während, der Ruf anderer Künstler Veränderungen des Ranges erfahren mußte, ja sogar einige, die man erst in den Himmel erhoben, wieder auf die Erde versetzt wurden, blieb sein Name wechsellos auf der Höhe. -- Woher kam dieser Vorzug? -- Daher, daß er die vielen verschiedenen Vorzüge der Kunst alle in sich im höchsten Grade vereinigte. Seine Kompositionen sind Poesien, in welchen die größte Mannigfaltigkeit der Figuren und der Handlungen in der bewundernswertesten und für die Deutlichkeit des Gegenstandes am meisten geeigneten Weise, zu einer Einheit zusammengestellt sind. Niemals unterdrücken die nebensächlichen Teile die hauptsächlichsten; alles ist notwendig und an seinem Platz; man findet keine Episode, die nicht ihren Grund hätte, da zu sein, und nur zum bloßen Vergnügen des Beschauers dargestellt wäre. In der That gab es keinen Künstler, der mehr Poet gewesen wäre als er, wenn man diese Benennung in ihrem ursprünglichen Sinne nimmt als Schöpfer. Die Vollendung seiner Zeichnung ist allgemein anerkannt, ja dies ist sogar der Vorzug, welcher den Studierenden zuerst in die Augen fällt, und welchen einige als den charakteristischen Zug der römischen Schule haben aufgefaßt wissen wollen. Der Ausdruck der Gefühle ist immer bewundernswert bei ihm; er brachte ihn zum Teil aus der umbrischen Schule mit, bereicherte ihn aber mit vielen Empfindungen, welche jene nie ausgedrückt hatte. Ich spreche nicht allein von den Beispielen und Typen des Christentums; von dem Gottmenschen, welcher die höchste Macht mit der höchsten Güte vereinigt; von der Jungfrau-Mutter, dem Ideal der Heiligkeit und Festigkeit und dennoch allen Schmerzen des Menschengeschlechts zugänglich; von den Engeln; zugleich ätherisch und klar; vom Heiligen in allen seinen Formen: dem kämpfenden Märtyrer oder dem friedlich Beschaulichen, beide hingerissen von dem inbrünstigen Geist der christlichen Ekstase, sowohl im Märtyrertum wie in der Beschaulichkeit. Nicht allein diese christlichen Typen wußte er bildlich darzustellen, sondern ebensowohl die des Heidentums, was man z. B. an der Galathea sehen kann, der geliebten Tochter des Nereus, welche Jugend und Grazie atmet, und von

¹⁾ Der Bericht des Prinzen Odescalchi über die Entdeckung der Gebeine Raffaels ist vollständig wieder gedruckt in dem Band, welchen das Municipium Roms bei Gelegenheit der 400jährigen Feier veröffentlichte.

Delphinen übers Meer gezogen wird, dessen Schaum, vom Zephyr bewegt, durch die Weiße ihrer Haut überstrahlt wird. Welche menschliche Leidenschaften er auch auszudrücken unternahm, immer stellte er sie in vollendeter Weise dar.

Die Disputa des Sacramentes, die Schule von Athen, das Incendio di Borgo, die Schlacht des Konstantin sind ein ewiges Buch, in dem man lernen wird, wie die intimsten Gefühle sich in den Zügen und den Bewegungen der Personen ausdrücken lassen. Und ein Punkt besonders ist es, welcher Raffael, ich möchte sagen durch den erratenden Genius, vollkommen gelingt: die Übereinstimmung der Gesichtszüge und der Bewegungen der Person nicht allein mit der Leidenschaft, welche sie in dem Augenblick bewegt, sondern auch mit ihrer Gemüthsart, ihrem Herkommen, ihren privaten Tugenden und Gewohnheiten, so wie die Geschichte sie uns geschildert hat. Niemand hat besser als er verstanden, was die Alten Dekorum nannten, und worum die Klassiker so bemüht waren. Selbst die Gewandung mit ihren Falten steht im innigsten Einklang mit der Eigenschaft der dargestellten Person. Auch die genaue Nachahmung des Wirklichen und die Sorgfalt für jede kleine Einzelheit, verherrlichen seine Gemälde, wie wir es beim Bildnis Leo X. gesehen haben; woraus man entnimmt, daß solcher Fleiß auch in den Nebensachen kein Mangel, sondern ein Vorzug ist, wenn er die Wichtigkeit des Hauptgegenstandes nicht verdirbt oder vermindert.

Es haben einige gemeint, daß Raffael im Kolorit nicht mit der Lebendigkeit der venetianischen Schule zu vergleichen sei. Aber zunächst sind seine Werke viel mehr verdorben worden als die der Venetianer, theils durch die Zeit, theils durch die Restaurationen; und dann ließ er viele Sachen von den Schülern machen, bei welchen der Fehler des rötlichen Fleischtone und des zu großen Gebrauchs des Kienrusses sich sehr bald offenbar machte. Dem ungeachtet sind aber doch Gemälde von seiner Hand da, von den ganz jugendlichen wie die Krönung der Jungfrau bis zu der Transfiguration, in welchen die Lebhaftigkeit und Weichheit des Kolorits selbst dem Giorgione nicht nachstehen.

Alle diese Vorzüge, zum höchsten Grade erhoben, in Harmonie unter sich und immer dem Gegenstand, der dargestellt werden soll, angepaßt, bilden die Vereinigung von Vollkommenheiten, welche aus Raffael einen Maler machen, der einzig und allein in der Welt dasteht. Und es sei mir erlaubt, hinzuzufügen, daß die natürliche und spontane Vereinigung dieser Vorzüge wohl zu unterscheiden ist von dem späteren, überlegten Eklektizismus, bei welchem die Künster als Ziel und Norm annehmen, aus jeder Schule das Schöne herauszuzufinden und es zusammenzusetzen. Sie versuchten es, aber der Erfolg war ein untergeordneter, denn diese Vorzüge von dem einen und dem anderen sozusagen zusammengelesen, die Zeichnung des Raffael, die Grazie des Correggio, das Kolorit Tizians, hatten unter sich nicht jene Übereinstimmung, jenes Verhältnis, aus denen die Natürlichkeit und Spontaneität hervorgehen und dem Werke ihres Schöpfers Einheit und Leben geben. Fortwährendes Beispiel hiervon bleibt der von mir schon angeführte Christus an der Säule in St. Pietro in Montorio, der gerade aus Wetteifer von Michel Angelo gezeichnet und von Sebastian del Piombo gemalt, nicht nur den

Werken Raffaels untergeordnet blieb, sondern auch den einzelnen, von diesen Meistern gefertigten.

Nur auf zweien der vielen Werke des Urbinaten finden sich verunstaltete Figuren: der Krüppel auf dem Teppich, auf dem das Wunder dargestellt ist, wie der hl. Petrus ihn heilt, und der schielende und sich krümmende, weil vom Dämon beessene Knabe auf der Transfiguration. In diesen beiden Fällen zwang die Legende den Künstler, aber es kostete ihn gewiß eine große Überwindung, denn wer nur irgendwie Raffael studiert, muß einsehen, welchen Widerwillen er hatte, das Häßliche darzustellen. Seine Seele sträubte sich dagegen, während er dem Schönen in jeder Form entgegen ging.

Wer würde es wagen, zu leugnen, daß Raffael das Wahre bewundernswürdig wiedergab? Wie aber kommt es denn, daß heutzutage unter dem Namen Verismus eine Theorie und eine Kunst gemeint werden, welche in ihren Wirkungen das gerade Gegenteil von dem Verfahren dieses herrlichen Künstlers sind? Der moderne Verismus predigt die Nachahmung des Wahren, ja fordert, daß dies Wahre in seinen kleinsten Einzelheiten nachgeahmt werde, und geht sogar noch weiter: er zeigt sich völlig gleichgültig gegen die Qualität des Gegenstandes, wenn dieser nur wahr ist; nach seinem Urtheil sind das Häßliche und das Schöne gleich nachahmenswert; und alles, was ist, sobald der Pinsel, der Meißel oder das Wort es täuschend wiedergeben können, scheint ihnen Kunstobjekt.

Es sei mir erlaubt, mein Urtheil über diese Ansicht kurz mitzutheilen. Es ist nicht wahr, daß die Kunst gleichgültig gegen jeden Gegenstand sein darf. Sie strebt nach dem Schönen; nur um diesen Zweck zu erreichen, kann auch das Häßliche zuweilen passend, ja nötig werden. Es ist nötig, wenn es sich darum handelt, die Grenzen der physischen und moralischen Natur, der Leidenschaften und Verschuldungen der Menschen darzustellen; es ist nötig als Gegensatz oder als Mittel, um das Schöne und Gute desto mehr hervorzuheben. In diesem Sinn ist auch das Häßliche ein Element der Ästhetik, und es giebt großartige Beispiele für beide Fälle; man braucht nur Shakespeare oder Dante zu lesen. Aber außer diesen Fällen zu glauben, daß das Häßliche, sofern es nur wahr ist, an sich der Nachahmung wert sei, — das scheint mir den Prinzipien der Kunst und dem allgemeinen Gefühl der Menschen entgegen zu sein. Ebenso scheint es mir ein schwerer Irrthum, zu sagen, daß die Vollkommenheit in der Kunst einfach in der guten Nachahmung der Natur bestehe. Wollte man mir hiergegen die Bilder der niederländischen Schule als Beispiel anführen, welche das gewöhnliche Leben innerhalb der Häuslichkeit mit seinen vulgären und zuweilen schmutzigen Episoden darstellen, so erwidere ich, daß, wer gut zusieht, in jenen Bildern immer etwas Liebliches, Zärtliches und Feines entdecken wird; sozusagen die Sitten eines Volkes, welches nach vielen Leiden und harten Kämpfen eine heitere Ruhe in der Freiheit genießt.

Wer über die Geschichte nachdenkt, wird sich sicher nicht wundern, daß der Verismus in unseren Tagen so viel Gunst gefunden hat, insofern er aus dem Überdruß und der Ermüdung hervorging, welche in den Seelen entstanden sind

durch das akademische und konventionelle Verfahren, das viele Schulen beherrscht hatte. In den Gemälden herrschte oft eine abgezirkelte Kälte, welche sich niemals von gewissen festgestellten Regeln und der Nachahmung, nicht der Natur, sondern der Antike entfernen durfte, wobei die Figuren sich geberdeten wie einer, der Modell steht. Diese affectierte Manier war wieder eine Reaction gegen den aufgeblasenen, überladenen Stil des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. So fliehen die Menschen einen Irrthum, um in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen; und die Zeitabschnitte, welche sich folgen, kontrastieren unter sich, indem sie sich in den Übertreibungen ablösen. Aber die Kunst ist nicht allein Nachahmung der Natur; und wenn die Malerei und Bildhauerei bis zu einem gewissen Grad die Gegenstände so abbilden können, wie sie unsern Sinnen erscheinen, so ist die Architektur schon ferner von der reinen Nachahmung, da man z. B. vergebens herumphantasieren würde, um Bäume und Hütten im Parthenon und Pantheon heraus zu finden. Auch die Poesie ist nicht unmittelbare Darstellung des Gegenstandes, sondern erweckt nur das Bild desselben durch die Erinnerung; und die Musik endlich ist weit entfernt von der materiellen Nachahmung der Töne, die man in der Natur hört, wie vom Wind, Wasser, Donner, Schrei der Tiere. Sie, als die unbestimmteste der Künste, läßt uns Melodien und Harmonien hören, welche keinen Zusammenhang mit der Außenwelt haben, und dennoch fähig sind, die Seele auf das Tiefste zu bewegen.

Aber auch wenn wir unsere Betrachtungen auf Malerei und Bildhauerei beschränken, so wäre, wenn das einzige Wesen und der einzige Wert beider nur in der Nachahmung bestünde, die Photographie der Malerei bei weitem vorzuziehen, und die Figuren von Wachs mit blauen Augen und blonden Haaren würden den Sieg über die Statuen des Phidias in der Bewunderung der Menschen davon tragen. Aber so ist es nicht. Der Künstler, welcher den Pinsel oder den Meißel führt, strebt danach, auf die Seele des Beschauers denselben Eindruck zu machen und in ihr dieselbe Idee hervorzubringen, welche die äußeren Gegenstände in ihm erwecken; man bemerke wohl: er strebt nach der Identität des Eindrucks mit der Idee, nicht nach der mit dem Gegenstand. Und man bemerke ferner, daß die äußeren Gegenstände nicht nachgeahmt werden, wie sie in Wirklichkeit sind; auch nicht in der Landschaft, auch nicht im Genrebild. Die Eigenschaften der Gegenstände sind aus unserem Geiste abstrahiert und in neuer Weise verbunden durch die Kraft der Phantasie, so daß der Künstler eine Einheit daraus bildet, deren Elemente sich in der Natur finden, die aber der Genius erst schöpferisch zu einem Ganzen vereinigt. Selbst im Porträt muß etwas tief Psychologisches sein, um eine moderne Phrase zu gebrauchen, welches über die einfache Nachahmung hinaus geht. Und schließlich offenbart sich denn die Natur etwa gleicherweise den Augen aller Menschen? — Sicher nicht! — Wir alle sehen sie, wir alle fühlen sie, und es scheint uns, als sähen und fühlten wir sie gleich; dem ungeachtet aber bleibt sie für die große Mehrzahl der Menschen zum großen Teil ein Geheimnis. Nur der Dichter, der Künstler, verstehen dieses Geheimnis und wissen es andern verständlich zu machen. Dennoch behauptete ein großer moderner Schriftsteller, was anfangs wohl ein Widerspruch scheint, aber

doch wahr ist, daß die Natur ein offenes Geheimnis sei. Offen jedoch nur für einige Auserwählte des Himmels; Geheimnis aber für die meisten auf immer. Der Verismus, wie er heute verstanden wird, leugnet aber das Geheimnis, weil er es nicht versteht, und glaubt, wenn er die äußeren Züge eines Gegenstandes nachahmt, denselben in seinem wahren, innersten Wesen dargestellt zu haben.

Ich habe gesagt, daß es Raffael widerstrebte das Häßliche zu malen, und daß all sein Sinnen und Streben dahin ging, unter den Formen die auserlesenste und schönste zu finden. Ich füge noch eine andere seltene Eigenschaft seiner Gemälde hinzu: daß ihr Anblick nämlich in dem Beschauer nicht nur keinen bösen Gedanken erweckt, sondern im Gegenteil ihn mit reinen und edlen Gefühlen erfüllt. Ich weiß, daß das Schöne nicht das Gute ist. Dieses stellt sich unserem Intellekt begleitet von dem Gedanken der Verpflichtung dar; jenes durchdringt uns mit unaussprechlichem Entzücken. Wenn aber die beiden Dinge sich vereinigen, dann in Wirklichkeit wird alles, was Vorzügliches im Menschen ist, offenbar. Unser Geist fühlt sich vollkommen befriedigt, ohne Beimischung von Bitterkeit oder Reue. Das ist der wahre Triumph der göttlichen Natur in uns; und da Raffael besser als alle anderen verstanden hat, diese darzustellen, so hat ihm die allgemeine Stimme mit Recht den Beinamen des Göttlichen gegeben.



Erinnerungen aus dem Orient.

Von

P. von Schihatchef.

VII.

Die merkwürdige Erscheinung der Lokalisation, die, wie wir früher gesehen haben, die Vegetation Kleinasiens bezeichnet, führt naturgemäß zu der Frage, inwiefern diese Erscheinung auch in dem Tierreiche der Halbinsel sich abspiegelt. Dank der Bewegungsfähigkeit, die es ihnen gestattet, lokalen Einflüssen auszuweichen und sich in Verhältnisse zu versetzen, welche ihrem Organismus am meisten entsprechen, drücken Tiere weit weniger als Pflanzen die klimatische Physiognomie eines Landes aus; daher ist man nicht berechtigt, in der Fauna Kleinasiens jene stark ausgeprägten lokalen Typen zu erwarten, welche die schroffen klimatischen und topographischen Gegensätze der Halbinsel in botanischer Hinsicht so scharf bezeichnen und so treu wiedergeben. Jedoch sind unter den Tierarten, die Kleinasien bewohnen, mehrere dem Orient überhaupt oder grade dieser Halbinsel eigentümlich, während einige der europäischen Arten, besonders solche, die dem Menschen dienen, ein großes Interesse darbieten und zwar wegen der historischen Erinnerungen, die sich an dieselben knüpfen und die es gestatten, entweder die Zeit ihrer Einführung in die Halbinsel annähernd zu bestimmen oder die seit dieser Zeit vorgegangenen Veränderungen in denselben zu konstatieren. Wir

wollen uns deshalb nur auf diejenigen Tierformen Kleinasiens beschränken, welche dieses doppelte Interesse bieten, nämlich auf die ausschließlichen oder lokalen Tierarten und auf solche, die mit historischen Erinnerungen verbunden sind.

Unter den in einer oder der andern der erwähnten Beziehungen merkwürdigen Arten zeichnen sich besonders die zu den Geschlechtern des Hundes, der Raçe, des Pferdes, des Schafes und der Ziege gehörigen aus.

Der Hund, wie er in Kleinasien auftritt, hat das Eigentümliche, daß er der Hydrophobia sehr wenig ausgesetzt ist, einer Krankheit, welche viel schlimmere Folgen haben könnte als in Europa, da der Hund hier fast im wilden Zustande lebt und seine Vermehrung durch nichts beschränkt wird. Der Umstand, daß die Hundswut in mehreren Theilen des Orients, wenn auch nicht gänzlich fehlt, so doch überaus selten vorkommt, ist um so unerklärlicher, da die Sommer dort sehr heiß und die stagnierenden, Fäulnis erzeugenden Gewässer sehr zahlreich sind. Es wäre demnach von Wichtigkeit zu erforschen, ob die Alten die Hydrophobia in den Ländern, welche das heutige osmanische Reich bilden, jemals erwähnt haben.

Aus den von mir angestellten, über die Schriften der griechischen und römischen Ärzte, Naturforscher und Astronomen sich erstreckenden Nachforschungen ergibt sich, daß diese Schriften nicht nur keinen Hinweis auf das Vorkommen der erwähnten Krankheit in der anatolischen Halbinsel enthalten, sondern, daß nach allen Anzeichen zur Zeit der Alten die Hydrophobia überhaupt weder so verbreitet noch so heftig war wie heute, obgleich damals die Hunderasse nicht die grenzenlose Unabhängigkeit genoß, die sie heute im Orient besitzt. Betrachten wir nun außerdem, daß auch in Algerien vor der Eroberung durch die Franzosen die Hydrophobia fast unbekannt war, seit dieser Zeit aber immer häufiger auftritt,¹⁾ so kommt man unwillkürlich zu dem merkwürdigen Schlusse, daß die neuen Verhältnisse der europäischen Civilisation eine geheimnisvolle Ursache enthalten, welche die Entwicklung dieser schrecklichen Krankheit begünstigt.

Eine andere Art des Geschlechtes Hund, deshalb interessant, weil sie eine echt orientalische Form darstellt, ist der Schafal (*canis aureus*). Dieses Tier scheint nicht bloß dem westlichen Europa fremd, sondern auch in Griechenland, Thrazien und den Donaufürstentümern sehr selten zu sein. Im 16. Jahrhundert war es fast allen Gelehrten noch unbekannt; denn Pierre Belaz erwähnt dasselbe als ein ganz absonderliches Geschöpf, dessen Gewohnheiten er mit jener biblischen Naivetät beschreibt, die den Erzählungen des berühmten Naturforschers und Reisenden von Mans einen besonderen Reiz verleiht; dies zeigt sich in der folgenden, den Schafal betreffenden Stelle, welche ich hier in ihrer altertümlichen Sprache wiedergebe: „Il y a une manière de petits loups par la Cilicie et aussi généralement par toute l'Asie, qui emporte et dévaste tout ce qu'il peut trouver des hardes de ceux qui dorment l'esté hors du Carabaschara (Karavan serail); c'est un best entre loup et chien duquel plusieurs autheurs anciens et arabes ont

¹⁾ v. Schihatchef: Espagne, Algérie et Tunisie.

fait mention. Il est si larron qu'il vient la nuit jusques aux gens qui dorment et emporte ce qu'il peut trouver come chapeaux, bottes, brides, souliers et autres hardes. Il ne va jamais seul, mais en cōpagnie jusqu'à être quelquefois deux cents en sa troupe tellement qu'il n'y a rien plus fréquent par Cilicie. Pourquoi allant en cōpagnie font un cry l'un après l'autre come un chien quand il dit: hau, hau! Nous les voyions abbayer toutes les nuits. Il est de moult belle couleur, jaune.“

Der Schakal, der Wolf und der Bär sind die einzigen in Kleinasien weit verbreiteten großen, wilden Fleischfresser, denn Tiger und Panther treten jetzt selten dort auf, obwohl beide ebenso wie der Löwe ehemals in Lycien, Lykaonien, Cilicien, Pamphylien u. sehr häufig waren, so daß Kleinasien, Algerien und Tunis den Römern die ungeheure Menge von Pantheren und Löwen lieferten, die sich in den römischen Amphitheatern blutgierig tummelten.¹⁾

Die Leidenschaft der Römer für Tierkämpfe war so groß, daß ein Staatsmann nur dann irgend welche Popularität erlangen konnte, wenn er dem Volke solche Schauspiele darbot. Einen auffallenden Beweis hierfür finden wir in Ciceros Briefwechsel, besonders in den Briefen des Coelius, welche dieser, als er sich um die Prätur bewarb, an den die Provinz Cilicien verwaltenden Cicero richtete;²⁾ er bittet ihn nämlich dringend um Panther und Löwen als um die größte Wohlthat, die ihm sein berühmter Freund erweisen könne. Dieser klassischen Erinnerung wegen kaufte Valenciennes dem M. Tullius Cicero zu Ehren die von mir in der Umgegend von Smyrna entdeckte Pantherart: *Felis Tulliana*.

Wenn der Panther in Kleinasien selten geworden, so ist dies mit dem Tiger und dem Löwen noch mehr der Fall, und was den letzteren betrifft, so kann ich nach meinen vieljährigen Wanderungen in allen Teilen der Halbinsel das Vorhandensein dieses Raubtiers sowohl aus eigenen Erlebnissen wie nach der Aussage der Zuländer nirgends nachweisen; auch bin ich der Ansicht, daß der König der Tiere heutzutage kein steter Bewohner Kleasiens ist, sondern nur als Wanderer oder Verirrter dort auftritt.³⁾

Vielleicht giebt es kein Tier, dessen Aufenthaltsgebiet sich mehr geändert hat als das des Löwen. Zu jener Zeit war dasselbe nicht nur ganz gewöhnlich in Kleinasien, sondern es bewohnte in den Tagen der Alten auch gewisse Teile Westeuropas. Herodot⁴⁾ erwähnt desselben zwischen den Flüssen Nestus und Achelous, also in der Nähe des heutigen Saloniki, einer Gegend, die so sehr von Löwen wimmelte, daß, als die persische Flotte an den Felsen des Athos scheiterte und zu Grunde ging (492 v. Chr.), mehrere der Schiffbrüchigen, die die Küste erreichten, dort von Löwen gefressen wurden. Sogar Aelianus, der im 3. Jahr-

¹⁾ Plinius meldet, daß Pompeius 600, Cäsar 400 Löwen auf einmal vorführen und daß Augustus 420, Pompeius 400 und Scourus 150 Panther auf einmal nach Rom schaffen ließen.

²⁾ Cicero Ad diversos VIII, 2, 4, 6 und 11.

³⁾ Tchihatchef, Asie mineure, Climatologie et Zoologie, p. 618, pb. 1.

⁴⁾ I, VII, 126.

hundert unserer Zeitrechnung schrieb, erwähnt der Löwen auf dem Berge Pangaeus (zwischen Thrazien und Macedonien), was um so auffälliger erscheint, da er den Pangaeus als sehr kalt schildert; er sagt nämlich: „dies ist eine der kältesten Gegenden, die ich kenne.“¹⁾

Die Zeugnisse für Kleinasien sind in dieser Beziehung noch viel zahlreicher. Schon Homeros erwähnt den Löwen oder den Panther auf dem Berge Ida, Mianus in Armenien²⁾ und Konstantinus Porphyrogenitus³⁾ in Cappadocien. Ferner sind auf mehreren alten Münzen auf Tarsus (Cilicien) Stiere von Löwen angegriffen abgebildet, woraus wohl hervorgeht, daß diese Tiere für gefährliche Feinde des Viehes galten. Endlich meldet Evliya Effendi⁴⁾, daß er an einem Thore der Stadt Chabhane-Karahissar einen ungeheuren ausgestopften Löwen sah. „Dieses Riesentier,“ sagt er, „welches 7 Jahre hindurch eine wahre Geißel für die Umgegend der Stadt gewesen war, hatte Füße gleich Säulen, aber es besaß nicht die schöne Mähne des Löwen von Bagdad.“ Der türkische Reisende fügt hinzu: „Da die Löwen Bewohner der Ebene sind, so ist der hier erwähnte um so merkwürdiger, als er in einer sehr gebirgigen Gegend gefunden war. Übrigens enthalten die mit dichten Wäldern bekleideten Gebirge dieser Gegend eine solche Menge von Leoparden, Luchsen, Wölfen und Schakalen, daß die Bewohner kaum zum Zweck des Holzfällens die Wälder betreten können, ohne sich großen Gefahren auszusetzen. Eine Anzahl von Kosaken, welche kürzlich in diese Gebirge einzudringen versuchten, fielen den wilden Bestien zur Beute.“ Diese Stelle des vielgewanderten türkischen Reisenden ist um so merkwürdiger, als sich daraus das Vorhandensein des Löwen im pontischen Gebirge noch während des 17. Jahrhunderts ergibt, einem Gebirge, das ich in mehreren Richtungen durchstreifte, ohne je von einem Löwen zu hören. Aber hat der Löwe Europa und dann auch Kleinasien verlassen, so ist er auch in den östlich von dieser Halbinsel gelegenen Gegenden entweder ganz verschwunden oder wenigstens sehr selten geworden. In seinem gediegenen Werke: Über die biblische Naturgeschichte führt Rosenmüller eine große Anzahl von Stellen der heiligen Schrift an, welche von Löwen als einem in Palästina ziemlich häufigen Tiere handeln. So erwähnt ihn Jeremias unter den Raubtieren, deren Begegnung die Reisenden aus und nach Süddäa ausgeföhrt sind; auch der Libanon und die Ufer des Jordan werden von Jeremias und im „hohen Liede“ als Lieblingsaufenthalt des Löwen angeführt, und Johannes Phocas, der Palästina im 12. Jahrhundert besuchte, sagt ebenfalls, daß die Rohrdickichte an den Ufern des Jordans zahlreiche Löwen beherbergen. Heutzutage aber ist der Löwe in Palästina wie in Syrien äußerst selten, ja auch in dem östlich von Syrien gelegenen Mesopotamien, wo er zur Zeit des Ammianus Marcellinus häufig angetroffen wurde.⁵⁾ Betrachtet man die merkwürdige

¹⁾ Hist. Animal. III, 13.

²⁾ Hist. Animal. XVII, 31.

³⁾ De Themat. Them. Armeniacum.

⁴⁾ Travels of Evliya Effendi transl. from the turk. by Hammer, v. II. pag. 207.

⁵⁾ Es ist möglich, daß die bei den Alten unter dem Namen Aria bekannte Gegend

rückschreitende Bewegung des Löwen im Laufe so vieler Jahrhunderte, indem er sich successive aus der hellenischen Halbinsel, aus Kleinasien und Syrien zurückzog und sogar in den vom Euphrat und Tigris bewässerten Ländern immer seltener wurde, so erscheint diese Thatsache um so auffallender, da alle die obenerwähnten Gegenden eine stete Abnahme ihrer Bevölkerung erlitten, die Entweichung des Menschen also, dessen Zusammenwohnen mit wilden Tieren überhaupt unvereinbar zu sein scheint, den Löwen, anstatt ihn in die ihm überlassenen Gegenden einzuladen, im Gegenteil bewog den Rücktritt seines Feindes nachzunehmen oder die ihm angebotene Erbschaft auszuschlagen. Jedenfalls ist diese Erscheinung durch klimatische Veränderungen, namentlich durch die Abnahme der Wärme keineswegs zu erklären, da der Löwe sich mit sehr niedrigen Temperaturen begnügen kann. Ein Beispiel hierfür liefert die von Hulaghu, dem Gründer der mongolischen Dynastie in Persien, auf dem eisigen Plateau zwischen dem Drus und der Stadt Balk ausgeführte große Jagd (anno 1236, Monat Januar), während welcher er im größten Schneegestöber nicht weniger als zehn Löwen erlegte.¹⁾ Ferner beobachtete Auser (Gloy²⁾ in der Region des ewigen Schnees des Zerdafu-Gebirges (Persien) zahlreiche Spuren des Löwen, und seine auf einer Höhe von 1741 m zurückgelassenen Begleiter wurden durch das Erscheinen mehrerer Löwen in Schrecken versetzt. Der französische Reisende schätzt die Höhe von Zerdafu auf 5508 m, somit erscheint der Löwe in diesem Teile Persiens in einer Höhe, welche nur 333 m niedriger ist als der Gipfel des Argeus in Klein-Asien, und übertrifft also die höchsten Spitzen des Atna. Humboldt³⁾ traf auf der Pichincha in einer Höhe von 4346 m den Aguuar an, eine dem Löwen sehr nahe verwandte Art (*Felis concolor*). Auch auf dem Aures-Gebirge in Algerien werden noch heute Löwen in einer Höhe von 1800 m angetroffen, einer Höhe, wo aber trotz der niedrigen Wintertemperatur noch Zedernwälder vorhanden sind.⁴⁾ Endlich habe ich schon den Umstand betont⁵⁾, daß manche von Löwen und Pantheren bewohnte Striche Algeriens, wie unter anderen die wohlangebaute Ebene von Zemappes, sich besonders dadurch auszeichnen, daß sie Haine und Büsche, aber auch zugleich von Menschen bewohnte Gegenden enthalten, was ebenfalls die oben erwähnte (pag. 199) Entdeckung der *Felis Tulliana* in der Umgegend einer bevölkerten Stadt beweist.

Aus alledem ergibt es sich also, daß man in einer argen Täuschung befangen ist, wenn man den Löwen unwillkürlich mit dichten Wäldern oder Wüsten in Verbindung bringt. Das Gegenteil kommt der Wahrheit näher, da dieser

(dem westl. Teile des jetzigen Afghanistan entsprechend) ihren Namen dem zahlreichen Vorkommen des Löwen verdankt; denn nach Rosenmüller (loc. cit.) hieß dieses Tier bei den Hebräern und anderen asiatischen Völkern Ari. Wahrscheinlich stammt von diesem Namen das türkische Arslan (Löwe).

¹⁾ Hammer, Geschichte der Schakane. I. pag. 90.

²⁾ Relat d'un voyage en Asie. 2. partie pag. 632.

³⁾ Kleinere Schriften. Bd. I. pag. 65.

⁴⁾ Tchihatchef, Espagne, Algérie et Tunisie. pag. 325.

⁵⁾ Ibid. pag. 353.

kühne Fleischfresser die Wälder nur so lange liebt, als sie Tiere enthalten; aber was er mehr liebt, sind wohl bewässerte Thäler, wo die Gegenwart der Menschen das Vorhandensein des Viehes verkündet, und wo ihm der Landbau nicht die Gelegenheit nimmt seine Beute aufzuspüren oder Jagd auf dieselbe zu machen. Es wäre also an der Zeit den beliebten Ausdruck „der Löwe der Wüste“ zu streichen und nur noch den Dichtern oder phantastischen Reisenden zu überlassen. Jedenfalls kann nach allen hier angeführten Thatsachen kein Zweifel obwalten, daß die Hauptursache für das Zurückweichen des Löwen aus Klein-Asien und so manchen anderen Ländern in der vereinigten Wirkung der Entwaldung und Entvölkerung zu suchen ist.

Nach dieser Abweichung über das merkwürdige Verschwinden gewisser wilder Tiere in Klein-Asien kehren wir nun zu den Haustieren zurück und zwar zu den Geschlechtern des Pferdes, des Stieres, des Schafes und der Ziege.

Das Pferd ist in Klein-Asien viel weniger merkwürdig durch das, was es ist, als was es war und folglich abermals sein könnte. Wenn man betrachtet, daß die Zucht des Pferdes dort vollkommen vernachlässigt, die von demselben im Haushalt gespielte Rolle unbedeutend und der den Militärerfordernissen des ottomanischen Reiches gelieferte Beitrag verhältnismäßig gering ist, so möchte man kaum glauben, daß auch in dieser Hinsicht Klein-Asien einst den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Der Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Jetztzeit ist so grell, daß es sich wohl der Mühe lohnt, einen raschen Blick auf diesen Gegenstand zu werfen.

Schon um 700 v. Chr. meldet uns der Prophet Ezechiel, daß die Stadt Tyrus ihre Pferde aus Armenien bezog, und Homeros erwähnt mehrere Orte in Klein-Asien oder in den benachbarten Ländern als durch ihre treffliche Pferdezucht berühmt; so spricht er¹⁾ von den prachtvollen Pferden von Arisbe (auf der asiatischen Küste der Dardanellen) und bezeichnet die Meonier (die früheren Bewohner Indiens) als bekannt durch ihre Rasse; er sagt, daß Rhejos, König der Thrazier, der einen Teil des trojanischen Lagers einnahm, Pferde von außerordentlicher Schönheit und Größe besaß, „weißer als Schnee und rasch wie der Sturmwind.“

Wenden wir uns von der dichterischen Epoche Trojas zur streng geschichtlichen, so sehen wir die Zucht und den Gebrauch des Pferdes in Klein-Asien schon zu einer Zeit sehr verbreitet, wo dieselbe in Persien und Arabien fast unbekannt waren. Xenophon²⁾ sagt: „In Persien, wo wegen der gebirgigen Gegenden Zucht und Gebrauch der Pferde sehr schwierig sind, ist nichts seltener zu sehen als ein solches Tier; als der junge Cyrus,“ fügt er hinzu, „seinen Großvater Astyages, König von Medien, besuchte, fühlte er sich überglücklich ein Pferd besteigen und die Reitkunst erlernen zu können, eine Kunst, die nach Xenophon ebenso unbekannt in Persien wie allgemein verbreitet in Medien war³⁾. Sobald

¹⁾ Iliad. XVII, v. 97.

²⁾ Cyropäd. I, 3.

³⁾ Wenn die Alten, namentlich Herodot und Xenophon, von Persien sprechen, so wie es vor Cyrus war, so bezeichnen sie damit die heutige Provinz Fars, welche sehr gebirgig ist, während der flache Teil von Adja bidjan und Koracan zum medischen Reiche gehörte.

Cyrus selbst die Herrschaft angetreten hatte, bemühte er sich die Pferdezzucht in Persien einzuführen und sein Heer durch gute Kavallerie zu verbessern; allein er erreichte diesen Zweck erst durch die Eroberung Assyriens, Mediens und Klein-Asiens, indem diese Halbinsel allein dem persischen Heere einen viel bedeutenderen Beitrag von Pferden lieferte als alle übrigen von Cyrus eroberten Länder zusammengenommen. Denn während des in Gemeinschaft mit dem Könige von Assyrien gegen Medien unternommenen Feldzuges hatte nach Xenophon bloß ein Teil von Klein-Asien (indem Cilicien, Lycien und Paphlagonien ihre Mithilfe versagten) 34000 Reiter gestellt, während das Kontingent Persiens nur aus Infanterie bestand und das durch seine Pferde später so berühmte Arabien nur 10000 Reiter liefern konnte.

Trotz der ungeheuren Entwicklung, welche die persische Kavallerie nach der Eroberung von Klein-Asien und Medien unter der energischen Leitung des Cyrus erhalten hatte, scheint doch die vollkommene Organisation derselben in Persien einen langen Zeitraum erfordert und sich nur durch fremde Beiträge erhalten zu haben. Denn als etwa 16 Jahre nach dem Tode des Cyrus († 529 v. Chr.) Darius gegen die Scythen zog, bestand sein ungeheures Heer (700000 Mann) hauptsächlich aus Fußvolk¹⁾. Diese untergeordnete Rolle der Reiterei in dem Heere des Darius läßt auf eine sehr schwache Beteiligung der auswärtigen Elemente schließen. Anders gestaltete sich das Verhältnis zur Zeit des Xerxes; denn als dieser 32 Jahre nach dem Feldzuge des Darius gegen die Scythen seinen berühmten unglücklichen Krieg gegen die Griechen unternahm, in welchem seine zahllosen Scharen am Fuße des Tempels der Freiheit ihr Grab fanden, zählte die persische Armee 80000 Reiter, die höchstwahrscheinlich keine Perser waren. Unter den in dieser Kavallerie vertretenen fremden Völkern erwähnt Herodot²⁾ auf Dromedaren reitende Araber, ein Beweis, daß auch damals noch die Araber ein mit der Pferdezzucht sehr wenig vertrautes Hirtenvolk waren.

Während des langen Zeitraums zwischen der Eroberung Kleinasiens durch Alexander den Großen bis zu seiner Verwandlung in eine römische Provinz erhielt die Halbinsel ihren alten Ruhm als Pferdeerzeugerin aufrecht. Als ums Jahr 200 v. Chr. die große Armee des Antiochus der Macht Roms auf den Feldern von Magnesia Troß bot, bestand seine Kavallerie hauptsächlich aus Cappadociern, Lydiern, Phrygiern und Galatiern³⁾, und auch diesmal reiten die als Hilfstruppen des Antiochus auftretenden Araber auf Dromedaren, woraus sich die interessante Folgerung ergibt, daß noch zwei Jahrh. v. Chr. die Araber die Verwendung der Pferde zu militärischen Zwecken nicht kannten.

Diese Folgerung gestattet eine Anwendung auf das ganze Altertum, da das Studium der griechischen und römischen Kunstdenkmäler zu der Annahme führt, daß noch lange in der christlichen Zeitrechnung die berühmten Rassen des arabischen

¹⁾ Herodot IV, 136.

²⁾ Herodot IV, 60.

³⁾ Herodot VII, 60.

⁴⁾ Tit. Livius hist. IV, 139—140.

und des persischen Pferdes unbekannt waren; denn sonst würden die ausgezeichneten Künstler, denen wir so viele marmorne und bronzene Reiterbildsäulen verdanken, nicht ermangelt haben, sich solcher Rasse als Muster zu bedienen. Betrachten wir nun aber die prachtvollen Basreliefs des Parthenon in Athen oder die zahlreichen Reiterstatuen, die man in den Museen und auf den öffentlichen Plätzen Roms bewundert, so sehen wir, daß sie alle mehr oder weniger treu den Typus unserer europäischen Pferde darstellen, so wie sie in ihrer frühern Reinheit vor ihrer Kreuzung mit arabischen oder persischen Rassen auftraten. Wenn man z. B. die bekannte Bildsäule des Marcus Aurelius betrachtet, die sich stolz auf dem Platze des Kapitols erhebt, so muß man annehmen, daß nicht bloß der Reiter, sondern auch das Pferd treu der Natur nachgebildet sind. Gewiß war es das vom Kaiser gewöhnlich gerittene; es zeigt uns wirklich das treffliche Bild der trefflichen Pferde der Romagna, so wie man sie noch jetzt in dem Lande sieht. Wäre die arabische Rasse zu seiner Zeit bekannt gewesen, M. Aurelius hätte sie gewiß allen übrigen vorgezogen, und der Vertreter dieser feinen Rasse mit dem hageren Kopfe und den schlanken Beinen wäre durch den Künstler ebenso treu nachgebildet worden wie das schwerfällige und massive Tier, welches ihm zum Vorbilde gedient hat. Das gilt ebenfalls von den zahlreichen Reiterbildsäulen Venedigs, unter denen die auf dem Platze der 1234 gebauten Kirche St. Giovanni e Paolo sich erhebende Statue des Bartolomeo Colleone gewiß zu den schönsten ihrer Art gehört und vielleicht sogar mit der des M. Aurelius in Rom wetteifert. Auch hier finden wir statt der edelen, feinen arabischen Rasse die kräftige der Romagna und ebenso in den Reiterbildsäulen in jener Kirche selbst, welche lauter plumpe, schwerfällige und oft barbarisch gefornnte Pferdeeremplare zeigen.

Etwa ein Jahrhundert nach dem Kriege gegen Antiochus brach der schreckliche Kampf zwischen den Römern und Mithridates aus. Auf dem ersten Zuge bestand die Kavallerie dieses Fürsten aus 50000 Reitern¹⁾, welche bloß von dem pontischen Reiche geliefert worden waren, das damals noch nicht Paphlagonien, Galatien und Phrygien umfaßte, Provinzen, die erst später dem sogenannten römischen Pontus hinzugefügt wurden. Andererseits erschien Nicomedes, König von Bithynien und Verbündeter Roms, mit 6000 Reitern²⁾. Schließlich zählten die römischen Reiter 40000 Mann³⁾, die höchst wahrscheinlich ebenfalls aus Kleinasien stammten; denn da Rom damals den ihm vom Könige Attalus vermachten Staat Pergamus besaß, so ist anzunehmen, daß die Römer aus Billigkeitsrücksichten ihre Pferde direkt aus Kleinasien bezogen, anstatt sie aus Italien kommen zu lassen.

Als nach mehreren blutigen Feldzügen Mithridates vollständig geschlagen worden war, suchte und fand er seine Zuflucht bei Tigranes, König von Armenien. Dieser stellte ein Heer von 50000 Reitern⁴⁾, welches wieder von den Römern (unter Lucullus) geschlagen wurde, ein Los, dem der rastlose König auch dann

1) Appianus de bello Mithrid. 119.

2) Id. loc. cit. 117.

3) Freinshemius, Supplem. ad Livium 41—48.

4) Appianus loc. cit. 82.

nicht entfliehen konnte, als er zum letzten Male seine versprengten Scharen sammelte und an der Spitze einer neuen armenischen Armee von 70000 Mann zu Fuß und 35000 zu Pferde im Felde erschien¹⁾.

Aus den angeführten Zahlen ergibt es sich also, daß während des etwa 15jährigen Kampfes zwischen Mithridates und den Römern Kleinasien (u. z. bloß ein Teil desselben) nicht weniger als die ungeheure Zahl von 181000 Reitern stellte.

Zur Zeit Ciceros besaß Cappadocien sehr reiche Hilfsmittel an Kavallerie, wie es der berühmte Redner in einem aus Cilicien an Cato gerichteten Briefe ausdrücklich sagt. Und doch scheint Cappadocien damals so heruntergekommen zu sein, daß es für eins der verödetsten und armseligsten Länder galt; denn in seinem aus Laodicea datierten Briefe an Atticus sagt Cicero: nihil illo regno spoliatus, nihil rege egentius, und diese Ansicht wiederholt er in seinem Briefe an den Senat mit den Worten: Cappadocia est inanis. Trotz dieses elenden Zustandes erwähnt Appianus²⁾ 2 Jahrhunderte nach Cicero die Cappadocische Pferderasse; ja sogar zur Zeit Ciceros selbst bestand fast die Hälfte der im Heere des Brutus und des Cassius dienenden Reiterei aus Galatiern³⁾.

Während des langen Zeitraums zwischen der Eroberung Kleinasiens durch die Römer und seiner Überschwemmung durch verschiedene Horden mongolischer, arabischer und türkischer Abstammung wissen wir fast nichts über die berühmte Pferdezucht des Landes; jedenfalls aber muß sie sich noch bis ins 12 Jahrh. einigermaßen erhalten haben, da während des Feldzugs, den der schreckliche Hulaghu, der Begründer der mongolischen Dynastie in Persien, gegen dieses Land unternahm, sein Verbündeter Sleithun, König von Armenien, ihm außer 40000 Mann Fußvolk 12000 Reiter stellte⁴⁾.

In dem Maße, wie die Pferdezucht in Kleinasien verfiel, nahm sie in den östlich von der Halbinsel gelegenen Ländern Turdistan und Mesopotamien einen ungeahnten Aufschwung. Denn indem das arabische Element dort immer mehr vorherrschend wurde, wich der Charakter des Hirtenvolkes dem der kriegerischen Rasse, deren Erfordernisse und Neigungen sich im Besitze des Pferdes konzentrierten.

Höchst wahrscheinlich begann diese Veränderung erst nach unserer christl. Zeitrechnung; denn wir haben oben gesehen, daß kurz vorher die an den Kämpfen zwischen Antiochus und Rom teilnehmenden arabischen Stämme auf Dromedaren ritten. Als nun aber die mächtige Stimme Mahomets erscholl und die Araber als Welteroberer auftraten, da mußten sie die Wichtigkeit des Gebrauchs und der Zucht des Pferdes in jeder Hinsicht erkennen und sich der letzteren mit um so größerem Erfolge widmen, als ihre Heimat dafür grade das geeignetste Land ist.

Andererseits schritt Persien auf dieser Bahn ebenfalls vorwärts, so daß die Provinz Fars, wo im Anfange der Regierung des Cyrus das Pferd fast unbekannt gewesen zu sein scheint, die Heimat eines der edelsten Typen dieses Tieres wurde.

¹⁾ Appianus loc. cit. 87.

²⁾ Cynoget. I, 1176.

³⁾ Appianus de bell. civ. IV, 88.

⁴⁾ Hammer, Gesch. der Kh. I. p. 165.

Jedoch bewegte sich dieser Fortschritt in Persien ziemlich langsam; denn die Pferdeabbildungen auf den persischen Denkmälern, die nicht über die Epoche der Saffaniden (3. Jahrh.) hinausgehen, zeigen alle die europäische Rasse, ohne im geringsten auf die arabische oder die heutige persische hinzuweisen¹⁾. Ferner erwähnt der im X. Jahrh. lebende arabische Schriftsteller Isztachri in Persien, das er ausführlich beschreibt, keine durch ihre Pferdezucht merkwürdige Gegend, selbst nicht die von Nyssa, deren weiße Rasse die Alten so hoch priesen; dafür hebt er aber den großen Pferde-reichtum des zwischen dem Aralsee und Mhorazan gelegenen Landstriches von Mavarenahr hervor, welcher nicht weniger als 300000 Dörfer enthalten soll, „von denen jedes einen Reiter und einen Infanteristen stellen kann²⁾).

Freilich ist dieses von Isztachri als so dicht bevölkert geschilderte Land heute fast eine Wüste, allein der durch die Ansiedelung der Hirtenvölker in Kleinasien und das Eindringen des arabischen Elements in die östlichen Teile der Halbinsel verursachte Gegensatz hinsichtlich der Pferdezucht ist noch immer vorhanden. Denn während dieselbe in dem eigentlichen Kleinasien ganz unbedeutend ist, blüht sie noch heute in Kurdistan, welches nach Oberst Chasney, dem gelehrten englischen Topographen, jährlich Persien und der Türkei 60 bis 80000 Pferde liefert. Nimmt man bloß die Hälfte dieser gewiß zu hohen Ziffer, so würde sie noch immer eine ansehnliche Entwicklung der Pferdezucht beweisen. Sedenfalls erwähnt Chasney zahlreiche Herden von Stuten in der nicht weit von dem südlichen Ufer des Arummiasees gelegenen Ebene von Solduz, während in Kleinasien die auf Ebenen und grasreichen Plateaus weidenden Herden von Haustieren nur aus Schafen, Ziegen und Kamelen bestehen und nur selten einzelne Pferde aufweisen.

Ich habe mich so lange mit der Geschichte der Pferdezucht in Kleinasien befaßt, weil sie ein hervorragendes Beispiel für den Gegensatz liefert, welcher in diesem Lande so schroff zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit hervortritt, einer Vergangenheit, deren Erscheinungen von neuem verwirklicht werden könnten und sollten. Denn war einst Kleinasien in der Pferdezucht das ergiebigste Land des Altertums, wie ich bewiesen zu haben glaube, so verdankte es diesen Vorzug hauptsächlich seiner tropischen und klimatischen Beschaffenheit, welche ja jetzt noch dieselbe ist.

¹⁾ Unter den Denkmälern dieser Art, deren Kenntnis wir besonders Her Porter (Travels in Persia, Armenia etc.) verdanken, sind vorzüglich zu erwähnen: Naksche Ronstam, Naksche Rayah, Salmus und Taachyostan.

²⁾ Siehe die gediegene Übersetzung Wördtmanns, betitelt: Das Buch der Länder von Schah Ebn Ischan el Farsi Isztachri, Hamburg 1845 p. 125. Der arabische Geograph schildert die Stadt Buhara als ein wahres Paradies in jeder Hinsicht, während sein Landsmann, der Dichter Abul-Thaib el Taheri, der unter den ersten der Saffaniden lebte, sie mit der Hölle vergleicht; vgl. die folgenden Worte (v. Journal asiatique. 5. Série. T. I. p. 182): „das edelste Ross, nach Buhara gebracht, wird bald zum Esel. Niemals habe ich eine stinkendere Aloake gesehen als diese Stadt, die der Emir des Ostens zur Residenz erwählte. Buhara gleicht einem Leichnam der Welt, so daß man, wenn man einmal dort ist, sich in einem tiefen, pestilenzialischen Grabe versunken glaubt.“ Man muß gestehen, daß das jetzige Buhara mehr an das vom Dichter als an das vom Geographen entworfene Bild erinnert, ohne jedoch die Stadt der Fähigkeit anzuklagen, ein Pferd in einen Esel zu verwandeln.

Wie wir gesehen haben, muß man die Einwanderung der Hirtenvölker in Kleinasien als eine der Hauptursachen für den Verfall der Pferdezucht in dem Lande betrachten, und man sollte daher voraussetzen, daß als Ersatz für diesen unverschmerzlichen Verlust wenigstens die Rindvieh- oder die Schafzucht sich entwickelt hätte. Leider war dies keineswegs der Fall, weder in Hinsicht auf die Rindvieh-, noch auf die Schaf- und Ziegenzucht. Das Rind spielt in Kleinasien, sowohl als Schlacht- und Milch-, wie auch als Zugtier eine ziemlich unbedeutende Rolle, während im Altertum Phrygien und besonders Pontus so reich an Schlachtieren war, daß (nach Appianus), als Lucullus die Stadt Amisus (heute Samsun) belagerte, der Ochse dort eine Drachme (etwa 2 Franken) kostete, und in demselben Verhältnis standen die Preise für Schaf, Ziege u. s. w. Heute wird in Kleinasien das Rindfleisch sehr oft durch das Büffelfleisch ersetzt trotz der sehr schlechten Qualität dieses letzteren.

Die Hauptursache für die Vernachlässigung der Zucht des Hornviehs in Kleinasien ist der geringe Verbrauch tierischer Substanzen in der Ernährung der Bevölkerung, obwohl das Hammelfleisch ganz vorzüglich und wohlfeil ist. Bei den unteren Klassen bilden Brot, Reis und einige grobe Gemüse den Hauptbestandteil der täglichen Kost. Dies ist ein charakteristischer Zug nicht bloß für Kleinasien, sondern überhaupt für den ganzen Orient, zugleich ein Ausdruck für die traurigen Verhältnisse der dortigen Völker; denn Statistik und Nationalökonomie lehren uns, daß der Verbrauch der animalischen Substanzen bei der Ernährung der Völker den Maßstab für ihren materiellen Wohlstand und ihre physischen Kräfte liefert. Unter den diese Ansicht vertretenden Schriftstellern zeichnet sich besonders der gelehrte Le Play aus, der uns für diesen Gegenstand so treffende und zugleich unerwartete Beispiele bringt, daß ich mich nicht enthalten kann, eins derselben hier anzuführen. In seinem höchst belehrenden Werke: *ouvriers européens* beweist dieser vielgereiste, gründliche Beobachter, daß das russische Volk im Durchschnitt eine viel kräftigere Nahrung genießt als die meisten andern europäischen Völker. Zur Stütze dieser Aussage stellt Le Play einen Vergleich an zwischen zwei aus je 5 Arbeitern bestehenden Familien, von denen die eine die Steppen von Orenburg, die andere das Departement von Maine bewohnt. Berechnet man nun die Quantität von Cerealien, fetten Substanzen, Fleisch, Gemüse u. s. w., die jede dieser Familien jährlich konsumiert, so erhält man für die russische Familie die Summe von 1208, für die französische die von 247 kg, für die letztere also etwa 5mal weniger. Allein der auffallendste Vorzug, den in dieser Hinsicht die russische Familie vor der französischen hat, erscheint erst vollkommen, wenn man die Unterschiede im Verbräuche der einzelnen Substanzen durchgeht, welche, wie Fleisch und Cerealien, die wichtigsten Bestandteile der menschlichen Nahrung bilden. Wir erhalten dann das ganz unerwartete, stamenswerte Ergebnis, daß jedes Individuum der russischen Familie jährlich 1435 kg Cerealien, 128 kg Fleisch und 345 kg Gemüse, der französische Arbeiter nur 117 kg Cerealien, weniger als 1 kg (0,8) Fleisch und 129 kg Gemüse verzehrt, ein Beweis, daß der russische Arbeiter mehr Fleisch als 127 französische verbraucht. Was

werden angesichts solcher Zahlen gewisse politische Stribenten sagen, deren uner-schöpfliche Philanthropie nie aufhört, das harte Los des auf grobes Schwarzbrot angewiesenen russischen Bauern zu bejammern?

Wenn selbst in Frankreich die niedere Klasse der Bevölkerung so wenig Fleisch konsumiert, so steht es natürlich noch viel schlimmer in Kleinasien, wo Rindfleisch verhältnismäßig wenig verbraucht wird und auch die Schafzucht weniger die Gewinnung des Fleisches als der Wolle bezweckt. Jedenfalls ist die Schafzucht hier ziemlich entwickelt, besonders die der Varietät mit fettem Schwanz, unter dem Namen Karamanli bekannt, allein der Karamanli ist Kleinasien nicht eigentümlich, sondern findet sich auch in Südrußland und Oberegypten; auch war diese Varietät schon den Alten bekannt, indem Herodot sie in Arabien erwähnt.

Trotz seines Reichthums an Schafen ist in Kleinasien fast nichts für die Veredelung dieses Tieres geschehen, denn die Züchtung neuer feine Wolle tragender Rassen ist dort meistens unbekannt, während im Altertum die Wolle der Schafe von Miletus ebenso berühmt war wie die von Celaena in Phrygien, welche sich (nach Strabo) nicht allein durch ihr seidenartiges Haar, sondern durch die dunkel-schwarze Farbe auszeichnete. Heute ist von diesen Arten weder in dem Teile Joniens etwas vorhanden, wo die Trümmer von Miletus tief unter dem Sande verschüttet liegen, noch in der Umgegend des elenden Städtchens Danir, des einstigen prächtigen Celaena.

Außer dem fettschwänzigen Schafe, das den Platz aller künstlichen Varietäten des Altertums eingenommen hat, besitzt Kleinasien zahlreiche Arten wilder Schafe, von denen mehrere von den Alten vielleicht zur Züchtung besserer Rassen ver-wertet worden sind. Unter anderen wird der Moufflon (*ovis musimon*), welcher wild in Korsika und Sardinien lebt, manchmal in den Gebirgen des Bulgardagh (Cilicien) angetroffen, von wo ich ein ausgestopftes Exemplar einer von mir ent-deckten, sehr interessanten Art nach Paris brachte, das jetzt daselbst im Naturalien-museum (Jardin des Plantes) aufgestellt und nach H. Valenciennes eine neue, zwischen dem *ovis musimon* und dem *ovis tragelaphus* einzureihende Art bildet; dieselbe wurde von dem gelehrten Pariser Zoologen *ovis anatolica* getauft ¹⁾.

Betrachtet man einerseits den Ruf, in dem ehemals Kleinasien wegen seiner zahlreichen feinwolligen Schafrassen stand, andererseits die Mannigfaltigkeit seiner topischen und klimatischen Verhältnisse, so erscheint dieses Land als besonders für die Schafzucht geeignet. Das Beispiel Englands, wo die Schafzucht die höchste Vollkommenheit erreicht hat, liefert hierzu einen Beleg; denn um seine bewunderungs-würdigen Rassen zu erlangen, mußte England künstliche Bedingungen erzeugen, die in Kleinasien sämtlich schon vorhanden sind. Die englischen Agronomen sind nämlich, wie L. de Lavergne in seinem trefflichen Werke über die Landwirtschaft Englands bemerkt, zu der Überzeugung gekommen, daß in einem Lande mit solchen klimatischen Bedingungen, wie sie in Großbritannien sind, das Schaf als Schlacht-

¹⁾ Siehe die Beschreibung und die Abbildung dieses Tieres in meiner: *Asie mineure, Zoologie* pag. 726—733.

vieh größern Wert habe wie als Wollerzeuger. Demzufolge wurden die Merinos durch die Leicester- und Bakewell-Rassen ersetzt, während die Erzeugung feiner Wolle ausschließlich den englischen Kolonien in Australien am Kap der guten Hoffnung und in Ostindien überlassen wird.

Der glänzendste Erfolg krönte die Anwendung des fruchtbaren Grundsatzes, welcher vorschreibt, in jedem Lande nur die Züchtung dessen zu fördern, was es am besten hervorbringt, und alle Anstrengungen der Wissenschaft nur der Entwicklung der von der Natur selbst angegebenen Spezialitäten zu widmen. Daher kommt es, daß, während eine Anzahl Schafe gleich der, die Frankreich besitzt, in England fast dreimal soviel Fleisch und ebensoviel Wolle wie in dem letzteren Lande giebt, die auf die Erzeugung feiner Wolle ausschließlich angewiesenen englischen Kolonien mehr derselben liefern als ganz Frankreich; denn Australien besitzt 15 Millionen Schafe d. h. 3 Millionen mehr als Frankreich, was dieser Kolonie gestattet, jährlich 60 Millionen kg Wolle auszuführen. Nun wäre es aber nicht schwer, in Kleinasien Regionen zu finden, deren klimatische Verhältnisse sowohl denen von Großbritannien als denen gewisser englischer Kolonien mehr oder weniger entsprechen, namentlich Australiens, wo die für die Zucht der Merinoschafe am meisten günstigen Gegenden ein so trockenes Klima besitzen, daß sie im Sommer wegen des Versiegens der Flüsse Mangel an Wasser leiden.

Was ich über das Geschlecht des Schafes in Kleinasien gesagt habe, findet auch auf das Ziegengeschlecht Anwendung, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Ansiedelung des ottomanischen Elements wenigstens den Vorteil hatte, das Land mit einer prachtvollen Art, der Angoraziege, zu bereichern; denn es scheint, daß kein Schriftsteller des Altertums mit derselben bekannt war, wie es der folgende kurze historische Überblick beweist¹⁾.

Schon die Bibel erwähnt die Ziege unter den Haustieren, die den Reichtum der Patriarchen bildeten, aber nichts weist auf eine feinwollige, der Angoraziege entsprechende Rasse hin, ja eine Stelle des hohen Liedes²⁾ scheint für das Gegenteil zu sprechen, indem sie von schwarzwolligen Ziegen spricht und die Haare der Geliebten mit dem der Ziegen von Gilead vergleicht, das ebenfalls schwarz sein mußte, wenn der Vergleich für die Schöne schmeichelhaft ausfallen sollte. Nun ist aber die blendendweiße Farbe ein charakteristisches Merkmal der Angorawolle, auch fesselt nichts mächtiger den Blick als die Ansicht einer durch Herden dieses anmutigen Tieres belebten Landschaft; denn in einer gewissen Entfernung erscheint sie wie eine schneebedeckte Fläche, grell abstechend von dem Grün der Bäume und Büsche oder von der dunklen Farbe der Felsen.

¹⁾ Im Jahre 1848 überreichte ich der Akademie von St. Petersburg ein prachtvolles Exemplar (vollständiges Knochengeriist mit Haut und Blied) der Angoraziege, welches, wenn ich nicht irre, das erste vollständige Exemplar dieses Tieres war, das irgend ein Museum in Europa besaß. Professor Brandt hatte die Freundlichkeit, mir eine eingehende, sehr wertvolle Arbeit über diese merkwürdige, Kleinasien eigentümliche Ziegenart zu überreichen. Die Arbeit ist in meiner *Asie mineure II. Partie, Climatologie et Zoologie* pag. 701 abgedruckt, nebst einer schönen, in Paris gravierten Abbildung der *Capra Angorensis*.

²⁾ Cant-Cantic. IV, 1; VI, 5.

Unter den alten Hirtenvölkern waren die Araber durch ihre zahlreichen Herden bekannt; allein sowohl die klassischen wie die orientalischen Schriftsteller erwähnen in den Herden hauptsächlich Kamele, fast niemals Ziegen. Außerdem erzählt uns der arabische Schriftsteller Meidani¹⁾ eine Anekdote, die hinlänglich beweist, wie geringen Wert die Araber auf Ziegen legten.

Anders scheint es mit den Hebräern zu stehen, da der griechische Name der Ziege — $\alpha\gamma\epsilon$ — hebräischer Abkunft sein soll²⁾; aber, wie schon oben bemerkt, die in der Bibel erwähnten feinwolligen Schafe haben keine Ähnlichkeit mit den unfrigen.

Was die griechischen Schriftsteller betrifft, so erwähnen Homer und Hesiod öfters die Ziege als Haustier, ohne jedoch eine besondere Klasse anzudeuten; außerdem hat Groshans gezeigt³⁾, daß die von den Griechen sehr allgemein gebrauchten Bezeichnungen $\alpha\gamma\epsilon$ und $\alpha\gamma\epsilon\tau\alpha$ sich auf 3 verschiedene Ziegenarten beziehen, die noch jetzt in Kleinasien und Griechenland vorhanden sind, nämlich: *capra aegagrus*, *e. ibex* und *e. rupicapra*. Aristoteles⁴⁾ meldet, daß man in Lycien die Ziege zu scheren pflegt, ohne jedoch hinzuzufügen, daß es wegen der Feinheit ihrer Wolle geschehe, und eine Stelle des Aelianus⁵⁾, der wahrscheinlich die des Aristoteles abschrieb, wie er es öfters thut, scheint sogar das Gegenteil zu beweisen; denn nachdem er gesagt hat, daß die Wolle der lycischen Ziegen dicht und kraus ist, fügt er hinzu, daß dieselbe zur Bereitung von Stricken und Tauen verwendet werde. Dieselbe Bewandnis hat es auch mit den Ziegen von Cilicien, die, nach mehreren alten Schriftstellern, unter anderen nach Plinius, geschoren wurden; indes sagt Plinius über die Qualität dieser Wolle nichts und in der Aufzählung der zu seiner Zeit berühmten Ziegenrassen nennt er nur die arabische⁶⁾. Columella⁷⁾ und Appianus sprechen von der cilicischen Ziege, aber nur um uns zu sagen, daß sie dicke Wolle trage, aus welcher man nach Procopius⁸⁾ dicke, grobe Zeug, *Milikia* genannt, verfertigte, ein Ausdruck, der wahrscheinlich in dem französischen *Cilice* (härenes Hemd, Bußkleid) einen Wiederklang gefunden hat. Auch Vergil⁹⁾ erwähnt die Ziegenwolle nur als Material für Zelte und für die Bekleidung armer Seeleute: *usum castrorum et miseris velamina nautis*.

Aus allem, was die Alten uns über Ziegen überhaupt berichten, kann man den Schluß ziehen, daß sie, wenigstens die Griechen und Römer, dieses Tier im Vergleich mit anderen Haustieren sehr wenig schätzten und wahrscheinlich deshalb so schlecht kannten. So z. B. spricht Varro¹⁰⁾ von der Ziege als von einer

1) Meidani, Proverb. arab. ed. A. Schultens pag. 137.

2) Rosenmüller, Biblische Naturgeschichte I, pag. 84.

3) Prodromus, Fauni Homeri et Hesiodi, fascic. I, pag. 4.

4) Hist. Animal. VIII, pag. 27.

5) Hist. Animal. XVI, pag. 36.

6) Hist. Nat. XXXVII, pag. 7.

7) De re rustica I, pag. 1.

8) De bell. pers. II, pag. 26.

9) Georgica, XVIII, pag. 295—300.

10) De re rustica I, pag. 2.

wahren Plage der Pflanzenzucht. Er führt mit voller Zustimmung die Meinung derer an, welche sagen, daß der Eibaum unfruchtbar werde, sobald er vom Zahn des Bockes berührt sei, und daß sein Speichel allein hinreiche den Baum zu töten; er fügt hinzu, daß mehrere Götter das Brandopfer des Tieres zurückweisen, und daß die Griechen und Römer dem die Weinberge beschützenden Bacchus den Bock nur deswegen opfern, um ihn die begangenen Missethaten büßen zu lassen. An einer andern Stelle seines Werkes¹⁾ entwickelt Varro die lächerlichsten und absurdesten Ansichten über die Anatomie und die Physiologie der Ziege; unter anderem behauptet er, daß dieses Tier sich in einem immerwährenden, fieberhaften Zustande befinde, eine Annahme, die er als so erwiesen und als so allgemein bekannt betrachtet, daß er unbedenklich erklärt: „Niemand von gesundem Verstande wird annehmen, daß Ziegen jemals gesund seien“²⁾. Endlich ist Varro wie alle Agronomen der *Geoponica* der Meinung, daß die Ziege ein äußerst frostiges Tier sei.

Nun paßt aber dieser Zug auf die feine Wolle tragenden Ziegen ganz und gar nicht; denn fast alle derselben bewohnen mehr oder weniger kalten Wintern ausgesetzte Gegenden, wie z. B. die Angoraziege und noch mehr die von Tibet, deren Wohnsitz sich bis 3182 m erstreckt, also nur etwa 140 m niedriger als der Gipfel des Aetna.

Erst im 16. Jahrhundert geschieht die erste ausdrückliche Erwähnung der Angoraziege, und zwar durch den französischen Reisenden und Naturforscher Pierre Belon³⁾. Es ergibt sich daraus, daß die Einführung dieses Tieres vor dem 16. Jahrhundert stattfand, aber das Stillschweigen der byzantinischen Schriftsteller macht es unmöglich, diesen Zeitpunkt auch nur annähernd zu bestimmen, so daß wir uns mit der Voraussetzung begnügen müssen, daß das Tier entweder durch die Araber oder durch die Türken nach Kleinasien gebracht worden ist. Da aber weder die Araber noch die Mongolen sich lange in der Halbinsel aufgehalten haben, so ist die Einfuhr durch die Türken wahrscheinlicher. Der Einfluß der ottomanischen Rasse machte sich in Kleinasien seit dem 11. Jahrhundert sehr fühlbar. Schon im 10. Jahrhundert bewohnten die Vorfahren der Seldschuken die Gegend von Buchara⁴⁾ und eroberten dann Persien und einen Teil Kleasiens, wo Koniah ihre Hauptstadt wurde. Im Jahre 1229 erschien in Kleinasien ein anderer Stamm der Seldschuken, die Dghusen, unter der Führung von Ertogrul, welcher, nachdem er die Ebenen Koracans verlassen, sich in der gebirgigen Gegend von Angora niederließ.

Man sieht also, daß die 2 Seldschuken-Stämme, die im 11. und 12. Jahrhundert nach einander sich in Kleinasien ansiedelten und deren Nachkommen noch heut das Land bewohnen, unmittelbar aus den Gegenden von Buchara und Koracan kamen. Nun aber sind in diesen Gegenden weder früher noch heute

¹⁾ Loc. cit. II, pag. 3.

²⁾ Quod capras sanas sanus nemo promittit.

³⁾ Les observations de plusieurs singularités etc. ed. d'Auvers de 1555, vol. I l. 2 p. 96.

⁴⁾ Hammer, Gesch. des osm. Reichs, v. I p. 38.

feine Wolle tragende Ziegen bekannt. Im Gegenteil sagt Strabo¹⁾, daß die Massageten für ihre Kleidung nur aus vegetabilischen Stoffen gefertigte Substanzen gebrauchten, da sie sehr arm an Vieh, namentlich an Schafen seien²⁾. Herodot³⁾, der die Massageten an den Araxes (Sarartes, heute Sir Darja) versetzt, erwähnt bei diesen Völkern ebenfalls kein Vieh. Zudem man die Massageten Herodots und Strabos auf dem östlichen Ufer des Aralsees und in dem Lande der Kirghisen suchen muß, kann man also annehmen, daß die Völker, die sowohl 4 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, als auch am Anfange derselben diese Gegenden bewohnten, keineswegs ausschließlich Hirtenvölker waren, und daß jedenfalls das Schaf und die Ziege nur eine untergeordnete Rolle in ihren Herden spielte, die, wie bei den älteren Arabern, vielleicht hauptsächlich aus Kamelen bestanden. Auch besitzen zwar die heutigen Nachkommen der Massageten, Kirghisen, Chinesen, Bucharen u. a. — bedeutende, hauptsächlich aus Schafen bestehende Herden, ohne daß jedoch darunter irgend eine besonders feine Wolle tragende Ziegenrasse auftritt, was sich schon dadurch erklärt, daß alle diese mehr oder weniger flachen Gegenden weit mehr die Schaf- als die Ziegenzucht begünstigen. Daraus folgt, daß die Seldschuken, wenn sie einer der Angoraziege ähnliche Rasse in Kleinasien einführten, diese nicht den Regionen Zentralasiens (Buchara, Karassan &c) entlehnten, wo wir diese Stämme unmittelbar vor ihrer Einwanderung in die anatolische Halbinsel antreffen, sondern daß sie diese Rasse den Ländern verdanken, die sie viel früher bewohnten, nämlich den südlichsten Grenzen Sibiriens, besonders der Gebirgskette des Altai, wo die ausgezeichnetsten Orientalisten die Wiege der türkischen Stämme suchen⁴⁾.

Zwar ist bis jetzt im Altaigebirge noch keine durch ihre feine Wolle merkwürdige Ziegenrasse bekannt; allein an einigen Orten Sibiriens findet man eine besondere Entwicklung der Wolle bei gewissen Haustieren. Dies ist namentlich der Fall in der Stadt Buktarma an der Mündung des gleichnamigen Flüsschens in den Irtysh, wo wir Raken mit langem, seidenartigem Haar auffielen. Nun ist aber in Angora die Rake das einzige Tier, welches mit der Ziege die Eigentümlichkeit der merkwürdigen Behaarung gemein hat, so daß die der Angoraziege sehr nahe stehende Buktarma-Rake gewisse lokale Bedingungen voraussetzt, denen wahrscheinlich auch die Ziege unterworfen ist. Jedenfalls müssen solche lokale Bedingungen für die Züchtung der Angoraziege von großer Wichtigkeit sein, da diese Rasse sonst nirgends auftritt. Freilich können wiederholte, an verschiedenen Orten Kleinasiens angestellte Akklimatisationsversuche allein die Frage entscheiden, ob diese Lokalisierung wirklich begründet sei, und solche Versuche haben,

¹⁾ XI, 18.

²⁾ Der Name der Massageten, den ihnen Herodot oder Strabo gaben, hat sich merkwürdigerweise bis spät ins Mittelalter erhalten: denn der Byzantiner Chalkondilas (de rebus turcieis III p. 117) bezeichnet noch mit diesem Namen die östlich und nördlich vom kaspischen Meere wohnenden Völker.

³⁾ I, 202.

⁴⁾ v. Alaprotz. Asia polyglotta p. 210: Hammer, Gesch. des osman. Reichs T. I. I. I p. 34. Mitter, Erdkunde, T. I. p. 532 und II p. 592.

so viel ich weiß, noch nicht stattgefunden; allerdings hat man mir in Angora einstimmig versichert, daß in Konstantinopel und Smyrna gezogene Exemplare rasch ansarteten. Auch scheint im Orient allgemein die Ansicht verbreitet zu sein, daß die Angoraziege nirgends außer an ihrem Geburtsort gedeihen kann, eine Ansicht, für welche der bekannte türkische Reisende Evliya Effendi folgendes Beispiel bringt:¹⁾ „Die Franken haben versucht die Angoraziege in ihr Land zu überführen, aber, Gott sei Dank, sie entartete sogleich. Dann versuchten sie die Wolle selbst zu bearbeiten, aber auch das gelang ihnen keineswegs.“ Jedoch haben sich die pessimistischen Behauptungen des christenfeindlichen Muselmans nicht bestätigt. Denn obwohl die in dem Jardin d'acclimatation von Paris gemachten Versuche in betreff der Angoraziege noch nicht als entscheidend betrachtet werden können, so beweisen sie doch, daß das Tier das Klima von Paris sehr gut verträgt und gewiß noch viel besser gedeihen würde, wenn man sie in andere, ihrer Heimat mehr entsprechende klimatische Verhältnisse gebracht hätte. Was aber die Behauptung oder, richtiger gesagt, die frommen Wünsche in Beziehung auf die mißlungene Bearbeitung der Wolle in Europa betrifft, so würde der türkische Reisende jetzt mit Verwunderung sehen, daß der bei weitem größte Teil der Wolle nach Europa, namentlich nach England ausgeführt wird. Dieses Land erhält davon jährlich etwa 500 000 kg, während der gesamte jährliche Ertrag in Angora und den umliegenden Städten (Sevrihissar, Kastamuni, Tehengeri u. a.) kaum 600 000 kg übersteigt. Die in England aus dieser Wolle gefertigten Zeuge finden sehr oft unter dem Namen Kaschmir-Zeuge nicht bloß in Europa, sondern auch in den englischen und holländischen Kolonien einen großen und höchst ergiebigen Absatz. Man sieht daraus, wie wichtig es wäre, die Angoraziege in Europa in großem Maßstabe zu akklimatisieren, was auch mit Erfolg geschehen könnte, wenn man genauer als bisher die klimatischen Bedingungen berücksichtigte und dieselben denen von Angora möglichst anzupassen bemüht wäre.

Außer der Angoraziege besitzt Kleinasien eine merkwürdig wilde Ziegenart — die *capra aegagrus*, — so zuerst von Pallas nach einem Exemplar aus Nordpersien benannt. Diese Ziege scheint auf dem Bulgar-Dagh und dem Hassan-Dagh nicht selten zu sein; denn in Bereketli madene kannte ich einen Türken, der jährlich eine bedeutende Anzahl derselben erlegte; ihm verdanke ich die vollständige Sammlung von Schädeln, Hörnern und Knochengeriisten dieses Tieres, die ich im Jahre 1848 Professor Brandt, Direktor des Museums der Petersburger Akademie der Wissenschaften, übergab. Dieser erklärte mir freudig, daß ich dadurch einen seit geraumer Zeit fruchtlos gehegten Wunsch erfüllte, indem es ihm nämlich an hinlänglichem Material fehlte, die interessante Frage zu entscheiden, ob die *capra aegagrus* wirklich die Stammutter unserer Hausziege sei, eine Behauptung, welche Pallas und Zmelin zwar schon aufgestellt, aber nicht bewiesen hätten. Durch meine Sammlung war nun der gelehrte russische Zoologe in stand gesetzt, diese Ansicht vollkommen zu bestätigen, indem er sich auf Betrachtungen stützte,

¹⁾ Travels of Evliya Effendi, translated by Hammer, v. II p. 288.

welche er in einer gediegenen, in meinem Werke über Kleinasien abgedruckten Arbeit entwickelte.¹⁾ Demnach würde es sich also ergeben, daß Kleinasien zugleich die Stammväter unserer Hausziege und unseres Schafes besitzt, indem das letztere als ein Abkömmling des Moufflon (*ovis musimon*) betrachtet werden kann.

Ehe ich die Betrachtung der Haustiere Kleinasiens schließe, muß ich noch das Kamel erwähnen, das hier wie in so vielen Ländern des Orients eine ansehnliche Rolle spielt, obwohl es in Kleinasien merkwürdigerweise die Eigentümlichkeiten nicht besitzt, die man mit dem Begriff dieses Tieres gewöhnlich verknüpft. Denn während sein Aufenthalt sonst nur von ebener Oberfläche bedingt ist und das Bild eines weite Sandwüsten durchschreitenden Kamels in unserem Geiste den Hauptzug seiner Lebensweise abzuspiegeln scheint, hat sich dieses Tier in Kleinasien so sehr den Erfordernissen eines Gebirgslandes angepaßt, daß das „Schiff der Wüste“ sozusagen ein Nebenbuhler der Alpengemse geworden ist.

Nichts ist auffallender als die langen Züge schwer beladener Kamele die Berge erklimmen und herabsteigen oder sich am Rande von Abgründen im Gleichgewicht halten zu sehen. Man ist ganz erstaunt, Karawanen auf abschüssigen Stegen zu begegnen, wo selbst die so geschickt kletternden Pferde des Landes sich nur mit Mühe bewegen können. Gelegenheit dazu, die Geschicklichkeit des Kamels in Anspruch zu nehmen, bietet sich in Kleinasien häufig, zwei derselben wiederholen sich jedes Jahr regelmäßig, nämlich im Frühjahr, wenn die Nomadenstämme, sowie auch mehrere Stadtbewohner nach ihrer Zaila (Sommerstation) übersiedeln, und im Herbst, wenn sie von den Bergen in ihre Kichlak (Winterquartiere) herabsteigen. In diesen 2 Monaten bieten die verschiedenen Gebirgsgegenden Kleinasiens ein höchst originelles Schauspiel dar, welches auf den Reisenden einen gewaltigen Eindruck macht, wenn er es unerwartet von einer Anhöhe mit weiter Aussicht erblickt; er erfreut sich staunend des belebten Panoramas, das sich inmitten der sonst so stillen und einförmigen Gegend entfaltet; wohin nur sein Blick sich wendet, sieht er Züge von Kamelen nach allen Richtungen sich schlängeln und sich schmiegen an alle Krümmungen und Unebenheiten des Bodens. Aber erst wenn der Reisende von seinem Observatorium heruntersteigt, um das auffallende Bild näher zu betrachten, offenbart es sich ihm in allen seinen malerischen Schattierungen: eine lange Reihe von Kamelen, Pferden, Eseln, Ziegen und Schafen zieht an ihm vorüber, dazwischen Gruppen von Männern und Frauen in verschiedenartigster, bunter Tracht, die Kamele tragen die schwersten Gegenstände, wie Zelte, Stangen u. s. w., die leichteren sind unter Esel und Maultiere verteilt. Mit langen Flinten, Pistolen und Dolchen bewaffnet, reiten oder gehen die Männer, je nach ihren Mitteln, Frauen ärmerer Familien folgen ihren Männern ebenfalls zu Fuß, die bemittelteren reiten auf Pferden oder Mauleseln, die Kinder hinter sich oder in ihren Armen. Endlich sieht man die reichen Matronen, in einer Art von Körben sitzend, die an die Gestalt kleiner Wagen (*coupé*) erinnern; 2 solche Körbe, jedes an einer Seite des Kamels hängend, tragen je eine in Kissen und Decken

¹⁾ v. Schichtel, *Asie mineure, deuxième Partie: climatologie et zoologie*, pag. 670, nebst Tafel mit 4 Abbildungen.

vertiefte Frau. Große, grimmige Hunde ergänzen dieses Bild, und ihre drohende Gestalt gestattet keinem fremden Element, sich einzudrängen.

Obwohl diese oft sehr zahlreiche Menge nichts von dem lärmenden Charakter zeigt, den in Europa das geringste Zusammentreffen von Menschen trägt, kann man doch schon an der ganzen Haltung, an der Tracht und sogar an der Anordnung des Gepäcks erkennen, ob die Karawane ihr Winterquartier verläßt, um den Sommeraufenthalt aufzusuchen, oder ob das Gegenteil stattfindet. Treu den Überlieferungen seiner ältesten Vorfahren, die zugleich Steppen-Nomaden und Gebirgsbewohner waren, erträgt der Turkomane mit Unmut das unbewegliche Gebäude eines Hauses, und hat er auch keine andere Wohnung als das Zelt, so betrachtet er es doch als einen Kerker, wenn er gezwungen ist, es mehrere Monate hinter einander an demselben Ort, entweder in einem Thale oder in einer geschützten Ebene stehen zu lassen. Der erste Frühlingshauch, der ihm den Geruch der Alpengräser zuweht, verkündet ihm, daß die Stunde der Erlösung geschlagen hat, und sogleich sieht man Frauen, Greise und Kinder frohlockend damit beschäftigt, das Zelt niederzureißen und das Gepäck zu ordnen, um sich in das Gebirge, ihre wahre Heimat, zu begeben, wo kühle Luft und grüne Wiesen sie erwarten, statt der ungesunden Ausdünstungen und der Dürre, die in den niederen Gegenden Kleinasien während des Sommers vorherrscht. Man begreift also das fröhliche Aussehen der Karawane, wenn sie das Gebirge begrüßt und im Begriffe ist, die schönste Epoche des orientalischen Lebens einzuweihen, die zugleich mit den glänzendsten Momenten der Natur eintritt; aber wenn diese sich in ihr Wintergewand hüllt, steigt der betrübte Bergbewohner mit langsamen Schritten in die Gegenden hinab, wo er, der menschlichen Gesellschaft und ihren oft so wenig natürlichen Anforderungen näher gerückt, sich viel entfernter von Gott und seinen Vorfahren wähnt.

An allen Phasen des häuslichen Lebens teilnehmend und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse fast auf sich allein angewiesen, ist das Kamel für die orientalischen Völker ein ganz unentbehrliches Tier geworden und hat, wie schon oben bemerkt, als solches es verstanden, nicht bloß den topischen Bedingungen, sondern auch den seiner eigentümlichen Natur am wenigsten zuträglichen klimatischen Verhältnissen sich anzupassen; denn es bewohnt ebenso die heißesten Thäler wie die kältesten Tafelländer der Halbinsel; ja das Dromedar (einbuckliges Kamel) trifft man manchmal sogar inmitten der beschneiten, eisigen Gegenden von Erzerum, wo man nicht erwartet hätte, das Kind der brennenden Wüste Arabiens zu sehen. Gewiß wird in Kleinasien wie im ganzen Orient das Kamel sehr viel von seiner Bedeutung verlieren und schließlich, je nachdem die europäische Zivilisation mit ihren fahrbaren Wegen und Eisenbahnen sich entfaltet, wahrscheinlich fast ganz verschwinden. Auch gehört das Kamel in Kleinasien zu den wenigen Haustieren, deren Einführung erst nach dem Zeitalter des klassischen Altertums stattfand, ein schlagender Beweis dafür, daß dieses Tier keineswegs erst ein Erzeugnis der Zivilisation ist, sondern im Gegenteil die Ursache oder den Verfall derselben bezeichnet. Dies ist eine interessante, durch zahlreiche historische Zeugnisse vollkommen

erwiesene Thatsache. So z. B. melden Herodot und Xenophon, daß Cyrus, als er nach Kleinasien zog, um Krösus, den König von Lydien, zu bekriegen, durch die Überlegenheit der lydischen Kavallerie in Schrecken gesetzt wurde; um diesen Vorteil seinem Gegner zu entreißen, entschloß er sich, die persische Kavallerie ganz ans Ende seines Heeres zu stellen und die Front desselben bloß aus Kamelen zu bilden. Diese Kriegslist gelang vortrefflich; denn die absonderliche Gestalt der ganz unbekanntem riesenhaften Tiere brachte die Lydier in die ärgste Verwirrung; und doch schildert Herodot diese als die besten Truppen Asiens und spricht mit Bewunderung von den mit langen Lanzen bewaffneten lydischen Reitern. Auch erwähnt Plinius¹⁾ den gegenseitigen Abscheu zwischen Pferd und Kamel als etwas ganz allgemein Bekanntes: *odium adversus equos gerunt naturale*, und noch 5 Jahrhunderte nach Chr. spricht Prokopius²⁾ von dem furchtbaren Eindruck, welchen die Kamele des maurischen Heeres auf die römische Kavallerie machten. Endlich ist es beachtenswert, daß der im 12. Jahrhundert lebende Gylkas in seinen Annalen die oben erwähnten Angaben des Herodot und Xenophon wiedergiebt, und zwar ohne die geringste Bemerkung über einen Unterschied zwischen den Gewohnheiten der Kamele früherer und seiner Zeit. Hieraus scheint hervorzugehen, daß das Kamel im Orient im 12. Jahrhundert, also vor etwa 600 Jahren, noch nicht die Gleichgültigkeit gegen das Pferd zeigte, die es heute hat, indem es jetzt neben Pferden, Eseln und Maultieren ruhig in demselben Stalle steht, wie ich aus eigener Anschauung weiß.

Ohne Zweifel hat die Ansiedlung der ottomanischen Rasse in Kleinasien sehr viel dazu beigetragen, das Kamel an die übrigen Haustiere zu gewöhnen, so daß es sich schließlich mit diesen völlig vertrug; jedenfalls genügt das über die Geschichte des Pferdes Gesagte, um das späte Auftreten des Kamels zu erklären. Wie oben gezeigt, spielte das Pferd in diesem Lande eine hervorragende Rolle, nicht bloß im Altertum, sondern auch am Anfang des Mittelalters; aber in dem Grade, wie die zerstörende und verwirrende byzantinische Verwaltung überhandnahm, verfiel die Pferdezucht mehr und mehr, bis endlich die Einwanderung der türkischen Stämme ihr den Todesstoß gab, indem sie, gemäß den Sitten eines Hirtenvolkes, das Pferd durch das Kamel ersetzte.

Ist das späte Auftreten des Kamels in Kleinasien schon an sich eine merkwürdige Thatsache, so ist dasselbe noch viel auffälliger in Nordafrika; denn in dem letzteren Lande kann diese Erscheinung nicht, wie in Kleinasien, bloß durch politische und soziale Ursachen erklärt werden, sondern sie weist hier auf einen viel tiefer liegenden Grund, nämlich auf die klimatischen Veränderungen hin, welche die Länder am Becken des Mittelmeers in einer verhältnismäßig neueren Zeit erlitten haben. Es fehlen nicht bloß alle Abbildungen des Kamels auf den vielen, an Tierbildern so reichen Denkmälern Ägyptens, sondern es sprechen auch gewichtige Thatsachen dafür, daß es zur Zeit der Errichtung dieser Denkmäler in Ägypten noch keine Wüste gab und daß damals das Klima bedeutend

¹⁾ Nat. hist. VIII, 8.

²⁾ De bell. Vandal, I, 8 u. II, 11.

feuchter war als jetzt, zwei Umstände, welche Ägypten und Algerien dem Kamele als Wohnsitz verschlossen.¹⁾

Der kurze Überblick, den ich über die wichtigsten wilden und zahmen Tiere Kleinasiens gegeben habe, wäre hinreichend, um einen allgemeinen Begriff von den Hauptvertretern der Fauna dieses Landes zu verschaffen, so daß wir uns mit den übrigen Klassen, nämlich mit denen der Vögel, Fische und Insekten, nicht weiter zu beschäftigen brauchen, deren Studium dem Naturforscher von Nach allerdings von der größten Wichtigkeit sein muß, dem Leser aber, für welchen diese Arbeit bestimmt ist, wenig interessant und sogar ermüdend sein dürfte. Trotzdem glaube ich doch einige Worte sagen zu müssen über einen dem Orient eigentümlichen Vogel, wie über gewisse Fisch- und Insektenarten, die in zwei wichtigen Zweigen der Industrie, nämlich im Fischfang und im Seidenbau, eine bedeutende Rolle spielen.

Der Vogel, um den es sich handelt, ist kein anderer als der schlichte Storch, ein in Europa wenig beachtetes, für Asien aber so charakteristisches Geschöpf, daß diejenigen, welche diesen Weltteil besucht haben, die Erinnerung an den Storch unwillkürlich mit der an den Orient überhaupt verknüpfen. Kaum findet man daselbst einen Ort, wo nicht ein paar Störche auf Bäumen oder auf den Türmen einer Moschee ihre schlanke Gestalt zeigen; es ist ein Zug, den man aus dem Bilde nicht tilgen kann, ohne zugleich die lokale Färbung auszulöschen. Die Rolle, welche der Vogel in der Physiognomie der Landschaft spielt, beruht auf der Verehrung, welche man ihm zollt, so daß er als vollkommen unantastbar, seine Gegenwart als ein günstiges Vorzeichen betrachtet wird.

Diese jetzt im Orient so allgemeine Verehrung stammt aus dem grauesten Altertum. Nach Rosenmüller, auf dessen Werk ich mich schon oft berufen habe, bedeutet das Wort: Chasidah, mit dem der Storch in der Bibel bezeichnet wird, fromm, und in diesem Sinne wird von mehreren Schriftstellern, wie Aristoteles, Alianus und Salinus, sowohl die Zärtlichkeit des Vogels gegen seine Jungen hervorgehoben, als auch die Dankbarkeit dieser gegen die Alten, die sie im Alter ernähren. Die Psalmen (IV, 7) erwähnen die Gewohnheit der Störche auf den Cypressen zu nisten, grade wie sie es noch heute zu thun pflegen. Überhaupt scheinen die Alten das jetzt im Orient den Störchen zuerkannte Vorrecht auf allen Mauern und Dächern zu nisten auf einen großen Teil der Vögel übertragen zu haben; denn im Altertum galt das Mißhandeln der im Tempel sich ansiedelnden Vögel für Frevel und Entweihung. Herodot (I, 7) führt mehrere Beispiele von religiöser Verehrung an, die man ihnen in solchen Fällen zollte, und Aelian (hist. var. V. 17) erzählt sogar, daß die Athener einen Bürger bloß deswegen zum Tode verurteilten, weil er einige im Tempel des Askulap nistende Vögel getötet hatte.

¹⁾ Ich habe diesen interessanten Gegenstand umständlich erörtert in meinem Werke: *Espagne, Algérie et Tunisie* pag. 440, wo ich die bedeutenden Veränderungen, welche die Länder des Mittelmeerbeckens in historischer Zeit erlitten, durch klimatische, zoologische, botanische und archäologische Betrachtungen nachgewiesen habe.

Was die Fischerei anbetrifft, so sind die Kleinasien auf drei Seiten bespülenden Meere besonders geeignet, derselben große Wichtigkeit zu verleihen; leider sind aber die Gaben des Meeres noch mehr vernachlässigt als die des festen Landes, und in dieser wie in jeder anderen Hinsicht zeichnet sich heute Kleinasien nicht, wie früher, durch Reichtum, sondern durch Armut aus. Sogar das schwarze Meer, dessen Fauna der des Mittelmeeres bedeutend nachsteht, war für die Alten eine Quelle sehr einträglichem Gewerbes, was sich auch schon daraus ergibt, daß die alten Münzen mehrerer an der Küste des schwarzen Meeres gelegenen Städte, wie Sinope, Olbia, Ponticapäa u. a. Abbildungen des Fisches tragen. Der einzige Fisch, dessen Ausbeutung noch etwas an die wichtige Rolle erinnert, welche der Fischfang im schwarzen Meere bei den Alten spielte, ist der Thunfisch; indes bietet auch dieses Gewerbe einen nur geringen Handelsartikel für die Bewohner der pontischen Küsten. Ebenso ist es auf den südlichen und westlichen Küsten der Halbinsel, wo der Thunfisch sehr zahlreich und oft von bedeutender Größe ist; denn ich sah in Tarsus einen, welcher 50 kg wog, und das erscheint noch geringfügig im Vergleich zu der von Aristoteles (hist. animal IX 3) angegebenen ungeheuren Größe des Fisches am Vorgebirge Mycale (gegenüber der Insel Samos,) wo man zuweilen Exemplare erbeutet haben soll, deren Gewicht 15 Talent (über 200 kg) betrug.

Die Seen und Flüsse Kleasiens sind ebenfalls reich an Fischen, unter denen eine schöne Forellenart (*Salmo Ausonii*, Val.) fast alle Flüsse der Halbinsel bewohnt, und man ist ganz erstaunt, sie in sehr beträchtlichen Höhen zu finden, so unter anderen in dem nicht weit von Erzerum etwa 2000 m hoch liegenden Quellsflüßchen des Euphrat. In manchen alpinen Strömen des cilicischen Taurus und Cappadociens habe ich Exemplare von 4 kg Gewicht gefunden, und doch ist der Süßwasserfisch als Nahrungsmittel den Einheimischen fast ganz unbekannt, besonders den Bewohnern des von Fremden so selten besuchten Anti-Taurus, wo sich das Volk um meine Leute versammelte, um sie angeln zu sehen. Der mit einem Köder versehene Angelhaken erregte besonders ihre Neugierde; aber kaum hatten sie die aufgehäuften Fische gesehen und davon gekostet, als sie eine solche Vorliebe für dieselben faßten, daß die Befriedigung derselben meinem armenischen Koche einen sehr ergiebigen, für meine eigene Küche keineswegs günstigen Schleichhandel verschaffte. Sollten Europäer in diese Gegenden kommen, um Fischfang zu treiben, sie würden gewiß guten Absatz für ihre Waren finden. Davon konnte ich mich sogar in einigen nicht weit von Konstantinopel gelegenen Orten überzeugen, namentlich an dem See Abulonia, welcher nur durch russische desertierte Kosaken ausgebeutet wird, die dort ein großes, unter dem Namen Kosakla bekanntes Dorf erbaut haben. Die Bewohner der Gegend sehen den Arbeiten der fleißigen Fremden müßig zu, ohne den geringsten Wunsch daran teilzunehmen; denn sie finden es viel bequemer die Fische abzukaufen als selbst zu fangen, was natürlich den Kosaken sehr behagt. Dieses passive, für das türkische Volk so charakteristische Verhalten zeigt sich in allen in ihrem Lande mit Erfolg betriebenen Gewerbszweigen, denn alle werden entweder von Europäern oder von christlichen Unterthanen be-

trieben oder geleitet. Ein treffendes Beispiel liefert uns auch die Seidenkultur, die wir etwas näher betrachten wollen.

Die Züchtung des Seidenwurmes (*Bombyx Mori*) ist in mehreren Teilen Kleinasiens besonders in Bithynien und Mysien ziemlich bedeutend. Unter den in diesen Landschaften durch die Seidenkultur besonders ausgezeichneten Orten behauptet Brussa den ersten Platz. Schon im Mittelalter war diese Stadt hierdurch bekannt. So erfahren wir durch den hier von mir häufig angeführten Pierre Belon, daß zu seiner Zeit (16. Jahrh.) Brussa reicher und stärker bevölkert war als Konstantinopel, nicht bloß infolge der in der Gegend selbst betriebenen Zucht des Seidenwurms, sondern auch wegen des ungeheuren Gewinnes, welchen die Stadt durch Bearbeitung der ihr in großer Menge jährlich aus Syrien und andern Ländern des Orients zugehenden rohen Seide erlangte. „La richesse de Bourse, sagt Belon, in seiner alten naiven Ausdrucksweise, provient de la Soye: car il ne passe année que mille chameaux venant de Syrie et d'autres pays du Levant apportant la Soye en Brusse n'y voit dechargez et y accontries, filée, tissue et mise en divers ouvrages et diverses tainctures en diverses façons.“ Belon fügt hinzu, daß man, um der Seide Glanz zu verleihen, in Brussa über 40000 Pfd. Tragacant-Gummi verbrauchte, welchen Mysien, Phrygien, Paphlagonien und Galatien lieferten, während man sich zur Färbung der Galläpfel des Terebinthus bediente. Im 12. Jahrhundert tarierte Sestini die Menge der in Brussa alljährlich gewonnenen Seide ebenso hoch wie die von ganz Sizilien. Im Jahre 1835, als Auchur-Gloy die Stadt besuchte, schätzte er den Wert der jährlich nach dem Auslande, besonders nach Frankreich exportierten Seide auf 25 Millionen Franken. Allein als die mächtige Wirkung der für die Industrie verwerteten wissenschaftlichen Entdeckungen sich in Europa zeigte, erwies sich natürlich das alte orientalische Arbeitssystem als ungenügend, und Brussa verlor mehr und mehr das seit so vielen Jahrhunderten behauptete Monopol der Seide-Erzeugung und Verarbeitung. Glücklicherweise kam ihr die europäische Kunst und Thätigkeit zu Hilfe; schon im J. 1842 gründete der Schweizer Kaufmann Falkenstein in Brussa die erste auf europäische Art eingerichtete Seiden spinner ei. Diese Musteranstalt fand auch zahlreiche Nachahmer, so daß 1852 die gesamten Anstalten einen jährlichen Ertrag von etwa 40000 kg aus 650000 Kokons gezogener Seide lieferten. Diese immer mehr zunehmenden europäischen Reformen begründeten in Brussa ein Zentrum neuer Thätigkeit, von wo aus die europäische Arbeitsmethode nach allen Seiten in verschiedene Provinzen sich verbreitete, so daß ich schon 1853 rege betriebene Seiden spinner eien und Seidenwarenbereitung in mehreren Städten vorfand, wie z. B. in Bilidjik, Zenischer, Karagatsch, Gemlik, Mikahlitsch, Banderma, Mudania, u. a. Unter diesen Städten lieferten Mikahlitsch jährlich 14—19000 kg Seide, welche mit etwa 40 Franken pro kg verkauft wurde, und man kann die jährliche Produktion von Karagatsch auf etwa 700 kg anschlagen.

Neben Bithynien, welches unter den Landschaften Kleinasiens am meisten die Seidenkultur betreibt, nehmen mehrere Gegenden in Pontus und Paphlagonien in dieser Hinsicht ebenfalls einen angesehenen Rang ein, z. B. Amasia, Kerasun,

Trapezund, Unia, Tripolis u. a., welche alle ziemlich viel Seide erzeugen und mehr oder weniger ausgedehnte Maulbeerplantagen besitzen. So exportiert Amasia jährlich über Sinope und Konstantinopel nach der Schweiz ansehnliche Quantitäten von Seide und zwar in einer rasch zunehmenden Progression, indem im Jahre 1839 die Ausfuhr 35000 kg betrug, 1842 über 50000 kg und 1859 einen Wert von 1 Million Franken abwarf. Nun aber darf man nicht vergessen, daß in den oben genannten Städten dieser Gewerbszweig hauptsächlich entweder durch Europäer (in Amasia hauptsächlich durch Schweizer) oder durch christliche Unterthanen (Armenier, Griechen u. s. w.) betrieben wird, die Seidenproduktion also viel bedeutender ausfallen würde, wenn die Türken selbst daran teilnehmen wollten.

Wenn man berücksichtigt, daß das jährliche von den oben genannten Städten gelieferte Mittel-Quantum von Seide 90000 kg übertrifft, wovon etwa 87000 kg bloß auf Brussa und Amasia fallen, so kann man 100000 kg als das Minimum der Zahl annehmen, welche die jährliche Gesamtproduktion der anatolischen Halbinsel bezeichnet, was gewiß ein höchst befriedigendes Resultat ist. Denn trotz der noch sehr beschränkten Entwicklung der Seidenkultur dieses Landes, verglichen mit der, die sie so leicht erlangen könnte, beträgt dieser jährliche Ertrag doch etwa den 10. Teil desjenigen von ganz Frankreich, der sich auf mehr als 1 Million kg beläuft. Und wenn wir den jährlichen Seidenertrag der europäischen Türkei auf 400000 kg anschlagen, so würden wir die Hälfte der Produktion Frankreichs erlangen und zwar nur aus Klein-Asien und der europäischen Türkei. Somit ist es wahrscheinlich, daß die Gesamtproduktion der Seide im ottomanischen Reiche schon jetzt nicht weit hinter der von Frankreich zurücksteht.

Die Hoffnungen, zu denen Klein-Asien in betreff des Seidenbaues berechtigt, sind um so wichtiger, als die Notwendigkeit, die jetzt in Europa wohnenden Arten dieses interessanten Insekts nach Kraft und Ausdauer zu verbessern, sich mehr und mehr fühlbar macht und die Fachmänner zwingt ihre Blicke auf den Orient, diese Wiege der Seidenkultur, zu richten als auf die letzte Zuflucht, um die stets zunehmenden Gefahren zu beschwichtigen, welche dieses wichtige Gewerbe in den Gegenden des Abendlandes bedrohen, wo dieses bisher in dem blühendsten Zustande war.

Das über die Zucht des Seidenwurmes in Klein-Asien hier Vorgetragene möge als Schluß der Betrachtungen über die Fauna dieses Landes dienen; und nachdem ich in den vorhergehenden Artikeln nacheinander die geographische Lage, die Berg- und Flußsysteme, das Klima und die Vegetation der Halbinsel raschen Blickes durchmustert habe, bleibt zur Vervollständigung des physischen Bildes derselben noch übrig, Klein-Asien in geologischer Hinsicht zu betrachten, nämlich in aller Kürze und in allgemein faßlicher Weise (wie ich es bis jetzt gethan zu haben glaube) sowohl die Felsarten zu erwähnen, die das feste Gerüste des Landes bilden, als auch die Ordnung, in welcher diese Felsarten sich entwickelt haben, um der Halbinsel ihre heutige Gestalt zu geben. Diese Erörterung soll der Gegenstand meines nächsten Artikels sein.



Friedrich Wilhelm Bessel.

Von

C. F. W. Peters.

Unter den Männern, deren Thätigkeit während der ersten Dezennien des jetzigen Jahrhunderts einen ganz besonders großen Einfluß auf die Entwicklung der Astronomie in Deutschland hatten, sind in erster Linie zu nennen Gauß, Olbers, Schumacher und Bessel, und das Zusammenwirken dieser vier bedeutenden Leute ist hauptsächlich die Ursache davon gewesen, daß eine Reihe großartiger astronomischer und geodätischer Arbeiten in Deutschland ausgeführt wurden, welche mustergültig auch für das Ausland geworden sind.

Bei Gelegenheit des vor einigen Jahren gefeierten hundertjährigen Geburtstages von Gauß ist eine größere Anzahl von Schriften über ihn erschienen, und das Andenken an den größten Mathematiker Deutschlands in weiten Kreisen erneuert worden. Der Zweck dieser Zeilen soll nun sein, daß auch der in diesem Jahre stattfindende hundertjährige Geburtstag Bessels nicht vorübergehen möge ohne einen Hinweis auf die außerordentlichen Verdienste dieses bedeutenden Mannes.

Von Bessel sind bisher nur unvollständige Biographien erschienen. Die eine stammt aus seiner eigenen Feder und ist in den letzten Wochen seines Lebens von ihm geschrieben, als er sein Ende bereits herannahen fühlte. Sie umfaßt die Zeit seiner Jugend bis zum 22. Lebensjahre; ein zweites, von Wichmann verfaßtes, auf Briefen und astronomischen Tagebüchern Bessels beruhendes Bruchstück einer Biographie giebt nur eine Vervollständigung der Besselschen Schrift für die Zeit seines 18. und 19. Lebensjahres.

Friedrich Wilhelm Bessel, am 22. Juli 1784 in Minden geboren, war der Sohn eines Regierungsekretärs. Er besuchte die unteren Klassen des Mindener Gymnasiums; da ihm aber die Lust an den älteren Sprachen abging, er dagegen schon früh hervorragendes Interesse und Talent für das Rechnen zeigte, so wurde beschlossen ihn aus der Untertertia des Gymnasiums fortzunehmen und durch vermehrten Unterricht im Rechnen und Schreiben, sowie in der Geographie und französischen Sprache für den Kaufmannsstand vorzubereiten.

Mit dem Beginn des Jahres 1799 trat Bessel als Lehrling in das Handlungshaus A. G. Kulenkamp & Söhne in Bremen mit der Verpflichtung zu siebenjährigem, unentgeltlichem Dienste ein. Die Thätigkeit des Hauses, welche durch größere Getreidelieferungen nach Holland an die englische und russische Armee damals eine bedeutende wurde, und in welche er einen Einblick durch das Kopieren von Briefen erhielt, interessierte Bessel auf das Höchste, und mit größtem Eifer lag er seinen Geschäften ob. Bald aber traten stillere Zeiten ein; der Feldzug endete für die Verbündeten unglücklich, und nach einer wenig rühmlichen Kapitulation schiffte die Armee sich wieder ein. Dieses Ereigniß hatte großen Einfluß auf die geschäftliche Thätigkeit des Hauses; — Bessel, an anstrengende Arbeit gewöhnt, sah sich plötzlich zu einer teilweisen, ihm wenig zusagenden Un-

thätigkeit verurteilt, und er beschloß den Versuch, sich die Stelle eines kaufmännischen Begleiters auf einem Handelsschiffe zu verschaffen.

Seine freien Stunden wandte Bessel zu Vorbereitungen für den neuen Beruf an. Er las Werke über Warenkunde, sowie geographische Bücher und Reisebeschreibungen; er lernte in wenigen Monaten, so gut als es anging, die englische und spanische Sprache, theils durch mündlichen Unterricht, theils durch Lesen grammatischer Lehrbücher. In der Ansicht, daß ihm in seinem künftigen Berufe einige nautische Kenntnisse von Nutzen sein könnten, schaffte er sich einige astronomische Schriften an, unter ihnen das vorzügliche Buch von Bohnenberger „über geographische Ortsbestimmungen,“ aus welchem er den Nutzen der Mathematik für die Auflösung astronomischer Aufgaben kennen lernte und sah, daß man mit geringen Mitteln sich selbst astronomische Meßinstrumente bauen könne. Mit Hülfe einiger kunstfertiger Freunde gelang es Bessel, einen einfachen Sextanten herzustellen und eine billig gekaufte Pendeluhr so umzuändern, daß sie einigermaßen regelmäßig ging, und mit Hülfe dieser Apparate wurden einige Beobachtungen ausgeführt, welche überraschend günstige Resultate ergaben. Diese Freude über den Erfolg wird wohl entscheidend für Bessels künftiges Leben gewesen sein; mit jugendlicher Begeisterung warf er sich jetzt auf mathematische und astronomische Studien, und seine hervorragenden Talente zeigten sich in der außerordentlich kurzen Zeit, in welcher er sich die schwierigeren Teile dieser Wissenschaften aneignete.

Zu jener Zeit lebte in Bremen der als tüchtiger Arzt geschätzte und als Astronom sich eines wohlverdienten Rufes erfreuende Olbers. Mit ihm in Berührung zu kommen, war der dringende Wunsch Bessels. Er benutzte die Gelegenheit, als er Olbers eines Tages auf der Straße sah, ihn anzureden und ihm eine eben vollendete astronomische Arbeit über den Kometen des Jahres 1607 mit der Bitte um Durchsicht anzubieten. Olbers erkannte sehr bald den Wert der Arbeit, er schickte sie zum Druck an ein damals weitverbreitetes wissenschaftliches Journal, die von Zach in Gotha herausgegebene „monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde“, und machte dadurch Bessels Namen in weiten Kreisen bekannt. Von dieser Zeit an datiert die große Freundschaft zwischen Bessel und dem um 26 Jahre älteren Olbers, welche bis zum Tode des letzteren im Jahre 1840 dauerte, und von welcher der im Druck erschienene Briefwechsel ein dauerndes Zeugnis giebt.

Bessel verließ im Jahre 1806, nachdem er noch mehrere wertvolle Arbeiten auf Olbers' Anregung hin ausgeführt und seine theoretischen und praktischen Studien, bei welchen ihm der Rat und die thätige Hülfe seines wohlwollenden Freundes zur Seite stand, fortgesetzt hatte, den Kaufmannsstand, um in dem nahe bei Bremen gelegenen Lilienthal auf der Sternwarte des Justizrats Schröter eine Anstellung anzunehmen. Von dieser Zeit an, namentlich aber seit seiner im Jahre 1810 erfolgten Berufung nach Königsberg datierten seine bedeutenden Arbeiten, durch die er sich als den größten Astronomen seiner Zeit zeigte.

Im Jahre 1807 begann Bessel auf Olbers' Rat eine Arbeit, deren Ausführung allein hingereicht haben würde, ihm unvergänglichen Ruhm zu gewähren.

Die Wichtigkeit der Herstellung zuverlässiger Fixsternkataloge, welche auf genauen Beobachtungen beruhende Positionen der Sterne angeben, war zu jener Zeit als dringendes Bedürfnis erkannt. Über die Eigenbewegung der Fixsterne, ferner die durch die endliche Geschwindigkeit des Lichtes, endlich durch kleine Änderungen in der Erdoberfläche entstehenden scheinbaren Bewegungen der Fixsterne konnte nur dann ein Licht geworfen werden, wenn eine Reihe von Jahren umfassende, genaue Beobachtungen vorlagen. Die Beobachtungskunst stand in den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts nicht gerade in hoher Blüte, und es war namentlich Bessel während seines Aufenthaltes in Königsberg vorbehalten, sie auf eine früher unbekannte Höhe zu bringen. Wohl war im vorigen Jahrhundert ein Astronom in England, Bradley, gewesen, der mit vortrefflichen Instrumenten für die damalige Zeit vorzügliche Beobachtungen in großer Zahl ausgeführt hatte, und ihre Vergleichung mit neueren genauen Positionen mußte von hohem Werte sein, aber nur der achte Teil der Bradleyschen Fixsternpositionen war bisher reduziert worden, und größtenteils nicht mit solchen Reduktionselementen, daß sie als befriedigend angesehen werden konnten. Bessel unternahm es nun, eine neue Berechnung der Beobachtungen Bradleys auszuführen, die zu vielen wichtigen Untersuchungen führte.

Zunächst war es dazu nötig, die Fehler der benutzten Instrumente aus den vorhandenen Beobachtungen herzuleiten. Wie Bessel später einmal im Scherze behauptete, muß ein tüchtiger Astronom selbst mit einem Wagenrade gute Beobachtungen anstellen können, und in der That gelang es Bessel gerade durch das Streben immer sämtliche Fehler eines Instrumentes auf das Genaueste zu ermitteln und die Beobachtungen wegen der Instrumentalfehler zu verbessern, die Beobachtungskunst auf eine große Höhe zu bringen und Beobachtungsmethoden anzuwenden, die nach ihm allgemein angenommen worden sind. Wie viel in der beobachtenden Astronomie zu verbessern war, ist daraus zu erkennen, daß selbst Gauß, außerdem aber viele andere, erhebliche Unterschiede in der geographischen Breite ihrer Beobachtungsorte aus gemessenen Sonnenhöhen fanden, je nachdem diese Höhen im Sommer oder im Winter gemessen waren. Es wurden zur Erklärung dieser Erscheinung mancherlei Hypothesen aufgestellt; Bessel indessen fand weder bei seinen eigenen noch den von ihm berechneten Beobachtungen Bradleys etwas Ähnliches und wollte sich nicht zu dem Glauben bekennen, daß die Ursache anderswo als in den benutzten Instrumenten läge. In der That hat sich gezeigt, daß die Differenzen nur in der angewandten Beobachtungsmethode ihre Ursache hatten.

Ein großes Verdienst erwarb sich Bessel durch die Aufstellung einer neuen Formel für die Größe der astronomischen Strahlenbrechung. Bekanntlich wird ein Lichtstrahl, welcher von einem Medium in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergeht, von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt. Eine solche Ablenkung erfahren demnach auch die von den Gestirnen ausgehenden Lichtstrahlen, wenn sie in die irdische Atmosphäre eintreten, und es erscheinen infolgedessen einem Beobachter alle Sterne etwas höher als sie in Wirklichkeit sind. Diese Ablenkung

ist um so größer, je näher das Gestirn sich dem Himmel befindet, und erreicht in diesem selbst den sehr bedeutenden Betrag von mehr als einem halben Grade, so daß z. B. die Sonne, wenn sie scheinbar mit ihrem untern Rande den Horizont berührt, sich in Wirklichkeit völlig unter dem Horizont befindet.

Mit der Theorie der astronomischen Strahlenbrechung hatten sich vor Bessel schon Kramp und Laplace beschäftigt. Die Größe der Strahlenbrechung ist eine bekannte Funktion der Dichtigkeit der Luft, und diese wieder ist abhängig von der Temperatur. Das Gesetz, nach welchem bei Temperaturänderungen sich die lichtbrechende Kraft der Luft ändert, konnte zwar als bekannt angesehen werden, dagegen ist die Temperatur selbst nur in der Nähe der Erdoberfläche durch Thermometerablesungen zu ermitteln, während das Gesetz, nach welchem die Temperatur der Luft mit der Höhe abnimmt, nicht bekannt ist. Man ist daher gezwungen, ein solches Gesetz hypothetisch anzunehmen und zu untersuchen, ob die Beobachtungen mit der Annahme übereinstimmen. Laplace hatte eine solche Hypothese aufgestellt, welche sich den älteren Beobachtungen von Sternen in der Nähe des Horizontes gut anzupassen schien, doch gelang es Bessel, durch Aufstellung einer neuen Hypothese die von ihm bearbeiteten Bradleyschen Beobachtungen wesentlich besser darzustellen als durch die Laplacesche Formel.

Aus Bradleys Fixsternbeobachtungen leitete Bessel einen Sternkatalog ab, welcher die Örter der Sterne für den Anfang des Jahres 1750 enthielt. Es war also nötig, um aus den zu verschiedenen Zeiten angestellten Beobachtungen die Örter der Sterne für die genannte Epoche zu erhalten, daran, noch abgesehen von den Instrumentalfehlern und der Strahlenbrechung, einige Reduktionen anzubringen.

Schon Bradley hatte erkannt, daß die Örter der Fixsterne kleinen periodischen Veränderungen unterworfen seien, die mit dem Namen der Aberration und Nutation bezeichnet werden. Die erste Veränderung hat eine Periode von einem Jahre und entsteht durch den Umstand, daß das Licht keine unendlich große Geschwindigkeit hat; die zweite, mit einer Periode von 19 Jahren, hat ihre Ursache in kleinen Änderungen in der Richtung der Erdachse, die durch die Anziehung des Mondes und der Sonne auf die abgeplattete Erde bewirkt werden. Bessel entwickelte neue, strengere Formeln sowohl für die Aberration als für die Nutation, die er bei der Reduktion der Bradley'schen Beobachtungen anwandte.

Außer diesen periodischen Änderungen sind die Sternörter noch einer scheinbaren, ebenfalls durch Änderungen in der Richtung der Erdachse hervorgebrachten fortschreitenden Bewegung, der sogenannten Präzession, unterworfen, deren Größe gleichfalls von Bessel bestimmt wurde. Seine erste Abhandlung über die Präzession erschien im Jahre 1815 und ist von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit einem Preise gekrönt. In späterer Zeit ermittelte Bessel noch eine kleine, an seine frühere Bestimmung anzubringende Verbesserung.

Die Resultate der Bearbeitung von Bradleys Beobachtungen, einer Arbeit, welche Bessel im Jahre 1818 vollendete, wurden von ihm in einer klassischen Schrift, die er mit Recht die Grundlagen der Astronomie betitelte, niedergelegt,

und auf ihnen fußend, gab er später Hülfstafeln zur Berechnung von Sternörteru für jede Zeit zwischen den Jahren 1750 und 1850, die *Tabulae Regiomontanae*, heraus. War schon früher hohe Erwartung von Bessels Talenten gehegt worden, so zeigten die genannten Arbeiten, daß diese Erwartungen vollständig gerechtfertigt waren. Seine große Vielseitigkeit zeigte sich aber, als Bessel die Gelegenheit gegeben wurde, seine beobachtende Thätigkeit an einer mit besseren Instrumenten ausgerüsteten Sternwarte, als die Lilienthaler und anfänglich die Königsberger war, zu entwickeln.

Für die Bewilligung kostspieliger Instrumente waren nun die politischen Verhältnisse in der Zeit, als Bessel den Ruf nach Königsberg annahm, nicht gerade günstig, und Bessel hatte noch das Glück, besonders wenig unter den Kriegswirren zu leiden. Die ersten, welche die Härte der französischen Okkupation fühlten, waren die seit kurzer Zeit in Göttingen befindlichen Astronomen Gauß und Harding, deren jeder zu einer Zwangsanleihe 1000 Franks beisteuern mußte, eine Summe, deren Zahlung ihre Mittel kaum erlaubten, die ihnen aber von ihrem edlen Freunde Olbers in Bremen bereitwilligst übersandt wurde. Zwei Jahre später (1810), als zum zweiten Male dasselbe Schicksal die Göttinger betraf, kam das bisher freie Bremen selbst unter französische Herrschaft, und Olbers war, sehr gegen seinen Willen, unter der Deputation, welche seitens der Stadt im Mai 1811 zur Taufe des Königs von Rom nach Paris gesandt wurde; im folgenden Jahre wurde er zum Mitgliede des Corps législatif ernannt.

Unterdessen hatte Bessel die Gefahr der Konstriktion gedroht; Gauß und Olbers bemühten sich lebhaft, ihn zu befreien, doch hatte Bessel das Glück sich freizulösen. Er stand längere Zeit in Unterhandlungen wegen Übernahme einer Stellung bei der von Benzenberg geleiteten Sternwarte in Düsseldorf, welche durch seinen Ruf und seine Übersiedelung nach Königsberg ein Ende fanden.

Der im Jahre 1813 wieder ausgebrochene Krieg war die Veranlassung, daß die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha von den Franzosen geplündert und Lilienthal niedergebrannt wurde. Die Instrumente der im letzteren Orte befindlichen Sternwarte wurden nach Bremen gerettet; sie sind indessen nie wieder aufgestellt worden und gelangten später in den Besiß der Göttinger Sternwarte. Im Verlaufe des Krieges wurde Bremen von den Russen belagert und beschossen; Olbers' Haus selbst wurde von einer 18 pfündigen Haubize getroffen, die 10 Fuß von ihm selbst zersprang, zum Glück ohne ihn zu verletzen, doch große Verwüstungen im Hause anrichtete.

In Hamburg war von dem Mechaniker Repsold eine kleine Sternwarte auf dem sogenannten Stintfang, nahe an derselben Stelle errichtet worden, wo sich jetzt die deutsche Seewarte befindet, und an welcher er, namentlich aber sein Freund Schumacher, eifrig die Gestirne beobachtete. Diese Sternwarte wurde bei Gelegenheit der zu Ehren der Geburt des Königs von Rom am 24. März 1811 auf den Wällen Hamburgs ausgeführten Kanonade durch die Erschütterungen, welche die nahen Kanonen bewirkten, zu Repsolds Entrüstung fast ganz zerstört und ist später nicht wieder aufgebaut worden; dafür hatte Repsold bei der späteren Belagerung Hamburgs

durch die Russen die Kühnheit, vom Michaelisturm aus den Belagerern telegraphische Signale über die Stellung der Franzosen zu geben, ein Unterfangen, welches er leicht mit dem Tode hätte büßen können, welches aber zu seinem Glücke von der eingeschlossenen Armee nicht bemerkt wurde.

Es ist zu bewundern, daß in den Zeiten der fortwährenden Kriegsunruhen der Sinn für die Wissenschaften sich keineswegs in den deutschen Ländern verlor, und sich noch Geld für den Bau von kostspieligen Sternwarten fand. Bald nach Bessels Ankunft in Königsberg begann der Bau der dortigen Sternwarte. Allerdings kam er später ins Stocken, und schon war Bessel halb und halb willens, einen ihm gebotenen Ruf nach Mannheim anzunehmen, als die Hindernisse, welche sich der Fortsetzung des Baues entgegengestellt hatten, überwunden wurden und das Gebäude im Jahre 1811 zur Vollendung kam. Der Bau kostete 20 000 Thaler, der Grund gegen 8000 Thaler, außerdem waren für die Anschaffung von Instrumenten zunächst noch 4000 Thaler ausgelegt.

Bessel, der mit jugendlicher Begeisterung in die neue Stellung eintrat, fand nicht in jeder Beziehung ein Entgegenkommen, wie er es gewünscht und erwartet hatte. Der ungewöhnliche Bildungsgang, den er genommen, frappierte doch etwas die Königsberger Professoren, und es gelang Bessel nicht ohne weiteres, eine gewisse Zurückhaltung bei manchen seiner Kollegen zu überwinden. Zwar konnte ihm, der als Professor der Astronomie nach Königsberg berufen war, nicht das Halten astronomischer Vorlesungen verwehrt werden, wohl aber wurde gefordert, daß er sich erst den Magistertitel erwerben müsse, ehe er seine Vorlesungen auf die mathematischen Wissenschaften ausdehnte. Bessel wandte sich deshalb mit dem Ersuchen an Gauß, ihm in Göttingen den verlangten Titel zu verschaffen, und hier fanden sich durchaus keine Schwierigkeiten; im April 1811 erhielt Bessel aus Göttingen das Diplom eines Magisters und Doktors der Philosophie. Um indessen in das Professorenkollegium eintreten zu können, war es noch nötig, eine Habilitationsrede in lateinischer Sprache zu halten; Bessel, der alten Sprachen damals noch nicht genügend mächtig, hätte gewiß leicht eine Dispensation von dieser Verpflichtung erhalten können, konnte sich indessen zu einem bezüglichen Gesuch nicht entschließen und verzichtete auf die Habilitation. Er wurde deshalb nie eigentliches Mitglied der Universität, und ein von ihm in späteren Jahren gegen letztere geführter Prozeß wegen einer dem ältesten Professor in Königsberg nach einem Legate zukommenden jährlichen Einnahme ging ihm verloren; auch hier hätte er leicht durch einige an den Minister gerichtete Zeilen die von ihm gewünschte Summe als Gehaltzulage erhalten können, und es war ihm sogar eine solche angeboten worden für den Fall, daß er auf die Klage verzichtete; doch ein gewisser Eigensinn, mit dem Bessel an dem festhielt, was seiner Ansicht nach sein Recht war, veranlaßte ihn, den Zuwachs zu seiner Einnahme, welche letztere übrigens so erheblich war, daß er dem Ausfalle des Prozeßes mit großer Ruhe entgegensehen konnte, auf das Spiel zu setzen.

Für die Arbeiten mancher der Zeitgenossen des großen Göttinger Mathematikers hätte die Mitwelt mehr Anerkennung gezeigt, wenn nicht die Vergleichung

mit dem Manne, dessen erstaunliche Gelehrsamkeit in allem, was er veröffentlichte, hervortrat, zu nahe gelegen hätte. Zu den Wenigen, welchen die Vergleichung mit Gauß nicht schaden konnte, weil alles, was an wissenschaftlichen Arbeiten aus seiner Hand kam, stets den Stempel hoher Vollendung trug, gehörte Bessel, der zwar in den mathematischen Wissenschaften die große Vielseitigkeit von Gauß nicht erreichte, dafür aber in der astronomischen Theorie ihm nicht nachstand und in der Praxis ihm unzweifelhaft überlegen war. Die astronomische Thätigkeit, welche Bessel in Königsberg entfaltete, war eine überaus fruchtbare und sowohl in bezug auf die große Anzahl von Beobachtungen als auch ihre hohe Genauigkeit hat die Königsberger Sternwarte lange Jahre hindurch den ersten Rang eingenommen. Die Bedeutung dessen, was Bessel für die Astronomie leistete, hatte eben darin ihren Grund, daß er weder vorwiegend Theoretiker noch Praktiker, sondern beides in einem selten vereinigten Maße war. Ein solcher Mann hatte aber der Astronomie lange gefehlt. Allerdings war der Engländer Bradley von ähnlicher Bedeutung gewesen, und deshalb haben auch seine Beobachtungen noch jetzt einen so hervorragenden Wert, aber nach seinem bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgten Tode war entschieden die praktische Astronomie in einem Niedergange begriffen, aus dem sie sich erst im Beginn des jetzigen Jahrhunderts, und zwar namentlich durch die Bessel'schen Arbeiten erhob. Die theoretische Astronomie war dagegen, namentlich durch französische Mathematiker, unter denen besonders Laplace hervorragte, auf eine große Höhe gelangt. Dabei war das Interesse für die Astronomie, namentlich durch die Zschsche Zeitschrift, in welcher Korrespondenzen über astronomische Gegenstände veröffentlicht und einem größeren Publikum bekannt gemacht wurden, sehr rege geworden, und das allgemein verbreitete Gefühl, daß nach außerordentlichen Leistungen auf dem Gebiete der Theorie zunächst die Beobachtung eine weitere Förderung der astronomischen Wissenschaft anbahnen müsse, zeigte sich unter anderem in der Erbauung zahlreicher Sternwarten. Während des Endes des vorigen Jahrhunderts entstanden solche auf dem Seeberge bei Gotha, in Leipzig, Mannheim, Turin, Palermo, Madrid, im Anfange des jetzigen Jahrhunderts außer in Königsberg noch in Göttingen, München, Ofen, Dorpat und Moskau. Unter den hervorragendsten praktischen Arbeiten jener Zeit sind zu nennen die Fixsternbeobachtungen, welche Piazzini auf der neuen Sternwarte in Palermo anstellte, nach denen ein Katalog von 7000 Sternörter angefertigt wurde, welche zwar weder die Genauigkeit der Bradleyschen noch neuerer Beobachtungen hatten, aber doch für jene Zeit von großer Bedeutung waren. Das wichtigste Ergebnis der Piazzinischen Beobachtungen war aber die dabei gemachte Entdeckung eines kleinen Sterns von so starker Bewegung, daß sein planetarischer Charakter daraus bald erkannt wurde. Es war dies der erste der kleinen Planeten, dessen Entfernung von der Sonne zwischen derjenigen des Mars und Jupiter liegt, und der eine Lücke im Sonnensystem von so auffallender Größe ausfüllte, daß das Dasein eines bisher nicht gefundenen Planeten dort längst vermutet war. Diese Entdeckung, welche am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts, dem 1. Januar 1801 geschah, hatte wichtige Folgen gehabt. Piazzini, wohl in dem Wunsche, neben der

Mitteilung von der Auffindung eines bisher unbekanntem Weltkörpers zugleich Angaben über dessen Stellung im Sonnensystem veröffentlichen zu können, hatte einige Wochen seine Entdeckung geheim gehalten, und bei den langsamen Postverbindungen der damaligen Zeit vergingen noch einige Wochen, ehe die Entdeckung bekannt wurde. Als dann aber auf anderen Sternwarten nach dem Gestirn gesucht wurde, war die Zeit seiner Sichtbarkeit verstrichen, und es war in den Sonnenstrahlen verschwunden. Dadurch war nun den Astronomen eine Aufgabe erwachsen, zu deren Lösung früher noch kein Bedürfnis vorgelegen hatte. Sollte der lichtschwache Planet nach seinem Wiedererscheinen aufgefunden werden, so mußte aus den wenige Wochen umfassenden Beobachtungen Piazzis eine Bahn gerechnet werden, damit der Ort des Planeten für mehrere Monate im voraus bestimmt war. Diese Aufgabe war keine leichte; zum Glück aber wandte sich gerade in jener Zeit Gauß der Astronomie zu und löste das Problem in so glücklicher Weise, daß er in kürzester Zeit die elliptischen Bahnelemente mit großer Sicherheit ableitete. Der Planet wurde danach mühelos wiedergefunden, und es war dies ein großes Glück, denn wenige Monate nach der Wiederauffindung entdeckte Olbers einen zweiten Planeten nahe bei dem ersten, der ohne die Gauß'sche Berechnung leicht mit ihm hätte verwechselt werden und dadurch zu großer Verwirrung Anlaß geben können. Die Grundlagen der Gauß'schen Methode zur Bahnbestimmung der Planeten wurden einige Jahre später von ihm in einer Schrift niedergelegt und werden mit sehr unwesentlichen Modifikationen noch jetzt allgemein bei den Bahnberechnungen angewandt. Der Entdeckung der beiden ersten kleinen Planeten waren bald zwei neue gefolgt.

Diese Entdeckungen sowie Bessels Auftreten bezeichnen eine neue Epoche in der praktischen Astronomie. Wollte man sicher gehen, daß die kleinen, von schwächeren Fixsternen im Ansehen nicht zu unterscheidenden neuen Gestirne nach ihrem alljährlichen, einige Monate dauernden Verschwinden in den Sonnenstrahlen wieder aufgefunden würden, so mußten den Bahnbestimmungen möglichst viele und möglichst gute Beobachtungen zu Grunde gelegt werden. Hierfür war es aber dringend wünschenswert, zuverlässige Ortsbestimmungen zahlreicher Fixsterne zu haben, an die sich die Planetenbeobachtungen anschließen konnten. Piazzis Beobachtungen leisteten in dieser Beziehung schon etwas; mehr noch eine von Lalande in Paris ausgeführte Messungsreihe von 50000 Fixsternen, doch war eine höhere Genauigkeit solcher Positionsbestimmungen ein dringendes Bedürfnis. Im Jahre 1819 erhielt Bessel ein vorzügliches, zu solchen Messungen geeignetes Instrument, einen Meridiankreis von Reichenbach in München, und führte eine überaus große Anzahl vorzüglicher Beobachtungen von Fixsternen, welche an Genauigkeit alle übrigen übertrafen, damit aus. Zunächst beobachtete Bessel dieselben Sterne, welche sich in dem Bradleyschen Verzeichnisse fanden, und es wurde dadurch möglich, wenn die Sternörter vermittlest der Präzession auf dieselbe Epoche reduziert wurden, aus den Differenzen der Bradleyschen und Besselschen Beobachtungen Werte für die eigene Bewegung der Fixsterne zu erhalten. Außerdem begann er aber eine Beobachtungsreihe von möglichst vielen Sternen zwischen 10 Grad südlicher und

45 Grad nördlicher Declination, eine für Ortsbestimmungen von Planeten und Kometen äußerst wichtige Arbeit, deren Resultate erst nach Bessels Tode in Katalogform zur Veröffentlichung gekommen sind. Auf Grund dieser und der Lalandeschen Fixsternbeobachtungen wurden auf Bessels Anregung die Sternkarten der Berliner Akademie angefertigt, mit deren Hilfe mehrere kleine Planeten, sowie auch der entfernteste der Hauptplaneten, Neptun, entdeckt wurden.

Nicht geringere Wichtigkeit als die Beobachtungen am Meridiankreise hatten diejenigen, welche er an dem Fraunhoferschen Heliometer ausführte. Bei beiden Instrumenten ist die Genauigkeit der mit ihnen erlangten Resultate nur dem tiefen Eingehen Bessels in die vorhandenen Instrumentalfehler zuzuschreiben, nicht aber ohne weiteres der wenn auch vorzüglichen Ausführung des Instruments. Bessel war keineswegs mit der Genauigkeit derjenigen Beobachtungsergebnisse zufrieden, welche etwa eine bloße Ablesung der Kreisteilungen ergab, sondern er hatte stets das Bestreben, genauer zu beobachten als der Mechaniker arbeiten kann. Jede Mikrometerschraube hat ihre Unregelmäßigkeiten, jede Kreisteilung ihre Fehler, und die vollkommensten Schrauben und Kreisteilungen sind diejenigen, bei welchen die Fehler die geringste Größe haben, ohne indessen je zum völligen Verschwinden gebracht werden zu können. Bessel legte auf die geringe Größe mancher Instrumentalfehler verhältnismäßig wenig Wert; da er die Fehler immer ihrer Größe nach bestimmte und in Rechnung zog, so war ihm ihre absolute Größe gleichgültig. Hierin pflichten ihm wenige Astronomen bei; thatsächlich bietet bei allen Instrumenten die geringe Größe der Instrumentalfehler in der Regel bei der Beobachtung und Berechnung der Beobachtungen eine gewisse Erleichterung, und man wird dem Mechaniker daher aufgeben, die Fehler des Instrumentes auf einen möglichst geringen Betrag zu bringen, was ein tüchtiger Mechaniker meist schon seines guten Rufes halber ungern unterläßt. Darum wird aber kein geschickter Astronom sein Instrument als fehlerfrei ansehen, sondern ein jedes Instrument verlangt ein besonderes Studium seiner ihm eigentümlichen Fehler und ihrer Berücksichtigung, wenn man möglichst genaue Resultate aus den Beobachtungen ziehen will. Das Heliometer verlangt nun eine Prüfung nach weit mehr Richtungen als die meisten anderen astronomischen Instrumente; die Weitläufigkeit der Untersuchungen hat daher auch jahrzehntelang bewirkt, daß das Instrument wenig benutzt worden ist, bis es kurz vor dem vorletzten Vorübergange der Venus vor der Sonne im Jahre 1874 wieder mehr in den Vordergrund getreten ist.

Bis in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts war das Streben der astronomischen Beobachter hauptsächlich auf die Ermittlung absoluter Örter der Gestirne an der Himmelskugel gerichtet, und zu diesem Zwecke waren im Laufe der Zeit geeignete Instrumente, meist fest in der Richtung des Meridians aufgestellt, an den meisten Sternwarten angeschafft. Dagegen waren solche Instrumente weniger für die Bestimmung der relativen Lage nahe bei einander befindlicher Gestirne, sowie der scheinbaren Durchmesser der Sonne, des Mondes und der Planeten geeignet, und namentlich fehlte es den größeren Fernröhren an zweckmäßigen Vorrichtungen zur Anstellung von Messungen. Den ersten Schritt zur

Ausführung genauer mikrometrischer Beobachtungen machte der bekannte Optiker Fraunhofer in München, aus dessen Werkstätte Schrauben von besonders sorgfältiger Ausführung hervorgingen, mit deren Hilfe meßbare kleine Bewegungen von Fäden, die in der Focalebene eines Fernrohrs an einem verschiebbaren Rahmen aufgespannt wurden, ausgeführt werden konnten. Das erste größere Instrument, welches mit solcher Vorrichtung versehen wurde, war der Refraktor der Dorpater Sternwarte. Die Genauigkeit der damit von Wilhelm Struve ausgeführten Beobachtungen übertraf alle bisherigen nach derselben Richtung gemachten Versuche, und die günstigen Erfahrungen veranlaßten Bessel zu dem Wunsche, sich für die Königsberger Sternwarte ein Instrument von wo möglich noch größerer Vollkommenheit zu verschaffen. Er bestellte bei Fraunhofer ein sogenanntes Heliometer, bei welchem das Objektivglas in zwei gleiche Hälften zerschnitten wird, von denen die eine gegen die andere durch eine Mikrometervorrichtung verschoben werden kann. Den beiden Hälften kann eine solche Stellung gegen einander gegeben werden, daß sie zusammen wie ein einziges unzerschnittenes Objektiv wirken, bei der geringsten Verschiebung der einen Hälfte gegen die andere zeigen sich aber zwei Bilder eines jeden eingestellten Gegenstandes. Von zwei nahe bei einander stehenden Sternen entstehen demnach im ganzen vier Bilder; durch geeignete Drehung des Objektivs kann man diese in eine gerade Linie, und durch Verschiebung der einen Objektivhälfte in solche gegenseitige Lage bringen, daß die drei Distanzen zwischen je zwei einander zunächst stehenden Bildern genau von gleicher Größe sind. Die Ableseung der Größe der Drehung des ganzen Objektivs sowie der Verschiebung der Objektivhälfte ergeben alsdann die relative Richtung und den Winkelabstand der beiden Sterne.

Vor dem in Dorpat angewandten Fadenmikrometer hat die heliometrische Einrichtung eines Fernrohrs den Vorzug, daß mit ihrer Hilfe größere Entfernungen gemessen werden können. Über die Genauigkeit der Messungen mit dem neuen, im Jahre 1829 in Königsberg aufgestellten Instrument war Bessel überrascht. Einer Mitteilung an Schumacher über einige seiner ersten Messungen, welche die scheinbare Größe des Saturnringes betrafen, fügte er voller Freude hinzu: „Diese Übereinstimmung ist keine Windbeutelei; — das muß doch ein potentes Instrument sein, welches solche Messungen giebt! Sie werden bemerken, daß ich den mittleren Ringdurchmesser 0,8 Sekunden kleiner habe als Struve; stellen Sie das Instrument auf Struves Maß, so stehen beide Bilder so weit auseinander, daß Sie den Finger dazwischen stecken können. Aber Struve wird dennoch recht gemessen haben. Der Unterschied liegt an den Fernröhren. Wenn ich Ruhe haben werde, will ich etwas Grundgelehrtes darüber auszumitteln suchen. — Meine Beobachtungen der Trabanten versprechen sehr viel.“ — Bald darauf schickte er Schumacher eine Reihe Beobachtungen des Doppelsternes ρ Ophiuchi und fügte hinzu: „Das grenzt wirklich an das Unglaubliche; allein es ist immer so, selbst wenn die Luft nicht gehörig ist. Nehmen Sie dazu, daß eine Entfernung von 30 bis 40 Bogenminuten ebenso gut gemessen werden kann, und wir werden einig sein, daß dieses das wahre Meßinstrument ist.“

Eine der ersten Beobachtungsreihen, welche Bessel mit dem neuen Instrument ausführte, betraf den hellsten, sogenannten Huygenischen Saturnsatelliten. Es waren bisher nur wenige und nicht gerade sehr genaue Beobachtungen dieses von Huyghens gefundenen Satelliten vorhanden. Bessels Beobachtungen ließen mit großer Sicherheit eine Bahn ableiten. Aber die Bahn ist in Folge der Anziehung der den Planeten umgebenden Ringe in einer fortwährenden Bewegung begriffen, deren Größe Bessel aus älteren Beobachtungen ermittelte. Nach ihrer Feststellung war es möglich die Größe der durch die Ringe bewirkten Anziehung, und daraus die Masse des Ringes abzuleiten. Dieselbe fand sich derartig, daß, unter Voraussetzung einer gleichen Dichtigkeit des Saturn und seines Ringes, die Dicke des letzteren sich zu 30 Meilen ergab. Außerdem fand sich aber aus der Bestimmung ein sehr genauer Wert für die Masse des Saturn im Verhältnis zu derjenigen der Sonne, welche sehr nahe übereinstimmte mit der von dem Franzosen Bouvard auf ganz verschiedenem Wege gefundenen, und deren Kenntniß für die Ermittlung der Störungen, welche Saturn durch seine Anziehung auf die Bewegung anderer Planeten ausübt, von großer Wichtigkeit ist.

Es lag ferner nahe das vorzügliche Instrument zu einer Untersuchung anzuwenden, welche in früheren Zeiten stets an der Unvollkommenheit der benutzten Meßinstrumente gescheitert war, nämlich zu der Ermittlung der Entfernung von Fixsternen von der Sonne. In Folge der Bewegung der Erde um die Sonne, in welcher sie nahezu einen Kreis von 40 Millionen Meilen Durchmesser beschreibt, müssen die Fixsterne im Verlaufe eines jeden Jahres Ortsveränderungen an der Himmelstugel erleiden, und seit Kopernikus waren viele vergebliche Versuche gemacht, dieselben zu erkennen. Das Resultat war bisher kein anderes gewesen, als die Kleinheit der Ortsveränderungen, welche in ihrem Betrage unter der Unsicherheit der Beobachtungen lagen, festzustellen; alle bisher vermeintlich aufgefundenen größeren Bewegungen entbehrten durchaus der Zuverlässigkeit.

Einige Zeit bevor Bessel sich einer solchen Untersuchung zuwandte, hatte schon Struve sein Fraunhofersches Instrument nach derselben Richtung hin benutzt. Er untersuchte den hellen Stern Vega in der Leyer, in dessen unmittelbarer Nähe sich ein kleiner Stern elfter Größe befindet, der mit ihm nur optisch, nicht aber physisch verbunden ist, und sich also in einer andern Entfernung von uns befindet. Struve maß längere Zeit hindurch die relative Stellung der beiden Sterne und fand auch jährliche Veränderungen derselben, welche auf eine solche Entfernung des helleren Sterns schließen lassen, daß das Licht etwa 13 Jahre gebraucht um von dem Sterne zur Erde zu gelangen.

Die genaue Ortsbestimmung des von Struve gewählten Sterns wird etwas erschwert durch seine große Helligkeit; Bessel wählte deshalb für seine Untersuchung einen schwächeren, und zwar den Doppelstern 61 im Schwan, der sich durch eine ganz besonders starke Eigenbewegung, die stärkste aller bis dahin bekannten, auszeichnet. Er maß die Entfernung des Mittelpunkts zwischen den beiden Komponenten des Sternpaares von zwei in nahezu senkrecht auf einander stehenden Richtungen befindlichen Sternen längere Zeit hindurch und erhielt dadurch das

unzweifelhaftes Resultat, daß der Stern in der That eine jährliche scheinbare Bewegung hat, deren Betrag auf eine solche Entfernung des Sterns von der Sonne bestimmt wurde, daß das Licht $9\frac{1}{4}$ Jahre braucht, um sie zu durchlaufen; spätere Untersuchungen nach derselben Richtung haben das Resultat nur unbedeutend verändert.

Eine besonders wichtige Entdeckung gelang Bessel durch die genaue Bearbeitung älterer Beobachtungen. Er fand nämlich, daß zwei Fixsterne, Sirius und Procyon, Unregelmäßigkeiten in ihrer Eigenbewegung zeigten, die er dadurch erklärte, daß beide Sterne dunkle Begleiter von erheblicher Masse haben, deren Anziehung den sichtbaren Stern eine Bahn um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Bahnsystems beschreiben läßt; eine Erklärung, deren Richtigkeit zwar zuerst von mehreren Seiten angezweifelt wurde, aber jetzt allgemein anerkannt und bei Sirius durch die spätere Auffindung eines schwachen Begleiters direkt bestätigt ist. Der Mitteilung über seine Entdeckung an seinen Freund Schumacher fügt Bessel folgende Bemerkung hinzu (30. Juni 1844): „Ich habe noch eine andere astronomische Last auf dem Herzen, womit ich Sie aber vor Herbst nicht beunruhigen will; denn der Herbst soll noch seinen Beitrag dazu geben und schon gesammelte Beiträge verstärken und schwächen. — Sie kennen doch den Spruch von manchen Dingen unter dem Monde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt? — Schade nur, daß ich bei jeder Gelegenheit immer in allerhand Nebenuntersuchungen gerathe, welche mir alle meine Zeit rauben! —“ Zunehmende Krankheit, welche schon seit dem Ende des Jahres 1843 sich in dem Anschwellen einiger Teile des Körpers bemerklich machte und schließlich Bessels Tod herbeiführte, verhinderte weitere Mitteilungen über die angedeutete Entdeckung, über welche nur Vermutungen möglich sind.

Thatsache ist aber, daß Bessel nahe dran gewesen ist, auf Grund beobachteter Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Uranus diejenige Entdeckung zu machen, durch welche Leverrier sich einen unsterblichen Namen errungen hat. In einem am 28. Februar 1840 in Königsberg gehaltenen Vortrage äußerte Bessel sich schon mit großer Bestimmtheit über das Vorhandensein eines jenseits des Uranus befindlichen Planeten, dessen Einfluß auf die scheinbaren Örter des Uranus seit dem Jahre 1821 sich, wie auch schon in früheren Zeiten, zeigten, zu der Zeit, wo er den Vortrag hielt, schon eine ganze Minute erreicht hätten, und bald, da sie im schnellen Wachsen seien, noch beträchtlich höher gestiegen sein würden. Bessel hatte bereits alle möglichen andern Erklärungen für die Ortsveränderungen des Uranus mit großer Gründlichkeit geprüft und war im Begriff den von Leverrier eingeschlagenen Weg zu gehen, als seine Krankheit allen ferneren Arbeiten ein Ende bereitete.

Es würde hier zu weit führen, die große Anzahl anderer wichtiger Untersuchungen auf rein astronomischem Gebiete, welche Bessel ausführte, aufzuzählen, es mögen daher nur noch seine geodätischen Arbeiten erwähnt werden. Bessel führte auf Anregung der russischen Regierung eine trigonometrische Verbindung der Königsberger Sternwarte mit dem russischen Dreiecksnetze, aus der sich all-

mählich eine der besten vorhandenen Gradmessungen entwickelte, aus, und die von ihm benutzten Methoden der Beobachtung und Berechnung sind noch jetzt als mustergültig neben den nahezu gleichzeitig von Gauß aufgestellten anerkannt. Aus den verschiedenen bis zu jener Zeit ausgeführten Gradmessungen leitete Bessel einen Wert für die Abplattung der Erde ab, für den erst in neuester Zeit unter Benutzung der in Indien während der letzten Jahrzehnte ausgeführten Arbeiten eine kleine Verbesserung gefunden ist. Mit großer Ausdauer suchte Bessel die Schwierigkeiten zu überwinden, welche bisher sich neuen genauen Ermittlungen der Länge des einfachen Sekundenpendels entgegengestellt hatten. Wie groß diese Schwierigkeiten sind, mag in folgendem kurz angedeutet werden.

Ein einfaches oder mathematisches Pendel ist ein völlig abstrakter Begriff. Es bezeichnet einen Gegenstand von irgend welchem Gewicht ohne jede räumliche Ausdehnung, der an einem Faden ohne Dicke aufgehängt und in Schwingungen versetzt wird, welche in der Regel als in einer Ebene stattfindend gedacht werden. Hängt man ein kleines Bleigewicht an einem dünnen Faden auf, entfernt es etwas seitlich aus der Ruhelage, welche es nur durch die Anziehung der Erde annehmen würde, und läßt es dann los, so wird es Schwingungen ausführen, welche, wenn sie klein sind, sehr nahe in gleichen Zeiten stattfinden. Ein solches Pendel wäre von einem einfachen nicht sehr verschieden und unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daß der Faden immer noch eine gewisse Dicke und ein eigenes Gewicht, und der angebundene Gegenstand eine räumliche Ausdehnung hat, während bei dem einfachen Pendel der Faden unendlich dünn und ganz gewichtlos, und der Gegenstand als ein mathematischer Punkt gedacht wird, der aber doch ein gewisses Gewicht besitzt.

Es ist nun nicht schwer, aus den beobachteten Schwingungszeiten eines physischen Pendels, d. h. irgend eines infolge der Schwerkraft der Erde schwingenden Körpers, wenn seine Dimensionen und die Massen seiner einzelnen Teile genau bekannt sind, die Länge desjenigen einfachen Pendels zu ermitteln, dessen Schwingungen in derselben Zeit ausgeführt werden. Da nun noch ein bekanntes Verhältnis zwischen den Schwingungszeiten einfacher Pendel und ihren Längen stattfindet, so kann man aus der erwähnten Bestimmung mühelos die Länge des einfachen Pendels von einer Sekunde Schwingungszeit ableiten.

Insofern scheint nun die Aufgabe der Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels für irgend einen Ort auf der Erde sehr einfach zu sein, und doch ist sie eine beträchtlich schwierige, infolge verschiedener Umstände. Denn erstlich muß man für die Reduktion auf das einfache Pendel genau die Entfernung der Schwerpunkte der einzelnen Teile vom Aufhängepunkte kennen. Es ist aber in der Regel durchaus nicht leicht, die wahre Lage des Aufhängepunktes oder besser des Mittelpunktes der Drehung des Pendels kennen zu lernen. Besteht das Pendel aus einem Faden mit einem angehängten Gewichte, und wird der Faden an seinem obern Ende auf irgend eine Weise festgeklemmt, so liegt infolge der Elastizität, welche jeder Faden besitzt, der eigentliche Drehungspunkt etwas niedriger als die eingeklemmte Stelle des Fadens; bringt man dagegen

an dem obern Ende des Pendels eine Schneide an, welche auf einer horizontalen Unterlage liegt, so wird diese Schneide sich nach einigen Schwingungen abstumpfen, wenn die Unterlage härter oder ebenso hart ist wie die Schneide selbst, im andern Falle sich aber in die Unterlage eindrücken. Durch beides wird aber bewirkt, daß die Drehung des Pendels nicht mehr in der Ebene der Unterlage stattfindet. Ferner sollten die Schwingungen eigentlich im luftleeren Raume stattfinden, um den Einfluß der Luft auf die Schwingungszeit zu vermeiden; da dies aber stets, und bei einigermaßen langen Pendeln mit unüberwindlich großen mechanischen Schwierigkeiten verbunden ist, so wird man sich damit begnügen müssen, die beobachteten Schwingungszeiten durch Rechnung von dem Einflusse der Luft zu befreien.

Schließlich hat aber noch die Temperatur einen doppelten Einfluß auf die Schwingungszeit; einmal dadurch, daß die Größe des ganzen Pendels, und zweitens dadurch, daß auch die Elastizität der das Pendel umgebenden Luft von ihr abhängt.

Der Einfluß der umgebenden Luft besteht nun nicht etwa darin, daß die Luft den Schwingungen einen Widerstand entgegen setzt, wie vielfach unrichtigerweise angenommen wird, obgleich schon seit langer Zeit bekannt ist, daß ein solcher Widerstand, der natürlich thatsächlich immer vorhanden ist, nur die Größe des Schwingungsbogens, nicht aber die Schwingungszeit beeinflusst, sondern er besteht vielmehr darin, daß durch die Luft ein Teil des Gewichtes des schwingenden Körpers aufgehoben wird. Seit Newton hatte man nun die Reduktion der Schwingungszeiten eines Pendels auf den luftleeren Raum so angenommen, als wenn das Pendel in Bewegung, die Luft aber in Ruhe sei, während Bessel darauf hinwies, daß ein Teil der umgebenden Luft ebenfalls in Schwingungen versetzt und demnach als zum ganzen System des Pendels gehörig anzusehen sei. Er zeigte, daß, wenn das Pendel aus einer an einem Faden schwingenden Kugel besteht, die Reduktion doppelt so groß sei, als vorher angenommen war.

Um die Bestimmung der Länge des einfachen Sekundenpendels mit möglichster Sicherheit zu erhalten, wandte Bessel sich an den Mechaniker Repsold in Hamburg, in dessen Werkstätte gerade nicht sehr viele, aber in ihrer hohen Vollendung bewunderungswürdige Arbeiten geschaffen wurden. Durch die besondere Einrichtung des Apparates und die Methoden der Beobachtung gelang es Bessel, die Genauigkeit der damit ausgeführten Bestimmungen auf eine solche Höhe zu bringen, daß sie alle früheren mit andern Apparaten ausgeführten Bestimmungen beträchtlich übertraf. Er wies außerdem nach, daß die Schwingungszeit eines Pendels nicht abhängig ist von dem Stoffe, aus dem der schwingende Körper besteht, sondern daß die Erde verschiedene Stoffe mit gleicher Kraft anzieht, wodurch die Richtigkeit der früher von Newton ausgesprochenen Ansicht über die gleiche Schwere aller Körper mit einem weit genaueren Apparate, als er Newton zu Gebote stand, bestätigt wurde.

Aber es bleibt bei Anwendung dieses Apparates immer noch schwierig, die Einwirkung der Luft völlig aus dem Resultate zu bringen. Während Bessel

noch mit seinen Beobachtungen beschäftigt war, fand er, daß das von Bohnenberger schon früher für derartige Bestimmungen vorgeschlagene Pendel mit reziproken Achsen derartig eingerichtet werden könne, daß die Einwirkung der Luft fast vollständig verschwindet und nur insoweit auf das Resultat einwirkt, als der Luftzustand (Temperatur und Barometerstand) sich zwischen zwei zusammengehörigen Versuchen ändert. Dieser große Vorzug hat zur Folge gehabt, daß die von Bessel angegebene Konstruktion eines Reversionspendels in neuerer Zeit allgemein für die Ermittlung der Länge des einfachen Sekundenpendels angewandt wird, und alle andern Konstruktionen mehr in den Hintergrund getreten sind.

Die überaus große Thätigkeit, welche Bessel entwickelt hat, konnte wohl nicht ohne schädliche Einwirkung auf seinen Körper bleiben. Von Natur war seine Gesundheit nicht die festeste; jeder Herbst brachte starke Erkältungen mit sich, in deren Gefolge gewöhnlich heftige Brustkrämpfe waren, und der Arzt drang unaufhörlich, aber vielfach vergeblich, auf Schonung der Gesundheit. Eine stärkere Krankheit im Jahre 1839 brachte Bessel doch zur Einsicht, daß er eine gänzlich veränderte Lebensweise annehmen müsse, wenn nicht ernstliche Folgen seiner übermäßigen Zumutungen an den Körper folgen sollten. Er schrieb im November dieses Jahres an Schumacher, als sein Übelbefinden gewichen war: „Je wohler ich mich fühle, ein desto längeres Gesicht macht mein Doktor. Er behauptet (und ich fürchte mit Recht), daß ich meine Lebensart gründlich, wenigstens ein halbes Jahr lang, ändern müsse um nicht nur nicht schlechter als früher, sondern besser zu werden. Er hat mir lange Vorlesungen gehalten um zu beweisen, daß mein Nervenübel (welches sicher vorhanden ist), redlich verdient war durch übertriebene Anstrengungen und nie gehörte Ermahnungen zur Ruhe. Er hat mir auseinandergesetzt, daß ich entweder zu mehr Ruhe kommen, oder meine Ansprüche auf Gesundheit aufgeben muß. Ich habe ihn sehr ungern angehört, aber ich sehe, daß er durchaus Recht hat. Ich treibe nun seit 35 Jahren eine Lebensart, welche viele als unnatürlich ansehen würden; meine Arbeiten verlassen mich keinen Augenblick, und selbst das, was andern Erholung ist, wirkt entgegengesetzt auf mich, weil ich immer zu ersehen pflege, was ich dadurch versäumt habe. Seit vielen Jahren bin ich mir eines Zustandes bewußt, den ich wohl früher hätte beachten sollen; es geht mir wie den Säufern, welche den Rausch nur durch einen neuen beschwichtigen können; wie ihnen ist mir nicht recht, wenn ich nicht eine Überreizung durch eine neue vertreibe. Je mehr ich mich malträtirt habe, desto mehr fühle ich das Bedürfnis meine Kräfte zu spannen. Dann erfolgt Erschlaffung, wie diesen Sommer in Altona und Bremen.“ —

Die verhältnismäßige Ruhe, welcher Bessel sich infolge der Ermahnungen seines Arztes hingab, dauerte nicht lange. Bald stürzte er sich trotz seines leidenden Zustandes wieder in anstrengende Arbeiten, ohne das Gefühl zu verlieren, daß seine Lebensdauer keine lange mehr sein werde. Im Oktober 1840 traf ihn der harte Schlag, seinen einzigen, hochbegabten Sohn an einem Nervenfieber zu verlieren. In einem Briefe an Schumacher erzählte Bessel, daß er bei dem Abschiede von seinem Sohne nach dessen letztem Aufenthalt in Königsberg kaum

habe die Worte unterdrücken können, daß sie sich nie wiedersehen würden. „Ich dachte,“ fügte er hinzu, „nur an mich; aber die unnütze Ruine hält sich, und der neue zierliche Bau stürzt zusammen!“

Gegen Anfang des Jahres 1844 wurde Bessels Gesundheitszustand bedenklicher. Am 2. Dezember schrieb er: „Ich muß Ihnen, mein alter Freund, doch einmal wieder schreiben, was in vier Wochen nicht geschehen ist. Ich bin krank gewesen und bin es noch. Was mir eigentlich fehlt, weiß ich nicht zu benennen: die Gesundheit ist es aber gewiß. Seit fast einem Jahre sind mir einzelne Teile geschwollen, das ist viel stärker geworden, ohne daß das Übel jedoch allgemeine Wassersucht zu sein scheint. Schlaf und Appetit sind gut; der Unterleib — die schwache Seite — ist während der Krankheit eher in Ordnung als in Unordnung gewesen. Von Fieber keine Spur, die Zunge ohne wesentliche Belegung. — Ich weiß nicht, welchen Namen ich dem Übel geben soll. Der Doktor hat natürlich kein Interesse, mich zu unterrichten; ich sehe keinen Nutzen meine medizinischen Kenntnisse zu vermehren. Indessen habe ich einige verfängliche Fragen gemacht und aus den erhaltenen Antworten gefolgert, daß Dr. Kosch nicht zweifelhaft über die Natur des Übels ist. Sehr beunruhigt dadurch scheint er auch nicht zu sein. Was mich anlangt, so ist nicht meine Art, wegen Dinge die da kommen werden, oder kommen können, unglücklich zu sein. Ich lasse also alles ruhig seinen Gang gehen. . . . Ich habe wenig gethan, mehr gelesen. Wir haben schönes Wetter bei gelindem Frost gehabt, welches ich nicht benutzen zu können beklagt habe.“

Das Übel wurde schlimmer. Am 15. Mai 1845 schrieb Bessel:

„Absichtlich, wenigstens zum Teil absichtlich, habe ich Ihnen, mein teilnehmender Freund, lange nicht geschrieben. Auch war ich oft — oder gewöhnlich — unfähig dazu. Meine Leiden sind unerträglich, und müssen bald endigen, entweder im Tode, oder in Besserung. Beides wird mir willkommen sein, denn beides ist Besserung für mich. — Wassersucht ist das äußere Zeichen eines innern Übels. Ob dieses heilbar ist, geht aus der äußern Erscheinung nicht hervor. Das Nachdenken über den eigenen Zustand kann man sich nicht versagen; das meinige giebt ein trauriges Resultat. Die Möglichkeit einer Hilfe ist wohl noch vorhanden, d. h. ich glaube noch daran; aber viel wahrscheinlicher ist mir, daß ich bald schrecklich enden werde.“

Von einem alten, treuen Freunde kann man nicht scheiden, ohne Lebewohl auszurufen. Sollten Sie nichts mehr von mir erhalten, so glauben Sie dennoch, daß ich bis zu meinem letzten Pulschlage an Sie denken, und das Glück preisen werde, Sie gefunden zu haben. Besserung erfahren Sie zuerst, Tod erfahren alle durch die Zeitungen.

Lassen Sie sich durch dieses Blatt nicht unruhiger machen, als mein Zustand Sie schon gemacht haben muß. Wie gesagt halte ich Herstellung noch für möglich, aber jeder der einem Freunde etwas zu sagen hat, soll dieses thun — ohne unter zwei möglichen Fällen einen abzuwarten. Ich schreibe Ihnen, selbst heute, mit einiger Überwindung; aber es fällt mir dadurch ein drückender Stein vom Herzen.“

Die schwere Erkrankung des großen Astronomen erregte allgemeine Teilnahme. Friedrich Wilhelm IV., der sein lebhaftes Interesse für die Arbeiten Bessels schon früher mehrfach bethätigt hatte, veranlaßte aus freiem Antriebe seinen eigenen Arzt Schönlein zu einer Reise nach Königsberg, um Bessel zu untersuchen. Dessen Urteil, soweit er es wenigstens dem Kranken selbst mitteilte, lautete günstig, ohne daß indessen eine Erleichterung in den oft unerträglichem Schmerzen eintrat. Die Teilnahme des Königs erfreute und rührte Bessel auf das Höchste. Die erste Nachricht von des Königs Plane, welche der Mathematiker Jacobi auf Veranlassung des Ministers Bodenschwingh dem Kranken mitteilte, brachte diesen außer aller Fassung. Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er konnte sich stundenlang nicht beruhigen. Eine zweite Freude wurde ihm durch die Zusendung eines prachtvoll gebundenen Exemplars der definitiven Reduktion der Greenwicher Planetenbeobachtungen. Auf dem Umschlage standen in Golddruck die Worte: „Presented by the Lords Commissioners of the Admiralty of Great Britain and Ireland to Friedrich Wilhelm Bessel, Author of the *Fundamenta Astronomiae pro Anno 1750* and of the *Tabulae Regiomontanae*.“ „Hierdurch,“ schrieb er an Schumacher, „ist nun das vollendet, dessen Möglichkeit herbeizuführen ich, von dem Anfange meiner astronomischen Laufbahn bis zu den *Tabulae Regiomontanae* inkl. als meine Hauptaufgabe betrachtet und zu deren Auflösung ich alle meine Kräfte angestrengt habe. Die Mittel, welche ein solches Werk der Astronomie zu liefern möglich machten, noch vor meinem Ende zu ihrem Ziele gelangen zu sehen, kann mir nur höchst beruhigend und erfreulich sein. Jetzt sieht man genau, wie es mit unserer Planetenastronomie beschaffen ist. Noch ein halbes Duzend Jahre der jugendlichen Kraft möchte ich mir nun wünschen! — an Arbeit und Stoff zum Nachdenken würde es ihnen nicht fehlen.“

Eine Linderung seiner Schmerzen, die im Dezember eintrat, weckte allerhand Pläne für die Zukunft. Zwar traute Bessel seiner Gesundheit nicht, er verglich seinen Zustand in einem Briefe mit einem Steine, den man einen schrägen Abhang hinunterwirft, und der jedesmal nach dem Aufschlagen auf die Erde etwas in die Höhe steigt, um dann unaufhaltsam hinunter zu fallen. „So geht es mit meiner Gesundheit; dem Fuße des Hügels zu, wo Ruhe eintritt, bewegt sie sich in solchen Sprüngen wie der Stein macht. Jetzt finde ich sie etwas aufsteigend; nach acht Tagen werde ich wohl, wie früher schon oft, bemerken, daß sie sich niedriger befindet, als am letzten Aufschlagspunkte. — Ich danke Ihnen, Feuerster, für Ihren Brief vom 6. den ich eben erhalte, denken Sie aber bei Ihren Glückwünschen an den Stein.“

Diesem Briefe vom 11. Dezember folgten einige, in denen Bessel schreibt, daß er für den Fall seiner Herstellung größere Änderungen in dem Aneublement seiner Wohnung vornehmen wolle, und Schumacher ersucht, eine Reihe von Bestellungen deshalb für ihn auszuführen. Diese Pläne beschäftigten ihn bis zu seinem Tode. Am 24. Januar 1846 schrieb er: „Ich befinde mich in einem tiefen Rückfalle. Am 18. war der heftigste Stoß -- ein verderblicher! Kaum fähig die Feder zu halten, bitte ich mir die äußerste Sparsamkeit in Worten zu

erlauben Gern erfahren möchte ich — der viel zu hartnäckig Hoffende, trotz des ihm jetzt fühlbaren Verderbens! — 1. Das Gewicht eines Flächeninhalts der Brüsseler Teppiche. 2. Außer dem Preise des Sofas und der Stühle noch das Gewicht. — Nur nach den Gewichten kann man beurteilen, ob der Zoll als Einfuhrverbot anzusehen ist. — Ich kann nicht mehr!“

Der König beschloß, um Bessel eine Freude zu machen, sich malen zu lassen und dem Kranken sein Bild zu schenken. In dem letzten Briefe, den Bessel persönlich schrieb, der nur aus abgerissenen Sägen besteht, erzählt er: „Der König hat mir einen eigenhändigen Brief geschrieben, und sein Bild als nahe fertig angekündigt. Einen herrlichen Brief, ganz in dem Tone, in welchem ein Freund an den andern schreibt. Ich will Sie durch eine Abschrift erfreuen, wenn ich nur erst werde wieder schreiben können, ohne daß mir der Angstschweiß dabei ausbricht.“ Der Brief schließt mit folgenden Worten, den letzten, welche Bessel geschrieben hat: „Ich bin ein schwer kranker Mann, den eine Mücke ärgern kann! — Nehmen Sie mir nichts übel, selbst Ungerechtigkeit nicht, — die auch augenblicklich verfliegt. — Seit mehr als 20 Jahren sehe ich Sie als meinen Sturmanker an, der selbst im Trieblande nicht treiben darf.“ Vier Wochen später, am 17. März 1846, endeten seine langen, schweren Leiden.

Wie aus den vorstehenden Auszügen von Briefen Bessels an Schumacher hervorgeht, deren im ganzen 540 aus den Jahren 1809—46 vorhanden sind, bestand zwischen diesen beiden hervorragenden Gelehrten eine innige Freundschaft. Bessel schloß sich leicht Männern an, deren wissenschaftliche Bedeutung er anerkannte oder deren Charaktereigenschaften ihm zusagten. Seinem Lehrer Olbers, der den jungen, fleißigen Kaufmann einst auf die richtige Bahn gebracht hatte, auf welcher ihm vergönnt wurde die Wissenschaft in hohem Maße zu fördern, bewahrte Bessel stets ein dankbares Andenken. Er verehrte und liebte aufrichtig den an Jahren weit älteren Freund, den wohl niemand so genau in seinem wissenschaftlichen Werte und seinen edlen Charaktereigenschaften so wie Bessel kennen gelernt hatte. Etwas verschieden war des letzteren Verhältnis zu dem ihm gleichaltrigen Schumacher. Der kenntnisreiche und feinfühlende Altonaer Astronom war eine Natur, die Bessel ganz besonders zusagte, und in späteren Jahren hat er sich an niemanden so angeschlossen wie an Schumacher. Allerdings fehlte es nicht immer an kleinen Reibereien. Der überaus großen Lebhaftigkeit Bessels, welche sich häufig bei geringen Veranlassungen in leidenschaftlicher Hektigkeit äußerte, begegnete Schumacher stets mit größter Ruhe und Höflichkeit, und jedesmal, wenn Bessels Unmut über eine ihm nicht gefallende Handlung seines Freundes sich in heftiger Weise geäußert hatte, erklärte er nachträglich im Unrecht gewesen zu sein; er bat seinen „einzigsten Freund“, wie er ihn vielfach nannte, um Nachsicht, und bald darauf war bei beiden keine Rede mehr von der Wolke, welche ihre Freundschaft zeitweilig zu trüben schien.

Weniger innig war das Verhältnis zwischen Bessel und Gauß. Jeder dieser beiden Männer hatte die größte, aufrichtigste Hochschätzung vor den Arbeiten des andern. „So wie ich,“ schreibt Gauß am 9. Januar 1841 an Schumacher,

„von Grunthunfen nichts in die Hand nehme, ohne die Erwartung, Unsim zu finden, so nehme ich einen Aufsatz von Bessel immer mit der zuversichtlichen Erwartung in die Hand, bloß Wahres und Gediegenes zu finden, und bin, wenn ich wo Anstoß nehme, immer erst lange mißtrauisch gegen mein eigenes Urteil.“ Fast genau in gleicher Weise äußerte Bessel sich mehrfach über die Gaußschen Arbeiten und fügte noch in einem Briefe hinzu: „Es ist ein Vergnügen, mit Gauß zu thun zu haben; nirgends eine Spur von Kleinlichkeit, alles offene klare Wahrheit.“ Daß trotzdem mehrfach eine Verstimmung zwischen Gauß und Bessel herrschte, lag an dem sehr verschiedenen Temperamente der beiden. Dem ungewöhnlich lebhaften Geiste Bessels, seiner warmen, leicht einer Begeisterung fähigen Natur erschien die stets kühle Art, mit welcher „der genaue, jedes Wort wägende Gauß“ ihm entgegentrat, leicht verlegend. „Ich will Ihnen gern gestehen,“ schrieb Bessel in späterer Zeit, nachdem er Gauß seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, an Schumacher, „daß zu der Zeit, wo ich mein astronomisches Treiben in Königsberg anfang, und des festen Glaubens war, dadurch etwas Erhebliches anzufangen, ein einziges Wort des Gutheißens von Gauß mir sehr ermunternd gewesen sein würde, und daß ich das Zurückhalten dieses Wortes für mehr als zufällige Nichtbeachtung ansah; aber diese Zeit liegt viele Jahre zurück und Gauß hat sich zu viele Ansprüche auf allgemeine Verehrung erworben, hinter welcher die meinige nicht zurückgeblieben ist, als daß jene Zeit nicht längst spurlos untergegangen sein sollte.“

Es hat sich eigentümlich getroffen, daß Bessel und Gauß, trotzdem ersterer mehrfach nach Nordwestdeutschland reiste, sich wenig, und nur unter ungünstigen Umständen persönlich begegneten. Im Jahre 1819 reiste Bessel durch Göttingen, aber verfehlte Gauß, der damals mit seinen Vermessungen beschäftigt war, konnte auch bei der beschränkten Zeit, die ihm für die Reise zur Verfügung stand, nicht rasch genug seinen Aufenthalt erfahren, um ihm nachzureisen. Im Jahre 1825 war Bessel wiederum in derselben Gegend. Er wohnte in Altona bei Schumacher und wollte mit letzterem nach Bremen, um Olbers zu besuchen. Von allen dreien wurde gewünscht, Gauß möge an der Zusammenkunft teilnehmen, dieser dagegen bat Schumacher und Bessel, mit ihm auf einen Tag in dem schön gelegenen Zeven zusammenzutreffen. Die Briefe kreuzten sich, — Bessel schien es unmöglich, wenn er zum rechtzeitigen Beginn der Vorlesungen wieder in Königsberg eintreffen wollte, noch einen Tag für Zeven zu opfern, und er forderte daher Gauß nochmals dringend zur Fahrt nach Bremen auf. Der Brief wurde nach Rotenburg gesandt, durch welches Gauß kommen mußte, es fügte sich aber, daß dieser an dem genannten Orte mit Bessel und Schumacher, denen sich noch Neysold und Professor Thumm aus Kopenhagen angeschlossen hatten, zusammentraf. Gauß, nicht ganz wohl und verdrießlich über den Versuch, seinen Plan ändern zu wollen, geriet bald mit Bessel über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand in Wortwechsel, dem eine allgemeine Verstimmung folgte. Dieselbe wich zwar, als Neysold seinem Ärger über die der Gesellschaft vorgesezte hart gefrorene Butter in einer derben Hamburger Redensart Luft machte, einer allseitigen Heiterkeit, aber der

vorherige Plan eines längern Zusammenseins ging nicht in Erfüllung. Nach einem halbstündigen Aufenthalte in Notenburg fuhr Gauß nach Zeven, und die übrigen setzten ihre Reise ohne ihn nach Bremen fort.

Bei seinen ferneren Besuchen in Altona in den Jahren 1830 und 1839 machte Bessel nicht wieder den Versuch, mit Gauß zusammenzutreffen. Erst im Jahre 1842 auf einer Reise nach England suchte er ihn in Göttingen auf, traf ihn aber bei seinem ersten Besuche nicht in rosiger Laune; am folgenden Tage, als Gauß den Besuch erwiderte, war dagegen jede Mißstimmung verschwunden, und so hinterließ das letzte Zusammentreffen in beiden eine freundliche Erinnerung. —

Mit Bessel und Gauß kann außer dem Franzosen Laplace keiner der andern Astronomen des jetzigen Jahrhunderts in eine Linie gestellt werden; Männer dieser Bedeutung erscheinen in vielen Jahrhunderten nur wenige. Was sie leisteten, war nicht nur für die Mitlebenden, sondern ist für die Nachwelt für viele Jahre von Bedeutung. Die Pflicht derselben ist, dasjenige weiter auszubauen, zu dem die schwer erreichbaren Vorbilder die Grundlage gelegt haben.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Zur Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr.

Je näher einem Volke der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht zu liegen scheint, desto billiger darf man sich darüber wundern, daß derselbe erst so spät in Deutschland Boden und Verwirklichung gewonnen hat. Schwere Kriegszeiten, unter denen Deutschland wie kaum ein zweites Land gelitten hat, wie die Mongolen-, Türken- und Hussitenstürme vermochten es zwar, ein größeres Heer zur Abwehr des Landesfeindes für die augenblickliche Gefahr aufzubringen, aber nicht dem militärischen Kardinalsage, auf dem heute die gesamte größere oder geringere Wehrhaftigkeit eines Landes beruht, daß es Pflicht und Ehre jedes Bürgers sein müsse, mit seinem Arme das Nationalheer zu verstärken, Geltung zu verschaffen. Bekanntlich gilt der große Organisator des preußischen Staates, König Friedrich Wilhelm I., der in der ersten Hälfte seiner Regierung gerade das entgegengesetzte militärische Prinzip, die gänzliche Trennung des Soldatenstandes von Bürger und Bauer vertreten hatte, als der erste, welcher systematisch die allgemeine Wehrpflicht in Preußen einführte und sich dadurch ein Volk in Waffen erschuf, mit denen Friedrich der Große seinen Grundsatz: „Toujours en vedette“ durchführen und die Armeen von halb Europa, die nur auf dem Wege des Werbensystems aufgestellt waren, so erfolgreich bekämpfen konnte. Die mit englischem Gelde erworbenen Truppen fanden in diesem Nationalheere ihren Stamm, der auch ihnen

den Geist einhauchte, welcher die Soldaten jenes beselte. Aber konsequent durchgeführt war auch in Preußen im vorigen Jahrhunderte die allgemeine Wehrpflicht noch nicht. Dasselbe kleine Preußen sollte es sein, welches den zweiten Schritt zur völligen Umgestaltung der bis dahin gebräuchlichen Heeresverfassungen that, indem es die Landwehr organisierte.

Man hat sich lange und erfolglos darüber gestritten, wem man die Ehre des ersten Gedankens zur Anfügung dieses notwendigen Schlüsselsteines zum Konfiskationsystem zuzuerkennen hätte, aber es konnten diese Untersuchungen aus dem einfachen Grunde zu keinem Resultate führen, weil eine militärische Organisation, wie sie die preußische Landwehr darstellte, bereits bekannt und in der Aufstellung der brandenburgischen „Landmiliz“ auch praktisch verwertet worden war. Die preußische Landwehr vom Jahre 1813 unterschied sich von der Landmiliz, wie sie im siebenjährigen Kriege zum Besatzungsdienste in den preußischen Festungen verwendet worden war, nur durch ihre energischere und allgemeinere Durchführung und durch die patriotische Begeisterung, mit der Bürger und Bauer zu den Waffen strömte. Derjenige Mann aber, der nachweislich zuerst seiner Zeit weit voraus, den großen militärischen Gedanken der Organisation einer Volksbewaffnung, eng verbunden mit der strikten Forderung allgemeiner Wehrpflicht an jeden Unterthanen, wes Standes er sei, ohne Loskauf und Stellvertretung, wie sie der Kriegszustaat Preußens heute bedingt, ausgesprochen und praktisch durchgeführt hat, gehörte nicht Preußen an, es war der hochbegabte Landgraf Moriz, welcher vom Jahre 1593 bis 1628 Hessen-Kassel regierte.

Die unruhigen Zeiten des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, die einen allzu fruchtbaren Boden für den dreißigjährigen Krieg schufen, hatten die Mängel der damals herrschenden Kriegsverfassung in ein besonders grelles Licht gesetzt und unter dem Drucke der verheerenden Durchzüge der geworbenen Truppen, die bald für Ungarn, bald für die Niederlande und Frankreich bestimmt waren und aller Orten, wo sie ihren Fuß hinsetzten, Land und Leute verdarben, entstand und reifte bei dem Landgrafen der Plan, zum Schutze gegen diese Landplage und zur wirksamen Abwehr von Kriegsgefahren, die er sich immerdrohender zusammen türmen sah, ohne Aufwand bedeutenderer Geldmittel sein Volk zu größerer Wehrhaftigkeit zu bringen. Das von ihm mit gewissenhafter Sorgfalt und mit bewundernswert scharfem militärischem Blick ausgearbeitete System der Landwehrverfassung unterscheidet sich von dem modernen in den Hauptpunkten gar nicht, und der Landgraf hielt es für geboten, seinen Plan mit eingehender Begründung im Jahre 1600 seinem Oheim, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Marburg, vorzulegen.¹⁾

Noch wichtiger als diese langatmige Deduktion, die ganz mit dem großen gelehrten Bombast der damaligen Zeit ausgestattet, die epochemachenden militärischen Ideen, welche ihr zu Grunde liegen, abschwächt und unklar macht, sind für das

¹⁾ Diesen Plan hat Krommel bereits in seiner hessischen Geschichte Band VI. aber leider in einem ungenügenden Auszuge und mit Hinzweglassung vieler wichtiger und charakteristischer Stellen abgedruckt.

Verständnis der neuen Kriegsverfassung die Akten über die Organisation derselben im Lande selbst, wie sie unter den „Kriegssachen“ des Marburger Staatsarchivs sich in den verschiedenen Abteilungen finden.

Zunächst teilte Landgraf Moriz sein Land in genau abgegrenzte Bezirke und ließ in jedem derselben Stammlisten aufstellen, welche alle waffenfähigen Bewohner ohne jede Ausnahme umfaßten und genaue Einsicht in die bürgerlichen Verhältnisse und Beschäftigungen jedes einzelnen boten. Hand in Hand mit dieser Maßregel ging die strenge Bestimmung des Landgrafen, welche die Schultheißten und Amtleute unter der Amtsglocke von Zeit zu Zeit verkündigen lassen mußten, daß niemand der wehrfähigen Männer, die Adelligen und Lehngrafen selbst nicht ausgenommen, ohne ausdrückliche Zustimmung des Landesherrn in fremde Dienste gehen durfte; die Bürger und Bauern durften ohne Paß auf längere Zeit selbst nicht ihren Wohnsitz verlassen. Die Ausrüstung mit Waffen erfolgte aus den landgräflichen Magazinen und Zeughäusern, die in Hessen schon unter den Vorgängern des Landgrafen Moriz, den Landgrafen Philipp dem Großmütigen und Wilhelm dem Weisen außerordentlich reich und sorgfältig ausgestattet waren, und zwar in der Weise, daß den einzelnen Landwehrleuten die gesamte Armatur übergeben wurde, um die Verzögerung, welche eine Verteilung der Waffen aus den Magazinen bei den Übungen und in Kriegsfällen bewirken würde, zu verhindern. Jeder Wehrmann unterwarf sich mit der Übernahme seiner Armatur der Pflicht, für sorgfältige Aufbewahrung und Reinhaltung einzustehen.

Man nimmt immer an, daß Gustav Adolf von Schweden zuerst eine gleichmäßige Kleidung in seiner Armee eingeführt habe, aber auch schon die hessischen Landwehrleute unter dem Landgrafen Moriz, mußten sich ihre Uniform genau nach der Vorschrift und in bestimmten Farben, die in den einzelnen Landwehrbezirken verschieden waren, anschaffen. Jede Landwehrkompanie bekam ihre eigene Fahne. Die Offizierstellen erhielten angesehenere Bürgerliche oder Adelige, meistens solche, die in Friedenszeiten schon eine obrigkeitliche Stellung bekleideten, wie Amtleute, Bürgermeister, Ratsmitglieder, Schulzen; so ist beispielsweise im Mollzettel des Landwehrfähuleins zu Bacha Hans Marold Leutnant, der in seinem Zivilverhältnis Schulze in Brotterode war.

Jede Woche versammelte sich die Landwehr der einzelnen Ortschaften, oder wo es anging, auch die mehreren zu militärischen Übungen, welche auf zwei Stunden festgesetzt waren; diese bestanden in Schießen nach der Scheibe, Marschieren und Einübungen der verschiedenen Gefechtsformen, verbunden war mit ihnen zugleich eine Revision der Uniformen und Waffen; durch den täglichen Umgang mit seinen Waffen, wurden sie dem Landwehrmann lieb und er lernte sie genau kennen. Alljährlich waren zwei Versammlungen der verschiedenen Fähulein angeordnet, die genau unseren Frühjahrs- und Herbst-Kontrollversammlungen entsprechen, und zwar zu den Zeiten, in welchen die Arbeiten auf dem Felde ruhten. Nichterscheinen wurde beim erstenmale mit Geldstrafe geahndet, in Wiederholungsfällen mit Gefängnis. An diese Kontrollversammlungen schlossen sich jedes Mal größere Manövers, zu denen wie bei den unsrigen die einzelnen Fähulein zu einem bestimmten Gefechts-

platz zusammenrückten, um unter den Augen des Höchst-Kommandierenden die Proben ihres militärischen Geschicks abzulegen. Preise, die der Landgraf Moritz für die besten Schützen unter den Landwehrlenten aussetzte, und ehrende Auszeichnungen vor der Front regten das Ehrgefühl der einzelnen mächtig an, strenge Strafen andererseits, deren härteste der Ausschluß aus dem Fähnlein war, hielten die weniger guten Elemente in den Fesseln des Gehorsams. Ein scharfes Verbot mit Androhung sofortiger Degradierung richtete sich gegen den Mißbrauch der Offiziere und Unteroffiziere, von den eingezogenen Wehrlenten, die zum großen Teil wohlhabende, ansässige Bauern und Bürger waren, Geschenke zu nehmen und dieselben ins Wirtshaus zum Traktieren zu ziehen, damit „sie sich dann die Mäuler wischen könnten.“

Aus diesen wenigen Andeutungen mag der Leser ersehen, wie eingehend und eifrig Landgraf Moritz die neue militärische Organisation seines Landes betrieb und die Früchte dieser Wehrverfassung, bei deren Einführung zwei langgediente, treffliche Kriegskleute, die Obersten Asmus von Baumbach und Widermarker ihrem Fürsten mit ihrer kriegerischen Erfahrung treu zur Seite standen, sollten die drohenden Zeiten gar schnell zur Reife zeitigen. Das wehrhafte Nationalheer, das sich der Fürst fast spielend geschaffen und welches nicht wie die geworbenen Truppen um klingenden Sold, sondern um den heimatlichen Herd kämpfte, machte es dem kleinen Hessen möglich, ohne daß die Bewohner zu größeren Kontributionen herangezogen wurden, allzeit ein stattliches Heer ins Feld zu stellen, und darin liegt die Erklärung für die selbständige politische Stellung Hessens im dreißigjährigen Kriege, so wie dafür, daß wir fast auf jedem Kriegsschauplatz hessische Korps auf seiten Schwedens kämpfen sehen.

Nachdem die neue Wehrverfassung in Hessen eingeführt war und sich so trefflich bewährte, empfahl der Landgraf die Einführung derselben dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dieser Brief d. d. Köthen 9./19. Oktober 1609 ist zu interessant, um nicht auszugsweise bei dieser Gelegenheit mitgeteilt zu werden.¹⁾ Die Not und die drohende Kriegsgefahr fordere es jetzt von jedem Landesherrn, daß er sein Land in einen so wehrhaften Stand als möglich setze, heißt es darin, und dieses Ziel würde der Kurfürst am besten durch Aufrichtung „des reisigen und fußgehenden Ausschusses“ (also Landwehr-Kavallerie und Infanterie,) der sich in seinem Lande so außerordentlich bewährt habe, erreichen. Jetzt sei die beste Gelegenheit dazu, da sich kein Unterthan, wer es auch sei, sich mit reinem Gewissen und ohne Verletzung seiner Ehre seiner Wehrpflicht entziehen könnte, und die beste Zeit, da die beginnende Winterszeit den Landleuten die Ableistung ihrer militärischen Übungen gestatte, ohne ihre Arbeit vernachlässigen zu brauchen. Gew. Liebden ermuntern,“ fährt der Landgraf fort, „hierdurch beides, jung und alt zur Tapferkeit und Mannheit, wenn sie dieselben zu allen redlichen Übungen anhalten, und da Sie Sich so viel bemühen wollten und der Aufrichtung derselben selbst eigener Person beivohnen, glauben Sie uns gewiß, Sie werden vieler Dero

¹⁾ Dieser Brief wie die übrigen angezogenen Archivalien sind dem Staatsarchive zu Marburg entnommen.

Unterthanen Herz in Kundtschaft und Affektion bringen, so weder Ew. Liebden noch Sie dieselben zuvor erkannt und gewußt. Über dieses können Ew. Liebden auf einen äußersten Notfall, die jetzt periclivirenden Jülicher Lande mit einer ansehnlichen Hülfe unplötzlich sekundieren, und dient diese Anstellung zu einer trefflichen Nachrichtung, dadurch Ew. Liebden aufs längste in einem Vierteljahre erfahren können, wer in ihrem Lande zur Defension und Gebrauch der Waffen tüchtig oder untüchtig befunden sei, welches ein jeder Regent billig so gewiß wissen und kennen soll, als seine Knöpfe am Wamms.“ Er wollte dem Kurfürsten in dieser Angelegenheit sehr gern mit Rat und That zur Seite stehen und sei nicht abgeneigt für Einrichtung der Landwehr den Obersten Asmus von Baumbach nach Berlin zu schicken.

Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg bedankte sich vier Tage darauf (Köln a. d. Spree, 13./23. Oktober 1609) für diese Mitteilung und das Anerbieten des Landgrafen, ihm zur Organisation der Wehrverfassung einen so kriegserfahrenen Mann wie Baumbach sei, zu übersenden, verschob aber die Einführung selbst auf eine spätere Zeit. Auch erfährt man nicht, ob hessische Offiziere zu diesem Zwecke nach Berlin kommandiert worden sind, Asmus von Baumbach ist es jedenfalls nicht gewesen. Möglich, daß der Kurfürst die große Tragweite dieser neuen militärischen Organisation verkannt hat, möglich, daß er zwar den großen Gedanken des Landgrafen adoptiert und auf eigene Faust ihn durchzuführen im Sinne gehabt hat. Zu einer Landwehrverfassung, wie sie das kleine Hessen so selbständig und mächtig machte, kam es in Brandenburg damals sicher nicht, und wenn auch in den militärischen Korrespondenzen dieser Zeit Andeutungen von ähnlichen Einrichtungen vorkommen, so zeigt doch die völlige Ohnmacht Brandenburgs im dreißigjährigen Kriege den Kaiserlichen und Schweden gegenüber, daß sein Militärwesen noch auf sehr schwachen Füßen stand und daß dasselbe dem Volke noch nicht so nahe gebracht worden war, um für jeden waffenfähigen Mann im Lande nichts anderes zu sein als „eine Schule zur kriegerischen Ausbildung und Erziehung des Nationalgeistes!“

Marburg.

A. Srmer.

Litteraturgeschichte.

Der türkische Schalk.

Der Wit ist der Schnaps des Geistes. Und darum sollte man meinen, er müsse sich als litterarisches Element weit eher im europäischen Norden finden lassen, wo der Verstand der überwiegende Faktor aller geistigen Produktion ist, als im Süden, im unbestrittenen Reiche der Phantasie und Gemütswelt. Das ist aber nur ein theoretisches Ergebnis, das empirische steht damit in Widerspruch. Es soll hier meine Aufgabe nicht sein, diesen Widerspruch mit den Mitteln der Ethnographie und der Anthropologie zu lösen; andeuten will ich nur, daß der Bewohner des Nordens infolge der ihn umgebenden klimatischen und Naturverhältnisse weit mehr zur Einkehr in sich selbst, zur Selbstschau und zum Ver-

kehr mit dem eignen Herzen genötigt ist als der Südländer, dessen Interessen von der Außenwelt überwiegend absorbiert werden. Er läßt, sobald er sich an die Außenwelt hingiebt, sich selbst hinter sich und wird auf dem Gebiete der geistigen Reproduktion demzufolge weit eher der Objektivität fähig. Der Nordländer ist nicht er selbst, wenn er geistreich ist, er ist weit mehr alles das, was ihn umgiebt und beschäftigt. Der Südländer kann sich selbst nur schwer vergessen, und alles, was er fühlt und denkt, ist in die Farben der Subjektivität getaucht. Daher hat es der südländische Humor in der Litteratur nie bis zur Klassizität gebracht wie im Norden Europas. Was der Orient an Witz erzeugt, tritt äußerst gern in der Form der Pöte auf, der die Pointierung allein einen Anschein von litterarischem Wert verleiht, und wo diese Pointierung fehlt, hat bis jetzt die Weltlitteratur verschwindend wenig danach gefragt. Denn die Zuspitzung der Erzählung zum Witz ist es, was wir von der litterarischen Komik verlangen. Der Orientale ruht mit dem Körper auch seinen Geist aus. Er läßt sich vorerzählen, während der Nordeuropäer sich bei der Mitteilung geistig mitthätig, und wäre es auch nur kritisierend, verhält. Das würde dem Leser mit einem Male klar werden, wenn er ein chinesisches Lied des Schifing mit der Übertragung Rückerts oder Schacks vergleichen wollte. Was der Germane an Pointe, Zuspitzung und Abrundung zugethan, geht immer dem asiatischen Original ab. Die Ansammlung von Wizen, Schwänken und Märchen vollzieht sich in der Weltlitteratur immer auf gleiche Art. Die Massen von Material, die im Volke seit Jahrhunderten sich angehäuft hat, wird schließlich durch einen glücklichen Erben in die Scheuer geheimst und bleibt an seinem Namen haften. Er spielt die Rolle eines Magneten, mit dem man über eine ausgestreute Menge von Eisenfeilspänen hinfährt. Als glückliche Erben solcher ausgestreuten Vorräte sind die Sammler der Fabeln von Äsop an, der Märchen vom Pantchatantra an, der Schwänke des Till Eulenspiegel, der Mythen des Homer, des Schah-Nameh, der Nibelungen anzusehn. Es brauchte nur schließlich ein für solche Gattung qualifiziertes Individuum, um schließlich das ganze Erbe des vorhandenen Vorrats lachend anzutreten und seinen Namen als einer Kollektivbezeichnung für die litterarische Gattung zu machen. Ein solcher lachender Erbe war hinsichtlich der indogermanischen Zaubersagen Faust, war Nasreddin bei den Türken. Sie waren gleich dem Metallstücke, das von dem zerstreut daliegenden Vorrate von Märchen- und Schwänkelementen angeflogen ward, bis ihr individueller Name unterging und künftig in der Litteratur nur eine Gattung zu bedeuten hatte. Auch Fürsten und Helden der Neuzeit haben solche Rolle übernehmen müssen und Friedrich II., Joseph II., Napoleon I. u. a. haben eine Menge von Anekdoten auf ihre Schultern laden und durch die Chroniken schleppen müssen. Auch die Mythen der Edda sind auf gleiche Weise um einen einzigen Sänger zusammen geweht, ebenso die Mythen der finnischen Odyssee, der Kalewala. Man kann heute noch in Gegenden, wo die Schwänke zu Hause sind, beobachten, wie mir das in Pommern gelungen ist, daß solche Schwänke und Farcen (je unflätiger, desto unfehlbarer,) sich allmählich auf ein Individuum zurückziehen, welches nach seinem Ableben die ganze

Summe des vorhanden Gewesenen zu verantworten und das Gedächtnis der Menschen zu schleppen hat. Etwas anderes wollte Wolf mit seiner berühmten Homerkritik nicht sagen. Die Ansammlung kleiner Anekdoten geschieht in kleinen Kreisen und in lokaler Beschränkung, wie die Ansammlung von Mythen und Märchen in den Grenzen eines ganzen Volkes geschieht.

Auch den Türken schreibt man einen Till Eulenspiegel zu: den Meister Nasreddin, der zwischen 1300 und 1400 lebte. Wenn Eulenspiegeleien und Dekameronen der Stolz und die Blüte orientalischer Litteraturen sind, so ist das in der träumerischen Natur jener Völker begründet, weil sie lieber hören als geistig erzeugen, am wenigsten aber kritisch untersuchen mögen.

Die türkische Litteratur, für die Hammer in seiner Geschichte eine so glänzende Lanze gebrochen und eine Apotheose bereitet hat, wofür wir heute nur noch ein ungläubiges Lächeln haben, ist noch lange nicht im Vergleich zur persischen und arabischen Dichtung das, was die römische im Vergleich mit der griechischen war; die türkische ist lange keine Asterscheinung oder Nebensonne des Urbildes. Sie ist höchstens das mühsame Fallen eines bereits mit dem Tode ringenden Mannes, der sich aus seiner Jugendzeit einiger Sinnsprüche und derben Schwänke erinnert. In der That besteht auch darin das Beste dessen, was man türkische Litteratur nennt. Der Türke teilt mit allen seinen Glaubensgenossen den islamitischen Fluch der geistigen Verdümpfung und Verträumtheit. In diesem Zustande ist er entweder lehrhaft mit dem Ernst eines Pedanten und Philisters, oder possenhast mit den Kapriolen eines Harlekin.

Was die höchste aller poetischen Gattungen, das Drama betrifft, diesen unfehlbaren Wertmesser für die Kulturhöhe eines Volkes, so findet sich bei den Türken eine Art Schattenspiel mit stehenden Typen, welches an die ursprüngliche Nachbarschaft der Seldschucken mit China erinnert und in den Harems bis auf den heutigen Tag alle dramatische Kunst vertritt. Jene Typen bestehen in einem Beamten, der zugleich Bieraff und Stutzer ist, in einem Überstudierten, der mit persischen Versen um sich wirft, in einem possenreißerischen Schuft, einem buckligen Hanswurst und einer öffentlichen Dirne. Erquicklicheres läßt sich dem türkischen Volkshumor abgewinnen. Die türkischen Schwänke sind uralt und reichen zum Teil bis in die Zeiten ihrer asiatischen Wohnsitze hinauf. Viele derselben ähneln anderen Geschichten der indischen Pantschatantra, ferner tamulischen, hebräischen und den bei uns im Pfaffen Amis und vom Kalenberg, sowie den von Boccaccio wiederholten Schwänken. Der Vorrat, den die Jahrhunderte gehäuft, wurde im 14. Jahrhundert von den Türken jenem Nasreddin aufgebürdet, der sie von da ab verantworten muß. Eine genaue Bestimmung seiner Lebenszeit ist nicht möglich, nur ungefähr ist solche erreichbar aus den einzelnen Daten der von ihm erzählten Schalkstreiche. Da er nämlich häufig als Gesellschafter teils des Sultans Aladdin III. († 1307), teils des bekannten Eroberers Timurlenk († 1404) genannt wird, so wird seine Lebenszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu setzen sein.

Die Originalfassung der Schwänke Nasreddins ist nun leider nicht in den

bisher gedruckten Ausgaben zu erkennen, sie lebt höchstens hie und da noch im Gedächtnis des Volkes fort. Aber welcher Europäer wüßte nicht, wie schwer es ist, das Vertrauen eines Türken so weit zu gewinnen, daß er einem Franken, einem Giaren zu Gefallen sein Gedächtnis aufschließt und den Mund dazu. Was von den Schwänken gedruckt ist, enthält charakteristischerweise nur die unflätigsten und wirkloseten; so die 1848 in Konstantinopel gedruckte Volksausgabe. 1855 erschien eine Ausgabe gleichen Wertes in Triest, und es ist jedenfalls ein Zeugnis gegen ihren schmutzigen Inhalt (Die Ausgabe trägt das Motto: „Ländlich, sittlich!"), daß die österreichische Zensurbehörde das Buch verbot, so daß es kaum auf die ersten Bibliotheken gelangt und weiteren Kreisen unbekannt geblieben ist. Auch die Ausgabe, welche die königliche Bibliothek in Berlin besitzt, enthält nur eine stark verkürzte Redaktion der Schwänke und entbehrt vor allem seines Hauptreizes, wie ihn die handschriftlichen türkischen Quellen noch besitzen; den Reiz des getreuesten Lokal- und Volkstones.

Zur Vergleichung des Geistes dieser türkischen mit unseren germanischen, besonders mit denen von Culenspiegel, führe ich zunächst einige derselben an, die uns durch die gedruckte Konstantinopeler Ausgabe zugänglich geworden sind und schließe daran eine der zwei Beispiele, welche Dietrici aus türkischen Handschriften, die ihm zu erlangen glückte, in seiner türkischen Chrestomathie unserer Kenntnis übermittelt hat.

Die Moslem glauben, daß zu jedem Gestorbenen, sobald die Leidtragenden sich entfernt haben, zwei Grabesengel, unwirliche Gesellen, treten und ein Examen wegen der Reinheit seines Glaubens mit ihm abhalten. Befriedigt der Tote, so geht er ins Paradies, wo nicht, so wird er mit einem Schlag durch den Eisenhammer in die Hölle geschickt. Um der letzteren Eventualität zu entgehen, bestimmte Nasreddin in seinem Testament, daß man ihn in ein altes Grab legen sollte, damit er den Grabesengeln sagen könnte: „Bedaure meine Herren, aber ich bin schon examiniert! Sie sehen, das Grab ist alt.“ — Daß Kleider Leute machen, erfuhr auch der türkische Schalk. Als er bei einem Hochzeitsmahle im schäbigen Kleide erschien, ignorierte man ihn. Ärgerlich ging er nach Hause, zog einen kostbaren Pelz an und wurde nun mit allen Ehrenbezeugungen empfangen. Beim Essen faßte er den Armel seines Pelzes und sprach: „Beliebt es zuzulangen, lieber Pelz?“ Wenn man ihn anredete, legte er die Antwort seinem Pelze in den Mund, weil dieser doch bloß gemeint sei, bis die Gäste, auf die die Satire gemünzt war, ihn beschämt begriffen und lautlos am Tische saßen. Einem, der Nasreddins Esel borgen wollte, erklärte der Schalk, der Esel sei nicht da. Plötzlich fing aber der Esel im Stalle zu schreien an und der Fremde sagte: „Dort schreit er ja!“ — „Was bist Du für ein größerer Esel“, antwortete Nasreddin, „daß Du einem Esel glaubst und nicht mir, dem alten erfahrenen Manne!“ (ähnlich findet sich dieser Zug bei Culenspiegel). Nicht bloß bei den Türken, sondern auch bei anderen Völkern findet er sich in vielen Modifikationen: Als er einst in der Nacht einen Dieb auf dem Dache seines Hauses herumschleichen sah, sagte er zu seiner Frau: „Vorige Nacht konnte ich nicht in das Haus herab, ich sagte daher das und das Gebet, hielt mich an einen Mondstrahl fest und ließ

mich so ins Haus hernieder.“ Der Dieb, der das hörte, wollte es nachmachen, stürzte aber durch die Dachöffnung ins Haus. „Frau, mache schnell Licht!“ rief Nasreddin, aber der Dieb stöhnte: „Hat keine Eile, denn dank Deinem guten Witz werde ich bis Tagesanbruch hier liegen müssen.“ Wessen Nasreddin als Schalksnarr an Tirmulenks Hofe sich erdreistete, bezeugt folgende Geschichte: Einst besah sich der Herrscher im Spiegel und seufzte tief, denn Timur war auf einem Auge blind, auf einem Beine lahm, überhaupt sehr häßlich (Timur, = Eisen, lenk = lahm; er trug einen eisernen Fuß.) Schließlich fing er sogar zu weinen an, die Höflinge weinten mit, auch Nasreddin. Als er sich beruhigt hatte, weinte der letztere noch immer zu. Unwillig verwies es ihm Timur und fragte nach seinen Gründen. Ernsthaft versetzte der Schalk: „Du hast Deine Häßlichkeit im Spiegel nur einen Moment gesehen und weinstest darüber, was sollen wir denn nun anfangen, die Dich immerwährend ansehen müssen?“ Diese letztere Geschichte, sowie die folgende, stammen bereits aus handschriftlichen Mitteilungen und finden sich in den gedruckten Ausgaben nicht. Nasreddin hatte von seinem Nachbar einen Kessel geliehen und wollte dem boshaften Geizhals einen Streich spielen. Er that daher einen kleineren Kessel in den größeren und sagte, als er sie zurückgab: „Du wirst Dich wundern, Nachbar! Dein großer Kessel war schwanger und hat mittlerweile den kleinen geboren. Sie gehören Dir beide.“ Der Nachbar war's zufrieden und rief bloß: „Allah vermag alles!“ Später bat Nasreddin abermals um einen Kessel und erhielt noch einen größeren. Der Nachbar glaubte, wenn der Kessel wieder gebäre, würde der junge um so größer sein. Aber er erhielt den Kessel nicht zurück. Als er daher den Schalk danach fragte, sagte Nasreddin kläglich: „Dein Kessel ist mir gestorben, geh und bete für seine Seele!“ — „Aber ein Kessel kann ja nicht sterben,“ rief jener zornig. — „So?“ grinste Nasreddin. „Als Dein Kessel geboren hatte, so glaubtest Du's. Und nun, da er gestorben ist, paßt Dir der Glaube nicht? Allah vermag alles!“ — In dem türkischen Nasreddin finden sich zahlreiche Fallstaffzüge, freilich verhält sich die Natur des türkischen Humors zum altenglischen wie türkischer Reisbrei zur saftigen Rinderlende. In den meisten Geschichten derart fehlt das Aron, die gefeilte Pointe. Als Beispiel für viele diene folgendes: Nasreddin wurde einst bei einer Hofmusik gefragt, welches Instrument er am meisten liebe, Harfe, Geige oder Hoboe? „Klirrende Becher und klappernde Teller!“ war die trockene Antwort dieses Bötters.

Derlei Proben dem europäischen Leser mitzuteilen, hat etwas Mißliches. Man muß leider sagen, daß die besten pointiertesten Schwänke gerade die ungezogensten und zotigsten sind, die sich der Mitteilung entziehen. Es ist aber ganz charakteristisch für die Türken, Männer wie Damen, daß dergleichen überall, sogar in Gegenwart von Kindern, ungeniert erzählt und gehört wird. Man hält auch das Gemeinste für unverfänglich und unschuldig. Das ist gewiß bedeutsam für den Bildungsstand der heutigen Osmanen und unter hundert anderen Zeugnissen eins dafür, daß etwas faul ist im Staate des Sultans. Als Timur sich einem Dorfe mit seiner Armee näherte, baten die erschreckten Bewohner Nasreddin, daß er beim Herrscher die Kontribution von ihnen abwenden wolle. Der Narr ließ sich einen

tatarischen Turban von solcher Größe machen, daß vier Männer auf Stangen ihn über seinem Kopfe tragen mußten. Als der grimme Timur ihn kommen sah, rief er, „Was ist das für ein Narr? Schlagt ihm den Kopf herunter!“ Nasreddin aber that den Mund auf und erklärte seine Erscheinung mit einem so schlagenden, aber auch so unflätigen Witz, daß er unmöglich hier wiederzugeben ist. Der Leser mag die drastische Wirkung daran erkennen, daß Timur sofort ihn als Hofnarren mit sich nahm.

In der That ist das beste der ganzen türkischen Litteratur, die sonst nur erbärmlicher, matter Abklatsch der iranischen ist, dasjenige, was die Volksmuse an Schwänken und Genrebildern geschaffen hat; es ist frisch, es ist natürlich, es ist außerordentlich lokaltreu, aber es ist für unseren Geschmack zu zotig und lebt sein litterarisches Dasein nur in Harems aus und in Karawanenserais. Das Volk liegt unerweckbar im Geisteschlafe, sodaß das zermalnende Rad des Schicksals, wenn es einmal über seinen Leib geht, von der großen Masse kaum gefühlt wird. Hafis hat seine Nachtigallen schluchzen lassen, Dschellaledin Rumi hat Thränenströme in Liederform vergossen — aber nur für das Abendland. Der feldschuchische Türke kennt ihren Namen kaum.

Berlin.

Albert Lindner.



Musik-Revue.

Im neudeutschen Lager herrscht große Freude ob des königlichen Geschenkes von 1000 Billets zu den diesjährigen Aufführungen in Bayreuth. Königlich im wahren Sinne des Wortes, denn kein anderer als König Ludwig von Bayern soll der Geber sein. Das Geschenk erhalten die Mitglieder der Wagnervereine und das Los wird wohl die Glücklichen bestimmen. Glücklich, wer neben dem Lose auch die Reisekosten abwerfen kann, denn Fortuna ist nicht die Begleiterin der Musiker.

Ob die Bayreuther Aufführungen auch ohne Wagner weiter bestehen können, ist eine Frage der Zeit. Fast möchte man glauben, daß es stets bedeutender und außergewöhnlicher Unterstützungen bedürfen wird, wenn das unter Wagner entstandene und vom Genie getragene Unternehmen auch ohne ihn weiter fortbestehen soll.

Pferderennen, Tierchau, gewerbliche Ausstellungen ziehen zwar jahraus jahrein das Publikum massenhaft an und wenn es selbst über den Ocean fahren soll, doch theatralische Darstellungen, die man schließlich auch zuhause haben kann, zwar ein wenig schlechter, weniger stimungsvoll, doch dafür billiger und bequemer, üben nicht mehr die einstige Anziehungskraft aus, wie zur Zeit der Griechen. Wo bleiben unsere heutigen Zuschauerräume gegen diejenigen der Griechen! Erstauen ergreift uns, wenn wir die mächtigen alten Theater in ihren Ruinen vor uns liegen sehen. Der einzelne Mensch erscheint wie ein Sandkorn gegen die Ausdehnung der Räumlichkeit. Doch wir wollen nicht ungerecht sein. War mancher Familienvater würde dahin wandern, wenn nicht heute Zeit und Geld in anderen Verhältnissen zu einander ständen. Der Nordländer, ob Städter oder Landbewohner, lebt in stetem Kampfe mit den Unbilden und der Dürftigkeit der Natur. Was dem Südländer von selbst zufällt, müssen wir uns erst erwerben und erkämpfen. Trotzdem ruht der Fortschritt in Kunst und Wissenschaft heute auf den Schultern der Nordländer, während der glücklicher situierte Südländer mehr und mehr zurücktritt.

Ferdinand Hiller, der Veteran in der Musikwelt, der Jugendfreund Mendelssohns, nur zwei Jahre jünger als dieser, tritt nun in den schon lange ersehnten Ruhestand. Mit 73 Jahren noch den Pflichten genügen zu müssen, die man als Mann von 39 Jahren übernommen hat, ist eine schwere Aufgabe. Ein langes Leben ist zwar das billigste Präsent, was einem des Jahres mehreremals überreicht wird, für den Empfänger dieses Geschenktes ist es aber eine schwere Last, unter der er fast zu erliegen meint. Schon im Jahre 1869 kündigte Hiller seine Kölner Stellung als städtischer Musikdirektor und Leiter des Conservatoriums, denn er war ihrer überdrüssig, doch ein neidisches Schicksal zwang ihn, dieselbe wieder zu übernehmen und die vernachlässigten Pflichten durch verdoppelten Eifer wieder nachzuholen. Gern wäre er nach Berlin gegangen und es fehlte nicht an Anstrengungen jeglicher Art, doch nirgends wollten sich die einladenden Pforten öffnen. Köln blieb der einzige Zufluchtsort. — Hiller ist eine reich begabte Natur; spielend sind ihm alle Fertigkeiten zugesiegen. Von Hause aus in vermögenden Verhältnissen erzogen, genoss er das Leben in vollen Zügen. Italien wurde ihm fast zur zweiten Heimat, doch das väterliche Erbe scheint dabei auf die Reize gegangen zu sein, sodaß er schließlich die Kunst zum Broterwerb gebrauchen mußte. Fleißig arbeiten, feilen, sichten, prüfen und das Beste behalten, scheint nicht seine Sache gewesen zu sein. Was der Augenblick brachte, wurde niedergeschrieben und nur seine bedeutenden Anlagen bewahrten ihn, ins Unbedeutende zu fallen. Schon sein Freund Mendelssohn mahnt ihn in zarter, doch deutlicher Weise, daß er mehr leisten könnte, wenn er strenger gegen sich wäre. Er schreibt am 24. Januar 1836 aus Leipzig an ihn, nachdem er ihm über die Aufführung einer Ouvertüre in D moll von Hillers Komposition berichtet hat: „Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir sagen muß. Die Ouvertüre hat die Musiker und mich dazu bei der Aufführung nicht so recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte; es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre sehr gleichgiltig, aber es war auffallend, daß alle Musiker, die ich sprach, dasselbe sagten, — daß allen das erste Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A moll und die in A dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da an in ihrer Teilnahme immer nachließen, bis sie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Themas vergessen hatten und sich nicht mehr für die Musik interessirten. Das scheint mir wichtig; — denn wieder scheint nur das auf die Differenz zu gehen, über die wir so unzählige Male gestritten haben, und der Mangel des Interesses, mit dem Du Deine Kunst niemals ansehen kannst, macht sich am Ende doch wieder für andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß dies eben ein Punkt ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht wegbringen kann sondern nur der eigene Wille. Mir ist nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talentes eines Menschen; — das macht nur verstimmt und irre und hilft nichts; man setzt eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles Streben und Arbeiten umsonst, drum muß man drüber schweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist es der Fall wie hier in Deinem Stück, daß grade alle Themas, alles was Talent oder Eingebung ist (nenn's wie Du willst) gut ist, und schön und ergreifend, und die Entwicklung desselben ist nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verschweigen; — da meine ich, kann der Tadel niemals unredt sein, — da ist der Punkt, wo man an sich und seinen Sachen bessern kann, — und wie ich glaube, daß ein Mensch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es seine Schuld nennen kann, wenn er sich nicht ganz so entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben sind, — so glaube ich es auch bei einem Musikstücke. Sag mir nicht, es sei so, drum müsse es sein; ich weiß recht gut, daß kein Musiker seine Gedanken, sein Talent anders machen kann als der Himmel sie ihm giebt; daß er aber, wenn der Himmel sie ihm gut giebt, sie auch gut ausführen können muß, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wir irrten uns alle, und die Ausführung sei ebenso wie die Komposition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, keinem Musiker jetzt nachstehst, aber ich kenne fast kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouvertüren sind gewiß Deine besten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich ausdrückst, desto

fühlbarer wird der Mangel, und ich meine, Du müßtest ihm abhelfen.“ Merkwürdig ist mir stets geblieben, daß Hiller selbst diesen Brief der Öffentlichkeit übergeben hat, der seine Schreibweise mit so klaren Worten charakterisiert und verdammt. Meint er vielleicht sich gebessert zu haben oder will er Mendelssohn als Strenden darstellen? Hiller ist in seiner Schreibweise stets derselbe geblieben: hübsche Gedanken, ohne Tiefe, ohne Durcharbeitung derselben. Gar manches derselben hat seinen Weg durch die Welt gemacht, da der Wohlklang ihnen viele Freunde erwirbt, doch wie sie kamen, so gingen sie. Festen Fuß hat keines gefaßt. Auch als Jentiletouist hat Hiller eine gewandte Feder gezeigt. Durch Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit fesselt er den Leser, doch etwas Bleibendes hat er auch hier nicht geschaffen und Mendelssohns Worte sind spurlos an ihm verhallt. Das reiche Pfund, was ihm verliehen war, hat er nicht zum Vorteil der wahren Kunst verwertet.

In Berlin hat sich neuerdings ein Aktus vollzogen, der in der Musikwelt wohl einzig in seiner Art dasteht und wohl nur durch die zwingendste Not sich in so prompter Weise vollzogen hat. Der Musiker ist so gern geneigt, seinen eigenen Weg zu gehen und ordnet sich zum allgemeinen Besten nur schwer unter, sodaß dieses gemeinsame Vorgehen allgemein überrascht hat. Berlin besitzt eine große Anzahl Orchester, die fast allabendlich beschäftigt sind, doch nur drei, an die man einen künstlerischen Maßstab anlegen kann. Das sind die kgl. Kapelle, das Bilsche Orchester und das philharmonische Orchester. Letzteres hatte sich vor kurzer Zeit von Bilsche emanzipiert und glaubte auf eigenen Füßen stehen zu können; Bilsche aber stampfte wie ein Zauberer ein neues Orchester aus dem Erdboden und schnitt den Revolutionären damit den Lebensfaden entzwei. Anderthalb Jahre setzten sie alles daran, um die Herrschaft zu gewinnen und konnten doch nur soviel erreichen, daß sie sich den Berliner Musikverhältnissen unentbehrlich machten, ohne jedoch eine sichere Existenz vor Augen zu haben. Unter der Leitung von Wöllner erhielten sie eine Weltberühmtheit, doch diese wenigen Konzerte konnten sie nicht erhalten. Ebenso machten sie sich den großen Gesangsinstituten unentbehrlich, die stets an schwachen Orchestern krankten, doch genügte auch dies nicht, sie sorgenfrei hinzustellen. Der Punkt der Auflösung trat immer schärfer hervor und nur Hilfe von anderer Seite konnte sie retten. Da vereinten sich die sonst abstoßenden Pole, zogen einige hochgestellte und wohlhabende Musikfreunde hinzu, konstituierten sich am 30. März als Komitee und erließen einen Aufruf an das Publikum, indem sie dasselbe aufforderten, jährlich 50 Mk. zu zahlen und dafür etwa 30—40 Abonnementskonzerte sowie in beschränktem Maße die in Berlin unter Mitwirkung des philharmonischen Orchesters stattfindenden großen Musikaufführungen besuchen zu dürfen. Die Mitglieder der Kapelle erhalten ein festes Gehalt. In den Vorstand gelangten der General von Bener, Geheimer Kommerzienrat Mendelssohn, die Rechtsanwälte Jonas und Koffka, Major Schulz und der Musikalienhändler Hugo Vogt. Ständige Mitglieder des Vorstandes sind der Kapellmeister der kgl. Akademie der Künste (Prof. Joachim), der Direktor der Singakademie (Prof. Blumner), des Sternschen Gesangvereins (Prof. Rudorff) und ein Mitglied des Wagnervereins. Die Zeit wird lehren, ob die Vereinigung von Bestand ist und das Publikum gewillt, durch zahlreiche Beiträge die Existenz zu sichern.

Es ist ganz unglaublich was die heutige Welt an Musik verdauen kann. Einst genossen dieses Vorrecht nur die Engländer und ihre Gändefeste erschienen den Bewohnern des Festlandes als monströse Ausgeburten, die eben nur ein phlegmatischer Engländer im stande ist zu verdauen. Heute gehören die dreitägigen Musikfeste in Deutschland mit Früh- und Abendkonzert zu je 3 bis 4 Stunden zu ganz gewöhnlichen Erscheinungen. Wenn man dazu noch die nötigen Proben rechnet, die obligaten Trinkgelage, die bis an den frühen Morgen währen, so begreift man nicht recht, wie man das jetzige Menschengeschlecht als schwächlich und nervös bezeichnen kann. Ein alter Deutscher würde da wahrscheinlich mit der Keule dreingeschlagen haben. Vor einigen fünfzig Jahren hatte ein kleines Schulmeisterlein in den Rheinlanden, ein echter Musik-

narr, die Idee, ein mehrtägiges Musikfest ins Leben zu rufen. Man amüsierte sich dabei so prächtig, daß daraus die alljährlich wiederkehrenden Musikfeste entstanden, denen Mendelssohn den Glanz seiner Genialität verlieh. Andere Provinzen kamen nach und so haben wir im Laufe des Mai und Juni nicht weniger als vier Musikfeste zu verzeichnen. Obenan, sowohl in Quantität als Qualität steht die 25jährige Jubelfeier des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, die am 24. bis 27. Mai in Weimar gefeiert wurde.

Im Gegensatz zu den anderen Musikfesten und im Sinne der einstigen Gründer dienen die Musikfeste des letzteren nur den einst unterdrückten Jüngern der neudeutschen Schule, deren Musik kein anderer Mensch hören wollte als sie selbst und die enragiertesten Parteigänger von Liszt und Wagner. Heute ist das anders geworden, denn sie bilden die tonangebende Richtung. Freilich sind sie selbst anders geworden und die Haupthelden, denen keine Dissonanz zu grell sein konnte, denen jede fließende Melodie ein Greuel war, sind heute ganz maniertliche Musiker geworden. Klughardt, Dräsecke, einst die wütendsten Verteidiger des Mißklanges, sind zurückgekehrt zum ewig Schönen und die Wohlklänge Klughardts entsücken heute aller Ehren. Ihrer Herrschaft sich bewußt, lassen sie heute auch andere neue Tonmeister mitreden und das Wunderbare geschah, daß Rob. Schumann, Volkmann und selbst Brahms auf den Programmen prangten. Keine Vereinigung ist wohl mehr zum Segen der Kunst ausgefallen als gerade diese, denn hier hatten die wilden Geister Gelegenheit sich auszutoben und das gegenseitige Übertrumpfen brachte sie schließlich zur Vernunft. Eine „Nirwana“, ein symphonisches Stimmungsbild von Hans von Bülow, kann selbst durch das persönliche Eintreten Liszts nicht mehr gehalten werden und die Verdammung war eine allgemeine, während das wohl lautende, sonnenklare Quartett Klughardts den Preis über alle gewann. Liszts Werke werden durch seine Gegenwart, durch das weiße Haupt geschützt, doch ohne Prophet sein zu wollen, mit ihm selbst werden auch seine Werke schwinden. Zugestanden, daß manches Poetische darin ist, doch sie bilden kein Ganzes, sie sind Erzeugnisse der Reflexion und nicht der unmittelbaren Inspiration. So formlos wie sie sind, so wirken sie auch. Es ist, als wenn ein Maler nur Farbenflecke neben einander setzen und diese dann für ein Kunstwerk ausgeben wollte. — Die diesjährige Versammlung hat an Massenproduktionen alles überboten: 3 Oratorien, 1 Messe, 1 Oper, 4 Symphonieen, 1 symphonische Dichtung, 1 Ouvertüre, 2 Interudien, 2 Violinkonzerte, 2 Klavierkonzerte, Solo-Sonaten, Violinsonaten, 1 Streichquartett, 1 Sertett, 1 Trio, Solopieffen, Harfenvorträge, einstimmige und mehrstimmige Lieder und der Kaisermarsch von Wagner. Dies alles in 4 Tagen und 7 Konzerten zu hören, zu genießen und zu beurteilen, dazu gehören jugendliche Nerven.

Das Niederrheinische Musikfest fand in den Pfingstfeiertagen in Düsseldorf statt und währte drei Tage mit drei Konzerten. Den Messias von Händel brachte der erste Tag mit einer riesenhaften Besetzung: 704 Sänger und 90 Streichinstrumente. Der zweite Tag war Orchester und Chorwerken geweiht, darunter Brahms' dritter Symphonie, Rheinbergers Christophorus und Seb. Bachs Magnifikat in D in der Bearbeitung von Rob. Franz, die aber nicht den erwünschten Eindruck bei einer so starken Besetzung machte. Die Franz'sche Bearbeitung ist viel zu subtil und nur für einen schwachen Chor und Orchester gedacht; bei so massiger Besetzung sollte man andere Werke wählen. Der dritte und letzte Tag brachte allerlei und war am stärksten besucht. Eugen d'Albert spielte das Esdur-Konzert von Beethoven und später noch einige Solopieffen, außerdem wurde die Pastoral-Symphonie von Beethoven und zum Schluß Händels Hallelujah aufgeführt; in den Zwischenpausen ließen sich die Solisten des Festes hören. Schon Mendelssohn klagte einst, daß solche außergewöhnliche musikalische Feste immer und immer das Alte, längst Bekannte bringen und so ist es bis heute geblieben. Händel hat so viele Oratorien geschrieben, doch man ist auf den Messias wie besessen. Bequemer ist es freilich und bedarf weniger Vorbereitungen, das Bekannte zu bringen, doch sollte man bei einer so massenhaften Anhäufung von musikalischem Stoff neben bekannten, doch auch nach neueren oder selten gehörten Werken greifen.

Das 7. schlesische Musikfest in Breslau, welches vom 15.—17. Juni stattfand, hat darin eine rühmliche Ausnahme gemacht, indem es das bedeutungsvolle Oratorium „Der Fall

Jerusalem's" von Martin Blumner, dem Dirigenten der Berliner Singakademie, zur Ausführung brachte und einen großen Erfolg damit erzielte. Blumner stellt sich voll und ganz auf den klassischen Boden und seine bedeutenden Anlagen, nebst der tüchtigen Bildung, verbunden mit einem eisernen Fleiße bewahren ihn vor blinder Nachahmung und stampeln seine Werke zu hohen Kunstleistungen. Über das Oratorium herrscht nur eine Stimme, die der Bewunderung. Die Aufführung soll eine meisterhafte gewesen sein. Außer diesem modernen Werke wurde noch Rheinbergers Christophorus, ebenfalls ein größeres Chor-, Solo- und Orchesterwerk aufgeführt, welches sich zwar nicht auf gleicher Höhe hielt, doch des Trefflichen genug darbot, um dessen Aufführung zu rechtfertigen. Außerdem wurden an Neuheiten noch eine Symphonie vom Grafen von Hochberg, dem Gründer der schlesischen Musikfeste, eine Ouvertüre von Emil Raumann, ein Psalm von Jadasohn und das schon bekannte Violinkonzert von Max Bruch gegeben. Über die Symphonie, eine Dilettantenarbeit, spricht sich der Referent der Schlesischen Zeitung sehr zart aus. Er sagt: Der herzliche und innige Charakter derselben bewies klar, daß Graf Hochberg während der Festtage als der lebenswürdige Hausherr im Konzerthause zu gelten hat. Als Hausherr sowohl wie als glücklicher Vater eines jungen symphonischen Kindes sieht er gewiß freundliche Gäste lieber um sich, als kritische Besucher. Wir treten darum auf einen Moment aus der Reihe der letzteren, und indem wir uns mit Vergnügen zu den ersteren schlagen, gönnen wir dem Komponisten den Erfolg bei dem Auditorium von ganzem Herzen. Kann man wohl lebenswürdiger das Werk eines verehrten und verdienten Dilettanten auf seinen Standpunkt verweisen?

Das 7. schlesische Musikfest, wenn es auch sonst an manchen menschlichen Schwächen und Unglücksfällen litt, hat der älteren — greisen — Schwester am Niederrhein (61 Jahr alt) den Rang in jeder Hinsicht streitig gemacht und wir wünschen aufrichtig der älteren, daß sie sich durch Aufnahme jüngerer Kräfte verjüngt. — Auch die Norddeutschen wollen ihr Musikfest haben und in Hamburg versammelten sich am 5. und 6. Juni nicht mehr als 1500 Singende und 200 Instrumentalisten. Daß sich das Fest in irgend welcher Weise musikalisch ausgezeichnet hat, läßt sich nicht behaupten. Auch hier bildete der Messias von Händel die Hauptaufgabe und der 2. Tag war kleineren bekannten Chor-, Solo- und Orchesterwerken gewidmet. Die allgemeine Heiterkeit und gesellige Lustbarkeit mußte erregen, was die musikalische Vereinigung selbst nicht zu bieten im Stande war. Lübeck, Bremen, Oldenburg, Braunschweig, Hannover, Sondershausen, Kiel, Schwerin, Flensburg u. a. Städte hatten sehr zahlreiche Gäste gesandt und so konnte man es mehr ein Volksfest als ein Musikfest nennen. Es ist eine eigene Sache, so große Massen in eine ernste und würdevolle Stimmung zu versetzen und nur ein hochgebeter und gottbegnadeter Meister — wie einst Mendelssohn war — ist im Stande dem Feste die Weihe zu geben und zu erhalten. Das fühlte damals auch die Welt was sie an Mendelssohn besaß, und aus Nord und Süd kamen die Abgesandten um den bewährten Führer zu gewinnen. Seine Gegenwart gab dem Feste erst die wahre Weihe und selbst der Unbedeutendste fühlte das Wehen eines höheren Wesens und gab sich ihm ganz hin. Das müssen unvergeßliche Feste gewesen sein. Viel haben unsere Männergesangsvereine dazu beigetragen die Weihe der Musikfeste zu verwischen. Ihr Tagen streift nahe an Trinkgelage, bei denen auch etwas Musik gemacht wird und dieser Ton dringt bereits in den Charakter der Musikfeste mehr oder weniger ein. Es ist ihnen nicht mehr um den Kunstgenuß zu thun, sondern um das Jubilieren und Sichgehenlassen. — Der Juli und August bringt noch zwei deutsche Feste. In Bonn findet am 8.—12. August ein Gesangwettbewerb statt und in Ulm wird am 13. und 14. Juli das schwäbische Sängerfest gefeiert, zu dem sich schon vor Wochen 2600 Sänger angemeldet hatten. Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das musikalisch ferne England, so scheint es fast, als wenn es sich aus seiner Passivität zu eigener Schaffenskraft emporheben wollte. Kunst und Künstler in splendidester Weise zu unterstützen, war zwar von jeher der Stolz des Engländers, doch war es mehr ein Zug alten Herkommens, als der Drang des eigenen Herzens. Vor Jahresfrist traten nun die höchsten Spitzen der hohen Gesellschaft, mit dem Prinzen von Wales obenan, zusammen und gründeten das „Royal College of Musik“ in London, das

heißt ein Konservatorium für Musik. Die Geldmittel stossen reichlich, es wurden die besten Lehrer berufen, und man sah mit Spannung auf die Entwicklung dieser musikalischen Brutzucht. Der Jahresbericht, den in der ersten Jahresversammlung kein geringerer als der Erzbischof von York selbst vorlas, konstatierte eine Frequenz von hundert Schülern, eine Einnahme von 12,234 Pfd. und eine Ausgabe von 11,965 Pfd. Sterling. Nun muß man nicht etwa glauben, daß diese riesige Einnahme-Summe durch Schüler-Honorare erzielt ist, sondern durch Zinsen und Geschenke. Neidisch könnten die Konservatorien-Lehrer Deutschlands auf die Summe von 11,965 Pfd. blicken, die in Mark das Sümmdchen von 251,265 macht und einen guten Teil der Lehrerhonorare enthält. Pekuniär ist also das Unternehmen mehr wie gesichert und die bedeutenden Persönlichkeiten, wie Sullivan und Grove, die an der Spitze des Lehrpersonalis stehen, werden für die besten Lehrmethoden schon Sorge tragen. Virtuosen und Sänger werden wohl bald von sich reden machen, doch ob auch die Komponisten England erischen werden, auf die es so sehnlich hofft, das ist eine Frage, die sich leicht und doch so schwer beantworten läßt. Viel hat der Engländer aber schon gewonnen, wenn er die Musik nicht mehr als Dienende, sondern als Herrin betrachtet. Doch bis dahin kann noch mancher Jahresbericht vom Erzbischof von York verlesen werden.

Rob. Citner.



Litterarische Berichte.

L'Égypte et l'Europe, par un ancien juge mixte. Leiden 1884. Verlag v. E. J. Brill.

Der Verfasser dieses Buches ist Herr P. van Bemmelen in Arnheim, wie er am Schlusse der Vorrede des zweiten Bandes verrät. Er ist ein Mann von reicher und vielseitiger Bildung, tiefer Wahrhaftigkeit, edlem Eifer für Recht und Menschlichkeit und bewährt sich auch in einer Sprache, welche nicht seine Muttersprache ist, als gewandter und geschmackvoller Darsteller. Von der in Holland so weitverbreiteten Gallomanie und Germanophobie findet man bei ihm keine Spur. Er erkennt mit voller Klarheit, daß Holland, Belgien und die Schweiz, wenn sie gefährdet sind, nur durch Frankreich gefährdet sind, und beschuldigt das Volk, welches öfter und schlimmer als alle andern Völker den Frieden der Welt bedroht habe, gelegentlich mit bewußter Heuchelei sich als von Deutschland bedroht darzustellen. Ich schicke dies voran, um von vornherein das Interesse deutscher Leser für den so echt germanisch gesinnten französisch schreibenden Holländer zu erwecken. Was das Buch selbst betrifft, oder vielmehr den zweiten Band desselben, denn der erste ist mir unbekannt geblieben, so faßt er recht verschiedenartige Dinge zusammen. Das Kap. I L'Europe will zuerst die gewöhnliche Anschauung berichtigen, als ob die Landmasse, welche man so nennt, wirklich ein Erdteil sei. Er erkennt geographisch nur ein „europasie“ an und läßt ein abgesondertes Europa nur als ethnographisch-politischen Begriff gelten. Dies Europa umfaßt nur die Länder germanischer

und lateinischer Zunge. Als Annexe schließen sich die nicht germanischen Teile von England, Deutschland und Oesterreich an. Das zweite Kapitel behandelt den Orient, zu welchem in dem Europa der Geographiebücher die Balkanstaaten und der Donaufstaat Rumänien gehören. Es mag gleich hier bemerkt werden, daß der Verf. die Griechen durchaus nach den in Aegypten parasitisch lebenden Exemplaren, d. h. hart und ungerecht beurteilt. Rußland (Kap. 3) gehört weder zu Europa noch zum Orient, „es ist eine in ihrer Art einzig dastehende Bildung.“ Russisches Wesen und russische Zivilisation wird im ganzen zutreffend charakterisiert, aber die Karte der Zukunft, wie sie angeblich Rußland im Bunde mit Frankreich verwirklichen will, ist doch gar zu phantastisch. Dem vermeintlich russischen Plane der Weltverteilung stellt Herr v. B. einen durch das Interesse Europas bedingten entgegen (K. IV.). Auf der Karte V sehen wir Deutschland im Besitze von Hinterindien und von Persien, Oesterreich reicht bis über den Hellespont hinüber, dann herrscht Italien die Mittelmeerküste entlang bis zur kleinen Syrte, Nordwestafrika wird durch den 59. Meridian für Frankreich abgetrennt. Diese und ähnliche Konstruktionen der Zukunft sind ohne Wert. Erst im Kap. V kommen wir zur orientalischen Frage, welche durch die Verwirklichung des betreffenden Teiles der oben bezeichneten Karte gelöst werden soll. Das Kap. VI, welches von den internationalen Rechten und Pflichten handelt, stellt Grundsätze auf, welche dem des laisser

faire und laisser aller scharf entgegenstehen und also in gewissen Kreisen des gegenwärtigen Deutschlands viel Sympathie finden dürften. Herr van Bemmelen will z. B. die Juden zwar nicht aus den europäischen Ländern, wo sie zahlreich sind, austreiben, wie die Griechen aus Aegypten, aber er will ihnen „tout commerce pécuniaire“ verbieten. Das wäre so ziemlich das Gegenteil von dem, was man im Mittelalter gethan hat, aber ebenso verkehrt und ausichtslos. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem Bucher und der „haute finance“, welche sich von den Bucherern nur dadurch unterscheiden soll, daß sie sich nie mit Kleinigkeiten abgiebt. Der Verf. verlangt tief einsameidende Buchergesetze, vermag aber nicht die Ueberzeugung zu erwecken, daß dieselben das ungesunde Geschäft und nur das ungesunde Geschäft treffen würden. Das achte Kapitel, der eigentliche Kern des Buches, heißt Aegypten und Europa in den Jahren 1880, 1881“ van Bemmelen malt, obwohl sonst ein Verehrer des Liberalen Gladstone, das englische Regiment der Intrigue, Vergewaltigung und Unterdrückung, unter welchem Aegypten seufzt, mit ebenso schwarzen als treuen Farben. Das ganze Kapitel ist eine höchst beredete Auflage gegen diese völlig gewissenlose und schamlose Wirtschaft, deren Ende leider nicht abzusehen ist. Im Jahre 1882 stellte Herr v. B. in einem Briefe an den „Globe“ ein gemeinsames Protektorat der Großmächte, welches er schon in dem ersten Bande von l’Egypte et l’Europe besprochen hatte, der als „the only possible way out of a grave difficulty“ in Aussicht. Auch gegenwärtig hofft er eine solche Lösung, von einem Siege der Tories. Ich setze die edlen Worte hierher, mit welchen der Hauptabschnitt des Kapitels über die Zukunft Aegyptens schließt: O grande Reine et Impératrice, princes royaux, nobles anglais et écossais, mettez-vous à la tête de ce mouvement national et moral, et n’oubliez pas le peuple égyptien! C’est en vous qu’espèrent les plus éclairés et les meilleurs de ses enfants, c’est votre secours, qu’ils implorent. Ils ne savent que trop qu’ils n’ont rien à attendre des Gladstone et des Goschen, des Bright et des Chamberlain. Auf das letzte Kapitel des Buches einzugehen, muß ich mir versagen, trotzdem dies fast die Hälfte des Ganzen ausmacht. Die umfassende Untersuchung über den Islam kann nur von Fachgelehrten kritisch gewürdigt werden. Nur soviel will ich sagen: Es gelingt dem Verfasser allerdings, den koranischen Islam, wenn man so sagen darf, als eine nicht nur rein monotheistische, sondern auch innerliche und durchaus sittlich gerichtete Religion zu erweisen, und zwar zahlreichen auch von Gelehrten gehegten Vorurteilen gegenüber. Aber für die Zukunft des Islam und der Völker, mit deren Kultur er innig verwoben ist, ist daraus durchaus nichts zu folgern. Herr van Bemmelen spricht sehr oft

von dem, was sein würde, „im Falle der Rückkehr zum Koran,“ man muß dabei aber an den Bärgerischen Vers vom „Mann, der das Wein und das Aber erdacht,“ denken. Die Völker des Orients lehren eben nicht zu jener alten und reineren Auffassung der Religion zurück. Der Islam erscheint bis jetzt reformationsunfähig und damit ist sein Schicksal und, so fürchten wir, auch das der islamitischen Völker besiegelt. A. R.

Singfang. Viederbuch für Deutschlands Töchter. Enthaltend 250 ausgewählte zweistimmige Lieder. Nebst einer Anleitung zu Turn- und Bewegungsspielen für Mädchen. Zum Gebrauche bei gefelligen Zusammenkünften, Ausflügen, auf dem Spielplatz u. a. vaterländischen Festen zc. — sowie für Schule und Haus herausgegeben von Karl Zeiß. — Quedlinburg, 1884. Verlag von Chr. Friedr. Weges Buchhandlung.

„Sei guter Ding’ — Und spiel’ und spring’ — Und sing’ wie Philomela! — — Aus Herzensgrund — Im Kindermund — Ein Lied, wie süß tönt’s, Hela!“ — Dies Verslein haben wir dem Viederbuch vorgelegt, als wir es Hela, unserer kleinen Freundin, überreichten. Zum Spielen, Springen und lustigen Singen giebt das gefällig ausgestattete Büchelchen Anleitung; auch dem ersten Gesange verhilft es zu seinem Recht. Wenn empfehlen wir es daher als ein passendes Geschenk für Deutschlands Töchter, für groß und klein. — t.

Paienpredigten. Vose Blätter der Lebensweisheit. Halle a. S. 1884. Verlag von Otto Hendel.

Im Jahre 1834 gab Leop. Schefer ein „Paienbrevier“, 1839 Friedr. v. Sallet ein „Paienevangelium“ heraus. An diese didaktisch homiletische Paienlitteratur schließen sich die „Paienpredigten“ des Anonymus an. Gehörten der fürstlich Bücklerische Generalbevollmächtigte und der ehemalige Offizier allerdings zu den weltlichen Leuten, so verbirgt sich unter der Hülle des Anonymus ein Kleriker, ein gelehrter Theologe, welcher „den Orgelflang und den Ruchenduft christlicher Feste mit dem Alltäglichen, die stille Einsamkeit des Weisen mit dem Lärm der Kinderstube, das Heilige mit dem Trivialen“ bunt und kraus verschlingt. Die vorliegenden 62 Blätter der Lebensweisheit sind „als Kinder des Augenblicks entstanden und in den Zeitungen des Tages“ zuerst veröffentlicht. Vereint zu einem Buch bietet des Verzeichnisses der Thematata allerdings auf den ersten Blick ein Durcheinander dar, das „wie Kraut und Rüben gewachsen, hier eine antike und dort eine moderne Idee, hier eine Tugend, dort ein Sprüchwort als Frucht und Arolle trägt.“ Se tiefer man sich jedoch in die verschiedenartigen Texte hineinkliest, desto mehr überzeugt man sich, daß diesem scheinbaren Allerlei eine gemeinsame Gottes- und Weltanschauung zu Grunde liegt,

die in der reichbegabten und hochgebildeten Persönlichkeit des Anonymus ihren einheitlichen Mittelpunkt findet. Es sind die Disjecta membra des Protens der Wuthe, der nicht nur als Theologe und praktischer Philosoph, sondern zugleich als Gatte, Familienvater und Natur-symboliker vor uns hintritt. Ein moderner Diogenes beleuchtet er mit seiner Laterne alle Gestalten der göttlichen und menschlichen Komödie, freilich mit einem Licht, vor dessen zeretzendem Strahl er selbst ängstliche Gemüther warnt. Alle diejenigen, welche der freien theologischen Richtung anhängen, werden daher von der antropomorphistischen Lebensweisheit des Latenpredigers sich erbaut fühlen. Z.

La police secrète prussienne, par Victor Tissot. Paris 1884. Verlag von E. Dentu.

Der Verfasser der „Reise ins Milliardenland“ weiß seine Thematika mit dem Scharfsinn oder Instinkt eines gewiegten Spekulanten zu wählen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr Tissot Deutschland und die Deutschen nicht liebt, doch nicht sein Haß macht ihn zum Vektürelieferanten der Revanchepartei, sondern das Geschäftsinteresse, und wenn man auf der Rückseite des Buches liest: *L'Allemagne amoureuse*. 19. édition, *Voyage au pays des milliards* 59. édition, *Les Prussiens en Allemagne* 34. édition, so sieht man, wie einträglich die Spekulation ist. Auch diesmal hat der Mann seinen Gegenstand glücklich gewählt. Die Organe der Geheimpolizei sind diesseits des Rheins keine Catone, ebensowenig wie sie es jenseit des Rheins und an der Newa zu sein pflegen. Wenn man nun mit geschäftsmännischer Schlantheit die letztere Wahrheit verschweigt, wenn man überdies noch andeutet, gewisse Machinationen, wie sie vor allem Stieber schuld gegeben werden, könnten nur in Preußen vorkommen, so freuen sich die deutschfeindlichen Leser, daß sie wieder ein Stück von der „Schlechtheit“ ihrer Besieger zu sehen bekommen, und der Absatz des Buches ist gesichert. Die Thätigkeit Stiebers ist der starke schwarze Faden, welcher durch das ganze Gewebe läuft. Ob dem Manne nicht mehrfach Unrecht geschieht, das ist doch die Frage. So ist es sicher unbegründet, wenn die harte und ungerechte Behandlung von Trautenau auf eine Privat-rache Stiebers zurückgeführt wird. Sein Verhalten bei den traurigen Vorgängen von Faulquemont, pag. 270 ff., macht jene Beschuldigung höchst unwahrscheinlich. Aber auf ein bißchen mehr oder weniger Unwahrheit kommt es bei einem Buche nicht an, welches schon auf dem Titelblatt eine Fälschung enthält. Denn das Motto „Soubiso a cent cuisiniers et un espion, moi, j'ai un cuisinier et cent espions. Frédéric II.“ kann als solches hier

mir von der politischen Spionage verstanden werden, während Friedrich von der militärischen spricht. — Was Geistes Kind übrigens Herr T. ist und auf welche Gesinnungen und Neigungen seiner Leser er noch nebenbei spekuliert, das verrät das obscöne Gemälde einer Orgie, welche bei einer „faisseuse d'occasions“ in Berlin stattgefunden haben soll. Der Schriftsteller malt diesen Schmutz mit einem Behagen aus, welcher zeigt, daß er hier in seinem Element ist. Es ist schade, daß ein Talent, wie das Tissots, sich in den Dienst einer unedlen und heillosen Sache stellt. Der Pseudopatriotismus, dem er dient, wirft dem Sieger Kot nach, welcher nur seine eigenen Hände besleckt. Habeat sibi! A. B.

Gustav Adolf, von S. M. v. Sölte. München 1883.

Eine Heldengeschichte vom Schwedenkönig, dem Retter der Glaubensfreiheit, dessen Heldenthaten der Dichter nur bis zum Sieg am Lych verfolgt; warum? ist nicht ersichtlich, da eine Fortsetzung nicht in Aussicht gestellt wird. Es offenbart sich hier ein entschieden episches Talent, das sich aber für unsere moderne Geduld und raschlebigige Zeit zu sehr in Nebenerzählungen erschöpft und sich zu tief von Homer beeinflussen läßt, denn z. B. die Einführung der auf dem Brocken thronenden Men, die ganz wie in der Ilias der Olympier die Weltgeschichte leiten, erscheint um so wunderlicher, als vom Kampfe um den christlichen Glauben gesungen und gesagt wird. Daß der Dichter seinen Helden ganz ideal als Retter und nicht als Eroberer auffaßt, ist sein dichterisches Recht. S.

Alceo und Angiolina. Sizilianische Novelle von Karl Graf Coronini-Cronberg. Leipzig. Verlag von W. Friedrich.

Die liebliche Angiolina entsagt ihrer Zuneigung zu einem bildschönen, aber sittenlosen Jüngling aus ihrem Dorfe und schenkt ihr Herz dem taubstummen, aber sanften und genialen Alceo, dem Erfinder einer Farbenorgel, worauf er durch Farben das musikalische Schöne zur Erscheinung bringt. Die Heilung Alceos hat dessen Versuch auf einer wirklichen Orgel und dies seinen plötzlichen Tod zur Folge, den die zärtliche Angiolina nur um Tage überlebt. Das mädchenhafte Wesen in Angiolina, der lebenswürdige Charakter des italienischen Volkes und Siziliens farbenprächtige Schönheit sind glücklich geschildert, allein die ganze Dichtung bewegt sich in so abgemessenen kindlichen Empfindungen und in einer so zarten gezierten Sprache, daß sie uns annutet wie ein Schäfergedicht aus längst entschwundenen Zeiten. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungerecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Liebes-Rausch und Tausch.

Novelle

von

Karl Jaenicke.

Wenn Du Deinen Leidenschaften widerstehst, so dank es mehr ihrer Schwäche, als Deiner Stärke.

De la Rochefoucauld.



Auf meinen Fußwanderungen durch das mittlere Schlesien stieß ich einmal mitten in dem großen Laubwalde, der sich zu beiden Seiten der Oder meilenweit ausdehnt, unversehens auf einen Kirchhof, hinter dem sich auf anmutigen Hügeln die Häuser und die Kirche eines Dorfes zeigten.

Zur rechten Seite drängte sich der Wald bis dicht an das Dorf heran, zur linken führte ein weiter Wiesenplan bis an die Oder hinab, an deren jenseitigem Ufer der Wald sich weiter fortsetzte.

Das ganze Bild vor mir war außerordentlich freundlich, und ich blieb einige Minuten, in seinem Anblick versunken, stehen.

Es war im September, einer jener Spätsommertage, an denen kein Wölkchen am Himmel erscheint, die Luft sich kaum bewegt, und die Erde wie in einem goldigen Gewebe von Sonnenstrahlen eingesponnen ist. Im Walde dringt kein lauter Ruf an unser Ohr, die Vögel haben längst aufgehört zu singen, und regungslos stehen die Blätter der Bäume. Ein Hauch der Ewigkeit weht uns an in solcher einsamen Stille.

Aber ich mußte vorwärts.

Ein niedriger Zaun, den ich jetzt überstieg, trennte den Kirchhof von den hohen Bäumen des Waldes, kurzes, wildverwachsenes Gestrüpp und ein bunter, reichsprossender Blumenflor wucherten auf und zwischen den Gräbern, durch die ich mir, hier und da eine Inschrift auf den hölzernen Kreuzen lesend, Bahn brach. Ein starker Duft von wilden Himbeeren schlug mir entgegen, Bienen und Hummeln summten bald ganz nah, bald entfernter an mir vorüber.

Ich wandelte wie im Traum.

Jetzt gewahrte ich ein hohes, eisernes Gitter, das einen viereckigen Raum umschloß, in welchem mehrere wohlgepflegte Gräber unter dunklen Cypressenbäumen standen.

Auf einer Bank in der Mitte dieses Raumes saß ein Greis von mindestens 80 Jahren, mit einem zufriedenen, freundlichen Ausdruck im Gesicht, mit schneeweißem Haupthaar, das unter dem schwarzen Sammetkappchen noch reichlich hervorquoll. Die Arme hatte er auf einen Stock gestützt und blickte, ohne sich zu regen, still sinnend vor sich hin.

Ich stand am Bitter und beobachtete den alten Herrn einige Zeit, ohne daß er mich bemerkte. Da zertrat ich unwillkürlich ein Gezweig zu meinen Füßen, und er schaute auf.

Ehrfurchtsvoll zog ich den Hut, und er nickte mir zu.

„Wie schön ist es in diesem stillen, einsamen Garten“, sagte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Freilich, schön und still, aber einsam ist es nicht,“ erwiderte er mit etwas zitternder, jedoch wohlklingender Stimme.

„Nicht einsam? Stört man Sie denn hier oft?“

„Das nicht. Aber ist der einsam, der mitten unter den Seinigen ist? Hier habe ich sie alle beisammen, und da ich sie noch alle liebe und in der Erinnerung mit ihnen verkehre, sind sie auch nicht tot, — denn sie wirken ja noch auf mich ein.“

„So viele Gräber und alle die Ihrigen? Da sind wohl auch Ihre Urahnen dabei?“

„Keiner von denen, die hier ruhen, ist älter als ich; die meisten aber viele, viele Jahre jünger. Auch sind nicht alle durch Verwandtschaft, sondern auch nur durch Schicksale mit mir verbunden. Sehen Sie, hier die drei Gräber und dazwischen das Kindergrab“ — er deutete mit dem Stocke darauf hin — „bergen keinen Angehörigen von mir, aber sie sind mir lieb und bilden einen zusammengehörigen Kranz von Erinnerungen für mich, obwohl die Personen im Leben nur kurze Zeit einander nahe standen und doch wohl durch eigene Schuld zu Grunde gingen.“

Das zweifelhafte „doch wohl durch eigene Schuld“ ließ mich merkwürdige Schicksale vermuten; das giebt eine „Geschichte“, dachte ich mir, und da der Alte fortplauderte und mich schließlich aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen, um besser hören zu können, so hatte ich wirklich eine gefunden.

Freilich nur eine unvollkommene, denn der Herr Pfarrer — das war der alte Herr — konnte eben nur erzählen, was er selbst wußte, oder er verschwieg mir absichtlich dies und jenes, und so blieben mancherlei Lücken, so fehlte hier und da ein Übergang, ich wußte nicht recht, wie gewisse Dinge, die mir wichtig schienen, ineinandergriffen, wie sie notwendig so hatten geschehen müssen.

Endlich erhob ich mich und ging weiter, nachdem der Alte in herzlicher Weise mich verabschiedet hatte.

Im Wandern aber mußte ich immer noch an die Erzählung denken, und wunderbar! — was mir der Alte verschwiegen, das plauderte mir der Fluß und der Wald und das Pfarrhaus und die Kirche und die Landstraße und die Dorfschänke aus, bis ich alles beisammen hatte.

I.

Vor zwanzig Jahren, an einem Ostersonnabend im April — der Tag neigte sich schon dem Ende — wanderten durch den großen Wald, von dem ich eben berichtet, aber auf dem jenseitigen Ufer der Oder, zwei junge Männer rüstig und schweigsam einen schmalen Fußpfad hintereinander her. Beide überließen sich

ganz dem wunderbaren Eindruck, den der junge Frühling, die laue Luft, der volltönende Gesang der Nachtigallen auf ihre Herzen ausübte.

Der ältere von ihnen, eine wohlgebildete Mannesgestalt im Alter von etwa 26 Jahren, hielt den Blick zur Erde gesenkt, sein bleiches Antlitz verriet noch die Spuren einer unlängst überstandenen schweren Krankheit, aber um seine Lippen spielte ein stilles, hoffnungsfrohes Lächeln, der unwillkürliche Widerschein seiner träumerischen Gedanken.

Hans Dornek war Privat-Dozent an der Universität B., ein frühreifer Mann, der sich auf seinem wissenschaftlichen Gebiete, der deutschen Philologie, schon einen gewissen Ruf erworben hatte, und dem eine „gute Carriere“ sicher zu sein schien. Aus einer angesehenen, aber verarmten Beamtenfamilie stammend, lebte er, ohne noch Eltern, Geschwister oder sonstige Verwandte zu haben, zurückgezogen in bescheidenen Verhältnissen, kam wenig mit der Außenwelt in Berührung und ging völlig in seinen Studien und in seiner Neigung für die Musik auf.

Durch diese letztere ward die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen angeknüpft, die bedeutungsvoll für sein Geschick werden sollte.

Der Besitzer des Hauses nämlich, in welchem Dornek wohnte, ein reicher Kaufmann, hatte eine Tochter, welche der Musik leidenschaftlich ergeben war und sie mit außerordentlicher Gewandtheit ausübte.

Die Kunst, welche die beiden jungen Leute zuerst um ihrer selbst willen zusammengeführt hatte, sollte bald auch die Brücke zum Verkehr der Herzen zwischen ihnen bilden. Ermutigt durch die unverstellte Offenheit des jungen Mädchens wagte Dornek ihrem Vater seine Liebe zu bekennen und um die Hand der Tochter zu bitten, deren Zustimmung ihm gewiß war. Zu seinem großen Schmerz aber wurde er mit der zwar freundlichen, jedoch ebenso entschiedenen Antwort zurückgewiesen, daß Leonore noch zu jung sei — sie war in der That erst 16 Jahre alt — um ihre Gefühle richtig beurteilen zu können. Es dürfe daher ein weiterer Verkehr „zur Vermeidung zukünftigen größeren Unheils“ zwischen ihnen nicht mehr stattfinden. Übrigens — wurde Dornek getröstet — sei es ihm unbenommen, in einigen Jahren, „wenn auch seine bürgerliche Stellung sich gefestigt haben würde“, wiederzukommen, falls bis dahin seine Neigung sich als echt erwiesen haben sollte. Wenige Tage darauf reiste der Kaufmann mit seiner Tochter nach Italien, ohne daß Dornek seine Geliebte noch gesehen oder auch nur ein Wort des Abschiedes oder gar der Hoffnung von ihr vernommen hätte.

Dieser jähe Übergang von höchstem Glück zu völliger Hoffnungslosigkeit, die sich des jungen Mannes bemächtigt hatte, rieb seine Kräfte völlig auf und warf ihn wochenlang aufs Krankenlager, von dem er sich erst erhob, nachdem er einige Male dem Tode sehr nahe gewesen.

Da er, wie gesagt, Verwandte nicht hatte, die ihn hätten pflegen können, so nahmen sich Nachbarsleute seiner an und thaten ihr möglichstes, um den bescheidenen Gelehrten, den sie längst lieb gewonnen hatten, zu retten.

Vor allen aufopferungsfreudig war ein junger Primaner, der bei den Leuten in Pension war und der ganze Nächte nicht von dem Bette des Kranken wich.

So bildete sich allmählich eine herzliche Zuneigung zwischen den beiden jungen Leuten aus, welche während der Genesungszeit fast zu Freundschaft erstarrte.

Dornek fand Gefallen an der Frische und Fülle der Gesundheit seines liebevollen Pflegers, dem wiederum der vertrauliche Umgang mit dem geistig bei weitem überlegenen Manne nicht wenig schmeichelte.

So war es ganz natürlich, daß Dornek die Einladung Pauls, der eben das Gymnasium für immer verlassen sollte, mit ihm zur Kräftigung der Gesundheit einige Wochen in dem väterlichen Pfarrhause zuzubringen, jezt, da der Frühling mit ganz besonderer Pracht und Wärme eingezogen war, mit Freuden entgegennahm.

Dornek malte sich das „idyllische Landleben“, das er niemals kennen gelernt hatte, noch dazu in einem Pfarrhause, ganz prächtig aus und konnte kaum den Tag erwarten, an dem die kurze Reise unternommen werden sollte.

Zu dieser neu erwachenden Freude am Leben gesellte sich noch ein unerwartetes Ereignis, um das Glück des Genesenden auf den höchsten Grad zu steigern.

Da er nämlich, um bei seiner Abreise sein Studierzimmer in bester Ordnung zu hinterlassen, die vielen, zerstreut umherliegenden Papiere musterte, um das Wichtige aufzubewahren, das Unwichtige zu verbrennen, fiel sein Auge plötzlich auf einen geschlossenen Brief, dessen Aufschrift ihm die Züge einer ihm völlig fremden Hand zeigte. Er hielt den Brief in der Hand und fühlte, ohne sich sagen zu können, warum, sein Herz laut pochen. Eine unsäglich liebliche Ahnung stieg in ihm auf, er öffnete den Brief und fand sich nicht getäuscht: er enthielt ein Bildnis und wenige, aber überaus herzliche Abschiedsworte Leonorens, die sie am Tage ihrer Abreise dem geliebten Freunde gesendet hatte, die aber durch die Nachlässigkeit eines Dienstboten nicht sogleich in Dorneks Hände gelangt waren.

Das Bild Leonorens war von sprechender Ähnlichkeit, und sein Anblick ließ Dorneks Liebe in der alten Blut wieder aufleben. Er küßte es leidenschaftlich und ward nicht müde den Brief immer wieder von neuem zu lesen. In einer Nachschrift desselben aber hieß es: „war unsre Liebe echt, so werden sie hundert Meilen der Entfernung und tausend Tage der Trennung nicht zerstören.“

Diese Worte waren es, die Dornek jezt, da er durch den frühlingssrischen Wald ging, sich tausendmal wiederholte und mit dem Refrain des Ahlandschen Liedes: „nun muß sich alles, alles wenden“ zu süßester Harmonie verband.

Sein Gefährte, Paul Ehlert, ein hochaufgeschossener Jüngling von 19 Jahren, blickte mit dem Ausdruck wonnigsten Behagens in die mit den halbausgebildeten, frischen Blättern geschmückten Zweige, darüber hinaus in den schon dunkelnden Abendhimmel, von dem joeben die ersten Sterne freundlich herabschimmerten, und sein Herz begehrte nicht, daß sich irgend etwas in seinem Leben wende, denn glücklicher, als er war, hätte er doch nicht werden können.

„Hans“, rief er seinem älteren Genossen zu, „was sinnst Du?“ Man hörte dem Tonfall seiner Worte an, daß er sich auf das Duzen seines Begleiters etwas zugute that.

„Ich hoffe das Beste“ erwiderte der Angeredete und hob den Kopf in die Höhe.

„War es nicht recht, daß wir den Weg durch den Wald zu Fuß nahmen? Hat er Dich angestrengt?“

„Nicht sehr. Ich fühle die alte Kraft in meine Glieder zurückkehren und mit ihr neues Leben. Mir ist zu Mute, als wäre ich selbst ein wandelnder Baum und stünde im ersten Blätterschmuck wie diese hier, und alles müßte gut werden.“

„So gefällst Du mir. Nun scheinst Du endlich Deine Krankheit überwunden zu haben, — ich meine auch das, was Dich innerlich, seelisch gequält hat, von dem Du mir nie etwas hast sagen wollen.“

„Das war auch nichts für Dich, Paul; vielleicht erfährst Du später einmal davon. — Wie weit ist es noch bis zu Deiner Heimat?“

„In fünf Minuten sind wir an der Oberfähre. Dort holt uns der alte Rodewald herüber, und dann sind wir in zehn Minuten daheim.“

Der Fußpfad machte jetzt eine scharfe Biegung, und die grünumfränzte Ober lag in stattlicher, durch die Frühjahrswasser hervorgerufener Breite vor den Blicken der Wanderer.

„Hoiho! Da sind wir!“ rief Paul, den Hut schwenkend. „Holüber! holüber!“ — „Doch, was tausend! Hat der alte Rodewald unsre Ankunft schon geahnt? Da rudert er ja schon auf uns zu! — Aha! er bringt noch jemand herüber.“

Auf dem sich nähernden Kahn erkannte man jetzt deutlich außer dem Schiffer noch eine Person, die den beiden Wanderern am Ufer den Rücken kehrte und sich so in einen Mantel hüllte, daß Paul sich vergeblich bemühte, sie schon aus der Ferne zu erkennen.

Als der Kahn auf etwa 50 Schritte herangekommen war, rief Paul: „Guten Abend, Rodewald, ist alles gesund?“

„Alles, junger Herr! Grüß Sie Gott, wie geht es Ihnen?“

„Mir geht es vortrefflich.“

Jetzt legte der Kahn an, und der Fremde kroch langsam heraus, offenbar bemüht, unbemerkt davon zu kommen. Paul hatte ihn aber scharf ins Auge gefaßt und hielt ihn jetzt am Mantel fest.

„Was seh ich!“ rief er, „Sie sind es, Herr Kandidat! Haben Sie mich nicht erkannt? Wohin denn noch so spät?“

Der so Angeredete drehte sich herum und ließ das seltsamste alte Gesicht sehen, das man sich nur denken konnte. Da er auch die schäbige Mütze vom Kopfe zog, wurde seine ganze Physiognomie sichtbar und verfehlte nicht, die lebhafteste Neugier in Pauls Begleiter zu erregen.

Der Herr Kandidat war ein Mann von etwa 60 Jahren, hatte einen völlig fahlen und außerordentlich breiten Schädel, unter welchem zwei gutmütig blasse Augen schüchtern hervorblickten, wie um Verzeihung bittend für die ungeheuer große Nase, die sich zwischen ihnen auf den Beschauer zudrängte und in bläulich rotem Lichte erstrahlte. Seine Kleidung war in höchstem Grade defekt, der abgeschabte Mantel an einigen Stellen zerrissen, und die Füße steckten in viel zu großen, für sie jedenfalls nicht berechneten, sich an den Spitzen nach oben krümmenden Stiefeln.

Er schaute in sichtlich^r Verlegenheit bald auf Paul, bald auf Dornek, bald auf den in seinen Bart hineinfichernden Rodewald und war mehrere Sekunden lang nicht im stande ein Wort hervorzubringen.

Endlich stotterte er: „Ah, ah, Herr Paul! Du bist es! Nein, wie Du gewachsen bist, ich habe Dich kaum erkannt. Nun, der Vater wird sich ja sehr freuen.“

Und zu Dornek gewendet, fügte er, seine Worte mit mehreren ungeschickten Verbeugungen begleitend, hinzu: „Ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Doktor Dornek vor mir zu sehen, der unserm Dörfchen die Ehre eines längeren Besuches zuge-
dacht hat, und von dem Paul schon öfter berichtet hat?“

Dornek verneigte sich kurz und schwieg.

„Ja, Herr Kandidat,“ sagte Paul lachend, „das ist Herr Doktor Dornek. Aber nun sagen Sie mir, wohin Sie in aller Welt noch wandern wollen, die Nacht bricht ja herein?“

Der Kandidat sah wieder in höchster Verlegenheit dem im Kahne stehenden und sich auf sein Ruder stützenden Rodewald ins Gesicht, wandte sich aber sofort wieder ab, als ihm dieser nur ein halb gutmütiges, halb verschmitztes Lächeln zeigte, ohne ihm mit einem Worte zu Hilfe zu kommen.

„Hast Du denn noch nicht vernommen,“ begann er endlich zu Paul ge-
wendet und stieß einen Seufzer aus, wie aufatmend, daß er die Sprache wieder-
gefunden — „hast Du denn noch nicht vernommen, daß in Dachsdorf gestern der
kleine Sohn des Gutsbesizers Heller gestorben ist und morgen begraben werden soll?“

„O, das thut mir leid,“ erwiderte Paul aufrichtig, „aber was wollen Sie
jezt noch drüben in Dachsdorf?“

Wieder begann auf dem runzligen Gesichte des Kandidaten die Verlegenheit
aus jeder Falte hervorzulugen, und er rang sichtlich nach Worten.

Endlich stieß er hervor: „Nun, ich — ich habe noch eine Botschaft hinüber-
zutragen vom Herrn Papa wegen des Leichenbegängnisses morgen, und da werde
ich wohl dort übernachten. Übrigens“ setzte er rasch hinzu, um weiteren Fragen
zu entgehen, „übrigens wirst Du wohl als Leichenträger fungieren müssen. Du
bist das der Familie schuldig, und da an geeigneten Persönlichkeiten in der Nach-
barschaft Mangel ist, so wird sich wohl auch der Herr Doktor, als Dein Freund,
dazu entschließen müssen. Es ist nichts Schlimmes,“ sagte er lachend zu Dornek,
„und es gilt hier zu Lande als eine Ehre und wird von der leidtragenden
Familie auch als Ehre betrachtet.“

„Ich bin zu allem bereit,“ sagte Dornek, zwar mit heiterer Miene, aber
nicht der gleichen Empfindung, denn die ganze Bewegung mit dem seltsamen
Kandidaten und das Gespräch mit ihm paßte gar zu wenig zu der idyllischen
Stimmung, in der er sich befand und in der er das Pfarrhaus zu betreten ge-
hofft hatte.

„Wir werden natürlich unsere Pflicht thun!“ sagte Paul, und setzte dem noch
immer barhäuptig dastehenden Kandidaten die schäbige Mütze auf den Kopf. „Und
nun haben Sie sich wohl, Herr Kandidat,“ fügte er lachend hinzu, „richten Sie
Ihre Botschaft gut aus, möge sie eine echte Osterbotschaft sein, und verhüte der

Herr, daß Ihr Evangelium auf die ungläubigen Ohren irgend eines Thomas falle.“

Nach diesen Worten brach der alte Rodewald in ein unbändiges Gelächter aus, das ein vielfältiges Echo aus dem Walde wiedergab, die beiden Herren bestiegen den Kahn, und der alte Kandidat rief den Abfahrenden mit bitterfüßem Lachen zu:

„Der Herr Paul ist doch noch immer der alte Spaßvogel! Na wohl zu schlafen! wohl zu schlafen!“ Er schwenkte die Mütze, hüpfte ungeschickt auf einem Beine, gab eigentümliche, die Seele des Hörers mit Schauer erfüllende, jauchzende Laute von sich und verschwand tänzelnd im Walde.

Nachdem der alte Rodewald sich von seinem Lachen erholt hatte, fragte Dornel: „Was ist das für ein unheimlicher Kauz gewesen?“

„Das ist unser altes Familienrätsel,“ erwiderte Paul, „meines Vaters Jugendgenosse, der es nicht weiter als bis zum Kandidaten gebracht hat, die Hälfte des Lebens als Hauslehrer von Ort zu Ort gewandert ist, und dem jetzt mein Vater das Gnadenbrot giebt, das er sicherlich nicht verdient hat.“

„Das will ich meinen,“ bestätigte der alte Rodewald.

„Die Gemeinde“ fuhr Paul fort, „hat sich lange dagegen gesträubt, den seltsamen Menschen hier zu behalten, da er allerhand Zwietracht unter den Leuten säte und die Leute länger als gebühlich in den Schenken durch seine Erzählungen aufhielt. Aber mein Vater ist von einer unsäglichen Nachsicht gegen ihn, versucht ihn immer wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen und beschäftigt ihn in der Dorfschule, in der er jetzt noch und mit entschiedenem Erfolge thätig ist. So ist er allmählich geduldet worden, ja, man hat sich derartig an ihn gewöhnt, seiner komischen Einfälle wegen, daß er sogar in den besseren Familien der Umgegend Zutritt hat, freilich nur, wie man wohl einen gutmütigen Hund ins Zimmer läßt und ihn hinauswirft, wenn er sich unanständig beträgt. Er hat noch immer tüchtige Kenntnisse, ist bewandert in Philosophie und Litteratur und spielt auch nicht schlecht die Orgel. Auch an lächerlicher Eitelkeit fehlt es ihm nicht; er heißt nämlich Young und behauptet, ein direkter Nachkomme jenes englischen Dichters, des Verfassers der „Nachtgedanken“ zu sein, mit dem er sein tiefes Gefühl und seine schwermütige Gesinnung gemein haben will. Und in der That giebt es Tage, an denen er wie ein Gespenst einherschleicht, weder ißt noch trinkt und von qualvollen Gedanken heimgesucht zu werden scheint. Mein Vater hat ihm ein Stübchen angewiesen und bewacht ihn wie einen Knaben, aber alle seine Vorsicht ist unnütz. Er ist auch jetzt gewiß wieder heimlich durch das Fenster entkommen, um in Dachsdorf in irgend einer Schenke sein Wesen zu treiben.“

„Ja, ja, so ist es,“ bestätigte Rodewald. „Er hat die Herren hier schon eher erkannt, als ich und mich gebeten, ihn ja nicht zu verraten, er hatte wieder kein gutes Gewissen. Na, helfen kann man doch nicht mehr, so mag er selber verantworten, was er thut.“

„Hat denn das mit dem Begräbnis seine Richtigkeit?“ fragte Paul.

„Ja, das ist richtig,“ erwiderte Rodewald.

„Und wir müssen wirklich Leichenträger spielen?“ fragte Dorneck weiter.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, es ist einmal hier Sitte,“ gab Paul zur Antwort.

Der Kahn wurde angelegt, die beiden Wanderer wünschten dem alten Rodewald, der in einer Hütte am Wasser hauste, eine gute Nacht und setzten ihren Weg fort.

Auf der kurzen Strecke zum Pfarrhause, das auf einem mit Obstbäumen, Haselnußsträuchern und anderem Gebüsch bewachsenen Hügel anmutig in die grüne Ebene hinabschaute, wurde Paul nicht müde von seinen Unternehmungen in den nächsten Tagen zu reden, von seinen Streifereien durch die Wälder mit dem Sohne des Oberförsters, der gleich ihm sich der Forstwissenschaft widmen wollte, von tausend lustigen Streichen, an denen Dorneck sich beteiligen sollte.

Dieser aber empfand bei Pauls Ergüssen ein merkwürdiges Sinken seiner Stimmung, wie vorhin, als der Kandidat zur Beteiligung am Begräbnis aufgefordert hatte. Der Unterschied der Jahre und der Lebensanschauungen, den bisher schwere Leiden auf der einen und jugendliche Hingebung auf der andern Seite ausgeglichen hatten, trat Dorneck zum erstenmale deutlich vor sein geistiges Auge, und zugleich hatte er die unangenehme Empfindung, als habe er sich selbst in eine Situation gebracht, in die er nicht recht paßte. Seine Gedanken weilten unausgesetzt bei Leonoren, und er bezweifelte jetzt, ob er die Reise überhaupt unternommen haben würde, wenn er das Bild seiner Geliebten, ihre herrlichen, glückverheißenden Zeilen eher gefunden hätte, als er Paul die Zusage, ihn begleiten zu wollen, gegeben hatte.

Was wollte er in diesem neuen Kreise von Menschen, denen er und die ihm so gleichgiltig sein mußten, wie kam er dazu, morgen unter fremden Leidtragenden eine für ihn durchaus nicht wünschenswerte Rolle zu spielen, er, der sich nach ländlicher Stille und Abgeschlossenheit gesehnt und von einem idyllischen Pfarrhausleben geträumt hatte? Und ablehnen durfte er die ihm zgedachte „Ehre“ umsoweniger, als nach den Worten Pauls und des Kandidaten durchaus kein Zweifel in seine Bereitwilligkeit, sie anzunehmen, gesetzt worden war.

So betrat er das Pfarrhaus mit keineswegs freudigen Empfindungen, da er mit seinem süßen Geheimnis am liebsten wieder zurück in den Wald geflüchtet wäre, wo er seine entzückenden Träume von vorher wiederzufinden hoffte.

Paul ahnte von alledem nichts. Er führte seinen Gast in fröhlichster Laune sofort auf das für ihn zubereitete Zimmer, zündete Licht an, hieß ihn in seiner Wohnung willkommen und bat ihn, sobald er ein wenig den Staub der Reise von sich geschüttelt habe, hinabzukommen in das gemeinsame Speisezimmer, wo sie zu Abend essen wollten. Dann ließ er Dorneck allein.

Dieser schaute sich in dem engen, etwas dumpfigen Zimmer, das wenig Behaglichkeit versprach, um, und es wurde ihm immer beklommener zu Mute. Wie hatte er sich das doch ganz anders gedacht! Er öffnete ein Fenster und ließ die frische Abendluft herein. Dann ordnete er schnell seine Kleidung, besah noch einmal lange und zärtlich das Bild seiner Geliebten und schritt

mit stoischer Ergebenheit die wackelige Treppe hinunter in das große Esszimmer.

Dort fand er Paul bereits am Tische sitzend an der Seite seines Vaters, einer alten knorrigen Figur mit gutmütigem, breitem Gesichte, das seinen 60 Jahren zum Troß rosig frisch aussah und die bereits gauen Haare Lügen zu strafen schien.

„Willkommen auf dem Lande“ rief der Alte sich erhebend und dem Gaste beide Hände entgegenstreckend, „willkommen, Herr Doktor, nehmen Sie vorlieb bei uns mit freundlicher Gesinnung und frischer Landluft. Sie sollen sehen, in acht Tagen haben Sie ebenso rote Backen wie mein Paul.“

Dieser lebenswürdige Empfang und das biedere, herzliche Wesen des trotz seiner Einsamkeit — denn seine Frau war längst tot und Paul der einzige überlebende Sohn — geistig so jung und frisch gebliebenen Alten versetzte Dornek wieder in bessere Laune, wobei er nicht unterließ den reichlich vorgesezten Speisen und guten Getränken die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Gespräch war bald in munterem Flusse. Der Pfarrer, durch die Ankunft seines Sohnes aufs freudigste erregt, erzählte die lustigsten Schnurren und ließ keinen trüben Gedanken aufkommen. Dabei wußte er in wohlwollendster Weise allerhand Vorschläge zu machen, wie Dornek auf die angenehmste Art die Zeit hier am Orte zubringen könne, ohne den Geist besonders anzustrengen, was dem Rekonvaleszenten verboten war, und stellte ihm schließlich die Orgel der Kirche zur Verfügung, auf den er seinen Liebling, Sebastian Bach, nach Herzenslust traktieren könne.

So verging der Abend schnell, und als endlich Dornek sein Zimmerchen aufsuchte, und die Sterne freundlich zu ihm hereinschimmerten, schien ihm die Welt unendlich schön, und er schlief unter angenehmen Träumen ein.

II.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwachte, war die schöne Welt von gestern vollkommen verwandelt. Grau und trübe hing der Himmel über dem Lande, ein feiner, kalter Regen fiel an die kleinen Scheiben des Pfarrhauses, und ein klagender Wind durchzog Garten und Wald.

Dornek, der wie alle empfindsamen Naturen ungemein vom Wetter beeinflusst wurde, blickte mit tiefstem Unbehagen in die verschleierte Landschaft und seufzte schwer.

Er kleidete sich langsam an und begab sich hinunter ins Esszimmer, wo ihm Paul fröhlich entgegentrat und ihn einlud, dem frischen Osterkuchen und dem auf dem Tische dampfenden Kaffee zuzusprechen, da nicht mehr viel Zeit zu verlieren sei, denn in zehn Minuten beginne die Predigt, bei der sie doch nicht fehlen dürften.

Dornek glaute nicht recht gehört zu haben; eine Predigt sollte er sich auch noch anhören, eine Predigt in der Dorfkirche?

Doch er dachte mit Odysseus: „halt aus, mein Herz, du hast schon schlimmeres erduldet,“ und er ging wirklich in die Kirche.

Es wurde natürlich über die Bedeutung des Osterfestes als des Wendepunktes gepredigt, mit welchem neues Leben in die Natur, neue Hoffnung in die wintermüde Brust des Menschen einzöge, der gerade in dem ewigen Wechsel von Schmerz und Freude den hohen Wert des Lebens erst zu ermessen vermöge.

Zu welcher Kirche würde an diesem Tage nicht das gleiche Thema behandelt?

Dornek war darauf gefaßt, er wollte es verträumen, aber es gelang ihm nicht. Der Pfarrer wußte das alte Thema in seiner schlichten Weise doch so ergreifend zu variieren, ohne Zuhilfenahme des geringsten Mystizismus, und seine Blicke waren dabei so häufig auf Dornek gerichtet, daß dieser bis ins Innerste getroffen fast zu der Meinung kam, als sei die Predigt besonders für ihn gemacht. Wahrhaft erhoben und mit dem Vorsatze, den trefflichen alten Herrn näher kennen zu lernen, verließ er die Kirche, und Leonorens reines Bild verklärten seine Gefühle zu einem ruhigen, abwartenden Glück, wie er es seit langer Zeit nicht empfunden hatte.

Aber Dornek sollte an diesem Tage noch öfter aus dem ruhigen Gleichgewicht der Gefühle herausgerissen werden, denn die Vorstellung, welche er sich daheim von dem Leben auf dem Lande gemacht hatte, wollte durchaus mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen.

Nach einem in stiller Gemüthlichkeit eingenommenen Mittagsmahle machten sich Paul und Dornek auf den Weg nach Dachsdorf, um die nötigen Vorbereitungen für ihr Amt als Leichenträger zu treffen; der Pfarrer wollte später nachkommen. Von der Obergähre aus war Dachsdorf auf einem schlechten Landwege, der zuerst durch den Wald, dann durch kahles Feld führte, zu Fuß in etwa einer halben Stunde zu erreichen.

Paul führte seinen Gast zunächst nicht in das herrschaftliche Gebäude, sondern in das sogenannte Beamtenhaus und traf dort in einem von Zigarrenrauch ganz erfüllten Gemache mit dem ältesten Sohne des Gutsbesizers Heller, aus erster Ehe, und dem jungen Forstgehilfen zusammen, die ebenfalls als Leichenträger fungieren sollten.

Nach erfolgter Vorstellung wurde Dornek aufgefordert, sich auf einem harten Sofa niederzulassen und ihm, ohne daß er den Wunsch zu trinken oder zu essen geäußert hätte, ein Glas Rotwein und kaltes Fleisch vorgesetzt, was er unberührt vor sich stehen ließ, während Paul und seine Genossen lustig schwägend die Speisen und Getränke sich vortrefflich schmecken ließen.

Man plauderte von dem bevorstehenden Begräbnis wie von einer zu unternehmenden Landpartie, sodas Dornek mißmutig schweigend vor sich hinbrütete. Besonders der junge Heller schien in fröhlicher Stimmung und stürzte ein Glas nach dem anderen hinunter. Plötzlich begann er zu Dornek gewendet:

„Da fällt mir ein, Herr Doktor, haben Sie auch einen Cylinderhut mitgebracht? Ohne diesen geht es hierzulande bei so feierlichen Gelegenheiten nicht ab.“

„Richtig,“ sagte Paul, „daran haben wir nicht gedacht.“

„Ich glaubte nicht, auf dem Lande einen zu gebrauchen“ erwiderte Dornek kurz.

„Nun, dem kann abgeholfen werden“ sagte der junge Heller, indem er

sich erhob und in einer Kammer nebenan verschwand, um bald darauf mit einem riesigen, gänzlich aus der Mode gekommenen Hute in der Hand wieder zu erscheinen.

„Hier ist ein solches Möbel, ein Erbstück meines Onkels, das allenfalls den beabsichtigten Zweck noch erfüllen kann“ sagte er lachend und setzte ohne weiteres den Hut auf Dorneks Kopf.

Die drei jungen Leute brachen in ein lautes Gelächter aus, denn der Hut sank tief über die Ohren Dorneks hinab, der ihn mühsam wieder in die Höhe zog und gute Miene zum bösen Spiel zu machen versuchte.

„Muß es denn ein solcher Hut sein?“ fragte er, fast wehmütig lächelnd.

„Es muß sein“ war die Antwort der drei jungen Leute.

„Übrigens“ setzte Paul hinzu, „kannst Du Dich trösten, Du wirst Genossen im Unglück haben. Auch die übrige Toilette kehrt sich hier wenig an die Mode. Sieh Dir zum Beispiel unsern Freund Forstgehilfen hier an; trägt der nicht einen Frack, der verdiente dem Altertumsmuseum in unserer Hauptstadt einverleibt zu werden?“

Dabei hob Paul seinen schwächeren Kameraden, dem die Schamröte ins Gesicht schloß, vom Stuhle empor und drehte ihn mehrmals im Kreise herum, sodaß man das in der That höchst merkwürdige, mindestens drei Generationen angehörige Kleidungsstück von allen Seiten bewundern konnte.

Jetzt wußte sich selbst Dornek nicht mehr zu beneuern und stimmte in den lauten Lachchor der übrigen fröhlich mit ein. Ein solches Exemplar eines feierlichen Leibrockes war ihm selbst bei seinen alten Professoren noch nicht vorgekommen, die in diesem Punkte durchaus nicht fortschrittlichen Prinzipien huldigten.

Nachdem man den Anzug geordnet hatte, setzten sich die vier Leichenträger in Bewegung, um nach dem Herrenhause hinüber zu gehen und ihres Amtes zu warten.

Dornek bemerkte jetzt an seinen drei Genossen einen ungekünstelten feierlichen Ernst.

Keiner sprach. Die Luft war wärmer geworden, und ein befruchtender Regen rieselte leise herab.

Das Herrenhaus war ein geschmackloser Neubau in ziemlich großen Dimensionen. Kahl und nur von ganz unbedeutenden, erst im vergangenen Jahre gepflanzten Bäumchen umgeben, stand er da in einem öden Hofraume, weit entfernt von den rein gehaltenen Scheunen und Ställen, als hätten sich diese von dem großen und unfreundlichen Gefellen in der Mitte absichtlich zurückgezogen.

In dem weiß getünchten Korridor im Innern des Hauses roch es noch nach frischem Anstrich.

Die vier Leichenträger begaben sich eine hölzerne, unter ihren Tritten krachende Treppe hinauf und traten sogleich in ein großes, mit teuren, aber geschmacklosen Möbeln ausgestattetes Zimmer ein, in dem sich bereits eine größere Anzahl Leidtragender versammelt vorfand.

Es war ein buntes Gemisch von Männern und Frauen jeglichen Alters mit jenem stupiden Ausdruck im Gesichte, wie man ihn nur in Trauerversammlungen antrifft.

Mitten im Zimmer lag auf zusammengestellten Stühlen die kleine Leiche des

achtjährigen Knaben in einem offenen, mit Blumen reich geschmückten Sarge, an dessen oberem Ende zwei Cypressenbäume standen.

In geringer Entfernung davon sah man zwei liebliche kleine Mädchen im Alter von etwa 7 und 9 Jahren, welche die auffallendste Ähnlichkeit mit dem Bruder im Sarge zeigten und unaufhörlich weinten und schluchzten.

Sonst vernahm man keinen Ton.

Paul flüsterte Dornek ins Ohr: „Hellers sind noch nicht da, ich kann Dich noch nicht vorstellen.“

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, so öffnete sich eine Thür und ein Mann in den fünfziger Jahren mit breitem, trozigem Gesichte trat ins Zimmer, und bald darauf folgte eine noch junge Frau von angenehmem, bescheidenem Äußeren, in schwarzen Trauerkleidern.

Eine allgemeine Bewegung ging durch die bis dahin ruhig harrende Versammlung.

„Das sind sie“ flüsterte Paul Dornek zu.

Die Anwesenden drängten auf die Eintretenden zu, um schweigend ihr Beileid auszudrücken, wie es auch schweigend entgegen genommen wurde.

Erst als der Vater seiner beiden laut weinenden Töchterchen ansichtig wurde, rief er diesen in barschem Tone zu:

„Weint nicht so laut, ihr Mädels, das macht ihn doch nicht wieder lebendig.“

Niemand außer Dornek schien diese Worte, bei denen sich die Kinder scheu zurückzogen, als eine Roheit zu empfinden.

Dornek aber war innerlich so empört darüber, daß er schon, mochte es welche Folgen auch immer haben, im Begriffe war, das Zimmer und das Haus für immer zu verlassen, als gerade der alte Pfarrer mit seinem milden, menschenfreundlichen Gesichte eintrat und Dornek mit Augen anblickte, die zu sagen schienen: „Lernet nur alles verstehen im Leben, und ihr werdet milder urteilen.“

Dornek blieb. Er ließ sich sogar durch Paul dem Herrn Heller und seiner Frau vorstellen, die ihm ihre Dankbarkeit wegen des ihnen erwiesenen Liebedienstes aussprachen.

Der Pfarrer trat nach kurzer Begrüßung der leidtragenden Eltern an den Sarg, sprach wenige, aber zu Herzen dringende Worte, worauf der Sarg geschlossen wurde.

Eine kurze Pause trat ein. Niemand sprach, man hörte nur das unterdrückte Weinen der kleinen Mädchen.

Die Leichenträger hatten schon ihre Stellungen eingenommen und waren eben im Begriff den Sarg zu erheben, als sich durch die geöffnete Thür eine üppige Frauengestalt von etwa 25 Jahren hineindrängte und sich durch die Anwesenden rüstig Bahn brach, um dem Elternpaare des Verstorbenen unter Thränen und lautem Jammern ihr Mitleid auszusprechen. Sie fiel der Mutter um den Hals, beklagte ihr Unglück tief und dem Vater des Verstorbenen die Hand reichend, sagte sie mit vernehmbarer Stimme: „Ich habe erst vor wenig Monaten an einem Grabe gestanden, ich weiß, was das heißt.“

Dann kniete sie zu den kleinen Mädchen nieder, die sich innig an sie schmiegen, küßte sie auf Mund und Augen und erhob sich dann wieder rasch.

Sie trocknete ihre Thränen, sah sich im Kreise um, hielt ihren Blick eine Sekunde auf Dornek gerichtet, wandte sich errötend von ihm ab und schien die Gesellschaft zu fragen, worauf man eigentlich noch warte.

Sie war groß und von schöner Figur, das Gesicht zwar nicht besonders fein oder durchgeistigt, jedoch von strotzender Gesundheit und frischer Sinnlichkeit, ohne eine Spur von Sentimentalität und Gefallsucht. Der Ausdruck ihres Mitgeföhls war durchaus echt und wahr, so daß Dornek an ihre Thränen glaubte und von den Bewohnern des Landes wieder anfing besser zu denken.

Er selbst mahnte nun zum Aufbruch.

Die Leichenträger hatten bei der Ungewohntheit ihrer Thätigkeit alle Mühe ohne Unfall die Treppe hinabzukommen. Draußen wurde der Sarg auf einen Wagen gesetzt, neben welchem die vier Träger feierlich einherschritten, während die nächsten Verwandten des Toten zu Fuß, die übrigen Leidtragenden zu Wagen folgten, denn der Regen war wieder stärker geworden.

„Hättest Du Dir nicht träumen lassen vor drei Tagen, daß Du heute eine solche Rolle spielen würdest,“ sagte Dornek vor sich hin, als er fröstelnd neben dem Sarge hertritt, und allerlei wunderliche Gedanken stiegen in ihm auf über Menschenleben und Menschengeschick, Tod, Glück und Unglück, er verirrete sich in die verwegensten Tiefen der Philosophie und hatte längst seine ganze Umgebung, den Regen, sich selbst und die Erde, auf welcher er in ungeheurer Geschwindigkeit durch die Unendlichkeit dahinslog, vergessen, als ihn ein zufälliger Blick auf den Frack des vor ihm gemessen einherschreitenden Forstgehilfen in die volle Endlichkeit zurückversetzte.

Der Gegensatz seiner Empfindungen war so jäh, daß er sich Mühe geben mußte, nicht laut aufzulachen, denn die Figur vor ihm war in ihrer vom Regen triefenden Feuchtigkeit unsäglich komisch. Die beiden blanken Knöpfe auf dem Rücken des Fracks, von denen hin und wieder ein Tröpflein leise hinabglitt, sahen Dornek wie zwei weinende Augen an, als bäten sie endlich um ihre wohlverdiente Ruhe, und der Reiz zum Lachen regte sich nur noch stärker in ihm, als er jetzt auch daran dachte, welche Figur er selbst wohl mit dem ungeheuren Hüte auf dem Kopfe bildete.

Eine starke Neigung des Gemüts nach einer bestimmten Richtung hin erweckt leicht entgegengesetzte Empfindungen; es giebt selten eine Trauerhandlung, bei welcher nicht durch kleine Zufälligkeiten die Lachmuskeln aufs äußerste gereizt werden.

Der Zug konnte sich wegen des schlechten Weges nur langsam vorwärts bewegen und sollte, bevor er über die Oder setzte, noch einen längeren Aufenthalt erfahren.

An einem Kreuzwege nämlich sah man schon in geraumer Entfernung ein Häuflein Kinder sich hin und hertummeln, die, sobald der Zug sich näherte, sich wohlgeordnet aufstellten, eine feierliche Haltung annahmen und aufmerksam auf ihren Anführer, den Kandidaten Young, hinblickten, der jetzt ein Zeichen gab, auf welches hin der Leichenwagen hielt und die Kinderschar zugleich ein geistliches Lied zu singen begann.

Es war ein seltsames Bild: Der alte Kandidat mit seinem großen entblößten Kopfe, der feuerroten Nase, den kleinen, von scheinbarer Nührung überfließenden Augen, in seinem abgeschabten, bis hoch hinauf mit Kot bespritzten Mantel, wie er vor der rotbäckigen Kinderschar, die aus vollem Halse ihr Lied hervorbrüllte, den Takt angab und jeden Vers selbst intonierte. Er schien zu ersterben vor Demut, bückte sich bei dem Namen Jesu, der sehr oft in dem Liede vorkam, jedesmal tief in die Kniee und sang auch den Refrain des sechzehnstrophigen Liedes „Reuch hin, mein Kind“ mit einer Stimme, die allem Irdischen Lebewohl gesagt zu haben schien.

Die Leidtragenden hätten sicherlich alle sechzehn Strophen über sich ergehen lassen müssen, wenn nicht dem Gesange auf eine räthelhafte Weise ein Ende gemacht worden wäre.

Dornek schaute gerade den Zug hinab, als er bemerkte, wie aus dem vordersten der dem Sarge folgenden Wagen jene junge Frau, die noch zuletzt als Leidtragende erschienen war, wie zufällig herausblickte. Sie sah mit gleichgültigem Gesichtsausdrucke auf den Kandidaten.

Dieser aber hatte kaum die junge Frau bemerkt, als er, wie vom Blik getroffen, zusammenfuhr, die Haltung verlor und mitten im Intonieren eines neuen Verses abbrach. Die Schuljugend stutzte und hörte ebenfalls auf zu singen, während zwei der dem Kandidaten zunächst stehenden Schüler den Taumelnden aufzuhalten versuchten.

Young aber schien rasch seine Fassung wieder zu gewinnen, setzte seine Mütze auf und rannte auf dem links abführenden Wege davon, auf welchem ihm die lachenden Buben schnell entschlossen folgten.

Dornek bemerkte nicht, daß die ganze Begebenheit auf die Leidtragenden auch nur irgend welchen Eindruck gemacht hätte, der Zug setzte sich wieder in Bewegung und zog ruhig seines Weges weiter. Selbst Paul und seine Kollegen hatten dem Vorfall auch nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt.

„Wunderliches Volk, diese Landbewohner,“ dachte Dornek für sich.

Endlich langte man bei der Überfahre an, wo ein großer Brahm den Leichenwagen und die gesante Trauerversammlung aufnahm und ans andere Ufer setzte, während die Wagen zurückblieben. Von da war es nicht mehr weit bis zum Kirchhofe, auf dem die vier Träger wieder in ihre Funktion traten und unter strömendem Regen nach den kurzen Worten des Geistlichen die letzten Schollen auf das frische Grab geworfen wurden.

Dornek suchte jetzt schleunigst davon zu kommen, er hatte für heute vollauf genug von der lieblichen Ländlichkeit und war in der Hoffnung, den Abend in stiller Zurückgezogenheit mit seinen Träumen zubringen zu können, schon bis an die Gartenpforte des Pfarrhauses gelangt, als er von Paul und dessen Vater eingeholt und mit freundlichen Worten angeredet wurde.

„Sie armer, lieber Doktor,“ begann der Pfarrer, „haben es wahrlich schlimm getroffen. Wenn dieses abscheuliche Wetter voraussehen gewesen wäre, so hätte ich Sie ganz gewiß von Ihrem unangenehmen Amte befreit.“

„Nun aber“ setzte Paul lachend hinzu, „sollst Du auch zur Belohnung für Deine außergewöhnliche Tüchtigkeit ein warmes Gebräu erhalten, das ich Dir höchst eigenhändig zubereiten will. Du sollst sehen, wie ich das verstehe.“

„Necht so,“ sagte der Pfarrer, „und füntemalen Paul und ich ebenfalls unser mögliches gethan haben, wollen wir Ihnen, Herr Doktor, wacker Gesellschaft leisten.“

In kurzer Zeit saßen die drei in behaglich warmer Stube beisammen und waren eben im Begriff, das erste Mal die Gläser anklingen zu lassen, als die Thür geöffnet wurde und jene Dame, die schon zweimal heute die Aufmerksamkeit Dorneks erregt hatte, auf der Schwelle erschien.

Die drei Männer setzten, ohne getrunken zu haben, die Gläser ab.

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren“ sagte die junge Frau eintretend, „ich sehe, Sie haben den guten Gedanken schon ausgeführt, den ich eben hier anregen wollte. Mein liebster, bester Herr Pfarrer, geben Sie mir etwas Warmes zu trinken, ich bin durch und durch erfroren.“

„Kommen Sie, kommen Sie“ sagte der Pfarrer, der wie die beiden andern Herren sich grüßend erhoben hatte, und die junge Frau an der Hand zum Sofa führte.

„Erlauben Sie, meine verehrte Frau Ulrike, daß ich Ihnen unsern lieben Gast, Herrn Privatdozenten Dr. Dornek vorstelle, der zur Erholung einige Zeit bei uns auf dem Lande zubringen wird.“

Dornek verneigte sich schweigend.

„Vermutlich erst seit sehr kurzer Zeit hier?“ fragte Frau Ulrike Lutz, Dornek genau beobachtend.

„Erst seit gestern,“ versetzte Dornek, nicht ohne einen ganz leisen, für weibliche Ohren doch vernehmbaren Seufzer.

„Sie scheinen nicht sehr erbaut von unserem Landleben“, fuhr Ulrike fort, nachdem sie einen kräftigen Zug aus dem Glase, das Paul schnell herbeigebracht hatte, genommen, „ich sehe es Ihnen an, Sie wünschen sich jetzt schon wieder fort.“

„Das ist zu viel gesagt, man muß sich eben an alles gewöhnen“ sagte Dornek lächelnd, „ich habe thörichterweise immer nur an das gute Wetter gedacht, wenn ich vom schönen Landleben träumte.“

„Das ist es“ stimmte der Pfarrer zu.

„Und was noch dazu kommt, Ihnen die Stimmung zu verderben,“ fuhr Ulrike fort, „ist das Begräbnis, diese traurige Einrichtung, die ich hasse wie den Tod selbst. Ach Gott! was habe ich heute wieder ausgestanden! Wie häßlich, häßlich, häßlich ist das alles, vom Zumachen des Sarges an, dem ich immer möglichst ausweiche, bis zum Bergraben in die Erde, noch dazu in die nasse, kalte, nicht mit Blumen geschmückte Erde. Und was danach kommt — puh! Die abscheulichen Bilder, die sich vor unsere Augen drängen — nein, lieber Herr Pfarrer, seitdem ich meinen herzigen, unwiederbringlichen kleinen Alfred habe in die Grube senken müssen, seitdem ist mir das Grab verhaßter als je, und ich habe schon Anordnung getroffen, daß mein Leichnam dereinst verbraunt wird,

und daß die Asche, falls ich im Winter sterben sollte, solange verwahrt wird, bis sie im Frühling über ein emporsprießendes Blumenbeet gestreut werden kann."

"Wo sie ein schöner Aprilregen, wie der heutige, ebenfalls in einen recht angenehmen Zustand versetzen kann," erlaubte sich Paul lustig hinzuzusetzen.

Dornek sah Ulrike mit zweifelhaftem Blicke an, als wisse er nicht, ob er es mit einer Komödiantin zu thun hätte oder nicht. Der alte Pfarrer aber sagte gutmütig lächelnd:

"Sie sind ja eine vollkommene Heidin, Frau Ulrike, lassen Sie solche Ansichten ja nicht meine Gemeindefinder hören, sonst wäre Ihre Beliebtheit hier bald zu Ende. Vor mir brauchen Sie übrigens kein Hehl aus Ihren Gedanken zu machen."

"Das weiß ich," sagte Ulrike lachend, "und darum nehme ich auch kein Blatt vor den Mund. Ja, ich glaube, Sie thun unseren Landleuten Unrecht, wenn Sie annehmen, sie würden mir meiner keckerischen Ansichten wegen ihre Sympathie entziehen."

Der Pfarrer zuckte lächelnd die Achseln, Dornek aber sagte:

"Ist das Landvolk hier überhaupt solcher Sympathieen und Antipathieen fähig?"

"Warum denn nicht?" fragte Ulrike lebhaft.

"Nach dem Eindruck, den ich heute von dem Landvolke empfangen habe, halte ich meine Zweifel für berechtigt."

"Welchen Eindruck haben Sie empfangen?"

"Ich hätte unter diesen einfachen Leuten, die uns immer so rein und tief in ihren Empfindungen von den Dichtern geschildert werden, nicht soviel Gleichgültigkeit, ja sogar Roheit erwartet, als ich sie heute gefunden habe."

"Du denkst an den Gutsbesitzer Heller, wie er die kleinen Mädchen zur Ruhe wies?" fragte Paul.

"Allerdings, daran denke ich hauptsächlich jetzt."

"Was war das?" fragte Ulrike.

Paul erzählte den Hergang.

"Ach, das ist wirklich nicht so schlimm, als es aussieht," sagte Ulrike, "Hellers sind brave Leute, ich habe das mehr als einmal zu erfahren Gelegenheit gehabt, und die harten Worte zu den Kindern hatten sicherlich in nichts anderem ihren Grund, als in dem Bestreben des Mannes, seine eigene Nüchternheit vor all den Leuten nicht hervorbrechen zu lassen. Die Landleute sind stolzer, als sie glauben, sie zeigen nicht jedem ihren Schmerz, sie wollen ihn für sich haben."

Der Pfarrer und Paul bestätigten diese Ansicht. Ulrike aber fuhr zu Dornek gewendet fort:

"Wenn Sie so streng urteilen, was werden Sie dann erst zum Leichenschmause sagen, dieser hier allgemein gebräuchlichen Sitte, die gewiß trotz mannigfacher Ausschreitungen ihren ethischen Sinn hat; daß wir nämlich vor dem Gedanken an den Tod nicht den Gedanken an das Leben, dem wir uns zu widmen haben, vergessen sollen. — Es ist übrigens Zeit, daß wir aufbrechen, meine Herren," setzte sie, auf die Uhr sehend hinzu, "ich habe meinen Wagen herkommen

lassen, es wird Ihnen wohl nicht unangenehm sein, bei dem schlechten Wetter mit mir zu fahren.“

„Wohin?“ fragte Dornek erstaunt.

„Nach Dachsdorf zum Leichenschmause.“

„Nach Dachsdorf? Schon wieder?“ Dornek sprang fast unwillig auf, während der Pfarrer und Paul sich verständnisvoll anlachten.

„Sie müssen den Kelch schon bis zur Neige trinken, Herr Doktor,“ sagte Ulrike; „in diesem Falle sind die Landleute sehr feinfühlig. Wer das Begräbniß mitgemacht hat, muß auch beim Leichenschmause erscheinen. Höchstens unserm Herrn Pfarrer ist es gestattet wegzubleiben, der für morgen wieder frisch auf der Kanzel sein muß. Wir aber dürfen nicht fehlen. Kommen Sie.“

Sie hatte sich erhoben und reichte jetzt mit gebieterischer Liebenswürdigkeit Dornek ihren Arm, der ihn mit einem Blick auf den Pfarrer zögernd annahm.

„Gehen Sie nur,“ sagte der Pfarrer mild, „betrachten Sie diesen ersten Tag als bittere Nachkur. Die neuen Eindrücke, die Sie da empfangen, werden Ihren Geist zerstreuen, ohne ihn anzustrengen. Der Mai ist ja übrigens vor der Thüre und wird gut machen, was der April verbrochen hat.“

Dornek fuhr mit Frau Ulrike und Paul nach Dachsdorf.

III.

Ulrike hatte die Wagendecke herunterschlagen lassen. Der Regen hatte aufgehört, und es wehte ein starker, aber milder Wind den Fahrenden entgegen. Ja, als sie an die Oder kamen und der alte Rodewald das Gefährt auf den Brahm hinüberleitete, drang plötzlich die untergehende Sonne durch purpurne Wolken hindurch und übergieß den regenfrischen Wald und den Strom mit goldigem Schimmer.

Ulrike und Dornek sahen sich bei diesem Sonnenblicke unwillkürlich an, ohne ein Wort zu sprechen. Sie hatten überhaupt auf der Fahrt nichts mit einander geredet, während Paul in fröhlichster Laune ununterbrochen sprach, auf jeden Baum, jede Hütte aufmerksam machte und von allem etwas Besonderes zu berichten wußte.

Ulrike lächelte hin und wieder über eine Bemerkung Pauls und betrachtete im übrigen die Gegend mit einem zufriedenen Gesichte, das zu sagen schien: es wird ein gutes Jahr.

Dornek aber saß in schlechter Laune neben seiner neuen Bekannten und grübelte darüber nach: Wer mag das eigentümliche Weib sein? Was hab' ich mit ihr zu schaffen? Ich will ihr wenigstens zeigen, daß sie gar keinen Eindruck auf mich macht.

Und er sah düster vor sich hin und schwieg.

Ulrike hatte ihre Eltern niemals kennen gelernt; als zweijähriges Kind war sie bereits verwaisst und wurde von einem Verwandten ihres Vaters, einem alten Junggesellen, mit Hilfe einer Wärterin aufgezogen. Ihr Pflegevater, der zugleich ihr Vormund war, ein sehr gebildeter, aber verschrobener, mit der modernen Welt und ihren Empfindungen wenig vertrauter Gelehrter in einer Mittelstadt am Rhein,

ließ seinem Mündel eine regelmäßige Schulbildung überhaupt nicht angehehen. Eine Lehrerin löste die andere ab, keine konnte es länger als ein Jahr in dem Hause des alten Herrn aushalten, der den Neigungen seines Mündels immer Recht gab, keinen Widerspruch von anderer Seite duldete und schließlich durch seine eigenen Vorträge, aus denen sich das junge Mädchen entnehmen konnte, was es wollte, jeden andern Unterricht ersetzen zu müssen glaubte.

So entwickelte sich in dem jungen Mädchen, das nie mit Altersgenossinnen zusammenkam, eine eigentümliche Weltanschauung, die sich rein auf ihre natürlichen Beobachtungen und Empfindungen gründete und in einem angeborenen Selbstständigkeitsgeföhle ihre Stütze fand.

Als sie 17 Jahr alt geworden war, lernte sie auf einer Reise in die Schweiz in Begleitung ihres Vormunds und einer älteren Anstandsdame einen jungen Maler kennen, in den sie sich sofort verliebte und der ihre Neigung ebenso erwiderte. Da die Reise langsam und mit aller Bequemlichkeit gemacht wurde, auch der Vormund und die alte Dame den lebensfrohen Maler gern um sich sahen, so konnte ihnen das allmählich immer inniger werdende Verhältnis der jungen Leute nicht entgehen. Der Vormund schien darin nichts Bedenkliches zu sehen, er hätte sofort seine Einwilligung zur Verheiratung Ulrikes mit dem jungen Maler gegeben, allein Frau Reichelt war anderer Meinung, sie wollte von einer solchen Reisebekanntschaft, die immer nur die beste Seite eines Charakters sehen lasse, nichts wissen und zum mindesten erst die Lebensführung des jungen Mannes in seiner Häuslichkeit näher kennen lernen, bevor an eine Verlobung gedacht werden könnte. Sie sprach ihre Ansicht dem alten Herrn gegenüber so energisch aus und wußte sie mit solchen Gründen zu unterstützen, daß dieser nicht nur sich überzeugen ließ, sondern auch sich damit einverstanden erklärte, daß Ulrike gewarnt und zur Vorsicht ermahnt würde.

Frau Reichelt übernahm es, Ulrike die Gefahren eines leichtsinnigen Eheabschlusses auseinanderzusetzen und hatte dabei die Freude, daß sie ohne Unterbrechung angehört und ihr auch nicht das geringste von Ulrike erwidert wurde.

Wie groß war aber der Schreck der guten Alten und des Vormundes, als Tags darauf der junge Maler mit Ulrike verschwunden war, ohne daß man eine Spur, wohin sie sich begeben hatten, entdecken konnte.

Der alte Herr und seine Reisebegleiterin vergingen vor Kummer und machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht achtsamer gewesen seien.

Sofort reisten sie ab und unterließen kein Mittel, den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen. Alles war vergebens. Sie kehrten endlich, nachdem sie wochenlang unzählige Polizeiamter in Bewegung gesetzt hatten, in die Heimat zurück, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen Ulrike schon wieder antrafen. Sie war still und in sich gekehrt, erzählte, daß sie schon mehrere Briefe an ihren Vormund geschrieben hätte, die ihn wohl bei seinem Hin- und Herreisen nicht getroffen haben mochten, und hüllte sich im übrigen, namentlich Frau Reichelt gegenüber, hinsichtlich ihres plötzlichen Verschwindens mit dem jungen Maler in das tiefste Stillschweigen.

Als man jedoch immer lebhafter in sie drang, erklärte sie frei und offen, daß sie sich Mutter fühle, daß sie sich freiwillig von dem jungen Maler getrennt und sein Anerbieten, ihm ihre Hand zu geben, abgewiesen, ja daß sie ihm aufs strengste verboten habe, je wieder vor ihr zu erscheinen.

Diese Erklärung gab sie mit einer solchen Bestimmtheit, ja fast mit einem gewissen frohen Stolze ab, daß es dem Vormund nicht einfiel, ihr zu zürnen, während Frau Reichelt sofort voll Entrüstung ihre Sachen packte und das Haus für immer verließ.

Der junge Maler ließ nichts wieder von sich hören.

Als Ulrike von einem kräftigen Knäblein entbunden wurde, war sie und der alte Herr voll Freude, die auch durch den Spott und das Gerede der Leute nicht getrübt wurde. Das Kind gedieh unter der Pflege einer verständigen Landfrau außerordentlich und blieb ein Quell unerschöpflichsten Glücks für die Mutter und den alten Herrn, der in dem Kleinen schon Sinn für griechische Philosophie entdeckt zu haben vermeinte. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Wahrheit seiner Vermutung erproben zu können, denn der Vormund starb, als der Knabe eben das dritte Jahr vollendet hatte.

Ulrike aber mußte ihrem Vormund auf dem Sterbebette versprechen, nach Schlessien zu ziehen und sich unter die Obhut des alten Pfarrers zu begeben, für den ihr ein versiegeltes Schreiben zur Übergabe ausgehändigt wurde. Ulrike erfüllte ihr Versprechen um so lieber, als sie in ihrer Heimat niemand besaß, der sich ihrer hätte annehmen wollen oder können.

Von dem alten Pfarrer aufs freundlichste empfangen, kaufte sie auf seinen Rat ein kleines Gütchen in der Nähe, das sie selbst in musterhafter Weise bewirtschaftete. Sie erfuhr nun, daß der Pfarrer ein alter Studienfreund ihres Vormundes gewesen, und überließ sich im übrigen vollkommen seiner freundschaftlichen Fürsorge, ohne zu ahnen, daß ihre Mutter schon vor langen Jahren einst ebenfalls ihrem neuen Freunde nahe gestanden hatte. Der Pfarrer aber lernte das seltsame Wesen Ulrikens verstehen und fühlte sich gedrungen, ihre oft von dem Hergebrachten abweichenden Ansichten gelten zu lassen.

Da starb plötzlich ihr heißgeliebtes Söhnchen, die Freude ihres Daseins, und der Schmerz über diesen Verlust warf sie so danieder, daß sie glaubte, für immer mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Allein der Zuspruch des alten Pfarrers und ihre eigne Jugendkraft und Frische ließen sie allmählich wieder zu neuer Hoffnung genesen, und rüstige Arbeit und Wohlthun nach allen Seiten hin machten ihr das Leben wieder erträglich.

So war Ulrike, als sie jetzt mit den beiden jungen Männern auf dem Wagen saß, um zum Leichenschmause nach Dachs Dorf zu fahren.

Der Wagen hielt vor dem Herrenhause, in welchem schon ein reges Leben herrschte, Paul schwang sich rasch hinab, reichte Frau Ulrike die Hand, half ihr vom Wagen und führte sie ins Haus, während Dornel langsam hinter ihnen herschritt, noch immer schwankend, ob er wirklich folgen solle.

Ulrike aber blieb an der Schwelle des Hauses stehen, drehte sich um und

rief dem unentschlossenen Fremdling zu: „Kommen Sie mir, Herr Doktor, man setzt sich schon zu Tisch.“

Dornek folgte nun schnell.

In einem großen Saale des unteren Geschosses waren lange Tische aufgestellt, die unter der Last der Speisen und Getränke zu bersten drohten. Die zahlreich versammelten Gäste waren eben im Begriff, sich geeignete Plätze zu suchen, Paul fand seine Kameraden, während Ulrike und Dornek sich, nachdem sie die an der Thür aufwartenden und jeden Gast genau musternden Eltern des Verstorbenen begrüßt hatten, am Ende einer Tafel niederließen, wo sie dem ganzen Treiben zusehen und sich ungestört unterhalten konnten.

Im Anfange durchzog den Saal nur ein leises Gemurmel, die Gesichter aller trugen noch eine gewisse Feierlichkeit zur Schau, die Veranlassung, die hier so viele Menschen vereinigt hatte, war noch nicht vergessen, allmählich aber ließen das reichliche Essen, die feurigen Getränke, denen zuzusprechen man sich gegenseitig ernahnte, die schmerzliche Ursache völlig in den Hintergrund treten, und es begann ein fröhliches Geplauder, dem sich jeder mit einer selbstverständlichen Harmlosigkeit hingab.

Bald auch begannen die rede- und weinlustigen Schlesier ihre Toaste auszubringen. Zuerst noch ernsterer Natur, dann aber immer bunter, immer ausgelassener, daß vor dem lauten Lachen und Jauchzen der jeweilige Redner die stärksten Töne aus seiner Brust hervorzulocken sich genötigt sah.

Ein kleiner Gutsbesitzer, der wohl eine Viertelstunde lang in improvisierten Reimen sprach, verschaffte sich noch einmal volles Gehör, denn er war in der ganzen Gegend als einer der bedeutendsten Tischredner berühmt, „dem die Reime wie Honig von den Lippen flossen“, wie man sagte. Als der aber geendet hatte, verschlang ein unendliches Brausen jeden artikulierten Laut. Dabei war zu bemerken, daß die Frauen an Lebhaftigkeit durchaus nicht hinter den Männern zurückblieben, vielmehr ließen die Vertreterinnen des schönen Geschlechts mit ihren geröteten Gesichtern und verschobenen Hauben den letzten Rest von Grazie, deren sie überhaupt nur wenig besaßen, völlig fahren und boten in ihrer breitmäuligen Geschwätzigkeit eine Karrikatur des ewig Weiblichen.

Dornek hatte mit wachsendem Staunen diesem Treiben zugesehen und dabei ein aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl, das sich zuletzt in Ekel verwandelte, in sich verspürt.

„Was würde Leonore von dir denken, wenn sie dich hier im Kreise dieser Menschen sähe, was würde ihre zarte Seele, die nur für die reinsten Töne des Lebens gestimmt ist, bei diesem wüsten Lärm empfinden?“ dachte er.

Er wandte seine Blicke zu Ulriken, die ihn schon lange beobachtet hatte und ihm jetzt lächelnd zurief:

„Nun? Haben Sie genug?“

„Vollkommen.“

„Wollen wir uns ungesehen davon machen?“

„Wenn Sie das möglich machen, würde ich Ihnen sehr verbunden sein.“

„Kommen Sie, ohne sich umzusehen; hier dicht hinter uns ist eine Thür, die zum Ausgang führt. Übrigens sieht niemand auf uns, sie sind alle zu sehr mit sich selbst beschäftigt.“

Sie erhob sich schnell, faßte Dornek bei der Hand und führte ihn mit sich hinaus.

Draußen atmeten beide laut auf, blieben, wie um sich zu erholen, einen Augenblick stehen und gelangten dann durch einen dunklen Gang zu ihren Sachen und von da in's Freie. Ulrike befahl, ihren Wagen anspannen zu lassen.

Vor der Hausthür standen zwei kleine Cypressenbäume, die vor wenig Stunden noch im Zimmer den Sarg des toten Knaben beschattet hatten.

Ulrike und Dornek bemerkten sie, gerade als von drinnen ein wildes Gelächter erscholl, und zuckten unwillkürlich zusammen.

„Was denken Sie?“ fragte Ulrike.

„Mir fiel ein Stormsches Gedichtchen ein. Kennen Sie diesen Dichter?“

„Nein. Wie heißt das Gedichtchen?“ —

„Dunkle Cypressen!“

Die Welt ist gar zu lustig,

Es wird doch alles vergessen.“

Ulrike schwieg und ging neben Dornek her über den öden Hofraum.

Der Regen hatte aufgehört, aber die Wolken jagten in schweren Ballen am Himmel dahin und ließen nur ab und zu ein Sternlein hindurchschimmern. Die Luft war ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit.

Nach einiger Zeit begann Ulrike:

„Meinen Sie wirklich, daß alles vergessen wird? Glauben Sie nicht, daß gewisse Dinge für jedes Menschenherz unvergeßlich bleiben, solange es lebt?“

„Für manche Menschen wohl, aber für diese gewiß nicht.“

Er deutete nach dem Hause zurück.

„Diese Menschen!“ erwiderte Ulrike vorwurfsvoll. „Sie machen schon wieder einen Unterschied, der in seiner Allgemeinheit gewiß ungerecht ist. Sie scheinen durch das Leben in der Großstadt, wo jedem Gefühl sein eigentümliches Mäntelchen umgehängt wird, die unverhüllte Menschennatur in ihrer — wenn auch nicht Schönheit — so doch gewiß Wahrheit zu beobachten selten Gelegenheit zu haben. Die Leute sind lustig, weil es unnatürlich ist und vor allem ungesund — wie ich aus eigener Erfahrung weiß — sich lange Zeit unausgesetzt dem trüben Sinnen hinzugeben. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß Stunden wiederkommen, in denen ihre Gedanken mit bitterem Ernst, ja mit verzweiflungsvollen Gefühlen an den grünen Rasenhügel zurückkehren, unter dem sie unwiederbringlich ihr Liebstes gebettet haben.“

„Vielleicht, wenn das Kind ihr Liebstes gewesen ist,“ versetzte Dornek ruhig.

„Das ist es immer!“ sagte Ulrike schnell, „unter dem Liebsten verstehe ich grade die Kinder, denn sie sind die süßeste Gabe, die dem Menschen zu teil werden kann. Das Gefühl der Mutter zum Kinde ist das einzige, das sich nicht abstumpft, das erhalten bleibt bis zum letzten Atemzuge.“

„Das einzige?“ fragte Dornek.

„Das einzige,“ gab Ulrike sicher zur Antwort.

„Und die Liebe? Wie denken Sie von der Liebe?“ fragte Dornek weiter.

„Sie ist ein entzückender Rausch, der vorüber geht, schnell, überraschend schnell, ehe wir uns kaum des Glückes recht bewußt geworden sind.“

„Das sagen Sie? Das sagt eine Frau, deren Leben, wie man sagt, einzig die Liebe würdig ausfüllt?“

„Ja, die Liebe zu den Kindern! Alles andere sind Redensarten, das sag' ich Ihnen. Ich habe geliebt, so gewiß es eine Liebe überhaupt giebt; aber ich schwöre Ihnen, sie geht schnell vorüber, um uns ein Höheres, ein Besseres, die Liebe zu unseren Kindern kennen zu lehren. Die Süßigkeit dieses Gefühls ist unbeschreiblich und unwandelbar. Ich habe es erfahren und habe auch mit dem Verlust meines Kindes die Dauerhaftigkeit des Schmerzes kennen gelernt.“

„So haben Sie sich in Ihrer Liebe selbst getäuscht und haben die wahre Liebe niemals gekannt.“

Ulrike lachte.

„Aus diesen Worten sehe ich, wie es mit Ihnen steht, Herr Doktor; Sie sind verliebt, sagen wir: Sie lieben, und Ihre Liebe wird entweder nicht erwidert oder Sie stehen noch vor einer langen Spanne Zeit, ehe Sie den geliebten Gegenstand den Ihren nennen können.“

Dornek wurde von diesen Worten nicht angenehm berührt und doch hätte er die Gesellschaft der eigentümlichen Frau neben sich nicht gern aufgegeben, das fühlte er, als der Wagen vorfuhr und er sich von Ulriken verabschieden sollte. Diese jedoch forderte ihn auf, ihren Wagen bis an die Oderfähre zu benutzen, bei der sie, ohne einen großen Umweg zu machen, vorbei könnte.

Dornek stieg ein und sie fuhren davon.

„Nun?“ fragte Ulrike, „habe ich recht mit dem, was ich Ihnen zuletzt sagte?“

„Sie haben es insofern getroffen, als ich wirklich liebe,“ antwortete Dornek langsam, „als ich liebe mit einer Glut, die Sie niemals empfunden haben können, wenn Sie wähnen, daß solche Empfindung ein rasches, kurzes Leben habe. Ich fühle mich in meiner Liebe so wenig im Rausch — wie Sie vorhin dieses Gefühl bezeichneten — daß ich vielmehr glaube, niemals ruhiger, klarer, reiner, von aller häßlichen Leidenschaftlichkeit entfernter gewesen zu sein als grade jetzt. Allgegenwärtig sind mir die tiefen Augen meiner in weiten Fernen weilenden Braut, ich fühle unausgesetzt die Gewißheit, daß ich auch ihr fortgesetzt nahe bin, und dies Gefühl, das mich veredelt, erhöht, soll ein Rausch, ein kurzer Rausch sein?“

Dornek hatte mit eruster Begeisterung gesprochen und glaubte seine Gegnerin besiegt zu haben.

Ulrike aber sagte kurz: „Ich verstehe es nicht anders. Ich habe es niemals anders gesehen, habe es an meinem Geliebten und schließlich auch an mir nicht anders erlebt. Ich hätte vielleicht auch meinem Gefühle der Welt gegenüber noch ein Mäntelchen umhängen können, aber ich will mir nun einmal selbst nichts weiß-

machen, ich bin von Jugend auf gewöhnt, nur das zu thun und das zu glauben, was ich mit mir und der Natur übereinstimmend fühle."

Ulrike wollte noch weiter reden, und auch Dornek trug noch eine Menge Fragen im Herzen, die er an die Liebeskeherin neben sich zu richten gedachte, als beide plötzlich gewaltsam aus ihrem Ideenkreise herausgerissen und in die gefährlichste Lage versetzt wurden.

Auf der engen Straße nämlich, die zu beiden Seiten von tiefen Gräben eingefast war, standen in großen Zwischenräumen alte gekappte und verkrüppelte Weidenbäume, an denen die Pferde sonst stets ohne Scheu vorübertraten, da sie die Gegend kannten.

Heute aber war hinter einem dieser Baumstümpfe unversehens eine menschliche Gestalt hervorgetreten, hatte die Mücke geschwenkt und bei dem herrschenden Halbdunkel den Pferden einen solchen Schreck eingejagt, daß sie zurückfuhren, sich bäumten und unfehlbar über den Graben gesetzt und die Insassen des Wagens hinausgeschleudert hätten, wäre nicht Ulrike mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit im richtigen Augenblicke in kühnem Satz hinuntergesprungen und den Pferden in die Zügel gefallen.

Dornek stand einige Sekunden das Herz still, als er Ulrike sich so ohne Besinnen in die Gefahr begeben und sie wie spielend überwinden sah. Dann erfaßte ihn auf einmal ein Gefühl, als habe er hier eines jener ungewöhnlichen Wesen vor sich, die in enge Kreise gebannt und auf jede Auszeichnung vor der Welt verzichtend geboren zu sein scheinen in den höchsten Stellen menschlicher Gesellschaft zu herrschen. Es war, als gehorche ihr alles sofort: Pferde, Wagen, Kutscher, nur auf ihren Wink hin, und selbst der alte Kandidat, der die ganze Situation hervorgerufen, stand festgebannt vor Ulrike, und nur der Wind bewegte seinen Mantel.

Young war schwer betrunken.

„Was thun Sie jetzt noch hier draußen?“ herrschte Ulrike ihn an, „Sie hätten uns beinah ins Unglück gestürzt!“

Er taumelte bei diesen Worten zurück und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Marianne, was verfolgst du mich!“ Dann stürzte er vorwärts und rannte, furchtbar auflachend, davon.

Ulrike stieg schweigend wieder in den Wagen.

Dornek rieselte ein Schauer durch die Gebeine, und er war lange Zeit sprachlos. Er vermochte es auch später nicht, Ulriken seine Bewunderung vor ihrer Geistesgegenwart und ihrem Mute auszusprechen, es hatte ihn eine unsägliche Angst erfaßt, und er sehnte sich nach dem Augenblick, wo er den Wagen verlassen durfte.

Endlich gewann er es über sich zu fragen:

„Was bedeuteten die Worte des Kandidaten?“

„Ich weiß es nicht“ sagte Ulrike ernst. „Ich habe dem Pfarrer schon immer meine Ansicht ausgesprochen, daß ich den armen Menschen für wahnsinnig halte, daß man am besten thäte, ihn in eine Anstalt zu bringen, aber der Pfarrer ist

in diesem Punkte nicht zu überzeugen. Er behält den Menschen, der sich wohl durch Trunk so weit herabgebracht hat, bei sich und will ihn nicht lassen bis an sein hoffentlich nicht allzufernes Ende."

"Wie kam es denn, daß niemand von dem Benehmen Youngs beim Begräbniß heute Anstoß nahm!"

"Eben deswegen, weil solche Anfälle bei ihm nicht selten sind, er scheint an Delirium zu leiden."

Beide schwiegen wieder. Dornek war durch die Erklärung Ulrikens nicht befriedigt, nach seiner Meinung mußte ein schweres Geheimniß die Seele des Kandidaten belasten und Ulrike mit in dasselbe verwickelt sein. —

Der Wagen hielt an der Fähr, und der Kutscher gab mit einer schrillen Pfeife ein Zeichen, daß Rodewald herüber rudere.

Dornek verließ den Wagen.

"Leben Sie wohl," sagte er, Ulriken die Hand reichend.

"Leben Sie wohl, Herr Doktor, wir führen unser Gespräch gelegentlich weiter, das eine so plötzliche Unterbrechung gefunden. Wie lange bleiben Sie bei uns?"

"Ich gedenke in drei Tagen etwa wieder abzureisen."

"Es gefällt Ihnen also doch nicht bei uns, wie es scheint?"

"D, es gefällt mir schon, aber ich fühle mich wieder stark genug, meine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen."

"Überschätzen Sie Ihre Kräfte nicht!" sagte sie schalkhaft lächelnd und mit dem Finger drohend.

"Sie haben Recht! Deshalb will ich grade wieder nach Hause" gab Dornek rasch zur Antwort, und eilte davon.

"Gute Nacht," hörte er noch hinter sich rufen, dann rollte der Wagen weiter.

Als Dornek in sein Zimmer kam, zündete er Licht an und suchte schnell Leonorens Bild hervor. Er versenkte sich in die stillen, großen, sehnstüchtigen Augen seiner Geliebten, und von ihm wichen alle düsteren Gedanken.

"Du hast nie an der Liebe und ihrer Dauer gezweifelt, weil Du die Liebe selber bist! Wir beide sind gefeit für alle Zeiten," sagte er zu dem Bilde.

Er war wieder ganz ruhig geworden, die Gestalt Ulrikens entschwand ihm wie ein Nebelgebilde, und mit ernstern, aber glücklichen Gedanken legte er sich zu Bett.

IV.

Zwei Tage darauf saßen an einem herrlichen Frühlingsnachmittage der Pfarrer und Dornek auf einer Bank vor dem Pfarrhause, gemüthlich plaudernd. Die Sonne schien warm wie im Sommer. Aus dem nahen Garten erscholl ununterbrochen der fröhliche Gesang der Finken, Amseln und Drosseln, dazwischen der süße Klang der Nachtigall, und aus dem Walde her sendete der Kuckuck bald näher, bald entfernter, seinen lustigen Ruf.

Der Pfarrer hatte mancherlei erzählt von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen der Gegend, und Dornek hatte zugehört mit jener nachsichtsvollen

Teilnahme, die ein herzensgebildeter junger Mann den etwas breiten Erzählungen eines verehrten alten Herrn zuzuwenden pflegt. Einmal war auch die Rede von Frau Ulrike und ihren Eigentümlichkeiten gewesen, und Dornek hatte bei Nennung ihres Namens das Blut im Herzen schneller pochen fühlen, ohne daß er gewagt hätte nähere Erkundigungen nach ihrem Leben einzuziehen. Er fürchtete sich, andern gegenüber für ein Weib Teilnahme an den Tag zu legen, das ihn in so wunderbarer Weise zugleich anzog und abstieß. Am liebsten wäre er Ulriken überhaupt nie mehr begegnet, — so glaubte er wenigstens zu empfinden.

Der Alte hatte aufgehört zu reden, und auch Dornek schwieg. Er hatte den Gedanken so bald abzureisen, schon wieder aufgegeben, das schöne Frühlingswetter und die auf den ersten unruhigen Tag seiner Anwesenheit folgende behagliche Stille hatten ihn derartig erquickt, daß er sich vornahm zu bleiben, solange das schöne Wetter anhielte.

Die beiden in Stillschweigen versunkenen Männer wurden jetzt durch nahende Schritte aus ihren Träumen geweckt. Sie schauten auf, ohne sich zu rühren und bemerkten gleichzeitig den Kandidaten Young, der mit langsamen, schleppenden Schritten sich dem Hause näherte, ohne die beiden Männer zu erblicken. Sein Gesicht war blaß, die Kniee schlotterten, seine Lippen flüsterten etwas vor sich hin, die Augen waren stier in unbestimmte Fernen gerichtet, man konnte sich kein elenderes Menschenbild vorstellen als ihn in diesem Augenblicke.

Dornek warf einen kurzen Blick auf den Pfarrer, dessen Gesicht sich verfinstert hatte.

„Young, was ist Dir? Bist Du nicht wohl?“ redete er den jetzt ins Haus Tretenden an.

Der Kandidat fuhr zusammen, wie wenn ihn ein Stein getroffen hätte, als er die beiden sah, er bemühte sich jedoch zu lächeln und sagte mit schwacher Stimme:

„D, es ist nichts, es geht bald vorüber. Es war nur eine dumme Erinnerung, die mich heute wieder einmal ganz besonders packt. Es ist ja der 20. April und so schön und warm wie vor — vielen, vielen Jahren. Es ist nichts.“ Dann schwankte er ins Haus.

Dornek wollte eben an den Pfarrer eine Frage richten, dieser aber erhob sich schnell und sagte:

„Entschuldigen Sie mich, Herr Doktor, ich muß zu ihm hinein.“

Dornek blieb in ernstest Gedanken zurück.

Nach einer Weile ging er ins Küsterhaus und ließ sich die Schlüssel zur Kirche geben, um darin wie an den vorhergehenden Tagen die Orgel zu spielen. Ein Bube aus dem Dorfe begleitete ihn, um die Bälge zu treten.

An der kleinen stillen Kirche hatte Dornek ganz besonders Gefallen gefunden, hier störte ihn niemand in seinen Gedanken, und wenn die Klänge Sebastian Bachs ihn umrauschten, währte er Leonoren an seiner Seite, wie sie so oft früher neben ihm gesessen, und er schaute sich mitunter unwillkürlich um, ob sie nicht wirklich da sei.

Wenn er dann innehielt im Spiel, der letzte Ton verhallte und nur von draußen das Singen der Vögel hereintönte und an der weißen Kirchenwand die Blätterschatten ihr Spiel trieben, so erfaßte ihn eine Sehnsucht, daß er in Thränen ausbrach und sich auf dem Orgelbänkchen hin- und herwand wie in körperlichem Schmerz, der die Brust zu zersprengen drohte.

Dann aber rief er dem Buben heftig zu, daß er die Bälge träte, und er begann von neuem zu spielen mit einer hinreißenden Gewalt, daß der Bube hinter der Orgel aufhorchte und vor stummem Erstaunen nicht wußte, ob das noch dasselbe Instrument sei, auf dem der alte Kantor immer am Sonntag spielte.

Bisher hatten nur immer zwei Menschen diesen zauberischen Tönen gelauscht, heute aber war noch ein dritter da.

Bald nachdem Dornek zu spielen begonnen, war eine Dame im Reitkleide in die Kirche getreten und hatte in einem versteckten Winkel Platz genommen.

Anfangs neugierig umherschauend und wie mit anderen Gedanken beschäftigt, nur wenig Aufmerksamkeit der Musik schenkend, wurde sie allmählich still und stiller, bis sie endlich unbeweglich dasaß, die Hände im Schoß gefaltet, die Augen geschlossen, als dürfe keiner ihrer andern Sinne sich regen, um das Gehör allein walten zu lassen, dem solche Nahrung noch nie geboten worden war.

Das starke Weib schien gefesselt von einer unsichtbaren Macht, schien überwältigt von einer Leidenschaft, die heilig und groß aus den Tönen sprach, die es erfüllte mit einer jeden Widerstand verdrängenden Gewalt, so daß, als oben die Klänge verhallten und der Spieler, von Rührung übermannt in Thränen ausbrach, auch die Augen des Weibes sich mit Thränen füllten, wie es sie noch nie geweint hatte.

All' die Leidenschaft, die Dornek in seine Töne übertragen, als gälte sie dem fernen Herzen seiner Geliebten, hatte ihre Stätte gefunden in der Brust eines andern Weibes, dessen Nähe er nicht ahnte.

Er begann noch einmal zu spielen, schöner, größer, himmelanstrebender als zuvor und schloß mit einer Jubelhymne, so freudig und hoffnungsvoll, daß er jetzt erhobenen Hauptes, vertrauend, glücklich, stolz, die Stufen von der Orgel herabstieg, um die Kirche zu verlassen.

An der Thür stand, ganz gegen ihre Gewohnheit, demütig, einen fast verlegenen Ausdruck in den Augen, in bescheidenster Haltung Ulrike.

Sie reichte Dornek langsam die Hand und sagte mit fast zitternder Stimme:

„Ich habe Ihnen zugehört, ich werde diese Stunde nie vergessen.“ Dornek noch seiner Stimmung voll, schien durch die Erscheinung Ulrikens keineswegs überrascht oder gar erschreckt. Die Furcht, die er vor diesem Weibe gehabt, war völlig verschwunden, freundlich lächelnd nahm er die dargebotene Hand und sagte:

„Ist es nicht was Herrliches um die Musik?“

„Wenn man ihrer so mächtig ist wie Sie.“

Sie verließen die Kirche und gingen, ohne daß sie es verabredet hatten, einen breiten Fußpfad, der hinter der Kirche ins offene Feld hinausführte, entlang.

Zu beiden Seiten des Fußpfades dehnte sich die frischgrüne Wiese, darüber

spannte sich in reiner Bläue der Himmel, die Lerchen sangen, und Frühlingsdüfte schwebten überall.

Dornek fühlte sich so glücklich wie selten. Der tiefe Eindruck, den ersichtlich sein Spiel auf das Weib neben ihm gemacht hatte, that ihm wohl, er hatte die Genugthuung eines Künstlers, der mit seiner Kunst einen unmittelbaren, nicht erwarteten Erfolg erzielt hat, er stieg sich selbst gegenüber im Werte und konnte kaum begreifen, wie ihn jemals die Gegenwart Ulrikens hatte beunruhigen können.

Das Glück der Liebe zu Leonoren erfüllte ihn ganz. Nachdem sie einige Zeit schweigend nebeneinander hergegangen waren, begann er mit Begeisterung:

„Das ist das Schöne bei der Musik, daß sie uns mit einem Zauberschlage aus dieser Welt von schwankenden, unsicheren Gefühlen, in die wir uns verstricken wie der Vogel im Netz, heraushebt und uns den Gebrauch unserer geistigen Flügel wiedergiebt, sodaß wir getrost und ohne Zagen den Sternen entgegenfliegen können. Sind wir dann in der Höhe, so sehen wir die kleinen Wirrnisse des Lebens unter uns nicht, wir sehen nur die helle Sonne, den blauen, unendlichen Himmel und unter uns die Erde mit ihren grünen Wäldern, mit ihren lachenden Saatsfeldern, mit ihren glücklichen Menschen, in deren Herzen das köstlichste Juwel des Weltalls verborgen ist, die weltallumfassende, unvergängliche, ewige Liebe.“

Er schwieg, und da Ulrike nicht antwortete, vielmehr in sichtbarer Erregung, die er noch seiner Musik zuschrieb, neben ihm herging, so fuhr er fort:

„Sehen Sie nur, wie schön alles ist ringsum, wie die sich neigende Sonne den Himmel mit Rosen schmückt, wie sie uns entgegenglüht, als verstehe sie, was in unseren eigenen Herzen glühe, wie alles blüht und duftet, der Frühling uns berauschend umflutet, daß wir selbst zu seinen Kindern zu gehören scheinen, die er mit soviel Glanz und Lieblichkeit ausgestattet hat. O, wie schön, wie unendlich schön ist die Welt, wenn uns Liebe und Kunst die Augen darüber öffnen.“

Dornek hatte sich warm gesprochen, sein Gesicht glühte, sein Auge strahlte vor Wonne, er war in diesem Augenblick wahrhaft schön zu nennen.

Ulrike, die noch immer schwieg, blieb jetzt stehen, sah ihm voll ins Angesicht mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hoffnung, Zweifel und Entschlossenheit, und, wie von einem plötzlichen Entschluß geleitet, kehrte sie schnell um, betrat einen anderen Fußpfad, der auf kürzerem Wege ins Dorf führte, und bat Dornek mit ihr zurückzukehren.

Dornek war betroffen.

„Was ist Ihnen, Frau Ulrike?“ fragte er fast ängstlich, da er ihre Aufregung sich steigern sah, „hat Sie ein plötzliches Unwohlsein erfaßt?“

„Nein,“ sagte Ulrike stark, „das ist es nicht, fragen Sie mich nicht, jetzt nicht, ich könnte Ihnen zu zeitig eine Antwort geben, lassen Sie mich fort, ich muß nach Hause.“

Sie drängte hastig vorwärts. Zwei Knaben kamen ihnen entgegen, die freundlich grüßten. Ulrike hielt sie an und sagte zu dem einen:

„Geh rasch zur Schmiede, Gottfried, dort steht mein Pferd, der Meister

wird es schon beschlagen haben, setze dich auf und reite mir hier entgegen, so schnell du kannst.“

Die Knaben nickten froh und eilten um die Wette davon.

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Doktor,“ begann sie dann schnell, „mein Betragen muß Ihnen räthselhaft, wenn nicht geradezu ungezogen erscheinen. Aber was meine Seele angepackt hat bei Ihrem herrlichen Spiel, bei Ihren begeisterten Worten, kam zu überwältigend für mich, es ist so außergewöhnlich und so mein ganzes Innere bezwingend, daß ich der Einsamkeit bedarf, der tiefsten Einsamkeit, um zu prüfen, was geschehen muß, ob es möglich ist, daß es überhaupt geschehen könne, dasjenige, was mich verfolgt wie ein Dämon und dem ich wiederum nachjage wie einem unerreichbaren, sich immer weiter entfernenden Ziele.“

Dornek schaute sie von der Seite an und wußte nicht, was er zu alledem sagen sollte.

„Wer hätte ahnen können,“ begann er nach langer Pause, „daß meine Musik auf Sie diesen schmerzlichen Eindruck machen könnte! Und ich hatte mir so das Gegentheil gedacht! Warum kamen Sie denn in die Kirche?“

„Keinen schmerzlichen Eindruck!“ rief Ulrike mit leuchtenden Augen, „was ich empfinde, ist weit entfernt von Schmerz! Ich kam in die Kirche, weil mir gesagt wurde, Sie spielen darin, weil mein alter Pfarrer nicht zu sprechen war und ich nicht wieder fortreiten wollte, ohne Ihnen guten Tag gesagt zu haben. Ich kam und glaubte eine jener einfachen Melodien zu hören, wie wir sie allsonntäglich vernehmen, allmählich aber merkte ich, daß ein anderer Geist mich anwehte als der, welcher aus den Chorälen des alten Kantors strömt, ich fühlte alles, alles, was ich tiefunterst in meinem Herzensgrunde verborgen hatte, absichtlich verborgen, weil ich es ertönen wollte unter dem Druck des alltäglichen Lebens — alles das fühlte ich emporsteigen aus seinen dunklen Tiefen und sich meinen Augen darstellen, wie ich es in fieberhaften Träumen erhofft, ersehnt hatte. Ob diese Träume Gestalt annehmen können, ob ich Kraft genug besitzen werde, den entscheidenden Schritt zu thun, oder ob nur jetzt ein Wahnsinn mich gepackt hat, das soll, das wird sich in wenigen Tagen entscheiden. — Doch, da ist ja mein Pferd,“ setzte sie schnell, jede weitere Erörterung abschneidend hinzu.

Gottfried war im Galopp herangeritten, von der jubelnden Dorfjugend verfolgt, die er weit hinter sich ließ und zu der er jetzt freudestrahlend zurückkehrte, das große Geldstück zeigend, das Ulrike ihm geschenkt.

Diese schwang sich, unterstützt von Dornek, in den Sattel. Die Hand hinabreichend, sagte sie zu ihm:

„Schweigen Sie von dem, was soeben hier vorgefallen. Ich erwarte mit Bestimmtheit, daß Sie vor acht Tagen nicht abreisen. Ob ich Sie aber bis dahin noch sehen werde, weiß ich jetzt noch nicht.“

Dornek hielt ihre große, aber schöne Hand in der seinen und sagte zu Ulriken hinauffehend mit unverkennbarer Erregung:

„Wie soll ich das verstehen? Sie verlangen meine Anwesenheit hier und stellen es gleichwohl als zweifelhaft hin, mich noch zu sehen?“

„Fragen Sie nichts mehr,“ bat Ulrike dringend. „Wie alles sich erfüllen soll, so wird es sich erfüllen. Ich bin Fatalistin. Leben Sie wohl.“

Sie drückte Dornek kräftig die Hand.

„Leben Sie wohl,“ rief er, aber sie hörte es nicht mehr, sie hatte ihrem Pferde die Sporen gegeben und jagte in sausendem Galopp dem Walde zu.

Dornek sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Auch dann stand er noch still und starrte vor sich hin, als frage er sich, ob denn das alles ein Traum gewesen sei.

Dann ging er langsam weiter dem Walde zu, den Kopf voll wirrer Gedanken, die sich durchkreuzten, sodaß keiner zu Ende gedacht wurde und ein unerquicklicher Zustand sich seiner bemächtigte. Umkehren wollte er nicht. Er erreichte den Wald, dessen Rauschen ihn freundlich empfing, aber er hörte es nicht, ebensowenig wie den Gesang der Nachtigallen, denen er sonst so gerne lauschte.

Er ließ sich auf einen Baumstumpf nieder und starrte vor sich hin, als wäre sein Geist weit, weit entfernt und nur der Körper hier zurückgeblieben.

So saß er lange unbeweglich, bis ihn ein Frösteln aus seiner Letargie erweckte. Vom Dorfe her erklangen die Abendglocken und riefen ihn ins Pfarrhaus zurück.

V.

Seitdem waren vier Tage vergangen, und Ulrike hatte nichts von sich hören lassen.

Dornek widmete sich die ganze Zeit über absichtlich dem Pfarrer und seinem Sohne, durch die er die Herrlichkeit der Wälder verstehen und das Landvolk näher kennen und schätzen lernte, und die es verstanden, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber wenn es Dornek auch gelang, die Erinnerung an den Auftritt mit Ulriken während des Tages möglichst fern von sich zu halten, so trat sie ihm jedesmal mit unwiderstehlicher Gegenwart vor die Seele, sobald er allein war, sobald die Nacht ihn auf sein Zimmer bannte.

Selbst der Brief und das Bild Leonorens hatten nicht mehr die Kraft, die hohe Erscheinung Ulrikens, namentlich wie sie ihm zuletzt auf galoppierendem Pferde sich dargestellt hatte, zu verbannen, obgleich seine Liebesglut zu Leonoren nicht abgenommen und sein Verhältnis zu Ulriken nichts von einer zarteren Neigung angenommen hatte. Es war ein seltsames Gemisch von Neugier und dämonischer Anziehungskraft, welches die letzten räthelhaften Worte Ulrikens in seinem Inneren zurückgelassen hatten, und das sich von Tag zu Tage verstärkte, dadurch, daß er nichts von ihr hörte und sah.

Am fünften Tage stand Dornek nach einem beängstigenden Traume unruhig vom Lager auf. Er war mit Leonoren in dem Garten ihres Vaters umhergegangen, aber Leonore war blaß gewesen und hatte auf alle seine Fragen geschwiegen. An den Bäumen aber, die in voller Blüte standen, hatten große, starre Eiszapfen gehangen, die eine unangenehme Kälte verbreiteten trotz des hellschimmernden Sonnenscheins. Endlich, als er in Leonore gedrungen, ihm zu sagen, was ihr fehle, hatte sie sich kalt von ihm gewandt und war, ohne ein Wort zu reden, zwischen den Gebüsch des Gartens verschwunden.

Dieser Traum wollte ihm nicht aus dem Sinne, und er gab sich auch gar keine Mühe, ihn loszuwerden, vielmehr hatte er das Bedürfnis, darüber nachzutrübeln und die Einsamkeit aufzusuchen.

Unter irgend einem Vorwande wußte er sich von der Gegenwart Pauls, der ihn bei dem herrlichen Wetter zu einem größeren Ausfluge verleiten wollte, zu befreien und ging ohne bestimmtes Ziel auf dem Wege, wo er Ulrifen das letzte Mal gesehen, in den Wald hinein.

Dieses Wandern ohne Ziel, namentlich im Frühling, wo uns bei herrlichem Wetter die Lust befällt, nur weiter und immer weiter hinauszukommen, als ob in unbestimmter Ferne unsere unbestimmte Sehnsucht gestillt werden könnte, hat einen unsäglichen Reiz und erfüllt jedes Gemüt mit glücklicher Schwärmerei.

So hatte denn auch Dornek bald seinen Traum vergessen oder wenigstens als völlig bedeutungslos nicht weiter auszulegen versucht, sondern sich ganz den ihn von allen Seiten umströmenden Wogen des Frühlings überlassen, die ihn in liebliche Phantasieen einwiegten.

Er war wohl eine Stunde gegangen, als er unter einer prächtigen Buche von seiner Wanderung auszuruhen gedachte, denn Frühlingluft macht müde.

In geringer Entfernung schimmerte durch die Bäume der glatte Spiegel der ruhig dahingleitenden Oder, die hier eine kleine, von Erlen tiefbeschattete Bucht bildete.

Die Nähe des Stromes war ihm angenehm, da er sich, wenn er einschlummern sollte, durch den Lauf des Wassers wieder zurecht finden konnte.

Er zog seinen Überrock aus, breitete ihn auf das Moos und legte sich lang ausgestreckt auf den Rücken nieder, die Arme unter dem Hinterkopf gekreuzt, das Gesicht dem Himmel zugekehrt, der in wolkenloser Klarheit durch die Wipfel der Bäume zu ihm herabschimmerte.

Anfangs beschäftigte er sich damit, seltsame Figuren zu entdecken, welche die Blätter der Bäume, vom Hintergrunde des Himmels sich abhebend bildeten, da waren Kamele, Hirsche, Kaninchen, auch wohl häßliche Menschengesichter, welche, ihn narrend, die Zunge herausreckten, Zwerge mit langen Bärten, Kobolde und so weiter. Dann aber verschwanden allmählich diese Bilder vor seinen Augen, das lustige Singen der Vögel, das Summen der Bienen entfernte sich weit und weiter, die Augen fielen ihm zu, und er entschlief.

Er träumte wieder. Mädchen mit Blumengesichtern schwebten an ihm vorüber in langen Scharen, sich fichernd nach ihm umsehend, er streckte seine Arme aus und bat sie zu bleiben, aber sie verschwanden in duftiger Wolke, immer neuen Gestalten Platz machend, die dasselbe Spiel begannen wie die vorigen. Seine Sehnsucht wuchs bis zur schmerzlichen Empfindung, er wollte sich erheben, eine der lieblichen Gestalten zu erfassen, aber er konnte nicht von der Stelle, er war wie angewurzelt. Da warf ihm das letzte Mädchen, das unverkennbar die Flüge Ulrifens trug, eine Blume ins Gesicht, und der ganze Zug war verschwunden.

Dornek zog die rechte Hand unter dem Kopf hervor und fuhr sich über das Gesicht, ohne aufzuwachen; ein vom Wurm zersessenes und frühzeitig verdorrtes Blatt war ihm darauf gefallen.

Dann befand er sich weiterträumend auf einmal wieder am Strome und schaute ins Wasser, er hörte ganz deutlich ein Boot heranrudern, er zählte die Ruderschläge, konnte aber das Boot nicht entdecken, es war ihm, als plätschere jemand mit der Hand im Wasser, jetzt ertönte ein heftiger Schlag mit dem Ruder, und er erwachte.

Die Augen weit öffnend blieb er liegen, ohne sich zu rühren und begann sich zu besinnen, wo er denn sei.

Dann fielen ihm seine Träume ein, und er mußte lächeln, namentlich über das Mädchen, das ihm die Blume ins Gesicht geworfen. Er erhob sich halb und sah sich um, als suche er nach der Blume. Sie war nicht da.

Aber was war das? Das Plätschern im Wasser hörte er jetzt wieder wie zuvor im Traum, er stand auf, blickte durch die Bäume nach der Bucht hinüber und sah — das Herz stand ihm einen Augenblick still, um bald wie rasend zu klopfen — sah Ulrike, völlig ausgekleidet, wie sie eben aus dem Wasser in den Kahn zurückkehrte, um ihre darin befindlichen Kleider wieder anzulegen.

Dornek sah die herrliche Frauengestalt nur einen Augenblick, dann war es ihm, als ob ihn ein Schwindel erfasse, er nahm rasch seinen Überrock vom Boden auf, schlich leise wie eine Katze davon und rannte, sobald er gewiß war, daß er unmöglich hatte bemerkt werden können, quer durch den Wald, ohne zu wissen, weshalb, wohin?

Er irrte umher wie ein Trunkener, der seinen Weg verloren, der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirn, er seufzte, er schrie wild auf, er warf sich zur Erde vor Wut — denn er konnte das Bild nicht vergessen, das er in jener Bucht der Oder gesehen, er konnte es nicht vergessen, trotzdem er die besten Gedanken zu Hilfe nahm, trotzdem er die reinen Züge seiner Braut heraufbeschwor, trotzdem er die Vernunft anrief, — alles, alles umsonst: Ulrike, wie er sie am Fluß gesehen, in ihrer blendenden Frauenschönheit war nicht aus seinen Gedanken hinwegzuwischen.

Dazu quälte ihn jetzt von neuem der Gedanke, was sie wohl mit jenen letzten Worten, als sie von ihm geschieden, gemeint haben könnte, er grübelte, sann und sann, und bei alledem beseligte ihn nur der eine Wunsch: ich will, ich muß sie wiedersehen, gleich, jetzt, noch heute.

So mochte er fast eine Stunde umhergeirrt sein, als er wiederum die Oder vor sich erblickte.

„Sie muß eine scharfe Wendung machen,“ dachte er, „oder ich selbst habe mich im Kreise herumbewegt.“

Aber bald erkannte er, daß er sich an einer ihm ganz fremden Stelle befand, und etwas weiter vordringend, lichtetete sich der Wald, und er sah dicht am Wasser, auf einer grünen Hügelanschwellung ein hübsches Landhaus mit wohlgepflegtem Garten davor, in welchem die Pfirsich- und Kirschbäume in voller Blüte standen.

Er ging näher zu und besah sich die Ansiedlung, die sich so freundlich im Flusse spiegelte. Alles zeugte von peinlicher Ordnung ohne Pedanterie, alles war so schmuck und sauber, als wäre es eben erst fertig geworden, und heimelte doch den Geist so an, als stände es schon ewig so da.

„Sollte das Ulrikens Landstüb sein?“ schoß es Dornek durch den Kopf, und noch hatte er den Gedanken nicht ausgedacht, so sah er, sich nach dem Flusse umwendend, auch schon Ulrike in einem Kahne heranrudern sich dem Ufer nähern.

Wie geschickt, wie sicher und kühn sie heranzuhr! Nur wenig den stolzen Oberkörper bewegend, brachte sie das Schifflein vorwärts, als wäre es ihr Spielerei.

Dornek starrte mit geöffneten Augen zum Flusse hinab, seine Pulse schlugen wie im Fieber vor Freude, und doch erwog er noch einen Augenblick, ob er nicht fliehen sollte.

Aber es war schon zu spät, denn Ulrike hatte ihn sofort erkannt und dabei einen so lauten Freudenschrei ausgestoßen, daß vom jenseitigen Ufer das Echo ihn laut nachrief.

Mechanisch zog Dornek seinen Hut und eilte die hohe, in Stein gehauene Treppe hinab, um Ulriken bei Anlegung des Kahnes behülflich zu sein.

„Willkommen auf meinem Grund und Boden!“ rief sie mit ernstern, aber leuchtenden Augen, „o Gott, so war meine Hoffnung nicht umsonst? Sie kommen, Sie kommen aus eigenem Antriebe? Sie sind wirklich da?“

Dornek verging die Sprache, er stammelte einige unverständliche Begrüßungsworte, dann machte er sich mit der Kette zu schaffen, die Ulrike ihm zugeworfen, um den Kahn heranzuziehen, denn er wagte es noch nicht aufzublicken.

„Welche glückliche Fügung des Schicksals bringt Sie zu mir?“ fragte Ulrike weiter, und Dornek, noch immer das Gesicht verbergend und den Kahn befestigend, sagte: „Der Zufall hat mich hierhergeführt, ich habe mich auf einem Spaziergange verirrt.“ Noch log er nicht.

„Der Zufall allein?“ rief Ulrike mit ängstlicher Stimme, indem sie Dorneks Hand ergriff und, auf seine Schulter gestützt, ans Ufer sprang.

Er sah auf. Die Berührung des Weibes durchzuckte ihn, er blickte ihr in die großen, fragenden Augen, alle seine Sinne lagen jetzt in ihrer Gewalt, und er glaubte an die Wahrheit seiner Worte, die er, stammelnd vor innerer Blut, hervorstieß:

„Ulrike, ich hielt es nicht länger aus, Sie nicht zu sehen, ich war krank die vier Tage, die ich Sie nicht gesehen, ich mußte her zu Ihnen, mit Ihnen sprechen, mich Ihnen zu Füßen werfen.“

Er hatte, indem er sprach, ihre Hand nicht losgelassen, die sie ihm nicht entzogen, er führte sie jetzt die Stufen hinauf und fühlte, wie Ulrike gleich ihm zitterte. Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, ihr Busen hob und senkte sich rasch, und sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

Erst als sie mit Dornek ins Haus trat und eine Magd ihr entgegen kam, sagte sie schnell und freudig:

„Ich habe einen Gast zu Tische, Anna, sage es der Wirtin, daß sie alles gut besorgt.“

Das Mädchen eilte ab in die Küche, und Ulrike führte Dornek in ein behagliches, mit weiblicher Sorgfalt aufs bequemste ausgestattetes Zimmer ein. Der Blick ging auf die Oder und den sich jenseits derselben bis zum Horizonte erstreckenden Wald.

Nachdem Ulrike Dornek aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, saßen sich beide einige Sekunden schweigend gegenüber. Dornek sah verwirrt zum Fenster hinaus, er wagte es nicht ein Gespräch zu beginnen, fürchtend, der ganze Zauber, mit dem ihn die Gegenwart dieses räthselhaften Weibes unwiderstehlich bannte, könne zerstört werden und sich alle seine Hoffnungen in nichts auflösen.

„Sie haben sich nach mir gesehnt die vier Tage über?“ begann Ulrike endlich mit halber, erregter Stimme, „Sie sind zu mir herausgekommen, weil es Sie unwiderstehlich hierher zog? O, welche Ahnung! Daß ich es Ihnen nur gestehe, ich wäre nicht mehr zu Ihnen gekommen; meine Kraft reichte nicht mehr aus, ich konnte es nicht mehr über mich gewinnen, zuerst zu sprechen, wie ich es wohl früher gekonnt hätte! Aber nun kommen Sie selbst! O, welch ein Traum!“

Dornek faßte den Sinn dieser Worte nicht, er hörte sie kaum.

„Ist es denn wirklich kein Traum?“ rief er, „daß ich hier sitze, bei Ihnen, in Ihre Augen sehe?“

Er schaute trunken in Ulrikens glühendes Angesicht und faßte ihre Hand.

„Nein, es ist kein Traum,“ sagte sie, „und nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, was meine Worte bei unserer letzten Trennung bedeuteten.“

Sie rückte mit ihrem Stuhl ein wenig zurück, atmete tief auf und begann zu Dornek, der in ihren Anblick versunken dasaß und wenig fähig schien aufmerksam zuzuhören:

„Erinnern Sie sich noch jenes Gesprächs, das wir, vom Begräbniß zurückkehrend, über die Liebe führten?“

„Es ist mir vollkommen im Gedächtnis,“ sagte er mechanisch. —

„Ich sagte damals, ich halte die Liebe für einen Kauf, der vorübergeht, rasch, wie er gekommen, für einen Kauf, mit dem die Natur uns überfällt, um an seine Stelle ein höheres, das höchste irdische Glück treten zu lassen, dessen der Mensch fähig ist. Mich hat ein grausames Geschick dieses höchsten Glückes beraubt.“

Sie hielt einen Augenblick im Sprechen inne und sah still vor sich nieder, als erwarte sie ein Wort Dorneks. Dann fuhr sie lebhaft fort:

„Ich führe seitdem ein Leben ohne Zweck, ohne Ziel, meine Arbeit erfreut mich nicht, der Segen, der auf meinen Feldern ruht, macht mich nicht glücklich. Ich hasse die Ehe, weil ich noch nie eine glückliche gefunden habe, ich hasse sie als eine Lüge, der den Mensch an den Menschen fesselt aus elender Gewohnheit, aus geseplichem Zwange, ich —“

Sie wurde plötzlich verwirrt, die Worte wollten nicht von ihren Lippen, sie sah Dornek an, der bleich und verstört auf sie hinsah, als verstehe er nicht, was er hörte.

Sie ging hastig im Zimmer auf und ab, blieb endlich vor Dornek stehen und fragte ängstlich:

„Soll ich denn allein reden? Lieben Sie mich denn nicht? Sind Sie denn nicht hierher gekommen, weil Sie mich lieben?“

Dornek war am Ende seiner Vernunft, er sprang auf, warf sich dem Weibe, das in seiner Erregung voll berückender Schönheit vor ihm stand, um den Hals und rief mit fast erstickter Stimme:

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich unsäglich,“ und bedeckte ihren Hals und Mund mit unzähligen Küffen.

Sie ließ es kurze Zeit geschehen, dann riß sie sich von ihm los und sagte:

„Verstehen Sie mich auch, ohne mich zu verachten? Ihr Männer seid so kurzichtig! Verspüren Sie denn den Rausch, von dem ich spreche, der mich ergriff, als ich Ihr göttliches Spiel hörte, Ihre begeisterte Rede vernahm?“

„Ich vergehe in diesem Rausch,“ erwiderte Dornek von neuem küffend; Ulrike aber hielt ihn zurück und sagte mit feierlichem Ernst:

„Ich fürchte die Menschen nicht, ich fürchte mich nicht vor ihrem Urteil, und endlich — die Welt ist groß, und ich finde schon irgendwo ein Hüttchen. Sehen Sie, hier, hier, hier!“ sagte sie, schnell ein Bild ergreifend, das auf einem Tischchen in der Nähe stand, „sieh dieses süße Kindergesicht, sieh dies mein geraubtes, mein höchstes Glück! Ich will es wiederhaben, Du sollst es mir wiedergeben, Du bist mir vom Himmel dazu gesandt.“

Dornek hatte alles, alles um sich her vergessen, er fühlte nur den glühenden Atem eines herrlichen, frischen, von Gesundheit und Schönheit strotzenden, liebenden Weibes, es war ihm wie Tamnhäuser zu Mute, als er in den Venusberg kam und in den Wogen der Liebe versank.

VI.

Abseits von der engen Straße, die von dem Landsitze Ulrikens nach Dachs-
dorf führt, steht ein altes, halbverfallenes Wirtshaus. Riechtreiber und Fuhrleute kehren darin ein, wenn sie sich am Abend verspätet haben, um am nächsten Morgen sich über die Oder setzen zu lassen. Sonst ist es dort gewöhnlich still und einsam.

Nur einen Stammgast hat auch dieses Wirtshaus, wie jedes andere in ganz Deutschland: es ist der alte Kandidat Young.

Am Abend desselben Tages, an welchem Dornek bei Ulriken weilte, saß Young in dieser Kneipe vor seinem Schnapsglase und rauchte und trank in sich hinein. Er hatte wieder einmal das Bedürfnis der Einsamkeit, er war es satt den Bauern als Belustigung zu dienen und wollte, wie er sich mit bezug auf seinen dichterischen Vorfahr auszudrücken pflegte, wieder einmal ungestört seinen „Nachtgedanken“ nachhängen.

In dieser häßlichen, schmutzigen Spelunke ahnte man nichts von der herrlichen Frühlingsnacht draußen. Ein widerlicher Alkoholdunst, Tabaksqualm und ein nicht näher zu beschreibender Fäulnisgeruch erfüllte die Atmosphäre.

Der Wirt war ein altes, einäugiges Männchen mit heiserer Füstelstimme, die er übrigens nur sehr selten gebrauchte, am allerwenigsten seinem Stammgaste gegenüber, mit dem er jetzt, wie so oft, allein hinter seinem vergitterten Schenktisch saß.

Auf dem wackeligen Tische stand eine trübe Öllampe, die den düsteren Raum matt beleuchtete, nichts regte sich, nur an dem braunen Kachelofen in der Ecke machte ein schwarzer Kater den Buckel, reckte die Glieder und schwang sich dann behend auf den Sims des Ofens, um sich einen besseren Platz zum Schlummern auszusuchen.

Es war so still, daß man vom Kirchdorfe jenseits der Oder die Turmuhr die 9. Stunde schlagen hörte.

„Jakob, noch einen Schnaps“ — es war der siebente — unterbrach jetzt Young die Stille.

Der alte Jakob erhob sich, kam hinter dem Gitter hervor, füllte seufzend das Glas und verschwand wieder in seinem Versteck.

Eine Viertelstunde rührte sich wieder nichts.

Dann wurde heftig die Thür aufgerissen, und die beiden Insassen der Kneipe schreckten empor. Selbst der Kater auf dem Ofen sprang auf und schaute funkelnden Blickes den Störenfried an.

Dornek stand, blassen Angesichts, mit verstörtem Blick, verwildertem Haar in der Thür und bebte entsetzt zurück vor der Atmosphäre, die ihm aus dem Inneren der Kneipe entgegenrang. Er konnte Young nicht erkennen.

„Wo ist der Weg nach der Überfahre? Ich habe mich verirrt und kann die Straße nicht finden!“ fragte er.

„Ei, ei, Herr Doktor“ entgegnete Young, der Dornek sofort erkannt hatte, „kommen Sie nur herein, ich gehe gleich mit Ihnen und zeige Ihnen den Weg. Wenn man von hier herauskommt, rechts der Fußpfad führt in einer Minute auf die Straße.“

Dornek zögerte, als habe er keine Lust hier zu warten, Young aber wurde dringender und sagte:

„Kommen Sie nur herein, Herr Doktor, hier giebt es Lethe. Haben Sie diesen Göttertrank nicht nötig?“

Über Dorneks Gesicht zuckte ein kaum bemerkbares wehmütiges Lächeln und er trat langsam ein.

Nachdem er sich vorsichtig in dem dunklen Raume umgeblickt und Young ihn versichert hatte, daß sie allein seien, da der alte Jakob nicht zurechnungsfähig wäre, setzte sich Dornek auf einen alten Stuhl Young gegenüber und fragte mit halblauter Stimme:

„Wozu sollte ich Lethe nötig haben?“

„O, es war nur so eine Redensart von mir, und es fuhr mir so ein dummer Gedanke durch den Kopf,“ erwiderte Young, den das Trinken ganz seine gewöhnliche Unterwürfigkeit hatte vergessen machen.

„Welcher Gedanke?“ fragte Dornek weiter.

„Daß Sie sich könnten die Flügel verbrannt haben,“ lachte Young.

„Die Flügel verbrannt?“

„Ja!“

„Wie verstehen Sie das?“

„Ich sah Sie heute ums Licht herumflattern wie einen Schmetterling, und da dachte ich mir, Sie könnten am Ende hineingeflogen sein.“

„Wo? Wann? Was haben Sie gesehen?“

„Mir war es so, als hätte ich Sie zur schönen Frau hineingehen sehen? — Aber Sie sind ja Bräutigam, Sie werden sich schon in Acht nehmen.“

Dornek zuckte zusammen.

„Sehen Sie,“ fuhr Young fort, ohne es zu bemerken, und nachdem er sein Glas geleert und ein neues bestellt hatte, „sehen Sie, was die Weiber von uns unterscheidet, ist unsere Gutmütigkeit, die jenen abgeht. Wir stürzen wie Tölpel in die Falle, weil uns die Leidenschaft alle Vernunft raubt, wir lassen uns das Herz zerbrechen und müssen froh sein, wenn wir mit dem Leben davonkommen.“

Er nahm einen kräftigen Schluck.

„Heißt das auch ein Leben?“ dachte Dornek und sah mitleidig, nicht stolz, auf die Karrikatur vor sich hin.

„Mit dem Leben davonkommen!“ rief Young, entsetzlich lachend aus, als hätte er Dorneks Gedanken errathen. „Ein schönes Leben das, wahrhaftig! Wie singt doch mein großer englischer Vorfahr?“ Und er erhob sich und sprach mit lallender Stimme und mit dem Oberkörper hin- und herwanfend:

„— wie selig die, so nicht mehr wachen!

Auf streb' ich aus der Träume wildem Meer,

Wo scheiternd die verzweiflungsvolle Seele

Im Wogenkampf der Schreckensbilder trieb,

Beraubt des Steuers der Besonnenheit.

Sie faßt es nun, doch Qual löst Qual nur ab,

Und — herber Tausch! — noch bitterer ist die neue!“

„O, mein lieber Herr Doktor,“ brach er plötzlich weinend aus, „was bin ich für ein entsetzlicher Lump, was hab ich für ein Leben hinter mir und wie verbring ich die letzten Tage, die mir noch bevorstehn! Das Leben mir zu nehmen bin ich zu schwach, zu feige, also bleibt mir nichts übrig, als der Selbstbetrug, die Lüge und diese Lethé hier!“

„Aber weshalb, weshalb das alles?“

„Weshalb? — hören Sie! Sie können mir's glauben, heute lüge ich nicht, ich bin ja mit Ihnen allein, wozu sollte ich lügen? — Vor etwa 30 Jahren, — welche Spanne Zeit! Sie waren noch nicht geboren, war ich ein stattlicher Bursch, so frisch und gesund wie Sie; nicht wahr, es ist kaum glaublich? — Es ist zu lächerlich, wahrhaftig, es ist lächerlich, denn die Geschichte ist so uralt, daß man denken sollte, sie müßte endlich einmal trivial werden, aber sie wird's doch nicht, solange Menschen existieren. Die Fliegen sehen ihre toten Kameraden auf dem Gift liegen und naschen doch davon, sie können's nicht lassen. — Ich war verliebt! Natürlich, warum sollte ich nicht verliebt sein in ein junges Mädchen, so jung, so schön und gut — und doch so falsch! Hören Sie, falsch! Ich kann's beweisen!“ schrie er, „Ich habe Zeugen, die sie kannten, die werden es Ihnen sagen. Da ist mein alter Freund, der Pfarrer, der liebte sie ebenso wie ich, nur stiller, nicht so stürmisch; ich aber erhielt den Vorzug, und der liebe Freund begnügte sich mit der Freundschaft. Der weiß es, daß sie mir ewige Treue geschworen hatte, der weiß, daß ihre Liebe mein Leben bedeutete, der auch allein verzeiht mir mein nichtswürdiges Dasein. Ich arbeitete Tag und Nacht mit allem Fleiß, immer in dem Gedanken an sie, an sie, nur mit ihr hatte das Leben für mich einen Reiz. Und wie sie schrieb! Zu jedem Briefe einen heiligen Eid, daß sie nur für mich

leben wolle! Hahahaha! Es war alles nur Lug und Trug! Ich hatte meine Examina schnell und glänzend gemacht, ich komme nach Hause, matt und angegriffen von der geistigen Anstrengung, — da hatte ein anderer Vogel mit bunteren Federn, als ich sie hatte, ihr das Nest gebaut! Hahaha! Ist das nicht lächerlich? Ewige Treue! Und ist es nicht noch lächerlicher, daß ich alter Esel mir das so zu Herzen nahm? Daß ich von da ab aufhörte zu streben — zu leben wie ein Mensch? Daß ich hinunterfiel bis zum Tier, blos wegen dieser thörichten Liebe? Hätte ich mich nicht trösten können wie mein guter Pfarrer? Das ist ein starker Mann! — Jakob, noch einen Schnaps! — Und nun hören sie das Kläglichste! Da ich nach jahrelangem Hin- und Herziehen endlich hier bei unserm Pfarrer das Gnadenbrot erhalte, finde ich eine Tochter meiner Geliebten hier, eine Tochter, von deren Existenz ich gar nichts wußte, finde dieses leibhaftige Ebenbild meiner Marianne hier und ich kann nicht fort, kann nicht fort von hier. Ich liege manchmal stundenlang im Wald bei ihrem Hause, bis sie herauskommt, bis ich sie wenigstens gesehen; und wenn ich sie gesehen, erfaßt mich wiederum ein Schmerz —“ er schrie furchtbar auf und verstummte.

Dann trank er wieder und lachte laut: „So lachen Sie mich doch aus, aus, lachen sie mich doch tot, daß ich Tier noch an die Liebe glaube, daß ich Tier an diese Macht glauben muß!“

Hierauf verfiel Young in eine förmliche Tobsucht, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, lachte und weinte durcheinander, während Dornek, blaß wie eine Leiche, ihm gegenüber saß und ihn starr anblickte. Aber sein Gesicht trug trotzdem den Stempel voller Energie, als habe er einen wichtigen Entschluß gefaßt.

Während Young noch tobte und schrie, ward die Thür geöffnet, und Paul trat neugierig rasch herein.

„Was geht hier vor? Herr Young? Und dort Hans?“ Young schwieg sofort still, und Dornek sprang auf.

„Hab' ich Dich endlich gefunden, Hans, lieber Hans!“ rief Paul, „der Vater und ich waren schon in höchster Angst, es könne Dir in den Wäldern hier ein Unglück begegnet sein. Ich komme soeben von Dachs Dorf und wollte unverrichteter Sache wieder nach Hause, als ich hier in der Spelunke den höllischen Lärm höre, und nun finde ich Dich hier!“

„Ich hatte mich verirrt,“ stammelte Dornek, „und wollte hier den Weg erfahren.“

„Trinken Sie ein Gläschen, Herr Paul?“ fragte Young kläglich.

„Ich bin verdurstet vom vielen Laufen, gieb mir ein Glas, Jakob, und frisch Wasser dazu,“ sagte Paul und wandte sich wieder zu Dornek.

„Ich bringe Dir jedenfalls etwas Wichtiges, was mich in meinem Eifer, Dich zu suchen, bestärkt hat, hier, diesen Brief, der so bestempelt und beschrieben ist, als ob er die ganze Welt durchreißt hätte, aus Italien.“

Dornek griff darnach wie der Verdurstende in der Wüste nach einem Tropfen Wasser. Sogleich aber wurde er wieder ruhig und steckte den Brief ein.

„Wartest Du hier noch einen Augenblick?“ fragte er Paul.

„Wenn Du willst, gewiß.“

„Laßt mich draußen einige Augenblicke allein, ich denke, man liebt bei dem hellen Mondschein draußen besser, als hier bei dieser Leuchte.“

„Das versteht sich.“

Dornet ging hinaus, suchte rasch den Fußpfad, den ihm Young vorhin bezeichnet, fand ihn und eilte auf die Straße.

Hier erst nahm er den Brief aus der Tasche und besah ihn von allen Seiten, erkannte die Handschrift Leonorens, senfzte tief und öffnete den Brief nicht.

„Der Brief ist nicht mehr an mich gerichtet“ sagte er mit eisiger Kälte laut vor sich hin und steckte ihn wieder ein.

Dann eilte er, ohne an Paul und Young zu denken, die Straße entlang, und je wilder der Tumult in seinem Inneren wurde, desto lebhafter wurden seine Schritte.

Plötzlich aber hielt er an und sah sich schauernd um, er erkannte die Stelle, an welcher vor wenigen Tagen er in Lebensgefahr geschwebt und Ulrike ihn gerettet hatte.

Aber nur einen Augenblick erfaßte ihn diese Erinnerung, dann eilte er weiter und gelangte an die Überfahre, als gerade noch eine große Herde Vieh hinübergesetzt werden sollte. Der Brahm kam erst herübergefahren, und da das Beladen des Viehs längere Zeit in Anspruch nahm, so setzte er sich abseits auf einen Stein am Waldesrand und ließ den ganzen Zauber der Frühlingsnacht an sich wirken.

Es erfaßte ihn eine feierliche Stimmung.

Er zog noch einmal den Brief heraus, sah ihn zärtlich an, umhüllte ihn dann mit einem Stück weißen Papier, auf das er mit Bleistift einige Worte groß und deutlich niederschrieb, und ging dann ohne zu zögern auf den Brahm zu, wo er den alten Rodewald aufsuchte.

„Ich fahre mit hinüber. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Sehr gern, Herr Doktor.“

„Wollen Sie diesen Brief dem Herrn Pfarrer übergeben, sobald Sie ihn sehen?“

„Gewiß. Aber gehen denn der Herr Doktor nicht selbst nach dem Pfarrhause?“

„Ich habe gewisse Gründe, den Brief nicht selbst abzugeben.“

„Das ist etwas anderes.“

Rodewald steckte den Brief zu sich.

Der Brahm setzte sich in Bewegung, das Vieh stand mit gesenkten Köpfen ruhig da.

Dornet setzte sich dicht an den Rand des Brahms und schaute sinnend ins Wasser.

Vom Ufer ertönte aus dem Walde Gesang der Nachtigallen, der Mond beschien ein Stück Erde voll süßen Friedens und heimlichen Wachstums und Reimens.

Als der Brahm die Mitte des Stromes erreicht hatte, beugte sich Dornet langsam über Bord, immer weiter und weiter den Oberkörper vorschiebend, als wollte er tief in den Grund hinabschauen. Dann verlor er das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe. Er fühlte das Wasser tosend in Ohren und Nase dringen, dann war es ihm, als preßte eine ungeheure Gewalt von allen Seiten ihm den Kopf zusammen, und er verlor die Besinnung.

Ein Knecht hatte ihn fallen sehen. Er schrie laut auf, warf, ohne sich zu besinnen, die Jacke von sich und stürzte dem Ertrinkenden nach.

Der alte Rodewald bemerkte es, löste, so schnell er konnte, einen kleinen Kahn, der am Brahme festgebunden war, und fuhr dem Schwimmer nach.

Noch zweimal erschien der Körper Dorneks auf der Oberfläche des Wassers, es gelang dem wackeren Knecht, ihn noch zu erreichen und mit Hülfe Rodewalds den Ertrunkenen in den Kahn und von da in die Fährhütte zu bringen. Der alte Rodewald wandte alle Belebungsversuche an, die er bei seiner langen Erfahrung kennen gelernt hatte, sie blieben erfolglos, Dornek war tot.

Nach einer halben Stunde umstanden wehklagend der Pfarrer, Paul, Young, den die Nähe des Todes wieder nüchtern gemacht hatte, und Rodewald die in der kleinen Hütte auf Schilf gebettete Leiche. Sie hatten ihn alle liebgewonnen in der kurzen Zeit, die er bei ihnen gelebt.

Nachdem der Pfarrer ein Gebet gesprochen hatte, überreichte ihm Rodewald den Brief Dorneks und teilte ihm dessen letzte Worte mit.

Der Pfarrer las leise die mit Bleistift geschriebenen Zeilen der Umhüllung: „Ich bitte der Brieffschreiberin mitzuteilen, daß der Brief vom Adressaten nicht mehr gelesen worden ist, da dieser bereits gestorben war.“

„Was bedeutet das?“ flüsterte der Pfarrer, „der Tote zwingt mich, das Rätsel zu lösen, indem er mich beauftragt, an die Absenderin des Briefes zu schreiben.“

Er besah den Brief genau, das Siegel war völlig unverlezt, er erbrach es und las wiederum leise für sich: „Geehrter Herr! Meine Erwartung ist nicht eingetroffen, die Zeit und die Entfernung waren stärker als meine eingebildete Liebe. Ich gehöre bereits einem andern, hielt es jedoch für meine Pflicht, Ihnen hiervon Mitteilung zu machen. Ich hoffe, daß die richtige Erkenntnis auch Ihrerseits nicht ausgeblieben ist, und Sie diese Zeilen nicht allzusehr überraschen. Ihre ergebene Leonore —.“

Der Pfarrer hielt den Brief lange in den Händen, ohne aufzublicken, dann schüttelte er den Kopf und sagte laut:

„Läßt sich ein Rätsel durch ein andres lösen?“

„Ich will es Dir lösen“ erwiderte Young schluchzend, und auf die Leiche deutend, fügte er hinzu: „er ist stark genug gewesen, das beste Teil zu erwählen.“

Dornek wurde unter lebhafter Beteiligung des ganzen Dorfes bestattet, man hatte den Pfarrer nie so schön reden hören wie bei diesem Begräbniß. Es fiel auf, daß Ulrike dabei nicht zugegen war.

Bald hatte auch der alte Young ausgelitten; man fand ihn an einem Herbstmorgen erstarrt im Graben der Landstraße liegend, nicht weit von Ulrikens Landsitz.

Auch diese erlebte nur den Anfang des nächsten Jahres. Sie hatte zuletzt den Gedanken, ihre Leiche verbrennen zu lassen, aufgegeben, vielmehr den Pfarrer, der noch die Nottaufe an ihrem Töchterchen vorgenommen, gebeten, sie bei ihren Kindern in die Erde zu betten. An einem kalten Januartage wurde sie hinabgesenkt; auch nicht das kleinste Blümchen sproßte um ihr Grab, aber sie hatte Frieden gefunden nach unsäglichen Schmerzen. —

Der alte Pfarrer lebt noch, und Paul ist ein tüchtiger Forstmann geworden, kerngesund an Leib und Seele, hat ein prächtiges Weib und blühende Kinder.



Heinrich Heine.

Erinnerungen

von

Henri Julia.

VII.

Es wäre ebenso leicht den Sand am Meere zu zählen wie die zahlreichen Pilgerfahrten Heinrich Heines durch die verschiedenen Stadtviertel und die verschiedenen Wohnhäuser von Paris. Bis er sich verheiratete, lebte er im Gasthause, seine neue Stellung aber nötigte ihn, sich eine Häuslichkeit zu gründen, er mußte sich, wie man so sagt, „selbst möblieren.“ Aber welche Möbel! Es ist nicht als eine der geringsten Absonderlichkeiten dieses so originellen Schriftstellers anzusehen, dieser Geschmack für die urwüchsigsten Einrichtungen, für den bescheidensten Hausrat! Was er liebte, war nicht nur das bürgerliche Heim des kleinen Gewerbetreibenden, noch weniger als das, es waren fast rohe Sachen, von denen eine gradezu geizige Hand nur das Allernotwendigste beschafft hatte. Hauptsächlich war er ein Feind der Uhren. Nicht allein, daß er keine einzige bei sich duldete, sondern auch, wenn er reiste und in Gasthöfen einkehrte, war sein erstes Geschäft, daß er die Uhr aus seinem Zimmer entfernen ließ. Sie erinnerte ihn zweifellos daran, daß es eine Zeitrechnung giebt, und er, der Pantheist, der da wähnte ewig zu sein, grollte vielleicht den unschuldigen Instrumenten darüber, daß sie ihn jeden Augenblick zur Wirklichkeit zurückriefen und durch ihre regelmäßige Bewegung seine philosophischen Meinungen widerlegten. Die Geschichte erzählt nicht, ob Spinoza ebenso that wie Heine.

Übrigens kann diese Originalität des Dichters vom „Buch der Lieder“ auch weniger weit hergeholt Gründe haben. Der phantastische Heinrich Heine, der viel arbeitete, aber nur, wenn er Lust dazu empfand, wollte vielleicht durch nichts in seinem Nachdenken, in seinen Träumereien gestört werden und er glaubte sich der Zeit zu entrücken, wenn er von ihrem Fortschritte nichts sah und hörte.

Madame Heine hatte, ganz im Gegenteile, in hohem Grade Geschmack für Luxus und Bequemlichkeit; sie hatte sich rasch in ihre neue Stellung gefunden. Hätte sie freien Willen gehabt, so würde sie bald gethan haben, was erst viel später geschah, nachdem der Tod ihr den geraubt hatte, den sie mit Recht für ihren vertrautesten Freund hielt; sie hätte sich hübsch und passend eingerichtet. Aber so lange ihr Gatte lebte, mußte sie in diesem Punkte ihren Geschmack dem seinen unterordnen, und als sie in der letzten Zeit einen Glasschranken anschaffte, mußte sie den Dichter darüber täuschen.

Was ihre Kleidung anbetraf, so verweigerte er ihr durchaus nichts und war glücklich, sie gut angezogen zu sehen. Doch glaube ich, daß Spitzen und Seide nicht nach seinem Geschmacke waren; denn ich habe ihn sagen hören, daß seine

Frau schön genug sei der reichen Toiletten entbehren zu können, sie sei viel eher dazu bestimmt ein leinenes Kleid reizend zu machen als sich von prächtigen Gewändern verschönern zu lassen.

Nichts, was einen so außerordentlichen Menschen berührt, darf gleichgültig erscheinen, und die dem Anscheine nach unbedeutendsten Gewohnheiten geben oft den Schlüssel zu Thatsachen, die sonst keine Erklärung gefunden hätten. So kann ich nicht umhin zu denken, daß eine andere Eigenheit des großen Schriftstellers die Vorgänge seines Geistes, vielleicht seine litterarischen Neigungen erklärt. Was er in seiner eignen Kleidung am wenigsten liebte, war irgend welcher Zwang. Er konnte ein gestärktes Hemd nicht leiden, doch mußte es stets außerordentlich fein sein. In diesem Geschmack glaubte ich den so ausgesucht zarten, poetischen Sinn des Dichters des „Intermezzo“ wiederzufinden, seinen Widerwillen gegen alles Hergebrachte und Bestehende, seine so natürliche Nachlässigkeit, seine so attische Einfachheit. Niemand kam ihm im Ausdruck wahren Gefühls gleich und niemand brauchte so wenig Außerlichkeiten wie er, in der Poesie so wenig Worte und Sätze, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen.

VIII.

Ich persönlich habe ihn in zwei Wohnungen gekannt, von denen die letzte Avenue Matignon Nr. 3 gelegen war. Er hatte daselbst eine ziemlich geräumige Wohnung im fünften Stockwerk inne, und sein Zimmer war in dem eigentlichen Salon eingerichtet. Es war ein düsteres, geheimnisvolles Gemach, in dem man meistens keinen Laut vernahm. Nur spärlich durfte das Tageslicht eindringen, damit seine armen Augen nicht darunter litten. Ein an der Wand hängender Thermometer gab beständig die tropische Hitze, deren der Kranke bedurfte, an. In einer Ecke befand sich ein Lager, d. h. ein auf der Diele liegender Strohsack, mit zwei sehr guten Matratzen. Eine große spanische Wand, in chinesischem Stil, umgab das also hergerichtete Bett, und in seinen schlaflosen Nächten, in denen er eine Beute der Phantasie oder des Fiebers wurde, sah Heinrich Heine die Figuren dieser spanischen Wand immer größer werden, sich beleben, aus der Leinwand heraustreten und beim Scheine der Nachtlampe im Zimmer herumspazieren oder eine Sarabande tanzen.

Wenn man an den Wänden entlang sah, erblickte man unter anderem einen Schreibtisch von Nußbaumholz, in demselben befanden sich außer dem gerade vorhandenen Gelde die wichtigsten Papiere. Da befanden sich die geliebtesten Briefe, die Kontrakte mit den Buchhändlern, die Aktien von Eisenbahnen und Handelsgesellschaften, wenn er deren im Hause hatte. Ich weiß nicht, ob viele die Erlaubnis hatten, in den Schreibtisch zu blicken, ich glaube es nicht. Ich bin sogar fest überzeugt, daß diese Erlaubnis gewohnheitsmäßig einzig und allein Paulinen erteilt war. Heinrich Heine gab mir selbst in den letzten Tagen seines Lebens einen Beweis seines allergrößten Vertrauens, als er mich bat, in dem Möbel verschlossene Dokumente, auf die er großen Wert legte, zu holen und ihm in die Hand zu geben.

An den Wänden hingen Bilder, darunter drei schöne Stiche von Leopold Robert. Der Schriftsteller spricht davon in seinen Werken. Er schreibt den Tod des Malers dem Schmerze zu, den dieser dadurch empfand, daß er in seinen Bildern des künstlerische Ideal, das er im Herzen trug, nicht zu verwirklichen vermochte. Eine ganz willkürliche Annahme, denn der arme Robert erlag, wie man weiß, dem Liebeskummer. Er konnte das Leben nicht mehr ertragen, er fürzte es absichtlich ab und wollte sehen, ob es in den himmlischen Höhen aufrichtige Liebe, ewige Zuneigung giebt.

Heinrich Heine, welcher mehr Herz besaß, als man von ihm glaubt, umgab sich gern mit Dingen, die ihn an geliebte Personen erinnerten. Er behütete sorgfältig ein kleines Bild seiner Schwester, der Frau Charlotte von Embden, welche er zärtlich liebte und von der ich ihn sagen hörte, sie habe Herz wie ein Engel und Geist wie ein Teufel. Er hatte auch eine Lithographie seines Onkels Samuel Heine, des Hamburger Bankiers. Natürlich besaß der Dichter auch eine ganze Sammlung seiner eigenen Bilder, teils Kupferstiche, teils Lithographien, darunter auch ein schönes Bild von Jules Bière, auf dem Heine mit dreißig Jahren dargestellt ist. Die Stirn ist edel und hoch, das Auge klar, obgleich träumerisch, die Nase leicht gekrümmt, der Mund sinnlich, aber doch fein und anmutig.

Madame Heine hatte auch ihre Lieblingsbilder, die mit ihrer Gefühlsweise in Beziehung standen. Ich habe anderwärts schon gesagt, daß sie außerordentlich gut war, stets dienstwillig, stets freigebig. Am Tage vor ihrem Tode noch beschäftigte sie sich wie gewöhnlich damit kleine Pakete zu machen, in deren jedem sich fünf bis zehn kleine Münzen befanden; es war für ihre Armen, die am nächsten Tage ihre Läden verschlossen finden würden, am darauf folgenden aber, die schwarzen Vorhänge und die Vorbereitungen zum Begräbnis. Nirgends konnte Lämleins Bild „die Verteilung der Almosen“ besser angebracht sein als bei ihr; sie besaß ein Exemplar davon, und Lämlein hatte eigenhändig darunter geschrieben: „Frau Heinrich Heine gewidmet. Lämlein.“

Es ist oft von dem Papagei Madame Heines die Rede gewesen, und ihre Nichte, die Prinzessin von Bella Rocca, hat eine komische, darauf bezügliche Szene erzählt, welche stattfand, als der Dichter und seine Frau nach Hamburg reisten, um ihre deutschen Verwandten zu besuchen. Aber, was man nicht so allgemein weiß, ist, daß es ihr Bedürfnis war, Kunstgegenstände, Blumen, Tiere um sich zu haben, an denen ihr Herz sich erfreuen, ihre Blicke sich laben konnten. Ich habe Legionen von Vögeln bei ihr gesehen, die sie selbst verpflegte; dabei sperrte sie dieselben in ein großes Vogelgebäude ein, ohne daran zu denken, daß das Beste, was man einem Vogel anthun kann, darin besteht, ihm die Freiheit zu geben. Ebenso kannte ich bei ihr eine ganze Auswahl von Hunden.

Es giebt Menschen, welche die Tiere sehr lieben, ohne dieselbe Zärtlichkeit auf ihr eigenes Geschlecht zu übertragen. Die Frau des Dichters gehörte nicht zu diesen, viele Menschen waren ihr verpflichtet, das will sagen, daß sie auch vielen Undank erntete und daß gar mancher die Leichtigkeit, mit der sie Gutes

that, mißbrauchte. Ich habe aus ihrem eignen Munde eine Thatsache dieser Art erfahren, die sich wohl hätte vermeiden lassen, wenn ich sie eher gekannt hätte.

Heinrich Heine hatte sie immer wie ein verwöhntes Kind behandelt, ganz wie ein Kind. Im Hause war nicht sie es, die die Wirtschaft besorgte, sondern Pauline. Diese allein führte die Kasse und bezahlte die Rechnungen, und ich möchte nicht darauf schwören, daß sie sich nicht mancher kleinen Listen und Unterschleife bediente um hier oder da das Taschengeld ihrer Herrin etwas zu vergrößern. Eines Tages gab sich deren Gatte einem tiefen Nachdenken hin, dieses Nachdenken galt seiner Frau. Wenn ich so fortfahre, dachte er, Mathilde wie ein Kind zu behandeln, wird sie niemals lernen für sich selbst zu sorgen. Ich muß sie von jetzt ab allmählich daran gewöhnen, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen. Und unter dem Eindruck dieses Gedankens, welcher an sich ausgezeichnet war, gab er ihr thörichter Weise eine große Summe in Nordbahnaktien in Verwahrung. Wie schlecht war das Geld angelegt! Ich meine nicht, daß es in Nordbahnaktien schlecht angelegt war, sondern diese selbst waren in Madame Heines Händen schlecht angelegt. In kurzer Zeit wurde die arme Frau von angeblichen Freunden thatsächlich ausgeplündert; sie kamen zu ihr, klagten ihr Leid und zogen so viel von ihr, als sie nur konnten, um dann nicht allein sie nicht mehr zu besuchen, sondern auch auf der Straße fortzulaufen, wenn sie ihr begegneten. „Und wenn Ihr Gatte,“ fragte ich sie, „nun eines Tages die Eisenbahnaktien, die er Ihnen anvertraut hatte, hätte sehen wollen, was hätten Sie da gethan?“ „Da wäre ich ins Wasser gesprungen.“

IX.

Diejenigen, die Heine in der letzten Zeit besuchten, waren nicht zahlreich. Von Frauen kamen: Madame Kalergi, Madame Belgiojoso, Madame Saubert, Madame Selden; von Männern erschienen: Berlioz manchmal, ferner Michel Chevalier, Mignet, Gérard de Nerval und Saint-René-Caillandier. Diese beiden letzteren waren die Übersetzer seiner Werke, außerdem seine Freunde.

Gérard de Nerval war ein vertrauter Freund, er hatte Ähnlichkeiten mit Heine und war sehr verschieden von ihm. Gérard, der sanfte Gérard war eine wesentlich poetische Natur, launenhaft und phantastisch. Im Gegensatz zu Heine liebte er Niedlichkeiten und alte schöne Möbel; es begegnete ihm, daß er eines Tages ein Bett aus Heinrich II. Zeit kaufte und am andern sein Mittagessen in der Restauration nicht bezahlen konnte; dabei hatte er eine unstätte Laune und eine träumerische Seele. Die Originalität des deutschen Dichters hatte ihn angezogen und ihn zu dessen Helfer und Mitarbeiter gemacht. Heinrich Heine behauptete, daß Gérard des Deutschen nicht vollständig mächtig sei, aber er fügte hinzu, daß er Sinn dafür und Anschauungen besäße, die eine tiefere Kenntniss der Sprache erfekten. Er behandelte ihn etwas gönnerhaft und wurde wirklich sein Beschützer, als der unglückliche Übersetzer des Faust anfing den Verstand zu verlieren, ehe er das Leben verlor. Ich war selbst einmal Zeuge einer traurigen Szene. Gérard war zum Besuch gekommen, Heinrich Heine befand sich nicht in

seinem Armstuhl, sondern im Bett, Gérard entkleidete sich, um sich hinein zu legen. Die Wärterin, Pauline und ich hatten alle erdenkliche Mühe ihn daran zu verhindern. Die Sache war nicht zweifelhaft, Pauline mußte den armen Narren zu Wagen in die Anstalt Dubois' bringen; Heinrich Heine bezahlte im voraus den ersten Monat der Pension für ihn. Nicht lange darauf brachte Gérard sich um. In der Nacht vom 24. bis 25. Januar 1855 war er in ein elendes Hotel garni, in dem er bekannt war, gekommen; wollte man ihn nun nicht aufnehmen, oder war augenblicklich kein Zimmer frei, das ist unbekannt, sicher ist, daß ihm der Eintritt hartnäckig verweigert wurde. Er irrte mehrere Stunden in Paris umher, und am andern Morgen fand man ihn über einer Kloake der rue de la vieille lanterne aufgehängt!

Der deutsche Dichter liebte ihn sehr; ihr Bündnis bestand schon seit langer Zeit. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, und Gérard muß wirklich völlig wahnsinnig gewesen sein, als er eine so verzweifelte That beging, da er doch Freunde besaß, die ihm ganz ergeben waren.

Für Madame Heines Album hatte er reizende Verse gemacht.¹⁾ Vielleicht verübelt man es mir nicht, wenn ich einen nicht veröffentlichten Brief Gérard de Nerval's an Heinrich Heine beifüge. Er stammt aus dem Jahre 1840 und ist von Brüssel aus geschrieben, da der Schreiber grade in Belgien reiste. Hier folgt er wörtlich:

Mein Lieber.

„Ich habe eine schöne Reise gemacht und möchte bald wieder zurückkehren, doch habe ich noch Lüttich und Aachen zu sehen, deshalb werde ich vor dem 20. dieses Monats nicht in Paris eintreffen können. Vorgestern habe ich Bocage begleitet, der wieder heimreiste, wir haben bei Tische viel von Ihnen gesprochen, er ist gerührt und sehr glücklich über ein schönes Wort, das Sie über ihn geschrieben haben; er liebt Sie von ganzem Herzen. Ich wäre beinahe mit ihm gefahren, aber ich muß meine Reise ausnützen, denn es ist unwahrscheinlich, daß ich je in dieses Land zurückkehre; umsomehr als der malerische Teil derselben verfehlt ist. Chenavard, der mich lange erwartet hat, ist vor meiner Ankunft abgereist und ich habe nur die Freunde vorgefunden, die er hier verlassen hat. Ich habe die Muße, die das schlechte Wetter mir oft ließ, dazu benutzt, fleißig zu übersetzen. Doch habe ich erst den dritten Teil ungefähr bewältigt, aber, wenn ich nach meiner Rückkehr doppelt fleißig arbeite, werde ich die Frist von zwei Monaten kaum überschritten haben. Ich denke übrigens, daß eine gute literarische Zeit anbrechen wird, sobald sich die Wellen des politischen Lebens einigermaßen gelegt haben.

¹⁾ Vous avez les yeux noirs, et vous êtes si belle
Que le poète en vous voit luire l'étoile
Dont s'anime sa force et que nous envions.
Le génie à son tour embrase toute chose;
Il lui rend sa lumière, et vous êtes la rose
Qui s'embellit sous ses rayons.

Ich stoße öfters auf große Schwierigkeiten, weniger was das Verstehen als was das richtige Wiedergeben anbelangt, und ich habe mehrere zweifelhafte Stellen gefunden, die ich Ihnen erst vorlegen möchte. Ich bin sogar über die allerschwersten Sätze hinweggegangen; bei dem wunderbaren Reichthum der Sprache bin ich stark im Zweifel, ob ich den Satz germanisiren oder durch einen ihm gleich kommenden französischen ersetzen soll. Doch da Sie mir Ihre Hilfe versprochen haben, ließ ich, wie gesagt, die wichtigsten Stellen aus, um Ihre Meinung darüber einzuholen, habe es jedoch so eingerichtet, daß Sie so wenig als möglich Zeit verlieren.

Ich möchte Sie noch bitten, fünfzig Franks von Herrn Delloge¹⁾ für mich zu besorgen. Das wird bis zu meiner Rückkehr genügen. Ich besitze noch hundert Franks, mit denen ich aber nicht ausreiche, und erwarte obige Summe von der „Presse.“ Aber angesichts der neuen Angelegenheit Herrn Girardin's²⁾ und seines Bruches mit Theophil³⁾ fürchte ich, nicht mehr darauf rechnen zu können. Bitte, fangen Sie die Sache folgendermaßen an: Gehen Sie zu Lafitte ins Erdgeschosß und bitten um die fünfzig Frank, da wird man Ihnen eine Anweisung darauf geben, und die schicken Sie mir in einem Briefe zu; an Herrn Gérard de Nerval, zu Brüssel (Belgien) postlagernd. Das ist alles. Verzeihen Sie mir nur gütigst, daß ich Ihnen soviel Mühe verursache, aber Sie wissen, was es heißt, auf Reisen zu sein, besonders, wenn man so wenig umsichtig ist wie die Dichter alle. Sagen Sie auch Delloge, daß ich die Hälfte der Arbeit mitzubringen gedenke, dann will ich auch doppelt arbeiten. Übrigens außer zwei Artikeln für die „Presse“ thue ich nichts anderes. Ich schreibe Ihnen heute, am Freitag, den sechsten, morgen, Sonnabend erhalten Sie meinen Brief. Wenn er rechtzeitig eintrifft und wenn es Ihnen möglich wäre, vor 6 Uhr zu antworten, könnte die durch den Sonntag verursachte Verzögerung vermieden werden. Jedenfalls thun Sie, wie es Ihnen am besten scheint. Ihr sehr ergebener und Sie liebender

Gérard de Nerval.

„Wenn Sie Theophil begegnen, dann sagen Sie ihm, wenn ich zurückkehre. Kann ich irgend etwas für Sie besorgen? Ich habe eine Menge Menschen hier kennen gelernt!“

Ich erwähnte schon, daß ein anderer Übersetzer und Freund Heinrich Heines der durch zahlreiche und bedeutende litterarische Arbeiten wohl bekannte Saint-René-Caillaudier war, er ist oder war Professor der Litteratur an der Universität Montpellier. Die Veröffentlichung eines seiner Briefe wird auch von Interesse sein, da derselbe über seine Beziehungen zu dem Dichter Aufschlüsse giebt.

Montpellier den 27. November 1852.

Mein teurer Dichter.

„Ich habe es sehr bedauert, daß ich Sie während meines, allerdings sehr kurz bemessenen Aufenthaltes in Paris so wenig gesehen habe. Ich hoffte, noch am Abend vor meiner Abreise Ihnen einen Besuch machen zu können, es war

¹⁾ ein Verlagsbuchhändler. ²⁾ Herr Emile de Girardin. ³⁾ Theophile Gautier.

geradezu unmöglich, jedenfalls aber war es nicht der gute Wille, der mir fehlte. Ich sende Ihnen den Artikel zurück, den Ihnen Chasle¹⁾ vor etwa fünfzehn Jahren in der Revue de Paris widmete. Ich habe auch den von Ihnen unterzeichneten Brief noch einmal gelesen; er ist ganz reizend.

Ich werde nicht vergessen, was Sie mir über Ihre Dichtung „Heimkehr“ gesagt haben, die Sie ja gern für die Revue²⁾ übersetzt haben möchten. Nächstens werde ich mich damit beschäftigen. Vielleicht wäre es gut, einige noch nicht herausgegebene Stücke beizufügen, Sie wissen, wie Buloz auf Neuheiten ausgeht, und da diese Dichtungen noch nicht im Französischen erschienen sind, könnten noch etliche Beigaben ein ganz neues Werk bilden. Auf diese Weise könnten Sie den Einwendungen des Meisters zuvorkommen. Ich stelle mich Ihnen übrigens vollständig zur Verfügung zu allem, was Sie wünschen, und schätze mich glücklich, Ihr Übersetzer und steter Dolmetscher zu sein.

Leben Sie wohl, mein lieber Dichter, ich wünsche Ihnen lange, süße Stunden der Ruhe, die Sie den schönen Künsten, der Poesie und Philosophie widmen können, sowie auch dem Gedenken derer, die Sie lieben. Zu diesen letzteren rechne auch ich mich und bin Ihr ganz ergebenster

Saint-René-Caillandier.“

Hier ist von einer Mitarbeiterschaft Heinrich Heines nicht die Rede.

Doch glaube ich nicht, daß mich jemand widerlegen kann, wenn ich behaupte, daß seine Übersetzer und Dolmetscher, wie Herr Saint-René-Caillandier sagt, nichts veröffentlichten, ohne seine Meinung darüber einzuholen, denn seine Hilfe war gewöhnlich nützlich und notwendig. Das richtige Wort zu suchen, dem Sage die rechte Wendung zu geben, den Gedanken des Dichters umfassend auszudrücken, das waren Dinge, mit denen es alle, aber ganz besonders der deutsche Dichter sehr genau nahmen. Es kam oft vor, daß der kleine Kreis lange über einem einzigen Worte studierte, ehe es zur genauen Wiedergabe kam. Ich werde einstens den Briefwechsel der Freunde Heinrich Heines veröffentlichen, er wird in mehr als einem Sinn Interesse für das Publikum haben. Inzwischen will ich mich hier darauf beschränken, nur die Beziehungen zu skizzieren, die zwischen ihm und denjenigen bestanden, die ihn in den letzten Tagen seines Lebens nicht gänzlich verlassen hatten und die ihn zu den zu Berlioz gesprochenen und an alle gerichteten Worten veranlaßten: „Wie, Ihr kommt mich immer noch besuchen? Ihr wollt stets originell bleiben?“

Berlioz hörte nie auf, ihn zu besuchen, obgleich er außerordentlich beschäftigt war. Hier ist ein Brief des Maestro, der ebenso pikant ist wie alles, was aus seiner Feder floß:

„Mein liebster Heine.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen noch nicht für Ihre köstlichen, wunderbaren Gedichte gedankt habe; ich habe die schreckliche Ehre, zu den Kunststrichern für musikalische Instrumente auf der Ausstellung zu gehören und muß täglich von

¹⁾ Philarète Chasle. ²⁾ Revue des deux mondes.

neun bis fünf Uhr, anstatt einem großen Dichter zu lauschen, die abscheulichsten Klaviere und noch viel abscheulichere Spieler anhören. Aber ich komme trotz dessen zu Ihnen, vielleicht heute noch, wenn nämlich unser Frohdienst sich auf das Anhören von etwa fünfzig Instrumenten beschränken sollte. Leben Sie wohl, mit tausend der herzlichsten und aufrichtigsten Grüße, Ihr ganz ergebenster

Den 16. August.

Hektor Berlioz."

Zu noch innigerem Verhältnis und stetiger Freundschaft als Berlioz stand Mignet zu dem deutschen Dichter. Lange Zeit hindurch finden wir den Namen des berühmten Akademikers in seinen zahlreichen Testamenten aufgezeichnet und diesen zum Testamentsvollstrecker erkoren. Sein Name verschwindet später, als Heinrich Heine die Überzeugung gewonnen hatte, daß er seine wichtigsten Papiere und die Veröffentlichung seiner nachgelassenen Werke einem jüngeren, kampfbereiteren Freunde hinterlassen müsse, der auch vor einem ernstlichen Zusammenstoß mit seiner Familie nicht zurückschrecken würde, wenn diese die Herausgabe seiner Werke unterdrücken oder einen Teil derselben verstümmeln wollte.

Seine Blicke richteten sich nach und nach auf mich. Er hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen und sich nach mir erkundigt, stand ihm doch eine kleine Polizei zu Gebote, die er benutzte, sobald es ihm notwendig erschien; dazu kamen seine eigenen Studien und Beobachtungen. Als er seiner Sache sicher zu sein glaubte, schenkte er mir sein Vertrauen. Er war glücklich darüber, und ich wage es zu behaupten, daß dieses Gefühl und die Hoffnung, die er auf mich setzte, ihm das Bittere seiner letzten Stunden milderten. Seine Frau ohne Stütze, ohne Hilfe, ohne Ratgeber zu lassen, war ihm unmöglich. So viel Liebe, so viel Zuneigung er auch für Mathilde empfand, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sie nicht imstande sei, die litterarischen Schätze, die er ihr hinterließ, zu würdigen. Diese Reichthümer konnten weder seinem geliebten Weibe, noch seinem eigenen Ruhme dienen, wenn er ihr nicht von vornherein einen Freund, dem sein letzter Wille die nötige Vollmacht verlieh, zur Seite stellte; auch wären viele wichtige Papiere in ihren Händen ernstlichen Gefahren ausgesetzt gewesen. Er wußte das und traf seine Vorsichtsmaßregeln, damit solches Unheil noch nach seinem Tode ihn verschone. Unglücklicherweise wurde ich durch Verfolgung meiner Laufbahn gezwungen, Paris für längere Zeit zu verlassen, und es war mir deshalb unmöglich, der sehr ehrenwerten Witwe meines Freundes persönlich meine Ratschläge zu erteilen und sie mit der gewöhnten Sorgfalt zu umgeben. So ging denn der Nachlaß, den ich seit 1856 in Verwahrung hatte, fast gänzlich wieder in ihre Hände über. Ich will dem Andenken Madame Heines nicht zu nahe treten, wenn ich behaupte, daß sie, obwohl bei Lebzeiten ihres Gatten von dem Bewußtsein durchdrungen, mit einem gottbegnadeten Menschen zu leben, mit einem, dessen außerordentliche Geistesgaben ihre leuchtenden Spuren im Leben der Menschheit für immer hinterlassen, über diese etwas unklaren Vorstellungen nicht hinaus kam; sie wußte nichts von seinem geistigen Leben, nichts von seinen Triumphen und Kämpfen, ja sie hat seine Werke wohl niemals gelesen, selbst wenn sie ins Französische überseht waren. Außerdem war Mathilde, um nicht zu sagen

vertrauensfelig, doch widerstandslos, und der Umstand, daß fünfundzwanzig Seiten der „Memoiren“ fast unter ihren Augen verbrannt wurden, beweist, wie sehr Heinrich Heines Befürchtungen gerechtfertigt waren. Es ist bekannt, daß die „Memoiren“ durch einen Bruder des Dichters selbst zerstört worden sind; noch in den letzten Stunden seines Lebens hatte dieser am meisten befürchtet, daß seine Papiere und Manuskripte in die Hände derjenigen fielen, die durch Verwandtschaftsbande dazu berufen gewesen wären, dieselben zu sammeln. Eines Tages kündigte er mir seinen endgültigen Beschluß an: das Testament vom Jahre 1851 sollte, was Artikel 3 anbetrifft, nicht ausgeführt werden; seine Papiere sollten nach seinem Tode in meine Verwahrung kommen. So geschah es. Ich sollte aber keinen Gebrauch davon machen, ohne mich vorher mit der rechtmäßigen Eigentümerin, seiner Witwe, zu besprechen. Hinzufügen muß ich, daß diese sich nicht nur auf das Gewissenhafteste den ihr von mir gegebenen Anordnungen anbequeme, sondern mir auch jederzeit völlige Freiheit ließ, zu handeln, wie es mir gut dünkte. Sie hat sich mir gegenüber stets so verhalten, wie es ihr die Bestimmungen ihres Eatten zu gebieten schienen, so wie auch die verschiedenen Dienste, die ich glücklich genug war, ihr nach dessen Tode leisten zu dürfen, die sie stets gern anerkannte und die von meiner Seite immer uneigennützig waren. Doch ich will mich darüber hier nicht länger ergehen. Nur bestätigen will ich noch, daß Heinrich Heine ungeachtet aller freundschaftlichen Gefühle für Herrn Mignet schon jahrelang aufgehört hatte, an ihn als den Erben seiner nachgelassenen Werke zu denken, ebenso wie an alle anderen, die er in seinen vielen eigenhändig geschriebenen oder diktierten letzten Willensäußerungen dazu bestimmt hatte.

Ein Mann, mit dem er in anderweitigen Beziehungen stand, der in allen seinen Grundsätzen sein Gesinnungsgenosse war und der oft als Zwischenhändler zwischen ihm und gewissen, finanziellen Mächten auftrat, war Herr Michel Chevalier. Dieser stieg oft die fünf Treppen hinauf, und noch jetzt sind zahlreiche Briefe von ihm vorhanden, die nicht ohne Interesse sein dürften. Ich will für jetzt nur einen einzigen veröffentlichen, den folgenden, der ungefähr ein Jahr vor Heinrich Heine's Tode herrührt. Er antwortet, mehr oder weniger direkt, auf etliche Klagen, welche der Dichter von seinem Schmerzenslager an ihn gerichtet hatte.

„Fastnachtsdienstag, den 20. Februar 1854.

Lieber Freund.

Als ich gestern nachhause kam, sagte ich mir: morgen ist keine Sitzung im Staatsrate, da werde ich, anstatt wie die Kinder mir die Masken anzusehen, zwei ehrliche Leute besuchen, (das sind ja Seltenheiten heutzutage) zwei Freunde des Menschengeschlechts und der Wahrheit, den Teutonen Heine und den Venetianer Manin. Also denkend, finde ich Ihre Sendung und ihren prächtigen Brief. Das Wenigste, was ich thue, mein Lieber, ist, daß ich Sie hent besuche, und das thue ich sicherlich. Ich habe Ihr „Vorwort“ gelesen und wünschte, es wäre nicht vorhanden. Infantin hat viele Fehler, unter anderen den, daß er an Sie auf ihrem Schmerzenslager nicht mehr denkt. Aber er hat die alte Devise nicht vergessen: „alle sozialen Einrichtungen müssen zum Zwecke haben u. s. w.“

Er ist der herrlichsten Freundschaft untreu geworden, aber er ist es unserer alten Liebe, dem mittelländischen Meere nicht geworden: er wird den großen Suezkanal beginnen. Was die Neu-Millionäre anbetrifft, so kenne ich deren nur zwei, die beiden Pereire; ich kann Ihnen jedoch versichern, daß sie einen sehr guten Gebrauch von ihrem Reichthum machen. Seien Sie, mein lieber Deutscher, nur nicht undankbar gegen sie, gegenwärtig sind sie ja Deutschlands Wohlthäter. Wer die, welche hohe Staatsämter bekleiden, sein mögen, weiß ich nicht; ich kann sie also nicht vor Ihrem hohen und mächtigen Tribunal verteidigen. Auf baldiges Wiedersehen. Von ganzem Herzen

Ihr Michel Chevalier."

Aus dieser Art der Verteidigung kann man ersehen, welcher Natur die Klagen sein mochten, die manchmal dem Munde und der Feder dessen entschlüpften, der gezwungen war der Welt zu entsagen, der aber zweifellos gehofft hatte, daß die Welt ihm nicht so leicht entsagen würde, und dessen Herz sich mit Bitterkeit erfüllte, wenn er an die Vernachlässigung dachte, der er zum Opfer gefallen war. Die Freundschaft indessen hatte er nicht verloren, die Gefühle der Herzen waren dieselben geblieben. Aber jeden beschäftigten seine eigenen Angelegenheiten vollauf. Jemanden aufzusuchen, der selbst sich nie um eines anderen willen hatte stören lassen, ihn in seinem Adlerhorst aufzustöbern, in einem Zimmer, das nicht mehr einem Warmhause (ungeachtet der nordischen Herkunft des Dichters), sondern eher einem Dampfbade ähnelte, eine Luft dort einzuatmen, von der man auch nicht behaupten konnte, es seien schweizerische Düste, das war nicht gerade sehr anziehend, man muß es zugeben. Alexander Dumas (Water) sagte es ihm auch in einem jener reizenden, schwungvollen, launigen Schreiben, auf die er sich so wohl verstand.

Heinrich Heine hatte ihm geschrieben: „Vor einigen Wochen sagten Sie in Ihrem Blatte, daß Sie mich bald besuchen wollten. Das war ein guter Gedanke. Aber ich kinde es Ihnen an, wenn Sie mit Ihrem Besuche noch lange zögern, so könnte es vorkommen, daß Sie mich nicht mehr in meiner gegenwärtigen Wohnung Rue d'Amsterdam Nr. 50, vorfinden, sondern daß ich schon in eine andere gezogen wäre, die mir so völlig unbekannt ist, daß ich nicht einmal meinem Portier die neue Adresse hinterlassen kann für etliche faumfelige Freunde wie Sie, die etwa nach mir fragen sollten.“

Alexander Dumas antwortete:

„Da haben wir es nun: man liebt einen Freund, man bewundert einen Dichter und sieht ihn während zwölf Jahren nicht. Wie geht das zu? Nun, mein Gott, einfach genug. Mein Geist hat mit dem seinen in Verbindung gestanden, die Bücher haben mir den Verfasser ersetzt! Ach, so geht es mit uns allen, uns Sklaven des Schriftstellertums. Jeder von uns trägt seine Kette, und jede Kette hat nur eine gewisse Länge. Morgen aber, mein lieber Heine, dehne ich meine Kette von der Rue Lafitte nach der Rue d'Amsterdam aus.“

Die Fortsetzung von Heinrich Heine's Brief ist reizend, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, das Ende wenigstens herzusetzen, welches streng

genommen nur feinen Spott enthielt, den Alexander Dumas nicht allzu sehr bemerkte. Der deutsche Dichter sagt:

„Seit sechs Jahren liege ich zu Bett. Auf dem Höhepunkt der Krankheit, wenn ich die schrecklichsten Qualen erduldet, las mir meine Frau Ihre Romane vor, und das war das einzige, was mich meine Schmerzen einigermaßen vergessen ließ. Ich habe sie auch alle verschlungen. Während des Vorlesens rief ich oft aus: „Was für ein genialer Dichter ist dieser Alexander Dumas genannte, große Mensch! Sicherlich, nach Cervantes und Madame Schariar, unter dem Namen Sultanin Scheherazade besser bekannt, sind Sie der unterhaltendste Erzähler, den ich kenne. Welche Leichtigkeit, welche Ungezwungenheit! was für ein guter Kerl Sie sind. Ich kenne thatsächlich nur einen Fehler an Ihnen, das ist: die Bescheidenheit.“

„Ah“ konnte Dumas sich nicht enthalten zu sagen.

Aber Heinrich Heine fährt fort:

„Sie sind zu bescheiden; weiß Gott! diejenigen, welche Sie der Eitelkeit und Prahlerei beschuldigen, können den Umfang Ihres Talenten nicht ermessen, sie sehen nur die Eitelkeit! Ich aber behaupte, so groß die Ihre auch sei, so hohe Sprünge sie auch mache, so kann sie doch bei weitem nicht die Größe Ihres Talenten erreichen. Streuen Sie sich Weihrauch, soviel Sie wollen, wenden Sie die überschwenglichsten Lobeserhebungen auf sich an, geben Sie sich dieser Herzensfreude hin, und ich nehme es auf mich, Sie um Ihrer wunderbaren Schöpfungen willen alles dessen würdig zu sprechen. „Ja, das ist wirklich wahr!“ ruft meine Frau aus, die das Diktat dieses Briefes mit anhört, und auch der Papagei auf ihrer Hand hebt an und schreit: ja, ja, ja, ja, ja! — Sie sehen, mein lieber Freund, daß alles bei uns einig ist, wenn es darauf ankommt, Sie zu bewundern.

Von ganzem Herzen Ihr

Heinrich Heine.“

Alexander Dumas schrieb eigenhändig diesen Brief sowie den seinigen ab und übergab beide unter dem Titel „Autographen“ Madame Heine, welche sie den Papieren und Manuskripten beifügte, die sie mir nach der Verstümmelung von ihres Mannes „Memoiren“ durch ihren Schwager überließ.

X.

In der Avenue Matignon waren die Frauen beständiger als die Männer. Die Frauen besitzen ja die Eigenschaft sich leiblichen und geistigen Leiden gegenüber, besonders empfindsam zu zeigen.

Überall, wo es Glende giebt, überall, wo es gilt Unglückliche zu trösten, ihnen zu helfen, ihre Wunden zu heilen, da findet man sicherlich das Weib mit seinem weichen Herzen, seinem regen Mitleiden, seiner natürlichen Güte und seiner uner-schöpflichen Hingabe.

Heinrich Heine wurde von Frauen verschiedenen Verdienstes fleißig besucht, aber jede zeichnete sich durch irgend etwas Besonders aus, sei es Schönheit, Reichtum, hohe gesellschaftliche Stellung oder Geist. Mehrere unter ihnen vereinigten

diese verschiedenen Vorzüge, so z. B. die Gräfin von Kalerqi, die Tochter des Grafen Nesselrode, welcher unter der Regierung des Zaren Nikolaus Kanzler des russischen Reiches war.

Ich hatte die Ehre gehabt der Gräfin Kalerqi zu begegnen. Sie war eine große Frau, schlank und bleich, mit vornehmem Wesen, das ihr einen unendlichen Reiz verlieh. Sie hatte die matte Farbe einer fast überirdischen Zarthheit, und ihre Augen erglänzten wie schöne, klare Polarsterne, geheimnißvoll und träumerisch.

Sie weilte oft am Lager des Kranken, und ich bin überzeugt, daß eine große Übereinstimmung in beider Art zu denken und zu fühlen bestand.

Frau von Kalerqi brachte ihm Bücher oder nahm solche mit, und so entstand ein geistiges Bündnis zwischen einer Dame der großen Welt und einem Dichter. Dieser besang sie, und die Heldin des „weißen Elephanten“ war niemand anders als die schöne, blonde, russische Gräfin, welcher Heine auf diese Weise ein Denkmal aus den Perlen seiner Dichtung errichtet hatte.

Theophil Gautier besang ebenfalls die herrliche Nordländerin, und der Graf Molé, welcher unter Louis Philipp Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Rates war, hegte nicht weniger Bewunderung für die Tochter seines Kollegen als der Dichter des „weißen Elephanten.“

Eine Frau, welche noch beständiger als die Gräfin Kalerqi bei dem armen Kranken weilte, war Madame Zaubert, die „kleine Fee“, wie Madame Heine sie nannte, lebhaft, klein, geistvoll, mit den Füßchen Nischenbrödels. Dieser Beiname ist ihr auch verblieben, und in seinen Briefen gedenkt der Dichter, nicht häufig zwar, aber sehr innig, seiner „kleinen Fee“.

Madame Zaubert war die Schwester des Grafen Alton-Shée de Lignières, dem unter der Restauration die Pairswürde verliehen wurde. Sie war die Frau Herrn Zauberts, eines Rates am Kassationshofe, welchen der Dichter in seinem letzten Testamente zum Testamentsvollstrecker bestimmt hatte. Herr Zaubert war ein Verwandter des Grafen Zaubert, des Ministers unter Louis Philipp, eines Mannes voller Geist und Güte; er selbst hatte keine besonderen persönlichen Verdienste. Er war am Kassationshofe nur seiner Angewohnheit wegen bekannt, seinen Fuß stets in die Hand zu nehmen. Seine Frau hingegen hatte einen feinen, klaren Geist, großen Kunstsinne und vollständig gesellschaftliche Bildung. Sie besaß den Ehrgeiz in ihrem Salon die hervorragendsten Größen der Wissenschaft und Kunst zu vereinen, und Heinrich Heine, der sie vor seiner großen Krankheit schon kannte, begegnete bei ihr oft Männern von großem Verdienste, von denen etliche seine Freunde waren, wie Mignet, Berriger, Alfred de Musset und der Maler Chenavard.

Die „kleine Fee“ hat ein Buch mit „Erinnerungen“ geschrieben, aber ihre Beziehungen zu dem Dichter des „Lazarus“ lassen sich hauptsächlich aus ihren Briefen erkennen, von denen ich nur beiläufig sprechen werde. Indessen geben einige davon recht interessante Aufschlüsse. So erfahren wir aus einem Briefe vom Jahre 1847, daß Heinrich Heine sie oft in Marly-le-roy besuchte, wo er ge-

wöhlich mit Alton-Chée und Mignet speiste und von allen Gästen außerordentlich gern gesehen war. Aus einem anderen Briefe derselben Zeit geht hervor, daß der Dichter durchaus nicht immer skeptisch oder spöttisch war, sondern ein guter, treuer Freund sein konnte. Ganz gerührt schreibt ihm deshalb Madame Zaubert: „Es wäre ja genug, daß Ihr Talent unsere Bewunderung so oft hervorruft, ohne daß uns auch Ihr Charakter dazu zwingt!“

Man wußte in Marly-le-roy, daß das sicherste Mittel, dem Dichter entgegen zu kommen, darin bestand seiner Frau Aufmerksamkeiten zu erweisen. Das unterließ Madame Zaubert selten: „Bitte, geben Sie beifolgendes Bouquet Madame Heine“ oder, wie es an anderer Stelle heißt:

„Beifolgende Schachtel sagt Ihnen, daß ich zu Paten gestanden habe. Ich glaube zwar nicht, daß Sie auf Zuckerwerk Appetit haben werden, aber Julia?!) Ich glaube, es ist ein ländlicher Geschmack, der sich aber ganz gut mit dem, den Sternenschein in der Rue Montmartre zu betrachten, verträgt.“

Heinrich Heine antwortete:

„Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre letzten kleinen Briefe und für das Zuckerwerk. Julia hat, wie Sie es voraussagen, fast die ganze Schachtel aufgefknabbert. Wie gütig Sie sind!“

Einmal wurde die „kleine Fee“ etwas boshaft, auf die Schmeicheleien ihres berühmten Korrespondenten, sie antwortete: „Ich bedaure unendlich, bezeugen zu müssen, daß ich weder eine Fee, noch ein Schmetterling, nicht einmal eine „kleine Fliege“ bin.“ Damit spielte sie auf eine andere Freundin Heinrich Heines an, Madame Selden, welche unter dem Namen „die Fliege“ noch bekannter ist. Man sieht, ein jeder hatte in der Avenue Matignon seinen Epitheton.

Diese Madame Selden war damals ein junges Mädchen, welches mit ihrer Mutter in der Rue Pigalle wohnte und Heinrich Heine gebeten hatte, ihr seinen Schutz zu gewähren. Sie wollte ganz ehrlich von Übersetzungen und anderen litterarischen Arbeiten leben, deshalb war ihr der Gedanke gekommen, den Verfasser der „Reisebilder“ zu bitten, sie zu beschützen, da er bei seiner hohen Stellung als Schriftsteller ihr leicht nützlich sein und den Eintritt in verschiedene Zeitschriften wesentlich erleichtern konnte. Das hoffte sie, aber sie ahnte nicht, daß der arme Gelähmte noch einmal eine heiße Leidenschaft bei ihrem Anblick empfinden würde und daß er angesichts ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrer Eleganz noch einmal von Mondenschein träumen könnte, von der Rose, der die Nachtigall ihre süßen Liebeslieder zusingt. Madame Heine, welche sie niemals sah, aber von ihren Besuchen wußte, war in der That eifersüchtig, sie erzählte mir, daß sie ihr einmal im Vorzimmer begegnet sei, aber an ihr vorübergegangen wäre, ohne mit ihr zu sprechen, ja ohne zu grüßen!

Ich würde mir gewiß nicht erlauben, den Schleier von solchen Dingen zu lüften, wenn Madame Selden nicht selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich

!) Madame Zaubert nennt Madame Heine „Julia“ um Heinrich Heine „Romeo“ nennen zu können, ebenso wie dieser die Tochter Madame Zauberts „Madame de Grignan“ nannte, um Madame Zaubert selbst „Madame de Sevigné“ zu nennen.

gezogen hätte, die sich später an ihren Namen heftete, um der Rolle willen, die sie bei des deutschen Dichters letzten Empfindungen gespielt hatte. Sie glaubte die Verse veröffentlichen zu müssen, die Heinrich Heine für sie gemacht hatte, so wie die Briefe, in denen das Strohfleuer aufstammte, das ihn verzehrte, und die er ihr in den häufigen Augenblicken fieberhafter Erregung geschrieben hatte; es wäre vielleicht besser gewesen, sie hätte geschwiegen.

Wie dem nun auch sei, dieses Verhältnis in der letzten Stunde, diese krankhafte Leidenschaft thaten der tiefen Liebe, die der Dichter zu seiner Frau hegte, keinen Abbruch, und der Graf Alton-Choe, der ein Augenzeuge davon war, konnte nach seinem Tode noch schreiben: „Er hat nur ein einziges Weib leidenschaftlich geliebt, eine junge, pariser Arbeiterin, er hat sie geheiratet und alle seine zärtlichen Neigungen auf sie beschränkt. Wer nicht ein Zeuge davon gewesen ist, kann sich die Innigkeit und Zartheit dieses Gefühls nicht denken.“

Die litterarischen Beziehungen zwischen Heinrich Heine und Madame Selden hatten sich in einen Roman verwandelt. Die Anknüpfungspunkte, die sich im Jahre 1838 zwischen dem Dichter und der Prinzessin Belgiojoso entspannen, bewegten sich in weit profaischeren Grenzen, sie begründeten sich zuerst nur auf Wohlthätigkeit.

Die Frau Prinzessin von Belgiojoso, welche sich durch mehrere bedeutende Werke in der französischen Litteratur einen Namen gemacht hatte, stammte aus Melan. Sie war dunkel und zart, dabei von der Blässe der steinernen Madonnenbilder, und ihre Seele lag in ihren Augen. Das bezauberte, oder vielmehr fesselte Alfred de Musset. „Ihre Augen sind so groß, so groß, so groß, daß ich mich ganz darin verloren habe!“ Vielleicht war das eine Strafe, die die Vorsehung dem großen, genialen Kinde, das sich für unwiderstehlich hielt, vorbehalten hatte. Die Prinzessin spielte mit ihm, wie Celimene mit Alcest gespielt hat, nur mit dem Unterschiede, daß Celimene, im Grunde genommen, Alcest vielleicht liebte, während Frau von Belgiojoso Alfred de Musset niemals geliebt hat. Doch war sie gut, sehr gut und sehr weichherzig, vielleicht durfte man nur Freundschaft von ihr fordern. Das that Heinrich Heine, obgleich sie zur Zeit, da sie sich kennen lernten, beide dazu berufen schienen, zärtlichere Gefühle zu empfinden. Der deutsche Dichter begnügte sich damit, ein schönes Bild von Leonardo da Vinci in seinem Zimmer aufzuhängen, ein Bildnis der Sphynx, welche ihn an die verschlossene Seele der Prinzessin erinnerte. Aber das war der ganze Roman ihrer treuen Freundschaft.

„Mein Herr. Damit beauftragt, für die Gesellschaft der Jugendfreunde zu bitten, wende ich mich an Ihre Mildthätigkeit, um die Mildthätigkeit zu erlangen, deren dieses Werk benötigt ist.“ So lautet das erste Wort, das die Prinzessin schriftlich an ihn richtete. Man brauchte niemals vergeblich an die Mildthätigkeit Heinrich Heines zu klopfen. Ich kenne viele höher gestellte und reichere Leute, von denen man nicht dasselbe sagen kann. Im folgenden Jahre kam die Prinzessin Belgiojoso auf eine ähnliche Angelegenheit zurück:

„Mein Herr; von der Gräfin von Rambuteau beauftragt, für das St. Annen-

stift zu bitten, wende ich mich vertrauensvoll an Ihren wohlthätigen Sinn. Dieses Werk hat den Zweck jungen Mädchen eine religiöse Ausbildung zu geben und ihnen einen Broterwerb zu lehren, damit sie vor dem Falle bewahrt werden. Es empfiehlt sich daher ganz von selbst dem Schutze christlicher Seelen an."

Der erste dieser Briefe stammt vom Jahre 1838, der zweite von 1840. Aber seit 1841 wurde der Verkehr inniger, die Prinzessin schreibt nicht mehr: „Mein Herr,“ sie schreibt: „mein lieber Heine.“ Sie bittet um gute Ratschläge, und Heinrich Heine ist, wenn nicht gerade ihr Beichtvater, so doch ihr litterarischer Ratgeber geworden. Ich werde den größten Teil eines langen Briefes hier wiedergeben, der ein helles Licht auf die freundschaftlichen Beziehungen und Sympathieen wirft, die zwischen den beiden Schriftstellern herrschten.

Er ist von Konstantinopel datiert, am 18. September 1850. „Ich habe Ihnen von einer außerordentlichen Gedächtnisprobe gesprochen,“ sagte sie ihm, „und Sie werden neugierig sein, zu erfahren, was ich meine. Also hören Sie: Sie haben mir oft gesagt: „Warum schreiben Sie keine Romane?“ Daraufhin habe ich Ihnen meine Gründe auseinandergesetzt, die ich hier nicht wiederholen will, die Sie aber sicherlich noch wissen, denn Sie vergessen ja nichts. Das alles ist mir diesen Winter wieder eingefallen, und ich habe versuchen wollen.

Ich bin überzeugt, daß ich durchaus nicht alles besitze, was dazu gehört, um einen guten Roman zu schreiben, aber als ich mich ans Werk machte, erkannte ich, daß mir, wenn ich auch nicht über alles verfügen kann, doch auch durchaus nicht alles fehlt. Aber man ist selbst ein gar schlechter Richter über das, was man arbeitet und was die Arbeit wert ist! Und man findet so selten jemanden, der ein richtiges Urtheil fällen kann. Kennen Sie unter meinen Freunden von der Akademie einen, der einen Roman beurteilen könnte? Soll ich bei dem Philosophen der Geschichte anfangen¹⁾? Er würde über den ersten Seiten fest einschlafen. Soll ich M . . . M . . . um Rat angehen? Das wäre ebenso gut, als wenn ich seine Frau fragte. Auch ist ein Roman kein Sanskrit, Ich habe die arme Madame Jaubert so viel in meiner Schrift mitgenommen, daß ich fürchte, sie fiel in Ohnmacht, wenn ich ihr nur ein einziges Heft davon schickte. Alles das muß ich anführen, um mich damit zu entschuldigen, daß ich Ihnen, mein armer Märtyrer, mit einer Bitte nahe und Ihnen dadurch Arbeit verurfache. Aber, wer weiß, sagt mir eine Stimme, ob mein armer Heine nicht ganz zufrieden damit ist? Wer weiß, ob er nicht Vergnügen beim Lesen dieser Seiten empfindet, die Erinnerungen und Eindrücke enthalten, deren Quelle er erkennen wird und die überdies von einer Hand geschrieben sind, die so oft die seine gedrückt hat. Und durch diese Hoffnung beruhigt, benutze ich die morgen bevorstehende Abreise eines Freundes nach Frankreich, um Ihnen dieses Paket zu übersenden. Ich habe in der Eile abschreiben lassen, so viel möglich war. Die Abschrift ist schlecht, und ich bitte deshalb den armen deutschen Sekretär um Entschuldigung, der Ihnen vorlesen muß. Ich kann Ihnen nur einen kleinen

¹⁾ Herr Mignet.

Teil des Romans schicken, der übrigens auch noch nicht weit vorgeschritten ist. So wie es mir mit allem, was ich schreibe, geht, weiß ich auch hier nicht, ob meine Arbeit außerordentlich oder abscheulich sein wird, oder, und das ist das Schlimmste und doch Wahrscheinlichste dabei, ob sie keines von beiden ist. Meine Absicht war, die Mißverhältnisse zu schildern, die daraus entstehen, wenn man anders sein will, als der liebe Gott uns gemacht hat. Meine Magdalena hat sich in den Kopf gesetzt, sie könne nur ein einziges Mal lieben, da sie die allertreueste Person in der Welt ist, und gerade deshalb folgt ein Liebhaber auf den anderen. — Es ist nur im Fluge geschrieben und würde einer sehr eingehenden Durchsicht bedürfen, wenn es je ans Tageslicht kommen sollte. Es sind wenig Ereignisse darin, daher auch wenig Erzählung, das folgt aus einem Mangel, ich will nicht sagen von Einbildungskraft, aber von Erfindungsgeist, (vielleicht ziehen Sie „Erfindungsgabe“ vor).

Wenn Sie Geduld genug hätten, all mein Geschwätz anzuhören, dann haben Sie die Güte, einen guten Deutschen an Ihr Krankenbett zu rufen, der durchaus nichts davon versteht, und diktieren Sie ihm Ihre Meinung über die Sache, ohne meinen Namen auszusprechen. Dann übergeben Sie, wohl versiegelt, Ihren Brief Madame Jaubert am ersten Besuch, den sie Ihnen macht, und bitten sie, mir denselben zukommen zu lassen.“

Die Klarheit der Gedanken und die Bestimmtheit der Sprache muß einem hier auffallen, ebenso wie die Aufrichtigkeit des Gefühls und die Wärme der Freundschaft, die aus folgenden Zeilen spricht: „Sie können gar nicht glauben, mein teurer, geliebter Freund, mit welcher Freude ich diese Worte schreibe: „Sie werden thun, Sie werden sagen;“ denn jetzt scheint es mir, nach dem, was Madame Jaubert mir sagt, wahrscheinlich, daß Sie noch lange leben werden. Sie leiden weniger, Ihre Schmerzen sind erträglicher geworden, und Ihr Zustand hat sich in letzter Zeit nicht verschlimmert. Gott sei Dank! Es war immer meine geheime Hoffnung, daß es so kommen würde. Wenn Sie aus der Fülle der Gesundheit, deren Sie noch vor einigen Jahren sich erfreuten, plötzlich in Ihren jetzigen Zustand hinein geraten wären, so würde er unerträglich sein. Doch nachdem Sie so viel gelitten und ein vorzeitiges Ende so nahe vor sich gesehen haben, ist das Leben, auch so, wie Sie es jetzt noch führen können, nicht zu verachten. Und ist Ihr Geist, der sicher und glänzend geblieben ist, wie ein echter Diamant nicht ein Gut, das für manche Verluste zu entschädigen vermag?“

Aber hier ist ein früherer Brief. Er betrifft die Geschichte mit der Frisette. Er ist heiter, er ist gut, er ist freundschaftlich: hier ist er in seiner reizenden Nachlässigkeit:

„Mein lieber Freund, Herr Mignet, hat mir Ihr Mißgeschick erzählt; ich bedaure Sie aufrichtig; ich lache nicht und ich bitte Sie, die Sache nicht zu ernsthaft und auch nicht zu tragisch¹⁾ zu nehmen. Die Landluft, ein Rasenplatz zum Hinstrecken, ein Baum, der über Ihrem Haupte rauscht, werden Ihnen vielleicht

¹⁾ Den Zwist mit seiner Frau.

gut thun. Kommen Sie nur nächsten Montag nach la Sonchère zu Mittag. Lassen Sie allen Gram in der Stadt und seien Sie versichert, daß ich Sie nicht auslachen werde.

Tausend Grüße

C. de Belgiojoso.

Dieser Briefwechsel, welchen ich besitze, enthält vielleicht keine „Memoiren“, wie man es gesagt hat, aber zahlreiche, sehr wertvolle Urkunden, welche auf das Leben Heinrich Heine's ein neues unerwartetes Licht werfen werden. Ich schließe hiermit den ersten Teil meiner Erinnerungen. Wenn sie für interessant befunden werden, so könnte ich nächstens diese Rückblicke wieder aufnehmen.

Henri Julia.



Deutsche Reichsminister von 1849.

Ein Bild des Sammers.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

„Quamquam animus horret luctuque refugit, Incipiam . . .“
Vergilius.

In den letzten Monaten, während deren der Erherzog Johann von Oesterreich die provisorische Centralgewalt in Frankfurt a. M. inne hatte, fungierte dort ein „Reichsministerium“, welches sich durch Thaten nicht verewigt hat und nicht verewigen konnte. Man kann ernsthaften Zweifel darüber hegen, ob es der Mühe lohnt, eine Geschichte dieser Scheinregierung und des Sinkens und Falles der damaligen Einheitsbestrebungen zu schreiben. Da indessen ein Mitglied dieses Ministeriums, der damalige Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine, August Jochmus aus Hamburg, uns in seinen „Gesammelten Schriften“ (4 Bände, Berlin, Albert Cohn) ein förmliches „Blaubuch“ — wenigstens nennt er es so — seiner Verwaltung hinterlassen, so wollen wir hier Notiz davon nehmen. Das Leben des Herrn Jochmus hat durch seine Mannigfaltigkeit, um nicht zu sagen Abenteuerlichkeit einiges Interesse. Von seinen Eltern zum Kaufmann bestimmt, zog er die kriegerische Laufbahn vor, indem er zuerst als Philhellene in Griechenland, dann als Offizier der angloamerikanischen Legion in Spanien, und endlich in Syrien gegen Mehemed Ali focht und dort zum türkischen „Ferik Pascha,“ d. i. Pascha mit zwei Rosschweifsen avancierte. Von 1844—1848 in türkischen Diensten, wurde er am 16. Mai 1849 zum Reichsminister ernannt, zusammen mit einem österreichisch gesinnten Hamburger Kaufmann Merck, der Finanzminister ohne Geld; einem hessen-darmstädtischen Kavalleriegeneral Prinz Wittgenstein, der Kriegsminister ohne Armee, und einem hannoverschen Advokaten Detmold, der Justizminister war ohne Richter und Gerichte. Das Ministerium hatte die Aufgabe, den Platz solange zu okkupieren, bis

Österreich, das damals noch in schweren Krisen lag, imstande war, wieder einzurücken. Die Verfolgung dieser Aufgabe mußte man unter einer nach anderen Richtungen sich bewegenden Scheinthätigkeit verdecken.

Ich werde es versuchen, in einigen Strichen das Bild des damaligen Jammers nach der vorliegenden Quelle zu skizzieren. Wir gewinnen daraus die tröstliche Überzeugung, wie sehr wir seit fünfunddreißig Jahren vorwärts gekommen.

Ich vermute, daß es den Mitgliedern des Reichsministeriums vom 16. Mai 1849 ging wie den römischen Auguren. Vor dem versammelten Volk der Quiriten berichteten sie ihren Zauber so ernsthaft wie möglich; wenn sie aber unter sich waren, konnten sie sich nicht enthalten, über einander zu lachen. Ja noch mehr, unser Held, Aug. Zochmus, welcher, wenn er in offizieller Eigenschaft redet und schreibt, eine möglichst feierliche Pose einnimmt und mit eben so ernsthaften als heroischen Worten und Gesten immer von seinen und von seines Erzherzogs eminenten Verdiensten redet, sowie von der „großen, wichtigen und schweren Aufgabe, die zu lösen nur durch ein besonnenes und unerschütterliches Ausharren möglich, eine Eigenschaft, die seltener ist und höher steht, als der Mut einer raschen That“, — derselbe Ferik Pascha und Reichsminister Zochmus macht sich seinen Freunden gegenüber lustig über sich und seine Stellung, namentlich z. B. darüber, daß die deutsche Zentralgewalt nunmehr ihren Sitz in Gastein habe und der Erzherzog regiere, indem er eben zu seiner Wiederauffrischung das einundzwanzigste Bad zu nehmen geruhe u. s. w.

Diese Selbstironie fällt um so stärker in das Gewicht, als es in der Regel Ausländer sind, bei welchen er in solchen Spottreden sein ganzes deutsch-griechisch-türkisch-englisch-syrisch-österreichisches Herz ausschüttet, und als er dergleichen übele Plaisanterien eigenhändig einer mit aller ihm zu Gebote stehenden Sorgfalt veranstalteten „Aktenmäßigen Darstellung des Deutschen Reichsministeriums von 1849“ einverleibt und in der Vorrede versichert, er gebe hier eine Art von englischem Blue Book durch Zusammenstellung wichtiger Urkunden.

Ja, er fügt in der schon von Ende Dezember 1856 datierten Vorrede mit einem erhabenen Selbstgefühl, um das er wahrhaft zu beneiden ist, noch hinzu, sein Reichsministerium werde zwar in den geschichtlichen Aufzeichnungen der Gegenwart ungünstig beurteilt, in einer Weise, wie sie auch in den ministeriellen und diplomatischen „Vorhallen“ Frankfurts oder in den Wirtshäusern der freien Reichsstadt allerdings etwa um 1849 und 1850 gang und gebe gewesen sein möge, aber die Zeit werde kommen („ἔσται ἡμέρα ἑτα“, sagt Homeros), wo der erlauchte Reichsverweser verkünden könne, zu welchen Zwecken der höheren Politik das Ministerium Wittgenstein, Zochmus, Detmold, Merck berufen gewesen, und wo Seine Kaiserliche Hoheit den Ausspruch fällen möge, ob seine Diener ihre schwierige Aufgabe würdig gelöst haben.“

Erzherzog Johann, der Reichsverweser von Achtundvierzig, ist im Mai 1859 zu seinen Vätern versammelt worden, ohne daß er die bezeichnete „Verkündigung“ gemacht hat; und wenn daher, wie nach der Vorrede von Zochmus anzunehmen,

bevor der Erzherzog höchstselbst das Rätsel gelöst und das Geheimnis verkündigt, niemand wissen kann, was jenes seltsame „Reichsministerium“ gewollt oder gesollt hat, so wird es wohl auch in Zukunft schwerlich jemals ein Staubgeborener erfahren.

Sonst sagt man, von dem Erhabenen zum Lächerlichen sei nur ein Schritt; aber unserem Herrik Pascha ist es gelungen, etwas weit Höheres zu leisten, nämlich das Erhabene und das Lächerliche in ein und derselben Person und Stellung zu vereinigen und die Beweise dafür in diesem posthumen Werke zu liefern.

Dafür nur einige Beispiele:

Am 16. Juli 1849 schreibt der hochgebietende deutsche Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten und der Marine an einen Herrn von Rebello, von welchem der Weltgeschichte nichts weiter bekannt ist, als daß er eine zeitlang portugiesischer Chargé d'Affaire in Konstantinopel gewesen:

— „Lieber Herr von Rebello, Ich habe hier in Gastein, wohin ich als verantwortlicher und kontrafignierender Minister bei Seiner Hoheit dem Erzherzog Johann berufen bin, Ihren freundschaftlichen Brief vom 16. v. M. erhalten.

„Sie erweisen mir zuviel Ehre, wenn Sie glauben, ich habe meiner Thätigkeit („activité“, der Deutsche schreibt natürlich französisch) meine gegenwärtige Stellung zu verdanken. Meine ganze Thätigkeit in Frankfurt beschränkte sich darauf, die Salons der Gräfin von Bergen und der Frau von Brinz zu frequentieren; und ich bin in Deutschland dem System treu geblieben, das Sie schon in der Türkei an mir wahrnehmen konnten: „Ich bin nie den Geschäften nachgegangen, sondern ich habe ruhig gewartet, bis die Geschäfte zu mir kamen.“

„Das ist so buchstäblich wahr, daß, als ich am 8. Sept. 1848 dem Lord Palmerston die Wahrscheinlichkeit meiner Ernennung zum Reichsminister anzeigte, weil ich eine große Krisis und die Notwendigkeit der Anwendung außerordentlicher Mittel voraussah, — ich inzwischen seit dem Monat Oktober bis Mitte Mai den Erzherzog nur zweimal sah und daß ich die Reichsminister nie wo anders traf als in den diplomatischen Salons von Frankfurt. Der Mensch hat seine Vorherbestimmung; und hätte das „Rismet“ nicht haben wollen, daß ich deutscher Reichsminister werden sollte, so wäre ich wohl schon lange vorher auf einem Schlachtfelde gefallen.

„Hätte der Erzherzog im Mai kein Ministerium bilden können, so hätte er sich von seinem Posten zurückziehen und das westdeutsche Land besagter rheinischer Republik überlassen müssen.“ (Diese imaginäre Republik ist der Popanz, mit welchem der tapfere Pascha den Leuten bange macht; übrigens verschweigt er, daß er mit dem österreichischen Gesandten von Menszhengen schon lange über sein eventuelles Einspringen in spezifisch-österreichischem Interesse einig und dazu bereit war, und daß er sich zu diesem Zwecke in oder bei Frankfurt zur Verfügung hielt, wo er sonst nichts zu thun hatte, als die Salons zweier Damen zu besuchen.)

Dann kommt er auf den badischen Aufstand zu sprechen, ohne jedoch dabei der preussischen Armee ausdrücklich zu gedenken. Er spricht in der Regel nur von „Reichstruppen und „des armées Allemandes“ und bedauert höchst schmerzlich, daß

auch nur ein einziger der Stribelfaren und Renommisten (hableurs) nach der Schweiz oder Frankreich entkommen, denn in dieser tiefen Nacht von Verbrechen und Schande habe man sagen müssen:

„Rendez grâce au canon qui rallume le jour“.

Und dann fährt er wörtlich fort, wie folgt:

„Dabei fällt mir eine schöne Geschichte ein:

Zm letzten Mai, unmittelbar nachdem wir unser Ministerium gebildet hatten, erwartete man in Frankfurt Aufstände.

Einige preußische Offiziere von den Achtunddreißigern machten sich den Spaß, Photographieen des Abgeordneten Karl Vogt und anderer Demagogen zu kaufen und an ihre Soldaten zu verteilen. Vogt, der sehr tapfer in Worten, aber an Flintenschüsse wenig gewöhnt ist, läuft zu meinem Sekretär, Herrn von Villers, (einem Sachsen, im damaligen Reichsdienst) und fragt: „Will man uns ermorden —?“ „Oh nein, erwidert der kaltblütig, sehen Sie denn nicht, daß die Herren Offiziere Euch die Aufmerksamkeit erweisen, Euch ihren Soldaten kenntlich zu machen, damit man auf Euch unverletzliche Abgeordnete nicht ziele, wenn Ihr auf die Barrikaden steigt, wie Ihr das schon öfter angedroht habt.“

Diese „schöne Geschichte“ ist aus verschiedenen Gründen nicht recht glaubhaft. Man kann auch nicht sagen, sie sei, wenn nicht wahr, dann doch gut erfunden. Wenigstens würde die Erfindung einem Reichsminister gegenüber dem Reichstag und einem Mitglied desselben wenig zur Ehre gereichen. Indessen reproduziere ich diesen französischen Brief des deutschen Reichsministers nicht deshalb, um wider letzteren darüber Vorwürfe zu erheben, aus welchen er sich schwerlich etwas gemacht haben würde, sondern nur zu dem Zwecke, nachzuweisen, mit welchen Schmutz- pfeifereien diese konservativen Staatsminister in einer bedenklichen Krisis sich die ihnen in ungewöhnlichem Maße, nämlich täglich vierundzwanzig Stunden, zu Gebote stehende freie Zeit totschlugen und wie sie es für angezeigt hielten, solche weltbewegende Thatsachen auch dem von ihnen für die fernste Nachwelt zu- rechtgemachten Blaubuch einzuverleiben.

Drei Wochen später schreibt der kontraſignierende Reichsminister, der einzige von dem letzten Reichsministerium, der bei dem Reichsverweser im Bade Gastein sich aufhält, einen langen, freundschaftlichen Brief — diesmal zur Abwechslung nicht in französischer, sondern in englischer Sprache — an einen gewissen Herrmann, den er „dear Colonel“ anredet und der ein englisches Konsulat im damals noch türkischen Paschalik Tripolis bekleidet:

„Ein (türkisches) „Kismet“ hat mich zum Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten und der Kriegsmarine gemacht, und als solcher habe ich mich hierher in die Tiroler Berge begeben, welche augenscheinlich der geeignetste Platz sind für einen Minister der deutschen Marine.“

Wenn ein deutscher Reichsminister einem ausländischen Beamten gegenüber in diesem Tone von Deutschland und von der Marine spricht, so darf er natürlich nicht erwarten, daß irgend Jemand vor ihm in seiner amtlichen Eigenschaft auch nur den geringsten Respekt habe, und er muß es natürlich finden, daß man die

deutsche Flagge für eine Piratenflagge erklärt, daß man seine Kriegsschiffe auf offener See nicht dulden will und daß man seine Gesandten halbe Tage lang im Vorzimmer warten läßt, um ihnen dann zu eröffnen, daß sie nicht vorgelassen werden können. Notiz zu nehmen wäre auch wohl von der erstaunlichen Unwissenheit des Reichsministers, welcher glaubt, das Bad Gastein, wo er sich befindet, läge in den „Tiroler Bergen.“ Einem türkischen „Ferik Pascha“ freilich muß so etwas zu gute gehalten werden.

Auch in diesem Buche fällt dem obersten Beamten des Reichs zum Schluß wieder eine „schöne Geschichte“ ein. Sie lautet:

— „Lord und Lady Ponsonby, welche ich voriges Jahr in Wien und in Zinsbruck sah, kamen im April d. J. durch Frankfurt.

„Der alte achtzigjährige Lord wollte sich dort auch die Paulskirche ansehen (in welcher die verfassunggebende Nationalversammlung tagte), aber Lord Cowley konnte ihn nicht bewegen, hineinzugehen, und der alte Botschafter (Ponsonby) meinte, er finde es vollkommen ausreichend, den Platz von außen zu sehen.“

So spricht ein 1849er Reichsverweiser gegenüber dem Ausland von dem deutschen Parlamente. Und zu welchem Zwecke schreibt er das wohl dem englischen Konsul in „Ben-Ghafi?“ So heißt nämlich die Hauptstadt des Vilajet Ben-Ghafi im Tripolitaniſchen, nicht wie Zochmus schreibt Bengazin. Ob er wohl glaubt, der englische Konsul langweile sich, weil er ebenso wenig zu thun habe wie der deutsche Reichsminister? Darin würde er sich wohl geirrt haben; denn damals war noch Ben-Ghafi ein ziemlich belebter Hafen; erst seitdem keine Karawanen mehr dahin kommen, ist er in Verfall geraten. Damals stand noch dieser Ort unter unmittelbarer Hoheit des Padischah; und das wenigstens hätte ein türkischer Ferik Pascha wissen sollen.

Sowohl August Zochmus als auch sein Kollege, der Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, betteln bei allen ausländischen Diplomaten herum, sie möchten doch bei dem bösen Preußen bewirken, daß es der provisorischen Zentralgewalt nur noch ein wenig seine Anerkennung schenke, daß es seine gegen die Aufständischen marschierenden Truppen, wenn auch nur scheinbar, unter die Zentralgewalt stelle oder wenigstens seine Armee anstandshalber als „Reichstruppen“ u. s. w. bezeichne. Sie stoßen jedoch überall auf ein geringschätziges Achselzucken.

Gleichzeitig aber konspirieren und denunzieren sie gegen Preußen. So zitiert z. B. der scherzhafte Herr Ferik Pascha in einem Briefe an den Earl von Westmoreland den bekannten Brief von Canning an Charles Bagot, in welchem es heißt:

„My dear Sir Charles, it is the way of the Dutch
„Of giving too little and asking too much“,

d. i. auf deutsch:

Mein lieber Herr Karl, das ist deutscher Stil:
Geben zu wenig und verlangen zu viel,

indem er von diesen Versen eine graziöse Anwendung auf Preußen macht.

Zu einem Briefe an den österreichischen Ministerpräsidenten Fürsten Felix

Schwarzenberg, datiert „Bad Gastein 16. August 1849“ schreibt derselbe Jochmus der von Preußen Gefälligkeiten, und mehr als Gefälligkeiten, anspricht:

„In der That für jeden, der die Konsolidierung und die Geltung des mächtigen Austro-Germanischen Bundes oder Reiches von siebenzig Millionen wünscht (Jochmus thut, als sei dies phantastische Siebenzig-Millionen-Reich, das niemals existiert hat und niemals existieren wird, der bestehende Rechtszustand und nur einer etwas größeren Konsolidierung bedürftig), hingegen die faktische Paralysierung des Germanischen Einflusses durch die hegemonischen Sondergelüste Preußens befürchten muß, kann es nur befriedigend sein, wenn der Erzherzog (von Gastein nach Frankfurt a. M. zurückkehrend) mit erneuter Kraft sich seinem schweren Amte, nach erstarkter Gesundheit, wieder hingeben will.“

Und dann heißt es weiter:

„Preußen hat gewiß kein Recht, Garnison in Frankfurt a. M., am Sitz des Reichsverwesers, zu halten. (Diese preussische Garnison gereichte Herrn Jochmus, als er Aufstände in Frankfurt befürchtete, zur höchsten persönlichen Genugthuung, daher seine „schöne Geschichten“ in dem Briefe an Rebello,) während doch die Königl. Preuß. Regierung die Centralgewalt völlig negiert. Preußen hat ebensowenig ein Recht, Rastatt durch Truppen des Drei-König-Bundes zu besetzen und das österreichische Contingent in jene Bundesfestung nicht aufzunehmen.“

Auch an „Seine Excellenz den Caballero Don Antonio Lopez de Cordova, Staatsrat Seiner Katholischen Majestät in Madrid“, wendet sich Jochmus schon am 20. Juni. Jochmus kennt alle Welt und folglich auch Don Antonio. Er hat ihn in London kennen gelernt und benachrichtigt ihn — natürlich auf französisch — daß er, Jochmus, von London nach Deutschland zurückgekehrt ganz unerwartet „in einem Augenblicke der heftigsten politischen Krisis“ von dem Erzherzog Johann in das Reichsministerium berufen worden sei“. Als alter Soldat, fügt er hinzu, habe er im Augenblicke einer so drohenden Gefahr nicht sich weigern können, in den Kampf einzutreten.

Diese Redensart von dem „alten Soldaten“ oder dem „alten Feldherrn“ à la Karl von Holtei kehrt in ewigen Variationen wieder, bei welchen wir uns unwillkürlich an das berühmte:

„So lag ich aus, so führt' ich meine Klinge“

erinnern.

Eseltsam ist es nur, daß der alte „Soldat“ nicht marschiert und nicht schlägt, sondern nur schreibt, viel schreibt und viel Überflüssiges schreibt und mitunter auch etwas Gemeinschädliches oder Geschmackloses. Fast scheint er mit Karl Julius Weber, dem witzigen Verfasser des „Demokrit“, und den „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen,“ zu denken: Dulce et decorum est pro patria — scripsi“, was einem alten Witzbold recht gut zu Gesicht steht aber nicht einem alten Feldherrn, der immer mit dem Ehrensäbel rasselt, den ihm der Sultan verliehen.

Wenn er sich stellt, als sei er durch die Berufung zum Reichsminister über-

rascht worden, so vergißt er, daß er schon am 8. September 1848 dem Lord Palmerston von seiner Chance, demnächst Reichsminister zu werden, geschrieben. Er gesteht dabei auch seinem Freunde Rebello, wie schwer es dem Erzherzog war, Minister zu finden, d. i. daß derselbe verfahren mußte nach der alten landläufigen Redensart: „Wenn der Teufel hungrig ist“ u. s. w.

Der spanische Minister beeilt sich mit seiner Antwort ein wenig langsam. Sie datiert vom 12. Juli 1849 — also mehr als drei Wochen später — und lautet, wie man es von einem Spanier nicht anders erwarten kann, außerordentlich höflich, aber doch etwas ironisch.

— „Gestatten Sie, mein werter General“, heißt es, „daß ich Ihnen die aufrichtige Genußnahme ausdrücke, welche ich empfinde, indem ich erfahre, welche hervorragende (éminent) Rolle Sie in den deutschen Angelegenheiten zu spielen berufen sind. Ich begleite Sie mit meinen besten Wünschen für das befriedigendste Gelingen aller Ihrer Unternehmungen zur glorreichen Steigerung Ihres bereits erworbenen militärischen und politischen Ruhmes. Die gegenwärtigen Zeitläufe sind allerdings dunkel und schwierig und erfordern grade um ihrer Schwierigkeit willen Charaktere von Ihrer Stählung (trempe) und einsichtsvollen Erfahrung, um jene zu überwinden.

„Was aber die von Ihnen ausgesprochenen Wünsche anlangt,“ schreibt Don Antonio, „so habe ich mit unserem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gesprochen und teile Ihnen seine Antwort mit, taliter qualiter, wie er mir sie erteilt hat. Der Minister und ich, wir bedauern beide, für den Augenblick Ihnen nicht weiter entgegenkommen zu können. Schon kurze Zeit nach Erwählung des Erzherzogs zum Reichsverweser (Vicariat de l' Empire) hat das Frankfurter Cabinet der spanischen Regierung durch einen in Paris wohnhaften Agenten Eröffnungen gemacht zu dem Zwecke, wechselseitige diplomatische Beziehungen anzuknüpfen, und damals antwortete man darauf, man finde es unsererseits angemessen, das noch zu verschieben, bis dahin, daß die Centralgewalt mehr Festigkeit und Consistenz gewonnen haben werde (plus de solidité et de consistance); und das spanische Ministerium glaubte, daß auch jetzt dieser Augenblick noch nicht gekommen. Sie werden einsehen, unser Interesse erfordert, daß unser Hof sich nicht beeile, eine gewagte Entschließung (une résolution aventureuse) zu fassen, und am allerwenigsten bei der gegenwärtigen Konstellation, wo über die Zukunft Deutschlands so viel Zweifel und Ungewißheiten herrschen.

„Was das zweite Anliegen Ihres Briefes anlangt, so hat mir der Minister gesagt, daß er auch die Frage der Anerkennung der (schwarz-rot-goldnen) Flagge aus den oben erwähnten Gründen in der Schwebe lassen müsse, daß er aber darüber nicht den geringsten Zweifel habe, daß, wenn Eure Schiffe an unsere Küste kommen und da irgend etwas nötig haben sollten, man sich dem Herkommen entsprechend beeilen würde, ihnen das Nötige zu lassen“ (— gegen gute und bare Bezahlung, ça va sans dire).“

Der gute Pascha! Er glaubt, die Leute würden ihm etwas zu Gefallen thun aus alter Bekanntschaft, um Londoner oder Konstantinopler Reminiszenzen oder

gar um seiner schönen Augen willen. Welche Naivetät von diesem „alten Soldaten“. Und dann sich gerade vorzugsweise an Spanien zu wenden! Wenn die Großmächte nicht wollten, dann konnte Spanien auch nicht; und wenn man die Großmächte hatte, dann brauchte man bei Don Antonio nicht zu betteln, dann kam Spanien von selber. Das hätte doch selbst ein Türke wissen können.

Zochmus verflagte u. a. auch Preußen bei Oesterreich wegen seines Verhaltens in Flottenangelegenheiten, aber er wird brüsk abgewiesen. Natürlich; denn Oesterreich hat nie einen Pfennig zur deutschen Flotte beigetragen, weil „es ja selbst eine solche auf dem Mittelmeer habe“, und es wünscht sogar, daß die Gefion den befreundeten Dänen wiedergegeben werde. Dann liegen in England zwei für die deutsche Flotte erbaute Schiffe segelfertig, es sind jedoch noch 15 000 Pfund Sterling darauf zu bezahlen. Aber das Frankfurter Reichsministerium hat kein Geld. Es will daher borgen. Rothschild in Wien ist bereit, gegen Verpfändung eines der beiden Schiffe das Geld vorzuschießen. Ein Frankfurter Bankhaus will auch borgen, aber nur gegen preussische Bürgschaft. Aber Rothschild nimmt, wie es scheint, die Verhandlung mit einem andern übel und zieht seine Offerte zurück. Der Marineminister Zochmus ist in Angst und Nothen und schüttet sein bedrängtes Herz aus bei — dem österreichischen Grafen Rechberg. Endlich kommt Hannibal Fischer und macht dem ganzen Jammer ein Ende.

Schließlich erfolgt am 20. September 1849 eine notdürftige Übereinkunft zwischen Preußen und Oesterreich über Bestellung einer anderweitigen Bundeszentralgewalt, welcher die übrigen Staaten beitreten; und am 20. Dezember 1849 legt der Erzherzog seine Reichsverweserschaft in Passivassistenz seiner Minister Wittgenstein, Zochmus, Detmold und Merck feierlich nieder. Die Sache wird gleichsam als eine österreichische Hausangelegenheit behandelt. Zuerst liest der Erzherzog eine Rede ab, in welcher der heimgegangenen deutschen Nationalversammlung, entgegen der Regel, daß man dem kürzlich verstorbenen nur Gutes nachsagen solle, noch ein kräftiger Fußtritt versetzt wird; und dann thut der kaiserlich-österreichische Wirkliche Geheimrat Karl Freiherr Kübeck-Kübau desgleichen. Er thut es in seiner Eigenschaft als Kaiserlich-Oesterreichischer Kommissar der deutschen Bundeskommission; und in dieser Eigenschaft liegt natürlich der Keim zur Wiederherstellung der Bundespräsidialgesandtschaft schon geborgen. Die Reichsgesandtschaften werden aufgelöst. Es giebt deren nur noch drei, nämlich in Washington, Paris und in Brüssel. Die übrigen waren schon vorher „in Verstoß geraten und nicht wieder zu stande gebracht.“ Damit hatte der Blütetraum vom deutschen Reich, ohne zu reifen, seinen vorläufigen Abschluß erhalten.

Um indessen, wie es einem gewissenhaften Geschichtsschreiber zukommt, keins der Verdienste unseres Helden unbeachtet zu lassen, muß ich noch erwähnen:

Sein hohes Amt ließ ihm u. a. auch die Zeit, vier große Bilder zu malen, welche er „synoptische Bildung einer Reorganisation Deutschlands“ zu nennen beliebt. Es sind, wie Vergilius sagen würde, „somnia aegri“, Phantasiegebilde eines fiebernden Gehirns, das jedoch beharrlich festhielt an der Idee der Oberherrlichkeit Oesterreichs über das — bald so und bald so gestaltete — Ganze.

Jedes Bild ist mit der alten Kaiserkrone, welche bis 1803 in Nürnberg aufbewahrt wurde und sich zur Zeit in Wien befindet, sowie mit schwarz-rot-goldenen Fahnen, mit allen Reichsadlern und reichlichen Lorbeeren geschmückt, und das Ganze hat unsern Helden offenbar viel Zeit gekostet. Damit nun diese Zeit nicht ganz verloren sei, schickt er schließlich, am 19. Dezember 1849, am vorletzten Tage seiner Reichsministerschaft, das Ganze an den Baron Taubenheim, Oberstallmeister des Königs Wilhelm von Württemberg; und der Stallmeister meldet den Empfang, indem er nicht ohne einen leisen humoristischen Anflug hinzufügt, die „synoptischen Darstellungen“ seien ihm recht interessant, denn es seien nunmehr, nachdem man so viele optische Täuschungen erlebt, in diesen Bildern doch die verschiedenen Projekte auf die sinnreichste und verständlichste Weise zur optischen Anschauung gebracht.“ Weiter nichts.

Mit diesem Wibe geht das große Ministerium zu Ende.



Die florenreiche der Erde.

Von

Julius Wiesner.

Die Lehre von der geographischen Verbreitung der Pflanzen bildet ein nunmehr hochentwickeltes Wissensgebiet, welches ebensowohl als ein Zweig der Botanik wie als ein Bestandteil der physikalischen Geographie betrachtet werden kann. Die Pflanzengeographie ist eben beides, wenigstens beides geworden.

Die Anfänge dieser wie der meisten anderen Disziplinen lassen sich weit zurückverfolgen. Was aber nach dieser Richtung bis zum Anfange unseres Jahrhunderts an Thatfachen festgestellt, an Ideen ausgesprochen wurde, ist ohne rechte Wirkung geblieben. Selbst das, was Willdenow am Ende des vorigen Jahrhunderts in seinem Grundriß der Kräuterkunde auf die Verbreitung der Pflanzen bezugnehmendes geäußert, kann nicht ausgenommen werden. Die Grundlagen einer wissenschaftlichen Pflanzengeographie — es wird dies heute allgemein anerkannt — verdanken wir dem wahrhaftig univervellen Forschergeiste Alex. von Humboldts. Es konnte auch nur ein so umfassender Geist die Brücke zwischen zwei Wissensgebieten schlagen, welche bis dahin sich gänzlich fremd gegenüberstanden, die aber, wie wir heute von Tag zu Tag deutlicher sehen, sich gegenseitig unterstützen, ja geradezu ergänzen.

Gewöhnlich werden A. v. Humboldts „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen“ (1805 in erster, 1811 in zweiter Auflage erschienen) als sein einziges oder doch bedeutendstes pflanzengeographisches Werk angesehen. Die große Einflußnahme dieser bekannten Schrift auf Botanik und Geographie soll nicht in Abrede gestellt werden; aber von gleicher, vielleicht von noch größerer Bedeutung für die Entwicklung der Pflanzengeographie sind desselben Autors „Prolegomena“

zu dem von ihm in Gemeinschaft mit Bonpland und Kunth herausgegebenen Werke „Nova genera et species plantarum“, welches ein großes, namentlich durch Kunth fachwissenschaftlich tief durchgearbeitetes botanisches Material seinem forschenden und ordnenden Geiste darbot.

Seit dem Erscheinen der genannten grundlegenden Arbeiten A. v. Humboldts befindet sich die Pflanzengeographie in fortwährender Weiterentwicklung. Männer wie Schouw, A. de Candolle, Heer, Grisebach u. a. setzten ihre besten Kräfte ein, um die Verbreitungsgesetze der Pflanzen festzustellen und den Ursachen nachzuspüren, welche die Verteilung der Gewächse auf der Erdoberfläche begründen.

Die näheren Ziele der pflanzengeographischen Forschung, obschon sie schließlich alle in einem Punkte zusammenlaufen, tragen doch ein sehr verschiedenartiges Gepräge, schon wegen der sehr heterogenen Methode, welche zu ihrer Erreichung herangezogen werden müssen. Durch morphologische Studien werden die Verbreitungs- und Wanderungsmittel der Pflanzen aufgedeckt, beispielsweise jene Organisationseigentümlichkeiten der Samen und Früchte festgestellt, welche dieselben befähigt, durch die bewegte Luft, durch Gewächse oder Tiere zu neuen Heimstätten zu gelangen. Physiologische Forschungen erschließen uns den Einfluß klimatischer Faktoren auf die Pflanzen und erklären uns durch die Starrheit, mit welcher große Formen ein bestimmtes Maß an Licht und Wärme fordern, indes andere sich den klimatischen Einwirkungen innerhalb weiter Grenzen anschmiegen, vielfach die natürlichen Verbreitungsverhältnisse der Gewächse. Durch die Arbeiten des botanischen Systematikers werden die Areale der Arten, Gattungen und der größeren Gruppen des Gewächsreiches und die Veränderungen, welche die Pflanzenarten durch die Anpassung an den Standort erfuhren, ermittelt.

Diese und ähnliche Aufgaben stellt die Botanik an die Pflanzengeographie. Nun beansprucht auch die Geographie die Lösung bestimmter, in das Forschungsgebiet des Botanikers fallender Probleme. Vor allem wünscht die physikalische Geographie, daß auch der Botaniker mit allen ihm zu Gebote stehenden, auf die Verbreitung der Pflanzen bezugnehmenden Kenntnissen das Seine dazu beitrage, damit eine naturgemäße Einteilung der Erdoberfläche zustande komme. Denn daß die von altersher angenommene Gliederung der Erde in fünf Kontinente mehrfach unnatürlich ist, wird wohl allgemein eingesehen. So soll denn die Pflanzengeographie unter anderem entscheiden, ob der Ural als mächtig genug anzusehen ist, um die Grenze zweier Weltheile zu bilden, und ob das Mittelmeer mit demselben Rechte wie der indische Ozean als natürliches Scheidegebiet von Kontinenten angesehen werden dürfe. Von seiten der Tiergeographen wurde (durch Wallace in seinem „Islandlife“) bereits dargelegt, daß keiner der geographischen Hauptteile der Erde mit einem natürlichen Verbreitungsgebiet der Tierwelt coïncidiert. Ähnliches wurde auch seitens der Pflanzengeographie mehr oder minder genau ermittelt.

Mit diesem negativen Resultate haben sich die Botaniker nicht zufrieden-

gestellt; vielmehr tritt uns, namentlich in neuerer Zeit, das Bestreben, die großen Vegetationsgebiete der Erde festzustellen, in der pflanzengeographischen Litteratur mehrfach entgegen. Von neueren grundlegenden Arbeiten ist vor allem Englers vor einigen Jahren erschienenen Werk „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt“ und eine bedeutungsvolle Schrift D. Drudes, die kürzlich in Petermanns geographischen Mitteilungen¹⁾ unter dem Titel „die Florenreiche der Erde“ veröffentlicht wurde, hervorzuheben. Die Resultate der letztgenannten Schrift in Kürze dem Leser vorzuführen ist Aufgabe der nachfolgenden Zeilen.

Wie seine Vorgänger geht selbstverständlich auch Drude bei Aufstellung der größten nachweislichen Vegetationsgebiete der Erde von den einfachsten natürlichen Gruppierungen der Pflanzen aus und schreitet von hier aus zu umfassenderen Gebieten vor; also von den kleinen Genossenschaften gesellig lebender Pflanzen zu den größeren: Wald, Wiese etc., welche die Elemente der Landschaft bilden, von diesen zu den Landschaftsbezirken und weiter zu den Vegetationsgebieten, endlich zu den Florenreichen, welche selbst wieder, um die möglichste Umsicht zu gewinnen, zu Florenreichsgruppen vereinigt werden.

Während die älteren Pflanzengeographen wegen Mangels an den notwendigen Detailbeobachtungen den Zusammenhang mancher Vegetationsgebiete nicht sehen konnten, mithin eine zu große Zahl von Florenreichen aufstellten, ist es Drude gelungen, einfachere Verhältnisse, nämlich fünfzehn Florenreiche nachzuweisen, welche sich auf drei das Festland einnehmende Florenreichsgruppen und auf das ozeanische Vegetationsgebiet verteilen.

Es liegt in der Natur der Vegetation, jede Pflanzenform bis an die äußersten klimatischen Grenzen vorzuschieben, wo dieselben offenbar ungünstigere Verhältnisse finden und deshalb nur spärlich vorkommen. Dieser Umstand bedingt es aber hauptsächlich, daß, selbstverständlich abgesehen von der ozeanischen Flora im Gegensatz zu den Festlandsflora, die einzelnen Vegetationsgebiete sich nicht scharf von einander sondern, vielmehr eines allmählich in das andere übergeht.

Die ozeanischen Floren lassen, wie schon berührt, einen Übergang zu den auf festem Lande bestehenden nicht erkennen. Die Elemente der Meeresvegetation sind im wesentlichen auch ganz andere. Neben Algen treten im Meere nur noch die sogenannten Seegräser, nämlich Monokotyledonen aus den Ordnungen der Hydrochorideen und Najadeen auf. Welche Mannigfaltigkeit stellt sich in den Festlandsflora dieser homogenen marinen Vegetation entgegen: Pilze, Moose, Gefäßkryptogamen, Encadeen und Koniferen, die Hauptmasse der Monokotylen und die sämtlichen Dikotylen. Aber auch die Algen fehlen in den Festlandsflora nicht, nur sind es andere als die marinen; nämlich Süßwasser- und die Erdalgen (z. B. Vaucherien). Freilich finden sich unter den Meeresalgen auch solche Formen, welche eine verwandtschaftliche Beziehung zu großen Süßwasseralgen erkennen lassen, wie beispielsweise die bekannten Diatomaceen, deren Kieselpanzer den Grund des Meeres ebenso wie den unserer süßen Gewässer bedecken.

¹⁾ 1884. Ergänzungsheft Nr. 74.

Die reichsten Tangfloren beherbergen die Küsten und die oberen Schichten des Meerwassers. Je weiter man sich von den Küsten entfernt, desto spärlicher werden die Arten und die Zahl der Individuen, und ein gleiches zeigt sich, wenn man die Verbreitung dieser Pflanzen in vertikaler Richtung verfolgt. Nahe an der Ebbe- und Flutgrenze findet man eine überaus reiche Algenvegetation, aber schon in einer Tiefe von 40 bis 60 Faden wird die Algenflora schon sehr eiförmig, um in einer Tiefe von etwa 200 Faden zu erlöschen.

Wie steht es nun nach diesen Angaben mit dem so oft genannten Sargasso-meer, in welchem weit entfernt von den Küsten riesige, angeblich oft die Schifffahrt behindernde, in lebhafter Vegetation und Weiterentwicklung befindliche Tangmassen flottieren sollen? Über den Sargassosee ist in Drudes Schrift folgendes zu lesen: „Wenn von einer Seetangflora die Rede ist, so ist dieselbe immer stillschweigend als Küstenflora vorausgesetzt; die hohen offenen Ozeane entbehren der höheren autochthonen Algen; nur von den Fluten losgerissene und weithin fortgetragene Tange können sich, weit von irgend welchen Küsten entfernt, zu größeren Massen ansammeln, sind aber dem Zufalle in bezug auf ihre Ausdehnung zu schwimmenden Bänken unterworfen und an keinen bestimmten Ort gebunden. Kunze hat vor kurzem die bis dahin herrschenden Ansichten über das „Sargassomeer“ zerstört, welches seinen Ursprung in den Fragmenten der an den Bahama- und Bermudas-Inseln häufig wachsenden Sargassum-Arten zu haben scheint . . . Nur von sehr kleinen Algen ist es anzunehmen, daß sie im hohen Ozean sich frei schwimmend lange Zeit am Leben erhalten und kräftig auch vermehren können.“ Angesichts dieser wohlbegründeten Thatsachen muß die auf Schleiden zurückzuführende Angabe, daß an der großen Fucusbank von Coroo und Flores sich Sargassum-Pflanzen heruntreiben, welche schon die Schiffe des Columbus streiften, ins Reich der Fabel verwiesen werden.

Die Durchforschung der Meere und namentlich deren vegetationsreicher Küsten ist noch nicht so weit gediehen, als daß sich eine in großen Zügen gehaltene geographische Übersicht der marinen Vegetation geben ließe. So viel stellten indes die vergleichenden Untersuchungen Drudes fest, daß die von Lamouroux gegebene Einteilung nicht aufrecht erhalten werden kann. Dieser Forscher hielt die Polarzone für die Heimat der Ulvaceen, die gemäßigten für die der Florideen und betrachtete die warme Zone als das Vaterland der Fucaceen. Aber die zuletzt genannte Algenordnung hat, neueren Zusammenstellungen zufolge, die meisten Repräsentanten in den nördlichen und südlichen Meeren, während die Florideen im tropischen und subtropischen Meeresgebiete am häufigsten sind.

Thatsächlich existiert gar keine Tang-Ordnung, welche auf ein natürlich abgegrenztes Meeresbecken angewiesen wäre. Man kann also nur solche ozeanische Vegetationsgebiete aufstellen, welche durch das Vorwiegen bestimmter Ordnungen ausgezeichnet sind.

Die Vegetationsdecke der Kontinente und Inseln zerlegte Drude in drei große Hauptgebiete. Jede dieser „Florenreichsgruppen“ besteht aus mehreren, durch eine gewisse natürliche Übereinstimmung ausgezeichneten „Florenreichen“.

Diese drei größten unterscheidbaren Vegetationsgebiete der festen Erdrinde belegte Drude mit den Namen boreale, tropische und australe Florengruppen.

Die boreale Florengruppe zerfällt in fünf Florenreiche, welche sich geographisch in folgender Weise präzisieren lassen.

1. Mittel-, Nordeuropa, Sibirien, Canada und Nordpolarländer. (Nordisches Florenreich.)

2. Tibet, Mongolei, Turkestan und kaspische Steppe. (Innerasiatisches Florenreich.)

3. Südeuropa, Nordafrika und südwestliches Asien (mediterranes und orientalisches Florenreich.)

4. Ostchina, Korea, Mandschurei und Japan (ostasiatisches Florenreich.)

5. Mittleres Nordamerika.

Die Hauptbestandteile der tropischen Florengruppe bildet das tropische Amerika, die ostafrikanischen Inseln, ferner das indische Florengebiet, zu welchem Indien, Nordaustralien und Polynesien gehört, endlich das tropische Amerika (mit Ausschluß der Hochanden).

Die australe Gruppe setzt sich aus folgenden Florenreichen zusammen: Neupland, Australien (jedoch mit Ausschluß der schon genannten Teile), Neuseeland Patagonien mit Einschluß der antarktischen Inseln.

Im ganzen konnten also von Drude fünfzehn Florenreiche unterschieden werden, von denen vierzehn auf das Festland mit Einschluß der Inseln fallen, während das Meer einen einheitlichen Vegetationscharakter besitzt und somit ein Florenreich für sich bildet.

Der Raum verbietet es, die von Drude festgestellten Charaktere aller Florenreiche vorzuführen, und ich muß mich begnügen durch einige Beispiele anzudeuten, welche Merkmale zur Aufstellung dieser geographischen Einheiten benutzt wurden.

Das nordische Florenreich, welches, wie schon angegeben, außer den Nordpolländern Mittel- und Nordeuropa, Sibirien und Canada umschließt, ist unter allen Florenreichen das einzige, welches eine vollständige circumpolare Erstreckung aufweist. Selbst das antarktische Florenreich bietet nur in der polaren Region ein ähnliches Bild dar, während die weiter nach Norden liegende Zone nur einseitig entwickelt ist, sich nämlich von Patagonien aus nur über die zerstreut liegenden Inseln erstreckt, aber im Süden von Afrika und Amerika keinen Anschluß findet.

Die Unterschiede im Vegetationscharakter der Hauptkontinentalmassen nehmen auf der nördlichen Halbkugel gegen die Pole zu immer mehr und mehr ab, sind nordwärts vom 50. Breitengrade schon sehr gering und verschwinden in der arktischen Flora vollständig.

Der Vereinigung des nördlichen Europas mit dem nördlichen Asien zu einem Vegetationsgebiete, welchem indes, wie erwähnt, noch andere Gebiete zugerechnet

werden müssen, liegt die Thatsache zu Grunde, daß der Ural nicht mächtig genug ist, um die Grenzen auch nur für ein Florenreich zu bilden. Schon Grisebach vereinigte das nordeuropäische mit dem sibirischen Waldgebiet zu einem Vegetationskomplex, indem er beispielsweise konstatierte, daß die sibirische Lärche, die man früher für eine besondere Art hielt, nur als eine Standortvarietät der einzigen in Europa vorkommenden Lärche (*Lerix decidua*; früher als *L. europaea* bezeichnet), betrachtet werden darf. Indes bildet für einzelne Pflanzen der Ural eine östliche, beziehungsweise westliche Grenze. So überschreitet die gemeinste europäische Eiche (*Quercus Robur*) nirgends den Ural; dieser aber bildet für viele asiatische Gewächse die westliche Verbreitungsgrenze.

Das nordische Florenreich erstreckt sich über Teile von drei Kontinenten, wie denn überhaupt nach neueren Forschungen kein einziger Weltteil mit einem natürlichen Florengebiete zusammenfällt. Grisebach unterschied allerdings noch eine spezifisch australische Flora. Allein schon Engler wies nach, daß Australien an dem Aufbaue mehrerer Florengebiete partizipiere, was durch Drudes genaue Untersuchungen zu noch größerer Gewißheit erhoben wurde. Was Wallace bezüglich der Tierverbreitung konstatierte, ist nun auch inbetreff der Verteilung der Pflanzenwelt konstatiert worden, so daß man jetzt mit Bestimmtheit sagen kann: kein natürliches Verbreitungsgebiet der organischen Wesen fällt mit einem der fünf Kontinente zusammen.

Die Flora der Mittelmeerländer stimmt mit der Vegetation in Arabien und Kleinasien, sowohl was das Auftreten bestimmter Formen als den Charakter der dominierenden Pflanzenfamilien anlangt, so sehr überein, daß diese beiden Länder mit großer Berechtigung als Teile von Afrika betrachtet werden könnten.

Auch der Süden Asiens erscheint mit dem tropischen Australien und dem dazwischen liegenden Archipel zu einer pflanzengeographischen Einheit verbunden.

Fast überall sehen wir die Vegetationsgebiete unabhängig von den Grenzen der sog. Weltteile entwickelt; nur die Südspitzen der drei großen Kontinentalmassen treten uns mit spezifisch ausgeprägten Florencharakteren entgegen. Es ist vom Standpunkt der physikalischen Geographie von hohem Interesse, vielleicht von großer Bedeutung, daß die Forschungen der Zoologen zu demselben Resultate führten wie die der Botaniker: Wallace hat in dem bereits oben genannten Werke gleichfalls den Nachweis geliefert, daß nur die Südseite der drei großen Kontinentalmassen ein eigenartiges faunistisches Gepräge besitzt.

Eines der Hauptresultate, welches Drude aus seinen vergleichenden pflanzengeographischen Studien ableitet, stellt sich mit der hergebrachten Schulgeographie in sehr strengen Gegensatz und dürfte gerade deshalb allgemeines Interesse erregen. Ich stelle denselben, weil er sich nicht leicht kürzer und präziser fassen läßt, mit den eigenen Worten des Autors hierher: „die gesamte Erde läßt sich in drei Parallelgruppen von Ländern (mit zugehörigen Inseln) teilen, welche sich zu beiden Seiten über den Äquator hinweg bis nahe zum Nordpol einerseits und 40 Grad oder 50 Grad südl. B. andererseits erstrecken; diese drei Parallelgruppen können kurzweg als Afrika, Asien und Amerika bezeichnet

werden, und es sind damit die Kontinente von fünf auf drei zurückgeführt. Sie als Parallelgruppen von Ländern zu bezeichnen ist insofern geboten, als sie alle drei mit einer unter sich höchst gleichmäßig ausgebildeten Flora im höchsten Norden beginnen, dann anfangen unter sich Verschiedenheiten zu zeigen, welche sich unter subtropischen Breitenkreisen schon zu Florenreichsgraden gesteigert haben. —"

Diese wenigen Resultate, welche ich aus dem reichhaltigen Werke Drudes herausgehoben, werden hinreichen, um die Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Das wahrlich ungeheure botanische Material in pflanzengeographischer Hinsicht so auszuwerten, wie es von Drude geschehen ist, konnte nur durch vollkommene Beherrschung des Gegenstandes ermöglicht werden. Aber nicht nur inhaltlich, auch formell treten uns „die Florenreiche der Erde“ als eine Meisterarbeit entgegen. Ganz besonders wußte Drude die Resultate seiner Forschungen durch die beigegebenen Karten anschaulich zu gestalten.



Die Philosophenschulen Athens in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens.

Von

E. Heig.

Könnte überhaupt davon die Rede sein, den Maßstab unserer heutigen Anforderungen an den Jugendunterricht an dasjenige zu legen, was in dieser Hinsicht in Athen zur Zeit seiner höchsten Blüte für genügend erachtet worden ist, so wären vorzugsweise zwei Punkte geeignet ein gewisses Erstaunen zu rechtfertigen. Einerseits der geringe Umfang der Kenntnisse, auf welche dieser Unterricht sich beschränkt hat, andererseits, die beinahe vollständige Gleichgültigkeit des Staats gegenüber einer Frage, die nach moderner Auffassung zu den wichtigsten unter denjenigen zählt, auf welche sich dessen Fürsorge zu richten hat.

Ob, was den letzteren Punkt betrifft, Athen hinter andern griechischen Staaten zurückstand, könnte bloß in dem Falle bejaht werden, wenn den Angaben über ihre Gesetzgebung vollständig zu trauen wäre. Sind sie richtig, so gebührt die Ehre der Erfindung nicht nur des Schulzwangs, sondern auch der vollständigen Unentgeltlichkeit des Unterrichts dem Gesetzgeber einer Anzahl griechischer Städte Unteritaliens, Charondas. Mit ganz besonderem Lobe erwähnt ein späterer Geschichtschreiber des Altertums unter den angeblich von ihm herrührenden Gesetzen dasjenige, welches den Eltern vorschrieb ihren Kindern Unterricht erteilen zu lassen, indem es bestimmt, um die Erfüllung dieser Pflicht auch ärmeren Bürgern mög-

lich zu machen, daß die Lehrer auf öffentliche Kosten besoldet werden sollten. Wann diese Bestimmungen zuerst Geltung erlangt haben, bleibt deshalb ungewiß, weil die Angaben über Charondas, Lebenszeit nicht weniger als zweihundert Jahre auseinandergehen. Aber auch ihr Vorhandensein zu irgend welcher Zeit ist im höchsten Grade fraglich. Zu den dringendsten von Platon und von Aristoteles gestellten Forderungen gehört die einer Verstaatlichung des Unterrichts. Daß sie sich ein derartiges Beispiel hätten entgehen lassen, das ihnen unmöglich hätte unbekannt bleiben können, ist völlig undenkbar. Demnach erübrigt nur die Annahme, irgend ein späterer Staatstheoretiker, der, vielleicht aus der Schule dieser Philosophen hervorgegangen war, habe dasjenige, was nur frommer Wunsch war, als zu gewisser Zeit verwirklicht dargestellt. Ganz ähnlich ist der Mißbrauch, der unzählige Male mit Lykurgs Namen getrieben worden ist. Auch er diente zum Aushängeschild für eine Masse angeblich gesetzlicher Bestimmungen, die schließlich nur Reformvorschläge politischer Träumer und Weltverbesserer, an denen es im Altertum nicht gefehlt hat, gewesen sind.

Um jedoch auf Athen zurückzukommen, so beschränkt sich unsere Kenntnis gesetzlicher, den Unterricht betreffender Bestimmungen auf solche, die zum Zwecke hatten, die drohende Gefahr sittlicher Verführung möglichst von der die Schulen besuchenden Jugend abzuwenden. Daß dagegen die Ausübung des übrigens in geringem Ansehen stehenden Lehrberufs an irgend welche Bedingung geknüpft gewesen wäre, erfahren wir nicht. Aus einer gelegentlichen Äußerung Platons wäre allerdings auf das Vorhandensein einer gesetzlichen Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder in Musik und in Gymnastik unterrichten zu lassen, zu schließen erlaubt. Besten Falls jedoch hatte diese Verpflichtung nur moralischen Charakter. Die angedrohte Strafe für ihre Nichterfüllung scheint sich darauf beschränkt zu haben, die Eltern jeden späteren Anspruchs auf Unterstützung seitens ihrer Kinder für verlustig zu erklären.

Wie groß unter solchen Umständen die Zahl der Analphabeten in Athen zur Perikleischen Zeit, abgesehen natürlich von der Sklavenbevölkerung, sein mochte, dies entzieht sich auch den scharfsinnigsten Berechnungen. Viel leichter dagegen ist es sich einen ungefähren Begriff von demjenigen Maße von Schulkenntnissen zu machen, welches für die künftigen Bürger des Staats, deren jeder einzelne selbst für die wichtigsten Staatsämter für befähigt galt, als völlig ausreichend betrachtet worden ist.

Nicht bloß etwa das Minimum, sondern das letzte und höchste Ziel alles Unterrichts war dasjenige, was Platon die Vermischung der Gymnastik und der Musik genannt hat. Auf der einen Seite körperliche Kraft und Gewandtheit, auf der andern möglichst ausgebildeter Sinn für das im Rhythmus verkörperte Maß, Empfänglichkeit für die Formschönheiten der Werke der Tonkunst und der Poesie, darauf beschränkte sich, neben den notdürftigsten Elementarkenntnissen im Lesen, Schreiben und Rechnen, der vermitteltst des Jugendunterrichts zu erreichende Zweck. Für Anregung des sittlichen und religiösen, sowie des nationalen Gefühls wirkte vorzugsweise der Inhalt der Dichtenwerke. Zahlreiche Abschnitte aus den-

selben wurden während der Schulzeit dem Gedächtnis eingeprägt. Weit aus die wichtigste Rolle in dieser Hinsicht spielte natürlich Homer. Aus einem in Xenophons Gastmahl angeführten Beispiel, wodurch allerdings ein bereits überwundener Standpunkt gekennzeichnet wird, läßt sich ersehen, wie es selbst noch zu Sokrates Zeit solche gab, die das Auswendiglernen der ganzen Ilias und der ganzen Odyssee als das unfehlbarste Mittel betrachteten, um zur größtmöglichen Tüchtigkeit zu erziehen.

Einen solchen Lehrmeister wie Homer, den seine Bewunderer mit Recht als den Erzieher von Hellas priesen, besessen zu haben, war für die Griechen unzweifelhaft ein nicht minder großes Glück als dies, nach einem bekannten Ausspruch Alexanders, dem Achilles dadurch zu teil geworden war, daß er in diesem Dichter einen würdigen Herold seiner Thaten gefunden hatte. In demselben Maße aber, als das hellenische Volk, in seiner geistigen Entwicklung voranschreitend, zugleich mit dem Umfange seiner Kenntnisse seine Einsicht erweiterte, entwuchs es notwendig mehr und mehr solchen Anschauungen, wie sie die Homerischen Dichtungen abspiegeln. Vorbei war es mit der naiven Unbefangenheit, mit der man lange Zeit den als die Träger höherer, gotteingegebener Weisheit verehrten Dichtern gegenübergestanden hatte, von dem Augenblicke an, wo man anfang nach den Ursachen der Dinge zu forschen oder wo sich die Aufmerksamkeit der Lösung sittlicher und religiöser Probleme zuwandte. Daher auch der Konflikt, in welchen bereits die ältesten Philosophen zu den Dichtern gerieten. Der von Platon gegen die Poesie geführte Kampf ist nur die Fortsetzung desjenigen, welcher durch Xenophanes, Heraklit und Parmenides begonnen worden war. Um sie aus seinem Staate zu verbannen, dazu hatte er keinen anderen Grund als den, daß die durch sie erweckten Vorstellungen der Verbreitung richtigerer Ansichten auf dem sittlichen sowohl wie dem religiösen Gebiet hindernd im Wege standen.

Nichts ist besser geeignet das von den Dichtern als den eigentlichen Vertretern aller religiösen und sittlichen Wahrheit behauptete Ansehen nach seinem ganzen Umfange zu ermessen, als die während des ganzen Altertums hindurch fortgesetzten Anstrengungen, dasjenige, was vom Standpunkte entweder besserer Kenntnis oder eines richtigeren sittlichen und religiösen Gefühls Anstoß erregte, durch allegorische Deutung unverfänglich zu machen. Selbstverständlich konnte der Erfolg eines derartigen, schon von Platon bekämpften Mittels immer nur ein beschränkter bleiben. Schon die Notwendigkeit aber, die zu demselben zu greifen zwang, zeigt, wie tief erschüttert bereits der frühere kindliche Glaube sein mußte, wie starken Zweifeln die Unfehlbarkeit der Poesie begegnete, wie sehr das Bedürfnis sich von den auf der Überlieferung einer längst vergangenen Zeit beruhenden Ansichten frei zu machen und zu solchen, die der veränderten Denkungsweise entsprachen, sich zu erheben, in immer weitere Kreise gedrungen war.

Die unausbleibliche Folge dieser mehr und mehr um sich greifenden Zweifel an dem, was lange Jahrhunderte hindurch als völlig unantastbar gegolten hatte, waren solche Kämpfe, wie sie die jedesmalige Morgenröte einer Neubeginnenden Zeit begleiten. In Athen war ihr Ausbruch ein um so heftigerer, als er mitten

in die durch die Wechselfälle des peloponnesischen Kriegs und den erbitterten Parteihader hervorgebrachte Aufregung fiel und in dieser Weise die bereits vorhandene Gährung noch bedeutend gesteigert hat. Unmittelbar ging der Aufstoß von den Sophisten aus. Schon der Name, den sie sich selbst beigelegt hatten, deutete auf die Absicht hin, vermittelt eines Unterrichts, wie er bisher noch nie erteilt worden war, diejenigen, die sich ihrer Unterweisung anvertrauten, in allen Dingen geschickter, hauptsächlich aber durch Hülfe der neuerfundenen und von ihnen im überschwenglichsten Tone gepriesenen Redekunst zur Erreichung aller im öffentlichen Leben wünschenswerten Zwecke befähigter zu machen.

Groß war der Erfolg dieser Neuerung: nicht minder groß aber der Widerstand, dem sie begegnete, sei es von solchen, die wie der Dichter Aristophanes im zähen Festhalten am Althergebrachten das einzig mögliche Heil für Athen erblickten, oder in der weit kleineren Zahl derjenigen, die, wenn sie auch dem Fortschritte keineswegs abhold waren, dennoch hinreichend scharfen Blick besaßen, um die Gefahr zu durchschauen, welche das Auftreten von Männern in sich barg, denen, weil es ihnen an jeder tieferen Überzeugung fehlte, jedes Mittel zur Erreichung des Erfolges gleichgültig war.

Glücklicherweise haben wir hier nicht nötig, in die Erörterung der immer wieder von neuem angeregten Streitfrage einzutreten, ob den Sophisten bei der Beurteilung, die sie auf Grund der aus dem Altertume überlieferten Schilderungen erfahren haben, Unrecht geschehen ist oder nicht. Völlig unabhängig von der Würdigung ihres sittlichen Wertes ist die Betrachtung des von ihnen auf den Fortschritt ihrer Zeit geübten Einflusses. Selbst aber wenn es richtig wäre, wie dies ihr entschiedenster Gegner behauptet hat, daß im Grunde genommen die von den Sophisten gelehrte Weisheit sich in nichts von der des sie anstaumenden großen Haufens unterschied, bliebe dieser Einfluß nichtsdestoweniger ein ganz außerordentlicher. In mancher Hinsicht hat er mit demjenigen Ähnlichkeit, der von den Humanisten ausgegangen ist. Unzweifelhaften Nutzen haben die einen wie die andern dadurch gebracht, daß sie für eine Reform und für eine Erweiterung des Unterrichts eingetreten sind. Ihre Schwäche dagegen liegt in der Einseitigkeit ihrer auf bloß formale Ausbildung gerichteten Bestrebungen. Deshalb aber auch sind sie sich darin ähnlich, daß die einen wie die andern schließlich nur eine vorübergehende Erscheinung bilden. So große Begeisterung ihr erstes Auftreten hervorrief, so rasch verflüchtigte sich dieselbe, um schon in der zweiten Generation einer mehr oder minder vollständigen Mißachtung Platz zu machen.

Was sie aber überdauert hat, das ist das Beispiel ihrer Lehrthätigkeit. In diesem Sinne können die Sophisten die Begründer des höheren Unterrichts genannt werden. Von der Zeit ihres Auftretens ab wird der Lehrberuf ein ebenso geachteter als erfolgreicher, während zugleich, nach verhältnismäßig kurzer Frist, das hauptsächlich durch sie fühlbar gemachte Bedürfnis nach einer weniger unvollständigen Bildung als es die bisherige gewesen war solche Einrichtungen ins Leben gerufen hat, die füglich als die Hochschulen des Altertums betrachtet werden können.

Daß es Sokrates gewesen, durch den erst die von den Sophisten eingeleitete Bewegung zu einer wahrhaft fruchtbringenden geworden ist, sehen wir als bekannt voraus. Er ist es, der sie auf das allein richtige Ziel hingewiesen und zugleich vermittelt der nach ihm benannten Methode den Unterschied zwischen wahrer Erkenntnis und dem bloßen Schein des Wissens fühlbar gemacht hat. Nicht minder sicher aber als diese Thatsache ist die andere, daß die Gründung solcher Lehranstalten, die im Altertume unter dem Namen von Philosophenschulen bezeichnet werden, zuerst von solchen ausgegangen ist, die unter seinem unmittelbaren Einflusse gestanden hatten.

Je bescheidener die Anfänge sind, aus denen sich diese Schulen, deren hergebrachte Benennung vielleicht von vornherein eine nicht ganz richtige Vorstellung erweckt, entwickelten, um so erstaunlicher ist die Rolle, welche dieselben in der Folgezeit gespielt haben. Schon die Dauer ihres Bestehens zeigt, zu welcher Bedeutung sie gelangt sind. Beinahe ein volles Jahrtausend hindurch haben sie, obgleich ihre Entstehung nur der Initiative eines kleinen Kreises von Männern gleicher Gesinnung verdankt wird, ihre Anziehungskraft bewahrt. Wenn Athen nach dem Verluste seiner politischen Selbständigkeit, nach dem Ruin seines Handels niemals auf dieselbe Stufe gänzlicher Bedeutungslosigkeit heruntersank, wie dies bekanntlich bei so vielen, vormals blühenden griechischen Städten der Fall gewesen ist, wem anders verdankt es diese Ausnahme als seinen im Laufe des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung gegründeten und bis in den Anfang des sechsten nach derselben, wenn auch unter wechselnden Schicksalen, bestehenden Philosophenschulen? So innig ist beinahe von Anfang an mit ihrer Blüte seine eigene Wohlfahrt verknüpft, daß ihre Aufhebung gleichsam das Ziel seiner Existenz bezeichnet. Vom Augenblicke, wo Athen aufhört eine Stätte höherer Bildung zu sein, verschwindet es beinahe vollständig aus der Geschichte, um fortan nur noch ein ebenso trauriges als ruhmloses Dasein zu fristen.

Nicht eine Geschichte dieser Schulen, wie sich dieselbe füglich unter dem Titel einer Geschichte der Universität Athen schreiben ließe, ist es, die wir hier im Sinne haben. Abgesehen von den Schwierigkeiten eines derartigen Unternehmens würde es weit mehr Raum erfordern, als uns zu Gebote steht. Weit bescheidener ist unser Vorhaben, indem es sich auf den Versuch beschränkt, vermittelt einer möglichst kurzen Darstellung der Einrichtungen dieser Schulen einen Begriff von ihrem eigentlichen Zweck und Charakter zu geben.

Wenn wir gleich mit der Behauptung beginnen, die Philosophenschulen des Altertums seien ursprünglich und in erster Linie keineswegs das gewesen, was wir eine Unterrichtsanstalt nennen würden, so könnte diese Äußerung leicht als in offenbarem Widerspruche nicht bloß mit dem klaren Wortsinne, sondern mit allem bisher Gesagten stehend, gefaßt werden. Was zunächst das Wort betrifft, so muß, wie bereits angedeutet, das Fehlen einer präziseren und der Wirklichkeit vollständiger entsprechenden Benennung bedauert werden. Aber auch in bezug auf die Sache selbst ist die eben ausgesprochene Behauptung vollständig berechtigt. Weit entfernt die innerhalb der Philosophenschulen ausgeübte Lehrthätigkeit irgendwie in

Frage zu stellen, hoffen wir sogar zu zeigen, wie sie eine weit umfangreichere gewesen ist, als dies häufig angenommen worden ist; nichtsdestoweniger aber bildete sie nicht das eigentliche und wichtigste Ziel, sondern sie erscheint als eine solche, die von vornherein einem höheren Zweck untergeordnet war.

Darüber dürfte aber eine auch sonst nicht abzuweisende Zusammenstellung einige Klarheit zu geben imstande sein.

Nicht allzu lange nach dem Anfange des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung und wenig Jahre früher, ehe in Athen die erste philosophische Schule entstand, verlegte Sokrates dorthin seine zuerst in Chios eröffnete Schule der Rhetorik. Daß zwischen diesen beiden so nahe auf einander sich folgenden Thatsachen nicht ein gewisser innerer Zusammenhang stattgefunden haben sollte, läßt sich schwer annehmen. Sicher erwiesen ist jedenfalls die tiefgehende Verschiedenheit der Ansichten, welche Platon von Sokrates getrennt hat. Infolge dessen läßt sich ebensowenig wie der Gedanke, es sei bei Gründung der Akademie die Absicht mit im Spiele gewesen, der neuen Schöpfung eine andere ähnlicher Art gegenüberzustellen, derjenige einer von vornherein völlig verschiedenen Auffassung sowohl in bezug auf den zu erreichenden Zweck als auf die Form, in welcher derselbe erreicht werden sollte, abweisen. Nichts ist aber leichter als sich von dem Vorhandensein eines in dieser Weise bedingten Unterschiedes zu überzeugen. Sokrates ist in gewisser Hinsicht nur der Fortsetzer der Sophisten. Schon deshalb ist dies nach den Begriffen der damaligen Zeit der Fall, weil er sich Honorar für seinen Unterricht bezahlen ließ. Noch viel entscheidender aber ist der ihn kennzeichnende Mangel an jedem philosophischen oder wissenschaftlichen Interesse. Was ihn beschäftigt, ist einzig und allein die Form. Deshalb auch bildet, wie dies Platon richtig bemerkt hat, eine völlig geistlose Routine die einzige Grundlage seines überdies durch eine verkehrte Geschmacksrichtung beherrschten Unterrichts.

Behauptet hat sich diese Auffassung des Unterrichts nicht bloß während des ganzen Altertums, sondern zum Teil bis in die neueste Zeit. Weit weniger aber als der Umstand, daß die aus derselben hervorgegangenen Rhetorenschulen, bei der nachfolgenden Gestaltung des Unterrichtswesens gleichsam nur als die Zwischenstufe zwischen der Schule des Grammatikers und der Philosophenschule betrachtet worden sind, kommt eine Reihe viel tiefer gehender Unterschiede in Betracht, wenn es sich darum handelt, dasjenige zu bezeichnen, was Platon in dieser Hinsicht von Sokrates getrennt hat.

Schon äußerlich tritt dies hinreichend deutlich zu Tage. Wenn Sokrates — und hierbei stellen wir uns wie natürlich auf den für seine Zeit maßgebenden Standpunkt — ein Gewerbetrieb, so kann davon selbstverständlich bei Platon keinerlei Rede sein. Ausdrücklich bezeugt ist die Thatsache, daß Platon unentgeltlich unterrichtet hat. Noch viel wesentlicher ist aber ein anderer Punkt: und damit berühren wir zugleich dasjenige, was offenbar als das Hauptmoment zu betrachten ist. Was wir die Schule des Sokrates nennen, das ist er allein: die von Platon gegründete besteht dagegen aus einer Mehrzahl. Weit mehr als Schule ist sie dasjenige gewesen, was auch heute noch unter der Bezeichnung Akademie verstanden

wird. Aber selbst dies reicht noch lange nicht aus. Nicht bloß um regelmäßiges Zusammenwirken zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke handelt es sich bei ihr, sondern um das vollständige Zusammenleben einer Anzahl völlig Gleichgesinnter. Das Ziel dagegen ist weit mehr ein praktisches als ein rein theoretisches. Besser vermögen wir dasselbe nicht zu bezeichnen, als indem wir in der Akademie den Versuch erblicken, das von Platon in seiner Republik geschilderte Staatsideal seiner Verwirklichung näher zu führen.

In wiefern sich einzelne Berührungspunkte zwischen der aus Platos Geiste hervorgegangenen Schöpfung und dem in früheren Zeiten gestifteten Bunde der Pythagoreer nachweisen lassen, dürfte schwer festzustellen sein; eine gewisse innere Ähnlichkeit ist unzweifelhaft zwischen beiden vorhanden. Wie dem aber auch sei, so entspricht die Großartigkeit des der Akademie zu Grunde liegenden Gedankens nicht bloß der geistigen Größe ihres Urhebers, sondern auch demjenigen Streben, das ihn, den einzigen wahren Sokratiker, beherrscht hat. Seinem Grundsatz getreu, daß nur der Philosoph Herrscher im Staate sein dürfe, will er solche heranbilden. Dazu dient die Vereinigung einer Anzahl Gleichgesinnter zu einer eng verbundenen Genossenschaft, deren gemeinsames Streben nicht nur darauf sich richtet, durch gegenseitigen Wettstreit die eigene Erkenntnis der philosophischen Wahrheit zu fördern, sondern auch für ihre möglichste Verbreitung thätig zu sein. Daß in dieser Weise die Akademie lehrend nach außen auftrat, ist selbstverständlich, sie that es aber offenbar in ganz anderem Sinne und zu anderem Zwecke, als dies bei Sokrates der Fall war.

Wenn es nun fest steht, daß die Akademie vor allem aus einer freien Genossenschaft bestand, — und dasselbe gilt, wie wir sehen werden, auch für die übrigen Philosophenschulen, — so läßt sich fragen, ob, was ihre Form betrifft, ähnliche Beispiele aus früherer Zeit bekannt sind.

In dieser Beziehung mag es zunächst erlaubt sein, an den etwa ein halbes Jahrhundert früher vom Dichter Sophokles gegründeten Musesverein zu erinnern. Ist auch natürlich der Vergleich nur teilweise zutreffend, — von einem Zusammenwohnen der denselben bildenden Mitglieder kann ja wohl kaum die Rede sein — so darf doch darauf hingewiesen werden, daß auch die Akademie unter dem Schutze der Muses gestanden hat. Innerhalb der Akademie hat Platon selbst ein Heiligtum der Muses errichtet, und in demselben wurde später sein Standbild, das Werk des Erzgießers Silanion, durch den persischen Fürstensohn Mithridates geweiht. Damit aber ergiebt sich für die Akademie eine vollständige Analogie mit den zahllosen Genossenschaften, die das im Altertume in so üppiger Blüte stehende Vereinswesen hervorgerufen hat. Unter der gemeinsamen Benennung Thiasoi gab es eine Menge von Vereinen, die ohne Ausnahme auf religiöser Grundlage beruhend, dadurch gesetzlich geschützt waren. Wenn nun die größte Zahl derselben entweder aus religiösen Verbindungen oder Zunftgenossenschaften bestand, während bei anderen es bloß auf fröhliche Geselligkeit abgesehen war, so bietet der eben erwähnte Musesverein des Sophokles das Beispiel eines zur Förderung der Kunst

gestifteten Vereins, ähnlich wie die Philosophenschulen sich die der höchsten geistigen und sittlichen Interessen zum Ziele gesetzt haben.

Nicht unwahrscheinlich ist es übrigens, daß bereits die von Eukleides in Megara gestiftete Schule einen ähnlichen Charakter trug. Wenn erzählt wird, Platon habe sich derselben nebst einer Anzahl anderer dem Sokratischen Kreise angehörender Männer nach Sokrates Tode angeschlossen, so läßt sich dies unmöglich so verstehen, als hätte er, der beinahe Dreißigjährige, sich zu Eukleides Füßen als dessen Schüler gesetzt. Nur von einer Beteiligung an gemeinsamer Thätigkeit kann offenbar die Rede sein.

Der Beweis für die Richtigkeit dessen, was den eigentlichen Charakter als freier, nach eigenem Gesetze bestehender Genossenschaften der Philosophenschulen betrifft, beruht glücklicherweise nicht auf bloßen Vermutungen. Vollständig deutlich lassen sich die denselben zu Grunde liegenden Einrichtungen aus gleichzeitigen Dokumenten erkennen. Es sind dies die noch vorhandenen Testamente einer Anzahl griechischer Philosophen, die entweder Stifter oder Leiter von Schulen gewesen sind. Schon die Thatsache der Erhaltung dieser Schriftstücke spricht für ihre Wichtigkeit: und in der That bilden sie in gewissem Sinne die Stiftungsurkunden und die Besitztitel der einzelnen Schulen.

Weitaus den meisten Aufschluß bietet das Testament des Theophrast, der bekanntlich der Nachfolger des Aristoteles gewesen ist. Er verfügt über den Besiß des Peripatos — es ist dies die seit Aristoteles üblich gewordene Bezeichnung seiner Schule — sowie über den der zu demselben gehörenden Gebäulichkeiten zu Gunsten einer aus zehn einzeln aufgezählten Mitgliedern bestehenden Genossenschaft. Auferlegt wird ihnen als Bedingung, daß sie denselben weder veräußern noch zu ihrem Einzeleigenthum machen dürfen. Er soll ihnen, so lange sie mit philosophischen Studien sich beschäftigen, zum gemeinsamen Aufenthalt dienen und zwar so, daß sie daselbst einträchtig und gleichsam als Glieder einer Familie wohnen.

Auf Theophrast folgte als dritter Leiter der peripatetischen Schule Straton. Die in seinem Testamente enthaltenen Bestimmungen lauten insofern anders, als der Besiß der Schule auf einen einzelnen, seinen späteren Nachfolger Lykon, übertragen wird. In ziemlich bezeichnender Weise für den damaligen Zustand der Schule wird als Grund dafür entweder das hohe Alter der übrigen Mitglieder oder ihre Unthätigkeit angegeben. Nichtsdestoweniger aber fordert sie Straton auf, dem Lykon in der Sorge um das Wohl der Schule möglichst beizustehen.

Lykon seinerseits kehrt wieder zu den von Theophrast getroffenen Bestimmungen zurück. Auch hier geht der Besiß wieder an eine aus zehn Mitgliedern bestehende Genossenschaft über, unter denen sich bereits der Name von Lykons Nachfolger genannt findet.

Mit Lykon hört unsere Überlieferung für die peripatetische Schule auf. Dagegen aber sind wir im Besitze des gelegentlich auch einmal von Cicero erwähnten Testamentes des Epikur. Von den bisher angeführten unterscheidet es sich dadurch, daß in demselben die das Eigenthum betreffende Frage ein für allemal geregelt erscheint.

Durch Epikurs letzten Willen bleibt das Eigentum des Gartens (es ist dies bekanntlich eine für die Schule Epikurs häufig gebrauchte Bezeichnung) seinen beiden Erben. Dagegen aber wird die Nutzung desselben seinem Nachfolger Hermarchos sowie allen denjenigen vorbehalten, die sich in Gemeinschaft mit ihm philosophischen Studien widmen. Dies Verhältnis soll so lange fort dauern, als es überhaupt solche geben wird, die der Lehre Epikurs treu bleiben. Den Erben wie den Schülern wird es außerdem zur gemeinsamen Pflicht gemacht, nach Kräften für die Erhaltung der Schule im Garten und für ihr Gedeihen daselbst bemüht zu sein.

Diese Angaben lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Welches auch die Form sein mag, die je nach den Verhältnissen wechseln kann, überall tritt die Absicht klar hervor, den Bestand der Schule dadurch zu sichern, daß ihr die ungehinderte Verfügung über die ihren Zwecken dienenden Räumlichkeiten gewahrt wird. Die Art, wie dies meist erreicht wird, kommt wohl der Errichtung dessen, was wir einen Fideikommiß nennen, am nächsten.

Auffallend könnte die Thatsache erscheinen, daß in den beiden noch vorhandenen Testamenten des Platon und des Aristoteles keinerlei Bestimmungen wie die eben erwähnten enthalten sind. Für Aristoteles ist die Erklärung leicht. Als Fremder war es ihm untersagt Grundeigentum in Athen zu besitzen. Für Theophrast, der ebenfalls Nichtathener war, wird ausdrücklich hervorgehoben, er sei nach Aristoteles Tode, und zwar durch Vermittlung des Demetrius von Phaleron, in Besitz eines eigenen Grundstückes gekommen. Damit kann nur dasjenige gemeint sein, über welches er später verfügt hat, während es zweifelhaft bleibt, ob der Beistand des Demetrius sich bloß auf die Erwirkung einer Ausnahme vom Gesetze, die zu erlangen dem in damaliger Zeit einflußreichsten Manne Athens leicht sein mußte, erstreckte, oder ob er ihm eine Schenkung gemacht hat.

Als ähnliches Beispiel kann dasjenige angeführt werden, was über die Art, wie die Akademie in den Besitz Platons gekommen ist, erzählt wird. Nach einem Berichte, dessen Einzelheiten erfunden sein mögen, ohne daß er in der Hauptsache unrichtig wäre, hätte Annikeris von Kyrene zum Ankaufspreise des Grundstückes der Akademie diejenige Summe verwendet, die ihm von Dion zurückerstattet worden war, für das Lösegeld, das er für Platon bezahlt hatte, nachdem Dionysius denselben in die Sklaverei verkauft hatte. War dies aber der Fall, so konnte leicht durch eine ähnliche Bestimmung, wie sie Epikur getroffen, der Besitz dieses Grundstückes auf alle Zeiten der Akademie gesichert werden. Dies würde zugleich auch das Fehlen ähnlicher Angaben hinsichtlich der Akademie, wie wir sie für das Lyceum besitzen, erklären.

Natürlich giebt es noch zahlreiche Fragen, die durch die in den Testamenten enthaltenen Angaben keine Erledigung finden. Zu denselben wird zweimal von zehn Mitgliedern gesprochen, aus welchen die betreffende Genossenschaft besteht. Ob diese Zahl als die ständige zu betrachten ist, natürlich unter Hinzurechnung des jedesmaligen Vorstandes, bleibt ungewiß. Ohne Auskunft sind wir alsdann über die Art, wie die Mitgliedschaft erlangt wurde, während vielleicht der so

häufige Wechsel in der Bezeichnung bei den alten Schriftstellern, die bald von Genossen, bald von Schülern und Zuhörern der einzelnen Philosophen sprechen, auf ein kollegialisches Verhältnis zurückzuführen ist.

Näheres dagegen läßt sich über einen andern Punkt feststellen, dessen Wichtigkeit schon aus der Sorgfalt hervorgeht, mit der man im Altertum bemüht war die genaue Reihenfolge der Schulhäupter oder Scholarchen festzustellen. Unzweifelhaft ist die Verfassung der einzelnen Schulen eine streng monarchische gewesen. Der jedesmalige Scholarch verfügt über den Besitz der Schule, bezeichnet seinen Nachfolger, während er selbst sein Amt bis zu seinem Lebensende bekleidet. Als völlig vereinzelt Ausnahme wird aus späterer Zeit erwähnt, daß Lakhydes, der während einiger Zeit Vorstand der sogenannten neuen Akademie gewesen war, sein Amt niedergelegt und zwei Nachfolgern übertragen hatte: ein deutlicher Beweis, wie weit seine Befugnisse in dieser Hinsicht sich erstreckten.

Aber auch der Nachfolger ist nicht immer durch den Vorgänger bezeichnet worden. In Lykons Testament ist als Bestimmung enthalten, die zehn von ihm bezeichneten Mitglieder sollen denjenigen zu seinem Nachfolger wählen, den sie als den geeignetsten erachten die Leitung der Schule zu übernehmen und sie zusammenzuhalten. Auch dies erlaubt vielleicht auf keineswegs erfreuliche Zustände zu schließen, die übrigens ihre Erklärung in dem finden dürften, was später über Lykon zu bemerken sein wird. Ein früheres, höchst interessantes ähnliches Beispiel verdanken wir einer der in Herkulanum aufgefundenen Papyrusrollen. Nicht nur wird erzählt, nach Speusippos Tode habe eine Wahl stattgefunden, sondern es werden sogar die Einzelheiten der Abstimmung mitgeteilt. Aus derselben ging Xenokrates siegreich hervor, während Menedemos und Herakleides nur eine gewisse Anzahl von Stimmen fehlten. Schon dies läßt auf eine größere Anzahl von Stimmberechtigten schließen: bestätigt wird aber dieser Schluß durch die Erwähnung abstimmender Jünglinge, welcher letzterer Ausdruck häufig zur Bezeichnung der Schüler verwendet wird. Auch der Umstand verdient hervorgehoben zu werden, daß ausdrücklich bemerkt wird, Aristoteles sei zu der angegebenen Zeit aus Athen abwesend gewesen. Offenbar hat dies nur dann einen Sinn, wenn wir annehmen, seine bereits sieben Jahre dauernde Entfernung von Athen habe das Band, welches ihn mit der Akademie verknüpfte, nicht vollständig gelöst.

An ähnlichen Nachrichten, die ein erwünschtes Streiflicht auf die Verfassung und die inneren Zustände der einzelnen Schulen zu werfen imstande sind, sind wir leider nur allzu arm. Erwähnt mag hier noch eine von Plutarch berichtete Thatsache werden, wie nämlich Epikur, zur Zeit der Belagerung Athens durch Demetrius, den Städteeroberer, sich gezwungen sah, seinen Genossen die zu ihrer Nahrung bestimmten Bohnen vorzuzählen. Allem Anschein nach beruht diese Erzählung auf einem schlechten und überdies, infolge der dem Epikur zugeschriebenen Neigung für ein möglichst behagliches Dasein, ziemlich naheliegenden Witz eines gleichzeitigen Komödiendichters. Immerhin aber konnte ein solcher Witz nur dann gemacht werden, wenn dem jedesmaligen Vorstande zugleich auch die Sorge für den Lebensunterhalt der Mitglieder seiner Schule oblag.

Dies aber setzt notwendig auch ein gemeinsames Einkommen voraus. An eine Honorarzahlang seitens der Schüler darf unter keinen Umständen gedacht werden. Die Nachricht, wonach zur Zeit des Proklus infolge reicher Vermächtnisse die platonische Schule über ein jährliches Einkommen, dessen Höhe auf mehr als tausend Goldstücke, also wahrscheinlich zwischen 12 und 13 Tausend Mark, angegeben wird, verfügte, gehört viel zu später Zeit an, um hier Verwendung zu finden. Dagegen aber scheint Theophrast in seinem Testamente von einer aus Beiträgen geflossenen Summe zu sprechen, die sich in den Händen des Hipparchos befand. Da nun aber dieser Hipparchos unter den zehn Mitgliedern der Schule genannt wird, so dürfte er wohl das Amt eines Schatzmeisters derselben bekleidet haben, wie denn auch sonst noch von ähnlichen Ämtern die Rede zu sein scheint.

Daß Theophrast eine gewisse Summe zur Feier regelmäßig wiederkehrender Feste geschenkt hatte, wird lobend hervorgehoben, während wir von anderer Seite erfahren, Xenokrates und Aristoteles hätten für solche Feste besondere Regeln aufgestellt. In dieser letzteren Beziehung scheinen jedoch Veränderungen nicht selten gewesen zu sein. Unter dem Scholarchat des Lykon, der sein Amt 270 v. Chr. antrat, soll der bei solchen Gelegenheiten entwickelte Luxus alle Grenzen überschritten haben, so daß die von jedem Schüler erhobenen neun Obolen (etwa 1 Mk. 26 Pf.) kaum den Ankauf von Salben und Kränzen deckten. Dabei allerdings ist zu bemerken, daß die Zahl der geladenen, aus früheren Schülern bestehenden Gäste eine ungemein große war, während die ärmeren Schüler von jedem Beitrag befreit blieben. Zu diesem Berichte stimmt es vortrefflich, daß infolge eines merkwürdigen Zufalls wir von Lykon, dessen philosophische Verdienste völlig dunkel sind, nur noch eine sehr ausführliche und zugleich, wie es scheint, sachverständige Beschreibung desjenigen Zustandes besitzen, der sich nach starken Trinkgelagen einzustellen pflegt. Wohl berechtigt ist deshalb die Klage desjenigen Schriftstellers, dem wir diese Angaben verdanken, wie sehr bei einer derartigen Auffassung der ursprüngliche Gedanke Platons, durch gemeinsame Symposien, zugleich mit der Verehrung der Gottheit, einen ungezwungenen und durch geistvolle Unterhaltung belebten Verkehr zu ermöglichen, verdunkelt erscheint.

Selbstverständlich hatte Epikur, dessen Schule durch das freundschaftliche Verhältnis, in welchem ihre Mitglieder standen, berühmt war, ausreichend für derartige Feste gesorgt. Nach seiner ausdrücklichen Bestimmung sollen seine beiden Erben aus den Einkünften des von ihm hinterlassenen Vermögens, nach getroffener Rücksprache mit Hermarchos, die nötige Summe für eine Reihe von Gedächtnisfeiern anweisen. Im Monat Gamelion hat alljährlich die Leichenfeier für Epikurs Eltern und Brüder, sowie für ihn selbst stattzufinden. Im Monat Poseideon soll der Festtag seiner Kinder, im Metageitnion der seines vor ihm verstorbenen Lieblingschülers Polyänos in derselben Weise begangen werden, wie er ihn selbst zu feiern pflegte. Endlich fällt jeden zwanzigsten Monatstag die für Epikur selbst und für Metrodor eingesezte Gedächtnisfeier, an der sich alle Anhänger der Lehre beteiligen sollen, daher auch der ihnen erteilte Epizname der Eifadisten d. h. der Zwanziger.

Daß es auch an Zank und Hader innerhalb der einzelnen Schulen nicht gefehlt hat, dürfte wohl von vornherein anzunehmen sein, selbst wenn darüber sich nicht einzelne Angaben erhalten hätten. Insbesondere ist viel von Zerwürfnissen die Rede, die bereits zu Lebzeiten Platons in dessen Schule ausgebrochen waren. Hinreichend sicheres läßt sich jedoch den betreffenden Nachrichten kaum entnehmen: Es scheint deshalb nicht rätlich, näher auf dieselben einzugehen und zwar um so weniger, als es endlich Zeit sein dürfte, uns danach zu erkundigen, worin entweder die Thätigkeit oder die Verpflichtungen der einzelnen Mitglieder der Schule bestanden haben.

Sehr unbestimmt lautet dasjenige, was in den Testamenten über diesen Punkt bemerkt wird. Von Theophrast sowohl wie auch von Epikur wird von den Mitgliedern der Schule bloß das eine gefordert, daß sie „zusammen philosophieren.“ Offenbar aber muß dieser Begriff möglichst weit gefaßt werden, ja sogar dürfte er eine nach außen wirkende Thätigkeit nicht ausschließen, sei es durch Ausarbeitung von Schriften oder auch durch Erteilung von Unterricht.

Dafür in der That, daß der jedesmalige Vorstand der Schule auch ihr einziger Lehrer gewesen wäre, läßt sich auch nicht die Spur eines Beweises beibringen, während eine Reihe von Thatsachen das Gegenteil völlig außer Zweifel stellt.

Dazu führen zunächst Erwägungen allgemeinerer Art. Wie mag man es, um unter vielen ähnlichen Beispielen nur das eine anzuführen, glaublich finden, Theophrast, dessen Lehrgabe als eine außerordentlich glänzende gepriesen wird, habe, da er höchstens zwölf Jahre jünger als Aristoteles war, bis nach seinem fünfzigsten Lebensjahre warten müssen, ehe er dieselbe erproben konnte? Die Unmöglichkeit einer solchen Annahme wird aber zum Überflusse durch ein ausdrückliches Zeugnis erwiesen. Der Redner Dinarch, der bereits vor Aristoteles Tod eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielte, wird ausdrücklich als Schüler des Aristoteles und des Theophrast bezeichnet. Aber auch für Aristoteles steht es fest, daß er bereits zu Lebzeiten Platons seine Lehrthätigkeit begonnen hatte. Und wo anders könnte dies geschehen sein als in den Räumen der Akademie? Erwähnt mag hier noch die Stelle aus Theophrasts Testament werden, in welcher er nach Aufzählung der zehn Mitglieder der Schule dem gleichnamigen Enkel des Aristoteles das Recht wahr, wenn er es später wünsche, in die Schule einzutreten und daran die Aufforderung an die älteren Mitglieder der Schule knüpft, dessen Ausbildung in der Philosophie die größtmögliche Sorgfalt zuzuwenden.

Den klarsten Beweis jedoch in dieser Hinsicht bietet die Schilderung eines sonst ziemlich unbekanntem, mit Plato gleichzeitigen Komödiendichters, die uns zugleich gestattet für einen Augenblick in die Schulsäle der Akademie einzudringen.

Die ganze Szene ist offenbar eine ziemlich schale Nachbildung einer viel besser gelungenen der Wolken des Aristophanes. Schon deshalb ist die Wirkung eine geringere, weil sie, wohl infolge des Verbots lebende Personen auf die Bühne zu bringen, nur eine erzählte ist. Veranlaßt wird der betreffende Bericht durch die Frage, was gegenwärtig Platon, Speusippos und Menedemos in den Gymnasien der

Akademie trieben, ein Plural, der sich nur dadurch erklärt, daß an gleichzeitig erteilten Unterricht gedacht wird. Die Antwort lautet zunächst allgemein, indem gesagt wird, daß sie ihre Schüler in der Aufstellung von Definitionen und Unterscheidungen von Begriffen übten. Als Beispiel folgt die Aufgabe, was ein Kürbis sei. Die zum Teile höchst sonderbar lautenden Antworten erregen in so hohem Grade das Mißfallen eines zufällig anwesenden sizilischen Arztes, daß er es nicht zu verhehlen vermag, sondern dasselbe in ebenso vernehmbarer als höchst unziemlicher Weise zu erkennen giebt. Dieser Zwischenfall stört jedoch weder die geistige Arbeit der Schüler noch Platos Ruhe: vielmehr fordert der Philosoph seine Zuhörer auf sich noch weiter im Nachdenken zu üben.

Wie unendlich verschieden lautet diese Schilderung von derjenigen, die man nicht selten von Platon inmitten seines Schülerkreises entworfen hat! Weder von den Ufern des Ilissos, noch auch von der mächtigen, blühendes Gesträuch beschattenden Platane, oder dem an ihrem Fuße dahinrieselnden Quell, noch von den herrlichen Baumgängen der Akademie, unter denen Platon auf- und abwandelnd Worte der Weisheit seinen Schülern mittheilt, ist hier auch im entferntesten die Rede! Weit mehr aber als solche der dichterischen Umrahmung der Platonischen Dialoge entlehnte Phantasiegebilde darf, trotz ihres scurrilen Charakters, die Schilderung des Komödiendichters Anspruch darauf erheben, die Wirklichkeit getreu wiederzuspiegeln. Unzweifelhaft ist sie Karrikatur, aber eine solche, die, wie dies der sizilische Arzt deutlich genug beweist, auf irgend welchem zum Stadtklatzch gewordenen Vorgang beruht, und die übrigens, mag auch die Verzerrung eine noch so große sein, in ihren Grundzügen einen das Sokratischen Gepräge tragenden methodischen Unterricht erkennen läßt. Merkwürdig ist übrigens hier ein zufälliges Zusammentreffen. Unter Platos Namen besitzen wir noch eine Sammlung von Definitionen und sogenannten Diäresen oder Unterscheidungen. Unzweifelhaft unechte Werke, sind es doch Schulbücher, wie sie seit ihrem Bestehen die Platonische Schule hervorgebracht hat und wie sie einem Unterrichte nach Art des oben geschilderten zu dienen bestimmt waren.

Wie wenig übrigens die gewöhnlichen Vorstellungen von Platos Lehrweise mit dem übereinstimmen, was ausdrücklich bezeugt wird, dies zeigt ein anderes Beispiel, in welchem die Rede von zusammenhängenden Vorträgen ist, die er zu halten pflegte. Etwas Thörichteres als der Einfall, dieselben hätten mit Platos Geheimlehre in Beziehung gestanden, läßt sich kaum denken. Nicht nur ist diese angebliche Geheimlehre selbst ein bloßes Hirngespinnst, sondern gerade diese Vorträge waren weniger für die Schule als für das große Publikum bestimmt. Spricht doch ein späterer Schriftsteller von nichts weniger als von Scharen von Zuhörern, die von überall her, von den Feldern, aus den Weinbergen, ja bis aus den Silberbergwerken herbeigeströmt kamen, in der Hoffnung etwas unmittelbar für sie Nützlichendes aus Platos Munde zu erfahren. Lassen wir jedoch diese vielleicht etwas überschwenglich gehaltene Schilderung beiseite, um uns an das zu halten, was Aristoteles über diese Vorträge geäußert hatte, so erfahren wir, daß sie jedesmal eine gewisse Enttäuschung hervorriefen, indem Platon statt, wie es sich die

meisten vorstellten, seinen Gegenstand, die Frage nämlich über das Gute, in allgemein verständlicher und unmittelbar praktischer Weise zu behandeln, vielmehr sich in tiefgründige, mit der pythagoreischen Zahlenlehre in Verbindung stehende Spekulationen verlor. Auf diese Weise geschah es, daß nach und nach die Reihen der Zuhörer sich lichteten, bis schließlich nur noch der engere Schülerkreis übrig blieb.

Verbürgt wird übrigens die eben erwähnte Thatsache von solchen Versuchen, die Platon, wahrscheinlich schon in vorgerückterem Alter stehend, gemacht hat, um auf diese Weise auf das größere Publikum einzuwirken, durch das Vorhandensein von noch viel späteren Aufzeichnungen dieser Vorträge, die von einer Anzahl von Schülern Platons, unter anderen auch von Aristoteles, gemacht worden waren.

Leicht könnte von der Erwähnung dieser Vorträge Veranlassung genommen werden, um von dem Zusammenhange zu sprechen, in dem offenbar eine große Anzahl philosophischer Schriften im Altertume mit der Lehrthätigkeit ihrer Verfasser steht, wie dies insbesondere auch unzweifelhaft für eine viel größere Reihe von Werken des Aristoteles der Fall ist, als dies gewöhnlich zugegeben wird. Allgemeineres Interesse dürfte jedoch eine derartige Untersuchung schon deshalb, weil sie eine vielfach verwickelte ist, kaum zu beanspruchen imstande sein.

Eher vielleicht ließe sich ein solches denjenigen Angaben abgewinnen, die sich auf den in der Schule des Aristoteles eingeführten Studienplan beziehen, wenn sie nur etwas ausführlicher wären. Fest steht jedenfalls so viel, daß dort der Unterricht zu zwei verschiedenen Tageszeiten stattfand. Die schwereren Kollegien, wie wir es nennen würden, fielen auf die Morgenstunden, während die leichteren z. B. die Vorträge über Rhetorik, des Nachmittags gehalten wurden. Daher der Witß eines Komikers über den als Feinschmecker bekannten Redner Hyperides, von dem er behauptete, er hielte seinen täglichen Morgenkursus auf dem Fischmarkte. Um die eigentliche Pointe zu verstehen, muß allerdings an die doppelte Bedeutung des Wortes Peripatos Spaziergang und Philosophenschule erinnert werden.

Dies führt uns zu einer bisher noch nicht berührten und keineswegs leichten Frage. Es ist bekannt, daß die Bezeichnungen der einzelnen Philosophenschulen einfach irgend welcher Örtlichkeit entlehnt sind, in deren unmittelbaren Nähe sich dieselben befanden. Dadurch aber wird es schwer in zahlreichen Fällen zu entscheiden, ob die Schule oder der betreffende Ort, dessen Namen sie trug, gemeint ist. Wichtig ist diese Frage hauptsächlich deshalb, weil von ihrer Lösung die Entscheidung darüber abhängt, wo der Unterricht stattfand. Die gewöhnlich verbreitete Vorstellung neigt dahin, derselbe sei in den betreffenden, dem öffentlichen Gebrauche bestimmten Räumlichkeiten erteilt worden. In diesem Falle hätte die Schule nur den Mitgliedern derselben zum Aufenthalt gedient. Wie unwahrscheinlich dies ist, braucht kaum näher ausgeführt zu werden. In einzelnen Fällen, und hier mag an die eben erwähnten Vorträge Platons erinnert werden, können wohl größere Räumlichkeiten notwendig geworden sein: wie aber ist die Erteilung eines wirklichen Unterrichtes an einem jedermann zugänglichen Orte denkbar?

Was übrigens die Räume, über welche die einzelnen Schulen verfügt haben, betrifft, so wäre es wohl ein Irrtum sie sich allzu bescheiden vorzustellen. Die in Theophrasts Testamente enthaltene Erwähnung der einzelnen zum Peripatos gehörenden Gebäude, wenn sie auch von keinerlei Maßangaben begleitet ist, erweckt nichtsdestoweniger die Vorstellung ziemlich großartiger Verhältnisse. Aus dem ersparten, in Timarchos Händen befindlichen Gelde, von dem bereits oben die Rede war, soll der weitere Ausbau und die würdige Ausstattung der Schule bestritten werden. Zuerst ordnet Theophrast die Vollendung des Museums an, sowie die Aufstellung eines Standbildes des Aristoteles, dem ein Platz im Heiligtume neben den dort bereits vorhandenen angewiesen wird. Ferner wird der Ausbau einer kleineren, an das Museum anstoßenden Halle, die zur Aufnahme bereits vorhandener geographischer Darstellungen bestimmt wird, anbefohlen.

Den Grundriß der Schule nach diesen Angaben zu entwerfen dürfte wohl kaum gelingen. Ob das Heiligtum vom Museum verschieden war, läßt sich schwer entscheiden, wenn auch die bereits früher erwähnte Aufstellung des Standbilds Platos im Museum der Akademie vielleicht für die Identifizierung spricht. Nicht erwähnt sind die notwendig vorhandenen Wohnräume, während die kleine Halle, die genannt wird, selbstverständlich das Vorhandensein einer großen Halle voraussetzt. Dienten dieselben, was immerhin wahrscheinlich ist, als Auditorien, so müssen sie ziemlich geräumig gedacht werden. Ist doch die Rede von nicht weniger als zweitausend Schülern, die Theophrast zu derselben Zeit gezählt haben soll.

Unter den bisher genannten Philosophenschulen ist noch keinerlei Rede von derjenigen gewesen, die ihren Namen, den der stoischen, der sogenannten Stoa Poikile, wo angeblich ihre Vorträge stattfanden, verdankte. Merkwürdigerweise ist über ihre innere Einrichtung auch nicht das Mindeste bekannt. Nicht unmöglich erscheint es deshalb, daß hier eine ganz andere Organisation vorlag: ja sogar, daß, wie dies schon der naheliegende Hinweis auf Antisthenes wahrscheinlich macht, von einer eigentlichen Schule keine Rede sein darf, sondern bloß von öffentlichen Vorträgen, die vielleicht, so sonderbar auch der Vergleich scheinen mag, viel eher Ähnlichkeit mit Predigten als mit eigentlichem Schulunterricht hatten.

Nicht widersprechen würde einer solchen Ansicht dasjenige, was wir über die dem Stifter dieser Sekte, dem Philosophen Zenon, und zwar trotz seiner semitischen Abstammung, zu teil gewordenen Anerkennung erfahren. Außer der ihm ohne Zweifel noch bei Lebzeiten zuerkannten Ehre des goldenen Kranzes wurde beschlossen ihm auf öffentliche Kosten ein Grabmal zu errichten und zwei die betreffenden Beschlüsse tragenden Stelen in der Akademie und im Lyceum aufzustellen: dies alles, weil er selbst in allem sich tugendhaft bewährt, die um ihn versammelte Jugend zur Tugend und Weisheit ermahnt und zum Guten angeregt hatte und so durch sein eigenes in voller Übereinstimmung mit seiner Lehre stehendes Leben allen ein Beispiel gewesen war.

Die dem Zenon erwiesene Ehre darf zugleich zum Beweis dafür dienen, wie sehr sich seit Sokrates Tode die Ansichten geändert hatten. Nicht so lange hatte

es übrigens gedauert, ehe die öffentliche Meinung sich günstig für die Philosophenschulen ausgesprochen hatte. Zu den Verdiensten, die sich Demetrius der Phalereer um die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in Athen erworben hat, gesellt sich insbesondere auch die Fürsorge, welche er den Philosophenschulen, denen er seine Bildung verdankte, angedeihen ließ. Durch ihn wurden dieselben zum erstenmale öffentlich anerkannt, indem durch Maßregeln, deren nähere Kenntniss sich uns leider entzieht, die Fürsorge des Staats sich an der in denselben studierenden Jugend fundgab.

Noch viel deutlicher jedoch zeigt der Ausgang eines Kampfes, den die Philosophenschulen nach Demetrius Sturze zu bestehen hatten, wie tief sie bereits wurzelten. Im Jahre 307 v. Chr. gelangte auf Antrag des Sophokles, des Sohnes des Antikleides, ein Gesetz zur Annahme, durch welches die Eröffnung einer Philosophenschule ohne vorherige Genehmigung durch Rat und Volk mit Todesstrafe bedroht wurde. Offenbar war dies ein Schlag, durch den die engherzigen Ultrapatrioten Athens sowohl die Fremden, aus denen die Mehrzahl der Lehrenden bestand, als auch die Anhänger monarchischer Verfassung, zu denen die meisten Philosophen zählten, zu treffen hofften. Nur kurz war jedoch der Erfolg einer Maßregel, die zunächst die Entfernung Theophrasts aus Athen veranlaßte. Ist die oben angegebene Schülerzahl, die gerade bei dieser Gelegenheit erwähnt wird, richtig, so mußten schon Rücksichten auf den Wohlstand Athens, da auch die große Mehrzahl der Zuhörer Fremde waren, ausschlaggebend sein. Bereits im folgenden Jahre unterlag Sophokles einer gegen ihn vom Peripatetiker Philon gerichteten Anklage. Aus der von Demochares zu Gunsten des Gesetzes gehaltenen Rede sind noch einige Stellen übrig. Die eine ist gegen Sokrates gerichtet. So wenig, hatte der Redner gesagt, wie sich aus einem Thymianstengel ein brauchbarer Lanzenenschaft herstellen läßt, so wenig eignete sich Sokrates zum tapfern Soldaten, noch auch wird sich durch Reden wie die seinigen ein tüchtiger Mann heranbilden lassen. Eine solche Sprache war vielleicht etwas gewagt im Munde des Neffen des Demosthenes, denn dies war Demochares: in dem einen Punkte aber hatte er unzweifelhaft Recht, wenn er in erster Linie Sokrates für die Existenz der Philosophenschulen verantwortlich machte.

Ob es freilich Sokrates Geist war, der sich überall in der nachfolgenden Entwicklung zu erkennen giebt, darf bezweifelt werden. Schon Aristoteles hatte dieselbe in eine Bahn gelenkt, welche nach einer ganz anderen Richtung hinführte. Noch viel deutlicher zeigt sich dies in der großartigsten Schöpfung, die das Altertum auf diesem Gebiete gekannt hat, dem Museum in Alexandrien. Den Versuch zu zeigen, wie dasselbe, abgesehen natürlich von dem durch die Großartigkeit der den Königen Agyptens zu Gebote stehenden Mitteln bedingten Unterschied nichts anderes gewesen ist als die bis ins einzelne gehende Nachbildung der Akademie und aller ihrer Nachahmungen, würde zugleich ein Mittel sein, gleichsam die Probe für die vollständige Richtigkeit, dessen, was wir gesagt haben, anzustellen. Zudem wir aber auf dieselbe verzichten, mag es uns nur noch erlaubt sein darauf hinzuweisen, wie auch hier wieder es der schon mehrfach

genannte Name des Phalereers Demetrius ist, des Schülers des Aristoteles, des Freundes des Theophrast, des Ratgebers der Ptolemäer, der uns als derjenige entgegentritt, auf dessen Rat hin eine Anstalt ins Leben gerufen worden war, die an Bedeutung alle ähnlichen im Altertume weit übertroffen hat.



Erinnerungen aus dem Orient.

Von

P. von Tchihatchef.

VIII.

Ehe ich die das feste Gerüst Kleinasiens bildenden Hauptfelsarten bespreche, glaube ich einige Worte über diejenigen Mineralsubstanzen sagen zu müssen, die für den Gebrauch des Menschen am wichtigsten sind, obwohl in streng wissenschaftlichem Sinne solche Substanzen bei der Erwähnung der dieselben enthaltenden Felsarten angeführt werden sollten. Da jedoch meine Arbeit nicht für Fachgelehrte bestimmt ist, so sind Mineralsubstanzen für meine Leser nur insofern von Interesse, als sie sich auf das gesellschaftliche Wohl beziehen und Bestandteile des materiellen Reichthums eines Landes darstellen. Wir wollen dieselben also nur unter diesem Gesichtspunkte betrachten und somit die wichtigsten Erzeugnisse der Bergwerke Kleinasiens erwähnen.

Zu diesen gehören Silber, Blei und Kupfer. Das Quantum ihrer jährlichen Produktion kann in runden Zahlen etwa folgendermaßen angegeben werden: 2600 kg Silber, 900000 kg Blei, 1200000 kg Kupfer. Die Summe der Rohprodukte stellt also einen Wert von circa 4000000 Frcs. dar, und der von der Regierung gewonnene Netto-Ertrag beläuft sich auf etwa 2000000 Frcs.

Außer diesen drei Metallen würde Kleinasien eine ungeheure Masse von Eisen hervorbringen, das aber leider nicht ausgebeutet wird. Ferner enthalten die Gebirge Cariens ausgedehnte, aber nur selten und nur oberflächlich bearbeitete Lager von Corund¹⁾, und die östlichen Teile des Pontus sind reich an Alunit, welcher vorzüglichen Alaun liefert, trotz des höchst ungenügenden²⁾ technischen Verfahrens und der Gleichgiltigkeit, mit der die Lokalbehörde diesen bedeutenden Erwerbszweig behandelt. Übrigens ist dies mehr oder weniger bei allen Zweigen des Bergbaues der Fall; denn der Ertrag der oben erwähnten Metalle, deren praktische Bedeutung zu sehr in die Augen fällt, als daß sie der Aufmerksamkeit der Regierung ganz entgehen könnte, bildet einen nur sehr geringen Teil desjenigen, was das Land liefern könnte, wenn der Abbau derselben sich nicht auf eine geringe Anzahl von Örtlichkeiten beschränkte, besonders aber, wenn dieser Abbau nach

¹⁾ v. Tchihatchef: Géologie de l'Asie Mineure, V. I pag. 562.

²⁾ Ibid. pag. 379.

wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben würde. Denn die Gewinnung des durch die Schmelzhütten gelieferten, verhältnismäßig unbeträchtlichen Quantum von Silber, Blei und Kupfer ist mit einem ungeheuren Verlust wertvoller Substanzen verbunden, einem Verlust, welcher beim Schmelzen silberhaltiger Erze auf 30, bei dem der kupferhaltigen auf 10 Prozent angeschlagen werden kann, während in Europa kein Hüttenmann beim Schmelzen der Silbererze einen Verlust über 5 Prozent annehmen darf¹⁾.

Höchst merkwürdig ist es, daß, obgleich der Bergbau bei den Alten sehr unentwickelt war, zumal hinsichtlich der Metallurgie, die so innig mit der Chemie, einer den Griechen und Römern gänzlich unbekanntem Wissenschaft, verbunden ist, dennoch Kleinasien und einzelne Teile der europäischen Türkei die Hauptquelle der Mineralschätze des Altertums bildeten. Rosenmüller²⁾ glaubt, daß das von Jeremias erwähnte Eisen des Nordens von den Chalybdiern stammt, die als Bewohner von Pontus für die Hebräer allerdings ein nordisches Volk waren; außerdem macht der gelehrte deutsche Altertumsforscher darauf aufmerksam, daß die Griechen den Stahl mit dem Worte Chalybes bezeichneten. Die Ausbeutung des goldhaltigen Sandes vom Berge Imolus reicht ebenfalls bis in ein sehr hohes Alter, nämlich bis in das 6. Jahrhundert v. Chr., indem diese Sandablagerungen dem lydischen Könige Krösus seine sprichwörtlich gewordenen Schätze spendeten, gerade so wie später die des Königs Philippus aus den Bergwerken Mazedoniens stammten, von denen, besonders von den im Thale des Strymon befindlichen, Herodot mit Bewunderung spricht. Er berichtet³⁾ ebenfalls, daß der der Insel Thasos gegenüberliegende Teil von Thrazien reich war an Grubenbauten, die den Bewohnern der Insel ein jährliches Einkommen von 200 bis 300 Talenten (etwa 8000000 Frs.) lieferten, also ein viel beträchtlicheres als das, welches die türkische Regierung von sämtlichen Bergwerken Kleasiens bezieht. Rumelien, welches die metallreichsten Gegenden des Altertums, Mazedonien und Thrazien, umfaßt, besitzt heut nur zwei Bergwerke, nämlich Kupfmaden und Sidere Kapussi, die zusammen 760 kg Silber und 1900 kg Blei liefern, und doch liegen die

¹⁾ Die Zahl der heute im Gange befindlichen Bergwerke Kleasiens beschränkt sich auf 10, nämlich 5 Silbergruben (Zumachshan, Denek, Aldagh, Gebac und Kladi), welche das Silber aus silberhaltigem Bleiglanz gewinnen, 4 Kupfergruben (Argana, Enili, Kure und Halva) und eine Bleigrube (Berefelli). Es soll früher eine größere Anzahl von Bergwerken im Betriebe gewesen sein, allein man hat mehrere derselben aufgegeben und zwar aus Ursachen, welche in Europa wahrscheinlich nicht als begründet gelten würden. Zwar hat die türkische Regierung häufig ausgezeichnete europäische Sachmänner berufen und ihnen eine offizielle, gut besoldete Stellung angewiesen; aber man braucht diese Herren, von denen nur wenige lange in ihrer Stellung blieben, nur zu fragen, um zu erkennen, in welcher Lage europäische wissenschaftliche Spezialisten sich in solchen Fällen befinden. Ihr offizieller Charakter erweckt nur Neid und Haß bei den Muhamedanern, und ihre besten Kräfte gehen auf in dem fruchtlosen Kampfe mit Unwissenheit, Vorurteil und Starrsinn; zudem fehlt ihnen die unentbehrliche Unterstützung sachkundiger Untergebenen. Ihre Stellung ist so zu sagen die eines Generals, dem man den Auftrag, einen Feldzug zu unternehmen, aber weder Soldaten noch Waffen giebt.

²⁾ Biblische Naturgeschichte I. IV, S. 63.

³⁾ Herodot VI, 46, 48.

verschmähten Schätze Mazedoniens auch jetzt noch so zu sagen an der Oberfläche des Bodens. Denn die angeschwemmten Ablagerungen des nördlich von Salomki gelegenen Landes und der vom Kara-su (Nestos der Alten) bewässerten Thäler enthalten viele Goldsplitter und manchmal sogar ziemlich große Stücke gediegenen Goldes; dies ist auch den Bewohnern (Griechen und Armeniern) durchaus nicht unbekannt, so daß sie einen geheimen Abbau betreiben, der ihnen jährlich über 300 kg Gold einbringt. Die geheimnisvolle Beute wird für niedrigen Preis an Juden verkauft, welche Mittel finden, um dieselbe nach Transylvanien einzuschmuggeln, wo die Besitzer der goldführenden Sandablagerungen den wohlfeilen Schatz um so bereitwilliger erwerben, als sie denselben für das Produkt ihrer eigenen Goldfelder ausgeben und als solches der österreichischen Regierung überliefern, deren Behörden, unbekannt mit dem Betruge, die Kontrebande als Vertreter des Nationalgewerbes empfangen und sich wahrscheinlich über den blühenden Zustand derselben beglückwünschen. Sogar nach der Eroberung von Konstantinopel scheint der von den Alten mit so großem Erfolge betriebene Bergbau sich noch eine Zeit lang erhalten zu haben; denn Ismael Bey, unabhängiger Fürst von Sinope, dem Muhamed II. im Jahre 1400 sein Land entriß¹⁾, bezog aus den in der Umgegend der Stadt liegenden Kupfergruben ein jährliches Einkommen von 200000 Dukaten²⁾.

Diese kurze Übersicht über den ehemaligen Zustand des Bergbaues in Kleinasien ist hinreichend, um den großen Mineralreichtum des Landes zu beweisen, besonders wenn wir die Geringsfügigkeit der technischen Mittel berücksichtigen, die den Alten zu Gebote standen. Wir brauchen also nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückzukommen, sondern können sogleich die geologische Geschichte Kleinasiens (und zwar, wie schon gesagt, stets in populärer und allgemein verständlicher Weise) zu entwickeln versuchen.

Wenn wir die Felsarten Kleinasiens betrachten, so bemerken wir das Vorkommen der eruptiven (plutonischen), d. h. derjenigen, welche nach der Meinung der meisten Geologen sich im Innern der Erde durch die mehr oder weniger wirkende Hitze gebildet und die Kruste der Erde durchbrochen haben, um sich entweder in teigartigem oder in flüssigem Zustande auf die Oberfläche derselben zu ergießen. Unter den Felsarten dieses Ursprungs, die einen bedeutenden Platz in dem festen Gerüste Kleinasiens einnehmen, erinnern viele an die Auswürfe unserer heutigen Vulkane, z. B. des Vesuv, des Ätna, der Insel Santorin, der Vulkane Mexikos u. s. w.; es sind nämlich solche Felsarten, die man mit den Namen Trachit, Dolerit, Basalt &c. bezeichnet.

Trotz der hervorragenden Rolle, welche die eruptiven Felsarten in Kleinasien

¹⁾ Gibbon, *The Decline and Fall of the Roman Empire* pag. 1240.

²⁾ Die merkwürdige, bei Kleinasien wahrgenommene Thatsache, daß das Land auch in bergmännischer Hinsicht im Altertum weit höher stand als jetzt, zeigt sich auch bei Spanien, wo, wie ich bewiesen habe (s. meine Schrift *Espagne, Algérie et Tunisie*), die Silbergruben des Landes unter den Karthagern und Römern zehnmal mehr Silber zu Tage förderten als heute, und doch wird der Bergbau in Spanien in einer viel gründlicheren, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft weit mehr entsprechenden Art betrieben als in Kleinasien.

spielen, nehmen sie jedoch in der geologischen Entwicklung einen neueren Platz ein, denn sie sind in einer Epoche hervorgetreten, wo schon ein großer Teil der Halbinsel vorhanden war, nämlich der aus solchen Felsarten zusammengesetzte, die man im Gegensatz zu den eruptiven die sedimentären oder neptunischen nennt, d. h. solche, die sich durch Niederschläge im Wasser abgesetzt haben und dann infolge der Bodenerhebung der Meer- oder Süßwasserbecken trocken gelegt worden sind. Daß solche Niederschläge stattgefunden haben, wird durch die in den letzteren enthaltenen organischen Reste vollkommen bewiesen, die eine große wissenschaftliche Bedeutung haben, da der Vergleich derselben mit den in der Jetztzeit vorhandenen Tier- oder Pflanzenformen die Bestimmung des Alters gestattet, welchem diese fossilen Körper angehören. Nur auf solchen Betrachtungen beruht zum großen Teile die von der Wissenschaft für die sedimentären Ablagerungen angenommene Klassifikation, nämlich die Einteilung in paläozoische, sekundäre, tertiäre, quartäre (diluviale) und jüngste Formation; für die letzte gebrauchen die französischen Geologen den terminus technicus: pleistocene. Alle diese Formationen stellen in der Geschichte unserer Erde ebensoviele Hauptepochen dar, von denen jede eine mehr oder weniger von der unsrigen verschiedene Flora und Fauna enthält. Man begreift also, daß das gründliche Studium solcher organischen Reste eine ungeheure Ausdehnung haben muß, denn es umfaßt nicht bloß die in fossiltem Zustande erhaltenen Körper (die sogenannten Petrefakta), sondern auch die jetzt lebenden Organismen, welche jenen als Vergleichungsobjekte dienen; deshalb bildet dieses Studium einen besonderen Zweig der Naturkunde unter dem Namen Paläontologie, eine noch junge Wissenschaft, die aber schon jetzt als der Grundstein des riesenhaften Gebäudes der geologischen Geschichte unserer Erde angesehen werden muß.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gehören die westlichen, östlichen und südlichen Striche der Halbinsel zu den ältesten Teilen derselben, da sie aus paläozoischen Gebilden bestehen, so daß das heutige Kleinasien durch einige Inseln inmitten des ungeheuren Ozeans vertreten war, aus welchem mehrere Teile Europas, Asiens und Amerikas ebenfalls als Inselgruppen hervorrugten. Was die Gleichzeitigkeit aller dieser Inselgruppen beweist, ist die ausdrückliche Übereinstimmung zwischen den in den Ablagerungen derselben enthaltenen organischen Resten, die auf eine für die paläozoische Epoche charakteristische Fauna und Flora hinweisen.

In Kleinasien wie in allen anderen Weltteilen erhielt zur Zeit der Kohlenformation (einer Unterabteilung der paläozoischen) der große, damals unsere Erde vorstellende Archipel einen Zuwachs durch neue Inselgruppen, charakterisiert durch eine üppige, tropische Vegetation, deren ungeheure Schätze sich bis heute in der Gestalt von Kohlenlagern erhalten haben. Diese Epoche hat in Kleinasien weit weniger Spuren hinterlassen als in Europa; zwar treten dort die unteren Abdachungen dieser Formation auf, aber Kohlenflöze sind sehr selten, und außer den verhältnismäßig geringen, auf der nördlichen Küste entdeckten Kohlenlagern vermochte ich dieses schätzbare Material nirgends zu finden, obgleich ich das

Vorhandensein derselben in den mehr östlich liegenden Teilen der Halbinsel vermute¹⁾).

Die Übereinstimmung, welche sich zwischen Europa und Kleinasien während der paläozoischen Epoche zeigt, hört mit dieser auf; denn die nun folgende, sekundäre Epoche ist in Kleinasien weit unvollständiger vertreten als an mehreren Punkten Europas; man kann also sagen, daß seit der sekundären Periode die geologische Entwicklung jenes Landes immer mehr und mehr von der Europas abweicht und eine stets zunehmende Individualität hervortreten läßt. Deshalb wollen wir bloß bei der tertiären, quartären und jüngsten Formation verweilen, besonders bei der ersten, bei deren näherer Betrachtung wir dasjenige hervorheben wollen, was Kleinasien mit Europa gemeinsam hat und was jenem eigentümlich ist. —

Die tertiäre Epoche, während welcher ein bedeutender Teil des europäischen Festlandes emporgehoben wurde, ist sowohl in Europa als auch in Kleinasien durch zahlreiche und wichtige Erschütterungen und Risse unserer Erdrinde bezeichnet; denn grade während dieser Epoche fand in Kleinasien der Ausbruch der Trachyte, Dolerite und Basalte statt, die die Spuren ihrer Wirkung nicht bloß dadurch hinterlassen haben, daß sie die verschiedenen, schon damals das feste Gerüste der Halbinsel bildenden Ablagerungen durchbrachen und zerschmetterten, sondern auch dadurch, daß sie noch heute auf mehreren Punkten der Oberfläche sich stolz als Denkmäler dieser furchtbaren Katastrophe erheben. Solche Denkmäler sind hier so zahlreich und noch so wenig bekannt, daß ich glaube, wenigstens eins derselben, den Berg Argäus, erwähnen zu müssen, um einen Begriff von dem riesenhaften Maßstabe zu geben, welchen die vulkanischen Erscheinungen in Kleinasien darbieten. Ich will demnach einige Augenblicke diesem interessanten Gebirge widmen, dessen klimatische und pflanzengeographische Verhältnisse wir in unseren vorhergehenden Artikeln schon kennen gelernt haben.

Die im Altertum unter dem Kollektivnamen Mons Argäus bekannte Gebirgsgruppe, der heutige Erdjias Dagh, befindet sich im östlichen Teile Kappadociens, in bedeutender Entfernung vom Meere, da der nächste maritime Punkt, die Küste Ciliciens, noch immer 96 km von demselben entfernt ist. Die fast ausschließlich aus Trachyt bestehende Berggruppe, mit den ungeheuren Anhäufungen von Tuff, Schlacken und anderen, mehr oder weniger durch Wasser umgestalteten vulkanischen Auswürfen, bildet ein unregelmäßiges, mannigfaltig zerrissenes, von WSW. nach NNW. verlängertes Oval, welches eine Oberfläche von etwa 2000 qkm einnimmt. Dieser Flächeninhalt, größer als der der Insel Korsika und $\frac{1}{2}$ mal so groß wie der von Sizilien, ist somit etwa 7 mal größer als das vulkanische Gebiet des Aetna und übertrifft bedeutend das von Rom und den Campi phlegrei, sogar mit Einschluß der Gegenden von Veletri und Castelgandolfo, die von den phlegreischen Feldern durch Ablagerungen eines geringeren Alters getrennt sind. Endlich beträgt der Gipfelpunkt des Argäus nach meinen barometrischen Messungen 3991 m, so-

¹⁾ v. Tchihatchef, Géologie de l'Asie Mineure, V. I, pag. 719—725.

mit 600 m mehr als der Aetna, während der neapolitanische Vulkan, 3 mal übereinander getürmt, nicht vermag die Stirn des kappodokischen Riesen zu erreichen, eines Riesen, den noch keine europäischen Forscher zu der Zeit genügend beobachtet hatten, wo die höchsten Gipfel der Cordilleren der neuen Welt durch ausgezeichnete Gelehrte bestiegen worden waren. Die erste Besteigung des Argäus fand durch Hamilton statt, allein unter so ungünstigen Verhältnissen, daß die von diesem kühnen Versuche erwarteten Ergebnisse ausblieben; daher beschränkten sich die wenigen wissenschaftlichen Beobachtungen, die wir über dieses interessante Gebirge besitzen, auf diejenigen, welche die im Jahre 1848 von mir unternommene Besteigung lieferte¹⁾. Es ist wahr, daß die beschwerlichsten wissenschaftlichen Untersuchungen in Europa im Vergleich zu denen in Kleinasien in der That als Vergnügungserkursionen erscheinen, ein Unterschied, welcher seinen Grund in den Verhältnissen eines Landes findet, wo der Forscher alles aus dem Stegreif erschaffen muß, ehe er noch an den wissenschaftlichen Teil seiner Aufgabe schreitet; ist es dann so weit, so fühlt er sich schon erschöpft durch den oft fruchtlosen Kampf, den er anzufechten hat, um seiner Unternehmung irgend eine Aussicht auf Erfolg zu sichern. Könnte man die Besteigung des Argäus, die bei dem jetzigen Zustande des Landes weit schwieriger ist als die des Mont Blanc, mit Benützung aller der Hilfsmittel ausführen, welche in Europa dem Reisenden zu Gebote stehen, so würde der Argäeus gewiß leichter zu ersteigen sein als der Mont Blanc, wo man mit Schnee und Gletschern zu kämpfen hat, die auf dem Argäeus nicht vorhanden sind. Jedenfalls wird die wirkliche Schwierigkeit beim Ersteigen des Zentralkegels bloß durch das Herabstürzen von Steinblöcken verursacht, die sich von den höheren Regionen des Berges loslösen, und auch dieser, freilich sehr ernsthafte Übelstand scheint nicht immer mit derselben Heftigkeit aufzutreten, denn meine Führer, von denen 2 als Jäger schon einige Male den Gipfel des Berges erreicht hatten, versicherten mir, daß sie dieses Phänomen noch nie so heftig und drohend gesehen hätten wie gerade im Jahre 1848. Diese Erscheinung ist wahrscheinlich auf folgende Art zu erklären: Die ungeheure Menge der im Schnee versunkenen Blöcke wird durch den Frost während der Nacht festgehalten, aber sobald die Sonne den dieselben zusammenhaltenden Kitt erweicht hat, entwinden sie sich ihren Fesseln, und indem sie an die ihnen im Wege stehenden Felsen anprallen, werden sie nach verschiedenen Richtungen hinabgeschleudert. Sind die steilen Abhänge gar nicht oder nur mit einer dünnen Schicht von Schnee bedeckt, so gleiten die herabstürzenden Blöcke ohne Aufenthalt die Abhänge herunter, während das Vorhandensein größerer Schneemassen sie festhält. Nichts ist großartiger als dieses Erwachen des Kolosses. Nach einer durch keinen Laut eines lebendigen Wesens unterbrochenen feierlichen Stille ertönen plötzlich heftige Explosionen, denen zugleich ein Schwarm von Blöcken folgt, die sich in allen Richtungen kreuzen und zuweilen Parabeln in der Luft beschreiben. Trotz der strengen Befolgung

¹⁾ v. Tchihatchef, Géologie de l'Asie mineure, V. I, pag. 118—164, mit einer geologischen Karte Kleinasien's.

des von meinen Führern mir gegebenen Rates, vor Sonnenaufgang aufzubrechen und deshalb bei Ende der Nacht den Aufstieg zu beginnen, wurde uns doch die gefährliche Auszeichnung nicht erspart, dem Erwachen des Argäischen Riesen beizuwohnen, so daß wir einen großen Teil der ihm zu Ehren abgebrannten Schüsse auszuhalten hatten. Denn wir befanden uns häufig inmitten eines so starken Feuers, daß wir nicht bloß durch die uns entgegenrollenden Blöcke, sondern auch durch Projektile angegriffen wurden, die sich über unsere Köpfe hin nach allen Richtungen kreuzten, als wenn sie aus unsichtbarem Hinterhalt auf uns geschleudert wären.

Außer der Wichtigkeit des Argäus für alle Zweige der Naturkunde bietet er nicht weniger Interesse durch die historischen Momente dar, welche sich an denselben knüpfen und ebenfalls eine große wissenschaftliche Bedeutung haben; denn aus ihnen ergibt sich, daß noch in verhältnismäßig neuerer Zeit die Thätigkeit des Berges stattgefunden hat. So sagt Strabo (XII, 2) in seiner ausführlichen Beschreibung der Umgegend von Mazaca, dem heutigen Kaesaria: „In geringer Entfernung von der Stadt betritt man eine weite, mehrere Stunden lange Ebene, die vom Feuer verwüstet wird und von feuerspeienden Vertiefungen durchfurcht ist, so daß sich die Bewohner der Stadt gezwungen sehen, sehr weit zu gehen, um ihre Nahrungsmittel einzukaufen. . . . Während ganz Kappadocien waldlos ist, umgeben den Argäus¹⁾ Wälder, die den Bewohnern den Vorteil bieten würden, Holz in ihrer Nähe zu haben, wenn nicht die an die Wälder grenzenden Örtlichkeiten ebenfalls von Feuer heimgesucht wären. Auch kaltes Wasser fehlt nicht, allein weder Feuer noch Wasser befinden sich an der mit Rasen bedeckten Oberfläche des Bodens. Hier und da ist dieser morastig, und man sieht bei Nacht Flammen aus demselben auflodern. Diejenigen, welche dies wissen, betreiben das Fällen des Holzes mit Vorsicht, aber für die meisten Bewohner wird es höchst gefährlich sich an solche Örter zu wagen; besonders schlimm ist es für das Vieh, und ein großer Teil desselben findet seinen Tod in den äußerlich kaum sichtbaren, Feuer enthaltenden Vertiefungen.“

Ein ebenso wichtiges historisches Zeugnis für diesen Gegenstand liefert uns Claudianus (4. Jahrh. nach Chr.), der bei der Aufzählung der schauerlichen, während der Regierung des Honorius beobachteten Vorzeichen die vom Feuer glimmenden Gipfel des Argäus erwähnt: „Cappadocum tepidis Argaeus aeervis aestuat.“ Endlich stellen mehrere in der Umgegend von Kaesaria gefundene alte Münzen, von denen ich selbst einige gesehen habe, einen konischen, mit lodernder Flamme gekrönten Berg dar, der bestimmt kein anderer sein kann als der Argäus. Es ist also nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß zur Zeit Strabos und sogar im 4. Jahrh. nach Chr. der Argäus noch ein tüchtiger Vulkan war, aber ebenso steht fest, daß er es heute nicht mehr ist (um vielleicht einst aus seinem Schlummer wieder zu erwachen); denn allen Erkundigungen zufolge, die ich an Ort und Stelle während meines viermaligen Besuchs in Kaesaria-

¹⁾ Was, wie wir früher gesehen haben, heute keineswegs der Fall ist.

ria gesammelt habe, ist hier niemals etwas beobachtet worden, was an die Erscheinungen, von denen Strabo und Claudianus so ausdrücklich sprechen, erinnern könnte. Jedenfalls sind Erdbeben in der ganzen Umgegend von Kaisaria nicht selten.

Es wäre mir ein leichtes, in Kleinasien noch andere, ebenfalls sehr merkwürdige erloschene Vulkane anzuführen, wie z. B. den Bingöl Dagh (Berg der 1000 Seen), etwa 40 km südlich von Erzerum, in einer von räuberischen Kurden so arg heimgesuchten Gegend, daß ich der Gefahr ausgesetzt war, mit meinem Leben die Ehre zu bezahlen, der erste Naturforscher gewesen zu sein, der diesen Berg bestiegen und eine allgemeine Schilderung desselben veröffentlicht hatte¹⁾. Ferner wären zu erwähnen die ungeheuren trachytischen Massen des Ala Dagh (Olympus Galaticus der Alten), sowie auch die basaltischen Kegel, die zahlreichen Krater und ausgedehnten Lavaströme in der Gegend von Kula (in Phrygien), welche bei weitem alles übertreffen, was in dieser Hinsicht die Auvergne und die Eifel darbieten, mit einem Worte, eine große Menge von anderen grandiosen Denkmälern vulkanischer, heute schlummernder Thätigkeit, die sich fast überall in Kleinasien erheben, verdienen gewiß die Aufmerksamkeit meiner Leser, wenn eine solche Beschreibung nicht das Maß dieser Arbeit überschritte. Übrigens wird das Wenige, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, hinreichen, um zu beweisen, daß die in Europa für das tertiäre Zeitalter so charakteristischen vulkanischen Katastrophen nicht bloß in Kleinasien ebenfalls stattgefunden, sondern sich hier in einem viel größeren Maßstabe als irgendwo fundgemacht haben. Wir wollen deshalb die Erscheinungen etwas näher betrachten, welche während dieser und der jüngsten Epoche als eigentümlich für Kleinasien angesehen werden können und somit diesen Teil seiner geologischen Geschichte mit einem Gepräge von Individualität gestempelt haben.

Die Beobachtung, daß die organischen Geschöpfe, welche unsere Erde während der langen tertiären Periode bewohnt haben, eine merkliche Neigung offenbarten, sich mehr und mehr den Formen unserer jetzigen Fauna und Flora zu nähern, hat zu einer Einteilung der Tertiär-Formation in 3 Unterabteilungen Veranlassung gegeben, von denen die älteste (untertertiäre oder eozene) dadurch bezeichnet wird, daß ihre organischen Reste sich am meisten von der heutigen Schöpfung entfernen, während in der mittleren tertiären (miozänen) dieser Gegensatz viel schwächer wird und in der 3. Abteilung, der oberen tertiären (pliozänen) fast ganz verschwindet.

Nun aber zeigt sich die geologische Entwicklung dieser 3 Abdachungen in Europa ganz anders als in Kleinasien. So hat in dem letzteren Lande die eozene Epoche keine oder nur sehr geringe Spuren jener absonderlichen Wirbeltiere hinterlassen, welche damals mehrere Gegenden Europas bewohnten, besonders das mittlere Gebiet des hydrographischen Systems der Seine, wo auf der Anhöhe des Montmartre der unsterbliche Cuvier eine wunderbare, dem heutigen Tierreich vollkommen

¹⁾ v. Tchihatchef, Géologie de l'Asie mineure, V. I, pag 274.

fremde Fauna zu Tage förderte. Andererseits sind die Abdachungen der eozenen Epoche Kleinasien, obwohl sie fast gar keinen Rest von Wirbeltieren enthalten, auffallend reich an Vertretern der niederen Klassen des Tierreichs; denn ich allein vermochte ohne irgend einen Gehilfen 164 Arten von Weichtieren zu sammeln, unter ihnen 29 neue, während die Rhizopoden 25 Arten Nummuliten enthielten, eine Zahl, die die Hälfte aller (im Jahre 1850) bekannten Nummuliten darstellte und wahrscheinlich diejenige übersteigt, welche die an Nummuliten reichsten Gegenden, nämlich die Appeninen, die nordwestlichen Abhänge der Pyrenäen, und die südwestlichen Teile der Alpen aufweisen.

Das Gepräge der Individualität, welche das eozene Zeitalter in Kleinasien bezeichnet, ist noch schärfer ausgedrückt in dem nächstfolgenden, nämlich dem miozänen, einem der merkwürdigsten in der Geschichte der Erde, sowohl in Beziehung auf die Ausdehnung des damaligen Festlandes als auf die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, welche dasselbe bewohnten. So ergiebt sich aus den botanischen und zoologischen Untersuchungen Heers und Ungers, daß die bis jetzt bekannten 5 Erdteile damals bloß ein ungeheures Festland bildeten, von merkwürdigen Tieren bewohnt, von üppigen Pflanzen strotzend und durch ein so mildes und gleichmäßiges Klima begünstigt, daß das jetzt eisige Grönland mit Zameen, einer heute nur im tropischen Afrika vorkommenden Cycadeen-Art, geschmückt waren.¹⁾

Allein am Ende dieses Zeitalters erfuhren gewisse Gegenden dieses ungeheuren Festlandes sowohl in ihrem Relief als auch in ihren klimatischen Verhältnissen bedeutende Veränderungen. Dies ist eine höchst wichtige Thatsache, deren Entdeckung wir den letzten Arbeiten der Wiener Geologen, besonders des Professors Süß²⁾, verdanken, welcher gezeigt hat, daß in den übereinander abgelagerten See- und Süßwassergebilden des Wiener Beckens die zu oberst sich befindenden eine Fauna enthalten, deren bestimmte charakteristische, bloß im fossilen Zustande bekannte Arten jeder Formation des westlichen Europas fremd sind; und da fernere Untersuchungen die ungeheure Ausdehnung der durch solche Arten bezeichneten Ablagerungen bewiesen, indem diese über alle zwischen dem Wiener Becken und Zentralasien liegenden Länder verbreitet sind, so folgt daraus, daß am Ende des miozänen Zeitalters alle diese Länder von einer mehr oder weniger salzigen Wasserfläche bedeckt gewesen sein müssen, deren Niederschläge während der nächstfolgenden, nämlich der oberen tertiären Epoche (der pliozänen), trocken gelegt worden sind. Es handelt sich hier also um eine wichtige Erscheinung in der geologischen Geschichte unserer Erde, um eine Erscheinung, die in der bis dahin angenommenen wissenschaftlichen Klassifikation keinen Platz finden konnte; deshalb hat auch Süß die oben erwähnten Ablagerungen mit dem Namen sarmatische Stufen bezeichnet. Nun aber ergiebt sich aus den Arbeiten dieses ausgezeichneten Forschers wie auch aus denjenigen seiner gelehrten Mitarbeiter Stur und Hörneß³⁾, daß die sarma-

¹⁾ Göpperts Anmerkung (in G. Leonhard u. B. Geinitz. Neues Jahrb. x. 1860) über die Entdeckung von *Zamites arcticus* in den Ablagerungen Grönlands.

²⁾ Sitzungsbericht der k. Akademie der Wissensch. x. T. IV. an. 1860.

³⁾ Jahrb. der k. k. geol. Reichsanst. T. XVII, an. 1867.

tische See nicht bloß vom heutigen Pontus Eurinus über Kaspien und den Aral bis nach Zentralasien, sondern auch nördlich vom Aral hin sich erstreckte, daß sie ferner aller Wahrscheinlichkeit nach die östliche Seite der Uralkette bespülte und sich mit dem Eismeer verband. Ebenso geht aus diesen Arbeiten hervor, daß die sarmatische Epoche ein nordisches Klima hatte und daß wahrscheinlich während dieser Epoche die große Depression entstand, wo sich später das kaspische Meer bildete.

Wenn wir nun die von der mittleren tertiären Periode in Kleinasien hinterlassenen Spuren betrachten, so sehen wir, daß die Halbinsel nur an einigen der wichtigen, diese Periode bezeichnenden Ereignisse, und zwar in beschränkter Weise, teilgenommen hat. Jedenfalls gehören von den von mir in Kleinasien gesammelten, aus diesem Zeitalter stammenden organischen Resten, die sich auf 138 Arten belaufen, alle der Klasse niedriger Tiere an ohne irgend einen Vertreter der zahlreichen Wirbeltiere oder der mannigfaltigen Pflanzen, welche damals nicht bloß in den Europa am fernsten gelegenen Gegenden Kleasiens, sondern auch auf der Küste von Griechenland vorhanden waren; hier finden sich in der Umgegend des Dorfes Pifermi in Attika und Kumi auf Cuboea zahlreiche Reste üppiger Fauna und Flora, deren afrikanische Physiognomie zu beweisen scheint, daß zu dieser Zeit die hellenische Halbinsel mit Afrika verbunden war. Einen ähnlichen Schluß könnte man auch inbetreff Kleasiens machen, da Colvart und Neumayr das Glück hatten (welches mir versagt war), am Hellespontus nicht bloß Vertreter der Säugetierfauna von Pifermi, sondern auch der sarmatischen Stufen zu entdecken.¹⁾

Da aber bis jetzt die sarmatische Stufe nur an einem einzigen Punkte Kleasiens bekannt ist, so kann man annehmen, daß die Katastrophe, die am Ende des miozenen Zeitalters einen Teil Österreichs, Rußlands und des asiatischen Festlandes mit einer ausgedehnten Schicht Salzwasser bedeckte, nur bis zum nördlichen Saume Kleasiens vordrang, so daß die südliche Küste des schwarzen Meeres damals den Damm bildete, welcher das Eindringen des ungeheuren sarmatischen Meeres in das Innere von Kleasien verhinderte.

¹⁾ Neues Jahrb. f. Mineral., Geol. und Paläont. an. 1882 B. II, p. 104. Die von den beiden Gelehrten beobachteten Ablagerungen am Hellespont gehören in die tertiäre und quartäre Periode. In der ersteren lassen sich von unten nach oben folgende Glieder unterscheiden: a) rote Thone ohne Versteinerungen, b) Sande, Gerölle und terrentielle Bildungen mit zahlreichen, jedoch unbestimmbaren Resten von großen Säugetieren, c) große und grünliche Thone, Mergel, Gerölle, zarte volitische Kalke und Braunfohlen mit zahlreichen Süßwasser-Conchylien, von denen 17 Formen (10 neue) angeführt werden; merkwürdigerweise kommen zusammen mit den Süßwasser-Conchylien auch Reste von *Phoca pontica* und *Colotherium priseum* vor, sowie auch *Antilope* sp., *Sistriodon splendens* und *Trionyx* sp. d) sarmatische Kalksteine mit *Topes agraria*, *Ervilia podolica* und *Mactra podolica*. e) Sande und Gerölle mit der Säugetier-Fauna von Pifermi, wie: *Hippotherium grande*, *Sus erymantheus*, *Camio pardalis attixa*, *Tragosexas amalthés* u. In den Quartär-Bildungen werden 33 Meeresconchylien angeführt, unter denen sich eine ausgestorbene, jedoch keine nordische befindet, 15 der angeführten Arten leben noch heute im schwarzen Meere. Merkwürdig ist der Fund eines Steinmessers in diesen Ablagerungen.

War die Halbinsel von der sarmatischen Periode fast gar nicht beeinflusst, so scheint sie noch weniger durch die darauf folgende Bildung eines brakischen Beckens und durch die glaciäre Periode eine Veränderung erlitten zu haben. Das erste Ereignis geschah, nachdem ein großer Teil der sarmatischen Ablagerungen trocken gelegt worden war, während ein anderer Teil, nämlich die heute vom schwarzen Meer, Kaspien und Aral eingenommene Strecke, unter Wasser blieb, welches immer mehr seinen Salzgehalt verlor und brakisch wurde. In solchem Wasser setzten sich auf den sarmatischen Gebilden neue Ablagerungen ab, die die berühmten Verfasser der *Geology of Russia* als Aralo-Caspische bezeichneten, weil solche zuerst in den südlichen und östlichen Regionen Rußlands betrachtet wurden; später fand man dieselben allerdings auch in anderen Gegenden, namentlich in dem Wiener Becken, in den Donaufürstentümern u. a. Nun sind aber die Aralo-Caspischen Gebilde in Kleinasien nur durch isolierte, unbedeutende Teile vertreten, nämlich auf dem südlichen Littoral des schwarzen Meeres, der nördlichen Küste des Marmarasees und in dem Thale des Mäanders, welcher auf der Westküste der Halbinsel mündet. Hieraus scheint also hervorzugehen, daß zu der Zeit, wo das große Aralo-Caspische Becken vorhanden war, d. h. während der oberen tertiären (pliocenen) Epoche, das schwarze Meer schon mit dem griechischen Archipel in Verbindung stand; denn die Aralo-Caspischen Ablagerungen konnten in denselben nur durch den Bosphorus eindringen, da der Balkan den mehr nördlichen Durchgang versperrte. Somit stellt das Mäanderthal einen Meerbusen des großen Aralo-Caspischen Sees dar, welcher sich südlich vom schwarzen Meere über die Propontis bis zum heutigen griechischen Archipel erstreckte, während der übrige Teil Kleinasiens außer einigen littoralen Streifen vom Aralo-Caspischen See unberührt geblieben ist.

Ebenso verhielt es sich, wie schon oben bemerkt, mit der jüngsten großen physischen Katastrophe, die unsere Erde traf, nämlich mit der Glacial- oder Eisperiode, die am Anfang der Quartärperiode, folglich unmittelbar vor der unsrigen stattfand, zur Zeit, wo der größte Teil des Festlandes schon die Umrisse und das Relief von heute hatte, obwohl es auch später mehrere lokale Erhebungen und Versenkungen erlitt.

Das durch eine beträchtliche Temperaturabnahme bezeichnete Ereignis ist gewiß eins der wichtigsten in der Geschichte unserer Erde, gehört aber zugleich zu jenen Erscheinungen, deren geheimnisvolles Dunkel alle Bemühungen der Wissenschaft bisher nicht vermocht haben in befriedigender Weise zu lichten.

Aber nicht Kleinasien allein ist von den Wirkungen der Eisperiode verschont geblieben. In dem außerhalb der Gebiete der erratischen Blöcke liegenden Teile Südrußlands stellt diese Grenze, wie sie auf der Karte der *Geology of Russia* angegeben ist, eine sehr wellenförmige Linie dar; denn während sie in dem Gouvernement von Bologda kaum den 62. Grad nördl. Br. übersteigt, sinkt sie bei Woronej und Puluwel bis 51 Grad und hält dann plötzlich 500 km nördlich vom schwarzen und vom kaspischen Meere an, eine Entfernung, die nicht bedeutender ist als die zwischen London und Orleans oder zwischen Paris und Amsterdam.

Wäre heute in Paris oder London eine so strenge Kälte, daß sie den Boden mit Blöcke tragenden Eisstücken bedeckte, so würde man kaum begreifen, daß eine solche Katastrophe sich nicht auch in der Gegend von Amsterdam und Orleans fühlbar machen sollte. Diese Betrachtung paßt nicht mehr für die Region, welche das schwarze Meer von der südlichen Grenze der erratischen Blöcke trennt, da noch heut, wo Rußland nicht mehr unter dem Einfluß der glacialen Periode steht, dieses Land eine erkältende Wirkung auf die Nordküste Kleinasien ausübt. Diese Wirkung muß also viel beträchtlicher gewesen sein zu einer Zeit, wo die ungeheuren, Rußland bedeckenden Eismassen nur 500 km vom schwarzen Meere entfernt waren.¹⁾ Aber wie die erratischen Blöcke aus sehr schwer erklärbaren Gründen das schwarze Meer nicht erreicht haben, so scheinen sie ebensowenig bis zum Kaukasus gelangt zu sein, was wir durch Abich²⁾ erfahren, der ausdrücklich sagt, daß erratische Blöcke ebenso wie Erosions- und Abglättungserscheinungen dem Kaukasus fehlen. Der gelehrte russische Geologe macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die die genaueste Berücksichtigung verdient, denn er fügt der obenerwähnten Erklärung hinzu, daß im Kaukasus die Weiterbewegung von Trümmern und Blöcken auf große Entfernungen gar nichts mit der Periode der erratischen Blöcke zu thun habe, sondern einzig und allein auf der Wirkung von Agentien beruhe, die noch heute ganz wie die der glacialen Epoche, wenn auch in geringerem Maßstabe, thätig sind. So führen noch jetzt die Gletscher des Kazbek ungeheure Massen von Trümmern und Schutt durch das Thal des Terek bis weit über Wladikaukas und setzen sie in der Ebene ab; ferner: an den Stellen, wo die Trümmergebilde von dem Kazbek hinuntergleiten, sind die Wände der Felsen abgeschliffen und geglättet, was sich vor unsern Augen wiederholt; endlich haben die vom Ararat im Jahre 1840 herabgestoßenen Schlammströme über 7 km weit Blöcke von 250—300 Fuß Umfang fortgetragen.

Andererseits scheinen die erratischen Blöcke, die im europäischen Rußland unterm 51. Grad nördl. B. so plötzlich zum Stillstand kamen, das asiatische Rußland nicht erreicht zu haben; wenigstens habe ich in der großen Bergkette des Altai keine Spur davon entdecken können. Jedoch hat Sewertzow³⁾ das Vorhandensein derselben weit südlich von dieser Kette, unter 45—43 Grad nördl. B., nachgewiesen, nämlich in den Berggruppen, in welche das verzweigte Thianschan-System in der Gegend zwischen dem See Issyk-Kul und dem Aral ausläuft. Der ausgezeichnete russische Reisende erwähnt dort an 4 verschiedenen Punkten Blöcke, entweder regelmäßig als Moränen abgesetzt, die sich bis zur Höhe von 2500 Fuß (812 m) herab erstrecken, oder ohne bestimmte Ordnung zerstreut, aber mit geschliffenen und

¹⁾ In den westlich von Kleinasien gelegenen Gegenden stellt sich die Wirkung der Glacial-Epoche plötzlich ein und zwar in einer geringen Entfernung von der Halbinsel, was sich aus den Beobachtungen C. Peters (vgl. seine „Grundzüge zur Geographie und Geologie der Dobrudscha“) ergibt, der Spuren der Eiszeit in dem unteren Donaubekken, namentlich in der Umgegend von Orzova, entdeckt hat.

²⁾ Geolog. Grundz. der kaukas., arm. und nordperj. Gebirge pag. 158—166.

³⁾ Zeitschrift der Geol. Ges. zu Berlin. T. II, pag. 79.

geglätteten Oberflächen und abgerundeten Kanten, so daß sie zweifellos durch Gletscher dorthin gebracht worden sind.

Gehen wir nun aber noch weiter südlich, nämlich zum hochemporragenden Labyrinth des Himalaya und nach Tibet, wo man erwarten sollte, die Glacialerscheinungen in ihrer größten Entwicklung zu finden, so sehen wir vielmehr dieselben fast gänzlich verschwinden, indem die alten Gletscher des Thianschan als glaciale, zwischen Sibirien und Hochasien eingeschobene Streifen erscheinen. Dies dürfte sich aus den von den Gebrüdern Schlagintweit in Hochasien gemachten Studien ergeben. So erklärt Hermann von Schlagintweit ausdrücklich,¹⁾ daß es in Hochasien keine Eisperiode oder nur eine Periode außerordentlicher Abnahme der Temperatur gebe, und daß noch heute die Gletscher dort so tief heruntersteigen wie in Europa die alten Gletscher der Eisperiode.

Auch in Syrien ist das Vorhandensein alter Gletscher keineswegs erwiesen; denn während Sir H. Hooper auf dem Libanon Moränen bis zu 1200 m unter den höchsten Gipfeln dieser Berggruppe, wo heute kein ewiger Schnee vorhanden ist, gesehen haben will, ist es Herrn Louis Larlet, der diese Gegend durchforscht hat, nicht gelungen, alte Moränen oder abgeglättete Oberflächen zu entdecken, und ich habe meinerseits ebenfalls umsonst danach gesucht.

Wie dem auch sein mag, das Vorhandensein oder das Fehlen glacialer Erscheinungen in Syrien ändert nichts an dem sporadischen, mit thermischen Verhältnissen in Widerspruch stehenden Charakter, der diese Erscheinungen ganz besonders auszeichnet und nicht bloß in Asien so grell auftritt, wo China und Persien ebenfalls keine sicheren Spuren der Glacialzeit aufzuweisen haben²⁾, sondern auch in mehreren Ländern Europas, unter denen besonders Belgien und Sizilien in dieser Hinsicht erwähnenswert sind. Nach Godwin-Austin³⁾ sind erratische Blöcke skandinavischen Ursprungs in Belgien unbekannt, so daß dieses kleine Land von der Katastrophe unberührt blieb, die während der letzten Glacialepoche erratische Gebilde in der Richtung von Norden nach Süden durch das nördliche Europa verbreitete. In Sizilien muß im Anfang der quartären Zeit das die Insel bespülende Meer eine sehr bedeutende Temperaturerniedrigung erlitten haben⁴⁾, nirgends aber zeigt sich eine erkältende Wirkung auf die östlichen Küsten von Morea, die von denen Siziliens nur durch einen Seearm geschieden sind, welcher nicht breiter ist als die Entfernung zwischen Paris und Bordeaux.

Während endlich in Europa die Glacialerscheinungen nur ausnahmsweise den 50. Breitengrad überschreiten, sind dieselben sogar in besonders heißen Gegenden unter zweimal tieferen Breiten beobachtet worden. So sind nach P. Blake⁵⁾ die

¹⁾ Comptes rendus des séances de l'Acad. des Sc. T. LXV, 286.

²⁾ In Algerien habe ich ebenfalls keine Spur der Eiszeit entdecken können, wie ich in meinem Werke „Espagne, Algérie et Tunisie“ gezeigt habe.

³⁾ Quarterley Journ. of the geolog. Soc. V. XXII pag. 228 ff.

⁴⁾ Diese Thatsache ist dadurch bewiesen, daß in den quartären Ablagerungen Siziliens Mollusken vorhanden sind, welche jetzt nur die nordischen Meere bewohnen, wie *Panopaea norvegica*, *Cyprina islandica*, *Leda pygmaea* u. a.

⁵⁾ Comptes rendus des séances de l'Acad. des Sciences. T. LXV. pag. 179.

Granitfelsen der Sierra Nevada in Kalifornien unter $36\text{--}38^\circ$ nördl. Breite bis zu einer Höhe von 3300 m tief geritzt und abgeglättet, und Agassiz hat sehr charakteristische Spuren alter Gletscher in der Gegend von Rio-Janeiro unter etwa 26° südl. Breite nachgewiesen. Somit sind in Amerika die Trümmer alter Gletscher außerhalb der Region vorhanden, die man dort als die mittlere Südgrenze der glacialen Epoche annahm, nämlich des 40° nördl. Breite. Man kann also mit vollem Rechte sagen, daß in Europa, wie in Asien, Amerika und mehreren Teilen Afrikas der wirklich charakteristische Zug für die Glacialperiode nicht in ihrer Ausdehnung, sondern in ihrer Lokalisation besteht.

Dies macht die geheimnisvolle Physiognomie, unter welcher sich die glaciale Periode dem Geologen darstellt, noch rätselhafter, sowohl in betreff ihres Auftretens als auch ihres Verschwindens. Jedenfalls muß man annehmen, daß die Temperaturabnahme nicht plötzlich, sondern allmählich stattfand, was die pliozänen Ablagerungen von Norfolk und Suffolk beweisen¹⁾, wo die 3 Abdachungen des Crag (Corraline Crag, red Crag und Norwich Crag) in der Ab- und Zunahme der nordischen Arten einen auffallend progressiven Gang zeigen, dessen Vollendung gewiß mehrere 1000 Jahre erfordert hat. Ferner bieten mehrere Beispiele von heutigen Gletschern in ausnahmsweise feuchten Gegenden, und zwar in so geringer Höhe, daß solche Erscheinungen unter denselben Breitengraden anderswo nicht vorkommen, einen genügenden Beweis dafür, daß ein gewisser Grad von Feuchtigkeit die Bildung von Gletschern besonders begünstigt. So sind nach Darwin in Patagonien Gebirge von geringer Höhe mit Gletschern bedeckt, die bis zur Meeresoberfläche reichen, und doch entspricht dieser Teil von Südamerika, wo die Luft stets mit Wasserdunst gesättigt ist, in der nördlichen Hemisphäre den Breiten von Macon oder Besançon. Ein anderes, noch mehr auffallendes Beispiel liefert uns die Insel New-Zeeland in der Provinz Canterbury, wo Dr. Haast einen Gletscher erwähnt²⁾, der bis 708 engl. Fuß (etwa 218 m) über die Meeressfläche sich herabzieht. Nun aber liegt dieser merkwürdige Gletscher, den Haast mit dem Namen Franz Josef bezeichnet hat, unter $34^\circ 35'$ südl. Br., eine Lage, die in der nördlichen Halbkugel der von Montpellier, Pisa und Livorno, wo Orangen gedeihen, entspricht. Sogar in den Gebirgen von Nordeuropa sinken die Gletscher nur ausnahmsweise bis zu 1599 m, so daß man, um solche zu finden, die ebenso tief wie der Franz Josef herabsteigen, sich etwa 20° mehr nach Norden, bis zu den Gletschern Grönlands begeben muß. Dr. Haast sucht diese absonderliche Anomalie durch das überaus feuchte Klima besonders der westlichen Küste zu erklären und unterstützt seine Behauptung durch pluviometrische Beobachtungen, die allerdings ungeheure Werte liefern. Derselbe Gelehrte weist in der Provinz Canterbury auf ausgedehnte, längs der Küste aufgetürmte Moränen hin, was zu beweisen scheint, daß in New-Zeeland noch heute größtenteils dieselben klimatischen Verhältnisse vorhanden sind wie während der glacialen Periode.

Allein trotz dieser und mancher anderen Thatsachen, die uns zur Erklärung

¹⁾ Sir Charles Lyell, The geolog. evid. of the antiq. of man. pag. 200.

²⁾ Petermann, Mitteilungen zc. an. 1867, pag. 135.

der glacialen Erscheinungen dienen, bleiben noch immer mehrere Fragen zu beantworten, unter anderen: Welche Ursachen haben eine so große Temperatur-Abnahme hervorgebracht und dann wieder aufgehoben? Warum haben die Kälte erzeugenden Agentien gewisse auf ihrem Wege liegende Gegenden nicht berührt, sondern eine plötzliche Unterbrechung in ihrer Ausbreitung erlitten und zwar oft im Widerspruch mit den Bedingungen, welche die Erzeugung und Verbreitung thermischer Phänomene bestimmen, indem nördliche Breiten und hohe, kalte Gebirge häufig keine Spuren der Glacialzeit darbieten, während diese in südlichen heißen Regionen vorhanden sind?

Jedenfalls finden, was die erste Frage betrifft, die Geologen nicht weniger Schwierigkeiten bei der Erklärung der Abkühlung als bei der der Wiedererwärmung unserer Erde; denn alle bisher aufgestellten Hypothesen über den Schluß der Glacial-Periode sind mehr oder weniger unbefriedigend, unter anderen auch die von Escher von der Linth, gewiß eine der geistreichsten, die auch viel Anhänger fand, weil die durch die Erhebung der Sahara hervorgebrachte Wirkung mehrere ältere und neuere Erscheinungen erklären könnte. So z. B. würde sie die Ursache für das Verschwinden der während der Glacialperiode angehäuften Schneemassen und für das Verdunsten der zahlreichen, damals entstandenen Seebecken erläutern und von derselben Ursache auch die etwas räthelhafte Erscheinung des in der Schweiz unter dem Namen Föhn bekannten heißen und trockenen Südwindes ableiten. Nun aber kann die ganze Sahara keineswegs auf einmal erhoben worden sein, da die devonischen und besonders die cretacischen Ablagerungen, die einen bedeutenden Teil derselben bilden, lange Zeit vor der quartären Epoche trocken gelegt worden sind¹⁾, was natürlich die Ausdehnung und somit die erwärmende Wirkung des während dieser Epoche emporgehobenen Bodens vermindert haben muß. Aber sollte auch die ganze Sahara wirklich auf einmal dem Meere entstieg sein, so würde dies doch die Hypothese des gelehrten Schweizer Geologen nicht unterstützen, da Dove bewiesen hat²⁾, daß eine von der Sahara kommende atmosphärische Strömung Europa nicht erreichen kann, weil sie durch die Rotation der Erde nach Osten abgelenkt und sich nach den Gegenden des Kaspi- und des Aralsees ziehen würde. Und was die Entstehung des Föhns betrifft, so verweist S. Hann³⁾ auf die von Nink in Grönland gemachte Beobachtung, wo sehr trockene und heiße Südost- und Ostwinde dann und wann wehen, ohne daß es möglich sei dieselben von irgend einem Festlande abzuleiten; deshalb bringt sie Hann mit äquatorialen, von ihrer anfänglichen Richtung abgeleiteten Strömungen in Verbindung. Wie es sich auch damit verhalten mag, jedenfalls dient diese durch Grönland gelieferte Thatsache zum Beweise dafür, daß das Vorhandensein eines trockenen und heißen Windes nicht hinreicht, um demselben einen kontinentalen Ursprung zuzuschreiben, und macht somit die behauptete Wirkung der Sahara überflüssig.

¹⁾ v. Tchihatchef, Espagne, Algérie et Tunisie.

²⁾ Abhandl. der Berliner Akad. an. 1845

³⁾ G. Leonhard und B. Geinitz, Jahrb. für Min. etc. an. 1837, pag. 119.

Da Kleinasien, wie wir gesehen haben, von den 3 großen, die letzten Perioden unserer Erdgeschichte bezeichnenden Entwicklungsphasen, nämlich der sarmatischen, der aralo-kaspischen und der Eisepoche, entweder gar nicht oder nur teilweise beeinflusst worden ist, so könnte man geneigt sein, daraus den Schluß zu ziehen, daß die verhältnismäßig ruhige, ungestörte Entwicklung der organischen Geschöpfe eine um so bedeutendere Anzahl von Resten derselben in den jüngsten Ablagerungen erhalten haben müsse. Nun aber findet gerade das Gegenteil statt; denn die quartäre Formation Kleinasiens scheint ziemlich arm überhaupt an organischen Resten zu sein, besonders an Vertretern jener großen Mammalia, die für diese Formation in vielen anderen Ländern besonders bezeichnend sind. Wenigstens sind bis jetzt in Kleinasien nur am Hellespont einige Knochen von 2 bestimmbaren Säugetieren, nämlich vom Mastodon angustidens und vom Dinotherium bavarium gefunden worden, während in Europa und Amerika die mannigfaltigsten Vertreter nicht bloß ausgestorbener, sondern auch heute noch lebender Säugetiere fast allerwärts auftreten. So sind nach C. Struckmann diluviale, die Reste des Rentiers (*cervus tarandus*) enthaltende Gebilde über das ganze mittlere Europa verbreitet, und das Rentier scheint noch in frühhistorischer Zeit in dem herodoteischen Scythienlande (den heutigen russischen Gouvernements Polhynien und Tchernigow) vorgekommen zu sein; ja noch zu J. Cäsars Zeit soll dieses Tier in den sumpfigen Wäldern Germaniens gelebt und im nördlichen Schottland noch im 12. Jahrhundert existiert haben¹⁾. H. B. Geinitz²⁾ weist auch in dem diluvialen Lehme des Königreichs Sachsen Reste des Rentiers nach und zwar als des steten Begleiters von *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorinus* und *Equus caballus*. Vielleicht ist, wenigstens teilweise, die Ursache der Seltenheit organischer Reste, besonders der großen Säugetiere, grade darin zu suchen, daß in diesem Lande die Eisperiode fehlt, indem dieselbe zwar die Vernichtung der früher bestehenden Fauna und Flora, zugleich aber auch ihre fossile Erhaltung zur Folge hatte. Belege dazu liefern uns die wohl konservierten Reste von Mammut in Neu-Sibirien, wo sie nach dem Zeugnis Heldenstroms zugleich mit mehreren Zweige und Wurzeln tragenden Birkenstämmen auftreten, während heute keine Birke, überhaupt kein Baum in dieser eisigen Region gedeiht. Dazu kommt noch eins: Nach Charles Lyell sollen die Elefantenknochen enthaltenden Löß-Ablagerungen ihren Ursprung den Gletschern verdanken, und Süß unterstützt diese Hypothese durch die Bemerkung, daß in Europa die nördliche Grenze des Lößes, der oft sehr reich an Mammutknochen ist, mit der die südliche Grenze der erratischen Blöcke bezeichnenden Linie genau übereinstimmt.

Andererseits ist es nicht unwahrscheinlich, daß die furchtbaren vulkanischen Katastrophen, die fast ohne Unterbrechung Kleinasien bis tief in die quartäre Periode erschütterten und verheerten, dazu beigetragen haben, die Erhaltung von Resten der das Festland bewohnenden Tiere mehr als anderswo zu erschweren, und was die Wasserbewohner betrifft, so muß die außerordentliche Entwicklung

¹⁾ Zeitschrift der deutschen geol. Gesellsch., an. 1880, B. XXX—XXXII.

²⁾ Neues Jahrb. für Min., Geol. und Paläont., an. 1822, B. II, pag. 134

der Süßwasserbecken in Kleinasien den in den Ablagerungen derselben enthaltenen organischen Resten den Stempel der Einförmigkeit und Armut aufgedrückt haben, die für die Süßwasser-Fauna im Vergleich zu der pelagischen bezeichnend sind. Auch habe ich in den Süßwasser-Gebilden Kleasiens, obwohl sie größtenteils der miozenen Epoche angehören, nur Mollusken, aber keine Vertreter höherer Tierklassen beobachtet.

Mit der quartären Formation hätten wir also die geologische Entwicklung Kleasiens, wenigstens in ihren Hauptzügen, beschlossen, und es bliebe uns zur Vervollständigung derselben nur noch übrig, auf die während der historischen Zeit auf der Halbinsel eingetretenen physikalischen Veränderungen einen Blick zu werfen. Da aber in dieser Hinsicht Kleasien einen unerschöpflichen Schatz von wichtigen, auch für den Laien höchst interessanten Thatsachen darbietet, so wollen wir diesem Gegenstande unsern nächstfolgenden Artikel widmen.



Synodale Hierarchie und akademische Lehrfreiheit.

Von

Wilhelm Bender.

Es mag nun etwa ein Jahrzehnt her sein, daß in den deutschen evangelischen Landeskirchen allenthalben die Synodalverfassung eingeführt ist.

Ausgleichung der konfessionellen Gegensätze, Versöhnung der verschiedenen historisch entwickelten theologischen Richtungen, Wiedergewinnung der Unzähligen, welche mit dem Kirchenglauben zerfallen sind, Erweiterung und Erstarkung des Einflusses der Kirchen im Volksleben, Unabhängigkeit der Kirchen von Politik und Staat, größere Aktionsfreiheit der römischen Kirche gegenüber — — was hat sich der für Gesetzesparagrafen und Verfassungsformen schwärmende kirchliche Liberalismus nicht alles von dem Heranwachsen dieses seines Lieblingskindes versprochen! Ob er heute das Kind, welches, obzwar immer noch am Gängelbände des Staates, doch schon ganz respectable Fortschritte in allerlei unkindlichen Gangarten macht, noch mit denselben freundlichen Augen ansehen mag, mit denen er es einst in der Wiege als sein Kind begrüßte?

Eine gewisse Erstarkung des Kirchentums hat die Einführung der Synodalverfassung allerdings zur Folge gehabt. Im übrigen aber hat sie die vorhandenen kirchlichen Verhältnisse weniger geändert als vielmehr legalisiert. Es hat sich hier wieder einmal die alte Wahrheit bestätigt, daß Verfassungsformen schlechterdings unproduktiv sind, daß sie die geschichtlich gewordenen Verhältnisse nicht zu beeinflussen, daß sie den Gang der Dinge nicht zu ändern, sondern bestenfalls nur zu ordnen und zu regulieren vermögen.

In den süd- und mitteldeutschen Kirchen, wo es zu den guten historischen

Traditionen gehört, daß die vorhandenen religiösen und theologischen Richtungen sich leidlich vertragen, wo maßvolle und unparteiische Kirchenregierungen immer darauf gehalten haben, daß die allen Parteien gemeinsamen praktisch-religiösen Interessen über die Liebhabereien einzelner Parteien gestellt werden, wo sich gesunde Beziehungen zum Volksleben und zur Wissenschaft entwickeln konnten, weil man auf Durchsetzung einer dogmatischen oder asketischen Dressur unter Geistlichen und Laien Verzicht leistete, da haben sich eben diese verhältnismäßig gesunden realen Verhältnisse in den neuen Formen des synodalen Verfassungswesens in Geltung zu erhalten gewußt. Und wenn zur Zeit auch etwas reaktionärer Mehltau auf sie gefallen sein mag, so wird man die Ursache dafür nicht in der Einführung der Synodalverfassung zu suchen haben. Ganz ähnlich verhält es sich mit den konfessionellen Landeskirchen Sachsens und Bayerns, welche durch eine gewisse Klarheit und Stetigkeit ihrer historischen Traditionen vor der wechselnden Herrschaft politisch-theologischer Velleitäten bis zu einem gewissen Grade geschützt sind.

Nur in der größten und einflußreichsten deutschen Landeskirche, der preussischen, hat die Einführung der Synodalverfassung scheinbar einen tiefer gehenden Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse ausgeübt. Hier sind nämlich gerade die Parteien, welche sich um die Verfassungsänderung besonders bemüht haben, der Protestantenverein und die sog. Mittelpartei, durch die Einführung der Synodalverfassung ebenso entschieden in Nachteil gesetzt worden, wie die konservativen Parteien, die konfessionelle und namentlich die sog. positiv-unierte Vorteil aus ihr gezogen haben. Indessen dürfte es sich auch hier so verhalten, daß die Verfassung selbst diese Verschiebung der Parteiverhältnisse nicht verursacht hat. Sie hat vielmehr die eigentliche Stärke und die kirchliche Lebensfähigkeit der Parteien nur geoffenbart. Sie hat die bereits vorhanden gewesene Übermacht und Herrschaft der einen, der sog. positiven Unionspartei, einfach legalisiert und allem Anschein nach für die nächste Zukunft sicher gestellt.

Das erklärt sich aber in der That sehr einfach. Mit der Einführung der Verfassung haben sowohl die Mittelpartei wie der Protestantenverein ihr eigentliches Parteiprogramm erschöpft. Diese Parteien sind zur Zeit gewissermaßen programmlos. Die Folge davon ist, daß die Mitglieder der Mittelpartei in hellen Haufen zur sog. positiven Unionspartei übergehen, von welcher sie anscheinend weniger durch prinzipielle und sachliche, wie durch zufällige und persönliche Gegensätze geschieden waren. Und die Konfessionellen, die in der preussischen Unionskirche auf eine selbständige Aktion verzichten müssen, haben sich um so leichter in das Schlepptau der Positiv-Unierten begeben können, als diese letzteren neben ihren weitaussehenden christlich-sozialen Reformprojekten neuerdings sehr entschieden die rechtliche Geltung der überlieferten Bekenntnisschriften wieder betonen. Dem Protestantenverein aber scheint es zu ergehen, wie dem Rest der Mittelpartei: er verfügt zur Zeit nicht über selbständige und produktive Prinzipien und wird in Geduld abwarten wollen, bis ihm etwa der veränderte politische Wind die Ideen entgegenträgt, mit deren Hilfe er sich wieder reaktivieren kann.

So gehört denn das Feld in der That jener schwer definierbaren positiven

Unionspartei, von der man vielleicht sagen darf: soweit sie unionistisch ist, ist sie nicht positiv, und soweit sie positiv ist, ist sie nicht unionistisch. Und diese Partei, die ihren vordem im Geheimen ausgeübten Einfluß nunmehr legalisiert sieht, scheint entschlossen das brauchbare Instrument der Synodalverfassung zur Durchführung ihrer kirchlichen Reformprojekte ganz gehörig zu gebrauchen. Sie hat das Instrument in der Hand. Man wird ihr also nicht verdenken dürfen, daß sie thut, was jede andere Partei an ihrer Stelle auch thun würde. Zu diesen Reformprojekten gehört aber seit Jahrzehnten die Unterordnung der Universitätstheologie unter die kirchlichen Autoritäten. Konnte man dieses Projekt vordem nicht ausführen, weil die Kirche nicht selbständig genug dem Staate gegenüberstand, so giebt jetzt die Durchführung der Synodalverfassung zugleich Anlaß und Mittel, um den sehnlich gewünschten Zweck thatsächlich und möglichst vollständig zu erreichen.

Sogleich auf der außerordentlichen Generalsynode von 1876 wurde ein geordnetes Mitwirkungsrecht nicht nur des Oberkirchenrates, sondern auch des Ausschusses der Generalsynode bei Besetzung der theologischen Professuren an den Staatsuniversitäten gefordert. Diese Forderung hat sich sodann die erste ordentliche Generalsynode von 1879 mit überwältigender Majorität angeeignet. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird es der über's Jahr zusammentretenden Generalsynode vorbehalten sein, den bisher noch widerstrebenden Staat endlich zur Nachgiebigkeit zu drängen. Die lärmenden Agitationen, welche in Pastorkonferenzen, Kreis- und Provinzialsynoden bereits jetzt von der herrschenden Partei inszeniert werden, sprechen jedenfalls deutlich genug dafür, daß eine Haupt- und wenn möglich — die Schlusssaktion in dieser Sache beabsichtigt ist.

Erwägt man nun, mit welcher Sorgfalt die preussische Regierung jederzeit auf das sog. kirchliche Bedürfnis bei Besetzung der theologischen Professuren Rücksicht genommen hat, wie dünn gesät die Vertreter der kritischen und wie zahlreich die Vertreter der apologetischen Theologie auf den preussischen Hochschulen, trotz der Aera Falk, jetzt wieder sind, so kann man kaum zweifelhaft darüber sein, daß es sich auch bei dieser Agitation um nichts wie um eine Erweiterung der Macht unserer synodalen Hierarchie handelt. Ganz offen wird denn auch in konservativen Zeitungen das Vorbild der römischen Kirche aufgestellt und paritätische Behandlung für die evangelische gefordert.¹⁾ Wie die katholischen Theologieprofessoren von den Bischöfen mit angestellt, beaufsichtigt und eventuell gemafregelt und suspendiert werden, so sollen künftighin auch die protestantischen Theologieprofessoren von den Synodalvorständen mit angestellt, beaufsichtigt und eventuell gemafregelt und suspendiert werden. Wie den römischen Theologieprofessoren nur die beneidenswerte Pflicht obliegt, die von der Kirche festgestellte Lehre anzuerkennen, so sollen auch die protestantischen Theologieprofessoren künftighin die in den offiziellen Bekenntnisschriften niedergelegten Lehrsätze einfach als „Kirchenlehre“

¹⁾ Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht die mittlerweile auch separat erschienenen Ausführungen der Rheinisch-Westfälischen Post über das Verhältnis der evangelischen Kirche zu den theologischen Fakultäten. Jahrgang 1884. Nr. 140—143.

annehmen und rechtfertigen. Da nun diese Bekenntnisschriften die katholische Theologie, soweit sie nicht direkt gegen die reformatorische Rechtfertigungslehre verstößt, einfach rezipiert haben, so bedeutet jene Zummutung zugleich, daß die protestantische Theologie die „bekenntnismäßige“ katholische Theologie anerkennen und verteidigen soll. Ist dann erst die Theologie wieder katholisch gemacht, so wird der Kultus bald nachfolgen; und da die hochgelobte Synodalverfassung auch offene Punkte für Einführung des episkopalen Elementes hat, so könnte es mit ihrer Hilfe ja zu einer recht allseitigen Nachbildung des römischen Vorbildes kommen. Welche Aussichten eröffnen sich da für die Wiedervereinigung der getrennten Kirchenglieder mitten im Lande der Reformation!

Allerdings haben sich die leitenden Kreise der evangelischen Kirche Preußens über paritätische Behandlung von seiten des Staates im sog. Kulturkampf bitter beklagt. Aber damals handelte es sich um eine angebliche Schmälerung des kirchlichen Einflusses. Jetzt dagegen, wo es sich um die Erweiterung der Machtsphäre der synodalen Hierarchie handelt, wird die Parität ins Feld geführt, um die Unterordnung der theologischen Fakultäten unter die wechselnden Synodalmajoritäten in das Licht eines bisher verjagten Rechtes der Kirche zu rücken.

Eine gewisse Mitwirkung bei Besetzung der Theologieprofessuren hat nun der Staat wohl überall der Kirche eingeräumt. In Preußen wird jedenfalls der Oberkirchenrat auf Grund einer Kabinettsordre aus dem Jahre 1855 bei allen theologischen Berufungen gehört. Das Charakteristische der jetzigen Agitation liegt aber gerade darin, daß man vielmehr die gewählten Synodalvorstände wie die vom Könige auf Verschlag des Ministeriums ernannten Kirchenbehörden mit jener Machtvollkommenheit ausstatten möchte — wenigstens solange die kirchlichen Behörden nicht ganz oder teilweise aus der Wahl der Synoden hervorgehen. Man sieht, der Demokratismus macht, wenn nicht im Staate, so in der Kirche Fortschritte.

Die Ursachen des Mißtrauens gegen die kirchlichen Regierungsorgane, welches sich in jener Forderung ausspricht, wollen wir hier nicht untersuchen. Den Vertretern der akademischen Theologie könnte es am Ende gleich sein, ob ihre wissenschaftliche Thätigkeit unter Aufsicht von Konsistorien oder Synoden gestellt würde. In dem einen wie in dem andern Falle müssen die Professuren zu Advokaturen des jeweils herrschenden Systems herabsinken. Mit einer unabhängigen Erforschung und Kritik der Geschichte der christlichen Religion und Kirche wäre es in jedem Falle gründlich vorbei.

Ob ein solches Schicksal der Universitätstheologie von vielen beklagt werden würde, ob namentlich die Universität gegen die beabsichtigte Fesselung ihres ältesten, wenn auch zur Zeit am wenigsten einflussreichen Gliedes, als im Widerspruch mit ihrer gesetzlichen Verfassung stehend, protestieren würde? — diese Fragen wird man kaum mit Zuversicht bejahen dürfen.

In den spezifisch kirchlichen Kreisen unseres Volkes herrscht gegen die wissenschaftliche Erforschung und Kritik der Religion ein leicht verständliches Mißtrauen. Die vulgäre Gläubigkeit zumal sucht doch alles eher in der Religion als eine Be-

friedigung des Wahrheitsfinnes. Man wird sich darüber nicht täuschen dürfen, daß der Fromme gewöhnlichen Schlags in seinem Glauben nichts anderes sucht als möglichst greifbare und massive Garantien für sein individuelles Wohlergehen in Zeit und Ewigkeit. Die überlieferten dogmatischen und rituellen Bedingungen, an welche die Kirchen ihre Verheißungen gebunden haben, nimmt er gern auf sich, sofern sie ihm zugleich als Bürgschaften seiner Glückseligkeit erscheinen. Der Egoismus spielt eben auch in der Religion seine Rolle. Für ihn kann es niemals eine erfreuliche Aussicht sein, die überlieferten Fundamente seines Glaubens geprüft oder gar in Frage gestellt zu sehen. Er will glücklich werden, wenn nicht im Diesseits, so im Jenseits, und eben deshalb ist er bereit alles und jedes zu glauben und zu thun, was ihm als Mittel oder Bedingung zur Erlangung der Glückseligkeit von alters her hingestellt wird. Was bedeutet für die große Menge überhaupt die wissenschaftliche Wahrheit, wenn ihre wirklichen oder vermeintlichen Interessen in Betracht kommen? So erklärt sich z. B. allein die eminente Fähigkeit, mit welcher sich der sinnliche Wunderglaube der Naturerkenntnis wie der historischen Kritik zum Trotz erhält.

Der Gläubige, der in der irdischen Naturordnung seine Interessen nicht gewahrt findet, wird immer mit Begier nach dem Naturwunder greifen, welches ihm die Gewähr zu bieten scheint, daß einmal eine andere, seinen Zwecken dienlichere Naturordnung an ihre Stelle treten werde. So ist auch heute noch das Wunder des Glaubens liebtes Kind und wird es vermutlich immer bleiben. Wo der Selbsterhaltungs- und der Glückseligkeitstrieb des Menschen ins Feld rücken, erweisen sich erfahrungsmäßig die kritischen Waffen wissenschaftlicher Wahrheitsforschung als stumpf. Die Sorge um Leben und Glück war wohl immer mächtiger als die düstere Sorge um die Wahrheit, welche dem Menschen soviel Schweiß kostet und soviel Selbstverleugnung auferlegt.

Die Indifferenten aber und die Politiker sehen in der Religion mit Vorliebe eine nicht zu unterschätzende Garantie der sozialen und staatlichen Ordnung. Sie haben die Religion weniger für sich selbst als für andere, also namentlich für „das Volk.“ Und das Volk war dem religiösen Materialismus immer zugänglicher wie dem religiösen Idealismus. Es ist gewohnt dicke Luft einzuatmen. Um feinetwillen wird man also einem handfesten Aberglauben, der es über die Misere des Daseins hinwegtäuscht, ganz entschieden den Vorzug geben müssen vor jeder wissenschaftlichen Kritik, mag dieselbe auch noch so laut und feierlich versichern, daß es ihr nicht um die Zerstörung, sondern um die Läuterung des Glaubens zu thun sei.

Kurz im praktischen Leben ist der wissenschaftliche Idealismus im fortschreitenden Niedergange begriffen. Unserem praktischen Geschlecht liegt die Frage nach dem, was praktischen Nutzen schafft, viel näher als die Frage nach dem, was wahr ist. Und nun gar die Frage nach der Wahrheit eines Glaubenssystems, das seiner Natur nach viel mehr Sache des ästhetischen Geschmacks oder des sittlichen Bedürfnisses ist. Hier stellt man sich am sichersten, wenn man den Boden des kirchlichen Traditionalismus behauptet. Man glaubt, was überliefert ist. Und man

nimmt die dogmatischen Überlieferungen wie die kultischen Sitten, nämlich nicht als geschichtliche Formen, welche eine religiöse Wahrheit ausdrücken sollen, sondern als Denksitten, die man sich durch Gewöhnung aneignet und nach Geschmack und Bedürfnis ausdeutet, ganz einerlei, wie dabei die historische oder die logische Wahrheit fährt. Wozu die unbequeme historische Genese dieser Denksitten enthüllen? Wozu diese Glaubensformen auf ihre logische und praktische Wahrheit prüfen? An überkommenen Sitten zu rütteln ist nie gut; und es ist sogar verwerflich, wo unter diesen Sitten nichts Schlimmes, sondern gutes geschieht, wo sich wertvolle Gefühle, heilige Entschlüsse, tröstliche Hoffnungen an sie anklammern und um so fester anklammern, je weniger dabei gefragt wird, mit welchem historischen Recht und in welchem gemeinverständlichen Sinne das geschieht.

Die theologische Wissenschaft ist nun gar nichts Anderes wie Analyse und Kritik der historischen Glaubensformen; sie thut genau das und muß es nach ihrem wissenschaftlichen Berufe thun, was der Gläubige nicht wünscht, ja was er verabscheut. Ihm heißt es an der Heiligkeit und Stetigkeit der Überlieferung freveln, wenn die Wissenschaft pflichtmäßig den Nachweis erbringt, daß auch der Glaube sich wandelt und wechselt im Wandel und Wechsel der Zeiten, daß z. B. alle jene kostbaren Ideen von Auferstehung und Himmelfahrt von uns ganz anders genommen werden wie von den Aposteln, weil eben unsere Vorstellungen von Welt und Himmel ganz andere geworden sind. Fort also mit der Wissenschaft, die, indem sie den Glauben analysiert und in seiner historischen Entwicklung darstellt, den Glauben in Zweifel verwandelt, zerstört, vernichtet. Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. Oder verhält es sich nicht gerade in Glaubenssachen so?

Nach der Meinung vieler, sehr vieler verhält es sich so. Und wo auf religiösem Gebiet die praktischen Interessen mit den wissenschaftlichen zusammenstoßen, kann man regelmäßig auf die Niederlage der letzteren rechnen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß die Kirchen, für welche das Interesse an der Wahrheit ihrer Glaubenslehren kaum in Betracht kommt, in der wissenschaftlichen Behandlung der Religion zu Zeiten sogar ihren Todfeind haben erkennen wollen. Der Staat aber wird erst recht die Sache vom praktischen Standpunkt aus auffassen. Was die theologische Wissenschaft zur Aufhellung der Geschichte des Christentums leistet, wird ihm unendlich gleichgiltig sein gegenüber dem, was ein gegebenes Glaubenssystem zur Beruhigung, Beglückung und Versittlichung seiner Bürger leistet. Bei etwaigen Kollisionen zwischen Wissenschaft und Kirche wird der Staat, dem einfachen Instinkte seiner praktischen Interessen folgend, immer auf die Seite der letzteren treten, es sei denn, daß ihm eine Kirche auf dem sozialen oder politischen Gebiete durch ihre Machtansprüche unbequem werde. Das einfachste Interesse der Selbsterhaltung muß den Staat immer veranlassen, soweit es irgend thunlich ist, die positive Religion in ihrem Kampfe gegen die fortschreitende Bildung zu unterstützen — bis etwa einmal die berühmte Versöhnung der beiden feindlichen Brüder erfolgt.

Grundsätzlich würde der Staat wohl auch gegen die Auslieferung der theo-

logischen Fakultäten an die Kirchen ebensowenig einwenden können, wie gegen die Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen durch die Synoden.

Aber in beiden Fällen würde der Staat ganz erheblich einbüßen an Einfluß auf die evangelische Kirche, die ihm ja bei weiterer Ausbildung ihrer Selbstständigkeit ebenso gefährlich oder doch unbequem werden könnte wie die römische. Wer will denn die Bürgschaft übernehmen, daß nicht im Verlauf eines weiteren Jahrzehnts die synodale Hierarchie in Preußen und anderwärts mit derselben Unfehlbarkeit wie die römische Kurie in die Rechtssphäre des Staates eingreift? Schulwesen, Ehe, Sonntagsfeier u. s. w. können jeden Augenblick zu Streitobjekten zwischen der evangelischen Kirche und dem Staate werden. Und wenn sich die letztere, wozu die Neigung gar nicht immer gefehlt hat, mit der römischen Kirche gegen den Staat einmalt verbände, so könnte der Streit für diesen eine ganz fatale Gestalt annehmen.

Einen wirksamen Einfluß auf die Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen und der Theologieprofessuren wird der Staat auch der evangelischen Kirche, wenn sie auf ihren Forderungen besteht, vielleicht einräumen, aber ausliefern wird er den Synoden weder die Konsistorien noch die Fakultäten. Das läge auch nicht in seinem Interesse bei der Möglichkeit, daß ihm die synodale Hierarchie noch einmal gerade so viel zu schaffen macht wie die päpstliche.

Für die akademische Theologie liegt aber wenig Beruhigung in dem Gedanken, daß der Staat nicht sowohl aus Interesse an der Freiheit der Erforschung der Religion als zur Behauptung seines Rechtes und seiner Macht ihr einen bedingten Schutz gewähren wird.

Und die Universität? Kann sie ein Interesse an dem Fortbestand von Fakultäten nehmen, denen einerseits volle Freiheit der Forschung verfassungsmäßig wie allen anderen Fakultäten garantiert ist, und welche andererseits schon jetzt durch ihre Statuten allenthalben irgendwie verpflichtet werden, nichts zu lehren, was mit der öffentlich geltenden Kirchenlehre nicht in Einklang steht? Gewiß wird die universitas litterarum darauf halten, daß ein so wichtiges und ausgebreitetes Gebiet wie die Religion, ohne alle Rücksicht auf kirchliche Belleitäten, rein nach wissenschaftlichen Gesetzen und Methoden erforscht werde. Wer sollte denn auch das Ideal der Wahrheit noch hoch halten, wenn sie es nicht thäte? Aber der Zweck rücksichtsloser Wahrheitsforschung in der Religion würde ja viel besser außer der konfessionell gebundenen theologischen Fakultät als in ihr erreicht werden. Vom wissenschaftlichen und akademischen Standpunkte aus scheint man also die Aufhebung der theologischen Fakultät und ihre Ersetzung etwa durch eine religionswissenschaftliche Abteilung in der philosophischen Fakultät fordern zu müssen. Die spezielle Unterweisung der Theologen in der positiven Dogmatik ihrer Kirche dagegen gehört ebensowenig wie die technisch-praktische Vorbereitung auf das geistliche Amt streng genommen auf die Universität. Sie ließe sich ebenso gut oder besser noch in kirchlichen Seminarien geben. Die Universität als solche hat also schwerlich ein großes Interesse an der Erhaltung der theologischen Fakultäten. Bei ihrer jetzigen Verfassung sind dieselben ohnehin nirgends als ebenbürtige

Glieder des wissenschaftlichen Organismus anerkannt. Es widerspricht einfach der wissenschaftlichen Verfassung der Universität, daß eine Fakultät einerseits auf freie Wahrheitsforschung, andererseits auf Zustimmung zu einer überlieferten Kirchenlehre verpflichtet werde. Wer sich also in dieser überaus verwickelten Lage einen besondern Schutz für die theologische Fakultät von seiten der Universitäten versprechen möchte, dürfte leicht im Lauf der nächsten Jahrzehnte arge Enttäuschungen erfahren. Und eine solche Ablösung der theologischen Fakultät von der Universität würde jedenfalls auch einer Kirche ganz erwünscht kommen, der katholischen. Die evangelischen Synoden, welche sich jetzt gerade in dieser Sache soviel mit römischen Vorbildern zu schaffen machen, mögen diesen Umstand wohl beachten.

Darüber kann nämlich vorerst gar kein Zweifel sein, daß die evangelische Kirche auch fernerhin die Ausbildung ihrer Diener auf der Universität und also die Erhaltung der theologischen Fakultäten ernstlich und ehrlich will. Nur vereinzelten pietistischen Fanatikern mag die Erziehung und Ausbildung der Theologen in Seminarien, die etwa nach dem Muster der Missionsanstalten einzurichten wären, als Ideal vorschweben. Mag man die Errichtung praktischer Seminarien zur Vermittelung des Übergangs von der Universität in das geistliche Amt immer dringender befürworten — die Theologen sollen zuvor eine wirklich wissenschaftliche Ausbildung erlangen, wie sie die Universität allein gewährleistet. Das ist doch noch die herrschende Ansicht in der evangelischen Kirche.

Aber man will die akademische Ausbildung der Theologen als künftiger Kirchendiener nicht mehr dem Staate überlassen, sondern selbst in die Hand nehmen. Handelte es sich dabei nur etwa um eine Macht- oder Rechtsfrage zwischen Kirche und Staat, so könnte man mit verhältnismäßiger Gleichgültigkeit ihrer Erledigung zusehen. Die Kirche aber will einen Einfluß auf die Universitäts-Theologie, welcher den Charakter derselben als freier akademischer Wissenschaft aufheben würde. Sie will über die theologische Fakultät ein Aufsichtsrecht, welches nicht weniger als eine unmittelbare und radikale Änderung der Universitätsverfassung selbst nach sich ziehen müßte. Oder — da der Staat niemals eine Änderung der Universitätsverfassung zugestehen wird — sie will für die protestantisch-theologische Fakultät durch Begrenzung der Lehrfreiheit und Beaufsichtigung der Lehrthätigkeit der Professoren dieselbe Ausnahmestellung beschafft wissen, in welcher sich die katholisch-theologische Fakultät bereits befindet, und in welcher man nur die erste Etappe auf dem Wege zur vollständigen Ablösung der theologischen Fakultät von der Universität erkennen kann.

Allerdings wird zunächst nur die Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der Professuren verlangt. Aber die Tendenz dieses Verlangens ist keine andere als die, zu verhindern, daß in der Fakultät etwas gelehrt werde, was dem kirchlichen Herkommen nicht entspricht oder was der kirchlichen Autorität als bedenklich erscheinen könnte. Die Tendenz ist die, wie es auch ausgesprochen wurde, sicher zu stellen, daß der wissenschaftliche Unterricht der Gegenwart die künftigen Kirchendiener nicht in Konflikt mit den öffentlichen kirchlichen Bekenntnissen und der in ihnen nieder-

gelegten Theologie des christlichen Altertums bringe. Lassen wir einmal Recht oder Unrecht dieser Tendenz dahingestellt sein, sie wird durch die Mitwirkung der Kirche bei Anstellung der Professoren nie erreicht. Denn wer garantiert denn der Kirche, daß die Professoren, die doch weiter forschen und studieren sollen, im Verlauf ihrer Studien nicht zu Ansichten kommen, welche ihren früheren, der Kirche genehmen Ansichten schnurstracks zuwider laufen? Die Kirche müßte also auch weiter ein Aufsichtsrecht über die Lehre der Dozenten fordern, sie müßte einfach dekretieren, was von ihnen gelehrt werden darf und was nicht. Mit dieser Forderung aber würde sie allerdings der theologischen Fakultät den verfassungsmäßigen Boden unserer Universitäten unter den Füßen wegziehen, sie würde dieselbe als wissenschaftliche Korporation überhaupt unmöglich machen.

Beruft man sich auf den Charakter der Fakultäten als kirchlicher Unterrichtsanstalten, so kann das auch nicht verfangen. Denn wissenschaftlicher Unterricht, wie er auf der deutschen Universität gegeben wird, besteht nicht und kann nicht bestehen in der autoritativen Mitteilung von Lernstoff, sondern nur in der Anleitung zur selbständigen Erforschung und selbständigen Kritik des vorliegenden Objekts, hier also des Christentums in seiner geschichtlichen Entwicklung und in seinem Verhältnis zu dem gesamten Kulturleben.

Die prinzipielle Frage ist also gar nicht nur die, ob der Staat oder die Kirche die Theologieprofessoren anstellen und beaufsichtigen soll, sondern ob die Kirche, falls ihr ein weiter gehender Einfluß auf die theologischen Fakultäten eingeräumt werden sollte, ehrlich und loyal die der deutschen Universität garantierte Lehrfreiheit auch für die theologische Fakultät in Geltung lassen will oder nicht. Versagt die evangelische Kirche die Anerkennung der Lehrfreiheit — ähnlich wie die katholische — den theologischen Fakultäten, so wird sie diese auf dieselbe Stufe herabdrücken, auf welcher die katholischen Fakultäten längst stehen, so wird sie indirekt wenigstens auf die vollständige Ablösung derselben von der Universität, die sie doch im Unterschiede von der römischen Kirche nicht wünscht, wider ihren Willen hinarbeiten. Oder hat man vergessen, daß diese Frage schon mehr als einmal auf der Tagesordnung gestanden hat? Und bildet man sich ein, daß eine Erweiterung der kirchlichen Machtsphäre auf den Universitäten sie nicht wieder auf die Tagesordnung bringen könnte?

Wie die Dinge zur Zeit liegen, ist es gar nicht unmöglich, daß der Staat auch der evangelischen Kirche weitergehende Rechte bei Besetzung der Fakultäten einräumt. Und jedenfalls wird die Erhaltung der theologischen Fakultät auf der Universität in Zukunft wesentlich davon abhängen, welche Stellung die evangelische Kirche in unserer Frage einnehmen will. Werden die traurigen Agitationen der Synoden gegen die theologische Lehrfreiheit, deren sich vor andern Kirchen die preussische Unionskirche rühmen darf, in Permanenz erklärt, so wird eine Erschütterung der Stellung und eine Schmälerung des Ansehens der theologischen Fakultäten nicht ausbleiben. Wir hoffen aber immer noch, daß in den kirchlichen Kreisen selbst die bessere Einsicht die Oberhand gewinnen wird. Und jedenfalls halten wir die Meinung aufrecht, daß gerade die evangelische Kirche, wenn sie ihrer Eigenart

und ihres reformatorischen Charakters eingedenk bleiben will, keine Ursache hat, die historisch gewordene und historisch bewährte Stellung der theologischen Fakultät zu erschüttern und zu gefährden. Denn diejenigen Glaubenslehren und Einrichtungen der Kirche, welche wirklich einen allgemeinen praktischen Wert haben, stehen gewissermaßen außer oder über der wissenschaftlichen Diskussion. Sie sind nicht durch die freie Forschung in Frage gestellt worden und sie werden nicht von ihr in Frage gestellt werden. Oder welche theologische Kritik hätte jemals das christliche Ideal des Gottesreiches, in dem wir alle unter dem Gesetze der Gottes- und Menschenliebe verbunden werden sollen, in Frage zu stellen vermocht? Welche theologische Kritik hätte jemals das universelle Heilmittel, mit dessen Hilfe jenes Ideal im Kampfe mit Sünde und Übel verwirklicht werden soll, die göttliche Gnade, die sündenvergebende, heiligende und verewigende, und das geschichtliche Organ dieser Gnade, das Leben Jesu, zu entwerten vermocht oder auch beabsichtigt?

Aber das Übel, an dem wir heute wieder franken, der theologische Dogmatismus, scheint auch der evangelischen Kirche das Auge für diese Erkenntnis getrübt zu haben. Der Unsicherheit in der Unterscheidung der praktischen Heilslehren, welche die Kirche allein zu verkünden hat, von der theologischen Doktrin entspricht der leidenschaftliche Eifer, mit dem man sich wieder an die theologische Überlieferung anflammt, als ob von ihr und nicht vielmehr von den ethisch-religiösen Heilskräften des historischen Christentums die Seligkeit abhinge. Während man sich spröde gegen die theologische Wissenschaft, wie sie sich seit Herder und Schleiermacher entwickelt hat, verhält, erhebt man die Theologie der Athanasius und Augustin wieder zum Glaubensgegenstand. Indem man die moderne Theologie ohne allen Grund der Zerstörung des praktischen Heilsglaubens beschuldigt, sucht man wieder das Heil in dem Glauben an die antike Theologie. Das ist die eigentliche Ursache aller Verwirrung. Es ist auch die Ursache des Bestrebens, die moderne Theologie unter Kirchengewalt zu stellen.

Wollte sich dagegen die Kirche zu ihrem eigensten Heile die Unterscheidung von Religion und Theologie, von praktischem Heilsglauben und dogmatischer Überlieferung ernstlich aneignen, was für eine Ursache hätte sie dann noch, der alten katholischen Theologie den Vorzug vor der modernen protestantischen zu geben? Diese letztere hat ja gerade das Verdienst, den für Laien wie Gelehrte gleichwertigen praktischen Heilsglauben von der scholastischen Theologie emanzipiert zu haben. Möge sich doch die Kirche endlich auf das eine, was not thut, beschränken und der wissenschaftlichen Erforschung des Christentums freien Lauf lassen!

Entschließt sich die Kirche nicht hierzu, behandelt sie auch weiterhin die alte katholische Theologie und die einzelnen historischen Daten des Urchristentums als Glaubensgegenstand, so wird sie ja freilich gegen alle und jede theologische Kritik Verwahrung einlegen müssen. Und, wie gesagt, vielleicht ist die politische Konjunktur günstig genug, um die Unterstellung der theologischen Wissenschaft unter die kirchliche Überlieferung durchzusetzen. Eines solchen Erfolges würde sich aber

die evangelische Kirche nicht lange zu erfreuen haben. Nicht nur, daß dieser Erfolg den Untergang der wissenschaftlichen Theologie bedeuten würde, die evangelische Kirche würde sich selbst damit des hervorragendsten kritischen Organs berauben, das sie vor Stagnation auf dem Gebiete der Lehre und vor jenem Unfehlbarkeitsdünkel bewahren kann, welcher der Kirche der Reformation so besonders übel ansteht.

Wir hoffen also immer noch, daß die evangelische Kirche die Synodalverfassung gebrauchen wird, um ihren Kultus zu bereichern und ihre praktische Wirksamkeit im Volksleben auszudehnen, nicht aber um die freie protestantische Wissenschaft unter die Satzungen irgend welcher alten oder neuen Bekenntnisschriften zu knechten und daß die Weissagung eines dem kirchenpolitischen Leben durchaus ferne stehenden Theologen nicht in Erfüllung gehen wird: Die Synodalverfassung ist der Tod der protestantischen Theologie.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Astronomie.

Untersuchungen über das Ringsystem des Saturn.

Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1610, als Galilei das erst vor kurzem erfundene Fernrohr auf den Saturn richtete. Wenige Monate früher war sein bekanntes Werk „Der Sternenbote“ erschienen, worin er für die Brauchbarkeit der neuen Erfindung zu astronomischen Beobachtungen eintrat, indem er eine Reihe von Entdeckungen, welche er mit Hilfe des Fernrohres gemacht hatte, in diesem Werke publizierte, so namentlich die Entdeckung der Phasen von Venus und Mars, die Auffindung der Jupitersatelliten u. a. m. Diese Umstände beweisen wohl zur Genüge, daß er mit der Behandlung des neuen Instrumentes vollkommen vertraut war; dennoch gelang es ihm nicht, sich über die sonderbare Beschaffenheit des Planeten Saturn Aufklärung zu verschaffen, und als er vollends zwei Jahre später (1612) seine Aufmerksamkeit wieder dem rätselhaften Phänomen zuwandte, war er erstaunt, Saturn in vollkommen runder Gestalt zu sehen; er schob seine Wahrnehmungen aus dem Jahre 1610 auf Sinnestäuschungen und ließ den Gegenstand gänzlich fallen. Auch die Nachfolger Galileis auf diesem Gebiete, wie Robervall und andere, waren wenig glücklich in der Aufstellung plausibler Hypothesen, welche die rätselhaften Gestaltänderungen des Saturnsystems erklären sollten. Erst 1655 gelang es Christian Huyghens durch Beobachtungen mit einem 21füßigen Refraktor dem Phänomene nicht nur eine vollkommen zwanglose Deutung zu geben, indem er Saturn als von einem freischwebenden, gegen die Erdbahn geneigten Ringe umgeben annahm, sondern

er war auch so glücklich durch Entdeckung eines Satelliten des Saturn die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf dieses interessanteste Objekt des gestirnten Himmels zu lenken. In der That gelang es Cassini von 1671 bis 1684 nicht weniger als vier neue Saturnmonde zu entdecken, denen Herschel 1789 noch zwei weitere und endlich Bond und Lassell im Jahre 1848 noch einen hinzusetzten, so daß Saturn mit seinem Ringsystem und acht Satelliten mit Recht als ein Mikrokosmos im Makrokosmos betrachtet werden kann.

Die großen Vervollkommnungen, welche in neuester Zeit die astronomischen Beobachtungsinstrumente sowohl in optischer als mechanischer Beziehung erfuhren, wie nicht minder das rege wissenschaftliche Leben auf astronomischem Gebiete bereicherten unsere Kenntnis des Saturnsystems namhaft. Es würde mich zu weit führen, wollte ich auch in allerstrengster Kürze die Entdeckungen unseres Jahrhunderts in bezug auf Saturn anführen; ich will mich hier nur begnügen, auf eine Thatsache hinzuweisen, welche mit der heutigen Besprechung in engem Zusammenhange steht. Schon 1665 scheint Ball in Devonshire eine Teilung des Saturnringes wahrgenommen zu haben; gewiß hat diese Erscheinung Cassini und dessen Neffe im Jahre 1675 erkannt. Seitdem sind in neuerer Zeit noch mehrere derartige Trennungslinien konstatiert worden, so namentlich von Kater 1825 und Gucke 1837. Bevor ich indes auf die eigentümlichen Verhältnisse, welche bei diesen Ringteilungen obwalten, näher eingehe, muß ich einige Worte vorausschicken, die zum Verständnisse des Folgenden unumgänglich notwendig sind.

Zur Zeit des Aufblühens der Astronomie auf Grundlage mathematisch-mechanischer Prinzipien, also etwa zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gelangte man durch Vergleichung alter Beobachtungen des Jupiter und Saturn mit den zu jener Zeit angestellten zu der eigentümlichen Wahrnehmung, daß die Umlaufzeiten dieser zwei Planeten keineswegs lebendige Größen seien, wie es die Theorie forderte. Während nun der eine Teil der Astronomen auf jede Erklärung verzichtete und die Nichtübereinstimmung nur in der Mangelhaftigkeit der älteren Beobachtungen suchte, bemühten sich andere, so namentlich L. Euler, wiewohl vergeblich, den Grund davon auf mechanische Prinzipien zurückzuführen. Endlich gelang es dem genialen Verfasser der *Mécanique céleste*, Laplace, die Ursache hievon zu entdecken. Von der Idee der Stabilität unseres Sonnensystems ausgehend, fand er nämlich durch theoretische Betrachtungen, daß es für die Fortdauer des Sonnensystems unbedingt notwendig sei, daß die Umlaufzeiten der Planeten in keinem ganzzahligen Verhältnisse zu einander stehen, weil bei Richtentreffen dieses Umstandes durch gegenseitige Störungen das Bild unseres Sonnensystems total geändert würde. Eine nähere Untersuchung lehrte nun, daß ein solches der Stabilität ungünstiges Verhältnis in der That zwischen Jupiter und Saturn stattfindet, indem 2 Umläufe des Saturn um die Sonne ungefähr 5 Revolutionen des Jupiter entsprechen; Laplace fand die Periode dieser Störungen zu etwa 930 Jahren, innerhalb welches Zeitraumes die Störungen bis zu einem größten Werte anwachsen und sich auch wieder vollständig kompensieren. Als nun im 19. Jahrhunderte unsere Kenntnis des Sonnensystems durch Ent-

deckung zahlreicher kleiner Planeten erweitert wurde, suchte zunächst D. Kirkwood¹⁾ diese Erscheinung auch in der Asteroidenzone nachzuweisen. Damals waren indessen erst 169 Asteroiden bekannt; es ist deshalb von Prof. Karl Hornstein, dem kürzlich verstorbenen Direktor der Sternwarte in Prag, eine neue diesbezügliche Untersuchung geführt worden, welche sämtliche bis Ende Mai 1881 entdeckte Asteroiden umfaßt. Die Resultate, welche in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien niedergelegt sind, beweisen, soweit es eben das Beobachtungsmaterial gestattet, vollkommen die Untersuchungen von Laplace, indem an jenen Stellen der Asteroidenzone, welche in bezug auf ihre Entfernung von der Sonne einer bestimmten Annahme genügen, merkliche Lücken existieren; diese bestimmte Annahme ist nun die, daß die Umlaufszeit eines etwa an dieser Stelle befindlichen Asteroiden zu der Umlaufszeit eines der großen Planeten in einem einfachen ganzzahligen Verhältnisse stehe.

Nach diesem Exkurs wollen wir wieder zu dem Ringsystem des Saturn zurückkehren. Nachdem, wie bereits erwähnt, gewisse Teilungen in dem hellen Saturnringe nachgewiesen waren, begann man sich auch mit der physischen Konstitution desselben näher zu beschäftigen. Das Verdienst, in dieser Richtung ein entscheidendes mathematisch begründetes Resultat zutage gefördert zu haben, gebührt Prof. Maxwell in Aberdeen, der vollkommen exakt nachwies, daß der Saturnring weder eine kompakt starre Masse, noch ein flüssiger Körper sein könne, indem im ersten Falle notwendig eine Destruktion eintreten müsse, im zweiten hingegen der Saturnring niemals in der unveränderten Gestalt beharren dürfe, die er nun seit vielen Dutzenden dem Beobachter darbietet. Als einziger Ausweg blieb nur noch übrig, den Saturnring als ein Konglomerat einzelner Massenteilchen zu denken, die ähnlich wie die Asteroiden die Sonne den Saturn umkreisen. Diese Hypothese hat in Wirklichkeit nichts Widersinniges an sich; ja sie gewinnt sogar sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man die Untersuchungen über die Teilung des Saturnringes von Dr. Wilhelm Meyer²⁾, früherem Observator der Sternwarte in Genf, mit den früheren Ergebnissen der Untersuchungen von Kirkwood und Hornstein zusammenhält. Die Opposition des Saturn im Jahre 1881 bot diesem verdienten Gelehrten vielfache Gelegenheit, unter Mithilfe des Äquatorials „Plantamour“ auf der Sternwarte von Genf Studien ebenso über das Trabantensystem des Saturn wie nicht minder über die Ringteilungen zu machen. Dr. Meyer ließ es sich angelegen sein, die störende Wirkung sämtlicher Satelliten auf das Ringsystem des Saturn zu untersuchen. Das Resultat ist insofern ein ganz befriedigendes zu nennen, als es ihm nicht nur gelang, sämtliche früher beobachtete Trennungslinien auf dem Ringe aus den störenden Einflüssen der Saturnsatelliten nachzuweisen, sondern auch auf eine Trennung aufmerksam zu machen, welche das Resultat des Einflusses von vier Saturnmonden ist. Sollte es auch momentan nicht möglich sein, diese Trennungslinie direkt wahrzunehmen, da sie sich grade in dem hellsten Teile des Saturnringes befindet, so bleibt ihre Existenz doch nichts weniger als

¹⁾ Smithsonian report for the year 1876.

²⁾ Archives des sciences physiques et naturelles. T. X. Nr. 7. Genève.

problematisch. Überdies bleibt die Untersuchung über die Bahnverhältnisse der sechs Saturnmonde: Enceladus, Ithys, Dione, Rhea, Titan und Japetus, welche Dr. Meyer auf Grundlage seiner Messungen in Angriff genommen hat, eine höchst verdienstvolle Arbeit, zumal wenigstens unseres Wissens seit Bessel, Lamont und Jakob in Madras, also seit mehr als 20 Jahren, kein Astronom dem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Wien.

Dr. Karl Zelbr.

Erdkunde.

Das außertropische Südamerika als deutsches Kolonisationsziel.

Ob Deutschland Kolonialpolitik treiben soll oder nicht, ist heute kaum noch die Frage. Die Wiederaufrichtung des einheitlichen und starken deutschen Staatswesens hat auch nach dieser Richtung hin ihre strengen Konsequenzen gezogen, und wir haben uns nach einem verhältnismäßig kurzen Kampfe mit uns selbst wohl oder übel entschließen müssen, so weit es unsere Kräfte eben erlauben, mit einzugreifen in das Getriebe der Dinge, die sich jenseits der Weltmeere gestalten. Die Zeit der absoluten Passivität und Indolenz ist auch in dieser Beziehung ein für allemal für unsere Nation vorüber, und wenn uns eine kleine Anzahl unverbesserlicher Doktrinäer immer noch ihre stereotypen Schlagworte: „Laissez aller et laissez faire!“ „Die Welt ist weggegeben!“ „Kolonien sind heute ein überflüssiger Luxus!“ „Wir Deutschen kommen wie immer zu spät!“ zuruft, so hat dieselbe wenig Aussicht, daß wir auf sie hören, oder daß unsere Staatslenker sich durch ihre Abmahnungen sehr beeinflussen lassen.

Selbst über die Gegenden, wo, und über die Art und Weise, wie wir unsere Kolonisationsbestrebungen zur Geltung zu bringen haben, haben wir durch die eifrige Diskussion der Angelegenheit bereits manchen klaren Gesichtspunkt gewonnen, und die festen Schritte, welche unsere Reichsregierung neuerdings in verschiedenen transozeanischen Fragen gethan hat, machen unserer jungen Kolonialpolitik wohl alle Ehre, wengleich wir nicht leugnen können, daß uns darin noch mancherlei zu thun bleibt.

Am meisten Ratlosigkeit und Unklarheit scheint in dem gegenwärtigen Augenblicke noch bezüglich der sogenannten Ackerbau- und Auswandererkolonisation unter uns zu herrschen. Und doch hat Deutschland augenscheinlich viel Veranlassung, diesem Zweige der Kolonisation ein ganz besonderes Augenmerk zuzuwenden. Mag man unsere starke Auswanderung als eine Krankheitserrscheinung beklagen und gegen sie eifern oder sie als ein Zeichen von Überkraft preisen und zu ihr anspornen, unsere Kolonialpolitik kann auf die Dauer nicht umhin, mit dem Faktum zu rechnen, und sie muß darauf bedacht sein, wie sie dasselbe am zweckmäßigsten zu Deutschlands Besten lenken könne. Sollte in dieser Beziehung das absolute „Laissez faire!“ wirklich das Ratsamste sein? Oder sollte es weise und möglich sein, die deutsche Auswanderung ganz zu unterdrücken? Wir glauben diese Fragen mit einem entschiedenen Nein! beantworten zu müssen.

Wohin aber sollen wir dann — es steht dies natürlich nur zum Teil in unserer Macht — den Strom unserer Emigranten zu lenken suchen?

Gegenüber allen Ländern, in denen die britische Flagge weht oder in denen die britische Zunge als die vorherrschende gesprochen wird, muß die deutsche Kolonialpolitik auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen von vornherein allerlei schwere Bedenken hegen. Ohne Zweifel wurden ja unsere Auswanderer in diesen Ländern zur Mithilfe bei dem Kolonisationswerke Britanniens jederzeit hoch willkommen geheißen und ohne Zweifel brachten sie es daselbst auch als Individuen zum Teil zu einer hohen Prosperität. Aber das Angelsächsentum mit seiner leicht zu erlernenden und leicht zu handhabenden Sprache, mit seinem verführerischen Lebenskomfort, mit seinen festen Sitten und Gesellschaftsformen, mit seiner ostentatösen Freiheitspredigt und seinem nachheifernden Unternehmungsgeiste saugte sie fast immer rasch in sich auf, und die deutsche Eigenart ging ihnen in den betreffenden Gebieten in der Regel bereits in ihren Kindern vollkommen verloren. Als ein bildsamer Thon, der die neue Form willig annimmt, als ein wichtiges Ferment — wir haben sogar die häßliche Bezeichnung „Dünger“ auf sie anwenden hören —, das der fremden mit uns im wirtschaftlichen Wettkampfe konkurrierenden Nationalität zu rascherem und höherem Gedeihen hilft, dienten sie daselbst, nicht aber als abgezwigte Stecklinge deutscher Art und deutschen Wesens, die auf dem fremden Boden selbständig emporwachsen, um uns von dort aus die Hand zu reichen und unsere Kultur- und Verkehrsbeziehungen und unseren Einfluß in der Welt stärken und mehren zu helfen.

Die transozeanischen Länder spanischer Zunge haben sich in dieser Beziehung wesentlich anders verhalten, und auf sie haben deshalb zahlreiche Stimmen als auf ein viel empfehlenswerteres Ziel, nachdem die deutsche Auswanderung dirigiert werden könne, hingewiesen. Mit welchem Grunde, das sei uns gestattet, hier vom wirtschaftsgeographischen, resp. vom kolonialgeographischen Standpunkte kurz zu untersuchen.

Selbstverständlich können, sobald es sich um einen wirklichen Auswandererstrom aus Nordeuropa handelt, als Ziele nur die außerhalb der Tropen gelegenen Länder, also im wesentlichen nur das südlich von dem Wendekreise des Steinbocks gelegene Südamerika in Frage kommen. Sehen wir uns diesen Landraum und die Aussichten, die er der deutschen Kolonisation zu bieten vermag, also etwas näher an!

Von dem gesamten südamerikanischen Weltteile bildet das außertropische Südamerika nur etwa den vierten Teil, immerhin repräsentiert es aber eine Flächengröße von reichlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometern, so daß es unser deutsches Reichs-territorium nicht weniger als achtmal überragt, und daß es, wenn anders seine geographische Natur nicht eine absolut wüstenhafte ist, dem Kulturmenschen zur Entfaltung seiner Thätigkeit notwendigerweise mancherlei Gelegenheit bieten muß.

Die Bodenbildung des großen Landdreiecks erscheint auf den ersten Blick ähnlich wie die des gesamten Weltteils als eine ungemein einfache: im pazifischen Westen das mächtige Hochgebirgsland der chilenisch-argentinischen Anden mit seinen

an beiden Seiten angelehnten Stufen- und Terrassenlandschaften, vorwiegend aus alten metamorphischen Gesteinsmassen und aus recenten Vulkanausbrüchen aufgebaut; im atlantischen Osten niederes Gebirgs- und Stufenland, wie die südbrasilische Sierra Geral, die uruguayische Cuchilla Grande, die argentinische Sierra Ventana und die patagonische Sierra de Valchetas, aus metamorphischen Gesteinen und Graniten zusammengesetzt; und in der Mitte zwischen beiden Gebirgsgegenden die weiten Niederungen des Gran Chaco und der Pampas von Paraguay und Argentinien, sowie die schwach erhobenen Plateauflächen und Mesetas von Patagonien, aus Schuttmassen und Sedimenten der Quartär- und Tertiärformation gebildet. Kann es eine einfachere und einheitlichere Tektonik des Terrains geben? Sucht nicht auch dieser Tektonik entsprechend ein einziger gewaltiger Strom — der Laplata — den größten Teil des Gebietes mit seinem Geäder in einer kulturgeographischen Einheit zusammen zu halten? Und herrscht nicht allenthalben das sogenannte „gemäßigte“ Klima, welches dem Kulturmenschen aus Europa nicht bloß die Existenz sondern auch die rüstige Arbeit und das geistige und physische Schaffen möglich macht?

Bei genauerer Prüfung stellt sich die Einheitlichkeit der Natur des Landes in allen diesen Beziehungen als eine viel geringere heraus, und so wie die geographischen Eigentümlichkeiten des außertropischen Südamerika eher die politische Zersplitterung desselben und die föderative Organisation der daselbst bestehenden Staaten begünstigt, so bietet es auch der europäischen Kolonisation viel mannigfaltigere Aufgaben, als man von vornherein vermuten möchte.

Schon das chilenisch-argentinische Anden-Hochgebirgsland nebst seinem Vorlande im Westen und Osten stellt in seinen einzelnen Abteilungen sehr scharf ausgesprochene Gegensätze dar.

Das südliche Anden-Land, das bis zu der Breite der Chonos-Inseln reicht, erhebt sich nur zu mäßigen alpinen Höhen — im Monte S. Valentin 3870 m — dasselbe bildet aber durch seine Lage einen der rauhesten und unwirtlichsten Erdstriche, die es giebt, und infolge seiner niederen Sommertemperatur, seiner übermäßigen Luftfeuchtigkeit und seiner starken Vergletscherung — die Eismassen, die das Land bedecken, reichen ähnlich wie in Grönland mit ihren Enden bis an den Meeresspiegel — bietet es der Kolonisation nur in wenigen begünstigteren Thalgegenden beschränkte Angriffspunkte dar. Eine größere Zukunft dürfte in den zahllosen Kanälen und Fjorden, von denen dieses wilde Gebirgsland zerrissen ist, nur die Fischerei haben, sowie auf den Gehängen etwa die Holzproduktion, besonders wenn die Ausbeutung der Libocedrus- oder Cypressenwälder dereinst anders als in bloßem Raubbau betrieben wird. Wenn man an Norwegen denkt, so wird man diese Hilfsquellen aber wohl kaum vollkommen verachten.

Die mittleren chilenisch-argentinischen Anden, die wir bis in die Breite von San Juan und La Serena rechnen, sind wesentlich anders geartet als die südlichen. Zwischen Valdivia und Nordpatagonien auch noch von mäßiger Höhe und verhältnismäßig leicht übersteiglich, — die Pässe von Villarica und Antuco erheben sich nur wenig über 2000 m, und der von Nahuelhuapi sogar nur 840 m

— trennen sie das zentrale Chile von dem zentralen Argentinien durch außerordentlich hohe und schroffe Grate, und ihre Berggipfel steigen zum Teil gegen 7000 m (der Tupungato 6719, der Aconcagua 6894 m, der Mercedario 6798 m), ihre Pässe aber über 4000 m empor (der berühmte Cumbrepas, den demnächst eine Eisenbahn überschreiten wird, 3900, der Paß von Vincente 4280 m), und die Unabhängigkeit der beiden Hauptstaaten des außertropischen Südamerika von einander sowie die innere Gegensätzlichkeit derselben ist dadurch gewissermaßen geographisch prädestiniert. Mäßiger von atmosphärischen Niederschlägen befeuchtet und zugleich auch stärker von den Sonnenstrahlen ihrer niedrigeren Breitengrade (45° bis 30° s. Br.) erwärmt, bieten die Terrassen- und Thalgegenden dieser Zone der europäischen Kultur eine überaus günstige Heimstätte, und in der näheren Nachbarschaft der chilenischen Hauptstadt haben sie dieselbe sich auch bereits sehr allseitig und sehr hoch entfalten lassen, während sie an andern Orten für die nächste Zukunft noch viel Gutes verheißen. Der Acker- und Gartenbau erzielt in dem chilenischen Hauptthale schon gegenwärtig so reiche Erträge, daß Chile in die Reihe der Getreide-Exportländer eingetreten ist, Santiago wurde schon gegenwärtig ein glänzender Zentralpunkt neuweltlichen Lebenskomforts und neuweltlicher Kunst und Wissenschaft, und das Hinterland von Valdivia sowie das sogenannte Triangulo an den Quellflüssen des argentinischen Rio Negro harren nur eines stärkeren Einwandererstromes und einer vollkommeneren Verdrängung der Indianerhorden, um ganz ähnliche Früchte zu zeitigen. In dieser Gegend giebt es noch Raum und Arbeit für viele Millionen.

Die nordchilenischen und nordargentinischen Anden erinnern durch ihre Plateaubildung und durch ihre sonstige Natur schon stark an die bolivianischen und peruanischen Anden. Ihre Gipfel — der Nevado de Famatina 6024 m, der Copiapo 5216, der Cerro de Petro 5565 m — stehen an Höhe denen der Mittelzone nur wenig nach, ihre Pässe aber sind sogar noch höher gelegen — der Paß von Peña Negra 5000 m, der Paß von Bome Caballos 4080 m — so daß auch sie eine überaus schroffe Scheidewand zwischen dem pazifischen und atlantischen Südamerika bilden. Durch die große Trockenheit der Luft der südamerikanischen Passatgegend, in der sie liegen, sowie durch die starke Ausstrahlung ihrer Plateauflächen ist diese Zone eine der sterilsten und wüstenhaftesten der Erde, die Atacama in Nordchile ebenso wie die Plateaus von Catamarca und Mendoza in Nordwest-Argentinien. Und doch besitzt auch sie ihre beachtenswerte wirtschaftliche Stärke und ihr wichtiges Lockmittel für den europäischen Kulturmenschen: ungeheuer reiche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, die besonders in Chile eine schwungvolle Bergbauhätigkeit ins Leben gerufen haben: Kupfererzgänge und Salpeterablagerungen bei La Serena, Huasco und Caldera, Silber- und Bleimineralien in der Sierra Famatina und bei Mendoza u. u.

Wie das Andengebiet so gliedert sich auch das Gebiet der östlich davon gelegenen Ebenen durch die speziellere Bodenbildung und durch das meteorologische Regime, welches darüber herrscht, in mehrere streng von einander unterschiedene

Abteilungen oder Zonen, von denen jede ihre bestimmten wirtschaftlichen Fähigkeiten besitzt.

Am geringsten dürften dieselben in den nordwestlichen Pampas und in dem Gran Chaco sein. Hier ist der Boden im wesentlichen nur aus grobem Andenkies und Andenschutt zusammengesetzt, und zu der Durchlässigkeit des Bodens gesellt sich auch noch eine große Lufttrockenheit und Luftwärme. Infolge dessen vollzieht das fließende Wasser daselbst eine ähnliche unvollständige Transports- und Kulturarbeit wie in Zentralasien: die Ströme verlieren sich ganz oder zeitweise in dem Sande, aus dem Boden blüht Salz heraus, nur hie und da sprießt ein Cactus, ein Dornenstrauch oder ein Querebrachobaum empor, und wohl nur sehr beschränkte Striche würden hier durch künstliche Bewässerung in Fruchtlandschaften verwandelt werden können. Der lichte Wald des Gran-Chaco, der sich über 4—500 000 qkm ausbreitet, könnte natürlich Unmassen von dem eisenharten Querebrachoholz und von der Querebrachorinde liefern, und in den Dasen von San Juan und von Mendoza wächst ein vorzüglicher Wein.

Viel wirklicher und kulturfähiger sind die südöstlichen oder „fertilen“ Pampas, die glücklicherweise auch einen weit größeren Raum einnehmen. Ihr Boden besteht entsprechend ihrer größeren Entfernung von den Anden aus ganz fein zerriebenem Gebirgsschutt — vielfach aus sogenanntem Pampaslehm — und durch seine absolute Steinlosigkeit sowie durch seine sonstige Qualität darf derselbe stark an den Boden der ungarischen Ebenen erinnern. Da er relativ auch reich bewässert ist — in manchen Gegenden zu reich — so gedeihen alle Arten von europäischen Kulturen auf ihm vorzüglich. Ursprünglich absolut waldlos und nur mit fuß- bis kniehohen Futtergräsern bewachsen, gewährte er in erster Linie ungeheuren Herden von Rindern (Argentinien allein besitzt deren 28 Millionen), Pferden und Schafen, die man aus Europa einführte, ihre Existenz. Außerdem bedeckte er sich aber durch den Fleiß der Einwanderer, namentlich in den Provinzen Santa Fé und Buenos Aires, auch mit ausgedehnten Mais- und Weizenfeldern, sowie mit Gärten von Apfel-, Pfirsich- und Feigenbäumen, und sogar hier und da auch mit wirklichen kleinen Waldbeständen. In Buenos Aires und in Cordoba hegt und pflegt man — zum guten Teile durch deutsche Mithilfe — Kunst- und Wissenschaft ganz ähnlich wie in Santiago. Eine rationelle Wasserwirtschaft, die die Überfülle der einen Jahreszeit und der einen Gegend und den Mangel der anderen Jahreszeit und der anderen Gegend einigermaßen auszugleichen verstünde, würde in diesem Gebiete ohne Zweifel noch weit größere Wunder wirken können, als bisher geschehen sind, und Kulturmenschen könnten sich daselbst wohl ebenfalls noch in der Zahl von vielen Millionen eine Stätte bereiten. Zu kämpfen hätten dieselben ja auch hier — gegen gelegentliche Dürre, gegen Überschwemmungen, gegen Heuschrecken, gegen Moskitos, aber wo in der Welt haben sie nicht zu kämpfen?

Die Tafelländer Patagoniens, die, soweit sie uns bekannt sind, aus tertiärem Gestein bestehen, sind infolge ihres trockenen Klimas und infolge ihres harten und vielfach von Steinblöcken überdeckten Bodens — Musters redet von

„gepflasterten“ Pampas — wieder auf ihren Höhen wenig kulturfähig, dagegen enthalten sie in den Thälern des Rio Negro, des Rio Chubut, des Rio Chico, des Rio Gallegos u. ausgedehnte Strecken genug, in denen mit Erfolg nordeuropäische Feldfrüchte gebaut werden können. Am Rio Chico gedeiht noch der Weizen, und bei Punta Arenas, an der äußersten Südspitze des Landes, wenigstens der Roggen, der Hafer, die Gerste, die Kartoffel, die Rübe u. Dem Ackerbau kommt es in diesen Thälern sehr zu statten, daß Patagonien ein unendlich viel trockneres und kontinentaleres Klima besitzt als das unter der gleichen Breite und in seiner nächsten Nachbarschaft gelegene Andenland. Zur Bestellung dieser Gegenden sind freilich erst wenige schwache Anfänge gemacht, und zunächst haufen hier noch viele Indianer.

Das Berg- und Hügelland, welches im Osten der großen Ebenen des außertropischen Südamerika gelegen ist, zeichnet sich namentlich in seinem nördlichen Teile — in Südbrasilien, Uruguay, Paraguay und in den argentinischen Provinzen Las Misiones, Corrientes und Entre Rios — durch guten Boden, durch reiche Bewässerung und durch hohe Temperaturen zugleich aus. Auf ihm gedeihen daher auch noch viel mannigfaltigere und noch viel blühendere Kulturen als selbst in Mittelchile und Mittelargentinien — neben dem Weizen und Mais, der die dortigen deutschen Kolonien zu den Kornkammern Brasiliens macht, namentlich auch der Kaffeebaum, der Matéstrauch, das Zuckerrohr, der Tabak, die Orange, der Weinstock u. Auch in diesen Gegenden werden aber noch viele fleißige Hände zur höheren Entfaltung der reichen Hilfsquellen dringend gebraucht. Sollte die deutsche Nation den festen Fuß, den sie besonders in dem kulturfähigsten Teile Brasiliens gefaßt hat, gegenwärtig, wo sie sich angeschickt hat, aktive Kolonialpolitik zu treiben, unbeachtet lassen können?

Außer der reichen und mannigfaltigen Produktionskraft besitzt das außertropische Südamerika aber auch noch manche andere Eigenschaften, die es als deutsches Auswandererziel sehr verlockend erscheinen lassen.

Das Klima ist fast allenthalben als ein dem Europäer gesundes zu bezeichnen, und der Nordeuropäer insbesondere dürfte in demselben vor allen Dingen auch ein tüchtiger Thatenmensch bleiben. Fehlt es doch sogar in Südbrasilien nicht vollkommen an nervenstählenden Winterfrösten und an Winterschnee. Der verheerende Steppenwind des „Pampero,“ der Argentinien gelegentlich heimsucht, die gelegentlichen Dürreperioden und Heuschreckenschwärme, welche hereinbrechen, die starken Regengüsse und andere klimatische Landplagen müßte der Kolonist sich als Ansporn zu vorsorglicher und rationeller Wirtschaft dienen lassen.

Auch die freie Zugänglichkeit des Landes von der Seeseite her und den Umstand, daß es von Deutschland aus beinahe ebenso rasch und ebenso leicht zu erreichen ist wie von England und der Union, sehen wir als den deutschen Bestrebungen sehr günstige Eigenschaften an. Die Staaten der nordamerikanischen Union, welche man füglich als deutsche bezeichnen könnte — Wisconsin, Minnesota u. — entbehren diese Eigenschaften, und dadurch wird es zum Teil mit be-

wirkt, daß dieselben in so lockerer Verbindung mit ihrem Mutterlande stehen und daß sie so sehr in Gefahr sind, rasch undeutsch und antideutsch zu werden.

Die größten Vorzüge, die das außertropische Südamerika aber nach unserer Meinung für die deutsche Auswanderung und für die deutsche Kolonialpolitik hat, liegen in seinen ethnologischen und in seinen politischen Verhältnissen: in der Thatsache, daß das Hispaniertum das Deutschtum weit eher als ein selbständiges Element neben sich duldet, als es das Angelsächsentum thut, daß dasselbe außerdem keinen so starken Nachschub von daheim erhält, und daß der föderative Charakter der südamerikanischen Staaten den deutschen Kolonien ebenfalls ihre Nationalität auf lange hinaus gewährleistet. Unseres Erachtens wird der Deutsche auch im schlimmsten Falle in Argentinien, Chile, Paraguay und Südbrasilien längere Generationen hindurch deutsch bleiben als in der Union oder in Canada oder in Australien. Dadurch aber wird er in stande sein, uns die Verkehrsbeziehungen mit jenen Ländern viel dauerhafter und enger knüpfen zu helfen.

An eine Annexion der betreffenden Gebiete an Deutschland wird ein besonnener deutscher Kolonialpolitiker selbstverständlich nicht denken. Das wäre ein Anachronismus. Dagegen wird er kaum umhin können, eine möglichst enge Association des deutschen Kapitals mit der deutschen Auswanderung zu befürworten. Nur durch eine solche Association hat ja die englische Kolonialpolitik so großartige Erfolge erzielt.

Die Annexion dürfte um so überflüssiger sein, als auch den britischen Auswanderungs-Kolonien aller Wahrscheinlichkeit nach in einer nicht zu fernem Zukunft ihre vollkommene Emanzipation von ihrem Mutterlande bevorsteht.

Dresden.

Emil Deckert.



Litterarische Revue.

Erzählende Litteratur.

Aus der Reihe der historischen Romane, welche im Laufe der letzten Monate in Deutschland erschienen sind, räumen wir dem neuesten Werke des Professors Haustrath in Heidelberg — von dem Pseudonym George Taylor ist ja der Schleier jetzt wohl für alle Welt gelüftet — gebührendermaßen die erste Stelle ein. Der Verfasser hat den Stoff seiner „Zetta“ (Leipzig, S. Hirzel, 2. Aufl.) aus jener Periode genommen, wo am Rhein die römische Herrschaft ihre Stellung gegen die immer schärfer andrängenden germanischen Stämme mit einem letzten machtvollen Aufwande von Energie zu verteidigen suchte. Wie Felix Dahn in seiner „Bisula“ führt er uns in die Zeiten des kraftvollen und kriegerischen Kaisers Valentinianus, und einzelne Personen seiner Erzählung, wie Aufonius, der Mosella-Dichter und Bisula selbst, sind sogar mit jenen des Dahn'schen Werkes identisch. Wieder spielt die Handlung auf jenen gesegneten Fluren am Zusammenfluß von Neckar und Main, die der Verfasser schon in „Clutia“ in all ihrem unendlich poetischen, sinnbestrickenden Zauber darzustellen verstanden hat, und speziell konzentriert sie sich um Alta Ripa, das von den Römern bei dem jetzigen Altrip nahe Mannheim errichtete mächtige Bollwerk ihrer Herrschaft und auf die Gegend am Mons Piri und Mons Valentiniani, zwischen denen der Neckar aus seinem bergumschlossenen Thale in die blühende Rheinebene tritt. Die

Sorgfalt in der Behandlung des geschichtlichen, kulturhistorischen und ethnographischen Details, durch welche sich Taylor vor den meisten seiner Mitstrehenden auf diesem Gebiete, welche viel flüchtiger und oberflächlicher zu Werke zu gehen pflegen, sehr vorteilhaft auszeichnet, ist auch seinem neuesten Werke nachzurühmen, und als allzu retardierendes Moment in der Entwicklung der sonst in gleichmäßig epischem Fluße mit aller dem Roman nötigen und erlaubten Spannung fortschreitenden Handlung möchten wir, wie wir es ähnlich auch schon in „Clytia“ zu betonen hatten, nur das allzu behagliche, breite Verweilen bei gewissen kulturhistorisch zwar sehr wichtigen und interessanten, für unser modernes Empfinden aber teils gleichgültigen, teils unwesentlichen, teils mit einem Anfluge von Lächerlichkeit behafteten Nebendingen tadeln, wie es der Autor hier wieder bei der Schilderung von allerlei Mystizismus, Magic und Zauberkräutern für gut befunden hat. Ist Zettas, der Heldin, Abhängigkeit von abergläubischen Anschauungen aller Art, ist der Herensputz des alten Schensals Phorkhas und der Kaiserin Justina auch ein wesentliches Ferment der Handlung, basieren speziell die Konflikte zwischen Kothari und seiner Gattin zu einem wichtigen Teile auf diesen Dingen, und wird Zettas Stellung zum Volke im Ausgange des Romans erst aus dem zauberhaften Nimbus verständlich, welchen sie mit fluger Benutzung ihrer persönlichen Vorzüge und der Kenntnis gewisser damals ungleich mehr als jetzt vorhandener abergläubischer Neigungen der Volksseele um sich zu verbreiten versteht, so würde es doch keineswegs jener breiten Ausführlichkeit in der Ausmalung des Details bedürft haben, wie wir sie im 10., 22. u. a. Kapiteln in den Kauf nehmen müssen. Davon abgesehen sollen wir der darstellenden Kraft und der Kunst des charakteristischen Individualisierens, wie sie der Autor auch hier wieder entwickelt, unser volles Lob. Zeit, Örtlichkeit und Persönlichkeiten treten wahr, greifbar, festumrissen, volllebig vor uns. Lassen sich vielleicht gegen den Umschlag in der Haltung des alten Arator, seinem Schwiegerohn Kothari gegenüber, Bedenken erheben, da wir nach der bisherigen Schilderung des ehrlichen und selbständigen Greises auf eine solche Wendung nicht gefaßt sind, so sind doch sämtliche übrige Charaktere mit vollster Konsequenz und psychologischer Schärfe entwickelt, und namentlich die Darstellung von Werden, Wachsen und Vergehen der Liebe Zettas, der stolzen, klugen, gebildeten, schönen Römertochter mit dem idealen Fluge der Gedanken und den großen Zielen, zu dem ehrlichen, trostigen, kampffrohen, zwar römisch gebildeten aber speziell den mystischen Neigungen seiner Gattin durchaus abholden Alamannenfürsten Kothari ist eine dichterische Leistung von hohem Werte; der tragische Ausgang dieses Verhältnisses, und der entsehlliche Untergang Zettas sind von erschütternder Wirkung. Vortrefflich charakterisiert sind einzelne Nebengestalten, der heldenhafte und tyrannische Valerian, die ehrgeizige Justina, der Epikuräer Ausonius mit seiner Bissula, der Alamannenkönig Macrian, dessen Flucht vor den Römern zu den spannendsten und packendsten Kapiteln moderner Erzählerkunst gehört, und namentlich Wiflaid, der jüngere Bruder Kotharis, der in religiösem Wahnsinn zu Grunde geht. Wie in der „Bissula“ eine Wärrin so spielt in der „Zetta“ eine Wölfin eine einflussreiche Rolle, und in der Schilderung dieser Bestienseele entwickelt Taylor einen nicht zu unterschätzenden Humor. Bemerken wollen wir nebenher, daß dem Autor an einer Stelle eine kleine Reminiszenz an Kleist in die Feder gefahren ist. Syagrius sagt: „Man kann blonde Haare und blaue Augen haben und doch ein großer Schurke sein“. — und in der „Hermannschlacht“ heißt es: „O Herman, wie kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier!“ Auch die Form der Verse auf S. 124 läßt zu wünschen übrig. Sollen Vers 2 und 4 Pentameter sein? Die geschmackvolle und gedankenreiche Sprache wird nur selten durch ein minder geschmackvolles Bild gestört; so lesen wir S. 33: „Wie eine geschmückte Tänzerin, gekleidet in grüne und blaue Gewänder, mit blinkenden Bändern von Silber und Stahl steht die Landschaft zwischen uns und Euch; was Wunders, daß Alamannen und Römer sich um sie raufen.“ Dieser Vergleich der Landschaft mit einer Tänzerin dürfte doch trotz seiner Kühnheit allzu trivial sein.

Doch das sind kleine Flecken auf einem sonst trefflichen Bilde, an denen wir uns nicht stoßen dürfen, und die der Bedeutung und dem dichterischen Werte von Taylors neuestem Werke keinen Eintrag thun. Einige Stufen tiefer müssen wir dagegen steigen, wenn wir zu Paul Lang's „Rechtildis von Hohenburg“ (Stuttgart, A. Bong) übergehen. Die Sprache

dieses Werkes ist zwar sehr schwungvoll und bilderreich, aber unter dieser Üppigkeit leidet die Charakteristik. Den Vorwurf der Erzählung bilden Herrschaft und Ende des Königs Manfred, seine Kämpfe gegen allerlei verräterische Vasallen und sein Tod bei Benevent. Die Heldin ist eine Freundin seiner Tochter Konstanze, der späteren Königin von Aragonien, welche ein an und für sich sehr verzeihliches Vergehen gegen Manfred mit einem heldenhaften Tode büßt. Ton und Komposition des Werkes verweisen es von der Höhe eines historischen Romanes unter die Erzählungen für die reifere Jugend. Das Gleiche gilt von „Irmengard“, einer Erzählung vom Oberrhein aus dem 15. Jahrhundert (Leipzig, Breitkopf und Härtel), in welcher G. Hirundo Erstürmung und Brand des Klosters auf Frauenwörth schildert. Nicht ohne Poesie ist die eingeflochtene Liebesepisode, und in der Gestalt des Malers bemerken wir einen leisen Anflug von Humor, aber nur einen Anflug. Empfehlenswert wäre es vielleicht gewesen, wenn die Verfasserin, denn eine solche verbirgt sich zweifellos hinter dem Schwalben-Pseudonym, ihren Stoff in poetischer Form behandelt hätte; diese getragene, stets gleichmäßig schwungvolle Prosa muß wie in „Mechthildis“ schließlich ermüdend wirken.

Sehr hübsch ist die Erzählung: „Peire de Vingtors“ von Karl Erdm. Edler (Wien, Faesl), welche die Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte eines Troubadours in Aquitanien zur Zeit Bertrands de Born, Richard Löwenherz und Johanns ohne Land behandelt. Namentlich ist der Schluß von ergreifender Schönheit, und in der Liebesepisode schwelgt der Autor in wahrhaft Raffartiger Farbenpracht. Störend wirkt auch hier nur eine gewisse Geschraubtheit der Sprache, durch welche zum Teil ein mittelalterliches Kolorit bewirkt werden soll; die fortwährende Wiederholung von Wörtern wie „gar“, „selbiger“, „sothan“ u. s. w. wird unter Umständen unerträglich. Dennoch verkennen wir das bedeutende Talent des Autors nicht, das in seiner modernen Novelle „Baldine“ (Wien, F. W. Seidel) trotz einiger Schwächen der Komposition sehr nachdrücklich zu Tage tritt. Die Kleinmalerei in den einleitenden Kapiteln dieser älteren Arbeit ist von außerordentlichem Reize. Die „Hofgeschichten aus drei Jahrhunderten“ von Eduard Braunfels (Dresden, Steffens), mit denen wir die Übersicht der historischen Erzählungslitteratur für diesmal beschließen, sind Stümperarbeit.

Wenn wir zwischen die historische und die moderne die am kürzesten als ethnographische zu bezeichnende Erzählungsgattung stellen, welche ihre Stoffe aus fernen Ländern holt, und als deren glänzendster Vertreter in der deutschen Litteratur immer noch Charles Sealsfield angesehen werden muß, so geschieht es freilich keineswegs, weil wir etwa auf diesem Gebiete besonders Erfreuliches zu berichten hätten. Im Gegenteil sind die bei Osiander in Tübingen in zwei Bänden erschienenen „Mexikanischen Novellen“ von H. Keller-Jordan ziemlich flache und flüchtige Produkte, denen der erotische Titel nur als lockendes Reizmittel dienen soll, denen aber im Gegensatz dazu jedes lokale Kolorit fehlt, und die in ihrer Harmlosigkeit, Nüchternheit und Langweiligkeit eben so gut in die Spießbürgerkreise unserer guten Stadt Strähwinkel wie an den Fuß des Popocatepetl hätten verlegt werden können. Auch der Stil läßt vieles zu wünschen übrig.

Unter den in unserer modernen Welt spielenden Novellen müssen wir, nicht wegen ihres inneren Wertes, wohl aber wegen der geräuschvollen Art, in der sie sich der Welt ankündigen, zunächst der aus vier Stücken bestehenden Sammlung von Oskar Welten gedenken, welche unter dem fragwürdigen Titel: „Nicht für Kinder!“ bei Wilhelm Spleib in Berlin unter ganz merkwürdigen Umständen ins Licht der Welt erblickt haben. Trotz jenes pikanten Titels interessiert uns an diesem Werke nämlich weit weniger der Inhalt als das vom Autor mit einem kühnen Entschlusse für das Verhältnis zwischen Autor, Verleger, Leihbibliothekar und Publikum neu aufgestellte Prinzip, welches in einer auf herausfordernd rotem Papier gedruckten, zwanzig Seiten langen Vorrede mit überzeugter Energie verteidigt wird. Wir können uns auf Weltens Beweisführung, deren logische Kette einige sehr bedenkliche Lücken hat, hier um so weniger des breiteren einlassen, als die Frage auf Schriftstellertagen wie in den Organen der Buchhändler und der Autoren seit Jahren eifrig und gründlich erörtert worden ist, und speziell Weltens Argumentation in den „Bl. f. lit. Unterh.“ durch Ludwig Fulda, dem wir freilich in seinen Schlussätzen nur bedingungsweise beistimmen können, eine in der Form gemessene, in der

Sache sehr schlagende Abfertigung erfahren hat. Das Resultat von Weltens Gedankengang ist nun das folgende, daß er auf eine Anzahl Exemplare drucken läßt: „Das gewerbmäßige Verleihen dieses Exemplares ist unterjagt“, ein Vermerk, der auf den übrigen fehlt, und daß er den Preis seines Buches für das Publikum auf 3, für die Leihbibliothekare auf 5 Mark festsetzt. Damit will er dem Schriftsteller den gebührenden Anteil an dem angeblich illoyalen Gewinn des Leihbibliothekars sicher stellen. Ohne auf die juristische Unhaltbarkeit der für dieses Verfahren angeführten Gründe einzugehen, betonen wir die von Fulda nur gestreifte und auch auf den Schriftstellerkongressen nicht genug gewürdigte Thatsache, daß zweifellos ohne die Existenz der Leihbibliotheken 90 Prozent der gegenwärtig gedruckten Erzählungslitteratur überhaupt niemals als Buchausgabe erscheinen, sondern günstigsten Falls in den Feuilletonspalten kleiner und kleinster Blätter ein noch weichenhaft verborgeneres und flüchtigeres Dasein führen würden, als es schon heute der Fall ist. Das würde vielleicht der Kritik, schwerlich aber den Autoren genehm sein. Der Verleger, welcher heute bei der Veranstaltung einer Buchausgabe irgend eines Neulings oder eines nicht zufälligerweise in Mund und Gunst des größeren Publikums gekommenen Durchschnittschriftstellers mit einer durch die Erfahrung zur Sicherheit gewordenen Wahrscheinlichkeit darauf rechnen kann, daß er an die Leihbibliotheken 200 bis 300 Exemplare absetzen wird, entschließt sich vielleicht, diese Auflage in Höhe von circa 500 Exemplaren drucken zu lassen, wobei er von vornherein auf einen sehr bescheidenen Gewinn kalkuliert, der allenfalls noch imstande ist, den mit einem solchen Geschäfte verbundenen Aufwand an Zeit und Mühe in der Herstellung, im Vertriebe u. s. w. zu rechtfertigen. Anderenfalls würde er die Auflage überhaupt nicht veranstalten können, aber der Nachteil würde nicht auf seiner, sondern auf der Seite des Schriftstellers liegen, der mit dem ungedruckten Manuskript nach Hause wandern müßte. Und daß sich etwa die Leihbibliotheken, welche bisher gewohnt waren, ihren Bedarf mit 30, 40, 50% Rabatt und einer entsprechenden Anzahl Freiemplare zu beziehen, dazu verstehen sollten, plötzlich 60% mehr zu bezahlen als das Publikum, oder daß letzteres aus reiner Verehrung für das Prinzip Bücher, die es allenfalls gegen das geringe Leihgeld gelesen haben würde, fortan käuflich erwerben sollte, diese Annahme zeugt von einer Naivetät und einem Idealismus, die an sich sehr schön sein mögen, denen aber an der heißen Sonne des praktischen Geschäftslebens sehr bald die wächsernen Flügel schmelzen werden.

Und so wird es auch bei Welten heißen wie bei unzähligen anderen vor ihm: „Die Seele, sonst so hoch getragen, sie senkte ihren stolzen Flug;“ um so mehr, als angesichts des Inhaltes seines neuesten Werkes gerade seine Berechtigung zu so fühner Propaganda mehr als zweifelhaft erscheint. Denn wenn wir nicht genau wüßten, daß der Verfasser ein Mann ist, so würden wir annehmen müssen, daß sein Buch unter dem Einflusse gewisser pathologischer Zustände entstanden sei, denen sonst nur Frauen unterworfen zu sein pflegen. Denn trotz der künstlichen Drapierung mit dem zerrissenen Leinenkittel des Zola'schen Naturalismus, in welchem der Autor mit dem Raffinement eines cynischen Philosophen zu kokettieren versteht, haben wir es hier lediglich mit einem Ableger der Marlitt'schen Schule zu thun, und wir können nicht behaupten, daß uns Stoffe und Behandlungsweise dadurch sympathischer würden, daß sie einer männlichen Feder entstammen. Wenn wir die vorliegenden vier Novellen korrekt sezieren wollten, müßten wir über das vierfache des uns zu Gebote stehenden Raumes verfügen, und da dieselben ohnehin noch schneller vergessen sein werden als das Vorwort, so können wir uns mit ein paar einfachen Schnitten, welche die Krankhaftigkeit des ganzen Organismus ohne weiteres zu Tage treten lassen, begnügen. Zunächst ist Weltens Zolaismus — seine „Zolaabende“ sind das beste, was er bisher geschrieben hat — nicht originell, sondern anezogen, und er bleibt wie Wallensteins Wachtmeister in Nachahmung der Außerlichkeit stecken. Die Prägnanz und die realistische Kraft Zolas, die mit wenigen Strichen Charaktere und Situationen in unvergleichlicher Plastik und Lebensfülle vor unser Auge stellt und uns in ihrer frappanten Lebenswahrheit auch dort noch erschüttert und fesselt, wo wir uns abwenden möchten, sind ihm gänzlich fremd. Seine Gestalten stecken voll Phrase, Unwahrheit und Unmöglichkeit, wie nur je bei der Marlitt und ihren Nachtreterinnen, wie bei Oskar Berkamp, Ossip Schubin und der ganzen moschusdunstenden, in Sinnlichkeit schwelgenden, innerlich aber kraft- und saftlosen Schule. Und in welchen Gesellschaftskreisen mag wohl

Welten seine Beobachtungen gemacht haben? In der angeblich humoristischen Novelle, „Eine Nacht gefangen“ schildert er einen jungen Gelehrten, der ein blutjunges Mädchen, das er im Kopfe der Bavaria zum erstenmal sieht, mit der Frage antritt, ob sie Casanova gelesen habe, der sich beim Hinabsteigen benimmt, wie in einer ähnlichen Lage der frivolste Roub sich nicht benehmen würde und der schließlich bei einer Tischgesellschaft die körperlichen Reize eben dieses jungen Mädchens, das inzwischen trotz alledem seine Frau geworden ist, mit der Genauigkeit eines Anatomen zergliedert. In einer ähnlichen Atmosphäre bewegen sich auch die übrigen Erzählungen, von denen man indes nicht erwarten möge, daß sie pikant seien; abgesehen von der Hundegeschichte, die trotz ihres thatsächlichen Cynismus des Humors nicht ermangelt, wenn sie auch antidarwinistische Gemüther schwer beleidigen wird, sind sie in ihrer Geschraubtheit der Gefühle, ihrer inneren Unwahrheit und gezwungenen Lüsterheit einfach widerwärtig, und so steht zu erwarten, daß der Feldzug gegen die Leihbibliotheken mit diesen und ähnlichen Truppen wenigstens nicht gewonnen werden wird.

Was wir über Ossip Schubin zu sagen haben, deren „Malocchio und andere Novellen“ bei Schorer in Berlin erschienen sind, ist oben schon teilweise angedeutet; die Erzählungskunst der Verfasserin ist bedeutender als jene Weltens; gelegentlich gelingt ihr ein Stimmungsbild, ein mit knappen, charakteristischen Strichen hingeworfener Charakter, aber im Grunde genommen sind ihre Gestalten und Konflikte ebenso hohl, unwahr, geschraubt und gekünstelt, wie jene Weltens. Im Stil und der Darstellung lehnt sich die Verfasserin an Turgeniew, leider aber fehlt es ihr an Geist, Poesie und Lebenserfahrung, um das Gefäß mit dem entsprechenden Inhalt zu erfüllen. Im übrigen ist sie international angehaucht und so widmet sie denn ihre 5 Erzählungen je einer russischen Fürstin, einer italienischen Komtess, einer französischen Marquise, einer deutschen Baronesse und einer englischen Duchesse, ohne daß indes diese Erzählungen etwa den entsprechenden Nationalcharakter trügen. Eine weit bedeutendere Leistung ist zweifellos die neueste Novelle von E. Sunder: „Höhere Harmonie“ (Berlin, Otto Janke) die leider nur in der Ausführung etwas zu skizzenhaft gehalten ist. Indessen, die Verfasserin weiß ebenso geistvoll zu erzählen wie fein zu beobachten, und wenn bei ihr die Sinnlichkeit zu Worte kommt, wie in der großen Szene zwischen Harold und Eva, so nimmt sie nur den ihr im Verkehr der Geschlechter von Rechts und Natur wegen gebührenden Platz ein. In Motivierung, Charakteristik, psychologischer Entwicklung ist E. Sunder ihren schriftstellernden Genossinnen weitaus überlegen; ihr Talent ist nach dieser Richtung hin sehr entschieden ausgeprägt. Für die vorliegende Novelle hat sie nebenbei sehr eingehende Studien über Herzkrankheiten angestellt, und wir möchten ihr bei dieser Gelegenheit bemerken, daß bei Herzfehlern, wie jenem, an dem die Heldin zu Grunde geht, kein Arzt den Genuß von starkem Thee erlauben würde. Und schwachen Thee wird Eva ihrem Harold doch in jener verhängnisvollen Stunde schwerlich kredenzt haben.

Von Romanen erwähnen wir noch „Götter und Götzen“ von Konrad Selmann (Leipzig, Reissner), einem fruchtbaren jüngeren Autor, bei dem die Lust zu Fabulieren glücklicherweise mit der Kraft in entsprechendem Verhältnisse steht und der in dem vorliegenden Roman ein modernes Zeitbild liefert, das eine Fülle fein beobachteter Züge, spannender Konflikte, interessanter und lebensmöglicher Charaktere enthält und dessen Tendenz aus dem Titel ersichtlich wird. Wir kommen auf diesen Autor bei späterer Gelegenheit ebenso zurück wie auf Ernst Bohwag, der in seiner „Ausgrabung des Paradieses“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich) ein ebenso originelles wie fesselndes Werk geschrieben hat, bei dem zwar Jules Verne und Maurus Jokai bezüglich der phantastischen Einkleidung Pate gestanden haben, das aber angesichts seines gesunden und erfrischenden Idealismus, der klaren Beleuchtung, in die viele der wesentlichsten und einschneidendsten Mißstände unserer modernen Kultur und unsers gesamten öffentlichen Lebens gerückt werden, angesichts seines fröhlichen Humors und seiner frischen, lebendigen Darstellungsweise ein starkes Talent von durchaus eigenartigem Gepräge verrät. Für den Erfolg des Romans in Deutschland würde es allerdings wesentlich gewesen sein, wenn der Autor seinen spezifisch österreichischen Schmerzen mehr allgemeine Beziehungen gegeben hätte. Jedenfalls hoffen wir dem Verfasser bald wieder zu begegnen.

Die „Grenzboten-sammlung“ hat inzwischen als 12. Band zwei Novellen von Robert

Waldmüller: „Auf der Leiter des Glückes,“ und „Blond oder Braun“ veröffentlicht. Die letztere ist eine reizende, humoristische Geschichte von den normannischen Inseln, die erstere spielt in Deutschland und schildert die Leiden und Freuden eines reich gewordenen Fabrikanten mit so viel Humor, gesunder Empfindung und echt liberaler Auffassung, daß wir nur unsrer Freude Ausdruck geben können, dergleichen in der „Grenzboten-Sammlung“ anzutreffen. Die „Bibliothek für Ost und West“ (Hugo Engel, Berlin und Wien), hat in Beiträgen der besten österreichischen Erzähler, Eduard von Bauernfeld, Josef Weilen, Julius von der Traun und Alfred Friedmann ein reiches und tüchtiges novellistisches Material zusammengetragen; auf die feuilletonistischen Sammlungen von Ferd. Groß, Max Nordau und Johannes Nordmann kommen mir noch zurück. Zum Schluß erwähnen wir eines Memoirenwerkes „Graf Durjel von Chateauroux“, herausgegeben von Elisabeth Warnde (Berlin Hugo Steinig & Co.), das sich durch seine Oberflächlichkeit und Interesselosigkeit sogar noch vor den Memoiren eines patriotischen Reptils auszeichnet. Das stilistische Gewand, in welches die Verfasserin das Werk gekleidet hat, ist von beispielloser Nachlässigkeit.



Ein Brief Stanleys über Deutschland und die Kongofrage.

Die Kongofrage hat auch für Deutschland ein großes politisches und auch geschäftliches Interesse. Der Herausgeber der Revue hatte deshalb Mr. Stanley den Wunsch geäußert, diese Frage in der Revue zu behandeln. Leider lehnt Mr. Stanley die Behandlung in einem längeren Artikel in nachstehendem Schreiben ab, das jedoch an und für sich durch die Ratschläge, die er in demselben erteilt, für Deutschland augenblicklich einen großen Wert hat, und deshalb hier von uns zur Veröffentlichung gebracht wird.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Paris, Hotel Meurice den 17. August 1884.

Geehrter Herr!

Mit großem Bedauern teile ich Ihnen mit, daß ich weder Zeit noch Gelegenheit finden kann, jetzt irgend etwas für ein Deutsches Journal von so hohem Ruf wie Ihre „Revue“ zu schreiben.

Ich begreife es allerdings ganz gut, wie wichtig es wäre Ihrem Wunsche nachzukommen, denn auch ich bin versichert, daß ein derartiger Artikel im jetzigen Augenblick sehr zeitgemäß sein würde.

Es ist sehr vorteilhaft für die „Gesellschaft“, daß die Deutschen ihr Denken auf das breite Kongo-Gebiet richten, und da ich allen Völkern, die kolonisieren wollen, Gutes wünsche, will ich einen kleinen Rat gratis hinzufügen:

Die „Gesellschaft“ kann den Deutschen alles Land, Unterstützung und Beistand, welchen man im Herzen von Afrika nötig hat, zusichern und wird es jedenfalls sehr gern thun, aber dann ist es nötig in diesem kritischen Moment, daß Deutschland ein treuer Freund der Gesellschaft sei, d. h. daß, wenn die Deutschen auf dem Kongo-Gebiet glänzende Privilegien zu erhalten wünschen, sie

der Gesellschaft freien Spielraum lassen müssen, damit dieselbe fähig ist diese Privilegien zu gewähren, sollte sie für deutsche Kolonisten darum ersucht werden.

Wenn die Gesellschaft — durch die Hilfe der großen Mächte — in der Lage sein wird, diese Protektion, Beistand und Land den Kolonisten zu versprechen, dann schreiben Sie mir nur bitte, wenn Sie es noch wünschen, und ich werde sehr gern Ihnen die Distrikte angeben, welche ich den Kolonisten als gesund und fruchtbar empfehlen möchte. Da in jehiger Zeit alles noch in einem etwas unklaren Zustande ist, besonders durch unsre Unkenntnis des Standpunktes, den die Gesellschaft oder die freien Staaten des Kongo gegenüber den europäischen Mächten einnehmen werden, so wäre es für jedermann verfrüht, jetzt nach dem Kongo auswandern zu wollen. —

Wir würden sehr gern eine Eisenbahn dort bauen, welche die Kolonisten sicher nach den gewünschten Lokalitäten oberhalb „Stanley-Pool“ bringen sollte, aber weder Eisenbahn noch Dampfschiff wäre jetzt für die zukünftigen Kongo-Staaten von Nutzen, da sie von der ersten unterdrückenden, gewaltbrauchenden Macht vernichtet werden würden. Wir müssen gegen Angriffe durch Europa geschützt sein. Im Inland sind wir sicher genug, — es würde eine sehr große Armee erfordern uns unsres Besitzes jetzt zu berauben, aber unser Seehafen könnte blockiert werden, und jedermann in den Freistaaten würde in Afrika eingesperrt sein.

Sie, mein Herr, sowohl wie wir, ja ganz Europa, ausgenommen ein oder zwei Nationen, haben ein Interesse zu sehen, daß die neuen Länder am Kongo nun das werden, was die Gründer aus ihnen zu machen beabsichtigten, d. i. ein in Ackerbau und Handel bedeutendes Feld für alle diejenigen Menschen, welche leben und gedeihen wollen ohne Furcht durch übergroße Pflichten zu Boden gedrückt zu werden. —

Die Gesellschaft hat in dem Vertrage mit den Vereinigten Staaten fest erklärt — und sie kann und darf diesen feierlichen Vertrag nicht zurückziehen — daß kein Zoll in den neuen Kongo-Ländern erhoben werden, und dieselben für alle frei sein sollen. Bitte, beachten Sie daher, daß, wenn die Gesellschaft allen freie Einfuhr verspricht, auch jedem, der angesiedelt ist oder in Geschäften zu thun hat, freie Ausfuhr gewährt werden würde.

Dies ist jedoch nicht möglich, wenn die Portugiesen den unteren Kongo besitzen sollen. Dann kann kein Vertrag, welcher auch gemacht werden könnte, sie sicher binden. — Wenn aber Europa den unteren Kongo der „Internationalen, afrikanischen Gesellschaft“ überläßt, so würden mit einemmale die Mittel besorgt sein, die Kolonisten zu befähigen, sich in den reichsten Regionen des Kongo niederzulassen.

Ich bin sicher Sie werden einsehen, daß es sehr unvorsichtig wäre, wollten die Kolonisten nach Afrika eindringen ohne vor dem Ruin durch portugiesische Habsucht völlig geschützt zu sein.

Ich bin, geehrter Herr,

Ihr ergebener
Henry M. Stanley.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Alberti, Conrad, Herr L'Arronge und das Deutsche Theater.** Drei Briefe an eine Freundin. 8. (Bernh. Schlicke, Leipzig.)
- Bibliothek für Ost und West III.** Max Nordau, Pariser Briefe. 8. (Hugo Engel, Wien.)
- Brenning, Emil, Geschichte der Deutschen Litteratur.** Fig. 1/5. Ver. 8. (Moriz Schauenburg, Fahr.)
- Einzelschriften, Kriegsgeschichtliche,** herausgegeben vom großen Generalstabe. Abth. f. Kriegsgeschichte S. 3. (Mittler und Sohn, Berlin.)
- Encyclopaedie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abth. Lief. 38 enthält: Handwörterbuch der Zoologie. Anthropologie und Ethnologie. Lief. 12. — II. Abth. Lief. 22 enthält: Handwörterbuch der Chemie Lief. 9.—Lief. 23. Handwörterbuch der Chemie Lief. 10. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Engelmann, Dr. J. Die Leibeigenschaft in Russland.** 8. (Duncker & Humblot, Leipzig.)
- Glogau, Dr. Gustav, Die Phantasie.** Vortrag gehalten am 14/2 1884 in Halle a/S. (Max Niemeyer, Halle.)
- Goebel, Dr. Julius. Ueber tragische Schuld und Sühne.** Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas. (Karl Dunckers Verlag, Berlin.)
- Göttinger, Dr. E., Reallexikon der Deutschen Alterthümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des Dtsch. Volkes. 2. Aufl. Lief. 1/3. 4/6. (Woldemar Urban, Leipzig.)
- Handwörterbuch der Chemie,** herausgegeben von Prof. Dr. Ladenburg. Lex. 8. Bd. 2. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Heinrich Hart, Julius Hart. „Kritische Waffengänge.“** Heft 6. Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart. gr. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)
- Justus, Jonas, Freie Gedanken zur Beurteilung der Kirche und ihrer Geschichte.** 8. (Kiegersche Verlagshandlg. Stuttgart.)
- Kayser, Dr. H., Geschichte der Cholera, speziell der Choleraepidemien in Breslau.** 8. (Preuß & Jünger, Breslau.)
- Kohler, Dr. Jos. Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz.** Lief. 2. Lex. 8. (Stahel'sche Univ.-Buchh. Würzburg.)
- Legrelle, A. Louis XIV. et Strassbourg.** Essai sur la politique de la France en Alsace. gr. 8. (Hachette & Comp. Paris.)
- Pippert, Julius, die Geschichte der Familie.** Ver. 8. (Ferdinand Enke, Stuttgart.)
- Mauerhof, Emil, Messalina.** Trauerspiel in 5 Akten nebst einem Briefe an ein interessantes Kind. 8. (T. D. Weigel, Leipzig.)
- Mauerhof, Emil. Ueber Hamlet.** 2. Aufl. 8. (T. D. Weigel, Leipzig.)
- Michelet, Dr. C. L. Der Gedanke.** Fliegende Blätter in zwanglosen Heften. gr. 8. (Nikolaische Verlagsbuchh. Berlin.)
- Nahlowsky, Josef W. Das Gefühlsleben.** 2. Aufl. gr. 8. (Veit & Comp., Leipzig.)
- Namen und Sachregister zu Webers Demokritus.** H. 8. (Kiegersche Verlagsbuchh., Stuttgart.)
- Derzen, Georg von, Vieder und Leute.** (Hinstorff'sche Hofbuchh., Wismar.)
- Pfleiderer, Prof. Dr. E. Zum Wesen der Universität und ihrer Aufgabe als Hochschule.** gr. 8. (Laupp'sche Buchh., Tübingen.)
- Plümacher, O. Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart.** gr. 8. (Georg Weiss, Heidelberg.)
- Scherer, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur.** gr. 8. (Weidmann'sche Buchh., Berlin.)
- Schroerer, M. J. Goethe und die Liebe.** Zwei Vorträge. 8. (Gebr. Henninger, Heilbronn.)
- Stoll, Dr. Otto, Zur Ethnographie der Republik Guatemala mit ethnographischer Karte.** gr. 8. (Orell, Füssli & Comp., Zürich.)
- Telmann, Konrad, Götter und Götzen.** Roman Bd. 1/3. 8. (Karl Reißner, Leipzig.)
- Trewendts Hauskalender für 1885.** Acht- unddreißigster Jahrgang. Mit einem Titelbild und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Trewendts Volkskalender für 1885.** Ein- undvierzigster Jahrgang. Mit vielen Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Viktor, Max, Sommer und Winter.** Ein Roman in zwei Bänden. 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)
- Waldmüller, Robert. Auf der Leiter des Glücks. Blond oder Braun?** Zwei Novellen. 8. (Fr. W. Grunow, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungerecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1884.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs IX.

(Oktober bis Dezember 1884.)

	Seite
Die Gesellschaft von Barzin und Friedrichsruh. I. II. III. . . 1. 129.	257
Hermann Lingg: Nur einmal. Novelle	19
August Leverkühn: Ungedruckte Briefe Platens	39
Der Geist der Berliner. I. Von einem früheren Diplomaten	50
Wilhelm Förster: Zur Geschichte der Astronomie	62
Plaudereien in Wiener Meisterateliers. I. II. 69.	177
Ludwig von Herbeck: Berlioz in Deutschland	82
Friedrich Pecht: Der Darwinismus und die Entstehung der Originalität in den bildenden Künsten	86
Anton Reichenow: Die deutsche Kolonie Kameruns. Nach eigener Anschauung geschildert	95
Stanleys Ansichten über die Stellung der Europäischen Mächte in der Congofrage	101
Johannes Flach: Telesilla. Eine dorische Novelle	141
Der Geist der Berliner. II. Von einem älteren Staatsmanne	160
K. Bürkner: Wie schützt und wie heilt man das Gehör?	183
Georg Klebs: Über Blumenpflege im Winter	191
Friedrich von Spiegel: Der Hindufusch und seine Bewohner	195
Welche Militärmacht würde Deutschland für Kolonien nötig haben?	203
J. Ludewig: Der Mensch und das Feuer	209
Rudolf Schmidt: Des Bischofs Schwiegertochter. Novelle	267
Von Bonin: Das Junkertum in der Armee	294
Felix Auerbach: Gute und schlechte Luft	303
J. J. von Eschudi: Die La Platastaaten unter der spanischen Herrschaft bis 1810	309
M. Carrière: Verirrungen und Abwege. Ein Mahnwort an das deutsche Volksgewissen	330
Karl Hanshofer: Über das Weltende	339

Berichte aus allen Wissenschaften:

Medizin.

- Karl Hennig: Der Kaffee und seine Surrogate 104
 P. Hofitansky: Zur Kur der Fettleibigkeit von Dr. Demuth 226

Geschichte.

- Georg Trumer: Ungedruckte diplomatische Berichte aus Paris zur
 Geschichte der Erhebung Napoleon I. zum Kaiser der Fran-
 zosen 106
 G. Dechend: Frankreich nach der Niederlage bei Rossbach 359

Musikwissenschaft.

- Robert Hirschfeld: Prof. Stumpfs Tonpsychologie 112

Kulturgeschichte.

- B. Langkavel: Bienen im Haushalt der Völker 231

Nationalökonomie.

- A. Lammers: Sozialismus und Philanthropie 239
 G. v. Pflugk-Gartung: Zur Arbeiterfrage 362

Physiologie.

- Moritz Alsberg: Der Mechanismus der Verdauung bei niederen und
 höheren Tieren 350

Litteraturgeschichte.

- Carl Schmidt: Die Tendenzromane Klingers 355

Kleine Revuen:

- Litterarische Revue 117. 367
 Naturwissenschaftliche Revue 243
 Litterarische Berichte 122. 201. 373
 Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarkts 378

Beigabe zum IV. Quartals-Band 1884.

(Inhalt von 1884 Heft 15.)

- I. Jimenez y Aranda: „Predigt im Hofe der Kathedrale zu Sevilla“.
 Gemälde, reproduziert von Fr. Bruckmann in München.
- II. Kunstrevue:
1. Fr. Pecht: „Die Kapuzinerpredigt in Sevilla“. Gemälde von Jimenez
 y Aranda.
 2. Allgemeine Kunst-Chronik.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.¹⁾

I.



Es ist ein fast allgemein anerkannter Satz, daß es keinen großen Mann giebt vor seinem Kammerdiener, und es ist deshalb doppelt interessant einmal einer Persönlichkeit zu begegnen, die auch in der Einsamkeit und von den Augen der Welt ungesehen dieselbe bleibt, ja die in dem Maße lebenswürdiger wird, als sie den Privatmann herauskehrt und als man sie näher kennen lernt. Wer den Fürsten Bismarck nur „im Dienst“ kennen gelernt, der kennt ihn noch nicht einmal zur Hälfte.

Ernst, streng, kurz angebunden, und in den Sachen, welche er der eigenen Entscheidung vorbehalten, jedem Widerspruche abhold, bewegt er sich im Dienst, im Verkehr mit seinen Untergebenen mit Vorliebe in quasi militärischen Formen, und man kann von ihm annähernd dasselbe sagen, was uns von einem langjährigen Adjutanten des Feldmarschalls Wrangel versichert wurde, daß er diesen niemals im Dienst habe lachen sehen. Der Rang und die dienstliche Stellung des betreffenden Beamten macht hierbei keinen Unterschied, und viele hochgestellte Personen wissen davon zu erzählen, was ein dienstlicher Konflikt mit dem Reichskanzler bedeutet, zumal letzterer, nach der beliebten Methode stets *va banque* zu spielen, sicher ist aus jedem Konflikt als Sieger hervorzugehen, auch wenn er nicht — was gewöhnlich der Fall ist — in der Sache selbst Recht hätte.

Um so überraschender ist der Wechsel der Szenerie, wenn man diesem selben Manne in seiner Häuslichkeit auf dem Lande begegnet. Hier tritt derselbe seinen Gästen, auch wenn sie seine Beamten sind, mit der vollen Gastfreundschaft und herzlichen Freundlichkeit des Landedelmannes gegenüber, ja er ging nicht selten so weit, Personen, die er das erste Mal bei sich sah, persönlich auf das ihnen zugewiesene Zimmer zu führen. Unterstützt wird derselbe durch seine Gemahlin, welche auf dem Lande ebenfalls die Fürstin vollständig beiseite läßt und,

¹⁾ Der Verfasser dieses Artikels steht nicht auf demselben politischen Standpunkt wie die *Revue*, ist aber sehr gut informiert.

soweit ihr dies ihre, in letzter Zeit leider sehr angegriffene Gesundheit gestattet, ihre Gäste in der Illusion erhält noch mit „Johanna von Puttkamer“ zu verkehren.

Überhaupt versteht man die Häuslichkeit und das Leben des Reichskanzlers nicht, wenn man sich nicht das Bild dieser Frau vergegenwärtigt, einer Frau, die nur in ihrem Manne lebt und webt und denselben mit einer Fürsorge umgiebt, die ihm einen großen Teil der kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens fern hält und in Zeiten der Krankheit jede Störung mit rücksichtsloser Energie zu verhindern weiß. Alles, was dem Fürsten begegnet, wird von ihr, im Komparativ, empfunden als ihr selbst angethan, und uns sind mehrere Beispiele bekannt geworden, daß sie selbst zwischen nahen Freunden und Verwandten und sich das Tischtuch zerschneidet, weil sie sich von ihnen in der Person des Fürsten verletzt fühlte. In Summa möchten wir auf sie das Wort anwenden, das der Oberhofprediger Strauß seinerzeit von der Schwester des Professors Meander gebrauchte, daß sie nämlich die fleißigste und erfolgreichste Mitarbeiterin an seinen Werken gewesen.

Es ist schon von anderer Seite auf die mannigfachen Berührungspunkte hingewiesen, welche der Reichskanzler mit dem größten Minister Frankreichs, mit dem Kardinal Richelieu, hat. Zu diesen Berührungspunkten rechnen wir unsererseits auch das Bedürfnis des Verkehrs mit geistvollen (Vassalle), angenehmen Personen (Ranke erzählt, daß dem Kardinal Richelieu der Umgang mit einer bestimmten Person von den Ärzten förmlich als Heilmittel vergeschrieben gewesen sei), sowie die Thatsache, daß der Fürst Bismarck mit mehr Recht als Richelieu von sich sagen kann, „er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen,“ freilich des Staates, wie er denselben versteht und hinzustellen gewillt ist. Ebenso berührt er sich mit seinem großen Vorgänger darin, daß er seine Zwecke mit rücksichtsloser Energie verfolgt und daß er es wie jener verstanden hat, das Glück selbst dem Schicksal abzuwingen. Das Glück ist eben, wie der Kardinal Mazarin zu sagen pflegte, eine „moralische Eigenschaft,“ oder wie es Ranke bezeichnet, „der Erfolg vordringender Kenntniss, richtiger und unfehlbarer Berechnung.“ Wie Richelieu der bourbonischen Monarchie, so hat Bismarck Deutschland seine Weltstellung gegeben, und wenn auch das deutsche Reich, nachdem man ihm in den Sattel geholfen, noch einiger Reittunden zu bedürfen scheint, so wird sich doch der betreffende Ausspruch schließlich bewähren.

Doch dies nur beiläufig. Wir haben die betreffende Parallele nur um desswillen herangezogen um plausibel zu machen, daß der Fürst Bismarck keine immobilen politischen Freunde besitzt, daß bei ihm politisch alles beweglich ist, mit Ausnahme seiner eigenen Politik und seiner eigenen Zwecke, und daß es deshalb nichts Befremdliches enthält, denselben nicht allein in seinen politischen, sondern auch in seinen persönlichen Freundschaften wechseln zu sehen, je nachdem die Menschen für ihn brauchbar und bequem sind oder nicht.

Bekanntlich war bis zur Mitte der siebziger Jahre Varzin, früher ein gräf-

lich Blumenthalscher Besitz, das ausschließliche Tusculum des Reichskanzlers, und ist dieser fast schon sagenumwobene Ort bereits so vielfach in Wort und Bild dargestellt worden, daß eine Wiederholung als überflüssig erscheint. Das sogenannte alte Schloß ist ein Herrenhaus, wie man deren in Pommern so viele findet, sehr einfach und bescheiden in seiner Anlage, allmählich mit dem Wachsen des Vermögens und des Schönheitsfinnes vergrößert und schließlich durch den Reichskanzler selbst abgeschlossen mittelst eines Anbaues, der die für den persönlichen Gebrauch bestimmten Räume enthält, indes zu dem alten Teile in einem Verhältnis steht, das man füglich als eine architektonische Mesallianz bezeichnen könnte. Einen wirklich imposanten Eindruck macht das eigentliche Arbeitszimmer des Fürsten, in welchem der bekannte schwarzmarmorne Kamin aus dem Rathhaussaale in Brügge nachgebildet ist und dessen Dimensionen auch sonst von der Art sind, um den Kanzler des deutschen Reiches würdig zu beherbergen, ja man kann, da Varzin mit der Dotation aus dem Jahre 1866 erworben worden ist, ohne Übertreibung sagen, daß der Fürst Bismarck hier auf seinen Lorbeeren ausruht.

Freilich war in den sechziger Jahren gleich nach dem Kriege mit Österreich dies Ausruhen nur ein bildlicher Ausdruck, indem auf der einen Seite die Fülle der Arbeiten, welche unablässig auf den leitenden Staatsmann eindrang, eine eigentliche Muße ausschloß und auf der anderen Seite das Nervensystem desselben in einer Weise angegriffen war, daß — wie uns dies von verschiedenen Seiten bestätigt wird — der Kanzler nicht selten die Nacht bis vier Uhr des Morgens schlaflos in seinem Bette zubrachte, dann von vier bis sechs Uhr einen Spaziergang in seinem Parke machte und nun endlich zu einem unruhigen Schlummer gelangte. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn der Kanzler heute angegriffener und reizbarer ist als seine parlamentarischen Gegner, welche sich stets in der angenehmen Lage befanden, ihren Leib wohl zu pflegen und ihren Geist nicht übermäßig anzustrengen.

Dessen ungeachtet versichern alle, welche ihm damals näher standen, niemals eine Rückwirkung dieser Nervosität auf den gesellschaftlichen Verkehr verspürt zu haben, was um so mehr ins Gewicht fällt, als der Kanzler nach seiner Naturanlage unzweifelhaft zu den cholertischen Naturen zählt.

Nach übereinstimmenden Berichten seiner Gäste verlief der Tag in Varzin in gleichmäßiger Weise: Gemeinschaftliches oder besonderes Frühstück je nach Wunsch, gemeinschaftlicher Spaziergang oder Spazierfahrt vor dem Diner, wobei es dem Kanzler besonderes Vergnügen bereitere, seinen Gästen seine neuen Forstkulturen, Wiesenanlagen, Forellenteiche u. dgl. zu zeigen, und wobei man Gelegenheit hatte wahrzunehmen, daß derselbe das Größte wie das Kleinste mit derselben Energie und Konzentration des Geistes behandelt und sich über eine schöngewachsene Fichte fast eben so freut wie über eine wohlgeratene Note.

Selbstverständlich war der Ton der Unterhaltung bei Tisch und sonst je nach der Persönlichkeit und Qualität der Gäste ein verschiedener, mit der alleinigen

Maßgabe, daß der Kanzler es nicht liebte, außer bei dem Kaffee und der Zigarre über Geschäfte zu sprechen. Diese Nachtsch-Gespräche wurden in der ungezwungensten Weise geführt und seitens des Kanzlers mit dem naturwüchsigem Humor gewürzt, welchen wir so oft in seinen Briefen zu bewundern Gelegenheit gehabt haben.

Der häufigste Gast in Barzin zu jener Zeit, doch nicht bloß zu seinem Vergnügen, sondern als „rechte Hand des Kanzlers“, wie man ihn damals nannte, war der Geheime Rat Lothar Bucher, ein ebenso begabter und fleißiger als vorsichtiger und reservierter Mann, der dem ferneren Stehenden den Eindruck machte, als ob ihn seine politische Vergangenheit in seiner neuen Stellung und Umgebung etwas verlegen machte und als ob er es ängstlich vermied, irgend jemandem einen Einblick in sein Inneres zu gestatten. In Barzin wurde er damals fast zur Familie gezählt und von allen Gliedern derselben in entsprechender Weise behandelt. Um so befremdlicher ist es, daß sein Name heute fast verschollen ist. Man hört nicht von ihm, man spricht nicht von ihm, und über seinen Kopf hinweg ist eine Reihe von jüngeren Männern avanciert, die allerdings den Vorzug vor ihm haben, daß sie — mit Ausnahme des Herrn Busch — „geborene Diplomaten“ sind. Man sagte einmal, daß Bucher bei dem Reichskanzler in Ungnade gefallen sei, weil er dessen soziale Projekte gemißbilligt habe, doch sind wir nicht geneigt dies für wahr zu halten. Bucher ist heute ein alter Mann, der sich verletz fühlt und sich nach Ruhe sehnt.

Der Zweite der regelmäßigen Tafelrunde in Barzin war der jetzige deutsche Botschafter bei dem Quirinal, Herr von Kündell, der auch in Berlin als Hausfreund galt, ein ostpreussischer Edelmann, der unseres Wissens dem Kanzler durch Herrn von Below-Hohendorf empfohlen wurde und sich seine Stellung in der Familie zunächst wesentlich durch sein meisterhaftes Klavierspiel erworben hatte. Man lobte an ihm die unbedingte Anhänglichkeit und Treue gegen seinen Chef und war auch nicht sonderlich überrascht, ihn demnächst — wie manche sagten, auf den Flügeln des Gesanges oder wenigstens der Musik — von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Botschafters des deutschen Reiches aufsteigen zu sehen.

Eine dritte stehende Figur in dem Barziner Kreise war der inzwischen verstorbene Legationsrat von Obernitz, eine durch sehr gefällige Umgangsformen und einen gemüthlichen faustischen Witz ausgezeichnete Persönlichkeit, der grade um deswillen in den Sommerferien des Kanzlers sehr wohl gelitten war und bei der Fürstin in besonderer Gnade zu stehen schien, weil er es verstand den Kanzler aufzuheitern und ihm ein Lächeln abzugewinnen. Sonst wurde derselbe, soweit unsere Information reicht, weniger als Staatsmann und Diplomat wie als Hofmarschall verwendet, eine Thätigkeit, die keineswegs zu unterschätzen war und die sonst im ganzen und großen zum Ressort der Fürstin gehörte.

Man hat schwerlich eine Vorstellung davon, wie groß die Zahl der Briefe öffentlichen und privaten Inhalts war, mit denen der Kanzler anfangs in Barzin überschüttet und überlaufen wurde, und es bedurfte in der That der ausdrück-

lichen Erklärung, daß alle nach Varzin nachgesandten Briefe rücksichtslos vernichtet werden würden, um sich einigermaßen davor zu retten. Wir wissen von Augenzeugen, daß der Kamin in Varzin diesen Briefen gegenüber eine ähnliche Rolle spielte, wie die bekannte Pfeife der Königin von England gegenüber den eingeschmuggelten Zigarren.

Als sich jemand darüber beklagte, daß so mancher Brief verloren gehe und daß nicht selten auch Unterschlagungen auf der Post vorkämen, bemerkte der Kanzler in seiner trockenen Weise: „Meine Varziner Briefe könnten sie alle unterschlagen; übrigens ist es ein wahres Glück, daß wir nicht lauter ehrliche Postbeamte haben, denn sonst würde kein Mensch mehr eine Wert- oder Geldsendung deklarieren.“

Nicht minder war auch der Geheime Rat Wagener damals ein nicht seltener Gast in Varzin. Das Verhältnis, in welchem dieser zum Kanzler stand, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Dasselbe datierte vom Jahre 1848 und war fast zwei Dezennien hindurch ein sehr intimes, wie dies die kürzlich veröffentlichten, auch in diesen Blättern erwähnten Memoiren des gedachten Herrn des Näheren ergeben. Der Kanzler pflegte diesen seinen Rat mit Vorliebe als sein lebendiges Konversations-Vikon zu bezeichnen, auch nahm man zu jener Zeit allgemein an und sprach dies in der Presse bei jeder Gelegenheit aus, daß derselbe namentlich auf die Behandlung der sozialen Fragen einen entschiedenen Einfluß ausübe. Diese stets wiederholte öffentliche Betonung des sozialen Einflusses soll dem Kanzler mit der Zeit unbequem geworden sein, da selbiger es bekanntlich nicht liebt sich überhaupt beeinflussen zu lassen, geschweige denn in der Öffentlichkeit als beeinflusst zu erscheinen.

Der intimste Gast aber war der Herr von Blanckenburg-Zimmerhausen, ein Jugendfreund nicht nur des Kanzlers, sondern auch der Fürstin, dessen verstorbene Frau allgemein als die erste Jugendliebe des Fürsten angesehen wurde und der selbst als der Ehestifter des fürstlichen Paares galt. Herr von Blanckenburg verkehrte mit der gesamten Familie des Kanzlers auf dem Fuße eines alten Hausfreundes und wurde auch in seiner parlamentarischen Thätigkeit im Verlaufe der sechziger Jahre sowohl im Landtage wie im Reichstage als einer der wenigen Vertrauensmänner des Kanzlers gewürdigt. Allerdings erhielt dies Verhältnis in den siebziger Jahren, soweit man dies von außen beurteilen konnte, einen empfindlichen Stoß, und ist man im Publikum niemals ganz über die eigentlichen Motive aufgeklärt. Man wollte wissen, daß mit der Erkaltung des Verhältnisses zwischen dem Kanzler und dem Grafen Roon, der bekanntlich mit Herrn von Blanckenburg verschwägert war, auch das Verhältnis des letzteren eine Abkühlung und durch die Ablehnung des ihm angebotenen Portefeuilles für die Landwirtschaft einen Bruch erfahren habe. Allerdings quittierte Herr von Blanckenburg damals seine gesamte politische Thätigkeit, und zwar, wie ihm näher stehende Personen versicherten, weil er nicht als konservativer Prellpfahl in dem liberalen Ministerium Camphausen figurieren und auf der anderen Seite seinem alten Freunde nicht Opposition machen wollte.

Selbstverständlich ist mit diesen Persönlichkeiten die damalige Tafelrunde des Reichskanzlers keineswegs erschöpft, wenngleich Barzin vor dem französischen Kriege nicht in dem Maße als der Mittelpunkt der europäischen Politik angesehen werden kann, wie dies später der Fall war. Abgesehen davon, daß vor dem französischen Kriege der Aufenthalt in Berlin noch die Regel und die ländliche Villeggiatur die Ausnahme war, während sich dies später, insbesondere nach der Erwerbung von Friedrichsruh, umgekehrt gestaltete, so hat auch Deutschland überhaupt erst mit dem und durch den französischen Krieg seine heutige dominierende Stellung in Europa errungen und hat dem entsprechend auch erst von da ab die Wallfahrt zu dem deutschen Reichskanzler als zu dem politischen Drakel von Europa begonnen.

Nichtsdestoweniger aber flogen auch damals schon die höheren Beamten und Diplomaten in Barzin aus und ein, zu geschweigen daß nicht allein der zahlreiche Freundeskreis des Kanzlers ihn so zu sagen mit List und Gewalt aufsuchte und daneben die Neugier, und zwar nicht bloß der Eingebornen, sondern auch der Ausländer, insbesondere der Engländer und Amerikaner, seinen Schritten folgte und das ziemlich anspruchslose Gasthaus in Barzin bevölkerte. Je nach der Qualität dieser Besucher war die Unterhaltung eine verschiedene, doch stets von der Art, daß, wie die Teilnehmer versichern, dieselbe fast ohne Ausnahme als praktische Unterweisung für den Umgang mit Diplomaten und solchen, die es werden wollten, gelten konnte. Ohne daß die betreffenden Herren es auch nur bemerkten, hatte der Kanzler sie von allen ihren Geheimnissen befreit, und zwar in einer so jovialen und fortdialen Weise, daß die gemißbrauchten Staatsmänner sich durch sein Vertrauen noch sehr geehrt fühlten. Die Stärke des Kanzlers bestand eben darin, über seine Pläne mit der größten Offenheit zu sprechen, ein Verfahren, welches ihm bekanntlich schon in Frankreich die Kritik seitens Louis Napoleons eingetragen hatte, daß er nicht ernsthaft zu nehmen sei, und das ihm auch einem Kommiss-Diplomaten gegenüber den unschätzbaren Dienst leistete, daß man ihm bei solchen Herzensergießungen kein Wort glaubte. Sehr spaßhaft soll, wie man uns versichert, sein Verkehr mit dem englischen Gesandten Lord Loftus gewesen sein. Dieser Herr, der sich selbst für einen bedeutenden Diplomaten hielt, glaubte hier immer noch in ähnlicher Weise auftreten zu können, wie dies dem Herzog von Wellington auf dem Wiener Kongreß gestattet war, und er verlor völlig die Kontenance, als ihm bedeutet wurde, daß ihm nur die größte Bescheidenheit dazu verhelfen könne überhaupt noch angehört zu werden.

Sehr irrtümlich würde es natürlich sein, wenn man annehmen wollte, daß der Kanzler während seines Ferien-Aufenthalts auf dem Lande lediglich seiner Erholung gelebt, vielmehr sind wir geneigt anzunehmen, daß er grade hier, in einer gewissen äußeren Ruhe und ungestört durch die Kleinigkeiten des laufenden Dienstes, seine großen Pläne durchdacht und vorbereitet hat, sodaß sie demnächst fertig und gerüstet aus seinem Kopfe hervorspringen konnten. Der Reichskanzler zählt eben zu den politischen Künstlern, welche sich nicht mit Fertigung von Martons begnügen, sondern nur das vollendete Bild für ein Kunstwerk halten.

So wird man es auch verstehen, daß derselbe stets einen großen Teil des Tages für sich zubrachte, ohne daß doch ein Resultat seiner Mühe alsbald äußerlich in die Erscheinung trat, und daß er vielfach Sachen las und besprach, von denen man nicht gleich ab sah, was sie bedeuten sollten.

Erst heute beispielsweise ist man zur Klarheit darüber gelangt, daß der Kaiser Napoleon doch nicht so ganz auf dem Holzwege war, wenn er annahm, daß der damalige Kanzler des Norddeutschen Bundes mit der Absicht umginge, den französischen Einfluß in Spanien zu brechen und an diesem Lande einen Bundesgenossen für gewisse Eventualitäten zu gewinnen, ebenso wie einzelne hingeworfene Äußerungen desselben darüber keinen Zweifel lassen, daß er schon damals die Notwendigkeit einer Modifikation der Stellung Deutschlands Rußland gegenüber und die Entfaltung einer slavophilen Politik des Fürsten Gortschakoff ins Auge gefaßt habe.

Wenngleich wir darüber nur vom Hörensagen sprechen und urteilen können, so glauben wir doch annehmen zu dürfen, daß das Verhältnis zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Fürsten Gortschakoff niemals ein besonders vertrauensvolles gewesen. Letzterer lebte und webte noch in den politischen Traditionen des Kaisers Nikolaus, und wenn er dessen ungeachtet der Aktion Preußens gegen Oesterreich und dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich keine thatsächlichen Hindernisse bereitete, so hatte hieran wohl die Liebe den geringsten Anteil. Man hielt einen derartigen Siegeslauf Preußens und Deutschlands überhaupt für unmöglich, auch gefiel Fürst Gortschakoff sich in der Illusion, daß eine Schwächung der Kriegführenden die Stellung Rußlands noch mehr heben und daß Deutschland nach wie vor im Fahrwasser der russischen Politik segeln würde.

Soviel wir haben in Erfahrung bringen können, ist der Kanzler stets der Meinung gewesen, daß die russische Diplomatie mit ihrem Streben nach Westen denselben Fehler begehe, wie seinerzeit die früheren deutschen Kaiser mit ihren Heerzügen nach Italien, und verschiedene Äußerungen lassen uns kaum einen Zweifel darüber, daß das heutige Rußland diese Ansicht Bismarcks in ernste Erwägung gezogen und den Weg nach Merw und so weiter als den richtigen erkannt hat, nicht allein um seine politische Aktion mehr mit seinem Charakter in Einklang zu setzen, sondern auch um die Präponderanz Englands an seiner empfindlichsten Stelle zu durchbrechen.

Man darf nicht erwarten, daß ein Mann wie der Fürst Bismarck über seine Politik und seine Auffassung der europäischen Verhältnisse selbst vertrauten Freunden gegenüber sich jemals anders als andeutungsweise geäußert, und selbst von denen, welche seine ländliche Einsamkeit geteilt, wird sich kaum jemand rühmen können, über seine Zielpunkte etwas vor der Zeit erfahren zu haben. Es ging dort, wie alle gleichmäßig versichern, ähnlich zu wie auf den späteren parlamentarischen Soireen, wie man denn auch von Cromwell behauptet, daß, wenn er recht vertraulich gewesen, man erst recht nicht gewußt habe, was er wolle.

Von hohem Interesse sind die Mitteilungen, welche der Kanzler über seine

Erfahrungen in dem österreichischen Kriege gemacht hat. Er war dort hingegangen mit dem festen Entschlusse, nur als Sieger lebendig zurückzukehren, und man weiß, daß es in der Schlacht bei Königgrätz einen Moment gab, wo die Entscheidung sich auf der Schärfe des Messers zu bewegen schien. „In diesem Moment,“ erzählte er, „begegnete ich dem General von Moltke und bot ihm eine Zigarre an. Derselbe wählte aus meinem Vorrat die beste, und ich sagte mir, wenn der noch die Ruhe hat die Zigarre zu prüfen, dann kann die Sache nicht schlimm stehen. Nachdem die Schlacht gewonnen war, kam ein halter General an ihn heran und sagte: „Nun sind Sie ein großer Mann! Wären wir geschlagen worden, dann wären zu Hause die alten Weiber mit nassen Handtüchern über Sie hergefallen!“

Als nach Beendigung des Krieges mit Österreich von der heiligen Allianz und von dem Testamente Friedrich Wilhelm III. die Rede war, bemerkte der Kanzler: „Mir ist es nicht ganz verständlich, wie man heute noch für die heilige Allianz schwärmen kann, nachdem sich in der letzten Zeit zur Evidenz herausgestellt hat, daß dieselbe nichts mehr als eine russische Mausefalle war und das Adjektivum heilig nur noch als ein unpassender Scherz erschien. Sie werden, wenn ich es erlebe, den Beweis in die Hand bekommen, daß der Krieg mit Österreich in meiner Politik nichts war, als ein Gewittersturm, der die Atmosphäre zwischen uns gereinigt hat, und daß es jetzt erst möglich sein wird, eine auf-richtige und nachhaltige Allianz auf dem Fuße der Gleichberechtigung zwischen uns und Österreich zu stande zu bringen. Sie werden mir noch alle Abbitte leisten und mich als den eigentlichen Testamentsvollstrecker Friedrich Wilhelms III. preisen.“

Psychologisch sehr interessant ist es, daß der Kanzler, ähulich wie Napoleon I., von dem Professor Leo behauptet, daß er selbst in dem Kanonendonner der Schlacht nach den Parlamentsreden in Paris gehorcht, den Parlamentarismus zwar praktisch mit großer Geringschätzung behandelt, nichts desto weniger aber die „öffentliche Meinung“ wie kaum ein anderer auf das sorgfältigste studiert und seine größten Erfolge grade seiner richtigen Diagnose der Volksstimmung und Strömung verdankt. Freilich hat er dabei stets sowohl theoretisch wie praktisch den Grundsatz festgehalten, daß die Regierung als das Haupt des Volkskörpers und als der Ort, in welchem sich alle Staatsgedanken konzentrieren, der wichtigste und maßgebendste Teil des Volkskörpers sei und als Ausgangspunkt aller politischen Aktion die Aufgabe habe, die öffentliche Meinung zu leiten und zu corrigieren. Daher das große Gewicht, welches er auf die Presse und auf vollendete Thatsachen legt; daher auch die eiserne Konsequenz, mit welcher er seine Pläne verfolgt. Er teilt, wie wir hören und wie er dies in seinem vertrauten Kreise wiederholt ausgesprochen haben soll, die Ansicht des Paters Becx, welcher zu sagen pflegte: „Wenn der Wind sich dreht, drehen sich alle Wetterfahnen, und zwar um so schneller und entschiedener, je schärfer der Wind ist.“

Als eines Tages das Gespräch auf die öffentliche Meinung und deren Be-

deutung kam, sagte der Kanzler: „Sie kennen unzweifelhaft den Ausspruch des alten Napoleon, daß drei schreiende Weiber mehr Lärm machen als tausend schweigende Männer. Man thut deshalb auch sehr unrecht, den schreienden Weibern der öffentlichen Meinung irgendeine größere Bedeutung beizulegen. Die wahre öffentliche Meinung ist die, welche sich aus gewissen politischen, religiösen und sozialen Vorderfakten in einfachster Fassung in der Tiefe des Volkslebens erzeugt und regt, und diese zu erkennen und zum Durchbruch zu bringen, das ist die eigentliche Begabung und Aufgabe des Staatsmannes. Ich möchte dieselbe die Unterströmung der öffentlichen Meinung nennen. Ich habe deshalb auch niemals mit den eigentlichen Parlamentschreibern gerechnet und habe grade um desswillen die Genugthuung gehabt, die öffentliche Meinung, auf welche ich Wert lege, in nachhaltiger Weise für mich zu gewinnen. Die Paulskirche in Frankfurt und das Unionsparlament in Erfurt waren in der That eine Versammlung ausgezeichnete Redner, und doch was ist von denselben übrig geblieben? Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch.“

Außerdem hat der Kanzler wiederholt die Ansicht verlautbart, daß die Masse der Bevölkerung überhaupt nur für Thatfachen und große, aber einfache Fragen ein Verständnis und vor allem — wie Thomas Carlyle dies so drastisch ausgesprochen — das Bedürfnis habe geführt und regiert zu werden, sodaß es einigermaßen auffällig erscheint, wenn seitens der Regierung dieser durchaus richtigen Auffassung bisher so wenig praktische Folge gegeben worden ist. Man weiß und sieht, in welcher despotischen Weise die Masse der Arbeiter seitens ihrer Führer und Verführer beherrscht und geleitet wird, und wie wenig alle bisherigen Mittel gefruchtet haben, diese Herrschaft zu brechen.

Selbstverständlich bildeten damals die sozialen Fragen einen Hauptgegenstand der Unterhaltung in Varzin, zumal dieselben durch die Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts in den Vordergrund getreten und brennende geworden waren. „Wenn man eine alte Form umformen will, muß man dieselbe zunächst flüssig machen,“ sagte der Kanzler, und es läßt sich nicht leugnen, daß mit der Etablierung des Norddeutschen Bundes alle Verhältnisse innerhalb seines Umkreises flüssige geworden waren. Was der Kanzler auf diesem Gebiete beabsichtigte, ließ sich aus seinen kurzen Aussprüchen schwer entnehmen, sei es daß er damals noch nicht mehr sagen wollte, sei es daß er sich selbst noch nicht ganz klar war. Jedenfalls sind wir geneigt anzunehmen, daß man verschiedene seiner Maßregeln nur alsdann richtig würdigt, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte des Flüssigmachens betrachtet. Wir rechnen hierher selbst die Einführung der Gewerbefreiheit, wengleich die Ausführung der Umgießung in eine andere Form etwas lange hat auf sich warten lassen und erst neuerdings durch die vielbesprochene allerhöchste Botschaft eine bestimmtere Gestalt angenommen hat. Es gab damals eben nur wenige in der Umgebung des Kanzlers, welche die soziale Frage einigermaßen gründlich studiert hatten. Mit Ausnahme der Herrn Bucher und Wagener war in den Kreisen der Regierung das Manchesterium die herrschende Doktrin, und selbst der Kanzler war als pommerischer Rittergutsbesitzer in den

Traditionen des Freihandels aufgewachsen. Man darf sich deshalb auch nicht wundern, wenn der Umschwung auf diesem Gebiete sich nur langsam vollzog und die sozialpolitische Reform sich in dem Kampfe mit den bisherigen Traditionen und mit den bestehenden Institutionen nur ruckweise Bahn zu brechen vermochte. Außerdem hat der Kanzler in seinen betreffenden Gesprächen niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß er sein neues Gebäude nicht mit Luftsteinen, sondern nur mit Klinkern auszuführen gedenke, das heißt ins Politische übersetzt, daß er nur mit solchen Elementen bauen wolle und könne, in welchen er für seine Gedanken eine gewisse Resonanz und damit die Sicherheit finde, daß das Zusammengefügte auch den Einwirkungen der wechselnden Witterung Widerstand leiste.

Um sich über alle einschlagenden Fragen gründlich zu informieren, verschmähte er es während seines Ferien-Aufenthalts auf dem Lande in keiner Weise, sich bei Geschäftsleuten aller Art, mit denen er hier in Berührung kam, in längere Gespräche über deren Verhältnisse und Wünsche einzulassen und so allmählich den Stoff zu seiner sozialen Reformpolitik zu sammeln.

Daß und in welcher Weise diese Arbeiten und Bestrebungen durch den Krieg mit Frankreich eine Unterbrechung erlitten, ist bekannt, und darf man bei Beurteilung der Tragweite dieser Unterbrechung auch nicht außer acht lassen, daß mit der Beendigung jenes Krieges und dem sich daran anschließenden Auftreten der Kommune in Paris nicht allein die Sozialdemokratie, sondern auch die soziale Frage als solche in eine andere Phase getreten war. So lange die deutsche Sozialdemokratie sich noch in den Traditionen Lassalles bewegte und den deutschen Staatsgedanken als solchen anerkannte, so lange konnte man mit derselben auch von Staatswegen paktieren. Seitdem dieselbe aber den Kriegszustand als permanent erklärt hat, scheint auch der Reichskanzler von dem Grundsatz auszugehen, die Sozialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt besiegen und soweit möglich vernichten zu müssen. „Wenn die Völker aus Prinzip Rebellen werden, dann müssen die Regierungen aus Grundsatz Despoten sein,“ sagt ein älterer Schriftsteller.

Mit dem Jahre 1866 war Bismarck ein großer und berühmter Mann geworden, doch war ihm diese Berühmtheit nicht selten recht unbequem. „Es ist nicht grade sehr angenehm,“ sagte er, „weder auf vierzehn Schritt belorquettiert, noch auf vier Schritt beschossen zu werden, und das Bischen Eitelkeit, welches in dem Angestauntwerden seine Befriedigung findet, hält nicht lange vor. Alle die kleinen Eitelkeiten des Lebens haben nur so lange Reiz, wie man sie nicht besitzt. Sobald man dieselben erreicht hat, gilt von allen der Ausspruch des Königs Salomo, daß es eitel ist und keine wahre Befriedigung gewährt. Ich begreife deshalb auch nicht, wie ein Mensch dies Leben ertragen kann, der nicht an ein anderes und besseres glaubt.“

Daß wir bei unserer Zusammenfassung des Verkehrs und der Unterhaltung in Barzin nicht überall ipsissima verba des Kanzlers zitiert haben, wird jeder nach Verlauf einer so langen Zeit und in Ermangelung eines Buschschen Tagebuchs leicht erklärlich finden, doch glauben wir überall den richtigen Sinn wiedergegeben und unseren Lesern Veranlassung zu mancherlei Kombinationen geboten

zu haben. Die Aktion des Kanzlers ist eine so konstante Größe, daß eine kleine Probe genügt, um das Ganze richtig zu würdigen.

Einen besonderen Reiz des Aufenthalts in Varzin bot das eigenartige Familienleben des Bismarckschen Hauses. Man könnte nicht sagen, daß die Söhne an die Begabung des Vaters heranreichen, doch scheint es diesem gelungen zu sein, einen Teil seiner Energie auf dieselben zu übertragen und sie sowohl geschäftlich wie diplomatisch so einzuschulen, daß er an ihnen, wie er dies ja auch kürzlich gegen den Herrn Professor Gneist ausgesprochen haben soll, sehr brauchbare Mitarbeiter gewonnen hat. Dabei darf man nicht übersehen, daß der Kanzler auch hier dem Grundsatz Ludwig XIV. zu folgen scheint, die Staatsgeheimnisse in möglichst wenigen Händen zu konzentrieren und daß er das Bedürfnis hat, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, deren Treue und Diskretion er unbedingt sicher ist. Es ist ein Vorzug, der durch nichts Anderes ausgeglichen oder ersetzt werden kann, bei einem Lehrer in die Schule zu gehen, der in der Staatskunst heute nicht seines Gleichen hat, und schon von Jugend auf gleichsam spielend in das Geheimnis eingeweiht zu werden, daß der alte Grundsatz des schwedischen Kanzlers Oxenstierna auch heute noch Geltung hat und daß ein praktischer Staatsmann am sichersten geht, weniger mit den Tugenden als mit den Fehlern der Menschen zu rechnen.

Es waren hauptsächlich die Zeiten der Muße auf dem Lande, in denen der Kanzler sich der geschäftlichen und diplomatischen Erziehung seiner Söhne widmete und zwar so, daß selbige im Dienst wo möglich noch strenger herangenommen wurden als andere. Dafür war das Verhältnis außer Dienst ein um so herzlicheres, und waren die privaten Einwirkungen an erster Stelle darauf berechnet, den Charakter auszubilden und den Söhnen diejenige Selbständigkeit anzuerziehen, dieselben befähigen sollte demnächst auf eigenen Füßen stehen zu können.

Diese Art Erziehung erstreckte sich auch auf seine Tochter, die jetzt vermählte Gräfin Ranau, die beispielsweise im Deciffrieren von Depeschen geübt war wie der älteste Hofrat im Zentralbüro des auswärtigen Ministeriums. Sonst spielte diese Tochter, die damals noch sehr jung und anscheinend der Liebling des Vaters war, die Rolle einer Fee und erfreute sich insbesondere eines Humors wie ein junger Student, eines Humors, der niemals seinen Zweck verfehlte, den etwa trübe gestimmten Vater aufzuheitern und seine Sorgen und Schmerzen, wenigstens eine Zeit lang, vergessen zu machen. Nur dies herzliche und gemüthliche Familienleben hat dem Kanzler die Kraft gewährt, der Feindschaft von außen mit der von ihm so oft betonten „Würsichtigkeit“ gegenüberzutreten.

Es ist eine sehr interessante und zugleich für ähnliche Verhältnisse sehr lehrreiche Schilderung, welche Ranke in seiner Geschichte der Päpste von dem Kriege entwirft, welchen Philipp II. seinerzeit gegen den Papst Paul IV. zu führen gezwungen war. Ranke sagt darüber wörtlich: „Als ein guter Katholik führte Alba den Krieg mit äußerster Zurückhaltung, er bekämpfte den Papst, aber ohne aufzuhören ihn zu verehren; nur das Schwert will er ihm aus den Händen winden, nach dem Ruhme zu den Eroberern von Rom gezählt zu werden gelüstete ihn

nicht. Und wer waren dagegen die, welche den Papst gegen so gute Katholiken vertheidigten? Die tauglichsten darunter waren die Deutschen, alles Protestanten. Sie verspotteten die Heiligenbilder an den Landstraßen, in den Kirchen, verlachten die Messe, übertraten die Fasten und begingen hundert Dinge, von denen der Papst sonst ein jedes mit dem Tode bestraft haben würde. Ich finde selbst, daß Karl Garaffa mit dem großen protestantischen Parteigänger Markgraf Albrecht von Brandenburg einmal ein Verständniß angeknüpft hatte."

Ähnlich, wenn auch nicht in derselben Stärke, standen sich die Gegensätze im Jahre 1866 gegenüber, und ähnlich, wenn auch nicht ganz so groß, war die Verwirrung der Begriffe und Partei-Anschauungen unmittelbar nach dem Kriege mit Oesterreich. Das Testament Friedrich Wilhelm III. war veraltet, die heilige Allianz zur Mythe geworden, und es war kaum anders, als daß die konservative Partei, welche bis dahin die Regierung gestützt hatte, gezwungen war, ihre früheren Ideale anzugreifen und daß die bisherigen politischen Protestanten plötzlich als die Kriegsvölker ihres früheren Todfeindes auf der politischen Bühne erschienen. Es ist nun einmal in der realen Welt nicht anders, als daß die Macht der Thatfachen überall am schwersten und entschiedensten in das Gewicht fällt und daß die Motive und Persönlichkeiten, welche den Anstoß zu einer bestimmten Bewegung gegeben haben, auch noch eine Zeit lang darin nachwirken.

Es war deshalb auch nur eine natürliche Folge der Situation, daß die Persönlichkeiten, welche in den deutschen Ländern außerhalb Preußens die Träger des Gegensatzes gegen Bundestag und Oesterreich und die Vorkämpfer der preussischen Hegemonie gewesen waren, ihre Rolle auch im Norddeutschen Bunde einstweilen weiter spielten, ja daß die Bundes-Regierung sich gezwungen sah, ihre politische Armee aus Freunden und Gegnern zu kombinieren und nicht selten einem konservativen Alba als Feind zu begegnen.

Weder ungewöhnlich noch befremdlich war es daher, wenn der Kanzler mit einem Teile seiner früheren Feinde wenigstens Waffenstillstand schloß und einen Teil seiner früheren Freunde, welche die österreichischen Traditionen noch nicht vergessen konnten, einstweilen beiseite liegen ließ. Die Situation war damals so ernst, daß man jeden, welcher das fait accompli anerkannte, als Bundesgenossen behandeln mußte, wie dies der Kanzler auch in einer seiner ersten Reden im preussischen Abgeordnetenhanse aussprach, indem er die Notwendigkeit betonte, daß man Rücken an Rücken stehen und das Gesicht dem Auslande zuwenden müsse, um gemeinschaftlich unsere Interessen zu wahren, und an die gemeinsamen Gefahren der Krone und des Volkes erinnerte, die weit entfernt, durch die bereits errungenen Erfolge verschleudert zu sein, vielmehr intensiver geworden wären, wenn nicht das Ausland durch den Anblick der vollen Einigkeit der preussischen Nation mit ihrer Regierung vor jedem verderblichen Plane zurückgeschreckt würde." Überdies war der Kanzler darüber vollständig im Klaren, daß ein Teil derer, welche bis dahin als Führer der konservativen Partei gegolten hatten, nur mit Widerstreben in die neuen Bahnen einlenkten, daß er mit dem Partikularismus nicht allein in den außerpreussischen Ländern, sondern vielleicht am nachhaltigsten mit

dem preußischen Partikularismus zu kämpfen haben würde und daß deshalb ein entsprechendes Gegengewicht für ihn unentbehrlich sei. Es sind dies alles Dinge, die so auf der Hand liegen, daß man nicht zu den Vertrauten des Fürsten Bismarck zu gehören, sondern nur ein Bißchen gesunden Menschenverstand zu besitzen braucht, um die Gedanken, welche den leitenden Staatsmann damals bestimmt haben, nachdenken zu können.

Als nächste Stütze boten sich ihm hier die Männer des Nationalvereins, doch muß man bei Beurteilung des betreffenden Verhältnisses von Hause aus daran festhalten, daß er in ihnen nicht Ratgeber oder gar gleich berechnigte Mitarbeiter, sondern nur Werkzeuge suchte. Die Männer, welche sich ihm zunächst darboten, waren die Herren von Bennigsen als Präsident des Nationalvereins, Miquel, langjähriger Hannoverscher Oppositionsmann, Braun-Wiesbaden als Führer der Nassauer Liberalen, v. Forckenbeck als Führer nicht allein von Junglithauen, sondern auch der oppositionellen Majorität des preussischen Abgeordnetenhauses, und Lasfer als Vertrauensmann und reddegewandter Parlamentarier. Daß von diesen Bennigsen, als geborner Aristokrat und in seinen gesellschaftlichen Formen tadellos, persönlich der angenehmste war, liegt auf der Hand, und gehörte er deshalb auch zu denen, die in Varzin willkommen waren, doch glauben wir nicht, daß der Kanzler ihn jemals im Ernst als seinen Nachfolger betrachtet oder empfohlen habe. Wenn wir den Kanzler richtig beurteilen, so glaubt derselbe überhaupt nicht einen Nachfolger zu finden, der ihn voll ersetzen kann, und wenn er jemals von einem Nachfolger gesprochen hat, so ist es wohl stets in dem Sinne geschehen, um den tiefen Abstand der betreffenden Persönlichkeit in das rechte Licht zu stellen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die neuerdings in die Öffentlichkeit gelangte Nachricht von der Kandidatur des Generals von Stosch, der jetzt fern von Madrid darüber nachdenkt, wie schwer es ist, den Kanzler zu ersetzen.

Daß der Kanzler bei der Bildung der nationalliberalen Partei seine Hand mit im Spiele gehabt hat, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, doch sind wir geneigt anzunehmen, daß er dieselbe von Hause aus als eine Übergangspartei betrachtet und darauf hingearbeitet hat, allmählich alle diejenigen, welche gewöhnt waren, seine Politik nachhaltig zu unterstützen, zu einer großen Regierungspartei zu vereinigen. In wie weit ihm dieser Plan gelungen ist, ist eine Frage, die wir erst später beantworten können, da erst nach dem französischen Kriege diejenige Sonderung eintrat, welche demnächst unsere politische Entwicklung beherrscht hat.

Es war der Herr von Forckenbeck, der schon im preussischen Abgeordnetenhaus die Situation insofern richtig beurteilte, als er eine Fortsetzung der bisherigen Opposition gegenüber der neugewonnenen Machtstellung Bismarcks für inopportun und aussichtslos erklärte, und von welchem demgemäß die Initiative ausging, seine fortschrittlichen Wölfe als nationalliberale Lämmer umzukleiden, ein Changement, dessen Bedeutung man am besten ermißt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß derselbe Herr von Forckenbeck demnächst der Veranstalter und Chef des allerdings ins Wasser gefallenem Städtetages und später von der Zahl

derer war, welche durch die Sezession zur deutschen Freisinnigkeit gelangten. Einstweilen war indes seine Haltung und Thätigkeit durchaus den Wünschen des Kanzlers entsprechend, und der Norddeutsche Bundestag bot deshalb auch das sonderbare Schauspiel, an seiner Spitze den Mann zu erblicken, der vordem durchaus nicht abgeneigt gewesen war, dem Herrn von Bismarck den Prozeß zu machen. Man behauptete wohl nicht mit Unrecht, daß der Kanzler damals mit dem Herrn von Forckenbeck einen ziemlich engen geschäftlichen Verkehr unterhalten habe und daß letzterer es an nichts habe fehlen lassen, um die politischen Klitterwochen möglichst zu verlängern. Bekanntlich ist Herr von Forckenbeck, ebenso wie Waldeck, Katholik, und es gab viele, welche es sich nicht ausreden ließen, daß er ebenso wie jener ein doppeltes Spiel spiele. Wir sind nicht dieser Meinung. Wer Herrn von Forckenbeck näher kennt, der weiß, daß er überhaupt nichts von dem Fanatismus an sich hat, durch welchen Waldeck nach jeder Richtung gekennzeichniet war; selbiger ist vielmehr, wie schon seine Sprache verrät, eine ruhige, trockene, kalkulierende Natur, mit einem scharfen, formalen, juristischen Verstande und deshalb auch zum Kammerpräsidenten wohl qualifiziert. Seine Absicht war auch keineswegs dem Kanzler dauernd zu dienen, sondern nur so lange mit demselben zu gehen, bis er sich mit Aussicht auf Erfolg von ihm trennen könne. Daß er hierin fehlgegriffen, ist wohl überwiegend auf gewisse Einflüsterungen zurückzuführen, welche ihn neben Bennigsen als chronischen Ministerkandidaten erscheinen ließen. Heute betrachten der Reichskanzler und Herr von Forckenbeck sich wohl kaum noch als politische Freunde, man müßte denn die periodischen Angriffe des Fürsten Bismarck auf die Berliner Stadtverwaltung nach dem Sprichwort „Was sich liebt, neckt sich“ interpretieren.

Wesentlich anders steht es mit dem Herrn von Bennigsen. Bei diesem war allerdings der Wunsch lebendig und das Bestreben vorherrschend, Hand in Hand mit dem Fürsten Bismarck weiter zu gehen, immerhin mit dem stillen Nebengedanken, mit der Zeit besser gewürdigt und näher herangezogen zu werden, zumal nachdem er sich auch in dem Konflikt mit der römischen Kurie als ein in der Wolle gefärbter Kulturkämpfer bewährt hatte. Seine parlamentarische Befähigung war eine nicht unbedeutende, wengleich keine originale, und seine Energie nie bedeutend genug, um längere Zeit hindurch die Nationalliberalen davon abzuhalten, sich von der Linken umgarnen und in einen quasi prinzipiellen Gegensatz gegen den Reichskanzler drängen zu lassen. Daß ihm dies nicht auf die Dauer gelang, hatte darin seinen Grund, daß seine Basis und Bestrebungen politischer Natur waren, während seine Rivalen sich, wenn nicht ausschließlich, so doch überwiegend auf dem volkswirtschaftlichen und sozialen Gebiete bewegten und hier mit ihren Motiven auch ihre Kraft schöpften. Man wird dies heute schon besser verstehen, nachdem die fernere Entfaltung der nationalliberalen Partei nicht allein die vorhandenen Gegensätze konkreter herausgestellt, sondern auch thatsächlich den Beweis geliefert hat, daß diejenigen Elemente und Führer, welche die Partei nach links in die Opposition gegen den Reichskanzler zu drängen versuchten, sich alsbald sowohl in der Sezession als in dem deutschen Freisinn als

Vorkämpfer des Manchesterturns und als prinzipielle Gegner der sozialpolitischen Reform des Fürsten Bismarck entpuppten. Es war die notwendige Konsequenz dieses Gegensatzes, der auch in dem Gros der Partei noch nachwirkte, daß Herr von Bennigsen seine parlamentarische Laufbahn quittierte, weil ihm die Majorität der Partei die Heeresfolge zur Unterstützung der Sozialpolitik des Fürsten Bismarck verweigerte, ebenso daß die Nationalliberalen heute ihre Versuche zur Wiederannäherung an den Reichskanzler mit einem, freilich noch sehr orakelhaften, Bekenntnis zu dessen Sozialpolitik inaugurierten. Wenn Herr von Bennigsen dessen ungeachtet heute noch den Spröden spielt, so hat dies hauptsächlich wohl darin seinen Grund, daß er dem sozialpolitischen Bekenntnis seiner Parteigenossen selbst noch nicht recht traut; desgleichen erhält dadurch die fortdauernde angenehme Temperatur zwischen dem Reichskanzler und dem Herrn von Bennigsen ihre rechte Erklärung. Letzterer ist dem Ersteren nach wie vor eine sympathische Persönlichkeit und ein wertvoller Gehilfe, aber doch immer nur ein Gehilfe, dem der Kanzler als Meister gegenübersteht!

Der ostensible Vertreter des Gegensatzes gegen Herrn von Bennigsen war von Anbeginn der Dr. Lasfer, ein Mann, in dessen Persönlichkeit sich eigentümliche Widersprüche vereinigten, Widersprüche, an denen derselbe auch schließlich zu Grunde gegangen ist. Man würde irren, wenn man meinte, daß Dr. Lasfer jemals dem Fürsten Bismarck eine sympathische oder bequeme Persönlichkeit gewesen, und wir nehmen keinen Anstand, die Charakteristik, welche man neuerdings von ihm gegeben — in den Memoiren des Geheimen Rates Wagener — wenigstens insofern als richtig anzuerkennen, als ihm darin die Absicht zugeschrieben wird, die Rolle des Ungarn Deak in Deutschland zu spielen. Jedenfalls lassen einzelne private Äußerungen, welche ihm in der Aufregung und im Ärger im Reichstage entfielen, kaum einen Zweifel darüber, daß er eine Zeitlang nicht daran gezweifelt, als Sieger aus dem Konflikte hervorzugehen. Ebenso zählen wir dahin das bekannte Wort, daß der Kanzler nur so lange mit dem Kopf gegen die Wand laufen werde, als er wisse, daß dieselbe von Pappe sei. Einer steinernen Mauer gegenüber werde er dies wohl lassen. Überhaupt versteht man das Auftreten und das Schicksal des Dr. Lasfer nur unter der Voraussetzung, daß man die in ihm herrschenden Widersprüche in das rechte Licht stellt. Halb Idealist, äußerlich bescheiden und innerlich von der Bedeutung seiner Person auf das tiefste durchdrungen, lebte er immer nur zur Hälfte der praktischen Welt und verfiel dadurch nicht selten dem Schicksal, in den brennendsten Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Bedeutender und nachhaltiger waren seine Leistungen auf dem Gebiete der Rechtspflege und der Gewerbegesetzgebung. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir ihn als den eigentlichen Verfasser des Notgewerbegesetzes bezeichnen und seinen Willen und Einfluß auch in den Justizgesetzen als den maßgebenden charakterisieren. Man versteht dies nur, wenn man erwägt, daß für den Kanzler die gesamte damalige Gesetzgebung nur insofern Wert und Bedeutung hatte, als es sich darum handelte, die Einigung Deutschlands zu beschleunigen und zu befestigen und daß er dabei vieles mit in den Kauf nahm,

was er sonst unzweifelhaft zurückgewiesen haben würde. Es war ihm beispielsweise wichtiger, daß Deutschland ein gemeinsames Strafrecht und desgleichen Zivilprozeßordnung erhielt, als daß sich in diesen Gesetzen manche recht bedenkliche Bestimmungen fanden. Wir mögen nicht behaupten, daß diese Auffassung eine korrekte gewesen, aber sie war thatsächlich vorhanden.

Mit dem Hervortreten der sozialpolitischen Projekte des Kanzlers wurde die Opposition Lasfers, welche bis dahin noch eine gemäßigte und bedingte gewesen war, eine prinzipielle und forcierte, doch hatte er, um mit dem Volkswitz zu sprechen, nicht genug Wind für diese große Flöte, und es dauerte deshalb auch nicht lange, daß er sich in diesem Widerspruch innerlich und äußerlich aufrieb. In der Leichenrede, die ihm der Fürst Bismarck vor kurzem gehalten hat, war von Freundschaft nichts zu bemerken.

Über den Abgeordneten Braun haben wir nicht viel zu sagen. Derselbe ist ein jovialer Herr, Vorsitzender des Handelstages und Ehrenmitglied des Cobdenclubs. Er erfreute sich eine Zeit lang eines gewissen Einflusses in seinem engeren Vaterlande, scheint diesen jedoch neuerdings eingebüßt zu haben und auf den Einfluß beschränkt zu sein, den ihm seine Stellung in der Industrie und Handelswelt gewährt. Wir glauben nicht, daß der Kanzler denselben jemals überschätzt hat, doch war er ihm als Parlaments-Humorist eine nicht unangenehme Persönlichkeit.

Wenn wir den Abgeordneten Eugen Richter an dieser Stelle einstweilen übergehen, so hat dies darin seinen Grund, daß sein Licht erst später leuchtete und daß wir überhaupt nicht geneigt sind, denselben als Chef und Leiter der scheinbar von ihm beherrschten Partei gelten zu lassen. Derselbe ist ein sehr brauchbares, augenblicklich wohl noch unentbehrliches und dabei sehr eigensinniges Werkzeug, welches mit großer Vorsicht behandelt sein will, doch fortschrittelt er auch seinerseits mit gebundener Marschroute, worauf wir demnächst noch zurückzukommen gedenken.

Dem wirklichen Kenner der Geschichte ist es nicht unbekannt, daß sich die Entwicklung und Schicksale der Völker und Staaten nicht in Parlamentsreden und Beschlüssen, sondern in den Thaten und Schicksalen ihrer leitenden Persönlichkeiten vollziehen, und daß es die lebendigen Menschen sind, welche durch ihre Tugenden und Fehler, ihre Handlungen und Unterlassungen Geschichte machen und nach dem Goetheschen Ausspruch der Gottheit lebendiges Kleid weben. Man wird es uns deshalb auch wohl zu gute halten, wenn wir uns bei Schilderungen der maßgebenden Persönlichkeiten von der einen Seite etwas länger aufgehalten haben. Wir halten dies eben für die beste Art Geschichte zu schreiben, auch glauben wir daneben die Gesellschaft in Barzin und die persönliche Stellung des Kanzlers zu den von uns gezeichneten Persönlichkeiten, mit welchen er eine Zeit lang Geschichte gemacht hat, nicht allein positiv, sondern auch negativ am sichersten dadurch zu kennzeichnen, daß von allen diesen Personen, soviel wir wissen, Herr von Bennigsen der einzige war, der jemals eine Einladung nach Barzin erhalten hat. Die Einladung der anderen Herren beschränkte sich auf die üblichen offiziellen Dinners und Soireen, welche persönlich zu weiter nichts verpflichtete

und höchstens den Barometerstand der Temperatur in den gesetzgebenden Körpern signalisierte.

Eben so sparsam freilich wurden die Mitglieder der konservativen Partei mit Einladungen bedacht, eine Thatsache, die man nur alsdann richtig verstehen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise das frühere Gefüge jener Partei gelockert war und wie regellos dort die verschiedensten politischen Strömungen durch und gegen einander gingen. Der Bruch mit Oesterreich, die Depossidierung alter deutscher Dynastien, die Annectierung selbständiger Länder, das Paktieren mit dem Liberalismus und Nationalverein gingen so sehr gegen den konservativen Strich, daß eine unverkennbare Spannung und ein nicht verhehltes Mißtrauen zwischen dem Kanzler und manchem seiner früheren intimen Freunde platzgegriffen hatte, ein Zerwürfniß, welches besonders in dem ganz offen eklatierenden Gegensatz des Präsidenten von Gerlach zu Tage trat und, soviel wir wissen, niemals wieder beigelegt worden ist, obschon der Herr von Gerlach früher ein intimer Freund des Hauses und, wenn wir nicht irren, sogar Pate eines der Bismarckschen Kinder war.

Man befand sich eben damals auf konservativer Seite vielfach in der sonderbaren Lage, daß man zwar geneigt war, die Resultate des Krieges gegen Oesterreich zu acceptieren oder wenigstens nicht wagte, dieselben offen zu desavouieren, daß man aber den Weg, auf welchem man dahin gelangt war, entschieden verwarf und sich in der Illusion gefiel, hier Halt machen und auf die alte Parteidisziplin und Politik vor 1866 zurückzukehren zu können. Es liegt auf der Hand, daß der Kanzler von einem näheren Verkehr mit den also gestimmten Herren kaum ein anderes Resultat erwarten konnte, als eine Steigerung der Verstimmung und eine Fixierung des Gegensatzes, während er auf der andern Seite die Hoffnung hegen durfte, in der öffentlichen Verhandlung der betreffenden Themata und durch die sich darin manifestierende Wucht der öffentlichen Meinung einen großen Teil der ihm innerlich entfremdeten früheren Parteigenossen auch persönlich für sich wieder zu gewinnen, eine Hoffnung, welche ihn bekanntlich nicht getäuscht hat. Gerlachs gab es eben nur wenig in der Partei, was wir, beiläufig bemerkt, nicht zum Lobe derselben sagen, da die heutige Zeit leider nur zu geneigt ist, schließlich den Erfolg an die Stelle des Prinzips und der Überzeugung treten zu lassen.

Daß der Kanzler damals die betreffende Entwicklung Deutschlands und zu dem Zwecke auch die entsprechenden Parteien einigermaßen forcierte, hatte, soweit unsere Wahrnehmungen reichen, wesentlich darin seinen Grund, daß er gleich nach dem Friedensschlusse den demnächstigen Krieg mit Frankreich als eine unausweichliche Eventualität vor Augen hatte und um deswillen keine Zeit verlieren zu dürfen glaubte, Deutschland wenigstens soweit unter Dach und Fach zu bringen, um diesem nicht zu unterschätzenden Feinde mit der vollen Kraft und mit Aussicht auf Erfolg entgegen treten zu können. Man kannte damals noch nicht den Meisterzug seiner Politik, nämlich die Militärverträge mit den süddeutschen Staaten, doch war der Kanzler zu sehr praktischer Staatsmann, um sich darüber zu täuschen,

daß diese Verträge hier und da schließlich nur so lange gehalten werden dürften, als das Kriegsglück auf Seiten Preußens stehe.

Je mehr er deshalb davon überzeugt war, daß der König von Preußen abermals auf seinen Rat seine Krone aufs Spiel setze, um so entschiedener und überzeugter hielt er jeden, der ihn an der Zusammenfassung Deutschlands und seiner Streitkräfte zu hindern versuchte, für einen Feind des deutschen Vaterlandes sowie der Krone Preußen. Daher der oft so herbe Ton, den er anschlug, und die Entschiedenheit, mit welcher er das kleinste Compromiß auf diesem Gebiete von der Hand wies.

Zu den mancherlei Freundschaften, welche sich damals lösten, gehörte auch die mit dem früheren Bundestagsgesandten von Savigny, dessen Ambition zu jener Zeit auf nichts Geringeres ging, als Kanzler des Norddeutschen Bundes zu werden, und der auch aus seiner Verstimmung kein Fehl machte, als ihm die Vize-Kanzlerschaft angeboten und diese von ihm abgelehnt wurde. Wir haben dem Herrn von Savigny selbst eine Zeit lang näher gestanden und glauben deshalb um so unparteiischer aussprechen zu dürfen, daß demselben die Gabe der freien Rede gänzlich versagt und daß er deshalb völlig außer stande war, einem Parlamente gegenüber eine staatsmännische Rolle zu spielen.

Nicht mit Unrecht hat man dem Kanzler, ähnlich wie dem Herzog von Wellington, den Beinamen des Eisernen gegeben, doch ist nichts ungerechtfertigter als die Annahme, daß derselbe die Kriege mit leichtem Herzen und ohne Mitgefühl mit den Schrecken, welche sich in ihrem Gefolge finden, geführt habe. Wir wissen von Augen- und Ohrenzeugen, daß derselbe seinen Ritt über das Schlachtfeld mit Thränen in den Augen geschildert und dabei hinzugefügt hat: „Wer einmal ein großes Schlachtfeld gesehen, der kann unmöglich leichtfertig Krieg führen. Ich sehe noch immer vor mir,“ fügte er hinzu, „einen blutjungen Lieutenant, der wie schlafend an einem Baum lehnte. Derselbe war durch den Kopf geschossen, und ich fragte mich unwillkürlich: Wo ist seine Mutter?“ Sein Ausdruck von den Knochen des pommerschen Grenadiers war deshalb durchaus auch ernsthaft gemeint.

Selbstverständlich machte die siegreiche Beendigung des Krieges mit Frankreich abermals einen tiefen Schnitt durch alle europäischen Verhältnisse, ebenso aber auch durch die persönlichen Beziehungen des Reichskanzlers, wie sich dies bei Besprechung der Gesellschaft von Friedrichsruh näher herausstellen wird.

(Fortsetzung folgt.)



Nur einmal.

Novelle

von

Hermann Lingg.

Etlich' schlimme Gesellen waren es, welche nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges das Land unsicher machten und allgemein nur die „Harten“ genannt wurden, einmal weil sie so hießen und zweitens weil sie bei ihren Räubereien und sonstigen Übelthaten keine Schonung kannten. Es waren mit einem Wort hartgesottne Sünder. Ihre Namen waren: Grimhart, Brauhart, Krumhart, Schlamhart, Bochtart u. s. w. Sie pflegten wöchentlich einmal in einer am Walde gelegenen Schenke zusammenzukommen, um ihre Meinungen und auch ihre Beutestücke gegenseitig auszutauschen, je nach Neigung und Bedürfnis. Die Herberge hieß zum roten Krug. Es war in einer stürmischen Nacht zu Ende Oktobers, als sie sich hier wieder einmal zusammenfanden. Jeder hatte sein Kößlein an die Krippe gebunden, ihm Heu vorgesteckt und war dann mit klirrendem Sporn und Schwert in die niedrige, rauchige Wirtsstube getreten. Sie setzten sich an den langen braunen Tisch, in welchem eine Menge Namen, Sprüche und Verse eingeschnitten waren. Bald hatte jeder seinen Humpen vor sich. Auf dem dreibeinigen Stuhle sich schaukelnd, begann Grimhart die Unterhaltung: „Habt ihr denn auch bemerkt,“ rief er mit heiserer Stimme, „daß einer, als wir angeritten kamen, sich schleunigst aus dem Staube machte? Es war der Klostervogt vom Stift, der hat mir auf einen guten Gedanken verholten: der Wein ist heuer geraten, wie wär's, wenn wir uns einen nächtlichen Ritt zum See hinab nicht gereuen ließen? Die Schwestern haben am Gelände dort einen Keller, der mit manch schönem Stückfaß verziert ist. Ich wäre dafür, einmal daselbst einzufahren und ein wenig Umschau zu halten. Wenn wir unterwegs ein Bauernpferd und einen Karren mitnehmen, so können wir auch ein Häßlein aufladen, das leeren wir dann bei dir, Brauhart, auf deiner edlen Beste Rauhenau, was meinst du dazu?“

„Schäme dich,“ erwiderte trocken der Angeredete, „schäme dich, die frommen Stiftsfräulein aus ihrer gesegneten Ruhe zu stören. Ich bin nicht dabei.“ Grimhart flüsterte seinem Nachbar Krumhart etwas ins Ohr, worauf dieser zustimmend nickte und ausrief: „Ja, ja, dann begreif ich's wohl!“

„Num, was lachst du, alter Stiefelknecht,“ schrie Brauhart.

„Er sagte,“ nahm Schlamhart lachend das Wort und lehnte sich mit dem Oberkörper auf seinem Stuhle soweit zurück, daß er mit dem Fuß an die Tischplatte stieß und die Humpen erklimmen machte, „er sagte, und viele andere sagen es auch, du habest deine guten Gründe, warum du den Klosterfrauen nichts anhaben willst.“ Brauhart sah ihn finster an und biß sich auf die Lippen. „D,“ rief spöttisch Grimhart und drehte seinen roten Kinnbart, „glaube nur ja nicht, daß wir so unmenschlich sind und deine Gefühle nicht zu würdigen wissen.“

Mein bewahre, bleib du nur hier und bet' indes einen Rosenkranz, bis wir wieder kommen. Man sagt nämlich — aber wenn du, unterbrach er sich, einen Gruß an die Äbtissin zu bestellen hast, den wollen wir schon ausrichten.“ Alle lachten. Borurot sprang Braunhart auf und rief: „Was sagt man? Red', oder ich renn dir den Flammberg durch die Rippen!“ Da stand Krummhart auf und sprach: „Nun, man sagt, die Äbtissin habe, noch ehe sie den Schleier nahm, in ihrer holden Jugend auch einmal der Minne gehuldigt mit einem schönen jungen Ritter. Der habe sie schnöde verlassen und sei an den Hof des französischen Königs gezogen, ehe sie aber die Schwelle des Klosters betrat, habe das Ereignis stattgefunden, dem du das Leben dankst. Jetzt weißt du alles.“ Braunharts Gesicht verfinsterte sich bei diesen Worten, er starrte ihn an, als höre er eine schreckliche und unglaubliche Nachricht. Dann verzogen sich seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln, dann kam es wie ein unsagbar düsterer Ernst über seine Stirn, und gleich darauf erhellte sich sein jugendfrohes Gesicht wieder und blickte so lustig und unbefangen in den Kreis der Zecher wie vorher. „Wohlan,“ rief er aus, „erzähle nur weiter, ich sehe mich schon größer werden, wer weiß, was noch aus mir wird!“ Krummhart fuhr fort: „Man gab dich den ehrwürdigen Vätern im Kloster Zwiefalten zur Erziehung, denn du solltest ein geistlicher Herr werden, man sagte dir, deine Eltern wären im Kriege umgekommen, und du habest nichts mehr auf Erden als die Aussicht, dich zu einer Bierde der Kirche aufzuschwingen, als ein zweiter Augustinus oder Athanasius dereinst zu glänzen; dich lockte jedoch mehr der Ruf eines Tilly und Wallenstein, und so sprangst du eines Tages aus und kamst zu uns. Leider, da der Krieg ein Ende nahm, saßen wir bald auf dem Tractnen und mußten unsere Zuflucht zu diesem Rittertum vom Stegreif nehmen, zu dieser fröhlichen Weglagerei, zur Fortsetzung des Ordens vom heiligen Crispinus und des Wandels unter deinem herrlichen Gestirne Kriegsgott Mars!“

Abermals veränderten sich die Gesichtszüge des jungen Mannes, mit einer gezierten Würde stand er auf, nahm den Hut ab, daß die Feder sich bis auf den Boden senkte, und sprach mit kaltem Ernste zu dem Gefährten: „Was du da erzählt hast, Krummhart, mag wahr oder erfunden sein, mir ist es gleichgültig, damit ihr aber seht, daß es nichts auf Erden giebt, was mich abhalten kann, einen Streich auszuführen, so werde ich das beabsichtigte Abenteuer mit euch bestehen. Wenn die Äbtissin wirklich meine Mutter ist, so hat sie es lang genug anstehn lassen, sich um mich zu bekümmern, und hab' ich denn nicht ein Recht auf Mitgenuß an ihrem Weinkeller? Weil indessen der Mond noch am Himmel steht und zuweilen durch die Wolken bricht und wir die halbe Stunde, bis er hinunter ist, noch warten müssen, und weil wir überhaupt einmal bei den Lebensgeschichten stehen, von denen ihr die meine gehört habt, so besteh' ich darauf, daß auch ihr andern drei eure Lebenswege zum besten gebt. Also Krummhart voran!“ „Ich habe nichts dagegen,“ erwiderte dieser, „es ist aber nicht viel von mir zu sagen. Ich bin der Sohn eines reichen Kaufmanns aus einer vornehmen Stadt und sollte nach dem Willen meines Vaters ins Ausland, in die neue Welt, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Als ich aber in die Seestadt kam, lernte ich ein Frauen-

zimmer kennen, die mir meinen wohlgefüllten Mantelsack leeren half, und als sie mich völlig abgeblättert hatte, sich an einen andern hing. Als reuiger Sohn kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, kaum noch erkennbar, so hatten mich zuerst das flotte Leben und dann Elend und Entbehrung heruntergebracht. In der Heimat angekommen, fand ich meine Eltern nicht mehr. Sie waren aus übergroßer Sehnsucht nach mir — denkt euch nur, mir nachgereist und mußten bereits in der neuen Welt angekommen sein, wo sie mich nun freilich nicht finden konnten. Allerdings hatten sie sich in der Seestadt nach mir erkundigt, aber der Handelsherr, an den ich beglaubigt war, währte ebenfalls, ich sei schon längst abgereist. Sie werden mich drüben wohl als einen auf dem Meere Umgekommenen beweint haben. Ich erfuhr nie mehr was von ihnen. Nachdem ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt, verließ ich unbemerkt und ungekannt die Stadt, in der ich geboren war, und begab mich zu den Fahnen Banniers, der damals in der hiesigen Gegend sich mit den Kaiserlichen herumschlug. Da fand ich denn auch euch, das Übrige wißt ihr.“

„Meine Geschichte,“ begann hierauf Schlamphart, „ist nicht so merkwürdig, ich hatte in früher Jugend Dienste bei einem Chronikenschreiber genommen und lernte da Handschriften nachzuahmen. Wie ich nun darin eine große Fertigkeit erlangt hatte, so verfiel ich darauf Zeugnisse und, was man sonst noch wollte, unter falschem Namen auszustellen, und sündemal ich Wein und einen guten Bissen trockenem Brod und Wasser vorzog, so betrieb ich mein Geschäft so fleißig, daß ich mir ein schönes Stück Geld damit verdiente. Das ging eine Zeit lang ganz gut, man kam mir aber auf die Sprünge, und ich mußte das Weite suchen. Wie ich nun so in den Landen herumzog hatte ich einmal einen Reisegefährten, der kein anderer war als der Tod selbst, Hans Mors oder Freund Hain genannt. Der bewog mich“

Braunhart, der schon während der ersten Geschichte öfter aufgestanden war, einen Laden geöffnet und hinausgesehen hatte, unterbrach jetzt den Erzähler. „Die Wolken,“ rief er, „hängen so schwarz über den Mond herein, daß wir unsern Mitt wohl beginnen dürfen.“

„Auf!“ riefen die Harten wie aus einem Munde und eilten zu ihren Pferden.

Der Wirt, der sich aus Furcht bisher nicht hatte sehen lassen, kam jetzt unter die Thüre und verbeugte sich zum Abschiede vor seinen Gästen. Diese sprengten durch's Hofthor in die Nacht hinaus und waren bald verschwunden.

Ein paar Minuten lang hörte man noch den Hufschlag der Pferde, dann war alles wieder in Stille und Dunkelheit begraben.

Braunhart, der vorausritt, befand sich in einer sonderbaren Stimmung. Früher hatte ihn bei dergleichen Raubstücken ein gewisses Schamgefühl, ein leises Nühren des Gewissens angewandelt, heute nicht mehr. Es kam ihm vor, als habe er ein vollkommenes Recht auf die Beraubung des Klosterkellers; er gehört ja zum Besitztum meiner Mutter, murmelte er boshaft in sich hinein. Die also, die mich unter ihrem Herzen getragen hat, die ist jetzt so fromm geworden, daß sie nichts mehr davon weiß noch wissen will. Sie hat es wohl ganz vergessen, daß ein Sohn von ihr noch

lebt, oder wenn sie es nicht vergessen hat, so muß sie es doch vor der Welt verleugnen, in deren Augen sie als eine Heilige dastehen soll. Ich will übrigens der Sache genau nachspüren, und wenn ich die sichern Belege dafür habe, daß ich ihr Kind bin, dann will ich vor sie hintreten und sagen: Gottloses Weib du.

In diesem Augenblicke fuhr ein heftiger Windstoß in die Tannenzwipfel, der Reiter blickte auf und lachte vor sich hin. „Ja wohl, weshalb solch großartige Redensart, wird es nicht besser sein, ich sage gleich zu ihr: Gebt mir Gold, hochheilige Äbtissin, findet Euch ab, damit ich ein einträglicheres Gut kaufen kann als dieses Rauhenau, das mir der Krieg in die Hände gespielt hat, dieses leere Nest, dann will ich Euch in Ruhe lassen fürderhin und keine Seele soll es erfahren, was Ihr mir seid.“

Mittlerweile waren die Spießgesellen in der Nähe des Klösterleins angelangt. Es war ein Gebäude neben der Straße und von ihr durch eine ziemlich hohe Mauer getrennt und lag auf der Höhe eines Abhanges, der sich, mit Reben und Obstbäumen bepflanzt, bis an den See hinabzog. Über die Mauer beugten große Nussbäume sich herüber, und dichter Ephen hatte das Thor umzogen. Das ganze Anwesen, nur von einigen Schwestern und Dienstboten bewohnt, gehörte zum Stifte und hatte ein mehr ökonomisches als kirchliches Aussehen, was auch seiner Bestimmung entsprach. Hier wurden die Gemüse, das Obst, der Wein für den Bedarf der Stiftsfrauen in der Stadt gezogen, hier sammelte man in den Gärten die Nüsse, hier lieferte eine Anzahl Kühe die Milch und die Biene den Honig. Eine mehrere Tagwerke große Wiese gehörte zu dem Gütlein, wie es genannt wurde. Auch an Geflügel aller Art fehlte es nicht, Garn wurde gebleicht, und ein Teil des Grundstückes trug Roggen und Gerste. Nun hatte allerdings die Kriegszeit viel Übles gebracht, viel Schaden war angerichtet worden, aber man hatte es sich angelegen sein lassen, durch Fleiß, Sparsamkeit und Beihilfe der frommgesinnten Nachbarn umher die Verluste zu ergänzen und einen ziemlichen Wohlstand wieder herzustellen. Zuweilen an Sonn- und Feiertagen fuhren die Frauen in schwerfälligen Kutschen heraus und besichtigten die Fortschritte ihrer Ökonomie. Eindringliche Lehren und Ermahnungen an den Verwalter und die Knechte flossen dann in Fülle. Die Frauen des Stiftes waren größtenteils Töchter adeliger Häuser und wußten wohl Bescheid über Pflege der Güter und Bodenkultur. Auch ein kleiner Wald gehörte zu dem Besitz, und dieser Wald war es, an dessen Ausgang sich jetzt die vier Harten befielen, auf welche Weise sie am besten das Gütchen überfallen wollten.

Die Mauer war hoch, das Thor gut verriegelt, drinnen befanden sich Wolfshunde und handfeste Knechte. Durch eine Lüge sich freiwillig Eintritt zu verschaffen, erschien nicht glaublich. Schlamphart meinte, bei den Kapuzinern im nahen Kloster wollte er schon leichter Einlaß bekommen; er sei gewohnt um diese Zeit seine Beichte abzulegen, die Brüder würden ihn gewiß einlassen. Dann wisse er, könnte man durch den unterirdischen Gang, der ins Frauenkloster führe, in dieses gelangen. Ein allgemeines Hohngelächter war die Antwort auf diesen Ratsschlag. — „Da sieht man's wieder,“ hieß es, „Schlamphart will immer auf

unterirdischen Wegen zum Ziele gelangen, indem er überirdische Zwecke vorgiebt. Aber daraus wird diesmal nichts, alter Schleicher, diesmal mußt du mit ins Zeug, und geht's drunter und drüber — mitgegangen, mitgehangen.“ Jetzt zog Grimnhart unter seinem Mantel etwas an einer Schnur hervor, die ihm über die Schulter hing, und zeigte es Braunhart, der freudig erstaunt ausrief: „Das ist ja eine Heertrompete.“ „Ja,“ antwortete jener, „die hab ich mir mitgenommen, als es zu Ende und ich davon ging. Alle Signale der kaiserlichen Armee habe ich los, vor manchem Schloß, vor manchem Städtlein hab ich mit diesem Stück zur Übergabe geblasen und so mein' ich, wir sollten vor das Klösterlein reiten und im Namen des Landeshauptmannes, des Grafen Wolfseck, Einlaß und Quartier begehren. Wir seien ein Fähnlein Reiter, ausgeschildt, um die Gegend von Räubern und Zigeunern zu säubern und wollten vom langen Ritt hier Rast halten, die Pferde könnten nicht mehr weiter. Glaubt nur, ich weiß meine Worte schon so zu stellen, daß es Art hat und man uns Glauben schenkt. Sobald das Thor aufgeht, galoppieren wir hinein, jeder sein Pistol und das Schwert in der Hand und hauen alles nieder, was sich widersetzen könnte.“

„Das ist ein Anschlag, der sich hören läßt,“ rief Braunhart, welcher sich stets als der Anführer geberdete und auch von den andern als solcher betrachtet wurde. „Grimnhart, du bist ein ganzer Kerl, und somit Kraut auf die Pfanne und vorwärts!“

Rasch ritten sie dahin und alles ging so, wie sie es vorbedacht und vorausbestimmt hatten. Der Knecht am Thor, ein alter Mann, der zeitlebens auf dem Hofe dienstbar gewesen und völlig unerfahren in Listen und Ränken war, öffnete gutwillig und erhielt sogleich einen Schlag auf den Kopf von Grimnhart mit der Trompete, daß er schwerbetäubt niedersank. Das Pferdegetrappel weckte auch die übrige Dienerschaft aus dem Schlafe, alles rannte in Verwirrung umher, wer über die Schwelle trat, dem wurden die Pistolen auf die Brust gesetzt und die Hände gebunden. Sobald man alle beisammen hatte, wurden die Gefangenen in eine Kammer geschleppt und die Thüren hinter ihnen abgeschlossen. Den schreienden Nonnen und Mägden bedeutete man, daß sie schweigen sollten, wenn ihnen ihr Leben lieb sei.

Hierauf ging das Bechen los, alle Fässer wurden angestochen und die Weine darin versucht; welcher den Freibeutern nicht schmeckte, der wurde unter Lachen und Hohnen laufen gelassen, vom besten wurde ein kleineres Faß gefüllt und dasselbe zum Mitnehmen bestimmt und aufgeladen, Wagen und Gaul fanden sich im Kloster. Braunhart, den dies wüste Treiben anwiderte, schritt über die Treppe einen Korridor entlang, er suchte und wußte nicht, was. Ein Lichtschimmer zog ihn an, eine Ampel beleuchtete ein großes in Holz geschnitztes Muttergottesbildnis, schön bemalt, ein edles Kunstwerk aus früherer Zeit. Das leichtgesenkte, leidende Antlitz der Madonna übte eine eigene Macht aus über den Mann, der seit seinen Kinderjahren wohl schwerlich mehr das Innere einer Kirche betreten hatte. Sein Annähern schien indes als unerhörter Frevel angesehen zu werden, eine Greisengestalt trat ihm entgegen, eine Matrone, mit ängst-

lich drohender Gebärde, sie streckte abwehrend die Hände ihm entgegen und rief: „Wenigstens vor heiliger Schwelle solltest du, ruchloser Räuber, zurückschrecken!“ „Seid Ihr die Äbtissin des Stiftes,“ erwiderte Braunhart, „dann habe ich mit Euch ein paar Worte zu reden. Was der Kirche gehört, davon wird nichts angerührt. Setzt Euch auf diesen Betschemel und stehet mir Rede. Seid Ihr die Äbtissin?“ „Nein,“ ward ihm zur Antwort, „nur ihre Schwester seht Ihr vor Euch.“

„Gut, dann seid Ihr ja meine Nichte.“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Nun, so will ich mich Euch rundweg erklären und selbst diese heiligen Mauern sollen nichts davon vernehmen. Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr. Sie schwieg. „Euer Schweigen nehme ich als Bejahung,“ sprach er, „Eure Schwester war heimlich vermählt mit einem italienischen Edelmann, in der That mit einem Abenteurer, der sie verließ, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben hatte.“

Die alte Dame sah ihn groß und starr an, ein wilder Zorn, dessen Ausbruch sie kaum zu unterdrücken vermochte, blitzte aus ihren grauen Augen. Von solchem Mund, von einem Räuber das zu hören, und was diese Worte noch verbargen! Diese Frage, das sagte ihr eine innere Stimme, diese Frage konnte nur jemand thun, der das schrecklichste Geheimnis ihrer Familie wußte und zu verraten beabsichtigte. Sie hatte nicht den Mut diesem Manne entgegenzutreten und ihm zu sagen, du lügst; noch weniger wagte sie den Versuch eines Anerbietens, ihm Schweigen abzukaufen. Sie verfiel in eine Angst, die all ihr Denken in Verwirrung brachte, sprachlos vor Schrecken starrte sie noch immer den Fremdling an, ihre Hand suchte nach einer Stütze, um sich aufzurichten. Braunhart, der dies bemerkte, ergriff ihren Arm und sprach sanft: „Euer Schweigen ist beredter als alle Worte, Matrone, ich bin Euer Nefte, daß Eure Schwester mein Dasein verleugnete, meine zarte Jugend fremden Händen überließ, ist schuld an allem. Ja, ich bin ein Freibeuter, ein gefürchteter Nachzügler des großen Krieges — aber noch ist es Zeit zur Umkehr — was ich von Dir verlange, ja mir erbitte, ist dieses: Vermittle eine Unterredung zwischen mir und meiner Mutter, eine geheime Zusammenkunft, denn auf mich wird dort gefahndet, wo sie lebt, vor ihrer Welt und Umgebung bin ich ein Ausgestoßener, und sie soll nicht der Nachrede ausgesetzt sein, daß sie mit einem Geächteten gesprochen habe.“

Kaum hatte Braunhart dies gesagt, als aus dem Hofe herauf Schüsse krachten, Lärm und Waffengeklirr ertönten. Er blickte nach dem Gange zurück, sprang an ein Fenster und dann nochmals zu der Matrone. „Wollt Ihr, wollt Ihr, rasch, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Die Äbtissin hat nichts zu befürchten, sie ist mir heilig und ehrwürdig, aber sehen und sprechen muß ich sie.“

Die Alte sah noch einmal prüfend in das Antlitz des Mannes, der vor ihr stand, etwas in seinen Zügen schien überzeugende Kraft für sie zu haben, sie nickte mit dem Haupte und sprach: „Ich will den Auftrag besorgen, es soll geschehen.“

„Gut, wehe Euch, wenn Ihr nicht Wort haltet!“ Damit ließ er ihre Hand los und stürmte den Korridor entlang, die Treppen hinab nach dem Hofe. Hier bot sich ihm das Schauspiel eines hartnäckigen und blutigen Kampfes. Seine Genossen waren von einer Anzahl städtischer Reiter angegriffen und verteidigten sich gegen die Überzahl mit äußerster Anstrengung. Sie suchten sich wenigstens zur Flucht noch Gelegenheit zu bahnen, aber, wie es schien, vergeblich. Das Trompetensignal war an ihnen zum Verräter geworden. Der Stiftsvogt, der bei ihrer Ankunft in der Schenke weggeritten, hatte bei der Thorwache des Städtchens die Anzeige gemacht, daß die vier „Harten“ in der Schenke zum roten Krüge säßen und wahrscheinlich einen Anschlag planten. Darauf hatte man sogleich eine Streife ausgeschiedt, die jedoch die Schenke leer fand. Als sich die Reiter bereits wieder auf dem Heimwege befanden, hörten sie die Trompete. Was muß das sein, sagten sie, und der Kommandierende befahl, sogleich nach der Richtung, woher der Schall kam, zu reiten. Es wurde ihnen bald klar, daß er nirgend anders herkommen könnte als vom Klostergütchen. Eiligst schwenkten sie dahin ab. Grimnhart, der die Wache hatte, nahm die Städtischen erst dann wahr, als sie schon ganz nahe herantrabten. Kaum hatte er Zeit seine Gefährten zu alarmieren, die noch rasch ihre Pistolen luden und nach ihren Pferden raunten, um sich davonzumachen. Es war zu spät, sie mußten sich zur Wehre setzen und waren eben nahe daran zu unterliegen, als Braunhart auf dem Kampfplatz erschien. Die Sache nahm sogleich eine andere Wendung, im Nu hatte er einen der Reiter vom Pferde geschossen und einen seiner Freunde von zwei andern befreit. Die Landreiter, die so plötzlich einen neuen Feind vor sich sahen und noch mehrere hinter ihm vermuteten, stuyten und wichen zurück, was Braunhart Zeit gab zu seinem Pferde zu kommen und sich hinauf zu schwingen. Er schlug mit verzweifelmtem Mut um sich, aber trotzdem nahm der Kampf einen unglücklichen Ausgang für die armen Stegreifritter. Braunhart sah einen nach dem andern unter den Hieben der Gegner niedersinken, er merkte wohl, daß ihm nichts mehr übrig bleibe als zu fliehen, somit setzte er seinem Pferd die Sporen ein, schlug den nieder, der ihm den Weg versperren wollte, und gelangte glücklich durch das Thor ins Freie. Die Reiter ließen die Verwundeten liegen, die sie für tot oder doch wenigstens für unschädlich gemacht halten mochten, und erachteten es für das Wichtigste, den Anführer, als welchen sie Braunhart erkannt hatten, zu verfolgen. Dieser schlug die Richtung nach seinem Schlößchen Rauhenau ein, und da die Verfolger mehr vom Kampf ermüdet waren als er, so gelang es ihm, einen Vorsprung und glücklich das Schlößchen zu erreichen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und die Verfolger wollten auch, als sie ihn nach Rauhenau hineinkommen sahen, es dennoch nicht aufgeben, ihn einzufangen. Das Schlößchen lag in einem Waldthal, von einem breiten Sumpf umgeben, der es sehr gefährlich machte, sich ihm zu nähern. Eben jetzt nach mehreren herbstlichen Regentagen war es geradezu unmöglich durchzudringen. Ein auf Pallisaden durch das Moor gebauter Steg bot nur für einen Reitenden oder Gehenden Platz. Als Braunhart über diesen Steg weggeritten war, sah er sich um und bemerkte,

daß die Verfolger noch ziemlich weit hinter ihm waren. Der Sumpf endigte sich in einen breiten und tiefen Graben, über den eine Zugbrücke nach dem Schloßhof führte. Der Burgwart, ein alter, durch den Krieg verarmter Bauer, der das Herannahen des Herrn bemerkt hatte, ließ die Zugbrücke nieder und dieser ritt ein. Hiermit war die ganze Besatzung beisammen. Braunhart gab seinem Diener den Befehl, die Brücke schleunigst wieder aufzuziehen und, was an Gewehren vorrätig sei, herbeizubringen. Da nur immer ein Mann über den Steg vordringen und sohin leicht niedergeschossen werden konnte, so war eine Verteidigung der Rauhenau auf eine längere Dauer möglich. Dies sahen die Landreiter auch ein, als sie am Rande des Sumpfes angekommen waren; sie schickten nach der Stadt um Verstärkung und um Geschütze. Es sollte eine förmliche Belagerung angestellt werden, denn diesmal durfte Braunhart nicht mehr durchschlüpfen, diesmal hatte man die Beweise eines Raubankfalls in Händen, und er sollte mit diesem für alle andern Übelthaten büßen. Solches kümmerte indes vorläufig den Eingeschlossenen wenig. Todmüde und verwundet warf er sich auf sein Lager und sank, nachdem ihn sein Insaße verbunden hatte, in einen tiefen Schlaf. Als er wieder erwachte, war seine erste Frage, ob nichts Neues sich ereignet habe. „Nein,“ war die Antwort, „es zeigten sich wohl einige Reiter am Waldrande, sie kamen bis an das Moor, stiegen ab und schickten uns aus Arkebusern etlich unschädliche Kugeln herüber, dann machten sie wieder Kehrt.“

„Maushart!“ — denn auch der Diener war ein Harter — rief jetzt der Schloßherr, „ich fühl' unbändigen Hunger, hast du was?“

„O Herr, wir haben genug Hirsch- und Rehwildpret im Keller, ich hab' Euch bereits ein ordentlich Stück gebraten und dazu eine Polenta gebacken, wie ich es von Italienern gelernt, die einmal über den Splügenpaß herüberkamen. Laßt's Euch schmecken und mög' es Euch stärken, Herr, nehmt auch einen guten Schluck Wein dazu, wir werden Arbeit genug bekommen, es sieht nicht aus, als wolle man uns in Ruhe lassen. Zwanzig auf einen, erwiderte Braunhart, und doch soll ihnen die Lust vergehen. An Pulver und Blei haben wir, hoff' ich, keinen Mangel.“

„Daran nicht, aber wenn die Städter einmal was vorhaben, so sind sie hartnäckig,“ erwiderte Maushart, „würde es nur über Nacht gefrieren, dann riet ich Euch über den Sumpf nach der andern Seite hin zu flüchten.“

„Oho! daß ich darin stecken blieb' und, wenn ich nicht erstickte, herausgezogen würde wie ein Frosch; nein, Alter, das geht nicht, lieber verhungere ich hier oder lasse mir das Schloßlein über dem Kopfe zusammenschießen und mich mit.“

Das feste Wort schien in der That nicht ungeredtfertigt. Kaum hatten sich Herr und Knecht zum gemeinsamen Mahle niedergesetzt, wobei sie nebenzu fortwährend Späße hielten, als mit einem Mal die Ziegel auf dem Dache klirten und über ihnen ein Teil der Zimmerdecke einstürzte, als hätte der Blitz ins Haus geschlagen. „Da sind sie schon,“ rief Braunhart, „beim Teufel,“ sie haben Haubiken herbeigebracht, schnell in den Keller und fülle Säcke mit Sand, daß wir wenigstens für unsern Schießstand eine Deckung haben. Wenn sie aber Bresche

schießen und des Nachts dann heraufkriechen, kann es uns trotzdem übel ergehen.“

„Darum, alter Mann, rette du dich,“ rief Braunhart aus, „ich habe schon so viel Schlimmes verübt, daß es außer Gott nur ein Wesen giebt, das mir verzeihen dürfte, und dieses ist die Abtissin im Stift. Wenn heute Nacht, wie voranzusehen, das Moor festgefriert, so rette dich hinüber, und wenn du hörst, daß ich lebend in ihre Hände gefallen bin, so gehe zu dieser Frau und gib ihr dies Blatt Papier, es stehen nur ein paar Worte darauf, aber es wird genug sein für mich und sie.“

Der Bauer versprach es und stellte sich mit seinem Feuerrohr an die Schießschar. Braunhart, vom Wundfieber durchschauert, sank wieder auf sein Lager, wilde Phantasieen zogen durch seinen Sinn, und wie sehr er sich auch dagegen wehrte, er verfiel abermals in einen tiefen Schlaf, der anfangs einer Betäubung gleich, dann allmählich sich in Träume verlor. Er sah seine Mutter ihm entgegenkommen so mild und schön wie die, zu der er in seiner Kindheit gebetet. Anfangs schien sie ihm zuzulächeln, dann verdüsterten sich ihre Züge, wurden härter und härter und waren endlich die der Greisin, die ihm auf dem Klostergut entgegengetreten war. Jetzt schien sie sich über ihn zu beugen, ihr Gesicht wurde ganz steinern, sie legte das Haupt auf seine Brust, es war schwer, so schwer, daß er glaubte ersticken zu müssen. Dann flog es wie ein grelles Licht über ihn, und als er nun stöhnend die Augen aufschlug, da war es nicht das Haupt seiner Mutter, was ihm so schwer dünkte, es waren die Fäuste seiner Feinde, die hereingedrungen waren und ihn knebelten. Sie rissen ihn vom Lager auf und schleppten ihn nach der Thür. Mit grimmigem Schmerz sah er die Leiche seines Dieners am Boden liegen. Der war also nicht von ihm gewichen, sondern war bei der Verteidigung seines Herrn erschlagen worden. Der Zettel, den er ihm gegeben hatte, lag neben ihm auf dem Boden; hinstarrend las Braunhart seine eigenen Worte: Rette Dein Kind!

Als sie ihn aus dem Schloßchen ins Freie brachten, erkannte er wohl die Ursache des gelungenen Überfalles; es war wirklich starker Frost eingetreten, und was ihm Mittel zur Flucht hätte werden sollen, hatte den Angreifern die Einnahme des Schloßchens erleichtert. Er wurde auf einen mit Strohbindeln gefüllten Karren gelegt, und so ging es über die holprigen Waldwege der Stadt zu. Die Erschütterung verursachte ihm heftige Schmerzen und überströmte zuweilen sein leichenblaßes Gesicht mit Blut. Halb bewußtlos daliegend schlug er hier und da die Augen auf, dann sah er die Stadtreiter mit gezückten Schwertern neben dem Wagen und darüber hinaus die entlaubten Äste der Bäume wie Gespenster ihn angrinsen.

Es war am Allerseeleitag noch früh am Morgen, als sie sich dem Weichbilde der Stadt näherten; vor dem Thore auf einer Anhöhe lag der Kirchhof rings mit hohen Mauern umgeben, als gälte es die Toten gegen die Lebenden zu verteidigen. Aus diesen Mauern bewegte sich eine Prozession. Ein langer Zug von Frauen in schwarzer Gewandung und weißen Schleiern, jede eine Wachskerze in

der Hand, trat seinen Rückweg nach der Kirche vom Orte der Gräber an. Sie sangen eine Litanei und blickten in regungsloser Andacht vor sich nieder, es war der übliche Bittgang der Klosterfrauen des Stiftes nach einer Messe für die armen Seelen; inmitten der Nonnen schritt die Äbtissin, eine hohe Gestalt, durchaus edel und majestätisch, die vollendete Vertreterin der kirchlichen Würde, die sie bekleidete. Plötzlich wurde sie aufgehalten, und gerade vor ihr an einer Abzweigung der Heerstraße wurde der Zug unterbrochen, sie sah auf, und welch ein Anblick! Auf einem schmutzigen Fuhrwerk, auf Stroh gebettet, lag ein Jüngling von Staub und Blut bedeckt mit zerrissenen Kleidern, totenblaß. Er sah sie nicht, seine Augen waren geschlossen, sie aber hatte ihn nicht nur gesehen, ein furchtbares Aufblicken alter Erinnerung fuhr wie ein Dolchstich durch ihre Brust, sie zitterte am ganzen Leibe und mußte von den nächsten der sie begleitenden Frauen gehalten werden, daß sie nicht zu Boden sank. Man schrieb es dem unerwarteten Anblick zu, der auf jedes Menschenherz einen entsetzlichen Eindruck machen mußte, der vorhergegangenen Nachtwache, der herbstlichen Frühkälte. „Was ist da geschehen, wer ist dieser Unglückliche?“ fragte sie kaum hörbar. Einer der Reiter mochte wohl erraten, was die Frau wissen wollte, er rief von seinem Pferd herunter: „Es ist der, auf den wir schon lange sahen, der seinem elenden Lebensende diesmal nicht entgehen wird. Verzeiht, hochwürdigste Frau, daß wir Euren frommen Weg durchkreuzten.“

Damit verneigte er sich und ritt seinem Zuge nach.

Was die Äbtissin Dominika geahnt hatte, sollte ihr bald zur Gewißheit werden. An einem der folgenden Tage erschien die Schwester vor ihr und berichtete von dem Überfalle der gestrigen Nacht. Sie schien weniger ungehalten als tief, aufs tiefste betrübt zu sein.

„Aber wie ich soeben sah und hörte,“ sprach die Äbtissin mit erzwungener Ruhe, „sind die Räuber eingefangen und hierher gebracht worden.“

„Du sahst sie“ — rief erschrocken die Schwester, „du sahst auch ihn?“

Die Äbtissin erblaßte, sie sank in ihren Stuhl, „es ist nicht möglich — o Agnes, sage mir, es ist nicht möglich, er war es nicht.“ Es lag ein so qualvoller Anblick der Seelenangst auf diesem Gesichte, daß es Agnes nicht wagte, ihr sogleich jeden Zweifel zu benehmen, daß Braumhart, der Anführer der Stegreifritter, ihr Sohn sei. Sie sprach: „Ich will nicht leugnen, daß die Anzeichen alle, die dafür sprechen, trüglisch sind und falsch sein können, er selbst jedoch glaubt es.“

„Er selbst! Du hast also mit ihm gesprochen?“

„Ja — und seine Gesichtszüge, der Ton seiner Stimme gaben ihm nur allzusehr recht.“ —

Die Unglückliche verbarag ihr Gesicht in ihrer Hand und rief, — o es ist allzu schrecklich — Gott, wie furchtbar straffst Du! — Aber ist es denn meine Schuld, daß es so kam — ließ ich ihn nicht für die Kirche erziehen, weihte ich nicht Gott seine Seele, wollte ich nicht, that ich nicht alles, daß der Friede seines Innern nie von den Kämpfen und Übeln dieser Welt besteckt würde! Und nun mußte es so kommen! Wie war es nur möglich! Hast du nichts von ihm erfahren können?“

„Von ihm selbst nicht,“ entgegnete Agnes, als er aber von den Reitern hart bedrängt, hinweg gesprengt war und alle ihm nachsetzten, blieben seine Gefährten verwundet in unserm Hofe zurück. Ich ließ sie verbinden und pflegen, obwohl sie Räuber und Verbrecher sind, teils aus christlicher Pflicht und Nächstenliebe, teils auch von dem Verlangen bewegt, etwas aus ihrem Munde über deinen Sohn zu erfahren.“

Die Äbtissin seufzte und heftete in fieberhafter Spannung ihren Blick auf die Lippen der Schwester. Diese fuhr fort:

„Ich erfuhr also, daß Bernhard, oder wie sie ihn jetzt heißen, Braunhart sehr bald, nachdem er von seinen bisherigen Pflögeeltern ins Kloster gebracht war, große Fähigkeiten aber auch eine unbezähmbare Wildheit an den Tag legte, ein trotziges und hochfahrendes Wesen, das die frommen Väter vergeblich mit Mahnungen und Bestrafungen zu bändigen suchten. Es wuchs immer mehr mit ihm auf. Eines Tages zog eine Abteilung von der schwedischen Armee an Zwiefalten vorbei, sie machten Halt, schlugen ein Lager auf und brandschaften das Kloster. Am folgenden Morgen war ein Zögling mit den Soldaten weggezogen und kehrte nicht mehr zurück.“

„Und mir verschwieg man das,“ rief die Äbtissin entrüstet aus.

„Es geschah wohl aus Schonung für dich und in der Voraussetzung, dein Sohn würde bald wieder zurückkehren, bei seiner stürmischen und widerspenstigen Art ließ sich annehmen, daß ihm soldatische Zucht und Ordnung nicht auf die Dauer gefallen würde. Aber er kam nicht wieder, ja seltsamer Weise zog es ihn nach dem Friedensschlusse in diese Gegend zurück, er kaufte mit der erworbenen Kriegsbeute, die er zu Geld gemacht hatte, ein elendes Schloßchen, Rauhenau genannt, zu dem ein paar Äcker und ein Jagdbezirk gehörten, hier lebte er anfangs wie der wilde Jäger, verließ nur bei Nacht sein Schloß und streifte über Wald und Felder, bald lernte er einige seiner Nachbarn, Gleichgesinnte kennen, es kamen ehemalige Kriegskameraden zu ihm, lungerten auf seinem Gute herum, und als die allerdringendste Lebensnot an sie herantrat, verbanden sie sich gegenseitig zu allerlei Abenteuern, die anfangs als tolle Streiche gelten konnten, bald aber zu verbrecherischen Thaten wurden, sie raubten und -- mordeten.“

Mit einem Schrei fuhr die Äbtissin auf, sie hielt sich zitternd an die Lehne ihres Stuhles „und jetzt,“ sagte sie endlich und nickte mehrmals schwermütig vor sich hin, „jetzt ist das Gericht Gottes über ihn gekommen, und nicht nur dies, auch der weltliche Arm der Gerechtigkeit trifft ihn, und er trifft uns mit. Gott ist barmherzig, die Menschen sind es nicht. Ich kann ihn nicht auf elende und schmähliche Weise umkommen lassen, ich muß ihn retten — aber wie? Ach mein Gefühl drängt mich dazu, ein Nest mütterlichen Gefühles, aber die Furcht vor der entsetzlichen Schande, wenn es bekannt wird, wer er ist, lähmt mir jeden Entschluß, bindet mir die hilfebereiten Hände. Agnes, rate mir, verlasse mich nicht in dieser jammervollen Lage! Was soll ich thun?“

„Einstweilen glaube ich,“ riet Agnes, „hast Du abzuwarten, was diejenigen mit ihm vorhaben, die jetzt seine Richter sind, die Kläte dieser Stadt, die er schon mehrfach geschädigt hat.“

„Meinst du, mit Lösegeld könnte ich seine Befreiung bewirken? — sie könnten ihn dann verbannen, in die Acht erklären, was sie wollten, er müßte ihnen Urfehde schwören.“

„Das alles würde nur Verdacht gegen dich erwecken und ihm nichts nützen, es würde vergeblich sein. Ihr Haß ist zu groß, zu viel Übles hat er ihnen angethan, sie wollen sein Leben und sie wollen es auf eine schmählische Weise beendet sehen.“

„Du glaubst doch nicht . . .?“

„Wenn du aus jenem Fenster nach Osten blickst, so gewahrst du nicht weit im See eine kleine Insel, dort — —“

„Ach“ — rief die unglückliche Frau — „jetzt weiß ich alles, aber das Außerste mahnt mich an das Letzte, was ich zu seiner Rettung thun kann. Mir, der gefürsteten Äbtissin, steht das Begnadigungsrecht eines zum Tode Verurtheilten zu. Wenn der arme Sünder auf dem Wege zum Richtplatz ist, habe ich das Recht an ihn hinzutreten und mit jener goldnen Schere, die du dort siehst, den Strick zu durchschneiden. Gott, mein Herr und höchster Richter, ich werde dieses Recht nun auch an dem ausüben, dem meine Schuld das Leben gab, dem meine Thorheit, nein, eine Sünde größer noch als die erste, mein irdischer Hochmut, zum Verbrecher machte, an dem, der Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut ist, der mir ein theurer, liebevoller Sohn sein könnte, eine Stütze, eine Freude meines Alters! O hilfreiche Mutter im Himmel, sieh meinen Schmerz und habe Gnade mit mir!“

„Sie wird dich nicht verlassen,“ sagte mit dumpfer Stimme die Schwester, vor allem wirst du bis zu jenem Tage dich mit Geduld und Ergebung waffnen müssen, unsägliche Leiden stehen dir bevor.“

„Was ist aus den anderen geworden?“ fragte die Äbtissin nach längerem Stillschweigen.

„Wohl erwartend, daß ihre Auslieferung von uns verlangt würde, ließ ich sie sobald wie möglich frei,“ gab Agnes zur Antwort.

„Wenn die, und kühn sind sie genug, ihn befreien würden? Mit Geld und allem wollt' ich zu Hilfe sein.“

„Sie leiden wohl noch an ihren Wunden und halten sich in Verstecken auf, auch ist derjenige, der ihr Anführer war, zu wohl bewacht, als daß eine Befreiung möglich wäre. Diese Hoffnung gieb auf.“

„Schicke wenigstens jemanden zu ihnen, der sie von allem, was vorgeht, benachrichtiget.“

„Das werde ich auf jeden Fall thun, und nun behüte Dich der Himmel, bis wir uns wiederssehen. Sei stark, sei mutig und vertraue auf Gott!“

Die Schwestern trennten sich unter Umarmung und Thränen. Dominika trat ans Fenster und öffnete es. Der Klang von Kirchenglocken hallte vom anderen Ufer des Sees hierüber, und zugleich zogen die Nebel, die bisher über der Wasserfläche gelagert hatten, sich allmählich in die Höhe und ließen die milde Herbstsonne und den blauen Himmel hervorleuchten. In Erinnerung versunken

blickte sie hinaus. Dort drüben, hinter jenen waldigen Vorbergen lag das Schloß ihrer Eltern, ein hochgegiebeltes Gebäude mit Türmen und einem großen Hof und Garten. Dort hatte sie ihre schöne Jugendzeit verlebt. Sie glaubte die weißen Mauern herüberschimmern zu sehen. An den Abhängen des Berges, auf dem das Schloß stand, rankten die Reben noch in gelbrötlichem Blätterschmucke, die Trauben waren längst gefelktert. Welch schöne Tage, welche reizende Feste hatte sie dort gesehen! Von Nah und Fern waren die Edelleute mit ihren Familien zu der Weinlese gekommen, da wurde fröhlich gesungen, geschertzt und bei Fackelschein getanzt. Zu einem dieser Feste hatten einst Anverwandte einen Mailänder Herrn mitgebracht, einen schwarzbärtigen Lombarden. Wie stachen gegen die Pracht seiner Kleidung, gegen sein feines Benehmen und seine feine melodische Sprache die einfachen altväterischen Sitten und Trachten des einheimischen Adels ab, wie bezaubernd war seine Rede, wie einnehmend sein Blick, wie mächtig seine Haltung und seine Gestalt! Er wußte in dem Herzen des jungen Mädchens eine Liebe zu entzünden, die sie ganz in seine Gewalt gab. Einstens hatte er eine Reise zu Pferd in die höheren Alpenpässe vorgeschlagen, er würde seiner Geliebten eine Fernsicht in die lombardischen Gebiete zeigen, und er blieb an diesem Tage und dem folgenden ihr steter Begleiter. Abends, als man sich, wie vorausbestimmt war, in dem Hospiz zusammenfinden sollte, fehlten der Fremde und die Tochter des Hauses. Welche Tage des Jammers kamen jetzt über die Unglückliche! Sie wagte nicht mehr die Erinnerung daran heraufzubeschwören. — Nach vielem Clend ward ihr endlich von den Ihrigen verziehen unter der Bedingung, daß sie den Schleier nehme. Sie that es. Das Kind wurde ins Nachbarland zur Pflege gegeben. Alles das stand jetzt wieder lebhaft vor ihrem Gedächtnisse, jahrelang war es darin wie eingeschlafen, wie ausgelöscht gewesen, jetzt tauchten diese Bilder ihrer Vergangenheit wieder vor ihr auf und mit all den Wunden und Schmerzen, die sie damals erlitten hatte. Nun wohnte niemand mehr da drüben in ihrem Heimatschlosse von all den Ihrigen, eine Seitenlinie des alten Geschlechtes hatte Besitz davon genommen, nur die Schwester war ihr in die Einsamkeit des Klosterlebens gefolgt.

Die hellen Mittagsglocken verstummten, ein rascher Nordwestwind trieb neuerdings Nebelwolken über den See und hüllte das jenseitige Ufer mit seinen Bergen in düsteres Grau.

Die Äbtissin erhob sich, es galt zu handeln, nicht länger mehr zu träumen. Sie schrieb einen Brief an den hohen und ehrfamen Rat der Stadt, zunächst an den Bürgermeister gerichtet. Sie überwand sich und wünschte Glück zu der Einbringung eines so gefährlichen Feindes wie dieser Braunhart; dann stellte sie die Frage, ob der Gefangene nicht etwa ihres Bekenntnisses sei, in diesem Falle gebiete es ihr die Pflicht zu erinnern, daß man einen Geistlichen seines Glaubens zu ihm lasse, der sein verstocktes Gemüt für Reue und Buße empfänglich machen würde. Sie schloß den Brief und siegelte. Eine dicke schwarze Fliege hatte sich während dessen auf den Tisch vor sie hin gesetzt, flog abwechselnd wieder auf und summtete ihr ums Ohr, sie erschraf. Sie dachte an die Qualen der Verdammten,

an die unauslöschlichen Folgen der Sünde, an die Flammen in der Hölle. Und das wäre noch nicht das Ärgste, wenn ich dort büßen müßte für meine Sünden, aber der Gedanke, daß auch er verloren sein soll, ewig verloren! — und durch meine Schuld verloren! — —

Vielleicht ist er jetzt schon tot und verdammt, oder — wenn er noch lebt, flucht er mir — oder hofft auf Rettung von mir? — Sie sprang auf, klingelte und empfahl ihrem Diener, der den Brief zu überbringen hatte, die größte Eile. Sie hoffte damit viel gethan zu haben, ihr bedrücktes Herz fühlte sich erleichtert.

Der Bürgermeister der freien Reichsstadt war eben aus dem ersten Verhöre, das mit Braunhart angestellt worden, in das Ratszimmer zurückgekehrt, als ihm das Schreiben der Äbtissin gebracht wurde. Er las und lächelte. „Die guten Frauen sind doch sogleich sehr besorgt um das Seelenheil eines Verbrechers! — Sie beglückwünscht mich zur Gefangennahme des gefährlichen Menschen, und draußen auf ihrem Gütchen ließ man seine Spießgesellen frei. Darin scheint doch einiger Widerspruch. Aber was kann ich thun? Ich muß ihrem Ansinnen willfahren, hieß es doch sonst, ich hätte dem Glenden den Trost seiner Religion verweigert, und ein Lärm würde davon in alle Lande gemacht werden, daß es bis zu den Ohren des Kaisers dränge. Man sagte mir übrigens, er soll aus einem vornehmen Hause sein, nun, sein hochfahrendes Wesen, der Troß, mit dem er im Verhöre sich uns gegenüber verhielt, sprechen schon dafür. Aber wie dem sei, darauf haben wir nicht zu achten, ich suche den Prozeß so schnell wie möglich zu beenden, dem Galgen soll sein Futter nicht länger vorenthalten bleiben.“ — Nach diesen Worten wiegte der Gewaltige das Haupt mit den langen, um die Schulter wallenden Locken, wie der olympische Jupiter. Er war auch wirklich ein stattlicher Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, mit vollem, gebräuntem Antlitz, hervorragender und gebogener Nase, ein echter Römerkopf. In seiner Amtskleidung, im schwarzen Mantel, hoher Krause, die goldne Kette um den Hals und den Haudegen an der Seite bot er eine mächtige und Vertrauen erweckende Erscheinung. In die Sitzungen folgten ihm stets eine Schar von Bürgern und die Ratsdiener, bei feierlichen Anlässen schritt eine Wache vor ihm her mit Heldebarden und Hüten mit wallender Feder; wenn er vierspännig ausfuhr, rannten zwei Läufer in grün und weißer Livree vor seiner Staatskutsche. Mit den Frauen des Stiftes stand er auf bestem Fuße, die konfessionellen Angelegenheiten zwischen dem katholischen Stift und der evangelischen Stadtgemeinde waren seit dem westfälischen Frieden in feste Normen geregelt, und der Bürgermeister war bedacht diesen Frieden auch in die Gemüter überzutragen und ein gegenseitiges friedliches Auskommen zu begründen und fest zu halten. Das gelang ihm denn auch. Einzelne Händeleien abgerechnet, lebten die Bürger mit den Beamten des Stiftes in bestem Einvernehmen. Die Mauer, welche beider Gebiet trennte, schien gar nicht nötig.

Indessen befand sich der Gefangene in dumpfer Gleichgiltigkeit, nachdem die ersten Ausbrüche der Raserei und Verzweiflung vorüber waren. Er lag in einer engen, niederen Stube des ersten Stockwerkes im sogenannten Diebsturm. Wenn

er sich an das schmale, eisenvergitterte Fenster aufschwang, sah er die weite Fläche des Sees, der bis an den Fuß des Turmes reichte, bei stürmischem Wetter oft seine Wellen an die Fenster des Gefängnisses schleuderte. Grimnhart, dachte er, könne schon da herauf, und wenn er noch lebt, so findet er sicherlich eine List aus, um mich zu retten. Der Arme hoffte nur von seinen Genossen Befreiung, an seine Mutter dachte er nicht. Ja, er dachte wohl an sie, aber er erwartete nichts von ihr. Im ersten Verhöre war einmal der Gedanke in ihm aufgestiegen, seine Abkunft geltend zu machen, doch er verwarf diesen Ausweg sogleich als nichtig: würde man ihm glauben? nein! und wenn — würde das hinreichen, ihm Straflosigkeit oder auch nur eine gelindere Strafe einzutragen? schwerlich. So schwieg er denn über diesen Punkt und begnügte sich allen Fragen des Richters mit handgreiflichen Lügen und mit Worten eines empörenden Hohnes zu begegnen, er wußte, daß er damit seine Sache nicht verschlimmern, vielleicht aber deren Ausgang verzögern könne. Er ließ sich Andeutungen scheinbar unwillkürlich entschlüpfen, die auf eine größere Verschwörung der adeligen und geistlichen Reichsunmittelbaren gegen die freien Städte hinwiesen. Er beabsichtigte dadurch, daß man mehr von ihm zu erfahren wünschte, und dadurch der Prozeß verlängert würde. Diese Absicht schien auch Erfolg zu haben. Die Aufregung in der Stadt war eine ungeheure, die verschiedensten Gerüchte gingen umher, und die Besorgnisse nahmen immer größere Ausdehnung an.

Es war selbstverständlich, daß auch auf dem Lande über das Ereignis gesprochen wurde, und daß die Genossen Braumharts, die überall fleißig hinhorchten, Kundschaft bekamen. Krumnhart, dessen Wunde nicht ganz geheilt war und der deshalb seinen Namen mit vollem Rechte trug, hinkte mehrmals als Bettler verkleidet — übrigens war er auch einer — zur Klosterchwelle, und wurde denn auch eines Tages vor die Verwalterin des Gutes, vor Agnes, geführt. Sie erkannte ihn sogleich und gab ihm Nachricht von seinem Gefährten. Durch den Beichtvater, den man diesem gegeben hatte, war eine Vermittelung möglich gewesen, wer hätte auch vermuten können, daß die ehrwürdigen Frauen des Stiftes heimlichen Verkehr mit dem angeklagten Verbrecher unterhielten?

Krumnhart erfuhr, daß der Gefangene von ihm und den beiden anderen Harten Befreiung hoffe, und Agnes sprach es geradezu aus, daß auch sie die gleiche Erwartung hege. Krumnhart schüttelte den Kopf, „unmöglich“, beteuerte er, „das geht ganz und gar nicht, wie sollten wir was ausrichten können, wir paar Leute gegen eine ganze Stadt, die jetzt doppelt auf ihrer Hut ist; sagt nur, wie Ihr Euch so was vorstellt? Habt Ihr etwa einen Plan?“

„Nun, ich meine so! Wenn der Gefangene vom Turm ins Verhör geführt wird, ist er nur von zwei Scharwächtern begleitet, die könntet Ihr überfallen und bewältigen. Das Thor, das vom Stift aus in die Stadt führt, soll um diese Zeit offen stehen, das könnt Ihr leicht erreichen, und seid Ihr einmal drinnen, so habt Ihr Zuflucht und seid in Sicherheit.“

„Das alles müßte am hellen Tag geschehen,“ meinte Krumnhart, „und solches sind wir nicht gewöhnt; wir können hübsche Thaten ausführen, aber die

Nacht brauchen wir dazu. Übrigens will ich es Grummhart und Schlamphart zu wissen thun, wir wollen darüber rathen."

"Wo haltet ihr euch auf?"

Krummhart zögerte mit der Antwort — als ob er doch nicht ganz traue, aber Agnes fuhr ihn heftig an: "Wie, Ihr werdet doch keinen Argwohn haben? Wie soll da was zustande kommen, wenn Ihr uns nicht vertraut?"

"Kennt Ihr das Boenreuter Tobel," versetzte Krummhart, — "nun, dort ist im Wald eine Höhle, und es heißt, daß Euer Vorgänger hier, der verstorbene Verwalter, nach seinem Tode in diese Höhle gebannt ist. Er hat dem Kloster manch schönes Silbergeschirr entwendet, zur Strafe dafür sitzt sein Geist in jenem Felsloche, und viele Leute haben ihn schon gesehen, wie er an heiteren Tagen, wenn die Sonne recht lieblich scheint, unter dem Eingang sitzt und das gestohlene Silber puht. Deswegen ist der Ort gemieden, und deswegen sind Eure unterthänigsten Freunde daselbst sicher."

Krummhart machte nach diesen Worten eine tiefe Verbeugung und wandte sich zu gehen.

Die Matrone reichete ihm, als wäre er wirklich ein Bettler gewesen, ein Almosen und ging ins Kloster zurück.

Als Krummhart zu seinen Freunden in die Höhle kam, legte er ihnen den Plan, wie Braumhart zu befreien wäre, vor und war erstaunt, wie gut der Vorschlag aufgenommen wurde. Besonders Schlamphart war es, der ihn sehr billigte, er gedachte sich jedenfalls, es möge nun kommen, wie es wolle, durch das offene Thor in's Stift zu flüchten. Wär' er einmal darin, dann würd es ihm schon gut gehen, das sah er voraus, und er kostete jetzt schon im Geiste die vortrefflichen Bissen der Klosterküche.

Um so weniger Vertrauen schenkte dem Unternehmen, als sie davon hörte, die Äbtissin; es war ihr unangenehm, mit diesen Menschen überhaupt in Gemeinschaft treten zu sollen, von deren Mut und Treue sie die allergeringste Meinung hatte. Ihre Zuversicht war einzig das ihr zustehende Begnadigungsrecht, und sie traute sich Standhaftigkeit genug zu, es anzuwenden. Wenn sie sich freilich vorstellte, welcher Anblick es für sie sein würde, ihren Sohn in der Verbrecherkleidung mit dem Strick um den Hals gebunden zwischen Henkersknechten herankommen zu sehen, in seine Augen zu schauen, und sein von der Todesangst entfärbtes Gesicht, o, da schwindelte ihr bei dem bloßen Gedanken daran, aber sie besaß Geistesstärke genug, sich diesen Gedanken oft und immer wieder zu vergegenwärtigen, sich allmählich mit ihm vertraut zu machen, sich förmlich für den Augenblick in ihre Lage und für alles, was sie dabei zu thun hatte, wie in eine Rolle, die zu spielen war, einzüben. Bald schauderte sie nicht mehr, wenn sie daran dachte, sie hatte das heftige Pochen ihres Herzens unterdrücken gelernt, sie hatte sich geprüft, und ihre Hand zitterte nicht mehr, wenn sie die verhängnisvolle Schere zur Hand nahm, die für einen nun die entgegengesetzte Bestimmung von jener der Parze haben sollte.

Der Tag des letzten Verhørs, der Tag, an dem das Urtheil gesprochen werden sollte, rückte heran.

Das Frauenstift mit der Kirche und einem geräumigen Garten bildete ein für sich bestehendes Ganzes, das rings von Mauern umschlossen war. Nur gegen die Seeeseite hin nach der Brücke befand sich ein Thor und eines gegen den anderen Stadttheil, der von der protestantischen Bürgerschaft bewohnt war. An das Seethor konnte man auch mittels eines Bootes gelangen. Auf einem solchen landeten in der Nacht vor dem Tage, der über Braumharts Schicksal entscheiden sollte, die Gefährten, Krummhart, Grimmhart und Schlamphart. Sie wurden auf ihr leises Klopfen sogleich eingelassen und gelangten durch das andere Thor in die Stadt, die noch in tiefstem Morgenschlummer lag. Sie waren mit Dolchen bewaffnet und wußten sich bis zu Tagesanbruch in bekannten Schlupfwinkeln zu verbergen. Als um 9 Uhr morgens Braumhart aus dem Turm abgeholt und nach dem Rathause, in dem sich der Verhörssaal befand, geführt wurde, entstand in einem nahe bei dem Turm gelegenen Hause ein Brand, der die Aufmerksamkeit der Menge, welche sonst den Gerichtsgang begleitete, plötzlich abzog. Alles rannte nach dem Hause zu, aus dessen Schornstein dicker Rauch emporswirbelte.

In diesem Augenblicke stürzten sich die drei Harten auf Braumhart und seine Wache, an dem ersteren wurden sogleich die Bande, die seine Hände gefesselt hielten, durchschnitten und zugleich die beiden Schergen an seiner Seite niedergestossen.

„Ins Stift,“ räumten sie dem Befreiten zu, „schnell, schnell, man läßt uns das Thor auf!“ Braumhart drückte den Freunden die Hand und brach in fröhliches Lachen aus. Er entriß dem einen der im Blute daliegenden Scharwächter die Hellebarde und folgte den Kameraden, die ihn rasch mit sich fortzogen, denn er selbst war wie ein Trunkener, wie einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, stehen geblieben und hatte dann einer ungezügelter Freude sorglos sich hingegeben. „Fort, fort,“ riefen sie ihm zu, „nachher springe und jauchze, nur jetzt nimm dich zusammen und eile.“ Er folgte, indem er den Speiß drohend gegen die an den Fenstern sich zeigenden Leute schwang, und schon bogen sie in den Weg ein, der auf das rettende Thor mündete, als aus einer Nebengasse eine andere Abteilung der Scharwache hervorkam und ihnen den Weg abschchnitt. Sie hatte die Bestimmung, denjenigen, welche den Gefangenen aus dem Turm brachten, vom Rathaus her auf halbem Wege entgegenzukommen und ihn in Empfang zu nehmen und in die Verhörstube zu bringen. Nun waren sie heute wegen des Feuers und des Zulaufes der Menge genötigt gewesen, einen anderen Weg zu nehmen. Braumhart, der sie wohl kannte, stürzte sich mit seiner Waffe sogleich gegen den ersten, und Grimmhart warf sich mit seinem Dolch auf den zweiten, während Krummhart und Schlamphart die Flucht ergriffen. Sie entschlüpfen, gedeckt durch den Angriff der beiden anderen, und brachten ins Stift die Meldung von dem verunglückten Befreiungsversuche; sie hatten nämlich gesehen, wie sich immer mehr Wachen und Bürger zusammenscharten. Grimmhart starb mutig kämpfend an Braumharts Seite, dieser selbst, auf dessen Inhaftnahme es hauptsächlich abgesehen war und den man deshalb

schonte, ward umzingelt, rücklings gepackt, niedergeworfen und abermals gefesselt. So, kaum noch der Rettung nahe und ihr so bald wieder entrissen, ward er ins Verhör geschleppt und das Todesurteil über ihn ausgesprochen. Er hörte es schweigend an, und nur ein Seufzer: „o warum konnten die Schurken nicht auch mich wie den Grimhart töten!“ entrang sich seiner Brust. Dann ward er wieder in den Kerker zurückgebracht. Der Urteilspruch wurde noch in derselben Stunde der Äbtissin in einem amtlichen Schreiben bekannt gegeben und in der Stadt öffentlich ausgerufen.

Es war gegen Mittag, als eine Sänfte durch die Straße nach dem Rathause getragen wurde, umgeben von glänzender Dienerschaft. Hier angelangt, öffnete ein Trabant, und es trat die Äbtissin des Stiftes in vollem Ornat ihrer Würde heraus und stieg die Treppe hinan. Oben kam ihr der Bürgermeister entgegen. Mit zeremoniösem Anstand geleitete er sie in sein Sprechzimmer. Ein großer und prächtiger Lehnstuhl wurde ihr herangerückt und sie zum Sitzen eingeladen. Sie verneinte stumm und begann sogleich stehend ihre Anrede.

„Hochgebietender Herr,“ hub sie an, „mit Schmerz und Betrübniß haben wir erfahren, daß der hohe Rat sich genötigt sah, ein Todesurteil auszusprechen. Die Muthlosigkeit jener bösen Gesellen ist uns bekannt, und wir haben oft im Gebet zu Gott um Befreiung von dem Übel dieser gefährlichen Menschen gesleht, dieses inständige Bitten ist erhört worden.“ Sie hielt ein wenig inne, wie von einer mühsam verhaltenen Gemütsbewegung erschöpft.

Der Bürgermeister verneigte sich und sprach:

„Leider ist es nur einer, der bisher in die Hände der Gerechtigkeit überliefert wurde, dieser aber wird der verdienten Strafe nicht entgehen, sein Leben ist verwirkt.“

Die Äbtissin errötete leicht hin, es war offenbar, daß sie allen Mut zusammennehmen mußte, um nun zu erwidern: „Wir haben in Anbetracht der Bußfertigkeit des Sünders, im Hinblick auf seine Jugend und in der Hoffnung, Gott werde noch Gnade für ihn haben und ihm noch auf Erden eine Frist zu seiner Besserung geben; wir haben beschlossen, von unserem Rechte Gebrauch zu machen, den armen Sünder auf seinem Wege zur Nichtstätte mit eigener Hand zu begnadigen — an welchem Tage soll die Prozedur stattfinden?“

„Am dritten Tage von heute an, wir gewähren die gesetzliche Frist, Euch aber möchten wir bitten, erspart Euch den Weg und den traurigen Anblick, es würde fruchtlos sein.“

„Wie,“ rief die Äbtissin aus, „fruchtlos?“

„Zu groß ist die Erbitterung der Bürger,“ ward ihr entgegnet, „besonders seit dem Vorgange von heute morgen, zu schwer und empörend sind die Verbrechen, hier darf keine Gnade walten.“

Die Äbtissin erhob langsam ihre Hand, faßte das große goldne Kreuz, das vor ihrer Brust hing und drückte es gegen sich, als wolle sie damit die Bewegung in ihrem Innern niederdrücken; dann sprach sie: „Das Begnadigungsrecht steht mir zu, ist uns verbrieft und heilig.“

„Entschuldiget,“ durchlauchtigste Frau, nahm der Bürgermeister wieder das Wort, „dieses Recht ist Euch allerdings eingeräumt, und Ihr habt es bereits einmal ausgeübt, wir aber sind es anzuerkennen nur einmal verpflichtet, nur einmal während ihrer Amtsführung hat jede Äbtissin das Recht der Begnadigung. Sollte Euch das unbekannt geblieben sein, oder hattet Ihr es vergessen?“

„Nur einmal,“ wiederholte Dominika fast tonlos, ja ich hatte es vergessen, nur einmal.“ Die letzte Silbe kam wie ein Hauch über ihre Lippen, und diese Lippen verzogen sich so bitter, so schmerzlich hart und wurden so bleich, als wären es die einer Sterbenden. Ihr Haupt sank zurück, ihre Kniee brachen, und sie wäre zu Boden gestürzt, wenn der Mann, der vor ihr stand, sie nicht gehalten hätte.

Er klingelte und legte sie in die Arme der herbeieilenden Diener.

Totenblässe bedeckte ihr Antlitz, und ihre Augen waren geschlossen, als man sie in der Sänfte nach Hause brachte. Der herbeigerufene Arzt brachte sie in's Leben zurück und verschrieb die nötigen stärkenden Mittel. Sie erholte sich, und das erste war, daß sie bis zum Abendläuten ihre Frauen alle zu sich an ihr Krankenlager bestellte. „Drei Tage noch,“ sagte sie zu sich, „es wird möglich sein ihn zu retten, aber nur durch meinen Tod kann es geschehen. Es giebt keinen andern Ausweg. Wenn ich während dieser Frist sterbe, so geht das Begnadigungsrecht an meine Nachfolgerin über, und weil es das erstemal sein wird, daß sie davon Gebrauch macht, so muß es anerkannt werden. Es ist nötig, daß ich sterbe und ich werde es können.“

Als abends die Nonnen bei ihr eintraten, erschien sie vollkommen gefaßt, sie ernannte nach vorhergegangener Wahl ihre Nachfolgerin und sandte zugleich einen Boten an den Kurfürsten von Mainz, seine Bestätigung einzuholen. Von ihrer Nachfolgerin, als welche sie eine der jüngeren Frauen, eine, die sich besonders durch Güte und Barmherzigkeit auszeichnete, empfohlen hatte, ließ sie sich das Handgelübde geben, den Verurteilten zu begnadigen. Diese kniete am Bette nieder und gab ihr das erbetene Versprechen, darauf brachte die Äbtissin ihren Mund an das Ohr der Knieenden und legte ein Bekenntnis ihrer Sünden ab.

Noch vor Tagesanbruch verkündeten die Glocken ihren Hingang. Auf offener Bahre wurde sie von den Schwestern zur Gruft der Stiftskirche getragen. Krummhart und Schlamphart, die noch nicht die geheiligte Zufluchtsstätte zu verlassen gewagt hatten, waren Zeugen der feierlichen Bestattung und folgten in heuchlerischer Bußfertigkeit dem Kondukte. Sie hatten nicht außer acht gelassen, daß die Äbtissin mit ihrem goldenen Kreuze und einem kostbaren Fingerring in die Gruft gebracht ward. Die beiden Bösewichter sahen sich verständnisvoll an.

Die Kunde vom Tode der Äbtissin gab in der Stadt zu den seltsamsten Gerüchten Anlaß. Bald hieß es, der heftige Unwille über die ihr widerfahrne Kränkung und darüber, daß ihr Begnadigungsrecht nicht geachtet worden sei, habe der Herzkrankheit, an welcher sie schon lange gelitten, ein rasches Ende bereitet; man sagte aber auch, sie habe sich, damit im Zusammenhang aus Reue über einen früheren Fehltritt, freiwillig den Tod gegeben. Wie viel an der einen oder der

andern Sage Wahres sein mochte, oder wie es sich wirklich verhielt, darüber konnte nie etwas Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden.

Als am Tage nach ihrem Tode Braunhart zur Hinrichtung geführt wurde, als er schon am Ufer stand, von wo aus er das verhängnisvolle Boot besteigen sollte, erblickte er eiligen Schrittes eine Schar Klosterfrauen herankommen. Sein fahles Antlitz belebte sich, in den Augen bligte ein Hoffnungsstrahl; sie kommt, sie wird ihn retten, er wird sie sehen, die mütterliche Liebe hat gesiegt.

Jetzt trat aus der Mitte der Nonnen eine zarte Gestalt hervor, sie schlug den Schleier zurück und zeigte ein engelgleiches Gesicht voll Erbarmen und Güte. Sie sah ihn fremd und ruhig an, hieß ihn niederknien und schnitt mit der goldenen Schere, die ihr von einer der begleitenden Frauen gereicht wurde, den Strick an seinem Halse durch. Ebenso rasch wie sie gekommen war, entfernte sie sich wieder. Niemand hatte gegen ihre Handlung Einsprache gethan. Es mochte sein, daß die Richter eine Ahnung von all dem hatten, was sich hier Geheimnisvolles und Schicksalsreiches zugetragen, sie erhoben keinen Widerspruch und begnügten sich den Verurtheilten für ewige Zeiten des Landes zu verweisen.

Er soll in den Türkenkrieg gezogen und dort gefallen sein. Bevor er aber sich entfernte, erhielt er noch die Gewährung einer Bitte, es ward ihm gestattet, die Gruft, in welcher die Äbtissin beigesetzt war, zu betreten. Er näherte sich dem Sarge, er hob den Schleier von dem Antlitz der Verstorbenen, seiner Mutter, die er in diesem Augenblick zum erstenmal in seinem Leben sah, als Tote sah und nie wiedersehen sollte. Es war nicht Schmerz, nicht Trauer, was ihn erfaßte, auch nicht Reue, es war ein größeres und erhabneres Gefühl, das seine Seele jetzt ganz ausfüllte und ihn über sich und sein Schicksal hinwegtrug. Er preßte die Stirne an die metallne Wand des Sarges und schloß die Augen, als wollte er ebenso von aller Welt jetzt wie diese Tote abgezogen und von allem Irdischen los sein. Und siehe, da war es ihm, als richtete sich die Leiche langsam auf und sehe ihn gütig an und voll unendlicher Liebe und neige sich über ihn. Jetzt erst empfand er den unendlichen Verlust, er hatte nun und nur dies eine Mal die beseligende Macht der Liebe verstanden. Tief aufseufzend sprang er empor, die Tote lag reglos in ihrem Sarge, aber darüber her bligten ihm die schielenden Augen Schlampharts entgegen, und hinter ihm tauchte der struppige Kopf des andern auf. Sie hatten sich ihm nachgeschlichen, um einen Diebstahl zu begehen; ein furchtbarer Blick von ihm scheuchte sie hinweg, er folgte ihnen, bis sie die Schwelle der Gruft verlassen hatten, dann wandte er sich nochmals zurück und preßte die Lippen auf die bleiche, starre Hand seiner Mutter. Es war eine feierliche, für ewig Weihende Versöhnung. Als er die Stätte des Friedens verließ, hallte die Glocke mit mächtigen Schlägen durch das Gebäude, und mit dem letzten schloß sich die Gruft von selbst, wie von Geisterhand bewegt.



Ungedruckte Briefe Platens.

Von

August Leverkühn.

Ein glücklicher Zufall hat die nachfolgenden Briefe Platens mir in die Hände gegeben. Sie stehen nur in losem Zusammenhang unter einander, die Antworten darauf sind nicht mehr vorhanden, die Personen und Verhältnisse, auf die sie bezug nehmen, sind dem Gedächtnis unserer Tage längst entschwunden. Aber es ist ja bekannt, daß Briefe gar leicht zu Selbstgesprächen werden — so mögen sie denn als solche willkommen sein, weil darin die Leiden und Freuden, das Empfinden und Streben eines edlen Dichters mit anziehender Offenheit zu Tage tritt.

Platens Bekanntschaft mit dem hessischen Maler Sigismund Ruhl, an den die meisten Briefe gerichtet sind, hatte einen wunderlichen Anfang genommen. Platen berichtet darüber in seinem Tagebuch unterm 19. November 1823 folgendermaßen:

„Ein Brief von Ludwig Sigismund Ruhl aus Kassel. Der dunkle Zusammenhang der Wesen, den man Sympathie nenne, sei ihm etwas Unerklärbares, dem er nicht länger nachgrübeln wollte. Er selbst habe von dem Augenblicke an, da er mich in meinen „Lyrischen Blättern“ (erschienen 1821) kennen gelernt, etwas für mich empfunden, was nur wenige für wenige fühlten. Schon lange, ehe ich es ahnen konnte, sei er meinem vergeistigten Selbst verbunden gewesen und scheue sich nicht, dieser Stimme Worte zu geben. Vielleicht würde künftig ein persönliches Zusammentreffen mich überzeugen, daß sein Geist und Leben dem meinigen verwandt seien. Er bittet mich, ihn mit einem Blatte zu beglücken, das nichts enthalten solle, als die Genehmigung seiner Gefühle.“

Dieser Brief Ruhls muß die Veranlassung zu fortgesetztem brieflichen Verkehr zwischen ihm und dem Dichter gewesen sein. Platen bemerkt unterm 1. Februar 1824 in seinem Tagebuche:

„Ruhl hat mir mit einem Briefe voll Dank und Freude sein Bild geschickt, das ich verlangt hatte.“

Kurz danach findet sich die Notiz:

„Ruhl und Grimm urteilen sehr günstig über den „Pantoffel.“

Auch das schöne Gedicht auf den am 30. März 1824 erfolgten Tod des mit dem Dichter befreundeten jungen Schweden Peter Ulrich Kernell, welches beginnt:

Den ein allzu früh Ermatten
Um der Jugend Reiz betrogen

sandte Platen dem entfernten Freunde mit einem mir vorliegenden kurzen Billet vom 7. Mai 1824.

Inzwischen hatte Platen sein Lustspiel „Berengar“ zusammen mit dem „gläsernen Pantoffel“ als: „Schauspiele erster Band“ herausgegeben. Auf dieses

Unternehmen bezieht sich der zunächst folgende Brief. Den darin erwähnten Dr. Wippert charakterisiert Platen im Tagebuche als „einen unendlich schätzbaren Charakter, aber eingeleisteten Kantianer aus der Fries'schen Schule.“

Bezüglich des „Ringgedichts“ bemerkt er daselbst: „Einen kurzen Spruch aus Hafis für Ruhl gesucht, den sich derselbe auf ein Pestschaft stechen lassen will.“

I.

Erlangen den 17. Juni 1824.

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, weil ich Ihnen pressante Dinge zu sagen habe, Ich würde Ihnen ein Exemplar meiner Schauspiele beilegen, die Sie in Frankfurt noch nicht erhalten werden; allein ich fürchte, daß der Postwagen Sie in Hanau nicht mehr erreichen wird. Wenn Sie nach Wiesbaden kommen sollten, so suchen Sie einen dortigen Badegast, den Dr. Wippert auf; ich habe mit ihm diesen Winter durchlebt und durchlitten, er saß mit mir an dem Sterbekette Kernells, und er wird Ihnen viel von mir erzählen können.

Vom Berengar erwarten Sie nicht zu viel. Es ist eine Komödie in einem Akt, übrigens, hoff' ich, nicht ohne Poesie. Nun aber schreibe ich an einem größeren Stück, dessen Stoff, den Sie wahrscheinlich kennen werden, aus dem Herodot genommen. Es heißt: Der Schatz des Rhampsinit, Lustspiel in 5 Akten. Zwei davon sind bereits abgeschlossen. Es hat mehr Humor und Handlung, als der gläserne Pantoffel, aber weniger Witz und vielleicht noch weniger Lebhaftigkeit des Dialogs. In diesem Augenblicke ist mir weniger um die Aufführung zu thun, als vielmehr, daß das erste Bändchen meiner Schauspiele Absatz findet, damit das 2. gedruckt werden kann, und ich nicht gehemmt werde. Sind sie einmal in der Welt, dann mögen die Theater damit fertig werden. Wenn sie nicht alle den gläsernen Pantoffel zurückgewiesen hätten, so würde es noch nicht gedruckt sein. Der Verleger der Schauspiele hat von meinen ersten Whaselen und vermischten Schriften beinahe gar nichts abgesetzt, und verspricht sich daher nicht viel in bezug auf die Komödien.

Weder meine Verhältnisse erlauben mir in Berlin zu leben, noch habe ich Lust, das südliche Deutschland zu verlassen. Sollten Sie aber eins meiner Stücke zur Darstellung befördern können, so reise ich hin, um es anzusehn. Mit dem Berliner Theater, und dies ist eigentlich, was ich Ihnen zu sagen habe, verhält es sich folgendermaßen. Ein Graf Egloffstein, der sich damals hier aufhielt, und in Berlin sehr bekannt ist, schickte ein Manuscript des gläsernen Pantoffels an den Grafen Brühl, Intendanten des Berliner Theaters. Dieser meldete mir zwar den Empfang, aber nichts weiter.

Nach einiger Zeit sagte mir Egloffstein, es hätte besonders die erste Szene Anstoß gefunden, da ein ab dankender König vor dem König von Preußen nicht dargestellt werden dürfe. Ich schloß daraus, daß man in Berlin so wenig Lust habe, das Stück zu geben als in München und Wien und anderwärts, und entschloß mich daher zum Druck. Da ich nun aber keine offizielle Antwort vom Grafen Brühl erhalten, so muß er sogleich in meinem Namen, von dem Druck

benachrichtigt werden, mit dem Bemerken, daß die Aufführung noch immer eine große Vergünstigung für mich sein würde, ich jedoch auf alles Honorar verzichtete. Ich hätte diesen Auftrag heut oder morgen einem andern, entfernteren Bekannten gegeben, wenn Sie mir nicht gemeldet hätten, daß Sie nach Berlin gingen. Nun verlaß ich mich also hierin auf Sie, mein Bester, und wenn sich Ihre Abreise noch verzögert, so müssen Sie einen Ihrer dortigen Freunde mit diesem Auftrage belästigen. Wenn es noch aufgeführt werden sollte, so müßte die Aufführung nach dem gedruckten Exemplar bewerkstelligt werden. Ich will herzlich froh sein, wenn es nur auf dem herzlich schlechten Nürnberger Theater gegeben wird; das ist die höchste Günst des Glücks, um die ich gegenwärtig noch buhle. Da die Dekorationen auf diesem Theater sehr schlecht sind, so ist noch Hoffnung, daß einige Poesie darauf geduldet wird. Suchen Sie doch in Berlin den Professor der neueren Sprachen Valentin Schmidt auf, der in der Marktgrafenstraße wohnt, und teilen Sie ihm den gläsernen Pantoffel mit. Ich stehe in entfernter Verbindung mit ihm, da er ein großer Vertrauter Shakespeares und Calderons ist. Auch wenn Sie den Historiker Dr. Leo sprechen sollten, so grüßen Sie ihn von mir. Er ist ein alter Bekannter von hier, übrigens kein Freund meiner Poesie, da er einer von den vielen ist, welche die deutsche Poesie mit Goethe für abgestorben erklären, eine Menschenrasse, die ich freilich nicht besonders protegiere. Im Jahrgang des Frauentaschenbuchs 1825 werden Sie eine kleine Reihe neuerer lyrischer Gedichte von mir finden.

Wegen des Ringgedichts haben Sie sich nicht deutlich genug erklärt. Sie schreiben einen Spruch in arabischen Lettern. Soll es ein arabischer, ein persischer Spruch sein, oder ein deutscher in arabischen Lettern? Welchen Gehalts soll er ungefähr sein? Ist die Form, die Sie beilegen, die Form des Steines, und soll ich den Spruch in diesen Raum der Länge oder Breite nach schreiben? Für einen eigentlichen Spruch ist der Raum doch wohl zu klein. Lassen Sie recht bald von sich hören und schicken Sie von Zeit zu Zeit eine kleine Zeichnung auf einem Papierschnitzel oder etwas ähnliches, was immer Freude machen wird. Nächsten Herbst mache ich eine Reise nach Venedig.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie baldigst.

P.

Noch eines. Thun Sie dem Grafen Brühl zu wissen, daß, wenn das Anstößige des gläsernen Pantoffels bloß in der Exposition liegt, ich dieselbe gern abändern will, wofern das Stück dann aufgeführt werden wird.

II.

Erlangen, d. 9. August 1824.

Für heute nur das wichtigste, zumal da Sie meinen letzten Brief ohnedem noch nicht vollständig beantwortet haben, und mir weder wegen des Siegelringes nähere Auskunft gegeben, noch mir gesagt haben, was Sie in Hanau festhält. Zuerst danke ich Ihnen für die prompte und gütige Besorgung meines Auftrages. Wenn Sie es in Berlin werden dahin bringen können, daß eines meiner Stücke

gegeben wird, so werden Sie mich dort sehen. Sollte in bezug auf die beiden gedruckten Komödien (von denen man ja das etwa anstößige, z. B. den Philosophen von Sanssoucy¹⁾ weglassen könnte) gar nichts zu machen sein, so sende ich Ihnen nach meiner Rückkehr aus Venedig eine Abschrift meines neuesten Stückes (der Schatz des Rhampsinuit). Es wurde hier zuerst am 17. Juli vor einer großen und geistreichen Gesellschaft vorgelesen, und für etwas weit Höheres und Gediegeneres erklärt, als der gläserne Pantoffel ist. Auf meiner Rückreise werde ich es in München vorlesen und sehen, was dort zu machen ist. Zur Aufführung meiner Schauspiele etwas beizutragen ist der größte Freundschaftsdienst, den Sie oder irgend jemand mir leisten kann; denn ich bin nicht von denen, die damit zufrieden sind, daß man ihre Dramen liest. Die dramatische Poesie gehört in unserer Zeit nicht zu den toten, wie die epische, und sie hat noch das Recht, eine unmittelbare und volle Wirkung auf das Volk hervorzubringen. —

Wenn die Berliner Verstand haben, so werden sie sich auch an den Philosophen von Sanssoucy u. dergl. nicht stoßen. Es steht ihnen frei, solche Stellen auszuspfeifen, was ihnen der Dichter am wenigsten verargen wird; allein sie sollen sie anhören können, und die freie Entwicklung der Poesie nicht hemmen.

Ihr Freund

Platen.

Auf der Reise nach Venedig, die Platen im ersten Briefe erwähnt, entstanden bekanntlich seine herrlichen venezianischen Sonette. Eine Urlaubsüberschreitung, deren der Dichter sich auf dieser Reise schuldig machte, mußte er mit einem vom 2. Januar bis 22. März 1825 dauernden Arrest zu Nürnberg büßen. Aus dieser Zeit stammen die beiden folgenden Briefe.

III.

Nürnberg, d. 3. Februar 1825.

Von Ihren Wünschen kann ich gegenwärtig nur einen erfüllen, indem ich Ihnen ein Manuskript des Rhampsinuit überschiere, den ich Sie bitte, auf irgend eine Weise auf irgend ein Theater in Berlin zu bringen. Für den Berengar bitte ich um dieselbe Günst. Vielleicht wird sich das Volkstheater auch zur Aufführung des gläsernen Pantoffels verstehen. Sollte die Stelle gegen Friedrich II. Anstoß finden, oder sonst etwas, so kann man es ja weglassen, oder ich mache mich anheischig, es zu verändern. Soll ich nicht, wie so viele andere dramatische Dichter in Deutschland zu Grunde gehen, so muß ich vor allem streben, meine Stücke aufs Theater zu bringen. Wie wenig ich an den Druck des Rhampsinuit denken kann, mögen Sie selbst beurteilen, da ich in einer Stadt wie Berlin keinen Subskribenten für meine Sonette finden kann, deren Preis ein paar Groschen beträgt. Ich habe mich schon mit meinen „vermischten Schriften“ in bedeutende Kosten verwickelt, da sie nicht abgingen und ich dem Buchhändler den Schaden ersetzen muß. Ein Büchlein von ein oder zwei Bogen nimmt vollends kein Buchhändler; denn sie sagen, dergleichen würde im Buchladen durchgelesen.

¹⁾ Auf welche Stelle sich dies bezieht, ist mir nach den „Gesammelten Werken“ von 1839 und 1877 nicht deutlich. Die erste Ausgabe war mir nicht zugänglich.

Da ich jedoch günstigere Nachrichten von Wien erhielt, so habe ich die Sonette einstweilen drucken lassen, und wenn ich in Erlangen wäre, wo mir ein Freund (der Professor Buchta, ein Schüler Savigny's, da Sie in dieses Haus kommen) den Druck besorgte, so würde ich gleich ein Exemplar mitschicken. Es wird nun in einigen Tagen dem Rhampsinit nachfolgen, dessen Empfang ich Sie gleich, nach Erlangen adressierend, zu bescheinigen bitte.

Ich merke nun wohl, daß ich auf keine Anerkennung bei meinen Zeitgenossen rechnen darf, auch dann vielleicht nicht, wenn mir das Vollendetere gelingen wird, dessen Reime in meinem Herzen größer und größer werden. Meine Poesie wird höchstens im südlichen Deutschlande Beifall finden, wo sie und wo von jeher fast alle deutsche Poesie entstanden ist.

Sollte für den Rhampsinit einige Hoffnung in Berlin sein, so werde ich Ihnen einen Prolog dazu schicken, den ich in München dazu geschrieben habe, und der dort vielen Beifall gefunden, und als eine glückliche Vorbereitung für das Stück angesehen worden ist. Mein Bild kann ich Ihnen noch so wenig als die Sonette schicken, da es in Erlangen liegt. Den Spruch sollen Sie in meinem nächsten Briefe erhalten, wenn Sie mir den Raum bestimmt haben werden, den er einnehmen darf. Ich werde einen Vers oder Halbvers aus dem Hafis wählen. Soll er sich auf die Handlung des Gemäldes oder worauf beziehen?

Verzeihen Sie das gekritzelte, wiewohl kompendiöse Manuscript, und sagen Sie mir bald, was Sie über das Schauspiel denken. Bis es nicht in München, dem Versprechen gemäß, aufgeführt worden, habe ich keine Anfeuerung zu etwas neuem, wiewohl der Stoff in Masse vor mir liegt.

Ganz der Ihrige

Platen.

IV.

Nürnberg, d. 28. Februar 1825.

Sie sehen, liebster Freund, daß ich noch immer Arrestant bin und ich werde auch unter einigen Wochen nicht erlöst werden, was meiner Gesundheit nicht sonderlich zuträglich ist. Ein Exemplar der venetianischen Sonette, was aber nicht auf Subskription geht, werden Sie unterdes erhalten haben? Ich kann Ihnen allerdings eine Anzahl derselben durch Buchhändlergelegenheit zuschicken; allein da sie nicht im Buchhandel sind, wenigstens vorerst nicht, so müßte das unter Ihrer eigenen Adresse geschehen. Sagen Sie mir daher, wie viele Sie ungefähr abzusehen gedenken, da Sie nun doch einmal das Buch in Händen haben und es verlegen können. Übrigens thut es ja nichts, wenn Sie weniger anbringen, und die anderen wieder zurückschicken. Vielleicht übernimmt Ihr Buchhändler welche auf seine Gefahr. Ich stellte mir die Sache bei der Unbedeutendheit des Preises viel leichter vor, sonst würde ich Sie gar nicht damit geplagt haben. Ich bitte Sie daher, sich keine besondere Mühe damit zu machen. Das Büchlein ist gedruckt, und vielleicht kommt eine Zeit, wo man es wird zu schätzen wissen, wonicht, so behalte ich es als Makulatur in meiner Wohnung. In den Buchhandel kann ich es nicht eher thun, als bis ich mit der Subskription im reinen bin, da ich nun

doch einmal in dieser Angelegenheit an mehrere Orte geschrieben habe, und die Leute doch nicht zum besten haben kann. Wie sie sich über den Rhampfinit vernehmen lassen, ist mir zum Teil erfreulich gewesen, nur wundert es mich, daß Sie über das Stück im ganzen nichts gesagt haben, so wenig als über die eigentlichen Hauptcharaktere Eius und Sethou. Blomberes und Kaspar gehören allerdings nicht zu den glänzenden Parteen des Stückes, aber ich finde es etwas ungerecht, wenn Sie Kaspar und Vermullo zusammenstellen, wovon der eine ein Hofmann und der andere ein Reitknecht ist. Blomberes ist ein Mensch von Bildung, aber ohne Genialität. Er hat sich vielerlei angeeignet; aber ohne alles Urtheil. Viele Freunde haben den Gegensatz, den er mit Kaspar bildet, doch nicht unergötzlich gefunden. Was seine Stellung im ganzen Stück betrifft, so giebt er nicht nur zu komischen Situationen Anlaß, sondern giebt auch dem Helden selbst Relief, da er mit aller seiner Tugendsschwäberei gegen die Tüchtigkeit Eius nicht aufkommen kann. Man darf den Theaterintendanten nicht merken lassen, wie fein die Tendenz des Ganzen ist; denn eben daran würden sie Anstoß nehmen. Ohnedem habe ich wenige Hoffnungen für Berlin. Sollte man aber doch geneigt sein, das Stück über die Bretter gehen zu lassen, so lege ich zu diesem Zweck den Prolog bei, den ich für das Münchener Theater geschrieben habe. Ich wünschte in jedem Falle, daß er gesprochen würde, denn das Stück braucht, in betracht auf unser Publikum, besonders das der Logen, eine Vorbereitung. Ich habe mich in diesem Prolog der Meinung des Publikums bequemt, das ganze für ein Märchen erklärt, wofür ich es gar nicht halte, und auch gar nicht als Märchen, sondern auf rein menschliche Weise motiviert habe. Doch für viele ist die ganze Poesie chimärisch. Das Lied der Dora im fünften Akt hat ein Freund von mir, ein Graf Fugger, herrlich komponiert, doch mag ich es so lieber am Klavier als von den Brettern hören. Auf dem Theater muß das Lied mit Begleitung der Musik bloß rezitiert werden, erstlich, weil die wenigsten Schauspielerinnen singen können, zweitens, weil es abgeschmackt ist, das Lied hinter der Szene von einer anderen singen zu lassen, und drittens, weil gewöhnlich so gesungen wird, daß kein Mensch etwas davon versteht, und diese Poesie sich nicht schämen darf, verstanden zu werden.

Wenn das Stück angenommen werden wird, so werde ich Ihnen über kurz oder lang ein anderes kleineres zuschicken, das unter der Zeit entstanden, und mit dem Sie auch Ihr Glück versuchen können. Wenn freilich, wie ich fast vermute, der Schatz des Rhampfinit unverrichteter Dinge wieder in den Gewahrsam seines Autors zurückkehrt, so wird es nicht ganz ohne Unbehagen von meiner Seite ablaufen, nicht bloß der Sache selbst wegen, sondern auch, weil Sie sich dann für nichts und wieder nichts bemüht haben. Was den unergründlichen Brunnen betrifft, nach dem Sie sich erkundigen, so muß ich gestehn, daß diese Dichtung schon vor ziemlich geraumer Zeit entstanden ist, und weil sie mir nicht genügte, unvollendet blieb. Übrigens da Sie daran Vergnügen finden, so kann es mir ohnedem nicht schwer werden, sie zu Ende zu schreiben, wenn mir einmal der Almanach wieder in die Hände fällt. Übrigens treffen Sie auch im diesjährigen Frauentaschenbuch eine kleine Reihe Gedichte von mir.

Ich weiß nicht, warum ich mir den Anfang Ihres Bildes viel kleiner vorgestellt habe, als es vermöge der angegebenen Größe der Fahne sein kann. Ich freue mich darauf, es einst zu sehen. Gleich noch denselben Tag, als ich Ihnen mit dem Rhampfuit schrieb, fiel mir ein kurzer und schöner Spruch aus dem Zirdusie ein, der mir nicht unpassend für eine Karawane scheint. Er heißt: „Geh durch die Welt und sprich mit jedem!“ Behagt Ihnen dieser aber nicht, so sagen Sie es nur ganz aufrichtig, denn es soll mir nicht die mindeste Mühe machen, Ihnen noch ein Duzend andere zur Wahl vorzuschlagen.

Adressieren Sie Ihren Brief gefälligst hierher, bei Professor Hermann abzugeben. Dieser Freund besorgt mir meine Angelegenheiten draußen im Sekulum, denn ich darf die Kaserne doch wenigstens als ein Kloster betrachten.

Ganz der Ihrige

P.

Prolog zum Rhampfuit.

Zu euch ins festliche, geschmückte Haus
Schickt mich die leichte Phantasie heraus,
Die von sich selbst zuerst auch Kunde bringt,
Eh' sie das purpurne Gefieder schwingt,
Das fühlend oft die dürre Welt umhaucht,
Und in des Wohllauts ewige Woge taucht.¹⁾

Gefällt es euch, so führt sie euch zugleich
Aus eurem Zirkel in ihr Fabelreich,
Wo dem Gewohnten sich der Geist entzieht,
Wo Laune herrscht, wo jede Sorge flieht.
Vergebt ihr, wenn sie euch das Leben zeigt
Gemischt und bunt und mannigfach verzweigt;
Ihr wißt, sie spricht für Einen nicht allein,
Sie läßt die Welt von allen Seiten ein;
So viele Männer sieht sie hier und Frau'n,
Und alle wünschte sie vergnügt zu schau'n.
Den Gang des Cristen hat sie wohl bedacht,
Und auch für den geforgt, der gerne lacht.
Verzeiht ihr mir, verargt ihr heute nicht,
Wenn mehr zum Ohr sie, als zum Auge spricht:

¹⁾ Hier folgen in den gedruckten Ausgaben die Verse:

Sie weiß zu gut, ihr fordert nicht von ihr,
Was keinem Ohre ziemt, wie dieser hier:
Nur dem Zeloten wird's zu denken Pflicht,
Daß er zu Thoren oder Schurken spricht,
Die er zu bessern strebt durch harte Bucht,
Um so zu sammeln seiner Mühe Frucht:
Der Dichter stellt sich seiner Hörer Chor
Als lauter edle, große Menschen vor,
Ihm ward ein weit erhabeneres Amt,
Er bessert nicht, indem er nicht verdammt,
Und seinem rhythmischen und heitern Mut
Erscheint die Welt, wie Gott sie nannte, gut.

Anderc, geringfügige Varianten sind nicht hervorgehoben.

Zwar manches wird dem Sinn des Auges klar,
Allein der Geist ist ewig unsichtbar.

D'rum horchet auf, und folgt dem Dichter jetzt,
Der euch im Flug bis an den Nil versetzt,
Sich aus uralter Zeit ein Märchen wählt,
Das uns ein frommer Jonier erzählt.
Gebrauch und Sitte wechselten seitdem,
Doch ist, sie darzustellen, kein Problem,
Denn trotz der langen, ungeheuren Frist,
Blieb doch der Mensch, was er gewesen ist:
Ein Werk von fremdem Zwang und eigener Kraft,
Ein Spiel des Glücks, ein Ball der Leidenschaft.

Wer sagte ganz von seiner Zeit sich los?
Es lebt und webt in ihr der Dichter bloß,
Da sie allein ihm jene Bilder schenkt,
Wodurch die Welt er zu vergnügen denkt;
D'rum hat er hier gestiffentlich verstreut
Den Witz von gestern und den Scherz von heut.
Sie lehren euch, daß alles nur ein Spiel,
Und dienen ihm, denn sein Bedarf ist viel,
Und viel erscheinen hier auf sein Geheiß,
Wovon der alte Herodot nichts weiß.
Ein Dichter läßt an keinen fargen Tisch,
Er fühlt sich reich und lebt verschwenderisch,
Weil er sich eher jeden Fehl verzeiht,
Nur nicht gedankenlose Nüchternheit.

So mag's geschehn, nachdem er dies gewagt,
Daß er gefällt euch oder mißbehagt,
Wobei doch stets der inn're Trost ihm bleibt,
Daß ihn Begierde nach Vollendung treibt.
Setzt hört' ihn an, da nur für euch er lebt,
Und, wenn es nicht unauöglich ist, vergebt!

Die folgenden Briefe sind an den namhaftesten Orientalisten K. W. Umbreit in Heidelberg gerichtet. Platen hatte diesen auf einer Reise im Sommer 1822 kennen gelernt, nachdem ihm schon früher die Kunde geworden, daß Umbreit „außerordentlich viel auf seine Ghafelen halte und sie auswendig wisse.“ Umbreit hatte eine Anzahl Exemplare der „Neuen Ghafelen“, erschienen 1823, um sie in Heidelberg bekannt zu machen, verlangt — der zunächst folgende Brief ist die Antwort auf dies Verlangen. Die darin erwähnte Komödie ist der „Gläserne Pantoffel“, die Zueignung, die an Schelling, beginnend:

„Es muß ein Volk allmählich höher steigen.“

V.

Verehrungswürdiger Freund,

Sie werden die 14 verlangten Exemplare, für deren Besorgung ich Ihnen herzlich danke, durch Buchhändlergelegenheit erhalten. Ich wünsche mir, daß die

Gedichte Ihnen gefallen mögen, da Sie, außer der Form, nichts eigentlich Orientalisches mehr darin finden werden.

Die Zeit dieser lyrischen flüchtigen Ergießungen scheint übrigens bei mir vorüber zu sein, da ich mich nun, meiner frühesten Meinung gemäß, wieder ganz im dramatischen Element bewege und wahrscheinlich bis ans Ende meiner poetischen Laufbahn darin bewegen werde. Ich habe vergangenen Herbst eine Komödie geschrieben, freilich nicht im gewöhnlichen Sinn des Worts, die unter Freunden vielen Beifall gefunden hat, die Ihnen aber noch nicht mitgeteilt werden kann, weil sie noch nicht gedruckt werden wird, und ich sie erst an einige bedeutende deutsche Theater verschickt habe; denn sie ist ganz für die Bühne bestimmt, da die Zeit überhaupt vorüber ist, wo man Dramen schrieb, um hinter dem Ofen gelesen zu werden. Um Ihnen jedoch etwas darauf bezügliches im voraus zu geben, da ich Ihnen von dem Drama selbst, das anonym gegeben werden soll, nichts zu verraten denke, lege ich Ihnen eine Zueignung bei, die mit dem ersten Drucke desselben erscheinen soll.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, und gedenken Sie zuweilen Ihres Freundes

Erlangen, d. 3. Dez. 1823.

Gr. Platen.

IV.

Erlangen d. 7. Mai 1824.

Verzeihen Sie, daß ich nicht früher für Ihre gütige Zuschrift mich bedankte. Vielsache Beschäftigungen hielten mich davon ab, und das Krankenbett eines Freundes, an dem ich den halben Winter zubrachte. Ich lege Ihnen sein Leichengedicht bei, Sie sollten diesen vorzüglichen jungen Schweden kennen lernen, er war vorigen Herbst in Heidelberg und ich hatte ihn an Sie adressiert; doch waren Sie damals abwesend.

Meine Komödie ist von 5 verschiedenen deutschen Bühnen nicht angenommen worden, und ich habe nicht Lust, sie an die sechste zu schicken. Ich hätte Ihnen in der letzten Zeit ein Manuscript zusenden können, doch da ich nun bereits mit dem Druck beschäftigt bin, so habe ich es unterlassen. Mit dieser Komödie erscheint noch eine zweite, kleinere, später entstandene, deren Stoff aus Le grand's *Fabliaux du treizième siècle* genommen ist, beide unter dem Titel: *Schauspiele von x.* Erstes Bändchen, Erlangen bei Heyder. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen ein Exemplar zum Geschenk zu machen, da ich die äußerst wenigen Freieremplare an Schelling und ein paar Respektspersonen verteilen muß, und ich mir daher vornahm, meine Freunde samt und sonders diesmal leer ausgehen zu lassen. Sollten Sie aber Ihre Güte so weit treiben wollen, sich die Schauspiele kommen zu lassen, so werden Sie dieselben in 14 Tagen bis 3 Wochen verschreiben lassen können. Bis dahin hoffe ich den Druck vollendet zu sehen. Ich bin neugierig, was Sie zu diesen Dramen sagen werden, die freilich nicht im antiken Sinne angelegt sind, auch nicht in der bis jetzt in Deutschland beobachteten Manier. Bildlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung; Vermischung des sentimentalen und witzigen Elementes der Poesie ist dasjenige, was sie sich vorsetzten,

und vorzüglich Verbannung aller Rhetorik und Nüchternheit. Aber erwarten Sie nur ja nicht zu viel davon! Vielleicht werden erst spätere Produktionen leisten können, was diese bloß versprechen.

Leben Sie wohl und lassen Sie bald etwas von sich hören!

Voll Hochachtung und Freundschaft für Sie und die Ihrigen

Gr. Platen.

Als Anhang und Gegenbild zu diesen Briefen eines jungen Dichters, der mit Mißgeschick und Teilnahmlosigkeit gegen seine Produktionen in Deutschland so lange zu kämpfen hatte, daß er endlich unmutsvoll nach Italien sich wandte, um dort Frieden und Anerkennung zu finden, mögen zwei Briefe anderer deutscher Dichter folgen, die während eines beschaulichen Lebens in der Heimat teilnahmvolle Dankbarkeit ihres Volkes reichlich genossen haben.

Beide sind an Umbreit gerichtet. Der erste Brief, der Uhlands, dürfte sich auf Umbreits 1847 erschienene „Neue Poesie aus dem alten Instrumente“ beziehen, ein Werk, in welchem der Verfasser Nachbildungen der schönsten poetischen Stellen des alten Instruments, insbesondere der Psalmen und des Hohen Liedes, gegeben hatte.

Der Brief des verehrten Alten von Neuseß bedarf keiner Bemerkung. Er führt uns in des Dichters häusliches Sorgen und Simmen, und wem wäre es nicht erfreulich, ihn hier, an seinem Herde, zu belauschen!

Hochverehrter Herr!

Der Dank für Ihr schönes Geschenk würde nicht so sehr verspätet kommen, wenn ich mich im Stande gesehen hätte, dem freundlichen Vertrauen zu entsprechen, womit Sie mich zu einer öffentlichen Äußerung über die Wiederaufnahme der alttestamentlichen Poesie in der von Ihnen durchgeführten Weise aufforderten. Es drängen mich eben jetzt verschiedene, längst angefangene Arbeiten, im Felde der Kritik aber bin ich noch niemals aufgetreten und am wenigsten dürfte ich diese Laufbahn so spät erst bei einem Buche beginnen, dessen Verfasser des Gegenstandes soviel mächtiger ist, als ich. Vor dem ernstesten Interesse, mit dem ich, das alte Testament in der Hand, Ihrem Werke gefolgt bin, kann ich nur durch die einfache Anerkennung Zeugnis geben, wie mich am meisten diejenigen Gedichte angezogen haben, in welchen die geistigsten, ahnungsvollsten, von den alten Sängern und Sehern fast nur im Vorübergehen hingeebenen Worte einen Widerhall aus tiefster Seele gefunden. —

In aufrichtiger Hochschätzung

Tübingen, den 25. Febr. 1848.

Ihr ergebenster
L. Uhland.

Neuseß bei Koburg 1. Febr. 1850.

Hochzuverehrender!

Schon längst hatten wir, ich und meine Frau, Ihnen und den lieben Ihrigen einen herzlichen Dank zu sagen für die freundliche Aufnahme, die bei seinem Aufenthalt in Heidelberg mein zweiter Sohn in Ihrem Hause gefunden. Dieser, der

jetzt ganz in unserer Nähe, in Koburg, praktischer Arzt ist, vereint seinen schönsten Dank mit dem unsrigen. Nun aber, wie immer eine gewährte Gunst den Anspruch auf eine zweite nach sich zieht, so mache ich jetzt diesen meinen zweiten Sohn zu einer Brücke des Übergangs, um Sie mit einer Angelegenheit meines ältesten zu behelligen, der jetzt außerordentlicher Professor ohne Besoldung in Jena ist und gern ein solcher mit Besoldung im schönen Heidelberg wäre, wo jetzt eben 2 Stellen auf einmal, beide seines Faches, soviel ich weiß, erledigt sind. Er hat bisher mit Beifall und verhältnismäßiger Frequenz so wohl geschichtliche, insbesondere deutsch-geschichtliche, als auch altdeutsch-sprachliche Vorlesungen gehalten. Jetzt eben erklärt er den Parcival, Bücher aus beiden Fächern hat er auch gemacht, sie liegen aber bei den Buchhändlern in Leipzig oder sonst wo, in Stocken gekommen durch unsere politischen Bewegungen; doch hofft er jetzt eines flott zu machen. Sonst kenn' ich von ihm nur mehrere Recensionen und einige Beiträge zu den Grenzboten. Nun ist er zwar noch jung, und es hat mit ihm keine Eile, er selbst hat auch kein ungestümes Vorwärtsdringen, und behagt sich wohl noch einige Zeit in Jena. Aber er hat unnötiger Weise auch schon eine Braut, ein treffliches Schleswigerkind, das diesen Winter bei uns zugebracht, und um deretwillen wünscht ich ihm eine solche Stellung, und überwinde meine sonstigen Bedenklichkeiten, um Sie hiermit freundlichst zu bitten, nach Ihrer Kenntnis der dortigen Zustände mir zu sagen, ob und wie wir es zu machen? Allerdings habe ich auch für mich die eigennützige Nebenabsicht dabei, wenn mein Sohn im schönen Heidelberg wäre, selbst noch einmal ihn dort zu besuchen, wozu ich jetzt volle Muße habe. Denn von Berlin, wo für mich nie ein rechter Boden war, und wo ich jetzt gar nicht existieren könnte, bin ich Gott sei Dank glücklich losgekommen, obgleich etwas kahl, und nicht sehr großmütig abgefunden. Ich bin jetzt vergraben in orientalischen Studien, aus denen endlich ein ordentliches philologisches Werk hervorkommen wird, und zwar eine Ausgabe (mit Commentar und Übersetzung) des Bostan von Saadi, mit Zugabe von reichlichen Auszügen aus all seinen andern Poesieen, ausgenommen das genugsam bearbeitete Gulistan. Wenn Sie in Ihrem Kreise was dahin einschlagendes kennen, z. B. einen persischen Commentar des Bostan, den ich noch nicht habe habhaft werden können, so bitte ich gar sehr, mir damit zu Hilfe zu kommen. Mein Saadi liegt mir nicht weniger am Herzen als meines Sohnes Professur. Wie sollte es mich freuen, Sie nach so langer Zeit, und da ich Sie nur ein paar Stunden gesehen (auf dem Volksbrunnen) einmal wieder zu sehen. Werden Sie nie Ihre Thüringische Heimat mehr besuchen? Thun Sie's, so gedenken Sie, daß ich an deren Grenze wohne und gehn mir nicht vorüber.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Rückert.



Der Geist der Berliner.¹⁾

Von einem früheren Diplomaten.

Paris, den 16. August 1884.

Geehrter Herr!

Sie fordern mich auf, nicht meine Umgebung zu schildern, sondern aus ihr heraus die Eindrücke wiederzugeben, welche ich während meines letzten Aufenthaltes in Berlin empfangen habe. Sie sind sich dabei wohl bewußt, einerseits, daß die Mängel heimischer Zustände in der Entfernung zu verblässen, die Vorzüge der Heimat wie Luftgebilde der Dämmerung groß zu erscheinen pflegen; andererseits, daß der hiesige Luftkreis eine hochgradige Begeisterung für Berlin nicht eben begünstigt. Sie hoffen, daß sich diese Einflüsse einigermaßen ausgleichen und so eine teilschaftslose Würdigung von Verdiensten und Fehlern zu stande komme. Sollte auf die Fehler ein schärferes Licht fallen, so hieße das, meinen Sie, nur dem Zeitgeschmack ein Opfer bringen, denn heutzutage dürften Sprachreiner ohnehin nicht Kritik mit „Beurteilung, Prüfung“ übersehen, sondern eher mit „Bemängelung, Verurteilung.“ Außerdem läge ja im Tadel eine Anerkennung der Lebensfrische Berlins, da seit ältesten Zeiten Lobredner sich meist nur am Sarge hören lassen, und Tadel erst in der Nähe des Sterbelagers zu verstummen pflegt.

Das Ideal meines jetzigen Luftkreises läßt sich nicht besser schildern als mit den Worten Karl Hillebrands: „Die laute Zeugung der Gedanken in lebendiger Berührung, die Kunst dieses Spiel unmerklich zu wenden und zu leiten, die Gemüthung dem Einfall eine schöne oder eine reizende oder eine beredte Form zu geben, die höchsten Gegenstände in die Unterhaltung zu ziehen ohne unerreichbar, die gemeinsten ohne rot zu werden, alle Natürlichkeiten mit Ziemlichkeit, alles Künstliche mit Natürlichkeit zu sagen, über die Dinge hinzugleiten und doch im Vorübergehen anzuregen, anderen auf den Grund zu gehen ohne eine Anstrengung fühlen zu lassen, rasche Ausblicke zu öffnen, durch Anspielungen das Persönliche zu streifen ohne darin aufzugehen, durch schelmische Zweideutigkeiten zu reizen, . . . diese Kunst verbreitet ihren Geist über die ganze Kultur eines Volkes, dessen Herdentrieb es nicht in der Einsamkeit duldet, das ohne Konvention nicht leben kann, aber sich innerhalb dieser willkürlichen Grenzen frei und anmutig zu bewegen das Bedürfnis fühlt. Sie theilte dem Familienleben, wie der öffentlichen Thätigkeit und der Litteratur etwas von ihrem Geiste mit und machte aus den gebildeten Kreisen dieser Nation eine Gesellschaft.“

Erreichen kann das heutige Paris keineswegs jenes Ziel; aber das Streben nach demselben geht nicht unter. Leider hat hier, wie bei Ihnen, seit den Zeiten eines Goethe, einer Madame de Staël, die Gewohnheit zugenommen, bedeutende

¹⁾ Über dasselbe Thema werden wir eine zweite Abhandlung von einem andern hervorragenden Politiker im Novemberheft der Revue publizieren, um diesen Stoff nicht einseitig zu behandeln.

Gegenstände aus dem Gespräch zu verbannen. So wäre der Klatsch und der Austausch von Gemeinplätzen unausstehlich überwiegend, wenn nicht wenigstens die Tändelei des Hofmachens, die Würze des Wortwitzes sich dazu gesellten. Die Rolle des Kalauers ist hier kaum geringer als in Berlin, und Schallheiten, Läpperereien werden in Menge genossen, wenn sie nur reichlich mit gesellschaftlichem Klauernwelsch (argot) übergossen sind. Aber trotz aller Trivialität und aller Unwissenheit der heutigen „großen Gesellschaft“ entnimmt doch die Unterhaltung dem politischen und litterarischen Leben der Hauptstadt hier vielleicht reichlicheren Stoff als in Berlin. An der Spree verbietet es Rücksicht auf die Vorurteile anderer, Religion zu berühren; Politik anzutasten untersagt Besorgtheit um das eigene Wohl, denn ein gewagtes Wort könnte einem die angenehmsten Gesellschaftsfäle verschließen und vielleicht selbst dem Angeredeten die Laufbahn verderben; Wände haben ja Ohren. Vertiefung in philosophische Probleme würde beweisen, daß man nicht mehr jung ist, denn sie ist dem Zeitgeist fremd. In den Naturwissenschaften sind, dank dem Überwiegen des griechisch-lateinischen Unterrichts auf unsern Gymnasien sowie der Fachbildung auf unseren sogenannten Universitäten, die Hochgebildeten zu unwissend; für Volkswirtschaft fehlt den Frauen der Begriff; von sozialen Fragen will der Besitzende lieber nichts hören; Besprechung der deutschen Klassiker würde voraussetzen, daß die Welt heute Zeit hat, sie zu lesen. Auf den Gesprächs-Gebieten der Tonkunst, des Gesanges drohen dem arglosen Verehrer Beethovens, Mozarts und Händels Gefahren; er merkt bald, daß er nicht zeitgemäß ist, wenn er nicht in dem Wagnertum das letzte Wort der Kunst anerkennt; man zweifelt an seinem Geschmack, wenn er für einfache Leistungen inniger Kunstliebe und für treue Wiedergabe alter Tonsetzungen tieferen Anteil empfindet als für das die öffentlichen Aufführungen mehr und mehr verunstaltende abgerichtete Virtuosen-tum. Gleich schlimm ergeht es ihm, wenn er außerhalb deutscher Renaissance in der Kunst etwas gelten lassen will, wenn er z. B. für die größere Erhabenheit (und Zierlichkeit zugleich) der Gothik schwärmt, oder wenn er in den Berliner Hauseinrichtungen die Abwesenheit jedes individuellen Geschmacks rügt und für Beibehaltung von ererbten oder an eigene Lebensschicksale erinnernden Gegenständen neben den vom Architekten, Tapezierer oder Möbelhändler ausgejachten ein Wort einzulegen sucht. Macht ihm die unmachtliche Durchführung des „Stilvollen“ den Eindruck lebloser Eintönigkeit, so ist es geraten, dies für sich zu behalten. Eine Besprechung der Gemäldeausstellungen läßt sich nicht sehr lang ausspinnen; dazu müßte schon die Zahl erwähnenswerter Landschaften und Bildnisse eine größere sein. Man greift also z. B. zu dem herrlichen Fries vom Altar zu Pergamon, — zu den mit der Kühnheit eines Michel Angelo und der Technik eines Praxiteles behandelten Prachtgestalten der gegen schlangenfüßige Titanen kämpfenden Götter und Göttinnen; oder man läßt seiner Bewunderung freien Lauf für den wunderbar reizvollen weiblichen Marmorkopf, den Humann aus Kleinasien nach der Spreestadt gesandt hat. Allein unglücklicherweise gehört die Tischnachbarin zu den aufrichtigen Wesen, die eingestehen, daß verstümmelte Bildnisse ihnen Abscheu einflößen, — und freilich ist von allen diesen schönen Gestalten

keine einzige unversehrt. Man springt also rasch auf die Tanagra Terrakotten über und findet hier zum Glück Übereinstimmung; denn diese zierlichen Thonformen, denen Ernst von Wildenbruch eine hübsche Erzählung gewidmet hat, sind zufällig Mode. Man verfällt weiter auf's Theater; allein mit aufrichtigem, warmem Lobe des neuen „Deutschen Theaters“, seines Romeo, seines Protopfeils, erregt man das Mißfallen der Anhänger des Schauspielhauses; Sardous große Begabung anzuerkennen, würde als undeutlich ausgelegt werden; selbst in betreff der Meininger Schauspieler gelingt die Einigung nicht, nachdem man merkt, daß nicht sowohl die Schillersche Dichtung Eindruck gemacht hat als vielmehr die glänzende Gruppierung der auf Wallenstein einstürmenden Piccolomini'schen Kürassiere und ähnliche äußerliche Wirkungen. Glücklicher ist man, gelangt man zu den G. von Wildenbruchschen Schauspielen, deren markige Sprache und kräftig fortschreitende Handlung beiderseits mit Freude anerkannt wird.

Indes im großen und ganzen merkt der Ankömmling doch bald, daß Schweigen ihm am meisten Achtung einbringt. Es gilt als vornehm; anstatt auf Geistlosigkeit gedeutet zu werden, ruft es häufiger die Vermutung hervor, daß der in den Gehirnfalten verborgene Inhalt zu bedeutend sei, um so ohne weiteres preisgegeben zu werden; ein allzu lebhafter Gedankenaustausch gilt in den feinsten Kreisen als mit der persönlichen Würde nicht recht vereinbar.

Wer dies erkannt hat, schweigt gern, so lange ihm keine passenden Schmeicheleien oder schlechten Witze einfallen, zwei allerwärts beliebte Waren, von denen indes die erstere den Nachteil hat, nicht immer für aufrichtig gehalten zu werden.

Sie sehen, ich würde nicht leicht in den Fall kommen, auf den Berliner das Wort anzuwenden, mit welchem Montesquieu den Franzosen bezeichnet: „il semble être fait uniquement pour la société.“ Dazu müßte die Unterhaltung mit mehr Verständnis gepflegt werden; denn sie ist die Seele der Geselligkeit, und ohne Geselligkeit kann eine Gesellschaft in dem Sinne, den wir hier im Auge haben, weder entstehen noch bestehen.

Liegt der innere Grund hierfür in dem Mangel eines alle Stände des Volkes durchdringenden, einigenden und verschönernden Elementes, wie es in der frühen Blüte italienischer Gesellschaft der Kunstsinne, der Humanismus, in der englischen Gesellschaft der Shakespearischen Zeit die Teilnahme an einem gesunden und ungemein regen öffentlichen Leben, in Frankreich die Liebe zur eigenen Sprache war, — das Vergnügen an den Schriftstellern, in denen der nationale Geist am vollsten zum Ausdruck kam; — so finden wir das äußere Hindernis in dem Mangel an guten Manieren. Wo jeder einzelne nur sich selbst hören will, — wo so laut gesprochen wird, daß der Ausländer zunächst vermeint, es bereite sich eine allgemeine Prügelei vor, da kann von einer gemeinsamen Unterhaltung ja nicht die Rede sein. In Pariser Salons, so weit sie noch bestehen, wird der in die Luft geworfene Gesprächsball abwechselnd von dem einen und von dem andern aufgefangen und zurückgeworfen, während die übrigen aufmerksam zuhören und auf eine gute Gelegenheit warten, an dem hübschen Spiele selbstthätig teilzunehmen. So löst ein jeder den andern ab, dem Gewandteren fällt

auf natürliche Weise die Hauptrolle zu, und der Anfänger hat einerseits gute Beispiele vor sich, an denen er sich heranzubilden vermag, andererseits steht er einer Zuhörerschaft gegenüber, vor der es sich lohnt, sein Bestes zu geben, und mit welcher zu wetteifern es nötig wird, die Saiten der geistigen Kraft scharf anzuspannen.

Zur deutschen Einigkeit fehlt, wie es einst von Holzendorff richtig bemerkt hat, ein gleichförmiger Typus des gentleman, wie ihn England in seinem Landedelmanne besitzt. Aufgabe der Reichshauptstadt wäre es, diesen Typus zu schaffen. Gelangte er in Berlin zur Anerkennung, und fände er von dort aus Verbreitung über das ganze Reich, so wäre das allmähliche Zusammenwachsen einer gebildeten Gesellschaft gesichert, deren Einfluß auf das ganze übrige Volk, welches er, immer von einer Schicht zur andern wandelnd, allmählich durchdringen würde, schließlich diejenige „gebildete öffentliche Meinung“ erzeugen würde, unter deren Abwesenheit wir in sozialer, politischer, litterarischer, ethischer Hinsicht so sehr leiden. Weshalb wird England von der öffentlichen Meinung regiert? Weil eine solche thatsächlich besteht, außerhalb der Presse, und zwar in derartiger aus Gleichheit der Bildung und der Gesinnung hervorgehender Übereinstimmung und Kraft, daß es der Presse unmöglich sein würde, ihr zu widerstehen und eine entgegenstehende Meinung als das Urtheil der Nation auszugeben. In Deutschland kann die Presse, können Volksvertretungen nie die Bedeutung, den Einfluß haben, wie in einem Lande, wo beide ihren Rückhalt und zugleich ihre Beschränkung in einer nationalen Gesellschaft besitzen.

Karl Hillebrand hat vor drei Jahren die Ansicht geäußert, es stünde uns bevor, eine solche Gesellschaft zu erhalten, welche die ganze höhere Bildung des Volkes umfaßt; der kein Interesse fremd ist; bei deren Zusammenkünften Geist und Laune frei walten innerhalb von Schranken, die nicht sowohl durch den äußeren Zwang der Sitte gesetzt sind als durch ein künstlerisches Bedürfnis nach Verfeinerung des Benehmens und nach derjenigen allein wahren Bornehmheit, welche zarte Rücksicht auf andere an Stelle rohen Hervordrängens des eigenen Ich setzt. Ich glaube auch, daß uns die Zukunft dieses Gut bringen wird; ist doch sonst Einigung, Konzentration die Lösung des Tages.¹⁾ Wir sind auch überzeugt, daß Berlin dazu berufen ist, dies zu vermitteln; denn dort allein, in dem Brennpunkt des nationalen Lebens, kann die Verschmelzung ständischer und provinzieller Besonderheiten zu einem neuen Guß stattfinden. Besitzt erst Berlin einen guten Ton, — der richtig bezeichnet worden ist als „ein Zurückdrängen persönlicher Eigentümlichkeiten und Gegensätze zum Behufe anstoßlosen Plauderns“²⁾ — so wird jeder Besucher Berlins diesen Begriff mit sich nach Hause nehmen und dort einbürgern, bis er Allgemeingut des Reiches geworden. Allein der Guß ist noch nicht weit gediehen; zu spröde stehen sich noch die Vertreter der Freiheit des Gedankens und der Feinheit des Benehmens entgegen, zu abgesondert leben die

¹⁾ Eine Renaissance der deutschen Gesellschaft könnte man füglich von dem nämlichen ästhetischen Triebe erwarten, dem der allgemeine Geschmack an der Kunstrenaissance entsprossen ist.

²⁾ Jakob Bernays in der „Deutschen Revue“ vom Januar 1883.

einzelnen Kreise für sich. Beamten, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Juristen, Ärzte, Bankiers, der höhere Kaufmannstand, Fabrikanten, Baumeister, Rentiers, verkehren zum großen Theil vorwiegend unter sich, und in jedem dieser Kreise herrschen über Feinheit des Benehmens eigene Auffassungen, die zwar in einzelnen Punkten mit den Gewohnheiten der Hofgesellschaft übereinstimmen, aber trotzdem samt und sonders eine wesentlich verschiedene „allure“ haben. Und dabei bilden sich alle in ihrer Unschuld ein, es gebe nur einen guten Ton, und ein jeder Gebildete besitze ihn.

Zur Hofgesellschaft rechne ich den Hof, den hohen Adel und die Diplomatie; alle drei haben eine eigene Tonfärbung, die jedoch das Zustandekommen eines gefälligen Einflangs nicht verhindert. Bei großen Hoffesten muß zwar, wie auch in anderen europäischen Großstädten, die Disziplin mit ihrer ganzen Strenge zur Geltung kommen; der Kreislauf ist gehemmt, und Vergnügtheit hat nicht recht Gelegenheit durchzubrechen wie in kleinerem Kreise. Den besten Ton trifft man ohne Zweifel in denjenigen Familien des höchsten Adels an, wo Kenntnisse und Geist vorhanden sind, und wo Aufenthalt in fremden Ländern und Umgang mit Ausländern das Anspruchsvolle des militärischen Wesens, das Zugespitzte der büreaukratischen Allure zurückgedrängt oder weggewischt haben. In einen solchen Kreis passen am besten Diplomaten, Künstler sowie hochgebildete Offiziere hinein, aber auch einzelne Gelehrte und Schriftsteller werden dort ausnahmsweise zugelassen und heimisch. Und das begreift sich, denn der Gelehrte bringt die griechische Bildung mit, welche notwendig verfeinernd wirkt, und aus dem Studium französischer, italienischer oder englischer Litteratur ist ihm unter Umständen manche Blüte zugeflogen, die ihn den übrigen Mitgliedern des Kreises nahe bringt; Diplomaten, Künstler, Schriftsteller und Generalstabsoffiziere sind aber in besonderem Maße auf den Umgang angewiesen; sie müssen Menschen kennen und behandeln lernen, um für ihren Beruf vollkommen tauglich zu sein, und sie sind deshalb auch meist frei von der Steifheit des Beamten oder der naturwüchsigem Verbtheit der nicht dreißierten Gesellschaftschichten. In den übrigen Kreisen fehlt zwischen landjunckerlicher Annakung, philisterhafter Steifheit oder vollständigem Sichgehenlassen die richtige Mitte. Es rächt sich hier die demokratische Verwilderung der Kinder auf den Straßen und in Volksschulen und das Aneipenleben der Erwachsenen. Die burschikosen Gebräuche der Studentenzeit, die Klucht des Junggesellen in das Bierhaus anstatt in die befreundete Familie, haben die Einwirkung weiblichen Geschmacks und weiblicher Zartheit auf die männlichen Sitten gehemmt, und rückwirkend hat die Abwesenheit der Söhne und ihrer Genossen, der Ehemänner und Väter vom häuslichen Herde und von der Unterhaltung am Theetisch der Hinneigung der Frauen zum Trivialen, der Mädchen zum Vergnügen traurigen Vorshub geleistet. So wie bei Männern die Dressur beiseite geschoben wird, tritt das burschikose Wesen in seiner ganzen Geschmacklosigkeit zu Tage; man erkennt, daß der Mann seit seinem neunzehnten Jahre meist in der Kneipe und beim Bier seine Mußestunden zugebracht hat. Und des Mannes Bier hat zu des Weibes Kaffee geführt. In männerloser Vereinigung entwickelt sich bei den Frauen

die Klatschsucht, das Überwiegen der kleinlichen Interessen über die großen. Wahrlich, wenn man bedenkt, in wie viele Geschichtsbücher, wie viele Gedichtsammlungen und Romane, in wie viele Geschichten der Litteratur, Kunst und Musik so manches Berliner Fräulein sozusagen getaucht worden ist, so begreift man schwer, warum sie es so selten zu inhaltsreicherem Zwiegespräch bringt. Freilich fehlt etwas, die Gelegenheit zur Ausbildung des Konversationstalents. Bei Zusammenkünften werden sofort jung und alt in verschiedenen Zimmern untergebracht. Es entgeht somit der Jugend die Möglichkeit zu hören, wie sich ältere geistreiche Leute unterhalten, sie entbehren der Schule, wie sie z. B. Engländer durchzumachen pflegen, wo gereifte Männer sich täglich und gern mit jungen Mädchen, und junge Männer mit reifen Frauen unterhalten. Wo soll die Fortbildung des Geistes, die Gemeinsamkeit der Sitte herkommen, wenn Kinder ausschließlich mit Kindern, wenn Halberwachsene nur unter einander Umgang haben; und wenn gar die erwachsenen Männer, auch abgesehen vom Rauchzimmer und Whist- oder Skattisch, lieber unter sich verkehren als mit Frauen?

Warum stehen wir in dieser Hinsicht anderen Völkern nach? An ästhetischem Gefühl fehlt es uns doch nicht? Es scheint, als ob freie Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit ohne Verletzung anderer, echte Höflichkeit ohne Annatur nur die Frucht einer nach Jahrhunderten zählenden Kultur sei. Im dreißigjährigen Kriege haben wir die feinen Sitten früherer Zeit verloren, und wir müssen erst während mehrerer Geschlechter ein Muster guter Gesellschaft vor unsern Augen leuchten sehen, ehe unser Benehmen die Anmut erhält, die den Abkömmlingen der weltherrschenden Römer noch heute angeboren ist. Als solches Muster kann uns eine kleine Schicht unserer Gesellschaft nicht genügen. Zur adeligen oder militärischen Erziehung muß der Ernst des Politikers, die Arbeit des Gelehrten, die Erfahrung des Richters, die Einbildungskraft des Dichters, der Geschmack des Künstlers, die Weltkenntnis des Reisenden, Kaufmannes, Seefahrers, die Mühseligkeit des Gewerbsfleißigen, die Selbständigkeit des Reichen hinzukommen. Erst die Mischung verschiedener Elemente kann eine Lebensart hervorbringen, die sich allen Ständen als erreichbar darstellt, und deren Aneignung dem Jünglinge und Mädchen alsdann mit Recht das erste Ziel des Ehrgeizes wird.

Diese Mischung zu vollziehen ist die Aufgabe Berlins. Durch Aufnahme aller gefellig verwertbaren Eigentümlichkeiten deutscher Volksstämme soll der Märker zum Deutschen werden. Der Berliner soll den ewig menschlichen Humor der Fliegenden Blätter mit dem spitzen Augenblickswitz seiner Wespen, Kladderadatsch, Ulf vernählen lernen, er soll die angeborene Boshastigkeit durch süddeutsche Gemütlichkeit mildern, märkische Derbheit durch Dresdener Höflichkeit, norddeutsche Trockenheit durch rheinischen Frohsinn mäßigen und verschönern. Vor allem soll er sich den Schönheits Sinn aneignen, der dem Trieb zur Ungebundenheit ein Halt zuruft, und soll bei sich die Liebe zum Natürlichen so weit entwickeln, daß er ebensowohl die geheuchelte als die empfundene Untertwürfigkeit gegen den Vorgesetzten durch ungeschminkten und freimütigen Anstand ersetzt. *Alignée à la Prussienne* nennt die uns im allgemeinen so wohlwollende Madame de Staël in einem noch

ungedruckten Briefe an Goethe die Berliner Gesellschaft — und langweilig ist sie allerdings meistens, wenn sie nicht ins Geräuschvolle verfällt. Eine hier in Paris erschienene Schilderung des dortigen Lebens enthält, nebst einer Menge böswilliger Bemerkungen, Ungenauigkeiten und Verfehrtheiten die kaum übertriebene Behauptung: on n'y cause pas du tout. Die Unterhaltung als künstlerische Betätigung der Persönlichkeit, als anmutiges Mittel um große Anschauungen zum Gemeingut werden zu lassen, ist allerdings bei uns noch im Werden. Ein großes Hemmnis ihrer Entwicklung ist die Intoleranz, die demokratische, sozialistische Nivelirungsfucht, die nirgends stärker hervortritt als bei den bevorzugten Ständen. Daß des Junkers, Offiziers und Beamten religiös-politischer Horizont eng ist, und daß der Künstler und Schriftsteller vielfach ein Pedant ist, würde weniger schaden, wenn sie nicht alle mit so fanatischer Bigotterie jeden anderen in die allein seligmachende, ja allein anständige, allein ehrenhafte und patriotische Ansicht hinein drängen wollten. Jede Originalität ist bei uns Kezerei; in Paris, Petersburg und New-York wird sie als das wahre Lebenselement eines Salons gehätschelt.

Sollten Sie nun mit mir darin einig sein, daß sich keine schönere und nützlichere Aufgabe der Reichshauptstadt stellen läßt, als durch guten Ton eine gesellige Unterhaltung ins Leben zu rufen, durch deren längere Wirksamkeit eine gebildete Gesellschaft mit lebendigen, einigermaßen gleichartigen, aber freien Anschauungen über politische, soziale, religiöse, wirtschaftliche, literarische, wissenschaftliche Fragen emporwache, so werden Sie mich fragen, was Berlin in dieser Beziehung leistet?

Nun, manches habe ich bemerkt, was ich loben darf. Zur Begegnung zwischen hoch und niedrig, zwischen Mitgliedern verschiedener Berufsclassen ist jetzt mehr Gelegenheit als vor vierzig Jahren. Durch Zuthun der Kaiserin hat der Talar der Universitäts-Professoren, der schwarze Frack der Reichstagsabgeordneten Zugang zum Weißen Saale gefunden, wo ehemals außer Ministern, Diplomaten und Offizieren nur die Uniform der Oberst- und Ober-Hofchargen, des Kammerherrn und Kammerjunkers, die Tracht des Pagen und ausnahmsweise die landständische Uniform oder diejenige hoher Zivilbeamten sichtbar war. Am Kronprinzlichen Hofe erblickt man Künstler, Gelehrte und Schriftsteller und dazu Männer und Frauen bürgerlicher Herkunft, denen kein anderer Anspruch auf solche Bevorzugung zusteht, als daß sie eifrigen Anteil an den wohlthätigen Vereinen oder den künstlerischen und kunstgewerbefleißigen Bestrebungen bewiesen haben, welche die Kronprinzessin begünstigt oder ins Leben gerufen hat.

Den bürgerlichen Millionären darf man ferner die Anerkennung nicht versagen, daß sie kein Geld scheuen, um einen Kreis aus verschiedenen Ständen um sich zu scharen. Bei ihren kostspieligen Mittagstafeln bemerkt man gewöhnlich mindestens ein Mitglied der Diplomatie, des Offizier- oder Gelehrtenstandes, einen Künstler, Reisenden, Schriftsteller, Beamten oder Richter, und bei einem vom Rhein hergewanderten Rentier, dessen Frau sich darauf besonders gut versteht, kann man außerdem noch Excellenzen, Dichter und Komponisten treffen.

Auch einzelne Minister begünstigen vermittelt schöner Gastfreiheit die Begegnung des aus der Provinz, aus Süd- oder Westdeutschland Hingereisten mit dem geborenen Berliner oder dem ausländischen Mitglied des diplomatischen Korps. Letzteres würde auch gern ein Gleiches thun, wenn nicht die Etikette es ihm schwer machte, seinen Umgang außerhalb der Hofgesellschaft zu suchen. Die scharfe Trennung zwischen dieser Hofgesellschaft und allen anderen Kreisen erklärt das große Aufsehen, welches eine oben erwähnte, trotz des Verbotes viel gelesene Pariser Schrift gemacht hat. Einer Million Berliner bot dieselbe den Einblick in eine fremde Welt, von der sie kaum eine Ahnung hatten, an welche sie nie dachten. Auf einmal wurde der Vorhang in die Höhe gezogen, und bei den Enthüllungen fiel auf Sitten und Charakter der mittleren Stände ein viel vorteilhafteres Licht als auf diejenigen der hohen Stände. Kein Wunder, daß man eifrig bestrebt war, die verbotene Frucht zu erhaschen, wenn man auch einzelne Nieve mit in den Kauf nehmen mußte und seine eigenen Manieren nicht eben als die allerfeinsten verherrlicht fand.

Nicht gering anzuschlagen auf dem Gebiete der „Gesellschaftsbildung“ in unserem Sinne ist die Mitwirkung der Künstler und Gelehrten. In den Sälen von Gustav Richter und von Helmholtz hat eine Annäherung verschiedener Elemente stattgefunden, wie sie das alte Berlin im von Olfers'schen und Lepsius'schen Hause kannte. Daß solche lobenswerte Bemühungen keine größeren Erfolge herbeigeführt haben, liegt an ihrer Vereinzelnung. Und die Erklärung dafür, daß so wenige den genannten Beispielen nacheifern, ist vornehmlich in den sybaritischen Anforderungen zu suchen, die nicht bloß der Kammerherr oder Bankier, sondern auch der Fährich und der Maler an den Gastgeber zu stellen pflegen. Früher begnügte sich der Gast mit Thee und Butterbrot, und auch der mäßig Bemittelte konnte einen größeren Kreis öfters um sich vereinen. Heutzutage spielen die materiellen Genüsse eine so bedeutende Rolle, daß ein jährliches Einkommen von 40000 Mark dem schwerbesteuerten Staatsbürger kaum gestattet, so viel für die Geselligkeit zu leisten, als sich vor vierzig Jahren mit einem Einkommen von 10000 Mark bestreiten ließ. Der verwöhnte Jüngling rümpft die Nase, wenn das Abendessen nicht warm, die Küche nicht vorzüglich, die Weine nicht alt sind. Um solchem Nasenrümpfen zu entgehen, schränkt natürlich der Familienvater seine geselligen Verpflichtungen so sehr als möglich ein und ladet nur die nötigsten Gäste. Diesem Übelstande abzuhelpen, sehe ich bloß ein einziges Mittel, die Verlegung der Hauptmahlzeit auf 6 Uhr und eine Verkürzung des viel zu langen geselligen Abends. Denn in zwei Stunden hat eine Gesellschaft sich ausgesprochen; wenn sie also nicht etwa tanzt oder Karten spielt, warum soll sie sich nicht erst gegen 9 versammeln und vor 11 Uhr auseinandergehen? Der Verlegung der Eßstunde reden die großen Bankiers allgemein das Wort, und nur der späte Abschluß der Londoner Börse und die Notwendigkeit die Telegramme und Briefe aus London zu erledigen, scheint noch die Ausführung des Gedankens zu erschweren, die freilich beim Fabrikanten weniger Anklang findet. Die fremden Diplomaten speisen ohnehin immer spät, der Hof nicht vor 5 Uhr, und die all-

gemeine Annahme einer späten Stunde $5\frac{1}{2}$ oder 6 würde den heilsamsten Einfluß auf alle großen Geschäfte, auf Ministerien und städtische Behörden haben. Man würde die Bureauarbeit nach 5 Uhr abends und vor 10 Uhr morgens beseitigen, und wie es in England geschieht, durch eifrigen und ununterbrochenen Fleiß von 10—4 oder 10—5 ebensoviel leisten können wie bisher durch Hinzunahme einiger Morgen- und Abendstunden. Der Gesundheitspflege und dem Familienleben sollte alsdann, wie in London, die ersparte Zeit hauptsächlich zu gute kommen. Theater und Konzerte dürften nicht vor $7\frac{1}{2}$ oder 8 Uhr anfangen. So würden die Abendgesellschaften den Charakter von Abfütterungen und Trinkgelagen verlieren, der ihnen jetzt allgemein anhaftet und sie wesentlich von denjenigen anderer gesitteter Länder unterscheidet; und auch mäßig Begüterte könnten ein offenes Haus oder einen wöchentlichen Empfangstag haben.

Ein in Berlin sehr vernachlässigter Grundsatz ist der des alten Frankreich, wonach eine Tischgesellschaft sich zwischen der Zahl der Grazien und der Musen halten soll. Wenn eine Hausfrau sich zum Einladen entschließt, dann will sie auch jedes Mal das Zimmer gefüllt sehen. Ich möchte nun behaupten, man solle, wenn es Besprechung der Musen gilt, sich der Zahl der Grazien zu nähern suchen, — gilt es Besprechung der Grazien, die Zahl der Musen nicht überschreiten. Leider entgegnet man mir, ein bescheidener Hausstand gestatte nicht so oft einzuladen, wie es in diesem Fall notwendig sein würde, und diners seien mehr wie eine Pflichterfüllung als wie ein Mittel zur Pflege höherer Geselligkeit zu betrachten.

Dem Deutschen des 19. Jahrhunderts, dem in Geistesfreiheit groß gewordenen, nach dem Nährboden wirtschaftlicher und politischer Freiheit strebenden, allem Partikularismus abholden Deutschen erscheint der märkische Junker ein Kind des Mittelalters, das westfälische Zentrumsmittglied ein Sohn des 17. Jahrhunderts, der den Durchschnitt nicht überragende Zivil- und Militärbeamte kein Naturmensch mehr, sondern ein Kunstzeugnis zu sein, das ihm Sympathie weder entgegenbringt noch einflößt. Um jemanden, in dem jene ihren Zerstörer, ihren Erben vermuten, den Weg zum Reichstag oder gar in die Hofkreise zu versperren, werfen sie ihm je nach Umständen gemeine Gesinnung, schlechte Erziehung oder Mangel an Vaterlandsliebe vor. Um den ersten oder zweiten Vorwurf zu verdienen, genügt es, wenn z. B. ein Reichstagsabgeordneter nicht drei Paar Glacehandschuhe über einander anzieht, ehe er mit dem erbitterten, rücksichtslosen Gegner handgemein wird. Nein! Wie fehlt uns doch selbst der geringste Begriff von den Erfordernissen des öffentlichen politischen Lebens! Ohne scharfe Hiebe geht es da nicht ab; die Erfahrung aller Länder, aller Zeiten bestätigt das. Wir bedürfen, meiner Ansicht, noch viel größerer parlamentarischer Redefreiheit, als selbst Eugen Richter in Anspruch nimmt. Es hat sich aus uralten Zeiten eine so übertriebene und vielfach unrichtige Auffassung dessen, was Ehre ist, in unseren Studenten- und Offizierkreisen erhalten, daß der Deutsche in allen Weltteilen den Ruf grenzenloser Empfindlichkeit genießt. Jede Wahrheit wird als Beleidigung einer Person, eines Standes, einer Regierung, einer Kirche an-

gesehen, und schließlich sollen so viel Rücksichten genommen werden, daß man keine Waffe für die Sache des Volks, der Wahrheit und des Rechtes mehr schwingen darf.

Aber die beliebteste Art, den Neuerer fern zu halten, ist ihm Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen. Die Zunahme des vaterländischen Gefühles seit 1866, ist leider — etwa seit 1876 — von dem Aufwachsen eines Chauvinismus begleitet gewesen, der sich täglich breiter macht und dem Deutschen den weltbürgerlichen Sinn abgewöhnen will, den wir mit Recht als kostbares Erbaut unserer Väter betrachten. Der Chauvinist verlangt nicht bloß ein unbedingtes Lob für alles Deutsche — vorzugsweise natürlich für Armee, Beamtentum, Regierung — sondern auch Haß und Verachtung für alles Ausländische. Himmel! was ist das für ein Kulturrückschritt gegen die Zeit, wo wir Molière, Rousseau und Voltaire lasen, wo uns Winkelmann in das Altertum einweichte, wo Lessing und Gervinus uns zu Shakespeare und Händel, Schloffer und Witte zu Dante führten, wo von Wincke der ältere und der jüngere die englische Selbstregierung priesen, wo Gneist nicht bloß gerühmt, sondern auch gelesen wurde!

Die politischen Gegensätze bilden ohne Zweifel die Hauptluft zwischen der vornehmen und der bürgerlichen Gesellschaft. Der Landadel sieht seine Stellung vor der Macht des von dem Bürgertum erworbenen beweglichen Kapitals schwinden. Um diesen Entwicklungsgang zu hemmen, sucht er durch Hingebung an den Hof und an die Regierung seinen Einfluß dort zu erhalten. Dazu ist es ihm dienlich, daß seine — ohnehin unverständigerweise in Verachtung des Erwerbslebens erzogenen Söhne — die Hauptstütze der Regierung werden. Ihr Eintritt in Armee und Staatsdienst ermöglicht dies und verschafft ihnen zugleich das liebe Brot. Diese Unterhaltungsquelle könnte eine parlamentarische Regierung durch Verminderung, resp. Nichtvermehrung der Offiziers- und Beamtenstellen gefährden, und schon aus diesem Grunde muß für eine möglichst starke Regierungsgewalt eingetreten, muß der Ausbreitung freisinniger Ideen durch soziale Verfekerung Andersdenkender entgegengearbeitet werden.

Ist es nun bei solchen Gegensätzen doch möglich die Erstehung einer Geselligkeit zu erhoffen, deren Wesen in geistreicher Mitteilung von Gedanken und Empfindungen, deren Reiz darin bestehe, „sich innerhalb konventioneller Formen frei zu bewegen, dieselben geschmeidig und sich dienstbar zu machen, die Persönlichkeit trotz ihrer zur Geltung zu bringen, alles zu sagen, ohne sie zu verletzen . . . ein höheres Spiel . . . das von der bequemen Gemütlichkeit so ferne ist, als das Sonett vom Knittelvers?“¹⁾ Ich meine, ja; denn die geistige Bildung unserer Nation beruht doch noch überall auf gleicher Grundlage, auf einer Liebe zum Wahren, Guten und Schönen, die dem klassischen deutschen Schrifttum entwachsen ist, die von deutscher Wissenschaft unausgelekt genährt wird. Vermeiden auch strengkatholische Familien den Umgang mit Staats- oder Altkatholiken, — findet auch ein Freigeist schwer Einlaß in gewisse vornehme protestantische Kreise,

¹⁾ Siehe Karl Hillebrand. „Deutsche Rundschau“ vom Mai 1881.

halten sich Antisemiten den Israeliten auch fern, so sind doch glücklicherweise noch nicht alle Menschen Fanatiker geworden, und ich habe z. B. zwei berühmte Verfechter des Ultramontanismus als ächte Weltleute bei zwanglos-heiternem Verkehr mit Andersgläubigen ertappt.

Wir haben die Unterwürfigkeit der Popperiode, die schüchterne Schwerfälligkeit, die uns vor 1848 anhing, abgelegt; wir müssen uns nun auch angewöhnen, das Muster feinen Anstandes weder im forschen Auftreten des Korpsstudenten, noch in der laut Achtung fordernden Selbsterfülltheit des Offiziers zu suchen, sondern in der Bescheidenheit und Selbstbeschränkung, der wohlwollenden Rücksicht auf andere, die mehr als alles andere das wesentliche Merkmal des gentleman, caballero, gentiluomo ausmacht und den charme nicht bloß der femme du monde, der lady, sondern überhaupt des Menschen bildet. Der nach Berlin verschlagene Pariser findet zu wenig Anmut bei unseren Frauen, zu viel Eingebildetheit bei unseren Aristokraten, Künstlern, Dichtern und Schriftstellern. Er klagt, daß der Beamte zugeknöpft, der Gelehrte wenig zugänglich sei; die heitere Behaglichkeit des höheren Mittelstandes sagt ihm besser zu als die lederne Steifheit vornehmerer Kreise, indessen beschwert er sich über die derbe Vertraulichkeit der unteren Gesellschaftsschichten. Kurz, er ist am liebsten in Paris, und wir wollen uns seine Ansichten nicht aneignen, sondern geben sie zunächst nur wieder, damit sich ein jeder die Frage vorlege, ob er den ausgesprochenen Tadel verdiene, ob seine Persönlichkeit zum Kunstwerk geworden sei, ob er die Demut des weisen und guten Mannes an den Tag zu legen pflege.

Wenn erst ein freisinnigerer Geist die Gesellschaft durchzuckt und einigt, wenn die Ausübung eines bedeutenderen Einflusses derselben auf das öffentliche Leben es mit sich bringt, daß die praktischen Fragen in Kirche und Staat in ihrem Kreis zur Erörterung, zur Entscheidung gelangen, daß sie die Verpflichtung und Verantwortlichkeit empfindet, die öffentliche Meinung zu schaffen, zu beherrschen, dann wird das Bedürfnis sich zu verständigen kräftiger zur Geltung gelangen, und die jetzige Spaltung der Gesellschaft vielleicht aufhören. Allein so lange die Mitwirkung der öffentlichen Meinung an der Politik so gering bleibt wie heute, so lange die allmächtige Staatsgewalt und das allwissende Beamtentum selbst der Volksvertretung thatsächlich nur eine beratende Stimme einräumen und von der Gesellschaft fordern, daß sie gouvernemental sei, so wird die Mischung und Einigung der Meinungen nicht als Bedürfnis empfunden werden und geringe Fortschritte machen. Jede zieht sich in ihren Schmollwinkel zurück.

Die Journalistik könnte übrigens mehr zur Verbreitung des Interesses an geistigen Dingen beitragen. In keinem Lande mit Ausnahme der Vereinigten Staaten dürfte wohl so viel Raum in der Tagespresse, in Zeitschriften, in den Vorräten der Leihbibliotheken der bloßen Unterhaltung gewidmet sein. Von unseren Wochenblättern sind beinahe alle der Belletristik, den vermischten Nachrichten, dem Witz gewidmet: unsere Tagesblätter können ohne Feuilleton nicht bestehen. In einzelnen Zeitschriften überwiegt der belletristische Inhalt die Behandlung wichtiger Fragen aus allen Gebieten, denen z. B. englische Monatschriften, wie

die Nineteenth Century, der Contemporary Review ausschließlich gewidmet sind. Aus dem letzten Jahrgange dieser beiden Zeitschriften allein könnte man eine Anzahl ungemein wichtiger Fragen nehmen, von denen ein großer Teil unserer Presse sich grundsätzlich fern hält — vielleicht weil die Anregung derselben in gewissen Kreisen verstimmen könnte, oder weil es sich nicht lohnt, Gedanken zu äußern, deren Verwirklichung nur wenig durch das Überzeugen der Leser gefördert werden dürfte. Bei den englischen Zeitschriften ist es anders; findet die Ansicht des Schriftstellers Beifall, so hat sie gegründete Aussicht, praktische Verwirklichung, Einfluß auf die Sitten, die Gesetzgebung, die Schicksale des Landes zu erhalten.

Unsere Parlamentarier könnten auch mehr für Hebung der Berliner Geselligkeit thun. Indes, ebenso wie der Richter und Ministerialbeamte, fühlen sie sich abends von der Tagesarbeit zu erschöpft, um nicht den Besuch eines Vergnügenslokales und das Sichgehenlassen am Biertisch der Pflege feinsten Geselligkeit in Frauenreisen vorzuziehen. —

Dem Berliner würde es nicht schaden, seinen Spott etwas zu mäßigen, seinen Hang zum Kalauern zu bändigen, alle Steifheit abzuthun, der Rücksichtslosigkeit zu entsagen, Derbheit nicht durch gar zu konventionelle Höflichkeit zu ersetzen, überhaupt sein eigenes Ich ein wenig in den Hintergrund zu stellen und Trivialität zu meiden. Trotzdem bleibt Berlin die Stadt angestregter geistiger und gewerblicher Arbeit, der Mittelpunkt politischen Denkens und Thuns; und die Anziehung, die es auf die Nation übt, erkennen wir in der stets zunehmenden Zahl derjenigen, die sich aus der Provinz dahin flüchten.

Für Wissenschaft, Litteratur und Kunst ist es schon die Hauptstadt der Nation. Mit der Zeit wird es uns auch zu einer Gesellschaft verhelfen, und zwar durch Vereinigung der frei nach dem Höheren strebenden, für alles Menschliche teilnahmsvollen Individuen. Dem Versuche der regierenden Klassen, die Gesellschaft zu verstaatlichen, sie durch Einprägung des alleinseligmachenden gouvènementalen Glaubens zu einem politischen Werkzeug herabzudrücken, sind die Antisemiten neuerdings kräftig zu Hilfe gekommen. Den Semiten gebührt dagegen das Lob, die Entwicklung der Geselligkeit mehr als andere gefördert zu haben und derselben den belebenden Witz reichlich zuzuführen. Vom guten Ton sind sie zwar weit genug entfernt, aber ich traue ihnen zu, denselben rascher sich anzueignen als manche, die ihn heute zu besitzen wähnen. Die Schuld für unsere gesellschaftlichen Mängel trifft im Gegenteil vornehmlich diejenigen Kreise, welche jeden Freisinn verfeuern und daher einerseits den Kenntnissen und dem Geiste in nur sehr bescheidenem Maße den Eintritt in vornehme Salons gönnen, andererseits sich von freisinnig angehauchten Kreisen fernhalten.



Zur Geschichte der Astronomie.

Von

Wilhelm Foerster.

Die Geschichte der Naturwissenschaften und der Mathematik hat in den letzten Jahren viele bedeutsame Förderungen und Klärungen erfahren, welche zugleich der Kulturgeschichte überhaupt und allen tieferen Überzeugungen, die in einer gehörigen Würdigung der letzteren wurzeln, zu gute gekommen sind. Indessen bleibt für die Forschung, besonders aber für die Darstellung auf diesen Gebieten noch sehr viel zu thun, um die überreiche Ernte, die hier allmählich herangereift ist, zur köstlichsten Nahrung und Stärkung geistigen Glückes und Friedens zu verwenden.

Die zu ihrer Zeit sehr erklärlichen Übertreibungen der kulturgeschichtlichen Auffassungen von Buckle und seinen Nachfolgern, eingeleitet durch die schematische und einseitige Behandlung der Aufgabe in Whewell's berühmter und gelehrter Geschichte der induktiven Wissenschaften, welche selber wieder aus der in England entstandenen Überschätzung der sogenannten Philosophie des Bacon von Verulam hervorging, die Gefahren aller dieser und ähnlicher früherer Rückschläge und Vorstufen sind im wesentlichen überwunden, und man hat endlich begonnen, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mit einer der Größe der Aufgabe entsprechenden Größe und Reinheit des Urteils zu behandeln, insbesondere sich von erregtem Tadel vergangener Irrungen und von Unterschätzung oder Verwerfung ganzer großer Zweige der menschlichen Entwicklung und Bethätigung freier zu halten.

Es war schon vor zehn Jahren ein Anachronismus, als C. von Pittrow seine Rede „über das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften“ veröffentlichte, in welcher er die außerordentlichen Leistungen der Griechen in der Astronomie ganz ignorirte und aus einer Blütenlese dilettantischer und naturwissenschaftlich-unklarer Äußerungen von nichtastronomischen Schriftstellern der griechischen Zeit gegen die Leistungen der griechischen Forschung verurteilende Folgerungen zog, welche sofort hinfällig werden, sobald man nur ein einziges der bedeutenderen Kapitel in dem großen astronomischen Werke des Ptolemäus näher ansieht. Es war ein ähnliches Verfahren, als wenn man aus den Werken unserer Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen auf den gegenwärtigen Zustand mancher unserer exakten Naturwissenschaften schließen wollte. —

Daß es verhältnismäßig langsam mit der Bearbeitung der Entwicklungsgeschichte der Naturwissenschaften und der Mathematik vorwärts geht, ist wesentlich daraus zu erklären, daß die exakten Fachmänner selber, welche mitten in der Forschungsarbeit stehen, im allgemeinen nur für die nächstvorhergegangenen Stadien der Entwicklung, welche noch in ihre eigenen Aufgaben hineinspielen, ein lebhafteres Interesse haben, und daß zugleich für die Bearbeitung der früheren, besonders der ältesten Entwicklungsstadien, deren allgemein menschliches, so zu sagen psychologisches Interesse immer mehr wächst, je weiter man sich von der Gegenwart

entfernt, ein Zusammenwirken naturwissenschaftlicher Fachkenntnis mit archäologischen und philologischen Leistungen erforderlich wird, wie es nur sehr schwer zu erreichen ist.

Auf dem Gebiete der Geschichte der Astronomie hat uns vor einigen Jahren Schiaparelli in Mailand, dem unter anderem die Erforschung der Kometen- und Meteor-Erscheinungen so außerordentliches verdankt, mit einer vortrefflichen Abhandlung über die Sphärentheorie des Eudorus und mit einer anderen über die Vorgänger des Kopernikus beschenkt, wobei es so recht ersichtlich wird, welche Feinheiten von Gedankenverbindungen noch in manchen Gestaltungen des griechischen Geistes verborgen sind, an denen man bisher ziemlich achtlos vorübergegangen war.

Das frühe Auftauchen des kopernikanischen Gedankens, dieses ungeheuren Schrittes der Loslösung von den Illusionen der unmittelbaren Wahrnehmung, ist ja überhaupt vom höchsten Interesse, nicht im Sinne der auch neuerdings wieder von seiten kirchlich-gesinnter Forscher verfochtenen Idee, daß auch alles naturwissenschaftliche Erkennen von einer uralten, ursprünglichen Offenbarung herrühre, auch nicht im Sinne der einfältigen, pessimistischen Verallgemeinerung „es sei alles schon einmal dagewesen“, sondern im Sinne der Embryologie der menschlichen Erkenntnis, wie man es in gut Darwinischem Geiste kurz ausdrücken kann. —

Je weiter zurück derartige Ideenverbindungen liegen, desto einfacher und durchsichtiger wird nämlich ihr inneres Gefüge, desto instruktiver ihre Erforschung für die Erkenntnis der späteren immer künstlicheren Gedankenbauten, bei denen schon hochbearbeitete Materialien als Bauelemente benutzt werden. Es ist damit gerade so, wie in der Raumeswelt mit der Erforschung des Fernsten und des Kleinsten durch Teleskop und Mikroskop, wobei die Probleme sich vereinfachen und Gestaltungsgesetze sich offenbaren, die sonst in der gewöhnlichen Sinneswelt lange verhüllt geblieben wären.

Eine höchst eigenartige Aufgabe würde eine erneute Behandlung der Stellung darbieten, welche Plato zu dem ersten Auftauchen der Elemente des kopernikanischen Gedankens eingenommen hat. Soviel auch darüber schon von bedeutenden Männern geschrieben worden ist, bleibt doch noch manches unter Zuziehung der Äußerungen früherer und späterer Philosophen und Astronomen, insbesondere auch der auf die Erdbewegung bezüglichen Kapitel des Ptolemäus, der Erörterung bedürftig.

Nicht bloß wegen des unzweifelhaften mächtigen Einflusses, den gerade platonisches Denken auf die geistige Entwicklung des großen Vollbringers Kopernikus selber ausgeübt hat, würde eine solche Untersuchung besonders bedeutsam sein, sondern noch mehr deswegen, weil sie einen Beitrag zu einer richtigeren Schätzung der von der exakten Naturforschung oft übermäßig geschmähten Naturphilosophie liefern würde.

Es ist ja ganz richtig, daß die Spekulationen der Naturphilosophie allein die Erkenntnis gar nicht fördern.

Es hat sogar den Anschein, als ob diese Spekulationen durch voreilige altfluge Zuversicht des Besserwissens mitunter die entscheidende exakte Arbeit der Forschung geradezu hemmten. Wenn man aber näher zusieht und längere Zeiträume der Entwicklung dabei zusammenfaßt, erkennt man doch, daß die Gesamtbilanz ganz anders ausfällt, und daß die naturphilosophische Spekulation innerhalb des sogenannten induktiven Forschungsprozesses gar nicht entbehrt werden kann.

Unbeschreiblich seltsam, ja widerwärtig erscheinen dem Naturforscher die aus ganz unklaren Vorstellungen und ergreifend herrlichen Analogieen gemischten kosmologischen Träumereien, welche z. B. in Platos Phädon von Sokrates, kurz vor dem von so rührender Hoheit verklärten Tode, den aufhorchenden Jüngern vorgelesen werden; fast unerträglich sind in Platos Timäus die arithmetischen und geometrischen Phantasmen, welche an die Stelle der Lösung astronomischer und physikalischer Probleme gesetzt werden; aber gerade aus derartigen Gedankenelementen, welche bis dahin himmelweit von einander entfernt lagen, und zwischen denen der Genius nun über weite dunkle Abgründe luftige, verwegene Brücken baute, sind doch die Keime mächtiger Theorien hervorgegangen, denen alsdann, nachdem sie sich zur Erklärung und Verbindung großer Gruppen von wohlbeobachteten Thatsachen als ausreichend und notwendig erwiesen hatten, die exakteste und nüchternste Naturforschung volles Bürgerrecht gewährt hat. —

Ungemein charakteristisch ist es für die Entwicklung der Naturerkenntnis in den Händen der Griechen während des Zeitraums, in welchem der Fortgang dieser Erkenntnis fast ausschließlich ihnen zu verdanken ist, also etwa vom siebenten Jahrhundert vor bis zum dritten Jahrhundert nach Christo, daß der hierarchische Charakter wissenschaftlicher Arbeit, insbesondere astronomischer Forschung und astronomischer Vorhersagung, welcher der indischen, der assyrisch-babylonischen und der ägyptischen Kultur eigentümlich ist, bei den Griechen schon ziemlich früh in den Hintergrund tritt und einem ganz individualistischen, höchstens in der Bildung von Schülern und Schulen zu einiger Organisation gelangenden Betriebe wissenschaftlicher Forschung weicht. Gerade durch diese Freiheit der Bewegung erklärt sich die außerordentliche Lebhaftigkeit naturphilosophischer Spekulationen, durch welche die Griechen schon wenige Jahrhunderte nach der Aufnahme chaldäischer, ägyptischer und vielleicht auch ostasiatischer Überlieferungen weit über alle diese hinaus bis an die Schwelle der kopernikanischen Lehre gelangten.

Anfangs hatte es zwar den Anschein gehabt, als ob die delphische Priesterschaft unter den griechischen Stämmen auch für die astronomische Forschung und für die Praxis der astronomischen Vorausbestimmungen, insbesondere für die Kalender- und Festrechnung, eine ähnliche Bedeutung gewinnen sollte, wie ähnliche priesterliche Institutionen in den älteren Kulturländern. Indessen lassen schon die ersten Schritte der delphischen Priesterschaft in dieser Beziehung, z. B. die Herstellung der Einheitlichkeit des Kalenderwesens auf der Grundlage der sehr unvollkommenen achthährigen Schaltperiode zur Harmonisierung des Mond- und des Sonnenlaufes, erkennen, daß diese Priesterschaft, vielleicht deshalb, weil sie wohlfeilere Machtmittel früh in die Hände bekam, zu einer wissenschaftlichen Thätig-

keit größeren Stiles nach Art der großartigen chaldäischen Leistungen nicht bestimmt war.

Schon lange vor der Zeit der ersten Begründung der delphischen Theokratie war die schlechte achtjährige Schaltperiode, welche nachher auch noch die römische Chronologie durch Vermittelung der griechischen in anhaltende Not brachte, ein von den kundigen Astronomen ganz überwundener Standpunkt; denn die bedeutend genauere neunzehnjährige Schaltperiode, der sogenannte goldene Cyclus, deren Einführung in Griechenland erst viel später durch Meton in Athen erfolgte, ist offenbar ein uraltes, schon damals Jahrtausende lang in der kalendarischen Praxis bewährtes Ergebnis ostasiatischer und chaldäischer Himmelsbeobachtung gewesen, welches in Delphi entweder nicht rechtzeitig bekannt oder nicht gehörig verstanden und gewürdigt worden war. —

Es wird stets ein höchst anziehender Gegenstand geschichtlicher Darstellung sein, die wunderbare, in den kühnen und völlig richtigen Divinationen des Aristarch von Samos über die Erdbewegung (um das Jahr 260 vor Christo) gipfelnde Steigerung zu schildern, welche die griechische Naturphilosophie in jenem freien, wetteifernden Zusammenwirken erfahren hat, nur selten durch ein delphisches Wort der Mißbilligung gestreift, oder durch faktiöse, politisch-hierarchische Anfeindungen bedroht und gehemmt.

Aristarch, der außerordentliche Mann, von dem wir leider so wenig Näheres wissen, von dessen wichtigsten und entscheidenden Aussprüchen uns aber einer der größten mathematisch-physikalischen Forscher des Altertums, Archimedes, kaum mehr als ein halbes Jahrhundert nach des ersteren Tode völlig zweifellose und klare Mitteilungen macht, scheint die kosmologischen Phantasmen über die Drehung und Bewegung der Erde, welche in den drei vorhergegangenen Jahrhunderten innerhalb der pythagoräischen und platonischen Lehrmeinungen, bald in Unteritalien, bald in Kleinasien oder auf den Inseln, bald in Athen in den seltsamsten Begründungen, in den unklarsten und verhülltesten Darstellungen aufgetaucht waren, mit einem kühnen Griffe zusammengefaßt und in seinem Buche „über Größen und Abstände“ so zu sagen ein Sentblei in die Tiefen des Himmelsraumes geworfen zu haben; denn er weist schon gewisse Einwürfe gegen die Bewegung der Erde um die Sonne mit der Bemerkung zurück, wahrscheinlich seien die Fixsterne so weit von uns entfernt, daß von ihnen aus sogar diese Bahn der Erde in ihrer ganzen Ausdehnung nur verschwindend klein erscheine.

Die Astronomie selber war noch lange nicht so weit, um diesem Fluge der Spekulation folgen zu können, und sie lehnte deshalb mit Recht diese Hypothesen als Grundlage ihrer weiteren Erforschung der himmlischen Bewegungsercheinungen ab, ganz im Sinne der von Aristoteles ausgesprochenen Mahnungen und seiner eindrucksvollen Formulierung der nächsten Aufgaben und des normalen Verlaufes des naturwissenschaftlichen Forschungsprozesses, einer Formulierung, welche wir später gegen den Schluß der griechischen Forschungsthätigkeit an mehreren Stellen des astronomischen Werkes des Ptolemäus ganz im Sinne der sogenannten induktiven Methode noch schärfer und zutreffender ausgeführt und durch zweifellos auf

Messungen begründete, höchst solide Entdeckungen bewährt finden, die noch folgenreicher waren, als die naturphilosophischen Ahnungen.

Absicht und Umfang dieser meiner Mittheilungen gestatten es nicht jene Entwicklung hier weiter zu verfolgen und den, insbesondere in einzelnen Abschnitten meiner Sammlung wissenschaftlicher Vorträge angedeuteten oder teilweise ausgeführten Nachweis im Zusammenhange zu wiederholen, daß späterhin im Verlaufe der astronomischen Entwicklung die in der Griechenzeit scheinbar ungehört verhallende philosophische Prophezie im kopernikanischen Sinne gerade zur rechten Zeit wieder in die exakte Forschung eintrat und nun, auf dem festen Grunde zahlreicher sorgfältig bearbeiteter Messungen von zweitausendjährigen Bewegungsercheinungen am Himmelsgewölbe, durch Kopernikus, Keppler, Galilei und Newton zu einer großen, siegreichen Theorie erwuchs.

Ptolemäus selber hatte bereits in fluger Resignation die Mängel anerkannt, welche die schlichteren, der unmittelbaren Wahrnehmung der Menschen sich enger anschließenden Hypothesen der damaligen Astronomie über die himmlischen Bewegungen schließlich nach mehrhundertjähriger Erprobung mit Hilfe der seit Aristoteles Zeit gesammelten astronomischen Messungsergebnisse wahrnehmen ließen; aber die Andeutungen, welche die Beobachtungen zu Gunsten einer fundamentalen Erneuerung der orthodoxen astronomischen Theorie enthielten, waren damals noch nicht entfernt so stark wie zu den Zeiten des Kopernikus. Und dem Epigonen-Zeitalter des Ptolemäus fehlte auch die Kühnheit zu jenem gewaltigen Schritte, welchen die jugendliche Naturphilosophie bereits leichten Herzens gewagt hatte, und welchen dann das ebenso begeisterte und doch reifere Zeitalter der Renaissance in männlicher Geistesstärke vollbrachte.

Charakteristisch ist es übrigens, daß in der Zeit von Thales bis Aristarch, in welcher jene Naturphilosophie blühte, an ordentlichen und stetigen Messungen und Aufzeichnungen von den Griechen in der Astronomie gar nichts geleistet wurde. Diese Lücke würde für die großen griechischen Astronomen, wie Hipparch und Ptolemäus, deren Thätigkeit in die vier Jahrhunderte nach Aristarch fällt, höchst nachtheilig und hemmend gewesen sein, wenn sie nicht durch die Erbschaft ausgefüllt worden wäre, welche die Griechen durch Alexander den Großen in Babylon angetreten hatten. Dort fielen nämlich im rechten Moment diejenigen reichen Sammlungen sehr einfacher, aber regelmäßiger und stetiger Messungen und Aufzeichnungen der himmlischen Bewegungsercheinungen, welche den sogenannten Chaldäern in Babylon verdankt werden, in ihre Hände. Hipparch, wie Ptolemäus konnten von diesen Messungen so guten Gebrauch machen, daß u. a. in denjenigen Kapiteln des Lehrbuchs des Ptolemäus, welche seine höchst sinnreiche Theorie der Mondbewegungen enthalten, die Beispiele mit Vorliebe aus dem chaldäischen Beobachtungsschatze entnommen werden, der uns aber leider nur in solchen Beispielen überliefert wird. Auch konnten Hipparch und Ptolemäus leider die babylonischen Himmelsbeobachtungen nur bis zur Mitte des achten Jahrhunderts vor Christo verwerten, weil ihnen für noch ältere Zeiten die Anknüpfung der Beobachtungen an eine durch feste chronologische Normen gesicherte Zeitfolge nicht mehr möglich war.

Die Chaldäer hatten sich, wie es scheint, während der ganzen Dauer ihrer mehrtausendjährigen stetigen Aufzeichnung der Himmelserscheinungen zu theoretischen Spekulationen noch nicht erhoben; dennoch waren sie unzweifelhaft auf dem einfachsten Wege der Zählung und der Verallgemeinerung der durch Zählung gefundenen Rhythmen in der Wiederkehr der Erscheinungen nicht bloß sehr früh zur Kenntniß des oben erwähnten, für das Kalenderwesen so wichtigen goldenen Cyklus von 19 Jahren und der für die Vorhersagung der Finsternis so bedeutungsvollen Periode von 18 Jahren und 10 Tagen (6580 Tagen), sondern auch zum Bewußtsein einer Reihe von andern tiefer liegenden Zusammenhängen zwischen den verschiedenen Bewegungsercheinungen am Himmel gelangt, wie wir u. a. auch aus einigen auf die Ergebnisse der „uralten“ Astronomen hinweisenden Mitteilungen des Ptolemäus zuverlässig entnehmen können. Von den Ursachen der Finsternisse und von der Kugelgestalt der Erde, welche in den Umrissen des Erdschattens bei den Mondfinsternissen so deutlich hervortritt, hat man sich offenbar in Babylon schon sehr früh volle Rechenschaft zu geben vermocht.

Man darf auf die weiteren Aufschlüsse sehr begierig sein, welche uns die Keilschrift-Aufzeichnungen über das Wesen der astronomischen Institutionen, die so Großes geleistet haben, sicherlich noch bringen werden, selbst wenn es nicht gelingen sollte, ältere und vollständigere Beobachtungsaufzeichnungen, als die Griechen uns von jenen überliefert haben, und zugleich sichere Anhaltspunkte für die Chronologie derselben aufzufinden, was sogar für unsere astronomischen Theorien noch eine große Bedeutung haben würde. Auch wird es für diese archäologisch-philologische Forschungen, die schon einige wertvolle Sonnenfinsternis-Beobachtungen aus jenen alten Zeiten zu Tage gefördert haben, ein interessantes Problem bilden, näher zu untersuchen, in welchem Zusammenhange die chaldäische Astronomie mit der ostasiatischen (chinesischen) Astronomie gestanden hat; denn für ein hohes Alter der letzteren und eine nahe Übereinstimmung ihrer frühesten Ergebnisse mit denen der chaldäischen Astronomie liegen jedenfalls sehr erhebliche Anzeichen vor.

Allen diesen Forschungen, insbesondere der Verfolgung der räumlichen und zeitlichen Verkettungen zwischen den verschiedenen geistigen und wissenschaftlichen Entwicklungsstufen, sowie dem Nachweise der eigentümlichen Kontinuität des Wachstums trotz scheinbarer Unterbrechungen und Rückschläge wohnt ein außerordentlich hoher Reiz inne.

Hierzu haben auch die Forschungen in der älteren Geschichte der Mathematik neuerdings mehrere höchst anziehende Beiträge geliefert. Besonders ist es auch in helleres Licht gestellt worden, in welcher Weise und in welchen für den Fortschritt der Astronomie bedeutungsvollen Zeitpunkten die charakteristische Leistung, die das indische Altertum zu der Entwicklung der exakten Wissenschaften beigetragen hat, nämlich das Rechnen nach dem System des dekadischen Stellenwertes der Zahlen, in den großen Entwicklungsstrom eingetreten ist.

Mag in anderer Hinsicht die Entwicklung des Menschengeschlechtes außerordentlich viele Dunkelheiten und Rätsel darbieten, ja sogar ausgedehnte Rückbildungen und Verkümmierungen erkennen lassen, die Geschichte der exakten Natur-

erkenntnis und der Mathematik, und zwar in umfassendster und einleuchtendster Weise die Geschichte der Astronomie läßt ein viel lichteres Bild bereits in großen Zügen erblicken.

Verbindet man die Gipfelpunkte dieses geistigen Lebens und Arbeitens, wie sie sich uns in einer nach der Zeitfolge geordneten Reihe darbieten, welchen Völkergruppen und sonstigen Kulturbedingungen räumlicher und zeitlicher Art sie auch angehören mögen, so tritt uns eine solche wohl organisierte und harmonisierte Erscheinung des Zusammenwirkens entgegen, als ob jene einzelnen großen Leistungen nur die einzelnen Glieder von Schlußfolgerungen innerhalb eines und desselben umfassenden geistigen Organismus wären, und die Jahrtausende verdichten sich gewissermaßen zu der Ablaufszeit eines einzigen großen Gedankenprozesses.

Man möchte dieses gesetzmäßige Zusammenwirken providentiell nennen, wenn nicht mit diesem Worte sich so viel kleinliche und der Reinheit des Denkens gefährliche Vorstellungen verbänden, welche weit hinter der Größe jener kulturgeschichtlichen Eindrücke zurückbleiben. Haben doch diejenigen, welche das Wort „providentiell“ im Munde führen, sich noch nicht einmal zu dem Verständnis aufzuschwingen vermocht, daß die Lehre von der Gesetzmäßigkeit und dem stetigen Zusammenhange der Entwicklung der Gesamtheit der Organismen auf der Erde — wie sie endlich, nachdem die Lehre von der Gesetzmäßigkeit der himmlischen Bewegungen so große Erfolge errungen hat, auch in der biologischen Forschung als die fundamentale Voraussetzung aller tieferen wissenschaftlichen Behandlung der bezüglichen Probleme anerkannt ist — die Weiten der Zeit und des Raumes mit viel erhabeneren Vorstellungen erfüllt und viel tiefere Frömmigkeit erweckt als die kindlichen Auffassungen, an deren Stelle sie tritt. Mögen auch die Hypothesen, mit denen die Biologie auf jener Grundlage nunmehr zuversichtlicher an die Erklärung der Erscheinungen herantritt, zum Teil noch primitiver sein als die Mechanismen, welche die Astronomie in den ersten Stadien ihres großen Forschungsprozesses den Erscheinungen unterlegte, so ist doch nunmehr die Bahn für eine ähnliche, aber an Glückesverheißung für die Menschheit noch reichere Entwicklung des Erkennens und der Beherrschung der Erscheinungen des irdischen Lebens geöffnet.

Ja auch für die Behandlung der Geschichte der Astronomie und der Kulturgeschichte überhaupt versprechen einzelne, in gewissem Grade schon bewährte Hypothesen der biologischen Evolutionslehre erhebliche Förderung und Klärung beizutragen. Die Art und Weise, wie sich innerhalb gewisser Völkergruppen gewisse geistige Bethätigungen steigern, und wie dieselben mitunter wieder verkümmern, überhaupt eine Fülle eigenartiger ethnisch-psychologischer Erscheinungen, welche die Geschichte der Astronomie erkennen läßt, wird beim Lichte der biologischen Entwicklungslehre verständlicher werden und uns alsdann auch wichtige praktische Fingerzeige liefern.

Kulturgeschichte in solchem Sinne, gestützt auf die mit jedem Tage mächtiger werdenden praktischen Erfolge gesetzmäßiger Erkenntnisarbeit, ist auch besonders geeignet, den Gefahren, welche gerade diese äußeren Erfolge in gesteigertem Maße

für das innere Leben der Menschen mit sich bringen, entgegenzuwirken und den Pessimismus und Nihilismus zu bekämpfen.

Der Pessimismus — großgezogen in längst vergangenen Zeiten, als es noch völlig aussichtslos erschien, die Außenwelt, einschließlich der Wohnung der Menschenseele, durch gesetzmäßige Forschung mehr und mehr zu bemeistern und Schmerz und Not immer erfolgreicher direkt und gemeinsam zu bekämpfen — sinkt er nicht immer mehr zu einem leeren Phantasma, zu einer bloßen Entwicklungserscheinung zusammen, und zwar um so sicherer, als die mit der Steigerung der Erkenntnisarbeit verbundene Steigerung und Stählung der normalen psychischen Prozesse im Individuum auch die Widerstandskraft des letzteren gegen die stets verbleibenden Reste von äußeren und inneren Übeln mächtig erhöht und auch dadurch die Ursachen der letzteren vermindert.

Das mit der tieferen und allgemeineren Erkenntnis der geschichtlichen und organischen Entwicklung ebenfalls wachsende sympathische Gemeingefühl, dessen immer größere dynamische Bedeutung eine Betrachtung der Kulturgeschichte im Lichte biologischer Anschauungen bereits nachzuweisen vermöchte, wird endlich imstande sein, auch das noch immer so wirre äußere Geschehen in der Menschenwelt den Normen reineren Denkens und reicheren Mitempfindens erfolgreicher anzupassen. —



Plaudereien in Wiener Meister-Ateliers.

I.

Bei den Malern.

Die Aufgabe, welche wir uns in den nachstehenden Aufzeichnungen gestellt, hat ihre großen Schwierigkeiten. Denn wenn diese Skizzen auch nicht den Anspruch erheben Künstler-Porträts bieten zu sollen, so ist doch ihr Zweck darauf gerichtet, aus einzelnen charakteristischen Zügen und Äußerungen der Künstler selbst möglichst porträtähnliche Essais von der Natur und dem Wesen unserer Wiener Meister herzustellen. Zum Porträtieren gehören aber bekanntlich zwei; der Porträtierer und der, der sich abbilden läßt. Ist es schon nicht jedermanns Sache zu einem physischen Bilde zu sitzen, um wieviel weniger zu einem psychischen. Der Natur der Sache nach wird daher unsere Arbeit Mosaikbilder bieten müssen, bei denen mancher Stein fehlt und von denen einige nur in großen Umrissen die Züge der zu schildernden Gestalten tragen werden. Wenn sie Naturwahrheit besitzen, so danken wir dies Verdienst unseren großen Modellen, die mit den Schwierigkeiten beim Porträtieren vertraut, uns die Arbeit bewußt oder unbewußt erleichtert haben. —

Mein erster Atelierbesuch galt dem Meister Hans Makart. Ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Bangen an seine Thür klopfte, denn der Künstler teilt

mit Woltke den Ruf eines großen Schweigers. Ja man weiß diesbezüglich allershand Anekdoten zu erzählen, von denen mir die von der verstorbenen Gallmeyer unmittelbar zuvor mitgeteilt worden. *Se non é vero, é ben' trovato*, mußte ich mir sagen, nachdem ich den berühmten Meister selbst kennen gelernt. In freundlichster Weise empfing er mich in seinem hallenartigen, prachtvoll dekorierten Atelier und hieß mich neben ihm, auf einem persischen Divan, vor dem ein fein eingelegter Tisch stand, Platz nehmen. Uns gegenüber an der Mittelwand hing sein neuestes großes Gemälde „der Frühling:“ Eine schöne, in Weiß gekleidete weibliche Gestalt, deren blondes Antlitz unverkennbar die Züge von Mafarts Frau trägt, kredenzt einem in ein rotes Wamms gehüllten jungen Ritter, der sein Pferd am Zügel nachführt, einen Trunk in goldener Schale. Das herrliche Weib sitzt unter einem mit schneeigen Blüten bedeckten Baume, zur Rechten und zur Linken spielen nackte Kindergestalten, Amoretten und Genien mit blonden, rothaarigen und dunklen Köpfchen; allenthalben sprießen und blühen bunte Blumen hervor, und die ideale Landschaft im Hintergrunde atmet den duftigen Hauch des ins Land gezogenen Lenzes. — Links davon steht auf einer Staffelei eine Judith mit dem Haupte des Holofernes; eine dämonisch schöne Gestalt; eine jener dunkel gefärbten Semitinnen, deren sammetartiges Infarnat und sinnlich schmelzender Blick einen berückenden Eindruck üben. Das Gewand bauscht sich über den schöngeformten Hüften zu malerischen Falten auf; der rechte Arm fällt entblößt zur Seite, die Hand hält ein mit kostbarem Griff versehenes Messer, die linke das Haupt des Holofernes. — Beide Bilder erhalten ein gutes Licht durch ein großes, hochgelegenes Fenster; die Wandnische ist durch eine mit Farbenskizzen, alten Bildern und Teppichen dekorierte Galerie verkleidet, zu der man auf einer mit Palmenzweigen und seltenen Stoffen geschmückten freien Treppe gelangt. —

Angesichts dieser Szenerie sitze ich neben dem Meister und bitte ihn zunächst um einige Andeutungen über seine Kunstanschauung. „Der leitende Gedanke, der mich bei meinem künstlerischen Schaffen erfüllt,“ beginnt er mit leiser Stimme, ist die Darstellung des harmonisch Schönen. Ich kann mir das Werk einer der bildenden Künste nicht für sich allein, ohne Zusammenhang mit den anderen denken. Mein Ideal ist das Zusammenwirken aller bildenden Künste. Die Darstellung der bloßen Naturwahrheit, wie sie oft in der modernen Genre-Malerei und in der Darstellung kriegerischer Szenen und Schlachten der Jetztzeit angestrebt wird, vermißt meiner Anschauung nach den eigentlich künstlerischen Zug und sinkt zur Illustration herab, denn was sie im Auge hat, ist nicht vor allem das Schöne. Wie anders präsentiert sich ein Schlachtenbild aus der Zeit der Griechen und Römer mit seinen malerischen Kostümen und den in voller Schönheit hervortretenden Körperformen als eine Schlacht von heute, bei welcher die Reihen der uniformierten Soldaten oft nur durch bloße farbige Streifen angedeutet werden. Was das Zusammenwirken der bildenden Künste betrifft, so können wir von den Griechen und Römern lernen, die schon in der Anlage ihrer herrlichen Kunstbauten alle Rücksicht nahmen auf

deren plastische und malerische Ausschmückung. Die Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum zeigen uns große Wandflächen mit herrlichen Fresken bemalt; ganz zu geschweigen von den in Hellas noch erhaltenen Tempelbauten. Auch in der italienischen Renaissance tritt das Streben nach einem Zusammenwirken der Künste zu Tage. Welch stilvollen plastischen Schmuck weisen beispielsweise die Säle im Dogenpalaste zu Venedig auf, und wie häufig haben sich die Maler des Cinquecento die Architektur zu ihren großen Fresken selbst dazu komponiert und dieselbe teils in Stein ausführen lassen, teils durch gelungene, in Farben hergestellte Imitationen der architektonischen Motive ersetzt. — Leider können sich unsere Architekten nicht dazu entschließen, der Malerei genügend weite Räume für größere Schöpfungen zuzugestehen. Nur Hansen, der Erbauer des Parlaments-Palastes, hat noch gleich den ihm vorschwebenden antiken Vorbildern Sinn für einen harmonisch ausklingenden Wettstreit der Künste.“

Bei diesem Anlasse kamen wir auf die Anwendung der Polychromie in der Architektur zu sprechen, welcher Makart ihre volle Berechtigung zuerkennt, wenn sie mit richtigem Geschmacke und passender Farbenzusammenstellung angewendet wird.

Eine vor wenigen Jahren in einer hiesigen Vorstadt erbaute Kirche entspricht in ihrer polychromen Ausschmückung nichtsweniger als den soeben angeführten Bedingungen. Von diesen Bauwerken lenkte sich das Gespräch auf die innere Restauration des Stefansdoms, mit welcher der Meister durchaus nicht einverstanden zu sein scheint, und auf den Rathausbau. Hier erfuhr ich, daß den ursprünglichen Intentionen gemäß die anfangs als flach geplante Decke des großen Saales von Makart mit den Fresken des Festzuges von 1879 geschmückt werden sollte. Als man später die Decke einwölbte, blieben für die Fresken nur zwei kleine Räume an den beiden Schmalseiten des fünfmal so langen als breiten Saales übrig, worauf der Künstler auf die Ausführung dieser Bilder gänzlich verzichtete. —

Die Unterredung wurde nun durch den Eintritt der Frau des Professors, einer überaus eleganten und sympathischen Erscheinung, unterbrochen, deren Toilette wir den geehrten Leserinnen schon darum nicht vorenthalten wollen, weil sie so vollständig in das künstlerische Intérieur des Ateliers paßte: Ein Negligée von dunkelolivengrünem Plüsch, vorn mit kostbaren Spitzen von Cremefarbe aufgepufft; Brosche und Ohrgehänge von selten schönen und großen Brillanten. Doch nicht vermöge der Toilette allein paßt die schlanke, vornehme Gestalt der Frau vom Hause in dieses Heiligtum der Kunst; ganz abgesehen von der anmutsvollen Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen liegt und ihr angeboren scheint, nimmt Frau Bertha Makart so lebhaften Anteil an dem künstlerischen Schaffen ihres Gemahls, daß ihr der Meister gewiß manche Anregung und Ermunterung zu danken hat. Nachdem ich ihr vorgestellt worden, bestand sie in lebenswürdigster Weise darauf, daß wir uns durch ihre Gegenwart ja nicht abhalten lassen sollten, die frühere Unterredung fortzusetzen. — Ich erkundigte mich nun nach den neuesten Bildern des Meisters. „Der Frühling“ soll ein Seitenstück zu seinem „Sommer“ bilden. Wie dort das Motiv des Bades als für die Jahreszeit bezeichnend und zugleich malerisch schön gewählt erscheint, so sollen hier die beiden jugendlichen Gestalten,

die in ihnen erwachende Liebe, das Aufblühen in der Natur, die Lenzesstimmung, wiedergeben. — „Am meisten aber“, bemerkte der Künstler, „beschäftigen mich gegenwärtig die Arbeiten für das kunsthistorische Museum. Die mir von der Regierung vor zwei Jahren zugewiesene Aufgabe besteht in der malerischen Ausschmückung des Treppenhauses. Zwölf Lünetten sollen mit Bildern versehen werden, welche die wichtigsten Momente in der Geschichte der Kunst zum Gegenstande haben. Hierzu ist die Decke mit einer im großen Stile gehaltenen allegorischen Darstellung zu versehen.“ Zu letzterer zeigte mir Makart die Skizze, welche in der Mitte den Lichtgott Apoll darstellt, wie er die Finsternis, mit ausgelöschter Fackel, in die Tiefe stürzt. Von den für die Lünetten bestimmten Bildern sind bereits sechs vollendet. Das erste zeigt Raffael mit seiner Madonna und dem Christuskinde; das zweite das Bild Rembrandts von zwei Genien gehalten, das dritte Rubens mit seiner Frau, das vierte Tizian malend, vor dem Modell zu seiner Venus; das fünfte und sechste sind räumlich größer und stellen allegorische Gestalten der Fama mit der religiösen und profanen Kunst zu beiden Seiten und die Malerei, eine Figur von wunderbarer Schönheit, dar.

„Ich hatte,“ erklärte Makart, „hinsichtlich der Ausschmückung des kunsthistorischen Museums, insbesondere der Gemäldegalerie-Säle, ganz eigene Ideen, mit denen ich in den maßgebenden Kreisen leider nicht durchgedrungen bin. Meiner Anschauung nach wäre es endlich an der Zeit von dem in den Museen festgehaltenen konventionellen Stile abzugehen. Da dachte ich mir, daß beispielsweise in dem Saale, der für die Gemälde der Venetianer bestimmt wäre, sämtliche Bilder die jener Zeit entsprechenden Rahmen erhalten sollten; ebenso müßte die Decke in dem Geschmacke und in dem herrschenden Farbenton jener Kunst-epoche geschmückt sein; die Ecken des Saales wären mit entsprechenden Kaminen zu verkleiden, in der Mitte könnte man Altarbilder in den geschnitzten Schreinen der damaligen Zeit anbringen. So würde der ganze Raum etwas künstlerisch Harmonisches und im wahren Sinne Malerisches bieten. In ähnlicher Weise würde ich die Bilder der niederländischen Meister in dem ihnen bestimmten Saale mit jenen schwarzen Rahmen versehen haben, die zur Zeit, da die herrlichen Porträts in den schwarzen Gewändern mit den kostbaren Spitzenkrausen am Halse und an den Ärmeln geschaffen wurden, allgemein gebräuchlich waren. Allerdings müßten diese Bilder dann ebenso wie damals von einem Goldgrunde abstehen, wobei mir eine Imitation der niederländischen Goldtapeten vorschwebt. Dem entsprechend müßte auch die ganze übrige Ausstattung den Charakter jener Kunst-epoche an sich tragen.“ Als ich bemerkte, daß die Ausführung dieser originellen und echt künstlerischen Pläne wohl die für das Museum bestimmten Fonds sehr überschritten haben würde, verneinte dies der Meister. Frau Makart aber warf lächelnd ein, daß die Budget-Überschreitung sicher nicht jene enorme Höhe erreicht haben würde, die bei einer der zuletzt aufgeführten Monumentalbauten die Wiener in wahres Erstaunen versetzte. Über die großen Meister des Cinquecento befragt, äußerte der Professor, daß er sich zu jenen am meisten hingezogen fühle, die wie Raffael und Michelangelo ihre erhabenen und gewaltigen Konzeptionen nicht bloß auf

Tafelbilder beschränkten, sondern bei ihren herrlichen Fresken darauf bedacht waren, sie mit den architektonischen Motiven der meisten Säle und Hallen in Einklang zu bringen. Makart geht in dieser Anschauung soweit, daß er sich zu jedem seiner Gemälde ein bestimmtes, dem Geschmacke desselben angepasstes Interieur hinzudeutet und, wie er mir an einer Skizze zeigte, sogar dazu komponiert. Für seine seltene dekorative Begabung spricht übrigens sein oft beschriebenes und in Abbildungen reproduziertes Atelier. „Hier meinte er, wird sich jedes meiner Gemälde wirkungsvoll präsentieren; Sie sehen die verschiedensten Bilder neben einander, und keines wird durch das andere geschlagen. Wenn man aber eines herausnimmt und in dem nüchternen Saale einer Gemäldegalerie neben andere einreicht, so wundere ich mich nicht, wenn man findet, daß dasselbe einen dunkleren Ton habe.“ Der Professor zeigte mir dann eine Skizze zu der künstlerisch-dekorativen Ausstattung der Hauptwand in dem Gartensalon eines Lustschlosses und überraschte mich durch die in Farben ausgeführten Entwürfe zu einer gothischen Gruftkapelle und zu einem prachtvollen Palastbau im Renaissance-Stil, bei welchem das Problem der Anbringung der Kuppel über einem Langbau glücklich gelöst erscheint; die Spitze der Kuppel wird von einem Kreise von Genien gekrönt. — Diese architektonischen Studien, die sich in vollem Einklange mit seiner Kunstanschauung befinden, zeigen, daß Makart auf einer weit höheren Stufe steht, als jene annehmen, die ihn unter die Maler unserer Zeit als den größten der Koloristen einreihen. In seinen hochfliegenden Ideen steckt etwas mit der kühnen Schöpferkraft Richard Wagners Verwandtes; möge es ihm wie diesem vergönnt sein, wenigstens den einen oder den anderen auf das Zusammenwirken der Künste gerichteten Plan verwirklicht zu sehen. —

Man kann sich nicht leicht zwei verschiedenere Kunst-Individualitäten denken, als Makart und Canon. Schon in der äußeren Erscheinung weisen sie die größten Gegensätze auf. Makart ist von kleiner, schwächiger Gestalt, auf der sich sein schöner, von schwarzem, vollem Bart und Haar umrahmter Kopf fast etwas zu gewaltig ausnimmt; Canon hat eine hohe mächtige Gestalt; sein dichter, grauer Bart wallt von Lippen und Kinn bis tief über die breite Brust herab. Makarts Auftreten hat im ersten Augenblicke etwas schüchtern Befangenes, das zu seinem zierlichen Wesen stimmt; der Blick seiner dunklen Augen ist ernst und prüfend. Canon hat etwas Martialisches in seinem Außern; sein Auftreten ist sicher und entschieden; er trägt sich stets in origineller künstlerisch-genialer Weise und kann sich im Gespräch erwärmen und mitunter recht jovial dreinschauen. Auch sein Atelier im ersten Stockwerk eines Hauses der Vorstadt Landstraße trägt einen von Makarts Kunsttempel grundverschiedenen Charakter an sich; nicht darum, weil es räumlich viel kleiner ist und sich auf ein etwas niedriges Gemach beschränkt, sondern weil die ganze Ausschmückung desselben eine ganz andere Geschmacksrichtung verrät. Waffen- und Jagd-Trophäen sind hier der vorherrschende Schmuck und deuten auf die Neigungen des Künstlers hin. In dekorativer Hinsicht hält sich Canons Atelier

von allem Konventionellen möglichst fern und trägt sein eigenstes Gepräge scharf an sich.

Anfangs wollte unser Gespräch nicht recht in Fluß kommen, und über seine Arbeiten zeigte sich der Meister etwas zurückhaltend. Dieselbe Aufgabe, die Makart im kunsthistorischen Museum zufällt, hat Canon im naturhistorischen Museum auszuführen; ich traf ihn gerade an dem ersten Entwürfe eines für die Lunetten bestimmten Bildes beschäftigt. Die zwölf Bilder werden die Naturwissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen versinnlichen; zwei die Zoologie darstellende Traumgestalten hatte ich Gelegenheit vollendet zu sehen; geistvoll und bedeutend in der Auffassung tragen sie jenen goldigen Farbenton an sich, der den Bildern Canons eigen ist und an die Gemälde der alten italienischen Meister erinnert. Seine jüngste Arbeit befindet sich, wie erwähnt, noch im Stadium des Entwurfes und weist in flüchtigen Kohlenstrichen die Gestalt der Kristallographie. Bei dem Deckengemälde zu diesem Cyclus von allegorischen Gestalten schwebt dem Meister der von ihm in kurzem dahin bezeichnete Gedanke vor, den Kreislauf des Lebens darzustellen. Die Mitte soll eine sphynxartige Gestalt einnehmen, von welcher als von der schöpferischen Kraft alle Güter und Tugenden ausgehen; eine Idee, die dem Künstler Gelegenheit bietet, eine Fülle von herrlichen Figuren zu schaffen; den Schluß sollen zwei Reiter bilden, von denen der eine glücklich seinem Ziele zueilt, während der andere jählings abstürzt. Das Ganze kann man sich, nach den von dem Meister hierüber gemachten Andeutungen, als eine Art von Apotheose der Naturwissenschaft, als ein ins modern Wissenschaftliche übertragenes jüngstes Gericht vorstellen. —

Das Madonnen-Altarbild, welches bei der letzten Jahresausstellung im Künstlerhause die Bewunderung von Kennern und Kunstfreunden erregt hatte, so daß man dasselbe den hervorragendsten Werken der berühmten Italiener an die Seite stellte, führte unser Gespräch auf die klassische Kunstperiode. —

„Man hat mir das oft gesagt,“ bemerkte Canon, „daß meine Bilder den Einfluß der alten italienischen Meister verraten; doch ist dies nicht ganz richtig. Die Vorbilder, denen ich nachgestrebt, waren die Niederländer Van Eyk, Hemling u. a., die sich ja in unverkennbarer Weise an die Italiener angelehnt und uns sowohl stofflich als zeitlich näher stehen. Stofflich, indem sie mit großer Meisterschaft das Porträt und Genre behandeln; zeitlich, indem die niederländische Malerei nicht so rasch und unvermittelt abbricht, wie die italienische, sondern sich bis ins vorige Jahrhundert hinein fortsetzt, so daß sie eine gewisse Anknüpfung an die neuere Kunst bildet.“ Auf meine Frage nach seinem Urtheile über die künstlerische Produktion der Gegenwart zeigte sich der Professor begreiflicherweise etwas reserviert, doch scheint ihm das Vorherrschen des Naturalismus ernste Bedenken einzuslößen. In Italien vollends sei die Kunst — mit wenig Ausnahmen — in vollem Niedergange; weder in der Malerei noch in der Skulptur werde dort mehr großes geschaffen. Ja es sei geradezu unbegreiflich, wie ein Volk, welches die herrlichsten Werke der klassischen Kunst stets vor Augen habe, an den Verirrungen der modernen Richtung so viel Gefallen finden könne.

Wer den Impressionismus noch zur Kunst rechne, dem fehle offenbar der Sinn für das Schöne, auf dem ja jede künstlerische Schöpfung basieren müsse. —

Im Laufe des Gespräches berührte ich den Namen des geistvollen, aber barocken Brüsseler Malers Bierß, der gleichzeitig Bildhauer, Architekt und Dichter gewesen und den Canon persönlich gekannt hatte. Über die Art, wie dieses merkwürdige Talent sich Bahn gebrochen, erzählte mir der Professor, nachdem er sich eine neue Zigarrette gedreht und angezündet, folgende Anekdote: Zur Zeit, da Ingres Direktor der französischen Kunstakademie war und einen bestimmenden Einfluß auf die Aufnahme der Bilder in den Pariser Salon ausübte, reichte der damals noch unbekannte Bierß einen Sektor mit der Leiche des Patroklus ein, ein Bild, das große Vorzüge besaß. Nichtsdestoweniger wurde dasselbe von dem gestrengen Ingres zurückgewiesen. Daraufhin ließ sich Bierß aus der Sammlung eines Brüsseler Kunstfreundes, Herrn Van Loo einen wundervollen Kopf von Rubens aus und zeichnete auf dem unteren Rande desselben mit leicht verwischbarer Farbe seine Namens-Chiffre ein. Auf diese Weise in einen echten Bierß umgestaltet, ward nun der Rubens an Ingres nach Paris geschickt, um in den Salon aufgenommen zu werden. Der Akademiendirektor, für den die Namens-Chiffre Ausschlag gebend schien, wies aber auch dieses Bild zurück, und daraufhin veröffentlichte Bierß den ganzen Vorgang in einer voluminösen Broschüre, worin Herr Ingres wenig Schmeichelhaftes gesagt ward und die ihm offenbar sehr geschadet haben würde, wenn die ganze Sache von der Pariser Künstler-Clique nicht vertuscht worden wäre. Die belgische Regierung aber ward hierdurch auf den einheimischen Maler aufmerksam und setzte ihm unter der Bedingung, daß seine Werke fortan im Lande bleiben sollten, einen Jahresgehalt aus. Wenn er sein Budget überschritt und Geld brauchte, was nicht selten vorkam, so durchzog er die verschiedensten Gegenden Belgiens und malte für billigen Preis kleine Porträtköpfe. Sein Museum in Brüssel nebst dem dazu gehörigen Garten, dessen Blumenbeete und Baumgruppen die Karte Europas darstellen sollen, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Auch ihm war bei seinen künstlerischen Schöpfungen wie so manchen anderen die Schönheit nicht der Hauptzweck; er arbeitete viel auf grellen Effekt hin und führte in seinen Bildern oft politische und soziale Ideen in bizarrster Weise aus.“ Als ich Professor Canon bat mir mitzuteilen, auf welche Weise er sich selbst der Künstlerlaufbahn zugewendet, erzählte er mir einiges aus seinem Leben, wobei er mit sichtlicher Vorliebe bei den Erinnerungen aus seiner militärischen Karriere verweilte. Da er noch Kavallerie-Offizier war, zeichnete er zwar schon recht gut, dachte aber nicht im entferntesten daran, je Künstler zu werden. Unerwartete Schicksalschläge veranlaßten den jungen Mann mit Beibehaltung seiner Oberleutnantscharge den Dienst zu quittieren und die früher unterbrochenen polytechnischen Studien wieder aufzunehmen. Seine Tischgenossen in einem bescheidenen Gasthause waren damals mehrere junge Maler, Schüler Professor Rahls. Er sah häufig ihre Arbeiten, interessierte sich dafür; und so kam ihm der Gedanke, ob er es ihnen nicht gleichthun könnte. Nachdem er in Wien seine künstlerischen Studien begonnen, wendete er

sich nach Karlsruhe, wo er sich an den Vorbildern der alten Meister heranausbildete. Vier Jahre nachdem er den Entschluß gefaßt Maler zu werden, verkaufte er um hohen Preis sein erstes Bild, und damit schien seine Existenz gesichert, sein Künstler Ruhm begründet. — Zu den größten Vergnügungen des Meisters zählen die Jagd und das Reisen. Er hat Zentralbrasilien besucht und war wiederholt in Afrika, von wo er reiche Jagdbeute mit nach Hause brachte. Vier prachtvolle Pantherfelle, Hyänen, Schakale, Wölfe, ausgestopfte Adler und Geier zieren sein Atelier, und unerschöpflich ist er in lustigen Geschichten über seine Jagdzüge. Seine letzte Ausbeute war ein Schakal, den er in den Ruinen Karthagos mit Revolvergeschüssen erlegt. Seine Jagdpassion, sowie seine ausgedehnte Belesenheit, ernste wissenschaftliche Bildung und die ihm eigene Gabe geistvoller Causerie haben ihn dem Kronprinzen näher geführt, der die hervorragende Bedeutung des Meisters wohl zu würdigen versteht. In seinem Wesen kann er die alte Soldatennatur so wenig verleugnen, daß man ihn weit eher für einen Schlachten-, als für einen Historien- und Porträtmaler halten würde. Bei aller Biederkeit aber liegt in seinem Auftreten der vornehme Ton, der unseren Kavallerieoffizieren von jeher eigen war. Seine Bekanntschaft kann man sich als einen wahren Gewinn anrechnen, und sein Umgang mag reiche, geistige Anregung bieten.

„Herr Professor von Angeli ist vor wenigen Tagen abgereist und dürfte kaum vor dem Herbst zurückkehren.“ So lautete die für einen Interviewer allerdings ziemlich trostlose Auskunft, die mir der Portier der Akademie der bildenden Künste erteilte. Ich ließ mich hierdurch aber nicht abhalten das Atelier des Meisters zu besichtigen, wobei mir einer seiner Freunde in bereitwilliger Weise den Cicerone machte. Einem anderen Freunde des großen Porträtmalers verdanke ich die in Folgendem eingestreuten charakteristischen Züge aus seiner künstlerischen Thätigkeit. Das Atelier Angelis in der Akademie ist ein mäßig großer, elegant und geschmackvoll dekoriertes Raum, welcher mehr den Eindruck eines Salons macht, in dem man sich gern zu einem Plauderstündchen niederläßt, als einer Heimstätte künstlerischen Schaffens. Hier hat das Porträt die Alleinherrschaft. Die aufgestellten, sprechend ähnlichen Bilder repräsentieren eine so illustre Gesellschaft, wie man sie schwerlich in dem Atelier eines anderen Porträtmalers vereinigt finden wird.

Da ist vor allem das lebensgroße, für das Wiener Rathhaus bestimmte Bild des Kaisers Franz Josef I. im Ordensornate des goldenen Vlieses; dann das bekannte Bild der Kronprinzessin Viktoria von Deutschland; an einer Seitenwand erblicken wir den überaus interessant gemalten Kopf Moltkes, eine Studie zu dem von der Stadt Breslau bestellten Bilde des Feldherrn; ferner ein Brustbild der Prinzessin Karl Theodor von Bayern und Porträts mehrerer Damen des hiesigen Hochadels. Wie uns der etwas wortkarge Führer versichert, pflegt der Professor in der Regel sehr rasch zu arbeiten. Vor seiner Abreise nach Berlin, wo er gegenwärtig den deutschen Kronprinzen als Gegenstück zu dem Bilde der Kronprinzessin

zu malen hat, ward ihm in seinem Atelier der auszeichnende Besuch des Kaisers zu teil. Eine projektierte Reise an den englischen Hof mußte infolge des plötzlichen Todes des Herzogs von Albany aufgeschoben werden. Von Berlin wird sich der Künstler zunächst nach Sigmaringen begeben. Angeli ist der Liebling der Hofreise und der vornehmen Gesellschaft; einerseits wegen seines ungezwungenen, natürlichen Wesens und dann aus dem Grunde, weil er die hohen Herrschaften zumeist so malt, wie sie gemalt zu sein wünschen; d. h. ihnen selbst auf die Stellung und Haltung den größtmöglichen Einfluß einräumt. Wenn wir das Bild der Königin von England betrachten, wie sie die Hände in dem Schoße, ein Taschentuch vor sich hin hält, so erkennen wir sofort, daß diese Pose unmöglich vom Künstler arrangiert worden sein konnte; dabei ist das Bild unendlich lebenswahr, denn Angeli scheint nur soweit zu idealisieren, als es die Gesetze der Kunst und Schönheit dringend erheischen. Diese bilden denn auch die einzige Grenze für die freie Wahl seitens der von ihm porträtierten hohen Persönlichkeiten. Im Verkehre mit denselben giebt sich der Künstler anscheinend ganz ungezwungen, weicht von dem ihm eigentümlichen wienerischen Dialekte nicht ab, was man „ganz nett“ findet, weiß aber stets, wie weit er in seiner Natürlichkeit gehen darf, sodaß er sich nie einen Scherz erlauben wird, den man übel aufnehmen könnte, wodurch sein Umgang mit den höchsten Kreisen eine gewisse Sicherheit gewinnt. Dem hiesigen Hofe bringt er aus der Hauptstadt Preußens die neuesten Berliner Anekdoten mit, während er andererseits in Berlin mitunter „Gstanzeln“ und „Nodler“ zum Besten giebt, oder auch wohl mit seiner angenehm klingenden Tenorstimme ein Schubert'sches Lied vorträgt, wobei man ihm im königlichen Schlosse gern zuhört. Wenn er in Reichenau am Fuße des Semmering weilt, so pflegt das zur Sommerszeit im nahen Payerbach residierende erzherzogliche Paar zuweilen sein Atelier zu besuchen. Einst trat die schöne Prinzessin Maria Theresia (Gemahlin Erzherzog Karl Ludwigs), auf dem Wege zur Karalp in richtiger Touristenkleidung mit nägelbeschlagenen, aber trotzdem grazios gearbeiteten Schuhen, bei dem Meister ein. Als dieser die hohe Frau in dem ebenso aparten als ihr wohl zu Gesicht stehenden Anzuge erblickte, äußerte er bewundernd: „Ei, ei, kaiserliche Hoheit; das hätt' ich nit geglaubt, daß man mit so kleine Schucherln und so kleine Fußerln auf die Kar gehen könnt!“ — Als er einmal den Kaiser porträtierte, war von verschiedenen Malern die Rede, die in früherer Zeit Bilder von dem Monarchen gemalt. „Erinnern sich Majestät,“ bemerkte Angeli, „noch an den Künstler, der um Sie zu malen, Glacehandschuhe angezogen? War das nicht urkomisch?“ Die Art, wie dies vorgebracht wurde, wirkte so drollig, daß der Monarch lächeln mußte. Ein anderes Mal führte ihn Angeli durch die Ausstellung im Künstlerhause, und da sich unter den kurz zuvor für den Kaiser von einer Kommission angekauften Bildern einige herzlich unbedeutende Werke befanden, bei denen die Protektion mehr ausschlaggebend gewesen sein mochte als der Kunstwert, scheute sich der Maler nicht, dies dem Kaiser anzudeuten und ihn gleichzeitig auf einen Künstler aufmerksam zu machen, dessen Talent eine Unterstützung verdiente.

„Majestät, jetzt hat man Ihnen soviel Schmarren z'sammengekauft, daß Sie auch ein gutes Bild, wie das hier, von einem armen talentvollen Künstler ankaufen könnten; der junge Mann verdient eine Unterstützung und Ermunterung.“ Der Kaiser sah sich das Bild an und nickte zustimmend mit dem Haupte. Dann wurde die Besichtigung der anderen Säle fortgesetzt. Als der Monarch beim Weggehen die Treppe hinabschritt und Angeli gegenüber seine Befriedigung über die Ausstellung im allgemeinen aussprach, erlaubte sich dieser die Äußerung: „Jetzt haben Majestät doch vergessen das Bild zu kaufen, das ich Ihnen empfohlen hab'; es geschähe ein gutes Werk damit.“ In seiner großen Güte nahm der Kaiser diese etwas gewagte Bemerkung nicht ungnädig auf. Das bewußte Bild aber ließ er am nächsten Tage ankaufen. Seitdem kommt es vor, daß sich der Monarch die Liste der ihm zum Ankaufe vorgeschlagenen Bilder vorlegen läßt, sich damit selbst ins Künstlerhaus begiebt und nach eigener Wahl ihm minder zusagende Bilder von der Liste streichen und dafür andere dazu notieren läßt. —

Angelis Ateliernachbar in der Akademie ist der Schlachtenmaler Professor L'Allemand, ein etwa 40jähriger, schlank gewachsener Mann, mit braunem Bart, geistvollen, hellen Augen, von freundlichem, einnehmendem Wesen; gleich Angeli ein geborener Wiener. Das Atelier ist mit militärischen Emblemen aller Art geziert: mit Waffen, Helmen, Tschakos und anderen Ausrüstungsgegenständen aus den verschiedensten Zeitepochen. In der Nähe der Thür hinter einer Staffelei befindet sich das naturgetreue Modell eines vorschriftsmäßig gefattelten Militärpferdes, auf einem Fauteuil liegt die Uniform des Feldmarschall Laudon, die der Künstler zu dem berühmten Bilde des großen Feldherrn benützte. Auf der Staffelei sehen wir ein in der Vollendung begriffenes Bild des Kaisers in der Marschallsuniform mit dem blauen Groß-Cordon und Stern des Hofenbandordens. Das Porträt ist ein Geschenk des Monarchen für den gewesenen englischen Botschafter am Wiener Hofe, Sir Henry Elliot.

Die Ähnlichkeit ist meisterhaft getroffen, und in dem ganzen Charakter des Bildes tritt die Hoheit und Milde des Originals auf den ersten Blick hervor. Der Künstler verhehlte mir nicht, daß die Züge des Kaisers schwer wiederzugeben seien. Malerische Bedenken erweckte ihm das dunkelblaue Band auf der weißen Uniform und von einer Kopie des Porträts, die er mit dem rot-weißen Bande des Leopold-Ordens für die orientalische Akademie auffertigte, versprach er sich eine bessere Wirkung. Er erzählte mir, daß ihm der Monarch im vergangenen Winter wiederholt in den Stefans-Appartements der Hofburg zu dem Bilde gesessen. Seine Majestät hatte sich hierbei stets in leutseliger Weise mit ihm unterhalten und im Gespräche die Ereignisse des Tages oder Kunstfachen berührt, wobei es dem Künstler auffiel, welch staunenswertes Gedächtnis der Kaiser für Bilder bewahrt, die er einmal in seinem Leben, und sei es noch so lange her, gesehen. Auch bei seinem letzten Besuche in L'Allemands Atelier äußerte der Monarch ein sichtliches Interesse für die Vollendung seines Porträts wie für die Fortschritte,

welche die anderen in Arbeit befindlichen Gemälde des Künstlers gemacht; sie wurden sämtlich bis auf die hierzu gefertigten Farbenskizzen in allen Einzelheiten besichtigt, so daß der Kaiser eine volle Viertelstunde in dem Atelier verweilte, wobei er es nicht an anerkennenden Worten für den Maler fehlen ließ. Außer den Kaiserbildern und einem Porträt des Erzherzogs Rainer hat der Meister in diesem Augenblicke ein großes, den Einzug des 8. Dragoner-Regiments in die Hofburg darstellendes Gemälde auf der Staffelei. Das Bild ist ein Seitenstück zu dem Einzuge der Dampierre-Kürassiere, welche 1619 durch ihr plötzliches Erscheinen in der Hofburg Kaiser Ferdinand II. aus der Gewalt des protestantischen Adels befreit hatten. Seither genießt das Regiment das Privilegium bei seiner jeweiligen Ankunft in Wien mit klingendem Spiel durch die Hofburg zu marschieren, wobei der Oberst in Marschadjustierung vor dem Kaiser in dessen Appartements erscheinen darf. Nun ist das 8. heute Graf Sternberg'sche Dragoner-Regiment dasselbe, welches dereinst Dampierre zum Inhaber hatte. Als es vor einigen Jahren in Wien Garnison bezog, machte es von seinem Privileg Gebrauch, und der Kaiser begab sich mit seinen General-Adjutanten in den Burghof, um die Reiter an sich vorbei defilieren zu lassen. Diesen Moment hat L'Allemand in einem meisterhaften Bilde verewigt. Aus dem zu der Stadt und dem Burgtheater führenden Thore kommt das Regiment hereingeritten; die graue Fassade des Schlosses mit den kaiserlichen Appartements glänzt in hellem Mittagssonnenschein; dem Thore zunächst steht der Kaiser mit seiner Suite, neben ihm der Oberst des Regimentes zu Pferde; eine Anzahl Neugieriger will sich zu beiden Seiten der einziehenden Reiter vordrängen und wird von der Hofburgwache zurückgehalten; darunter finden wir manches bekannte Gesicht; zum Teil Stammpublicum der mittäglichen Burgnusik. Sowohl die Offiziere an der Spitze des Regimentes, sowie mehrere Unteroffiziere und die zur Linken reitenden Trompeter haben Porträtähnlichkeit und sind gleich vielen der Pferde nach der Natur gemalt. Eine große Anzahl von Skizzen, welche sich der Künstler eigens zu dem Gemälde angefertigt, schmückt sein Atelier; jeder einzelne Kopf ist ein gelungenes Porträt. Das Gemälde ist ein Geschenk des Kaisers an das 8. Dragonerregiment, welches seinerseits dem Monarchen das ebenso vortreffliche Bild des Einzuges der Dampierre-Kürassiere verehrt hatte. — Das Abbilden der Pferde brachte mich darauf, den Meister um seine Ansicht über den künstlerischen Wert der in jüngster Zeit so vielfach angewendeten Moment-Aufnahmen der Pferde in den verschiedensten Gangarten zu befragen. — Dieselben, meinte er, hätten zwar als Studien viel Interesse, wären aber in den wenigsten Fällen für Bilder zu verwenden, da viele dieser Aufnahmen ganz ungewöhnliche und unmalerische Stellungen aufweisen. Dagegen bieten derartige Manöver-Photographien, z. B. das Bild einer im Galopp einherstürmenden Batterie, für den Schlachtenmaler recht instructive Skizzen. — Wie mir der Professor erzählte, war er sowohl im Jahre 1864 auf dem schleswig-holsteinischen, wie 1866 auf dem italienischen Kriegsschauplatze. Leider kam er beide Male zu spät, um einer eigentlichen Aktion beizuwohnen, nichtsdestoweniger aber zog er aus den auf den Schlachtfeldern und im Kriegs-

leben überhaupt gewonnenen Eindrücken großen Nutzen für seine Studien. In seinem Atelier befinden sich zwei größere Skizzen der Schlacht von Custozza und eine Skizze der im Jahre 1789 von den Österreichern und Russen über die Türken gewonnenen Schlacht von Martinestie, infolge welcher der die ersteren kommandierende Herzog von Koburg zum Marschall ernannt wurde. Das bedeutendste Schlachten-Gemälde L'Allemands ist die in der kaiserlichen Bilder-Sammlung befindliche „Schlacht von Kolin“, die der Künstler in seinem 23. Lebensjahre, wie er sagte, in jugendlicher Begeisterung gemalt hat. Ebendort ist auch das große Reiterbild Feldmarschall Laudons zu sehen, dessen Skizze eine Wand des Ateliers ziert.

Will man ein Stück echten malerischen Orients kennen lernen, so muß man das im zweiten Stockwerke der Akademie befindliche Atelier des Professors Leopold Karl Müller besuchen. Die farbenprächtigen Gemälde dieses Meisters, dessen Spezialität das Land der Pyramiden bildet, sind bei uns leider wenig bekannt, weil sie von der Staffelei sofort auf den englischen Markt wandern, wo sie zu fabelhaft hohen Preisen abgesetzt werden. Professor Müller, der seiner Studien halber neunmal in Ägypten war, ist erst vor sechs Wochen aus dem Nillande, wo er den ganzen Winter zugebracht, zurückgekehrt. Sein Atelier ist mit den kostbarsten orientalischen Teppichen, Stoffen und Gewändern ausgestattet; an den Wänden befinden sich seltene Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der verschiedenen Stämme des Sudan; über dem Tische hängt eine jener eigentümlich geformten Lampen, wie solche sich nur in den Moscheen finden. Auf den Staffeleien fesselt unsere Aufmerksamkeit zunächst das malerische Intérieur eines Kaffeehauses in Assuan; männliche und weibliche Gestalten in reicher Drapierung, die Gesichtsfarbe vom hellsten Olivenfarb bis zum dunkelsten Schwarz fauern auf verschliffenen Teppichen in der Mitte des Raumes. — Das nächste Bild weist eine Volksszene bei Assuan; wir sehen als Hauptfigur ein ägyptisches Weib; ihr halbwüchsiges Kind trägt sie nach Landesfitt rittlings auf ihrer linken Schulter. Da es uns auffällt, daß das Weib unverschleiert geht, befragen wir den Künstler darüber und erhalten die Auskunft, daß sich die Ägypterinnen nur, wenn sie Europäern begegnen, zu verschleiern pflegen. An den Wänden des Ateliers gewahren wir einen prächtigen „Kamelmarkt aus der Umgebung von Kairo“, ferner einige bekannte hiesige Kavaliere in der Kleidung von Afrika-Reisenden „hoch zu Kamel“, im Hintergrunde die Pyramiden; die stimmungsvolle Skizze einer Nillandschaft; eine Sammlung wundervoller Studienköpfe aus dem Lande der Pharaonen, darunter Frauenköpfe von entzückender Schönheit, von denen das Profil der einen ein vollendetes Sphynx-Profil aufweist. Auch unter diesen Studien sind alle Schattierungen der Hautfarbe bis zu dem tiefen Schwarz des Zulu-Kassers vertreten. Das Landschaftliche atmet auf Müllers Gemälden die volle Farbenglut der afrikanischen Sonne; das Azurblau des Himmels, der grelle Gegensatz der von dem hellen Lichte beschienenen Sandwüste oder des Mauerwerks mit den dunklen Schatten ist meisterhaft wiedergegeben; in dem Festhalten wahrhaft malerischer

Momente, in der Gruppierung der Gestalten, der Charakterisierung der Physiognomien, in deren lebensvoller Bewegung, tritt die große Beobachtungsgabe und echt künstlerische Auffassung des Meisters hervor, der uns außer seinen ägyptischen Schätzen auch einige überaus fein gemalte Damenporträts zeigte. —

Professor Leopold Müller ist ein stattlicher Mann in den besten Jahren, von elegantem Äußeren, mit dunkelblondem Haar und blondem Schnurrbärtchen und von der ägyptischen Sonne etwas gebräuntem Teint. Über die gegenwärtigen Zustände in Egypten hat er eine ziemlich pessimistische Anschauung und bestätigt, was wir schon von anderer Seite erfahren, nämlich, daß mit dem seit etwa zwei Jahren herrschenden neuen Regime im Nillande alle Ordnung und Disziplin außer Rand und Band gegangen sei. Der Sieg von Tel el Kebir, dem diese Umwälzung zu danken, werde im Lande mit Hinweis auf die Erkaufung desselben bezeichnend genug der Sieg von Tel el Bakschisch benannt. — „Von dem Mahdi,“ äußerte der Professor, „spricht man in Kairo nicht viel; doch sind die Leute über seine Fortschritte wohl unterrichtet, denn die arabischen Zeitungen, welche mehr gelesen werden, als man hier annimmt, wissen hierüber Wunderdinge zu berichten. Nach den letzten Eindrücken, die ich dort empfangen, halte ich es nicht für unmöglich, daß der Mahdi, der sich nun auch Berbers bemächtigt, von dort über Dongola und Korosko nach Wadi Galsa an den Nil vordringt.“ „Sind die ägyptischen Soldaten wirklich so feig, wie man sie schildert?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Als feig haben sie sich bisher nur gezeigt, wenn sie von englischen Offizieren befehligt, gegen mohammedanische Glaubensgenossen zu Felde zogen. Unter ihren eigenen Offizieren leisteten sie, wie die Geschichte der letzten 60 Jahre zeigt, mitunter Wunder von Tapferkeit.“ Von dem gewesenen Vizekönig Ismaël Pascha, den der Künstler persönlich kannte, hat er eine gute Meinung und hält ihn für einen selten befähigten und gebildeten Mann; wogegen ihm der gegenwärtige Khedive Tewfik Pascha den Eindruck einer schwachen Natur machte. Sehr klug und versiert, ja ein Staatsmann von europäischer Bildung, sei der jetzt an der Spitze des Ministeriums stehende Armenier Nubar Pascha, mit dem der Professor gleichfalls Gelegenheit hatte, zu verkehren. — Die eingeborene Bevölkerung ist dem Künstler sehr sympathisch; er hält dieselbe für überaus gutmütig und hatte sich, wiewohl er nur wenig arabisch spricht, auf seinen bis über Assuan ausgedehnten Reisen nie über Unzukömmlichkeiten oder gar räuberische Anfälle zu beklagen. Das Modellstehen aber erklären die Leute als mit den Sätzen ihrer Religion unvereinbar, weshalb es nicht immer leicht fällt, sie dazu zu bewegen, zu einer Skizze zu stehen oder zu sitzen. Wenn ihn in einem Dorfe das Volk zeichnen oder malen sah, drängte es sich neugierig um ihn und flüsterte sich zu, daß er „eine Fantasia“ mache; ein Ausdruck, mit dem alles in die Sinne fallende Seltsame, Tänze, Aufzüge u. s. w. bezeichnet wird. Die Engländer sind begreiflicherweise bei der Bevölkerung sehr unbeliebt; in dem Maße, als die Verstimmung gegen sie zunimmt, wächst die Sympathie für die Franzosen. — Die knapp zugemessene Zeit gestattete es mir nicht, den Professor noch über den Beginn seiner künstlerischen Laufbahn zu befragen; doch hörte ich nachträglich, daß er früher

durch einige Jahre für das Wiener Witzblatt „Figaro“ gezeichnet, und daß mehrere der humoristischsten Typen dieses Blattes den großen Maler-Egyptologen zum Urheber haben. Im nächsten Winter beabsichtigt Leopold Müller wieder nach Kairo zu gehen, vorausgesetzt, daß es ihm dann die politischen Ereignisse und der Mahdi noch gestatten. —



Berlioz in Deutschland.

Von

L. v. Herbeck.

Das „nemo propheta in patria“ ist ein sehr abgebrauchtes und nur zu häufig mißbrauchtes Sprichwort. Wenn irgend eine Mittelmäßigkeit sich nicht den gewünschten Beifall der Mitbürger zu erringen vermag, dann seufzt sie mit einem melancholischen Blicke gegen den Himmel: „o undankbares Vaterland“, und die Freunde sagen: „Der hätte auch nicht daheim bleiben sollen mit diesen Talenten!“ In vielen Fällen kann man das Sprichwort jedoch trefflich anwenden, und als Beispiel für die Stichhaltigkeit desselben lassen sich zwei der älteren Zeit angehörige Namen ersten Ranges anführen: Händel und Shakespeare. Sie beide sind, wie Servinus treffend bemerkt, nicht in ihrem Vaterlande groß geworden: Händel mußte nach England gehen, um voll erkannt zu werden, Shakespeare wurde erst lange nach seinem Tode infolge der beispiellosen Erfolge, die seine Dichtungen in Deutschland errangen, in seiner Heimat jener hohe Rang unter den Dichtern eingeräumt, welcher ihm gebührt. Ein drittes Beispiel aus neuerer Zeit beweist die Anwendbarkeit des Sprichwortes wieder ganz klar. Man blicke auf Hector Berlioz. Dieser überaus geniale Mann wäre ohne Deutschland heute gewiß „vergessen und versunken“ und — wären nicht gewisse Umstände eingetreten — es könnte einem wohl passieren, daß man in Paris bei Nennung des Namens Berlioz ein neugieriges *que c'est que ça?* zur Antwort bekäme.

Daß es bei Berlioz so und nicht anders kam, ist eigentlich eine natürliche Sache. Seiner Musik fehlen beinahe alle jene Eigenschaften, welche der Franzose an dieser Kunst so sehr liebt. Die Leichtlebigkeit der Nation, welche beispielsweise Auber in seinen Melodien so grazios zum Ausdruck bringt, wird man in Berlioz' Werken kaum in einem Takte gewahr. Seine Musik ist tiefsinnig, grübelnd; die Form selten tadellos, häufig sogar zerhackt: kein Wunder, daß seine Landsleute nur wenig Gefallen daran fanden, und der Meister bald zur Einsicht gelangte, daß die Schöpfungen seines Geistes wenig im Einklang standen mit dem französischen Geschmacke. Richard Wagner, welcher ihn im Jahre 1840 in Paris kennen lernte, schreibt über den französischen Musiker: „Berlioz zog mich trotz seiner abstoßenden Natur bei weitem mehr an; er unterscheidet sich himmelweit von seinen Pariser Kollegen, denn er macht seine Musik nicht fürs Geld. Für die reine Kunst kann er aber auch nicht schreiben, ihm entgeht aller Schönheits-

fun, und mit wenigen Ausnahmen ist seine Musik Grimasse. Er steht in seiner Richtung völlig isoliert: an seiner Seite hat er nichts wie eine Schar Anbeter, die, stach und ohne das geringste Urtheil, in ihm den Schöpfer eines nagelneuen Musik-Systems begrüßen und ihm den Kopf vollends verdreht machten; — alles übrige weicht ihm aus wie einem Wahnsinnigen“. Auf den Kundigen dieses abfälligen Urtheiles mochte es daher einen höchst befremdenden Eindruck ausüben, wenn er in der letzten Märznummer der „Bayreuther Blätter“ einen aus jener Pariser Zeit stammenden nachgelassenen Aufsatz Wagners las, worin Berlioz' warm gedacht und seiner Kunst das größte Lob gespendet wird. Der Widerspruch läßt sich erklären. Während Wagner in diesem Aufsatz vermutlich wirklich das niederschrieb, was er über Berlioz dachte, hat er bei der Verfassung der bedeutend später erschienenen und vermutlich auch später verfaßten Autobiographie — worin die abfälligen Bemerkungen enthalten sind — sein Urtheil durch verschiedene Umstände beeinflussen lassen. Gerechtigkeit gegen lebende Kunstgenossen war bekanntlich Wagners Sache nicht, und je bedeutender ihm ein Kollege erschien, desto ungerechter gestaltete sich sein Urtheil über denselben. Da Berlioz eben schon eine ganz respektable Bedeutung erlangt hatte, so lassen sich die scharfen Worte Wagners erklären. Das in den Bayreuther Blättern veröffentlichte Urtheil ist übrigens bei weitem nicht die erste bekannte Äußerung eines Deutschen über Berlioz. Noch zu Lebzeiten Goethes hatte sich Berlioz daran gemacht, zu acht Szenen aus „Faust“ eine Musik zu schreiben. Nachdem der Druck vollendet war, sandte der Komponist ein Exemplar als Zeichen seiner Verehrung an den Dichter. Goethe erbat sich von seinem Freunde Zelter, mit welchem er in regem Briefwechsel stand, eine Meinung über das Werk, welche ungünstig genug ausfiel. Am 21. Juni 1829 schreibt Zelter wörtlich an den Dichter: „Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart und ihren Anteil nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen und Auspeien zu verstehen geben; von diesen einer scheint Herr Hektor Berlioz zu sein. Der Schwefelgeruch des Mephisto zieht ihn an, nun muß er niesen und prusten, daß sich alle Instrumente im Orchester regen und spuken — nur am Faust rührt sich kein Haar. Übrigens habe Dank für die Sendung; es findet sich wohl Gelegenheit, bei einem Vortrage Gebrauch zu machen von einem Absceß, einer Abgeburt, welche aus gräulichem Suceste entsteht.“

Ob Berlioz von diesen lapidaren Äußerungen Kenntniß erhalten hat, muß dahin gestellt bleiben. Thatsache ist es, daß er bald sämtliche Exemplare der Faust-Szenen, deren er habhaft werden konnte, zusammenraffte und vernichtete; außerdem setzte er auf das Titelblatt seiner zweiten, der Öffentlichkeit übergebenen Komposition (Ouvertüre zu „Bawerley“) die Bemerkung, daß er dieselbe als sein erstes Werk angesehen wissen wolle. Er konnte freilich die einmal gefaßte Idee, zu „Faust“ eine Musik zu komponieren, nicht mehr aufgeben, und ihr verdankt er einen nicht geringen Teil seines Ruhmes. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er sich in das Studium der Dichtung vertieft hatte, zeugt von seiner enormen Fähigkeit, sich dem deutschen Wesen zu assimilieren, in den Geist des größten deutschen Dichters einzudringen. „Ich ließ das Buch nicht aus der Hand,“ berichtet Berlioz,

„ich las unaufhörlich darin, bei Tisch, im Theater, auf der Straße, überall.“ Zwanzig Jahre später, merkwürdigerweise gerade, als er auf einer Reise durch Deutschland begriffen war, erfaßte ihn die Faust-Idee wieder mit aller Macht. Die Komposition ging rasch von statten, rascher als bei allen seinen anderen Werken. Er schrieb, wo und wann er nur konnte, im Wagen, in der Eisenbahn, im Dampfschiffe, ja sogar inmitten der Konzertsorgen in den Städten. In Passau entstand die Introduction „Le viel hiver a fait place au printemps“, in Wien schrieb er die Szene am Elbeufer, die Arie des Mephisto „Voici des roses“ und den Euphontanz. In Pest entstand „La ronde de paysans“, in Prag der Engel-Chor „Remonte au ciel“ in der Apotheose, in Breslau der Studentenchor „Jam nox stellata“ und in Paris das übrige. Ein großer Teil des grandiosen Werkes entstand also auf deutschem Boden. Da außerdem die Musik wenig vom französischen Charakter merken läßt, und das Gedicht von einem Deutschen herührt, so kann man Berlioz' „Faust“ mit gutem Rechte ein deutsches Werk nennen. Zur ersten Aufführung eines solchen war aber Paris besonders zur damaligen Zeit, wo Deutschland und China gar manchem Franzosen gleiche Begriffe waren, durchaus nicht der geeignete Ort. Die Teilnahmslosigkeit des Pariser Publikums gegenüber allem, was Kunst und Litteratur betraf, war unglaublich groß; für die Margarethe stand keine Modefängerin zur Verfügung; Roget, welcher den Faust, und Léon, welcher den Mephisto sang, waren außer Mode gekommen, und zudem konnte man diese Sänger ohnehin täglich im Theater hören; alle diese Umstände führten zu dem traurigen Resultate, daß Faust im November 1846 zweimal vor halb leeren Bänken gegeben wurde. Das „kunstliebende“ Publikum legte für diese Novität so wenig Interesse an den Tag, als wäre Berlioz der unbedeutendste Zögling des Konservatoriums, kurz es war nicht mehr und kein besseres Publikum im Hause, als wenn man die schlechteste und abgespielteste Oper gegeben hätte. Berlioz gesteht, daß ihn nichts im Leben so verleßt hat als dieser durch eine unglaubliche Teilnahmslosigkeit des Publikums hervorgerufene Mißerfolg eines Werkes, das er selbst eine seiner besten Schöpfungen nennt. Beschämt, niedergedrückt und aller Geldmittel entblößt, faßte Berlioz den Entschluß, Frankreich den Rücken zu kehren und nach Rußland zu gehen. Von dort ging er nach Deutschland. Wenn er hier gerade nicht auf Rosen gebettet war, so konnte er doch manchen schönen Erfolg erringen. Die großen musikalischen Geister Deutschlands hatten ihn verstanden, und das war Berlioz' größtes Glück. Schumann, dieser herrliche, aber doch strenge Kritiker, weiß manch begeistertes Wort über ihn zu sagen und gießt seinen ganzen Spott über die Schar der Philister, welche schon manchem großen Werke die Berechtigung der Existenz nur deshalb abgesprochen haben, weil sie selbst es nicht verstehen. „Einem“ sagt er, „der noch nicht über die ersten Anfänge musikalischer Bildung und Empfindung hinaus ist (und die Mehrzahl ist darüber nicht hinaus), muß er (Berlioz) geradezu als Narr erscheinen, so namentlich den Musikern von Profession, die sich neun Zehntel ihres Lebens im Gewöhnlichsten bewegen, doppelt, da er ihnen Dinge zumutet, wie niemand vor ihm.“ Von Mendelssohn und Liszt wurde der französische Meister

zu wiederholten Malen ausgiebig unterstützt, und Franz Hiller steht heute noch mannhafte für Berlioz ein.

Seine Faustmusik hat zu Lebzeiten Berlioz' in verschiedenen deutschen Städten einen schönen Erfolg errungen, den enthusiastischsten wohl im Jahre 1866 in Wien. Langsamer als mit „Faust“ ging es mit seinem großen Requiem. Das Werk gelangte erst 1841 in Petersburg in den Konzertsaal, dann folgte nach langer Pause 1868 Altenburg, 1872 Leipzig und 1874 Halle. Der Erfolg der Wiener Aufführung durch die Gesellschaft der Musikfreunde im vorigen Jahre war ein solch durchschlagender, daß heuer schon eine Wiederholung des Requiems erfolgen mußte.

Man durchblättere die Konzertprogramme der deutschen Städte, und der Name Berlioz wird einem jeden Moment in die Augen fallen. Von seinen größeren Werken wird die Musik zu „Faust“ trotz der darin enthaltenen Schwierigkeiten mit besonderer Vorliebe aufgeführt, und seine Symphonieen „Harold“ und „Romeo und Julie“ bilden den Schmuck vieler Konzertprogramme. Auch in Frankreich hat die Pflege Berlioz' in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen. Ob diese Pietät für Berlioz als eine Folge aufrichtiger Liebe zu seiner Musik betrachtet werden kann, oder ob der Grund derselben nicht vielmehr in der durch die kolossalen Erfolge Berlioz' im Auslande gereizten National-Eitelkeit zu suchen sei, wäre freilich erst zu unterscheiden.

So viel aber steht fest, daß der Name Berlioz heute bei zwei Nationen den besten Ruf genießt und bei weitem mehr geachtet wird, als dies bei Lebzeiten des Meisters der Fall war. Wenn die Achtung vor den Werken eines Künstlers nach dessen Tode zunimmt, so ist dies immer ein untrügliches Zeichen für den hohen Wert, welchen dieselben besitzen.

So lange ein Künstler lebt, mögen persönliche Liebesswürdigkeit, freundschaftliche Beziehungen einerseits, Neid und Mißgunst andererseits den Blick der Mitmenschen nur zu häufig trüben. Daraus entsteht entweder eine Überschätzung oder eine Unterschätzung der Fähigkeiten des Künstlers. Nach dem Tode desselben zeigt es sich gar bald, wer Recht gehabt, der Freund oder der Feind. Nun, die Schar der Anhänger Berlioz' ist nach dessen Tode ganz entschieden gewachsen, und seine Werke erfreuen sich gegenwärtig einer noch immer zunehmenden Verbreitung. Diese Umstände konnten aber nur eintreten, als man endlich aufhörte, dem genialen Meister, nach Wagners Bericht, wie einem Wahnsinnigen auszuweichen und seine Werke als die Schöpfungen eines genialen Narren zu betrachten. Es ist allerdings wahr, daß in seinen Kompositionen mehr Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten enthalten sind als in jenen irgend eines anderen Musikers. Das Bizarre in seinen Werken hat ihn in den Augen seiner Landsleute zum Narren gestempelt, und man fand es weiter nicht der Mühe wert, zu untersuchen, ob denn nicht hinter manchem Grillenhaften wirklich Großes und Bedeutendes stecke. Seine Musik mußte einen langen Umweg über Deutschland machen, bevor sie in Frankreich zu Ehren kam. Für die Franzosen ist Berlioz um mindestens fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen.



Der Darwinismus und die Entstehung der Originalität in den bildenden Künsten.

Von

Fr. Vecht.

Unzweifelhaft war der in der menschlichen Natur wie in jener vieler Tiere so tiefwurzelnde Nachahmungstrieb ein Haupthebel zur Entstehung und Verbreitung der Künste. — Dazu kam die Lust an der Verzierung, welche nicht nur in dem menschlichen Charakter und seinem Wunsch zu gefallen begründet ist, sondern auch durch die ganze organische Natur zieht, welche Blatt und Blume ebenso auffallend charakterisieren als die Formen und Farben mancher Kristalle, Rouchylien, Vogelfedern, Schmetterlingsflügel u., für die sich absolut kein praktischer Zweck angeben läßt. Aus der Nachahmung dieser Formen und Farben, dieser Verzierungslust der Natur entstanden in Verbindung mit derselben Freude am Schmuck beim Menschen die ersten Anfänge der Ornamentik. Die verzierten Hirschgeweihe in der Thayinger Höhle, die man zusammen mit den Knochen der Höhlenbären fand, zeigen schon diese einfachen Ornamente, wie alle die vielen Thongefäße vor Erfindung des Drehstuhls oder die Schliemannschen Goldschmuckarbeiten aus Hissarlik. Diese ganze Ornamentation, welche aus vielen kleinen, regelmäßig wiederkehrenden Formen eine große bildet, beruht in ihrem Wert auf der Erzeugung des Kimmerns, also einer anscheinenden Bewegung, was die Augen stärker anzieht als einfache Linien und daher in allen Stilen und allen Materialien ein Hauptmittel zum Schmuck bleibt. Die solchergestalt erzeugte faszinierende Wirkung ist genau dieselbe wie die des Trillers in der Musik, der ja deshalb besonders im Vogelgesang auch eine so große Rolle spielt.

Jene Knochen aus der Thayinger Höhle zeigen aber bereits auch den Beginn der Nachahmung lebender Wesen in ihren Gravierungen von Schweinen und Rentieren, also der Freihandzeichnung neben der Ornamentik. Wenn man die Entstehung der Malerei bildlich so dargestellt hat, daß ein Jüngling den Schattenriß der Geliebten auf glatter Felswand mit Kohle nachfährt, so mag das ganz richtig sein. Jener Thayinger Künstler und Zeitgenosse der Höhlenbären verfuhr aber mit offenbar nicht geringer Begabung sogar noch freier; benützte er zum Einritzen der Umrisse in den Knochen wahrscheinlich die scharfe Kante eines Feuersteines, so zeigt uns die Geschichte aller Maler und Bildhauer, die sich von Giotto bis auf Defregger in vollkommener Einsamkeit, ohne alle Urbilder, lediglich dem inneren Bildungstrieb gehorchend, ausgebildet, daß sie die verschiedensten Werkzeuge und Materiale zur Befriedigung desselben ohne alles Bedenken verwendeten. Das Material aber, in dem sie arbeiteten, und das Werkzeug, das sie gebrauchten, schrieb ihnen dann das Stilgesetz vor. Giotto und Defregger bilden offenbar genau wie jener Thayinger die Tiere nach, die sie eben hüteten. Während aber dieser den

Feuerstein und Tierknochen verwendete, benützen sie die Kohlen ihres beim Viehhütten angezündeten Feuers und die Felsenwand, an der sie liegen.

Defregger knetete aber auch Menschen und Tiere aus dem Brotteig, wenn daheim gebacken wurde, oder schnitzte aus Kartoffeln Menschenköpfe. Der später so berühmt gewordene Bildhauer Hähnel malte als Knabe Griechenkämpfe mit in Brantwein aufgelöstem Kienruß aufs Scheuerthor, der kleine Achenbach und ebenso v. Werner verwenden Bleistifte und gestohlene Papierseken zu gleichem Zweck. So entstehen sofort die mannigfachsten technischen Prozeduren, je nach dem vorhandenen Material. Sie alle aber gehorchen diesem dunklen Naturtrieb schon in der frühesten Jugend, sobald sie nur einen Bleistift halten oder ein Messer handhaben können. Überdies meistens ganz ohne technisches Vorbild, oder nur auf flüchtiges Sehen eines solchen hin. Gerade dadurch werden sie erst eigentümlich in ihrer Auffassung. Ist die Not bei ihnen die Mutter der technischen Erfindungen, so wird der Mangel an Vorbildern, an bequemem Material der Vater ihrer Originalität. — Diese letztere verliert sich aber um so sicherer, je ungehinderter der Nachahmungstrieb befriedigt werden kann, je mannigfaltiger, besser und bestechender die Originale sind. Als die Römer erst ihre Häuser und Tempel mit den geraubten griechischen Kunstwerken massenhaft füllten, brachten sie es nie mehr zu einem eigentümlichen Stil. — Ebenso ist die italienische Renaissance in Malerei und Skulptur gerade so lange in hohem Grade schöpferisch, als sie die Antike nur erst sehr wenig, nur in einzelnen dürftigen Fragmenten kennt. Sobald aber vollends Raffael und Michel Angelo das Höchste geleistet, so hört alle Originalität bei den Epigonen, die ihre Werke täglich vor Augen hatten, ganz auf. Die neuere Zeit bietet besonders ein sehr interessantes Beispiel dieser Art an der Entwicklung der französischen Kunst. Die Franzosen hatten anfangs unseres Jahrhunderts infolge ihres durch die napoleonischen Siege ungeheuer gesteigerten Selbstgefühls die Gewohnheit angenommen, sich nicht im entferntesten um das zu bekümmern, was alle anderen Nationen gleichzeitig in Kunst und Kunstindustrie produzierten. Dank der ebenso eifrigen als verständigen Kunstpflege der Restauration sowohl als des orleanistischen Bürgerkönigtums war die französische Kunstproduktion auch dann noch immer der aller anderen Nationen so überlegen, daß sie wirklich gar keinen Grund hatten, uns nachzuahmen, die wir wohl ganze Armeen von Bürokraten und Schulmeistern aufzogen, aber darüber keine Mittel mehr übrig hatten, uns auch noch um die Kunst zu bekümmern, oder gar ihr zu erlauben, unser Leben zu veredeln und zu verschönern. Mit dem Auftreten des Königs Ludwig von Bayern begann das sich langsam bei uns zu ändern. Unter seiner Ägide wuchs eine immerhin eigentümliche, wenn auch vorläufig keineswegs urwüchsig und populäre Kunstschule heran, die sich, durchaus isoliert, wie sie es war, um so eher einen selbständigen Kunststil herausbildete, als man in München bis in die vierziger Jahre hinein absolut keine fremden Kunstwerke zu sehen bekam, am allerwenigsten französische. Die Revolution von 1830 hatte ebenso in Belgien eine in hohem Grade selbständige und volkstümliche Malerei entstehen lassen, die, wie unsere deutsche auf Dürer, so ihrerseits auf Rubens zurückgriff. Die Franzosen kümmerten sich aber

um diese fremden nationalen Kunstentwicklungen, von denen sie nur ab und zu einzelne Muster zu sehen bekamen, so gut wie gar nicht. Erst als die Weltausstellungen unter dem zweiten Kaiserreich begannen, ward ihnen auf einmal auch eine neue Welt geöffnet, lernten sie erst die belgische, später, 1867, auch die deutsche Kunst kennen. Obschon diese Schulen ihnen neben der so glänzend auftretenden französischen keinen nachhaltigen Eindruck machen konnten, so war er doch bedeutend genug, um zerstreuend zu wirken, und die auffallende Zerfahrenheit, jenen Mangel an originellen Erscheinungen hervorzubringen, den wir seither in immer steigendem Maße bei der französischen Malerei wahrnehmen, und der die französische Ausstellung von 1878 so tief unter denen von 1851, 55 und selbst 1867 stehen ließ. Es ist das um so bezeichnender, als die französische Skulptur sich gleichzeitig hob, da selbst die Weltausstellungen deutsche Bildwerke nicht nach Paris locken konnten, die besser vertretenen italienischen aber zu tief unter den französischen standen, um viel Einfluß zu üben.

Noch auffallender war dieser Gang der Dinge bei der französischen Kunstindustrie. Diese hatte anfänglich die vorteilhaftesten und gewaltigsten Anregungen empfangen, da ihr die internationalen Ausstellungen erst die völlig neue Welt des Orients aufschlossen, ihr die indische und besonders die japanische Industrie mit ihrer nach manchen Seiten hin unübertrefflichen technischen Vollendung kennen lehrten. Da man aber alle diese so blendend schönen Dinge nicht unmittelbar nachahmen, sondern sich nur die merkwürdige Ausbildung einzelner Eigenschaften und Prozeduren, z. B. den wunderbaren Farbensinn der Japanesen, ihre herrlichen Patinierungen, Emails, Lacke, die köstliche Fassung der indischen Juwelen, die koloristischen Feinheiten der persischen Teppiche zum Muster nehmen konnte, so wirkte das zunächst sehr vorteilhaft auf die französische Kunstindustrie zurück, die, gewandter als alle andern wie sie es war, diese Vollkommenheiten bald mit großem Geschick nachahmte. Die fremden Industrien, zumal die englische, österreichische und deutsche, dann die italienische, thaten das aber auch, wenngleich mit minderm Erfolg. Während sie aber früher lediglich die französischen Industrieprodukte nachgeahmt hatten, benützten sie die mächtige neue Anregung jetzt ziemlich allgemein zur Emanzipation vom französischen Geschmack, zum Zurückgreifen auf die eigenen, alten, nationalen Stilformen oder zur Erzeugung neuer. Dadurch gelang es ihnen bald der französischen Industrie mehr oder weniger ebenbürtig, jedenfalls ganz selbständig gegenüber zu treten. Die französische Kunstindustrie aber ward durch diese mannigfaltige Anregung ganz wie die Malerei nur zerfahrener, so daß sich auf der Weltausstellung von 1878 die fremde, englische, österreichische, italienische, bereits in einer nicht geringen Anzahl von Zweigen entschieden überlegen, fast überall aber charakter- und stilvoller erwies. — So macht sie denn nunmehr der französischen Nebenbuhlerin eine jedes Jahr furchtbarer werdende Konkurrenz auf dem Weltmarkt, wo sich genau wie im Leben selber immer das am besten behauptet, was den ausgesprochensten Charakter hat.

Für uns aber handelt es sich nun darum, das Gesetz zu ergründen, das durch alle diese Erscheinungen durchgeht.

Die neuere Naturforschung giebt uns eine vollkommen hinreichende Erklärung für dieselben. Es war Moritz Wagner, der zuerst entdeckte, daß es nicht sowohl die Darwinsche Zuchtwahl als vor allem die räumliche Absonderung sei, welche die Bildung neuer Arten herbeiführe. Genau dasselbe aber findet auch in bezug auf die Entwicklung wahrhaft eigentümlicher Begabungen, neuer Kunstformen statt. Goethe drückt diese Beobachtung im Tasso durch den berühmten Satz aus: „es bildet das Talent sich in der Stille“. Ich kann nun dafür einen recht drastischen Beleg liefern, der die Richtigkeit der Absonderungstheorie vollkommen einleuchtend darthut. Allerdings nur an einem Kanarienvogel, den mir vorwöchentliches Jahr ein Pärchen ausbrütete, das ich schon lange besaß. Blasiert für alle Kunst, hatte der alternde Herr Papa das Singen schon aufgegeben, ehe sein Sohn die Eierschalen abstreifte. Da nun in der ganzen Umgegend zufällig keine anderen Kanarienvögel existierten, so blieb dieser Jüngling ohne allen Singunterricht als höchstens den vorüberfliegender oder auf den nächsten Bäumen sitzender Vögel, da ihn die Lust ankam sein Weibchen zu bezaubern. Offenbar ungewöhnlich begabt, versuchte er es aber dennoch sehr bald seinen zärtlichen Empfindungen Ausdruck zu geben und sang nun genau so, wie ihm der Schnabel gewachsen war, was ja das große Geheimnis alles wahrhaft originellen künstlerischen Schaffens ist. Umgeben von täglich auf uns einströmenden Eindrücken der verschiedensten Art, ist das nur leichter gesagt, als gethan! Meinem Vogel aber in seiner musikalischen Isolierung gelang das schon sehr viel leichter. Er sang also, bald auch mit steigendem Glücke, durchaus nach eigenen Heften. Bei aller auffallenden Lieblichkeit hatte sein urwüchsiger Gesang nicht das Geringste weder mit dem seines Herrn Vaters noch mit dem üblichen Getriller anderer Kanarienvögel gemein. Ja, er entbehrte der Triller überhaupt ganz. Das ging nun ein paar Monate immer schöner in diesem neuen und selbstgeschaffenen Stil fort, ja es besteht nicht der geringste Zweifel, daß, wenn mein Sänger mit seiner Gattin jetzt auf irgend eine einsame Insel versetzt worden wäre, er die neue Gesangsmethode auf seine Nachkommenschaft verpflanzt und damit also einen neuen Kunststil erzeugt hätte. Leider versäumte ich diese Isolierung so lange, bis der Papa, eifersüchtig auf den steigenden Beifall, den der Herr Sohn nicht nur bei seinem eigenen Weibchen, sondern auch bei seiner Frau Mama fand, nun um Weihnachten auch wieder zu singen anfing, überdies als geübter Virtuose durch das übliche Trillern und Schmetterern seinen talentvollen Sprößling vollständig überschrie. Mit gereizter Künstlereitelkeit wollte der sich nun nicht überbieten lassen. Den faszinierenden Einfluß des Trillerns auf die Weibchen wohl begreifend, versuchte er dasselbe jetzt nachzuahmen, was ihm allerdings auch bald genug gelang. Nur leider war von diesem Augenblick an aus dem Schöpfer einer neuen Kunstgattung wieder ein ganz gewöhnlicher Kanarienvogel geworden.

Die Moral meiner Geschichte liegt um so näher als sie nicht nur die eingangs erwähnten Vorgänge sondern auch der Verlauf der gesamten Kunstgeschichte

predigen. — Denn immer wird man finden, daß die neuen und bahnbrechenden Künstler oder Kunststile sich in einer mehr oder weniger strengen, bald freiwilligen, bald gezwungenen Isolierung von fremden Beispielen und Einflüssen gebildet haben. Bei den einzelnen Völkern, den Ägyptern, Griechen, Chinesen, Japanern war dies durch die Dürftigkeit der Kommunikationen unvermeidlich, die immer nur eine höchst unvollkommene Kenntnis dessen, was andere leisteten, aufkommen ließ. Wie wenig wußte man doch noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts selbst bei den modernen Kulturvölkern von einander, wo immer nur einzelne Individuen, Architekten oder Maler, Bildhauer und Goldschmiede die Kenntnis der jenseitigen Produktion lückenhaft genug vermittelten. Das aber wissen wir doch, daß die deutsche Renaissance ihre Entstehung lediglich dieser ungenügenden Kenntnis der italienischen bei Peter Vischer, Dürer und Holbein, die sie einführten, verdankte, da sie nun gezwungen waren die Lücken ihres Wissens auf eigene Faust zu ergänzen. Auch die französische Renaissance hat sich weitaus am interessantesten bei den Künstlern entfaltet, die unbeeinflusst von Bramante, Benvenuto Cellini und Leonardo ganz selbständig bauten und meißelten oder malten. Nicht minder belehrend ist in unserer Zeit die Entwicklung der englischen Schule vor sich gegangen, die zu Anfang unseres Jahrhunderts in ihrer durch die Kontinental Sperre und die ewigen Kriege noch verstärkten vollständigen Isolierung durch Hogarth und Wilkie den Grund zu unserer gesamten modernen Sittenmalerei, durch Turner u. a. den zur Landschaft, durch Landseer den zu einer neuen Darstellung der Tiernatur legte und es in allem auch gleich zu in ihrer Art klassischen Produktionen brachte. Allerdings nicht ohne Kenntnis der klassischen Vorbilder, wie sie in den vielen Privatsammlungen Englands — eine Nationalgalerie gab es ja noch nicht — unvollständig genug, aber eben deshalb um so anregender, zu sehen waren. Denn offenbar ist, das bewährt sich wiederum durch die ganze Kunstgeschichte — eine unvollkommene, die Phantasie beständig zur Ergänzung nötigende Kenntnis fremder Kunstwerke und Stile viel anregender als eine so genaue, daß sie jene unmittelbare Nachahmung erlaubt, zu welcher Bewunderung und Bequemlichkeit die Künstler überall hindrängen, wo sie nur irgend angeht. Das merkwürdigste Beispiel dieser Vorteile der Isolierung bietet die japanische Kunst und Kunstindustrie. Bekanntlich entnahm diese den Kunststil und das technische Verfahren dem chinesischen Kunstbetrieb. In der Unvollkommenheit der Überlieferung aber wie in der Jahrhunderte dauernden vollständigen Isolierung, speziell von allen europäischen Einflüssen, bildete sie ihren Farbensinn wie ihr System der Ornamentation in einer Weise aus, daß sie nicht nur weit über alles hinausgehen, was die Chinesen nach dieser Seite hin jemals geleistet, sondern auch uns als unerreichbare Muster koloristischen Raffinements und kluger Benutzung aller Mittel des Kontrastes vorschweben. So ist denn besonders in den Produktionen der Glanzperiode im sechzehnten Jahrhundert eine Musik von Tönen erreicht, vor der wir oft völlig ratlos stehen, da nirgends, bei keiner Nation, die koloristische Rücksicht so ganz allein maßgebend war. Aber selbst wilde Volksstämme wie die Karaien setzen uns durch

die eigentümliche Entwicklung ihres Farbensinns und ihr Stilgefühl bei ihren Wirkereien, Stickerereien und Korbflechtereien oft in des größte Erstaunen.

Es bleibt mir nur noch übrig an der Geschichte der einzelnen, großen, bahnbrechenden Meister die Wichtigkeit dieser Isolierungstheorie nachzuweisen. Bei den Deutschen ist dies sehr leicht, da sie meist in kleinen Städten wohnten. Aber selbst die Van-Enks verdankten ihr ganz neues koloristisches System vor allem ihrem Wunsche den Glanz und die Leuchtkraft der Glasgemälde auf Tafelbildern zu erreichen. Daher ihre Benützung des Hell dunkels, die ausgedehnte Anwendung der Landschaft mit großen Massen Grün und Braun. Aber auch für ihre feine Modellierung der Köpfe fanden sie in der bisherigen Malerei absolut keine Vorbilder. Noch bestimmter tritt diese Selbständigkeit bei Meister Stephan heraus, der im Meister Wilhelm ebenso wenig ein Muster für seine Art fand als in den Enks, selbst wenn er die letztern gekannt hat. Den auffallendsten Beleg aber für unsere Theorie liefert Holbein der Jüngere, weil man dessen Leben doch genauer kennt als das der bisher Genannten. Derselbe giebt ein merkwürdiges Beispiel früher Selbständigkeit durch seine Baseler Arbeiten, da er dort ganz isoliert war, nicht einmal fremde Kunstwerke in irgend erheblicher Anzahl sah. Und doch kommt er gerade dort zu jenen wahrhaft klassischen Arbeiten, für die in der ganzen bisherigen deutschen Kunst kein Vorbild gegeben war, selbst nicht in Dürers Porträts, die er doch schwerlich kannte. Allerdings ist er wahrscheinlich während seines Luzerner Aufenthaltes einmal vollends über die Alpen, vielleicht bis Mailand gegangen, sonst wäre ja seine Kenntnis der Renaissanceformen vollends gar nicht zu erklären, aber das ist eine bloße Vermutung. Und selbst wenn sie richtig ist, so kann dieser Aufenthalt nur sehr kurze Zeit gedauert haben und bestätigt also die Meinung, daß solche flüchtige Eindrücke die Phantasie des Künstlers am meisten zu lebendiger Nachschaffung statt zu bloßer Kopie anregen. Jedenfalls hat Holbein dann sowohl bei seiner ersten Reise nach England durch die Niederlande als später bei den Wanderungen, die er durch Frankreich machte, manches von Renaissance, Architektur, wahrscheinlich auch italienische Bilder gesehen. Da es aber damals noch keine öffentlichen Galerien, sondern nur schwer zugängliche fürstliche Schlösser und Sammlungen gab, so dürfte das selbst im besten Fall nur zu flüchtiger Betrachtung die Möglichkeit geboten haben, sicher aber nicht zu eingehendem Studium. — London aber, wo Holbein fortan eine so unermessliche Thätigkeit entfaltete, war noch sehr arm an Malereien. Dennoch genügte ihm das Gesehene, um Werke hervorzu bringen, die wie das Bild Moretts jahrzehntelang dem Leonardo zugeschrieben wurden oder, wie seine Schmuck-Zeichnungen und architektonischen Entwürfe, die deutsche Renaissance ein für allemal in mustergültiger Weise feststellten.

Nicht minder reich als die deutsche Kunstgeschichte ist die italienische an Beispielen für unsere Theorie. Die reizende Entfaltung der Gothik in Venedig, wie sie im Dogenpalast und vielen andern auftritt, ist offenbar nur der unvollkommenen Kenntnis der französischen und deutschen Momente zuzuschreiben. Ebenso das bezaubernd eigentümliche Ausblühen der Frührenaissance der Dürftigkeit der in Oberitalien vorhandenen antiken Reste, wo die Porta Dei Borsari in Verona weit

mehr gewirkt hat als selbst das damals halbverschüttete und verdeckte Amphitheater. Als man aber erst die antiken Monumente zu messen und Vitruv genauer zu studieren anfang, ersetzte der kühle Klassizismus sofort die selbstschöpferische Wärme und Liebenswürdigkeit der Frührenaissance. — Noch auffallender bewährt sich das in der Malerei und Skulptur. Die selbstständigsten Künstler der Italiener von Giotto, Pissole, Mantegna, Gian-Bellin an bis Leonardo, ganz besonders aber Correggio haben alle an kleinen Orten oder in auffallender Isolierung gelebt. Der letztere ist unstreitig als der originellste von allen sogar nur durch seine Abgeschlossenheit erklärbar. Michel Angelos einsame Natur ist ja bekannt, seine Medizäer-Gräber speziell, wo seine Originalität als Bildhauer erst voll heraustritt, schafft er in ebenso absoluter Abgeschlossenheit als vorher die weltberühmte Decke der Sistine. — War schon Leonardos in Santa Maria delle Grazie entstandenes Abendmahl eine That, die eigentlich auf gar keine Quelle zurückweist, so gilt das in kaum geringerem Maße von den bis jetzt viel zu wenig gewürdigten himmlischen Schöpfungen, die sein Schüler Soddoma einsam in Siena hervorzaubert, um damit später in Rom neben Raffael und Michel Angelo vollkommen ebenbürtig zu erscheinen. — Allerdings scheinen Raffael und Titian meiner Theorie zu widersprechen. Aber nur deshalb, weil sie zu jenen Talenten gehören, welche die Arbeit einer ganzen Schule, ja eines ganzen Zeitalters zusammenfassend, sie zu den letzten und höchsten Leistungen verklären, aber gerade deshalb weniger originell erscheinen. Hätten sie isoliert gelebt, so wären sie gewiß auch noch viel eigentümlicher, wie es z. B. Paul Veronese, der sich allein in Verona wiederum selbst gebildet hat, Titian gegenüber offenbar schon ist. Die glänzendsten Beispiele für die Vorteile der Isolierung bieten indes nächst Correggio Rubens, Rembrandt und Murillo. Allerdings widmete der erstere acht Jahre in Italien dem beständigen Studium Titians, Paul Veroneses und Michel Angelos. Aber unter dem erdrückenden Einfluß dieser Vorbilder gelingt es selbst ihm nicht es zu bedeutenden Schöpfungen zu bringen, seine Persönlichkeit bereits voll auszusprechen. Das geschieht erst später, als er fern von ihnen das Geschehene nur noch im Gedächtnis verarbeitet. Da erst bringt er Dinge hervor, zu welchen bei all seinen Vorgängern kaum Voraussetzungen existieren. Aber auch da braucht er noch Jahre, um ganz er selber zu werden; die italienischen Reminiszenzen mußten vollständig verbläßt sein um jenem Rubens Platz zu machen, der ein vollkommen neues Blatt in der Kunstgeschichte aufschlägt, wie wir ihn verehren. Ist doch selbst sein eigenes Porträt, das ihn bald nach seiner Rückkehr mit der Isabella Brant in einer Weisblattlaube sitzend zeigt, noch so venetianisch angehaucht, daß man es ebenso gut einem andern Maler als ihm zuschreiben könnte. Erst bei den Bildern für den Antwerpener Dom wird er ganz originell. Seine beste und genialste Periode fällt aber in seine letzten Lebensjahre, wo er auch nicht einmal mehr reiste, in Antwerpen aber so gut wie gar nichts sah, was mit ihm konkurrieren konnte.

Der noch selbständigere Rembrandt aber ist vielleicht das glänzendste Beispiel, das es neben Correggio überhaupt in der Kunstgeschichte für die Isolierungstheorie giebt. — Wie kann man in Leyden und Amsterdam ein großer unsterb-

licher Meister werden? Und dennoch ist es ihm offenbar gerade dadurch gelungen, daß er dort so gut wie gar keine Vorbilder hatte, wenn man nicht den ebenso isoliert entwickelten Franz Hals als ein solches annehmen will, das aber herzlich wenig auf ihn wirkte. Darum giebt es denn auch in der ganzen bisherigen niederländischen Malerei, seinen Lehrer Lastmann ausgenommen, gar nichts, was auf ihn hinwies, als einzelnes von Rubens, wo es aber noch sehr fraglich ist, ob er es nur je gesehen hat. —

Rembrandt in der Vollständigkeit der Isolierung am nächsten steht unstreitig Murillo, der in Sevilla sein ganzes Leben zubringend nur bei einem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt in Madrid die Werke der Italiener und Niederländer kennen lernt, übrigens ohne irgend bedeutend von ihnen beeinflusst zu werden. Ja selbst seines Landsmanns Ribera Vorbild ist in seinen besten, d. h. späteren Bildern kaum mehr zu erkennen, wo er in Sevilla ganz abgeschlossen lebte und sich nun erst jene silbernen Töne angewöhnte, die seine Bilder so zauberisch machen.

Sind wir nun bei den alten Malern und Bildhauern ob der meist so dürftigen Kenntnis ihres Lebens nicht allemal im Stande genau anzugeben, was auf sie gewirkt, so können wir dies mit um so mehr Sicherheit bei den neueren. Sie allein würden auch zur Begründung meiner Theorie mehr als ausreichen, da hier das Maß der Eigentümlichkeit fast im direkten Verhältnisse mit dem der Isolierung steht.

Unter den Deutschen giebt das glänzendste Beispiel Menzel, der unzweifelhaft originellste von allen unsern lebenden Künstlern. Gerade er aber hat nie eine Akademie besucht, in Berlin fast keine fremden Bilder gekannt, als er sich seinen eigenen Stil bildete. Erst in späteren Jahren, als längst fertiger Meister, hat er Italien und Paris gesehen. Das Beispiel Chodowieckis, den er aber so weit übertrifft, und einiger französischer Zeichner wie Viktor Adam, Raffé u. a. genügte ihm vollkommen. Oder vielmehr das unaufhörlichste Studium der Natur, denn wo er ging und stand, beobachtete er sie und bildete sie nach. So formt auch Cornelius seine Richtung in dem damals so kunstarmen Frankfurt, im direktesten Widerspruch mit allem, was er um sich herum sah, lediglich nach Dürer, dessen Bilder er kaum kannte. Führich wird ein Künstler in Krazau bei seinem Vater, einem armen Bauernmaler, und inspiriert sich beim Viehhüten.

Genau dasselbe sehen wir bei Defregger, der sich auch beim Viehhüten zum Künstler bildete, sein erstes Bild weder in Paris noch in München, sondern auf einsamer Alme bei Dölsach im Pusterthal malt und dort schon vollständig fertig erscheint. Makart aber, neben Menzel das größte malerische Talent der Neuzeit, bildet nicht in Wien, wo er wegen „Talentlosigkeit“ von der Akademie fortgeschickt wird, sondern bei seinem Schwager Schiffmann still daheim studierend seine Richtung aus, und sein erstes bei Piloty gemaltes Bild zeigt ihn ganz fertig. Wie viel er nachher auch gesehen, es kann seine Richtung absolut nicht mehr verändern.

Lessing hat sein erstes Bild, jenen Kirchhof, womit er sofort Aufsehen machte, ebenfalls ganz allein gemalt und zeigt sich darin schon ganz abgeschlossen in seiner

Tendenz, entwickelt sich von da an nur wie ein Baum, der wohl Ast um Ast ansetzt, aber niemals aus einer Tanne eine Buche wird. Erst in Karlsruhe, also wiederum ganz allein, da er ja grundsätzlich nicht einmal eine Galerie besuchte, nimmt er eine Metamorphose mit sich vor, die sein ganzes koloristisches System umwandelt, wenn auch selbstverständlich nicht seine Auffassung. Noch auffallender ist das bei Preller, der sich in einem kleinen Städtchen ohne alle Kunst wie Weimar zum Maler bestimmt, dann Dresden, die Niederlande, Italien besucht, aber erst zurückgekehrt seinen eigenen Stil findet, nachdem er wiederum in der Weimarschen Einsamkeit jahrelang begraben war. Dort zeichnet er die Kartons zu den Odysseebildern und verharret fortan sein ganzes übriges Leben in dieser Isolierung. Kottmann verkehrt in Heidelberg aufwachsend nur ganz sporadisch mit Künstlern, sieht nur einzelne Bilder, formiert aber doch gerade dort schon seine ganze Richtung, die er dann nach München fertig mitbringt, wie man am ersten Bilde sehen kann, das er dort malte. Neben Defregger sind Max Diez und Leibl die originellsten Münchener Künstler, und zugleich die, welche sich alle gleichmäßig und mit aller Gewalt isolieren, niemand besuchen und möglichst wenig Besuche empfangen. — Bei den Engländern findet genau dasselbe, nur noch viel entschiedener statt, entsprechend der totalen Abgeschlossenheit, in der die meisten aufwachsen, da in einer Riesenstadt wie London ein Verkehr der Künstler unter sich wie in München oder Düsseldorf überhaupt unmöglich wäre. Unter den Franzosen aber, bei denen ja das Schul- und akademische Wesen aufs höchste ausgebildet wurde, ist es überaus merkwürdig, daß sich nur gerade ihre originellsten und bahnbrechendsten Künstler nicht anders als durch vollständige Isolierung von dieser Schultyrannie zu befreien wußten. Millet malte draußen auf dem Dorfe in einer Scheuer, Regnault ging statt nach Rom nach Algier, Fortuny bildete sich in Tetuan, nachdem er erst in Rom Raffael nur studiert, um von diesem Studium später auch nicht die kleinste Spur übrig zu lassen, sondern sich eine ganz neue Bahn zu brechen, in der er gar kein Vorbild hatte als Menzel, den er leidenschaftlich verehrte, aber nur aus Holzschnitten kannte. Delacroix wird zwar in Paris erzogen und ist Schüler von Guerin, indes bloß um sich bald von ihm zu trennen und nunmehr in der Einsamkeit lebend in seinem Dante mit Virgil etwas so vollständig Neues zu schaffen, daß es an gar keinen seiner Zeitgenossen, kaum an irgend welche ältere anklingt, er aber schon als zwanzigjähriger junger Mann vollkommen fertig auftritt. Courbet, der Vater des heutigen Naturalismus, malt sein epochemachendes Begräbnis gar in dem kleinen Ornans, Meissonnier endlich wächst ganz wie Menzel vom Illustrierten lebend auf, keine Schule besuchend, nichts als die Natur studierend und etwa die Holländer, wo er aber doch eine Zeit für seine Bilder wählt, die jene nicht darstellen konnten, da sie erst nach ihnen kam, und wo er ganz original ist. Auch als berühmter Mann lebt er heute vollkommen isoliert auf seiner Villa bei Paris.

Es dürfte an diesen Beispielen genügen, obwohl sie nach Belieben zu vermehren wären, da wir bei jedem auffallend originellen Künstler immer wieder derselben Thatsache durch die Umstände bedingter oder absichtlich gesuchter und oft mit aller Gewalt

durchgeführter Isolierung begegnen. Dieser Trieb ist also doch offenbar tief aus dem Bedürfnis hervorgehend, sonst würde man ihn sicherlich nicht beständig, in allen Nationen und Zeiten wiederkehrend finden. Ohne Zweifel giebt es viele und vortreffliche Künstler, die ihn nicht haben, ja die große Mehrzahl bedarf beständiger Anlehnung. Raffael ist dafür das auffallendste Beispiel, alle diese erfinden indes keine neuen Richtungen, sondern bilden nur bereits vorhandene aus; die Eroberer neuer Gebiete, die eigentlichen Bahnbrecher aber waren immer freiwillig oder gezwungen isoliert!



Die deutsche Kolonie Kameruns.

Nach eigener Anschauung geschildert

VON

Anton Reichenow.

In südlicher und südwestlicher Richtung, das fast ausschließlich mit Urwald bedeckte Land durchbrechend, münden in den Golf von Guinea, da wo die herrliche Insel Fernando Po aus den blauen Fluten des Atlantik sich erhebt, zwei Flüsse, der Kamerun und der Djamur oder Bimbiasfluß, welche in einen spitzen Winkel zusammenfließend an ihrer Mündung ein weites, über dreißig Quadratmeilen umfassendes gemeinsames Delta bilden. Das von diesen beiden Strömen eingeschlossene Dreieck besteht auch oberhalb des Mündungslandes zum größeren Teile aus sumpfiger Niederung und wird im Westen von einem vulkanischen, zu dem 12000 Fuß hohen Kamerunpik ansteigenden und an seinem Südende schroff in das Meer abfallenden Gebirgszuge begrenzt. Durch Vereinigung zweier Quellströme, des Wuri und Abo, gebildet, ist der Kamerunfluß beinahe in seinem ganzen, freilich verhältnismäßig kurzen, etwa sieben bis acht deutsche Meilen betragenden Laufe schiffbar; nur an seinem obersten Teile, dicht unterhalb des genannten Zusammenflusses, wo er sich in drei durch Querkanäle mit einander in Verbindung stehende und somit zahlreiche Inseln bildende Arme teilt, wird er schmal, stellenweise flach und nur für kleinere Boote passierbar. So weit als der Kamerun das Delta durchströmt, auf etwa fünf deutsche Meilen seines unteren Laufes, gleicht er eher einem tief in das Land sich hineinziehenden Meeresbusen als einem Flusse, indem er hier eine Breite von wohl zehn bis fünfzehn Kilometer zeigt. Das Mündungsland, entstanden durch Ablagerung der ungeheuren Schlammassen, welche Kamerun und Djamur, wie die meisten Flüsse Westafrikas, mit sich führen, wird von zahlreichen breiteren und schmaleren Kanälen durchzogen, welche bald größere Flußarme mit einander verbinden, bald enger und enger werden und als Sackgassen schließlich im Sumpfe verlaufen. In landschaftlicher Beziehung zeigt das Delta ein sehr einförmiges, dürftiges Gepräge. Den Baumbestand bilden fast ausschließlich die Mangrove, deren Wurzeln neßförmig den

fahlen, schlammigen Boden überspannen. Nur an einzelnen höher gelegenen Stellen finden sich Weinpalmen, oder die stacheligen Pandanen, deren lange, schiffsförmige, mit starken Dornenhaken besetzte Blätter in einer Spirale um den Stamm geordnet sind, ziehen in dichten Hecken die Ufer sich entlang und bilden oft die prächtigsten Bosketts. Auch menschliche Ansiedelungen vermißt man im Delta. Nur hin und wieder zeigt sich ein Fischerkanoe, und an einer höheren Stelle des Ufers steht wohl eine einsame Hütte, welche Fischer nach ergiebigem Fang aufsuchen, um zu rasten und ihre Beute an der Sonne zu trocknen.

Oberhalb des Mündungslandes verengt sich der Strom, wenn gleich er auch hier noch eine viertel bis eine halbe deutsche Meile Breite hat und für große Seeschiffe befahrbar ist. Während das rechte Ufer noch flach und sumpfig bleibt, von Ölpalmenwaldung bedeckt, zeigen sich auf dem linken sanft ansteigende Höhen, auf welchen in ununterbrochener Folge und recht malerischer Gruppierung eine Reihe Negerdörfer sich hinzieht, während vor denselben im Flusse eine Anzahl Schiffe, die Wohnungen und Depots der europäischen Kaufleute verankert liegen; denn hier ist die Handelsstation „Kameruns“, über welcher jetzt die schwarz-weiß-rote Fahne weht.

Die Ortschaften der Neger gewähren einen recht freundlichen Anblick. Überall herrscht die größte Reinlichkeit und Sauberkeit. Die niedrigen, aus Mattengeflecht, nicht aus Lehm hergestellten Hütten stehen zerstreut, umgeben von üppigen Pisang- und Bananenplantagen. Hin und wieder erhebt sich eine schlanke Kokospalme, die mit ihren langen Fiederblättern die Strohdächer beschattet, belebt von goldgelben Webervögeln, deren künstliche Beutelnester an den Blattspitzen hängen. Jams- und Kaffave- (Manioka-) Felder schließen an die Ortschaften sich an, soweit das Hügelland reicht; dann aber hemmt dichte, dunkle Ölpalmenwaldung die Schritte. In üppigster Fülle, aus Büschen, Stauden und Pflanzen gebildet, schießt das Unterholz auf und verwirrt sich zu einem undurchdringlichen Dickicht: saftige, breitblättrige Kanna-Arten, Farren mit ihren zarten, mehrfach und mannigfaltig gefiederten Blättern, Orchideen, welche die modernden Nester alter Baumstämme bedecken; dazwischen das Heer der Lianen, der Schlingpflanzen, welche bald dünn wie Zwirnsfäden, bald starken Ästen gleich in phantastischen Windungen die Stämme umschlingen, Baum und Zweige verbinden, alles wie mit einem dichten Netzwerke umspannen.

Übereinstimmend mit der Üppigkeit der Vegetation entwickelt sich die Tierwelt in großer Mannigfaltigkeit. Auf den Lichtungen im Walde, auf den schmalen, sich hindurchziehenden Pfaden, wo die Sonne das dichte Laubdach durchbricht und die duftenden Blüten der Pflanzen und Sträucher öffnet, schwärmen zahllose Schmetterlinge in reicher Farbenpracht. Wespen mit metallisch schimmernden Flügeln, bunte Käfer, namentlich die Familie der Bockkäfer, sind reich vertreten. Gewandt laufen Eichhörnchen die Baumstämme hinauf, um von den reifen Früchten zu naschen. Große Fledermäuse hängen an den Zweigen und streichen aufgeschreckt im Zickzack durch die Luft, um sofort in dichtes Gebüsch wieder einzufallen. Rotschnäblige Königsfischer sitzen träumerisch auf trockenen Baumwipfeln. Die

kleinen Honigsauger oder Sonnenvögel, deren Gefieder in allen Metallfarben glänzt und prächtig im Sonnenscheine funkelt, die Vertreter der Kolibris in der alten Welt, schaukeln sich in den Schlingpflanzen und stehen flatternd vor den Blüten, die sie mit ihren langen, feinen Schnäbeln nach Käfern durchsuchen. Auf Insekten lauend sitzen an den Baumstämmen große Eidechsen, die Agamen, bei unserem Erscheinen bedächtig mit den feuerroten Köpfen nickend. Laut krächzend streichen Scharen von Graupapageien über die Baumwipfel, während die Zibethkatze durch das Dickicht schleicht, und auf die zierliche, weißgefleckte Buschantilope lauert im Gestrüpp das größte Raubtier der Kamerungegend, der geschmeidige Leopard. Neben diesen interessanten Formen beherbergt der Urwald unter seinen tierischen Bewohnern aber auch viele, welche dem Europäer sowohl wie dem Eingeborenen zur größten Plage werden. Die Mücken oder Mosquitos gehören natürlich zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Viel lästiger als diese aber werden die Sandfliegen, mikroskopisch kleine Insekten, welche zu Tausenden ihr Opfer überfallen, Gesicht und Hände plötzlich schwarz bedecken und ein unerträgliches Jucken auf der Haut erzeugen. Ein anderes Insekt, welchem der Beherrscher der Erde ohnmächtig entgegentritt, ist die Wanderameise. In dicht geschlossenen Reihen marschieren die nach Millionen zählenden Scharen dieser Tiere durch den Wald. Als ein schwarzes, etwa zollbreites Band zieht sich der Zug auf dem Boden durch das Gras hin. Sobald Wege oder freie Plätze zu überschreiten sind, werden zur Sicherung der Schar die Soldaten aufgestellt. Diese haben die doppelte Größe der anderen Ameisen und dicke, mit starken Zangen bewehrte Köpfe. Sie bilden zu beiden Seiten des Zuges Spalier, die drohenden Waffen nach außen und in die Höhe richtend. Zwischen ihnen hindurch drängen sich neben- und übereinander, immer vorwärts die Wandernden. Man kann stundenlang den Zug beobachten, ohne das Ende oder nur eine Verminderung der Wanderer wahrzunehmen. Sobald die voraufziehenden Plänkler des wandernden Heeres eine Stelle gefunden haben, welche Beute liefert, breiten die Ankommenden sich über das Gebiet aus. Jeder Grashalm, jedes Blatt, jeder Zweig ist jetzt mit den Kerfen bedeckt. Was von lebenden Wesen nicht eiligst bei Annäherung der Ameisen entflieht, muß ihnen erliegen. Alles tierische Leben wird an der betreffenden Waldesstelle vernichtet. Aber auch der Mensch muß sich hüten, an einen solchen von Wanderameisen überschwennten Platz zu geraten, denn im Augenblicke sind Hunderte an den Beinen in die Höhe gelaufen und rächen sich für die Störung mit wütenden Bissen. — In den Quellflüssen des Kamerun, namentlich im Wuri, sind die Flusspferde außerordentlich häufig; dort wimmelt es auch von den stetigen Begleitern jener Dickhäuter, den Krokodilen, und in den Vorbergen des Kamerungebirges treten Elefanten in ungemeiner Häufigkeit auf. Nicht selten werden von den Eingeborenen Elefantenzähne gebracht, welche ein Gewicht von 120 bis 150 Pfund aufweisen.

Die Eingeborenen der Kamerungegend sind im allgemeinen von schönem, kräftigem Körperbau, haben aber häßliche Gesichtszüge, was besonders bei dem weiblichen Geschlecht auffällt. Ihre Hautfarbe ist ein ziemlich helles Braun.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen sie hinter vielen anderen der westafrikanischen Küstenvölker zurück. Es ist ein stumpfes, träges, der Bildung wenig zugängliches Volk, daher auch die dort stationierten englischen Missionare nur geringe Fortschritte machen. Die Kleidung besteht sowohl bei Männern wie bei Frauen nur in einem schmalen, um die Hüften geschlungenen Streifen Baumwollenzuges, welches von den Europäern eingeführt wird. In Ermangelung eines solchen wird ein Gürtel aus trockenen Bananenblättern angefertigt. Kinder gehen ganz nackt. Die Weiber durchbohren ihre Ohrlappen, bisweilen auch die Nasenscheidewand und stecken durch die entstandenen Löcher, um dieselben zu erweitern, Pfropfen von Gras und Bananenblättern, welche nach und nach mit größeren vertauscht werden, so daß die Ohrlappen schließlich in einen großen Ring ausgezogen sind. Auch verwenden sie viel Sorgfalt auf die Herstellung recht künstlicher Haartouren, indem sie einen vom Wirbel spiralg um den Kopf laufenden Scheitel oder eine Scheitelung von drei konzentrischen Kreisen abteilen und das Haar zwischen den Scheiteln in zahlreiche kleine Flechten zusammendrehen, durch welche dann häufig ein recht künstlich aus Elfenbein geschnitzter und mit Ebenholz ausgelegter Pfeil gesteckt wird. Wie bei allen Negerstämmen haben die Frauen einen sehr untergeordneten Rang, gelten kaum mehr als Haustiere und bilden neben den Sklaven das Besitzthum des Mannes. Nach ihrer Fruchtbarkeit sind sie von letzterem geschätzt, und ein solches Weib wird sehr hoch gehalten, welches einmal, was sehr selten vorkommt, Zwillinge gebiert. Auch Mütter vieler Töchter erfreuen sich, weil die Mädchen an ihre zukünftigen Männer und Gebieter verkauft werden und somit dem Vater Einkünfte verschaffen, einer besonderen Achtung ihres glücklichen Ehegatten.

Staatliche Einrichtungen fehlen bei den Kamerungern fast vollständig. Die einzelnen Ortschaften haben ihre Häuptlinge, welche durchaus unabhängig einander gegenüberstehen, soweit nicht der mächtigere einen Einfluß auf die Nachbarn zu üben im Stande ist. Beständiger Haß und Streit wird natürlich die Folge solcher zerrütteten Verhältnisse, so daß auch die Ortschaften desselben Stammes in dauernder Fehde mit einander liegen. Da der Tod eines freien Mannes, auch wenn letzterer im Kriege gefallen, Blutrache fordert, solche aber wieder eine neue seitens der Gegenpartei nach sich zieht, so können die Kämpfe niemals beigelegt werden. In dieser Weise stehen in Kameruns die beiden mächtigsten Häuptlinge, die „Könige“ Bell und Aqua in fast beständigem Kriege einander gegenüber, an welchem die kleineren Häuptlinge, die in der Mehrzahl zu jenen verwandtschaftliche Beziehungen haben, mehr oder minder Anteil nehmen. Die starke Einfuhr von Schußwaffen aller Art durch die Europäer hat die einheimischen Waffenarten, Lanzen, Speere und Pfeile, vollständig verdrängt. Meistenteils sind Feuererschloßgewehre im Gebrauch, natürlich ganz elende Schießprügel, die kaum begreiflich die ungeheure Ladung groben Pulvers aushalten, welche die Neger hineinstecken. Daneben findet man aber auch Hinterladerbüchsen. Trotz solcher Bewaffnung bleiben die Kämpfe recht harmlos, da die Neger mit den Gewehren nicht umzugehen lernen. Das Ausblitzen des Pulvers in der Pfanne fürchtend, wendet der Schütze beim Losdrücken den Kopf weg; an ein Treffen ist da natürlich nicht zu denken. So

werden denn in den Gefechten nur wenige Leute verwundet und zwar in der Regel nicht solche, welche in der Schlachtreihe stehen, sondern Unbeteiligte, die eine fehlgegangene Kugel zufällig erreicht. Auch kleine Böller werden benutzt. Da dieselben keine Lafetten haben, so überschlagen sie sich gewöhnlich nach dem Schusse durch die Rückwirkung der starken Ladung und erscheinen deshalb den Negern höchst respektinsflößend. Nur die mutigsten Leute wagen es, die Böller zu bedienen. Weil aber auch diese ihr wertvolles Leben nicht tollkühn einer Gefahr aussetzen mögen, so stecken sie auf das Zündloch einen Pfropfen angefeuchteten Pulvers, welcher angezündet langsam abbrennt und so dem betreffenden Kanonier Zeit giebt, sein kostbares Ich hinter einem Baum oder Wall in Sicherheit zu bringen, um dort die Wirkung seiner kühnen That abzuwarten. Zur Kriegstracht gehört neben dem Gewehr, einer Kürbisflasche zur Aufnahme des Pulvers und einem Lederbeutel für das Blei, was beides an einem Gehänge über die linke Schulter getragen wird, auch eine Kriegskappe, welche aus Flechtwerk hergestellt, mit Ziegenfell überzogen oder mit roten Papageiefedern geschmückt wird. Während meines Aufenthalts in Kameruns fungierten als Kriegskappen auch einige preussische Pickelhauben und sogar ein alter Damenstrohhut, den die Tochter eines englischen Missionars abgelegt hatte und um welchen der Besitzer sehr beneidet wurde. Beide Krieg führende Parteien nehmen nun in der Regel Defensivstellungen ein, verschanzen sich gegen einander und schießen erfolglos auf die gegenseitigen Verhaue, wochenlang, ohne Fortschritte zu machen, wenn es nicht der einen Partei gelingt, durch Überrumpelung einen Vorteil über den Gegner zu erringen. Auch zu Wasser werden Gefechte geliefert. Die ungeheuren Kriegskanoes, deren sich die Neger hierbei bedienen, fassen 50 bis 60 Mann, von welchen der größte Teil die Ruder führt, während die übrigen mit Büchsen bewaffnet sind. Zwei feindliche Kanoes halten sich, einander beschießend, in respektvoller Entfernung. Sobald aus dem einen ein Schuß fällt, liegt die Bemannung des Gegners in der Regel auf dem Boden des Fahrzeuges oder springt auch wohl über Bord, wenn die Kugel allzunahе über die Köpfe hinschlechte. Auf solche Weise werden die Kriege zwecklos monatelang geführt. Hin und wieder erhält die Erbitterung durch das Abfangen einzelner Leute, denen natürlich sofort der Kopf abgeschnitten wird, neue Nahrung; schließlich ermüden die Parteien oder werden durch den Verlust hervorragender Personen entmutigt, und es tritt eine längere Ruhe ein, bis der ungesühnte Tod eines im Kriege Gefallenen wieder Vorwand zu einem Morde und damit Anlaß zu neuen Kämpfen wird.

Die europäischen Kaufleute haben — was bereits angedeutet wurde — in Kameruns, wie in den meisten sogenannten „Delströmen“ an der westafrikanischen Küste, keine Faktoreien am Lande, sondern wohnen mit Hab und Gut auf Schiffen, welche im Flusse verankert sind. Es geschieht dies einmal aus dem Grunde, weil man den Aufenthalt auf dem Flusse für gesünder hält als das Wohnen auf dem Lande, und dann auch der Sicherheit wegen, zum Schutze gegen Belästigungen seitens der Neger, gegen deren unvermeidliche Diebereien und gegen die Störungen, welche der beständige Hader der Schwarzen untereinander bereitet.

Oftmals ist es auch vorgekommen, daß die Neger, unzufrieden mit den ihnen für das Palmöl gebotenen Preisen, eine Handelsperre einführten, nicht allein den Verkehr mit den Kaufleuten abbrachen, sondern diese auch verhinderten, mit ihren Booten den Fluß zu befahren oder an das Land zu kommen, eine Maßregel, welcher die Europäer machtlos gegenüber standen, so lange Kameruns freies Gebiet war und nicht eine Staatsgewalt sich einmischen konnte. Die schwimmenden Wohnungen und Depots der europäischen Kaufleute sind zweierlei Art. Entweder werden die mit Tauschwaren einlaufenden Seeschiffe im Strome verankert, abgetakelt, ihre Decks zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen mit einem Dache versehen und bleiben so lange liegen, bis alle Waren verkauft und der Schiffsraum dafür mit Palmöl, Elfenbein, Palmkernen, Rothholz und anderen Ausfuhrartikeln gefüllt ist, oder aber es werden — wie das seitens der deutschen Häuser, Wörmann und Jaussen und Thormählen, welche neben einigen englischen Firmen den Handel in Kameruns in Händen haben, geschieht — eigens für den Zweck eingerichtete Schiffsrümpfe, sogenannte „Hulks“, dauernd verankert, in welche die je nach Erfordernis mehrmals im Jahre eintreffenden Schiffe die für den Tauschhandel eingeführten Güter ablösen, um dagegen die eingehandelten Exportartikel in Empfang zu nehmen. Zu ihrer Bedienung und zur Arbeit auf den Schiffen haben die Kaufleute, da die Eingeborenen von Kameruns zu träge und zu jeder Arbeit unbrauchbar sind, Krumegeer im Dienst. Es sind dies die Eingeborenen vom Kap Palmas, welche sich stets auf mehrere Jahre auf den Schiffen vermieten, um nach Ablauf dieser Zeit von Landsleuten abgelöst zu werden. Als Köche werden hingegen die Eingeborenen von Aktra an der Goldküste gern beschäftigt. In ihren schmalen Kanoes bringen die Neger die Landesprodukte — die wertvollsten sind Palmöl und Elfenbein — an Bord der Hulks, um sie gegen Baumwollenzeuge, Rum, Tabak, Gewehre, Pulver, Salz, Seife, Perlen, Bandeisens, Messer und andere Erzeugnisse europäischer Industrie umzutauschen. Dieser Tauschhandel ist sehr langwierig, da die Neger die Bedeutung des Wortes Zeit nicht kennen, lange überlegen, aber auch viel Schlaueit entwickeln, um einen möglichst hohen Preis zu erzielen. Bedeutenderen schwarzen Händlern machen die Kaufleute, um deren Kundschaft sich zu sichern, oft wertvolle Geschenke, und nicht selten findet man daher in den armeligen Mattenhütten große, mit Goldrahmen versehene Spiegel, prächtige Vasen und andere Luxusgegenstände, welche der Neger kaum zu würdigen versteht.

Die Wichtigkeit der Kolonie Kameruns als Handelsplatz ist nicht zu unterschätzen. Es werden ganz bedeutende Quantitäten von Elfenbein und Palmöl exportiert, und die Ausfuhr hat sich in den letzten Jahren stetig gesteigert. Ob es aber gelingen wird, hier eine Straße in das innere Afrika zu eröffnen, ist eine Frage, welche in Hinsicht auf die Kürze des Kamerunflusses als schiffbare Wasserstraße entschieden verneint werden muß. Viel günstiger ist in dieser Hinsicht der Kalabarfluß. Die natürliche Verbindung der Westküste mit dem zentralen Afrika aber bildet der Niger, dessen Nebenfluß Binné bis Adamaua und die Grenzen des zentralafrikanischen Reiches Bornu führt. Der Lage im Zentrum der west-

afrikanischen Besitzungen entsprechend, kann Kameruns als Flottenstation für Deutschland Wert erlangen. Es wird auch möglich werden, Kaffee- und Kakaopflanzungen anzulegen, obwohl derartige Versuche bei der Unbrauchbarkeit der Eingeborenen als Arbeiter auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stoßen müssen. Niemals aber wird dort eine Ackerbau-Kolonie im gebräuchlichen Sinne des Wortes, eine Ansiedelung für Auswanderer geschaffen werden können; denn in dem afrikanischen Tropenklima vermag der Europäer sich nicht zu akklimatisieren, und Kameruns ist von allen Punkten der mit Recht verrufenen Westküste Afrikas einer der gefährlichsten. Malariafieber und Leberkrankheiten treten hier in höchst bösartiger Form auf. In England hieß es früher von den westafrikanischen Kolonien, daß für dieselben stets zwei Gouverneure unterwegs seien, der eine, welchen man tot zurückbringe, und der andere, welcher hinausfahre, um des Verstorbenen Stelle einzunehmen. Wenngleich nun in neuerer Zeit durch richtigere Behandlung der Krankheiten, mancherlei Erfahrungen hinsichtlich der Lebensweise und eine gesündere, dem Europäer zusagendere Ernährung, wie sie die Konserven gestatten, die Verhältnisse sich günstiger gestaltet haben, so ist doch noch immer die Sterblichkeit unter den in Kameruns lebenden Kaufleuten eine erschreckende, und die Wahrscheinlichkeit, innerhalb weniger Jahre in fremder Erde gebettet zu liegen, wird für den hinausgehenden Europäer stets größer sein als die Aussicht auf eine glückliche Heimkehr.



Stanleys Ansicht über die Stellung der Europäischen Mächte zur Congofrage.

Ein Congreß der Großmächte über die Congofrage steht in sicherer und naher Aussicht. Wir glauben deshalb sowohl den Diplomaten als auch dem Publikum einen Dienst durch Publikation des nachstehenden Schreibens, welches Mr. Stanley an den Herausgeber der Deutschen Revue gerichtet hat, erweisen zu können.

Redaktion der Deutschen Revue.

30 Sackville St. London Sept. 4. 1884.

Verehrter Herr!

Ich bin mit einem Aufsatz für die Londoner Handelszeitung beschäftigt, welcher Ihnen meine Auffassung des tout-ensemble der Congofrage zeigen wird. Meine Aufgabe ist es nicht, das Programm der Assoziation zu entwerfen. Bedeutende Männer beschäftigen sich damit, die Grundrisse des neuen Freistaates festzustellen. Ich bin nur einer der Exekutivbeamten. Das Komitee arbeitet die Pläne aus, und meine Hilfe steht ihm zu Gebot, sobald meine Kenntnis der Bedürfnisse des Congolandes ihm von Nutzen sein kann. Ich vermute, daß die Assoziation — seit ich sie kenne, weiß ich, daß sie mit Hochachtung auf Deutschland blickt — sich besonders getrieben fühlt, für Afrika und den Handel alles zu thun, was schließ-

lich Deutschlands Zustimmung finden muß. Aber es bleibt noch viel zu thun, ehe wir Kolonisten ins Herz von Afrika senden können. Wir dürfen uns nicht einem Fiasco aussetzen, wie es die Kolonie des Marquis de Ray erlitt. Jede unserer Bewegungen muß vorher reiflich überlegt werden, und wir müssen die Congofrage zu einer endgültigen Entscheidung bringen.

Irgend eine Macht in Europa muß die Initiative ergreifen, so daß wir alle wissen, was wir zu erwarten haben. Kaufleute, die dort Handel treiben wollen, müssen die Überzeugung gewinnen, daß man sie nicht in eine Falle lockt. Landwirte, die dorthin auszuwandern beabsichtigen, müssen die Sicherheit haben, daß nicht, sobald sie in Afrika sind, sich irgend eine Macht des unteren Congo bemächtigt, die zwar zu arm und zu indolent ist, um etwas anderes zu thun, als Steuern zu erheben, die uns aber doch alle völlig einschließt. Gegenwärtig möchte ich persönlich keinen Gulden für das ganze Congobecken geben, trotz seiner Größe, seines großen Flusses, seiner großen Wälder und weiten Ebenen, und trotz seiner ganzen, großen — möglichen — Zukunft. Die Assoziation allein hat die Macht, ihm den Wert von Millionen zu verleihen und es zu einem für alle Berufsklassen wünschenswerten Lande zu machen. Bleibt sie auf ihrem jetzigen Standpunkt stehen oder zieht sie sich zurück, so wird das Thal des Congo wieder, was es war — eine ungenützte Einöde. Keine Regierung in Europa kann es erschließen. Diese Gesellschaft aber, welche freiwillig die Sache übernimmt, in dem Wunsche, die wilde, schwer zu behandelnde Einöde vom Banne zu erlösen, kann das Gebiet des oberen Congo so leicht für den Verkehr zugänglich machen, wie es Berlin für London ist. Sie allein kann es pflegen, nähren und beschützen, bis es, dem Kinde gleich, nach erlangter Reife die Dienste seiner freundlichen Wärterin entbehren und selbst für sich sorgen kann.

Um aber dieses Werk in Angriff nehmen zu können, muß die Zukunft des unteren Congo in einer Weise entschieden sein, die den Wünschen der Gesellschaft entspricht, welche das Geschick des oberen Congobeckens und sein Wohl und Wehe in Händen hält um letztere zu ermutigen, an ihrer selbstgestellten Aufgabe fortzuarbeiten.

An der Gesellschaft, soweit ich es zu beurteilen vermag, kann ich nichts entdecken, was die Eifersucht oder den Neid irgend einer ehrgeizigen Macht erregen könnte. Nehmen wir an, Frankreich hätte den Congo, so könnte es denselben nur für eine sehr weit entfernte Zukunft unter Schloß und Riegel halten. Angenommen, Portugal besäße das Congobecken, was würde es damit beginnen? Es würde dasselbe zu einer Pflanzschule von Arbeitern für seine äquatorialen Inseln machen.

„Ausbreitung der Zivilisation!“ ruft der portugiesische Minister. „Ein friedlicher Zufluchtsort für Kolonisten und ein Ausgangspunkt für Unternehmungen“ echoet die geographische Gesellschaft von Lissabon.

Großer Gott! Was bedeuten solche Redensarten im Munde der Portugiesen, einer Nation, welche Afrika während eines Zeitraumes von 200 Jahren nur als eine Lieferungsstätte von Sklaven angesehen hat und es jetzt als das Feld betrachtet, aus welchem man Arbeiter nach den Kakaopflanzungen von St. Thomas

locken kann. Nehmen wir an, England habe das Congobecken, würde es eine Eisenbahn bauen, um das Meer mit dem oberen Congo zu verbinden? Bei dem ersten dahin zielenden Schritt würde sich eine französische Invasion — über den Ogoive ergießen und alle Bestien Afrikas aus ihren Schlupfwinkeln aufstören. Und was könnte Deutschland damit beginnen? Kein Kaufmann würde sich über Vivi hinauswagen, wenn die Regierung ihm nicht verspräche, für mögliche Verluste Ersatz zu leisten. Und selbst mit dem Beistand von ganz Europa könnte Deutschland eine solche Garantie nicht übernehmen.

Wir fanden niemanden im Lande. Es gab da weder eine Regierung noch Verwickelungen finanzieller oder politischer Art. Wir unterzogen das vor uns liegende Unternehmen reiflicher Überlegung und machten uns ans Werk. Sofort ging ein Seufzer durch die Welt, und es entstand bei vielen der Wunsch, einen Vorwand zu finden, der unser Unternehmen verhindern könnte. Nicht als ob irgend jemand gewillt gewesen wäre, etwas für Afrika und die Zivilisation zu thun — man glaubte sich nur in irgend einer Weise benachtheiligt.

Portugal durchsuchte seine Archive — diese schrecklichen, aber überaus elastischen Archive — und fand das Kapitel und den Paragraphen, die beweisen sollten, daß vor Jahrhunderten ein Teil des Congogebietes und selbstverständlich — die Mündung des Congo — ihm gehört habe. Und Frankreich, beeinflusst durch die Vorstellungen de Brazzas, bildete sich ein, ich wolle im Namen Amerikas oder Englands oder irgend einer anderen Macht das ganze Congobecken in Anspruch nehmen.

Was aber will Amerika von Afrika? Nur das Recht mit ihm Handel zu treiben, so bald Afrika dazu fähig ist. Welches Interesse nimmt England an mir? Kein anderes als das, welches eine reiche, handeltreibende Nation, wie England es ist, an allen Unternehmungen hat. In wiefern interessiert sich das kleine Belgien für mich? Nur deshalb, weil Brüssel zufällig das Hauptquartier der Assoziation ist. Und in welcher Weise interessiere ich Deutschland oder Holland, Oesterreich oder Italien? Weil intellektuelle, handeltreibende und unternehmende Nationen mit Interesse dies Werk verfolgen, um zu beobachten, was daraus entstehen wird.

Ist es nicht an der Zeit, im Fall selbst noch irgend eine Nation Mißtrauen gegen die Assoziation hegt, die Vertreter der Nationen zusammenzurufen und die Gesellschaft vorzufordern, damit sie sich über ihre Existenz verantworte, über die Natur ihres Unternehmens Auskunft gebe und ihre Ziele auseinander setze, um dann, wenn man sich von der Reinheit ihrer Beweggründe und der Weisheit ihres Unternehmens überzeugt hätte, irgend ein Arrangement zu treffen, wie die Gesellschaft ihre menschenfreundliche Mission fortführen solle.

Ist ein solches Unikum in der Geschichte schon dagewesen? — Wurde je eine solche Einöde in so uneigennützigter Weise dem Verkehr erschlossen? Eine Gesellschaft nimmt aufs Geratewohl eine große Landesstrecke in dem verabscheueten Kontinent, eine Strecke Landes, das unter dem Äquator liegt, wo die Sonne am glühendsten, die Malaria am häufigsten, die Wildnis am undurchdringlichsten ist, ein Land, unzugänglicher als irgend eine andere Gegend in der ganzen weiten

Welt, und beschließt, demselben jährlich 4 Millionen Frank zu opfern, den Grund zu Städten zu legen, welche ein Ausgangspunkt für die Niederlassung von Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Landwirten oder Missionaren bilden sollen, die sich dort niederlassen und an diesem Lande arbeiten wollen, um es endlich für jedermann zugänglich zu machen und ihm die Schrecknisse zu benehmen, welche während so vieler Jahrhunderte die arme, verschüchterte Menschheit davon fern gehalten hat.

Teilen Sie dies Ihren Lesern mit, mein Freund! Breiten Sie die Karte von Afrika vor sich aus, vertiefen Sie sich in seine Vergangenheit, und ich bin überzeugt, Sie werden in beredter Weise für diese bewunderungswürdige Gesellschaft eintreten, welche sich vorgenommen hat, so viel für den alten, traurigen und vernachlässigten Kontinent zu thun.

In aufrichtiger Ergebenheit

Ihr
Henry M. Stanley.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Der Kaffee und seine Surrogate.

Die Bedeutung des ostindischen Kaffees für das Abendland erhellt aus der Thatfache, daß Europa jährlich gegen 130 Millionen Kilo davon verbraucht, während die übrigen Erdteile zusammen von diesem Genußmittel nur einige über 100 Millionen bedürfen.

Es ist mit dem Kaffee wie mit den meisten anderen sogenannten Bedürfnissen des verfeinerten Lebens, wie Thee, Brauntwein, Zucker: sie alle waren ursprünglich zu Heilmitteln ersehen, der Kaffee zuerst von Nordostafrika aus. Der Zucker, von der weisen Natur in den Säften vieler Pflanzen als Nahrungsmittel dargeboten, verwandelt sich als fester, kristallisierter Zucker und in zähflüssiger Form (Syrup) in den meisten süßen Backwerken als Zuckerguß und eingezuckerte Frucht in eine nicht nur entbehrliche, sondern schädliche That zu den Lebensgenüssen — reizt den Magen und das Innere des Mundes zu krankhaft saurer Absonderung; er läßt die Knochen unseres Körpers nicht erstarken, läßt sie stellenweis sogar erweichen und greift die Zähne, die Zierde des Sprechenden und Singenden Menschen, unwiederbringlich an.

Obgleich nun der levantische Kaffee eine verschwindend geringe Menge Nährstoff, dagegen eine aufregende Substanz, das Kaffein, und der geröstete Kaffee eine aus dem Kaffeesfette sich entwickelnde gewürzige, aber den Magen belästigende ölige Masse einschließt, so ist der Nachteil des Kaffeetrinkens gegenüber dem Schaden, den die in den Städten sich jährlich mehrenden Zuckerbäckereien und Schokoladenfabriken namentlich in der Kindervelt anrichten, verhältnismäßig gering.

Der Nachteil des Kaffeetrinkens erstreckt sich auf zwei Klassen von Menschen, auf Vollblütige und auf Schwächliche, besonders auf solche, deren Herz- und Gefäßsystem leicht erschlaffen. Die Folgen der berührten Abweichungen vom Normalzustande entziehen sich der öffentlichen Besprechung, sind aber offenkundig genug, seit aufmerksame Ärzte den Kaffeegenuß für allgemein verderblich dargestellt haben. Vor allem möge hier wenigstens hervorgehoben sein, daß der alltägliche Genuß, zumal heißen Kaffees, ähnlich wie der chinesische Thee den gesunden Schlaf beeinträchtigt. Dies gilt nicht bloß von dem nachmittags oder abends genossenen „Schälchen heißen;“ Kopf- und Zahnweh werden nur zu oft durch Kaffee erzeugt oder gesteigert. Angestrengt geistiges oder körperliches Arbeiten verträgt, wie bekannt, den Kaffee, es wird die Anstrengung, vornehmlich wenn andere Nahrungszufuhr fehlt, eine Zeitlang in ihren nachteiligen Folgen aufgehalten, der Kaffee wird zum Bedürfnis, wie er denn auch bei vorwiegend pflanzlicher Kost zum angenehmen Gewürze wird. Aber eine große Anzahl Menschen erfährt nach länger fortgesetzter Einnahme derartiger Stoffe, welche die Körper- und Geisteskräfte künstlich steigern und auf höherer Spannung erhalten, die nachfolgende Erschlaffung, welche leicht in krankhafte Abspannung übergeht, ähnlich wie beim Tabakrauchen. — Und von den Folgen gleichzeitigen Rauchens und der Gewöhnung an starken oder schlechten Kaffee zumal nach Tisch wissen die Ärzte und die Kurorte genug zu erzählen.

Gönnen wir also dem angestrengt Arbeitenden, der Frau aus dem Volke den Kaffee — Kindern darf er nur Arznei sein — so ist für die, welche ihn nicht bedürfen, das Bessere der Feind des Guten. Hier fängt die Geschichte der Ersatzmittel an, welcher sich der schlichte Mann aus Not oder in Erfindungsdrang, dann die Industrie, zuletzt die Reklame bemächtigt hat — und was entgeht, wenn es einen Namen oder nur eine Aussicht hat, der Reklame?

Die Wissenschaft und die Erfahrung haben das Recht und die Pflicht, an dieser Stelle hervorzutreten; sie haben den Weizen von der Spreu zu befreien.

Zum Ersatz drängte schon frühzeitig der hohe Preis des Kaffees — jetzt drängt dazu der kaum zu deckende Verbrauch).

Als Ersatzmittel sind nun hervorgetreten: Zichorie — sie ist schädlich; Runkelrübe — sie ist widerlich, höchstens als „Zuckerrübe“ zulässig; Gerste — die Getreidesorten überhaupt geben ein gesundes, nicht nur mäßig anregendes, sondern auch nahrhaftes Surrogat. Im rohen Zustande ist der Getreideaufguß sad; das Rösten entwickelt ein angenehm brenzliches, dem Kaffee-Aroma, wenn auch entfernt ähnliches, Produkt.

Wird ein Teil der zum Surrogat ausersehenen Gerste mäßig gemalzt, so tritt ein Gewinn an Zucker in einer Form hinzu, welche weder die Zähne noch den Magen beleidigt.

So entstanden unter den Bemühungen zweier Brüder Behr in Cöthen (Anhalt) und unter Mitwirkung von Chemikern, welche den dem Publikum zu bietenden Stoff analysierten, und von Ärzten, welche den Stoff prüften und die schmackhafteste Form ausfuchten, zwei Surrogate; Das „Behr'sche Kaffee-Surrogat“ und

der „Malto-Kaffee.“ Sie kommen nebeneinander in den Handel, je nach dem Behagen der Konsumenten. Da diese Stoffe in feuchtem Lager etwas Wasser anziehen, so ist geraten, dieselben für neugebaute Häuser, Erdgeschosse u. in Blechbüchsen-Verpackung zu beziehen. Trotzdem daß letztere Versandart den Preis etwas erhöht, ist er auch bei dieser Form für beide Sorten noch billiger als der arabische Kaffee.

Beide Sorten verdienen eine größere Verbreitung schon deshalb, damit Vorurteile, wie sie jedem neuen Industriezweige entgegengebracht werden, schneller als bisher schwinden. Wie befangen selbst der einsichtsvollere Teil der Bevölkerung gegenüber den diätetischen Surrogaten ist, zeigt sich in den Aussprüchen, welche man gelegentlich über mühsam und unter Aufopferung dargestellte gute Ersatzmittel vernimmt, deren Grundstoffe und chemische Anteile öffentlich bekannt gegeben sind.

Die Bemühungen der genannten Chemiker-Fabrikanten sind nicht nur vom Reiche anerkannt worden durch Verleihung eines amtlichen Patentes auf die den Genannten eigene Darstellungsweise der Surrogate (es handelt sich um ein scharfsinnig ausgesonnenes Kühl- und Reinigungsverfahren, um dem Produkte die Spreu zu entziehen, aber das eigene Getreide-Arom zu erhalten), sondern auch durch Gutachten der Sachverständigen bei Gelegenheit der Berliner Ausstellung 1883 ermutigt.

In einigen Kreisen hat der verdienten Weiterverbreitung des gesunden Getränkes Eintrag gethan der Umstand, daß man bei dem Worte Malto-Kaffee eine Vorspiegelung vermutet hat, als wolle der Lieferant einen „Kaffee“ liefern, der doch kein Kaffee sei, keine Bohne enthalte.

Dem ist beizufügen, daß die Behrschen Surrogate nie darauf hin geschaffen worden sind, ein orientalisches Produkt darzustellen. Es ist nur der kaffeeähnliche Geschmack, der Geruch und die Farbe der Ersatzmittel im Auge behalten und die heilsame Bemühung, den Personen etwas an wahren Kaffee Erinnerendes zu bieten, ohne ihrem Körper zu schaden. Wohl aber verträgt sowohl der Behrsche Malto-Kaffee, als auch das Behrsche Kaffee-Surrogat den Zusatz einiger Prozente wahren Kaffees, wenn feineres Arom dem davon nicht ablassen wollenden Gaumen geboten werden soll.

Leipzig.

E. Hennig.

Geschichte.

Ungedruckte diplomatische Berichte aus Paris zur Geschichte der Erhebung Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen.

Die Ereignisse, welche der Erhebung Napoleons I. auf den Kaiserthron von Frankreich unmittelbar vorangingen und ohne Zweifel mit derselben in einem gewissen Kausalnexus standen, haben eine überraschende Ähnlichkeit mit denjenigen, welche die Einleitung für den Staatsstreich Louis Napoleons bildeten. Hier wie dort handelte es sich im Interesse des Mächthabers darum, das französische Volk

dadurch für das Leben desselben besorgt zu machen, daß man Gerüchte von gefährlichen Verschwörungen gegen den ersten Beamten des Staates in Umlauf setzte und über alle diese Vorgänge den Halbschleier des Geheimnisvollen, das mehr als alles auf das Volk eine beunruhigende Wirkung ausübt, absichtlich breitete.

Schon das erste Gerücht über die beabsichtigte Staatsveränderung in Frankreich, welche dem kühnen Korsen die Kaiserkrone reichen sollte, stand im engsten Zusammenhange mit der angeblichen Verschwörung Moreaus und Pichegrus; der hessische Gesandte von der Malsburg in Paris schreibt unter dem 4. März 1804 in einem chiffrierten Briefe nachhause: „Ein Gerücht, welches durch die Konspirationsgeschichte entstanden ist, welches aber die Furcht vor Wiederholung dergleichen Versuche vielleicht bestätigen könnte, ist, daß Bonaparte zum Empereur des Gaulois und die Regierung in seiner Familie erblich werde erklärt werden!“ Ob die ganze Verschwörung wirklich so gefahrdrohend gewesen ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber dagegen darf wie schon bei den Zeitgenossen so auch heute bei uns sich gerechter Zweifel erheben, daß Männer wie Moreau, Pichegru und gar Enghien mit derselben in irgend welcher Beziehung gestanden haben. Malsburg wundert sich offenbar selbst darüber, daß „man unter Bösewichtern niedrigster Gattung zwei berühmte Männer findet, welche sonst die Stütze ihres Vaterlandes und als Helden glänzen;“ und an einer andern ebenfalls chiffrierten und also den Ausdruck der eigenen Überzeugung des Gesandten bildenden Stelle sagte er: „der General Moreau wird für einen einfachen, keiner Intrigue fähigen Mann gehalten. Viele glauben, daß er nicht so sehr schuldig sei, als ihn die offizielle Anklage darstellt, in welcher sein Urtheil schon vorher gesprochen ist!“ Moreau, um es kurz zu sagen, war eben einer derjenigen Männer, die Napoleon bei seinen ehrgeizigen Plänen deswegen zu fürchten hatte, weil sie einem Staatsstreich niemals zugestimmt haben würden! Und es gehört doch in der That ein großer Theil naiven Glaubens dazu, um nicht an der offiziellen Kundgebung der französischen Regierung zu zweifeln, die Männer wie Moreau und Enghien an einer Verschwörung Theil haben läßt, welche Napoleon am der Küste gefangen nehmen und nach England transportieren lassen wollte!

Auch das, was Malsburg von Enghien sagte, verdient Aufmerksamkeit. „Der Duc d'Enghien ist mit Mut und Entschlossenheit gestorben. Als man ihm die Augen verbinden wollte, sagte er: „Ich habe den Tod zu oft in der Nähe gesehen, als daß ich ihn jetzt fürchten sollte.“ Man hatte ihn Tag und Nacht von Straßburg reisen lassen. Am 20. ist er abends in Vincennes sehr ermüdet angekommen. Um 1 Uhr nachts wird er vor das Kriegsgericht geführt, nach einigen Fragen verurteilt und um 3 Uhr bei Fackelschein in einem innern Hof des Schlosses erschossen. Niemand sieht einen politischen Zweck in dieser Hinrichtung und in der Übereilung, mit welcher sie geschehen ist, vielmehr ist Konsternation und Unwillen überall hier verbreitet.

Man hat Verwunderung geäußert, daß der Kurfürst von Baden die Arrestation des Prinzen und seiner Unglücksgefährten zugestanden habe. Der badische

Minister von Dalberg behauptet aber, autorisiert zu sein, diesem Gerüchte zu widersprechen, denn die Requisition sei erst nach Karlsruhe geschickt worden, nachdem alles vorbei und geschehen war, und der General Coulincorat habe die verzögerte Einsendung des Requisitionsschreibens mit der dringend gewordenen Eilfertigkeit und der Notwendigkeit des Geheimnisses entschuldigt. Gewiß würde sich der Kurfürst von Baden in einem großen Embarras befunden haben, welches ihm durch diese Verfahrensart erspart worden ist.¹⁾ Es war eben eine völkerrechtswidrige That, die in ihrer rücksichtslosen Gewaltthätigkeit keinen andern Zweck haben konnte, als die Royalisten in Frankreich zu erschrecken und für die nächste Zeit in ohnmächtiger Furcht zu halten.

In Malsburgs Bericht vom 1. April tritt das Gerücht von der Erhebung Napoleons schon in bestimmterer Gestalt auf; es scheint, so heißt es, als wolle man mit der gezielten Verbreitung desselben die Gesinnung des Volkes prüfen, und zwei Tage darauf kann der Gesandte schon melden, daß „Napoleon auf den vom Senat gestellten Antrag, daß Bonaparte darauf denken möge, dem Gouvernement mehr Festigkeit zu geben, geantwortet habe, daß er sich damit beschäftigen, aber nichts ohne Zustimmung des französischen Volks thun werde.“ Also auch hier bei Napoleon dem älteren schon der Gedanke des Plebiszits, den sein Neffe später so glücklich ausgenutzt hat. „Man wird das Volk in den Versammlungen fragen,“ schreibt der Gesandte noch am 22. April nachhause, „Widersprechen wird nicht zu fürchten sein!“

Wenige Tage darauf aber ließ man den Gedanken des Plebiszits fallen; Malsburg schreibt dazu: „Es ist zu vermuten, daß die Proklamation nächstens, ohne Volksumfrage erfolgen wird; das Tribunal hält sich für die Repräsentanten des Volkes, und die Vorsteher desselben haben in den meisten Departements ihren Wunsch sowie die Armee schon geäußert. Man wird also die Eröffnung der Stimmregister vermutlich für unnötig halten; überflüssig und zeitverderblich sind sie gewiß!“ Schon am 18. Mai war der Senat soweit über die Successionsfrage einig, daß noch am Nachmittage die Präsentation Bonapartes als Kaiser der Franzosen in St. Cloud erfolgen konnte. Es war auffallend, daß bei der genauen Aufstellung der Succession allein der beiden Brüder Napoleons, Lucians und Jérômes mit keinem Worte gedacht war, Jérômes Nachkommen sind bekanntlich die heutigen Bonapartistischen Prätendenten. Interessant ist die Begründung, welche Talleyrand in seiner Notifikation an den Herrn von Malsburg vom 19. Mai 1804 für diese Staatsveränderung giebt: „Monsieur, j'ai l'honneur de vous adresser une copie authentique du sénatus-consulte qui détermine pour l'avenir la dénomination, les formes et la transmission du pouvoir souverain en France, les seuls droits, qui dans l'organisation du gouvernement de la République n'étaient pas proportionnés à la grandeur et au besoin de l'état.“

Die nächste Frage, die sich beim Eintritt so überraschender welthistorischer

¹⁾ Auch dieser Bericht ist wie die meisten angeführten, chiffriert. Staatsarchiv zu Marburg. Abteilung Frankreich.

Ereignisse, wie es die Erhebung Napoleons zum Kaiser der Franzosen war, uns aufdrängt, wird die nach dem Eindruck sein, den die Nachricht auf die zunächst Beteiligten, auf das französische Volk und hier wieder zunächst auf die Pariser gemacht hat. Hören wir Malsburgs Bericht in dieser Beziehung: „Es scheint nicht.“ schreibt er am 23. Mai 1804 in Ziffern, „daß die Pariser an dieser Veränderung vielen Anteil nehmen. Am Tage der Proklamation und der folgenden waren etliche öffentliche, aber von hundert nicht ein Privathaus erleuchtet.“ Und wenige Tage darauf macht er aus der Lage der Dinge in seinem chiffrierten Bericht vom 13. Juni gar kein Hehl mehr daraus: „Die Stimmung war hier im allgemeinen nicht gut;“ schreibt er, „sie würde noch schlimmer geworden, vielleicht bei der Armee ausgebrochen sein, wenn Moreau wäre kondemniert worden,“ und weiter: „Als Ursache des Verzugs der Inauguration wird angegeben, daß man die öffentliche Meinung zuvor wieder zu gewinnen suchen wollte, welche sehr herabgestimmt ist!“ Beweise genug aus unparteiischer Quelle, daß das französische Volk der Erhebung Napoleons zum Kaiser durchaus nicht so, wie es die offiziellen Anzeigen melden, entgegen jubelt hat.

Dagegen überstürzten sich die fremden Gesandten, vor allen die der deutschen Fürsten, um thunlichst bald die Zeichen ihrer Freude über das Ereignis in möglichst enthusiastischer Form in St. Cloud an den Mann zu bringen. Es wirkt fast komisch, wenn wir aus den Berichten vernehmen, wie der hessische Gesandte sehr wenig angenehm überrascht gewesen wäre, als ihm Graf Beust mitgeteilt hätte, daß er sein Glückwunschschreiben schon am vergangenen Mittwoch an Talleyrand überreicht habe, also vor der offiziellen Bekanntmachung der Staatsveränderung. Er habe ihn darüber zur Rede gestellt, „wie es denn komme, daß sein Herr die Kaiserwürde anerkannt habe, ehe noch eine öffentliche Bekanntmachung erfolgt sei?“, und Beust habe erwidert: „Talleyrand habe ihn schon acht Tage vor der Proklamation avertiert und hinzugefügt, daß es der zukünftige Kaiser außerordentlich gern sehen werde, wenn der Kurzerzkanzler als erster Kurfürst des Reiches mit der Anerkennung vorgehe und auch bei dem Reichstag die Einleitung mache! War dies Prävenire dem hessischen Gesandten höchst fatal, so suchte er doch mit lobenswertem Eifer wenigstens dadurch einen Vorsprung vor seinen Kollegen zu erringen, daß er womöglich zuerst die neuen Kreditive überreichen konnte, weil er im Vertrauen von Talleyrand — wie mag der große Staatsmann „wenn er allein war“, wie Bismarck neulich einmal sehr gut gesagt hat, über den guten Malsburg gelacht haben — darüber verständigt worden war, daß die Gesandten in der Reihenfolge, wie die Kreditive eingingen, empfangen werden würden. Und nun mußte es der Gesandte schließlich trotz alledem erfahren, daß der Badiſche und Württembergische Gesandte vor ihm, der doch einen ganzen Tag früher sein Kreditiv abgegeben hatte, von Napoleon empfangen wurde! Natürlich protestierte er in einem großen Schreiben an Talleyrand, der ihn dann zu trösten wußte; wer aber denkt nicht bei dieser Erzählung an die alljährlichen famosen Neujahrsempfänge zur Glanzzeit Napoleons III., wo die Gesandten der auswär-

tigen Mächte förmlich die Mienen des Kaisers studierten, um die Gnade oder Ungnade für die einzelnen aus seinen Augen konstatieren zu können.

Um diese Zeit kam auch das erste Gratulationsschreiben des Kurfürsten an, worin die Ausdrücke, die der steife Regent des Zopfes braucht, für die spätere Zeit nicht uninteressant sind. Er schreibt darin: „Nous nous emprenons de témoigner à V. M. J. le part vive, que nous prenons à un avenement aussi intéressant pour tous les gouvernements, qu'il est en même tems, Sire, un moment éclatant des mérites émineus et des hautes qualités personnelles qui vous caractérisent!“ Die Kaiserkrönung wurde, wie bekannt, bis in den Dezember verschoben; der Kaiser selbst reiste im Herbst nach Mainz in der Absicht, dort auch mit dem Kurfürsten von Hessen zusammen zu treffen, an den er ein freundliches Einladungsschreiben hatte ergehen lassen. Mochte nun der Kurfürst wirklich vom Podagra so arg geplagt sein, daß es ihn am Reisen hinderte, mochte er es nur als Vorwand gebrauchen, genug er ging nicht nach Mainz, schrieb aber einen Brief an den Kaiser, der zweifellos die Grenzen zeremonieller Höflichkeit weit überschritt. Er lautete: „Sire! A l'instant ci attendu où je crois être parvenu l'avantage de rendre de bouche mes hommages à Votre Majesté Impériale je m'en vois encore privé cette fois par un accès de goutte (Podagra), qui depuis quelques jours m'empêche totalement de marcher, mes régrêts en sont extrêmes analogues à la privation que j'éprouve de ne pouvoir admirer le plus grand des héros de notre siècle!“ Der Kaiser war offenbar trotz dieses schmeichelhaften Briefes etwas verlezt durch das Nichterscheinen des Kurfürsten, sein Antwortschreiben ist kalt und höflich: Mon frère! Je partage les regrets, que vous m'exprimez sur la circonstance imprévue, qui vous a empêché de venir jusqu'à Mayence. J'en ai éprouvé une double peine par l'intérêt, que je prends à votre santé. Il me sera agréable de vous renouveler l'assurance de l'intérêt, que je porte à votre personne et à votre maison, lorsque votre rétablissement et les circonstances permettront que je vous voie!“ Daß er dem Kurfürsten aber das Podagra nicht vergessen hatte, läßt sich aus einzelnen kleinen Umständen schließen; als Malsburg bei ihm zweimal Audienz hatte, fragte er jedesmal sogleich: „Ob der Kurfürst noch immer am Podagra litte?“, und als der Gesandte beidemal die Frage bejahte, fügte der Kaiser einmal die Bemerkung hinzu: „Ach, das Podagra ist ein nicht gefährlicher, nur unbequemer Feind!“ Das anderemal sagte er gar: L'électeur est robuste, il se remettra facilement, s'il se ménage!“ Bei einer anderen Gelegenheit erkundigte sich Napoleon sogleich wieder nach dem Podagra des Kurfürsten, und als der Gesandte verbindlich erwiderte, „daß der Kurfürst unter dem Podagra doppelt gelitten, weil er dadurch des Vergnügens, S. Majestät zu sehen, beraubt worden wäre,“ offenbar in der stillen Absicht, aus dem Munde des Kaisers eine offizielle Einladung zu den Krönungsfeierlichkeiten für den Kurfürsten zu erhalten, meinte er nur, „er hoffe schon noch den Kurfürsten persönlich kennen zu lernen,“ „eine Einladung aber,“ fügt Malsburg sehr ruhig hinzu, „erfolgte nicht.“ Das anfänglich so gute Verhältnis zwischen Napoleon und dem Kurfürsten, das ihm die Stellung, die später

Sachsen während der Regierung Napoleons einnahm, zu versprechen schien, hatte sich zweifellos verschlechtert.

Es war übrigens um so auffallender, daß keine Einladung von seiten des Kaisers selbst erfolgte, je lieber man es offenbar sah, daß recht viele deutsche Fürsten bei der Kaiserkrönung zugegen wären. Bei einer Gesellschaft bei Talleyrand sprach zwar der französische Premier noch einmal in höflicher Weise mit Malsburg darüber, ob der Kurfürst oder der Kronprinz zu den Festlichkeiten käme, aber diese Höflichkeit erwies eben Talleyrand jedem. „Talleyrand“ berichtet Malsburg gelegentlich unter Ziffern, „scheint dem Kaiser dadurch vorzüglich schmeicheln zu wollen, daß er so viele deutsche Fürsten als möglich hierher zu ziehen sucht, um auch hierunter den Nachfolger Karls des Großen zu spielen! Um dieser Analogie halben glauben auch viele, daß die Krönung noch bis auf den ersten Christtag verschoben würde; weil an diesem Tage vor tausend Jahren Karl in Rom gekrönt ward!“

Das letztere war nun allerdings nicht der Fall; schon am 5. Dezember konnte der Gesandte über die einzelnen Vorgänge bei den Krönungsfeierlichkeiten berichten. Einiges daraus mag hier Platz finden. „Der Kaiser,“ schreibt Malsburg, „trug keine andere Krone, als ein bloßes Diadem in Form eines Lorbeerkranzes nach Art der römischen Cäsaren. Er setzte sich solches im Selbstgefühl seiner Würde auf und krönte nachher auch die Kaiserin, welche sich bei der ganzen Feier mit außerordentlichem Anstand und mit so viel Grazie benahm, daß sie aller Herzen einnahm. Alles war in reichstem, spanischem Kostüm gekleidet. Von deutschen Fürsten waren nur gegenwärtig: Der Kurzerzkanzler, der Kurprinz und Prinz Ludwig von Baden, der Erbprinz von Darmstadt, der preußische Oberst Prinz von Homburg und der Fürst von Solms-Licht. Abends bei der Tafel — der Kaiser, die Kaiserin, der Papst und der Kurzerzkanzler speisten an einem Tisch allein — sei der Kaiser auf Malsburg zugetreten und habe scherzend gesagt: „Er lebe von den Zulagen, die der Kurfürst ausgeteilt hätte!“ Alle seien mit spanischen reichgestickten Mänteln bekleidet gewesen, der Kaiser im Purpurmantel, die kaiserlichen Prinzen in weißer, spanischer Tracht.

Nach aufgehobener Tafel habe man theatralische Tänze von den Operntänzern und Tänzerinnen aufführen lassen, bei welchen letzteren jedoch der Papst nicht gegenwärtig geblieben sei.“

Den Schluß der Korrespondenz zwischen Napoleon und dem Kurfürsten bildete ein in sehr enthusiastischen Ausdrücken gehaltenes Schreiben des letztern, in dem er dem Kaiser zu seiner Thronbesteigung gratuliert, und die kalte, dankende Antwort des ersteren. Politische Verhandlungen drängen sich um diese Zeit schon wieder in den Vordergrund, vor allem die projektierte Gründung einer Union deutscher Fürsten, die Napoleon sehr begünstigte, und an welcher auch Kurhessen wesentlich Anteil zu nehmen gedachte; schon damals kam es zu ziemlich deutlichen Auseinandersetzungen zwischen dem hessischen und preußischen Gesandten, welcher letztere dem Herrn von der Malsburg unverblümt auf das Illonale der politischen Handlungsweise des Kurfürsten aufmerksam machte, der sich einem solchen Bunde

hinter dem Rücken des Königs von Preußen anschließen wolle; „doch sei die Lage Kurhessens so,“ meinte er gelegentlich kaltblütig dem hessischen Gesandten gegenüber, „daß dasselbe wegen seiner geographischen Lage, auch wenn es wolle, sich von Preußen nicht trennen könnte!“ Als man Napoleon von dem Unwillen Preußens erzählte, lachte er und meinte, daß es allerdings sehr natürlich sei, daß dieser Staat die Gründung einer Union deutscher Fürsten nicht gern sehe. Zu einem Bruche kam es, wie bekannt, damals noch nicht; der Krieg mit Oesterreich drohte jeden Tag loszubrechen, Tallenrand wollte, wie Warsburg berichtet, in dieser Lage Preußen nicht vor den Kopf stoßen, aber sein Schicksal scheint schon damals von Napoleon beschlossen gewesen zu sein.

Kurhessen glaubte seinen Vorteil darin zu sehen, daß es bald mit Preußen, bald mit Frankreich über den militärischen Anschluß verhandelte, je nachdem diese oder jene Macht mehr bot, bis die Katastrophe von 1806 eintrat. Wie rücksichtslos immerhin die Handlungsweise Napoleons bei der Depositionierung des Kurfürsten gewesen zu sein scheint, so gerecht war sie gegen einen Mann von so zweideutiger Politik, der während der festesten Freundschaftsversicherungen gegen Preußen auf dem Fuße stand ein Schutz- und Trugbündnis mit Frankreich gegen dieselbe Macht abzuschließen. Zu einer persönlichen Korrespondenz zwischen Napoleon und dem Kurfürsten Wilhelm kam es nicht wieder: „Le plus grand héros de notre siècle“, wie er ihn einst genannt hatte, „die schönste Hoffnung für alle, die den Frieden lieben,“ war von da an für ihn nur noch der „freche Usurpator“, den er am liebsten an einem englischen Galgen gesehen hätte.

Warsburg.

Georg Trmer.

Musikwissenschaft.

„Prof. Stumpfs Tonpsychologie.“

Die wissenschaftliche Behandlung der Musik ist mit einem bei Hirzel in Leipzig erschienenen Werke, Tonpsychologie von Dr. Karl Stumpf, in ein neues, bedeutungsvolles Stadium getreten. Zum erstenmale werden nämlich von dem Verfasser die seelischen Vorgänge, welche durch die Töne hervorgerufen werden, systematisch erörtert und beschrieben. Die Tonempfindungen sind demnach das Material seiner Forschung; er zeigt uns jedoch nicht gleich Helmholtz in seiner epochemachenden „Lehre von den Tonempfindungen“, wie solche überhaupt zustande kommen, er untersucht nicht die in physikalischen und physiologischen Erscheinungen begründeten „Antezedenzen“ der Tonempfindungen, sondern zeigt vielmehr die psychischen „Folgen“ derselben und belehrt uns darüber, wie die Seele auf die durch Töne bewirkten Nervenreize reagiert.

Damit sind wir an der Grenze eines großen Arbeitsgebietes angelangt, auf dem seit den ältesten Zeiten die Männer der Wissenschaft mit mehr oder weniger Glück und Geschick sich versuchten. Anfangs begnügten sich die wissenschaftlichen Musiker allein mit der Untersuchung der tönenden Körper, hauptsächlich mit der Messung der Saiten- und Röhrenlängen. Man verfolgte jedoch den Ton nicht

weiter auf seinem Wege vom Schallorte zum Ohre. Da war es denn schon ein großer Fortschritt, als man erkannte, daß die Vibrationen der tönenden Körper für den Ton maßgebend seien und daß dieser sich durch die in wellenförmige Erschütterung versetzte Luftmasse bis zum Ohre fortpflanzte. Daran schloß sich die Untersuchung der den Schall aufnehmenden, beweglichen Teile des Ohres und der Physiologe verfolgte weiter die Erregungen der Nerven, welche den verschiedenen Reizen und Empfindungen entsprechen. Wir wissen heute, daß die Klänge unserer Musikinstrumente und unserer Stimme nicht einfach sind, sondern je einen Komplex von einfachen Tönen bilden, welche Partialtöne heißen und mit ihrem Grundton dasjenige bestimmen, was wir gewöhnlich unter dem Ausdruck „Klangfarbe“ verstehen; wir vermuten, daß neben diesen über dem Grundton sich aufbauenden sogenannten harmonischen Obertönen, deren wir uns im einzelnen beim Auffassen des Klanges nicht bewußt werden, obwohl ihr Vorhandensein durch die sogenannte Klanganalyse konstatiert werden kann, auch eine Anzahl von „Untertönen“ (nach Riemann) den Klang mit bestimmt.

Eine Hypothese ist es ferner, daß unser Ohr ein Organ mit einer großen Anzahl isolierter Nervenfasern besitzt, die, einer Klaviatur ähnlich, gleichsam auf alle denkbaren Töne „abgestimmt“ sind und nach dem Gesetze des Mitschwingens zugleich mit jedem einzelnen den Klang zusammensetzenden Oberton in Schwingung geraten. Die Zahl der in einem Klang gleichzeitig erscheinenden einfachen Töne korrespondiert demnach mit einer gleichen Zahl einfacher, zu einer Tonempfindung sich zusammensetzender Nervenreize.

So weit nun der Physiker und der Physiologe. Zu dieser an und für sich bei dem Aufnehmen eines Tones vorhandenen Verbindung von einfachen sinnlichen Eindrücken muß aber noch eine neue, das Verhältnis der einzelnen Reize affirmierende oder negierende Funktion der Seele hinzutreten. Diese vollzieht, um eine zusammengesetzte Tonempfindung als einen bestimmten Ton zu bezeichnen, ein Sinnesurteil. Das Vorhandensein einer Mehrheit von Eindrücken und Empfindungen genügt nicht; die Seele soll diese Vereinigung auch bemerkt, erkannt haben, soll das Vorhandensein in einem Urteile behaupten, das sich zwar unter Umständen sofort und unmittelbar an die Sinnesempfindung direkt knüpfen, auch erst einer Überlegung entstammen kann, nicht aber immer zu sprachlicher Verlautbarung führen muß.

Von diesem Standpunkte ausgehend, beschäftigt sich der vorliegende erste Teil der Tonpsychologie mit Tonurteilen, soweit sie durch einzelne Töne hervorgerufen werden. In den folgenden Bänden sollen dann die Urteile, welche an gleichzeitige Töne, an Intervalle sich knüpfen, und schließlich die Tongefühle behandelt werden.

Die eminente Bedeutung solcher Untersuchungen für die rationelle Grundlegung einer musikalischen Kunstlehre im höheren Sinne springt sofort ins Auge, wenn man bedenkt, daß die Musik-Ästhetik noch immer in den Anfängen steckt und seltsamerweise trotzdem bei ihren schüchternen Versuchen über den Anfang weg gleich in medias res springen, an die Gefühle sich heften wollte. Die Ästhetiker, welche

eine Schönheitslehre auf das luftige, schwauke Gebäude vager Gefühle aufsetzen wollten, sahen ihre Truggebilde in eitel Dunst aufgehen. Sie philosophierten eben über Gefühle und waren über die Grundlagen derselben im Unklaren geblieben. Sie begannen den Bau ihres ästhetischen Hauses bei dem Dache.

Aber selbst jene Musik-Ästhetiker, welche zur Aufrichtung ihres Lehrgebäudes nichts herbeiholten, was nicht in den Tonvorstellungen selbst liegt, die also sich vollkommen darüber klar waren, wo anzufangen sei, blieben dennoch im Zweifel darüber, wie der Anfang gemacht werden solle.

Herbart, der zu einer gesunden Musik-Ästhetik hinleitete, schrieb zwar: „Unsere Ästhetiken enthalten eher alles in der Welt, ja den Ursprung der Welt selbst, als die einfachsten Grundregeln der einzigen unter den Künsten, die wirklich ihre Grundregeln kennt“ . . . Er meinte die Musik mit ihrem Generalmaß. Aber dieser ist doch selbst schon ein kompliziertes Produkt ästhetischer Überlegung, kann daher nicht zur Grundlage musikästhetischer, geschweige denn allgemein ästhetischer Fundamentalsätze dienen.

Dagegen hat aber Professor Robert Zimmermann in seiner Ästhetik aus den Forschungen Helmholtz' für die Erklärung und Begründung des ästhetischen Wohlgefallens an der Harmonie in geistreicher, scharfsinniger Weise die interessantesten Konsequenzen gezogen. Ungleich größere Anregung als aus dem klassischen Werke Helmholtz' wird speziell für den Musik-Ästhetiker aus den weiteren Bänden der „Tonpsychologie“ entspringen müssen; denn über das Wohlgefallen an gewissen Tonformen wird sich erst dann mit Erfolg diskutieren lassen, wenn die psychischen Wirkungen der Töne überhaupt schon eine schematische Erklärung erfahren haben. Der vorliegende Band beschäftigt sich mit eigentlich musikalischen Problemen noch nicht, der Verfasser, der in selten glücklicher Weise philosophischen Scharfsinn und hohe musikalische Begabung in sich vereinigt, will ihn nur als Vorläufer der eigentlichen musikalischen Psychologie betrachtet wissen, deren Erscheinen jeder Leser des ersten Teiles nunmehr mit Spannung und Ungeduld erwarten wird.

Der erste Abschnitt des Buches erörtert in klarer, durchsichtiger Form allgemein philosophische Begriffe, wie Aufmerksamkeit, Übung, die Zuverlässigkeit von Sinnesurteilen und ihre Messung, die Analyse und Vergleichung, schließlich Raum- und Zeiturteile, welche einen „Standpunkt“ voraussetzen. Der Verfasser wendet sich mit großer Ausführlichkeit gegen die Hauptsätze der sogenannten „Relativitätslehre“, derzufolge jede Empfindung notwendig auf eine andere bezogen werden soll, schlechtweg reine Empfindungen, die Empfindung absoluter Inhalte geleugnet und nur die Empfindung von Beziehungen, Unterschieden, Veränderungen anerkannt wird. Professor Stumpf hebt hervor, daß nur in den sprachlichen Benennungen „rot, blau“ für unsere Empfindungsinhalte Relationen liegen, da sie zur „Unterscheidung der einzelnen, dem Bewußtsein bereits von früher her bekannten Empfindungen von einander eingeführt sind“. Ihrem Wesen nach aber sei keine Empfindung auf eine andere angewiesen, in der Röte liege kein Hinweis auf die Bläue, „nicht einmal in der Dissonanz liegt, wenn sie als reiner Empfindungs-

inhalt betrachtet wird, ein Hinweis auf die Konsonanz, im Septimenakkord ein solcher auf den Dreiklang. Das sogenannte Auflösungsbestreben eines dissonanten Akkordes ist nur für den vorhanden, der bereits konsonante Akkorde im Anschluß an jenen früher gehört und im Gedächtnis behalten hat."

Diese Behauptung, welche der Verfasser in den folgenden Teilen ausführlich zu begründen verspricht, besitzt für die Beurteilung der modernen Musik eine große Tragweite und trifft mit den Resultaten neuerer Harmoniker überein, welche die selbständige Geltung der Dissonanzen zu erweisen versuchen.

Aber auch Urteile, z. B. bei Vergleichen aufeinanderfolgender Töne, hält der Verfasser ohne weitere Vorbedingungen als die diesbezüglichen Empfindungsqualitäten selbst, ohne Hilfe irgend eines außer denselben gelegenen Kriteriums für möglich. Die Beurteilung, ob zwei Töne, welche nacheinander angegeben werden, gleich oder ungleich sind, welcher von zwei als ungleich erkannten Tönen der höhere ist, erscheint dem Verfasser als eine unmittelbare aus den Tonqualitäten selbst hervorgehende. Der „gleichsam vermittelnden Ansicht“, daß das Ohr bei solchen Urteilen dennoch auf einem gewissen Standpunkte „nicht bloß äußerlich sondern auch innerlich“ Stellung nimmt, scheint der Verfasser zu wenig Gewicht beizulegen. Wenn auch dieser Standpunkt in der Entwicklungsgeschichte der Musik stets Änderungen erfahren hat, indem wir heute z. B. die Tonreihe von unten her beurteilen, was nicht immer in der alten Zeit der Fall gewesen zu sein scheint, so läßt sich doch für jede musikalische Periode wenigstens die Sicherstellung irgend eines festen Punktes, von dem aus die Töne beurteilt wurden, erweisen. Wohl kommen, wie der Verfasser hervorhebt, bei dieser Frage nicht bloß Töne in Betracht, die in irgend welchem musikalischen Zusammenhange stehen (Melodie- oder Akkordfragmente), sondern ganz beliebig herausgegriffene. Da jedoch die Empirie bei der Lösung dieser Frage den Hauptanteil hat und heute selbst unter gänzlich unmusikalischen Leuten kaum einer zu finden wäre, der die Bedeutung eines hohen und tiefen Tones nicht schon aus Erfahrung kennen würde, d. h. einen Standpunkt bei der Beurteilung der Töne einzunehmen gelernt hätte, so müßte man in diesem Falle wieder zu den beliebten „Wilden“ zurückgreifen. In der That sagt der Verfasser: „Nehmen wir an, der Befragte wisse über die Bedeutung von „hoch und tief“ bei Tönen nichts, der Fragende habe ihm aber an einem Beispiel, an den Tönen e und g dieselbe erläutert: wird er dann in einem zweiten Falle, wo zwei andere Qualitäten vorgelegt werden, in diesen selbst die vollständigen Anhaltspunkte des Urteils finden können?“ . . . In dieser Frage des Verfassers liegt schon nach unserer Meinung der Fehler. Denn die erwähnte Erläuterung kann diesem musikalisch „Wilden“ nur dadurch zu teil werden, daß er einen „Standpunkt“ einnehmen lernt. Hat man ihm das auch nur einmal gezeigt, dann ist sein Verhalten beim Urteilen zur Lösung der Hauptfrage nicht mehr von Belang, er ist hinsichtlich des „hoch und tief“ eben schon ein „Wissender“.

Diesbezügliche und viele andere von dem Verfasser mitgeteilte Versuchsreihen über Tonurteile bei eminent musikalischen und unmusikalischen Individuen bieten dem Musiker sowohl wie dem Philosophen ein kostbares anregendes Material zu

reichen Studien. Wichtige Betrachtungen über die Unterschieds-Empfindlichkeit in verschiedenen Tonregionen hat der Verfasser selbst an seine gründlichen Versuche geknüpft.

Von ganz besonderem Reiz dünkt uns jedoch die Abhandlung über „Höhe und Tiefe“ der Töne, in welcher die eigentümliche Kraft der Raumsymbolik, die sich gerade bei der Auffassung der Töne so entschieden geltend macht, erklärt wird. Es ist wirklich seltsam, daß gerade auf Töne, die an sich „am wenigsten räumlicher Natur“ sind, während eine Farbe ohne Ausdehnung und Lokalisation sich nicht denken läßt, fast ausschließlich räumliche Kategorien angewendet werden. Es ist noch seltsamer, daß wir zur Auffassung der Tonreihe als einer geradezu aufsteigenden hingeführt werden. Die Anwendung der Höhen- und Tiefenausdrücke, deren Gründe bisher noch nicht ausführlich erörtert wurden, findet sich gleichwohl allgemein, auch schon bei den Alten. Und wenn man zugiebt, daß die Ausdrücke hoch und tief bei Tönen stets entsprechende Raumvorstellungen mit sich führen, so kann, dem Verfasser zufolge, weiter gefragt werden, „ob auch Töne, deren Auffassung augenblicklich nicht sprachlich eingekleidet wird, uns nichtsdestoweniger im räumlichen Kleide erscheinen; ob also immer, wenn wir Töne hören, sprach- und gedankenlos ihnen hingegeben, Bilder des räumlich Tiefen, Hohen, Auf- und Absteigenden von selbst sich damit verknüpfen“ . . . Der Verfasser will dies nicht zugeben, zumal bei Personen, die nicht selbst spielen und daher von der Vorstellung der Raumlage eines Tones (der Taste, Saitenstelle oder Klappe) nicht verfolgt werden.

Den Gründen solcher Assoziationen und sprachlichen Bezeichnungen, die übrigens schon griechische Philosophen beschäftigt haben, spürt der Verfasser in interessanter Weise nach und er kommt nach einigen historischen und philologischen Exkursionen zu dem Resultat, es habe die Assoziation von Tiefe und Höhe „mehrfache starke Wurzeln, aus denen sie nicht zufällig dann und wann in einem poetischen Individuum, sondern beständig und überall, genährt durch die Ähnlichkeiten alltäglicher Sinneseindrücke, hervorwächst.“

Schon aus dieser flüchtigen Berührung der Hauptpunkte, welche die „Tonpsychologie“ des Prager Professors enthält, wird ihr Wert und ihre Bedeutung sich ermessen lassen. Zugleich mag man erkennen, daß in dem besprochenen Werke die Philosophie mit der Tonkunst in ein harmonisches Verhältnis getreten ist, während sie der Musik gegenüber sich meist zu kalt oder zu zudringlich verhalten hat. Nur Herbart, dessen Philosophie sogar durch die Tonlehre vielfach beeinflusst wurde, war der einzige hervorragende deutsche Philosoph, der gleich Professor Stumpf reiche musikalische Anlagen und Fachbildung besaß; während anderen Philosophen bald die Philosophie als Musik, bald die Musik als Philosophie erschien, wußte er, der eben beide Gebiete beherrschte, die Grenzen zwischen Musik und Philosophie genau zu bestimmen und auseinanderzuhalten, wie sehr und gern er auch die nachbarliche Stellung und innigen Beziehungen beider Reiche betonte.

Wien.

Robert Hirschfeld.



Literarische Revue.

Wir haben uns an dieser Stelle zunächst noch mit einigen Schriften zu beschäftigen, die in Titel und Inhalt gleichmäßig sensationell, in letzter Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik stark in Anspruch genommen haben, und deren glänzender äußerer Erfolg sich in einer stattlichen, anscheinend noch nicht erschöpften Reihe von Auflagen darstellt. Wir meinen die „Briefe aus der Hölle“ (Leipzig, Johannes Lehmann) und „die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit“ von Max Nordau (Leipzig, Bernhard Schlicke).

Um mit dem letzteren Buche als dem weitaus interessanteren und bedeutenderen zu beginnen, so hat es der Verfasser, von seinem naturwissenschaftlichen Standpunkte zunächst abgesehen, unter dem Einfluß etwa des folgenden Gedankenganges konzipiert. Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz der ungeheuren Fortschritte, welche in den letzten hundert Jahren auf zahlreichen Gebieten der menschlichen Thätigkeit gemacht worden sind, trotz der im allgemeinen zweifellosen Verbesserung in der Lebenslage der Kulturvölker, trotz der Stärkung der moralischen und intellektuellen Kraft breiterer Volksschichten, ein Zug zum Pessimismus und Skeptizismus, eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Gegenwart durch unsere Zeit geht, die kaum ein Analogon in der Kulturgeschichte findet und mit dem generellen Fortschritt des Menschengeschlechtes in Widerspruch zu stehen scheint. Die reaktionäre Weltanschauung macht kurzer Hand die Verallgemeinerung des Wissens und der vielbepötelten Bildung für diese Thatsache verantwortlich; sie fühlt sich am wohlsten, wenn sie alles, was außerhalb der Kreise der oberen Zehn- oder Hunderttausend steht, in einem geistigen Nebel erhalten kann, der ihm die Unzulänglichkeit seiner Lage nicht zum Bewußtsein kommen läßt, und deshalb versichert sie mit tausend Zungen, daß dieser Zustand auch den breiten Schichten der Bevölkerung am wohlthueudsten sei und daß zu viel Wissen und Aufklärung diese nur anspruchsvoll und damit erst unglücklich mache — im Gegensatz dazu fordert die radikale Partei Lust und Licht im gleichen Maße für alles, was Menschenantlig trägt, und macht sich, je hartnäckiger die Gegner sich sträuben, ihrerseits auf dem Wege ernster Reform freiwillig entgegenzukommen, um so nachhaltiger mit dem Gedanken eines gewaltigen Umsturzes alles dessen vertraut, was ihr mit den maßgebenden Grundsätzen des gleichen Rechtes für alle auf allen Gebieten im Widerspruche zu stehen scheint. Dazwischen schwankt nun die große Menge derjenigen, welche dem gewaltigen Rückschritte ebenso abhold sind, wie dem gewaltigen Fortschritte; sie schwärmen für ein solides Gleichmaß in der Entwicklung und erschöpfen ihre Kräfte in dem Bemühen, gegen das Überwuchern der radikalen wie der reaktionären Weltanschauung Dämme aufzuwerfen, die einstweilen der rechts und links andrängenden Hochflut noch Widerstand leisten, aber an zahllosen schwachen und schwächsten Stellen mit Rissen und Brüchen drohen. Bei diesem Bemühen machen sich jene notwendigerweise zu Anwälten des Bestehenden, und wo sie die Unabweisbarkeit einer Änderung begriffen haben, plaidiren sie für allmähliche Reform auf friedlichem Wege, finden sich aber dabei sehr oft in der unangenehmen Lage, Kompromisse mit Zuständen und Anschauungen abschließen zu müssen, die sie innerlich längst überwunden haben, und denen sie mit offenem Visier gegenüber treten würden, wenn nicht die alte Amme Gewohnheit, der Drang nach Ausgleichung der Gegensätze, die Furcht vor Katastrophen, zu einem Waffenstillstande mit den Vertretern und Verteidigern dieser Anschauungen und Zustände führen müßte, dem allerdings in jedem Falle eine *reservatio mentalis* zu Grunde liegen mag, der sich aber äußerlich zweifellos als Sieg der Gegner darstellt, und, wie wir es täglich erleben, auf Märkten und Gassen mit Pauken und Posaunen als solcher ausgeschrieben wird.

So wird, meint Nordau, eine große Anzahl namentlich der im landläufigen Sinne gebildeten Menschen unserer Zeit, der Kulturmenschen, durch die Gewalt der Umstände, durch den Mangel an Entschlossenheit, Willenskraft und Charakterstärke, wie durch eine gewisse Scheu, den Dingen frei und offen ins Gesicht zu sehen, unwiderstehlich dazu gedrängt, sich und andere

über ihre innersten Empfindungen zu täuschen, Anschauungen zu verteidigen, die sie verabscheuen, Handlungen zu begehen, die sie thöricht und abgeschmackt finden, sich in Formen zu fügen, deren Hohlheit und Unwahrheit sie ihnen zum Greuel macht, kurzum in Kompromisse mit den tatsächlichen Verhältnissen einzutreten, die sich dem fühlen Beobachter als ebensoviele Lügen, als konventionelle Lügen darstellen.

Dem radikalen Politiker und darwinistisch gebildeten Arzte Nordau ist sein Standpunkt in diesem Wirrwarr der Parteien vorgeschrieben, er tritt voll und ganz auf die Seite des Radikalismus und verurteilt alles, was sich nach seiner Anschauung einer inneren, besseren Überzeugung zuwider mit dem Bestehenden durch schwächliche Kompromisse abzufinden sucht. Übrigens legt er an alles den Maßstab seiner naturwissenschaftlichen Kritik, und was vor dieser nicht voll besteht, wird unbarmherzig zur Vernichtung verurteilt. Dabei ergibt sich beiläufig das überraschende Resultat, daß der Demokrat Nordau für die erbliche Blut-Aristokratie eine Lanze bricht; eine anscheinende Abweichung vom landläufigen Kodex, die ihre Korrektur allerdings alsbald in der Behauptung findet, daß der gegenwärtige Adel durchweg Briefadel sei, dem nichts von den physiologischen Vorteilen einer consequent durchgeführten Zuchtwahl anhafte.

Wie nun aus diesem klar zu Tage liegenden Zwiespalt herauskommen? Wie diesen Zustand innerster Verlogenheit beseitigen, der unser ganzes öffentliches und privates Leben vergiftet, und den Nordau in Religion und Politik, im wirtschaftlichen, im gesellschaftlichen und im Familienleben in allen seinen Verästelungen bloßlegt? Da ein Stillstand nach den Gesetzen der Natur unmöglich ist, bleiben nur zwei Auswege: entschlossene Umkehr oder entschlossener Fortschritt. Entweder, man gebe den Formen, die ihren Inhalt verloren haben, diesen Inhalt wieder, oder man räume sie vollständig aus. Doch auch die entschlossene Umkehr ist unmöglich, denn ebensowenig, wie man einen Erwachsenen wieder zum Kinde machen kann, ebensowenig kann man die Menschheit von heute zur Menschheit von vor 1000 oder 2000 Jahren machen. „Alle Erkenntnis, alle Aufklärung ist der Menschheit im Laufe einer natürlichen Entwicklung und als Ergebnis der ihr innewohnenden lebendigen Kräfte gekommen. Dem Wirken dieser Elementarkräfte entgegnetreten zu wollen ist ein so aussichtsloses Beginnen, wie der Erde verkünden wollen, daß sie freije.“ Also bleibt nur als drittes der entschlossene Fortschritt. Hier bekommt nun freilich Nordaus Argumentation in sofern einen Knick, als er die Voraussetzung, aus der er sein Buch schreibt, daß er die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiedergäbe, doch erst beweisen und nicht bloß behaupten müßte. Und wenn sie bewiesen wäre, würde wiederum, falls wir bei dem herbeigezogenen Prinzip der natürlichen Entwicklung bleiben wollen, nur von einer allmählichen Abräumung der im einzelnen charakterisierten Formen die Rede sein können, denn kann man einen Erwachsenen nicht wieder zum Kinde machen, so kann man umgekehrt auch nicht willkürlich das Kind zum Manne befördern und die einzelnen Stadien der natürlichen Entwicklung überspringen. Wie das Individuum im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung liebgewordene, eingewurzelte Anschauungen Stück für Stück über Bord wirft, anfangs zagend und unschlüssig, später energisch und willensklar, so die Gesellschaft, so die Menschheit, und wie ein Selbstbetrug des innersten Gewissens beim Individuum auf die Dauer unmöglich ist, so ist er es auch in seinen höheren Einheiten — kommt die Anschauung, welche Nordau vertritt, in der Masse der Gebildeten zum Durchbruche und zur Herrschaft, so wird sie sich auch jene Formen in ihrem Sinne gestalten; bis dahin läßt sich trotz alles Eifers gegen den Opportunismus nichts thun, als dem für gut erkannten allmählich Geltung zu verschaffen, so sehr auch der einzelne Mensch dabei mit sich und seinem Gewissen in Zwiespalt geraten möge. Kommen dagegen jene Anschauungen nicht zur allgemeinen Anerkennung, und darüber kann uns oder unsere Enkel nur die Forschung belehren, so haben sie kein Recht zu jener radikalen Herrschaft, welche Nordau schon heute für sie fordert. So sehr also prinzipiell zu wünschen ist, daß jeder offen und klar für alles eintritt, was er im innersten Herzen für wahr und recht erkannt hat, so wenig wird es sich vermeiden lassen, zwischen entgegengesetzten Anschauungen nach einer Vermittelung zu suchen, und die

Fortentwicklung der Menschheit wird sich nach wie vor nach dem Gesetze vom Parallelogramm der Kräfte vollziehen, das ebenso unerbittlich ist wie jedes andere Naturgesetz.

Im einzelnen enthält Nordaus Buch viel Wahres, auf der anderen Seite natürlich auch viel Schiefes und Einseitiges, immer aber ist der Verfasser lebhaft, geistreich, kenntnisreich, frisch und anregend, mag er nun zu Beifall oder Widerspruch herausfordern. In dem ersten Kapitel „Mene-Tefel-Pharasin“ wirft er einen orientierenden Blick auf die politische Lage der einzelnen Nationen und konstatiert sehr richtig, daß die gegenseitige Verbitterung der politischen Parteien gegenwärtig einen früher nie gekannten Grad erreicht habe, führt dann aus, wie der moderne Naturalismus in Literatur und Kunst mit dem unwahren Idealismus das gemeinsame Ziel verfolge, die realen Zustände als unleidlich darzustellen, und geht zu einer Untersuchung der Ursachen des modernen Pessimismus über und giebt dann einen kurzen Abriss seiner, der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, auf Grund deren er das Seziermesser an die Kultur unserer Tage legt und die er als die allgemeine, normale Weltanschauung unserer Zeit in Anspruch nimmt. „Wir fassen den Kosmos als eine Stoffmasse auf, welche als Attribut die Bewegung hat, die im Grunde eine einzige, und in der Form verschiedener Kräfte zur Wahrnehmung gelangt. Die Bewegung sehen wir von bestimmten Gesetzen regiert . . . von denen wir keine Ausnahme kennen. Die Frage nach dem letzten Grund und nach dem Anfang der Dinge haben wir als eine mit den Mitteln unseres Organismus unlösbare aufgegeben. Die Annahme einer allerdings nicht direkt zu erweisenden Ewigkeit des Stoffes, die einzig arbiträre in unserm System, reicht uns vollständig zur Erklärung aller übrigen Phänomene aus und widerspricht nicht unsrer Einsicht in das Wirken der natürlichen Gesetze . . . Im Menschen sehen wir ein Lebewesen, welches sich ohne Unterbrechung an die Reihe der Organismen anschließt und in jeder Hinsicht von den Gesetzen der organischen Welt regiert wird. Wir erkennen keine Möglichkeit dem Menschen Sondervorrechte oder Zustände der Gnade zuzugestehen, welche nicht auch jedem Pflanzen- oder Tierindividuum zukämen . . .“

Von diesem Standpunkte aus analysiert nun Nordau in den folgenden Kapiteln die religiöse, die monarchische, die politische, die wirtschaftliche, die Ehelüge, denen sich einige kleinere Lügen des gesellschaftlichen Lebens u. s. w. anschließen. Wir sind nicht in der Lage ihm Schritt für Schritt zu folgen, denn an jeden seiner Sätze ließen sich lange Auseinandersetzungen knüpfen. Man wird ihm allseitig zustimmen, wenn er den Nachweis führt, daß bisher der gemeine Mann die Gelegenheit zu höherem Dasein nur in der Religion gefunden hat, und daß dies so bleiben wird, solange die neue Kultur ihm keinen Ersatz für die Gemütsbewegungen und bescheidenen Befriedigungen seines menschlichen Selbstbewußtseins bietet, die er in der Religion findet. Wie sich Nordau diesen Ersatz denkt, möge man auf Seite 66 u. ff. lesen. Unbedingte Zustimmung verdient auch sein Verdammungsurteil gegen diejenigen, welche die Religion für sich selbst für überflüssig halten, sie aber als Unterstützungsmittel ihrer bevorzugten Stellung in Einfluß erhalten wollen. Wenn Nordau die Existenz des monarchischen Gedankens bei den Kulturvölkern negiert, so ist er zum mindesten über die Lage in Deutschland falsch berichtet, und wenn er dann, wie wir oben angedeutet, für die Berechtigung und Nützlichkeit der Monarchie eintritt, sehen wir nicht ab, weshalb er nicht dieselbe Argumentation zu Gunsten der erblichen Monarchie geltend macht. Sehr scharf ist die Kritik des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus, doch ist sie nicht neu und pflegt von Reaktionen wie Radikalen gleichmäßig mit derselben Energie gehandhabt zu werden. Wenn Nordau bei der Analyse der Volkswahlen angefangen eines Kandidaten fragt: „Warum will er gewählt werden? Weil er den Drang hat, dem Gemeinwesen nützlich zu sein? Wer daran glauben könnte!“ so läßt sich freilich gegen solch absolutes Absprechen über jedes öffentliche Wirken wenig sagen, ebenfalls könnte man den Spieß umkehren und fragen: „Warum schreibt man Bücher? Etwa um der Menschheit zu nutzen? Wer daran glauben könnte!“ Solche Wendungen sind mindestens eben so sehr Phrasen, wie nach Nordau alles, was im Parlamente gesprochen wird. Hierbei vergißt er übrigens, daß die Reden im Parlamente weit weniger den Zweck haben, den Gegner umzustimmen, als dem Lande gegenüber eine Abstimmung zu motivieren und zu rechtfertigen. Wir

halten es durchaus nicht für Zeitvergeudung, wenn die Parlamentsverhandlungen im Volke recht aufmerksam gelesen werden, woher soll denn die Aufklärung und Orientierung über die politischen Fragen kommen? Was Nordau über die Begünstigung der Großindustrie zu Ungunsten der Tier- und Pflanzenproduktion und die damit verbundene Erzeugung eines immer wachsenden Proletariats schafft, ist wahr und beherzigenswert — seine Bemerkungen über Börse und Spekulation u. s. w. zu widerlegen, kann nicht unsere Aufgabe sein.

Nordau giebt in diesem Kapitel, wie in dem über die Ehelüge und wie fast in seinem ganzen Buch nichts, was wir nicht schon in Artikeln, Broschüren und Büchern wiederholt gelesen hätten, aber er giebt es klar und vollständig, und was die Hauptsache ist, entwickelt seinen Standpunkt mit eiserner Konsequenz. Deshalb ist sein Buch zur Orientierung auch von denen willkommen zu heißen, die auf andern politischen u. s. w. Standpunkte stehn, und zweifellos wird die geistreiche Frische, mit der es geschrieben ist, jeden Leser auf das Lebhafteste anregen, sei es zur Zustimmung, sei es zum Widerspruch. Um übrigens nicht der Interessenpolitik geziehen zu werden, müssen wir gegen eine Äußerung Nordaus protestieren, welche dem produzierenden Schriftsteller wirtschaftlich eine ganz besonders begünstigte Stellung zuweist, indem er sagt, daß einzig und allein dessen eventueller Reichtum keinen parasitären Charakter habe. „Wenn ein Schriftsteller eine Million verdient, weil er im Stande war, ein Buch zu schreiben, das in einer oder zwei Millionen Exemplaren abgesetzt wurde, so stellt diese Million einen Lohn der Geistesarbeit dar, den die ganze Menschheit freiwillig und gern bezahlt hat. Wenn aber ein Maler ein Bild um eine halbe Million verkauft, ein Chirurg für eine Operation, ein Advokat für eine Verteidigung 50 000 Mk. erhalten, oder eine Sängerin für eine Vorstellung 20 000 Mark bekommt, so drücken diese Beträge nicht eine von der Masse legitim befundene individuelle Leistung aus, sondern sind der arithmetische Beweis der Thatsache, daß es in der Kulturwelt eine Minderheit von Millionären giebt, denen, weil sie ihren Reichtum nicht mit eigener Arbeit erworben haben, jeder Maßstab für den Wert einer Leistung fehlt.“ Bei einem Künstler und einer Sängerin ist der Maßstab doch genau derselbe, wie bei einem Autor — sie erhalten dasjenige Honorar, dessen man ihre Leistungen für wert hält; der Arzt und der Advokat kommen dabei überhaupt nicht in Frage, denn die Auffassung vom Werte ihrer speziellen Leistung wird in jedem Falle eine subjektive und relative sein müssen. Und hält Nordau obigen Satz auch aufrecht, wenn der Schriftsteller Sir John Recliffe oder Luise Mühlbach heißt?

Die „Briefe aus der Hölle“ werden uns weniger lange in Anspruch nehmen. „Daß Salbaderei und leeres Wortgefingel beständig zunehmen, habe ich schon auf Erden gemerkt. Kluge Leute, mit denen ich darüber sprach, erkennen die immer mehr sich verbreitende Aufklärung des Volkes als Grund an.“ Dieser Ausspruch des höllischen Korrespondenten ist charakteristisch für das ganze Buch, das nebenher im Fahrwasser der starren und sterilsten protestantischen Orthodorie schwimmt. Wie uns die Ausgabe vorliegt, ist sie nach der Versicherung des Verlegers indes nicht ausschließlich als die Arbeit des ursprünglichen Verfassers, des Dänen Rowel, zu betrachten, sondern sie ist ein Viermännerwerk. Die drei anderen Mitarbeiter haben es nämlich teils übersetzt, teils die Übersetzung verbessert, teils den Urtext amputiert und korrigiert, soweit er dazu angethan war, deutsche Leser durch politische Ausfälle zu verlegen. Wir haben es also mit einem in usum delphini verstümmelten Werke zu thun und wissen nicht, was wir dem Autor, was der Bearbeitung zuzurechnen haben, denn auch durch Streichungen kann die Physiognomie eines Werkes verändert werden.

Die orthodoxe Grundstimmung ist indes wohl die ursprüngliche; daß es uns fern liegt, mit dem Verfasser in eine Polemik einzutreten, versteht sich von selbst. Die Stillen im Lande und die Neugierigen, die gern wissen möchten, wie es in der Hölle aussieht, haben sich um sein Werk gerissen und ihm zu 7—8 Auflagen verholfen. Die ersteren mögen ihre Rechnung gefunden haben, ob auch die letzteren — bleibt uns fraglich, denn die Schilderung dieses Inferno ist nicht weniger als anschaulich und greifbar und mit Dante'scher Plastik nicht zu vergleichen. Ein feiner Zug ist es, daß der Verfasser die grausamste Qual der Hölle, in welcher alles nur Vorstellung, nichts real ist, darin setzt, daß die dem Gericht entgegenharrenden Seelen nach Stillung ber-

selben Leidenschaften und Begierden trachten müssen, denen sie im Leben gefröhnt haben. „Und jeder kann, was er wünscht, erhalten, er braucht sich nur etwas vorzustellen, so steht es da. Die Leidenschaften und Lüste regieren hier ganz wie in der Welt, nur um so vieles entfesslicher, da sie jedes Stoffes entbehren. Alles Dichten und Trachten in der Hölle ist hohl und leer, ohne alle Wahrheit und Wirklichkeit, ohne alle Befriedigung. Aber das ist gerade die Strafe und Qual der Hölle, daß wir gezwungen sind, dieser wahrwichtigen Nichtigkeit, dieser tödenden Leere uns hinzugeben.“ Das ist denn allerdings eine grausame Hölle, wie denn überhaupt kein Strahl der Milde und Liebe in das Chaos fällt, da diejenigen, die Christus auf Erden nicht gesucht und gefunden haben, ihn nie wieder finden und der Gnade des Vermittlers auf ewig verlustig sind. Und eine weitere Qual ist die Sehnsucht nach Reue und Thränen, während ihnen echte Reue und echte Thränen versagt sind.

Daß der Verfasser diese Höllenwirtschaft zu allerlei Seitenhieben auf irdische Unzulänglichkeit und was ihm als solche erscheint, in ausgiebigster Weise benützt, kann nicht befremden, dabei trifft er nicht selten mit den Radikalen zusammen, und wir finden bei Nowel manches Wort, welches ebenso gut bei Nordau stehen könnte, wie umgekehrt. Der Realismus von dieser Welt und der Idealismus von jener reichen sich brüderlich die Hände und richten ihre Geschosse auf den gemeinsamen Gegner, auf den Mann der Kompromisse und Waffenstillstände. Orthodorie und Radikalismus kennen weder die einen noch die anderen.

Auch ein novellistischer Faden zieht sich durch diesen infernalischen Briefwechsel, und zahlreich eingestreute weltliche Geschichten müssen durch ihren pikanten Beigeschmack die orthodoxe Schüssel mundgerecht machen. Die Heldin, Lili, die Beatrice unseres Höllenfahrers, ist indes ein so blutloses, langweiliges Mondscheinwesen, daß sie unsere Teilnahme in keiner Weise fesselt. Unsere Sympathieen gehören auch hier den Sündern, den ringenden und kämpfenden Seelen. Am schlechtesten fahren übrigens auch bei Nowel die „anständigen“ Leute, die Gott vor Augen aber nicht im Herzen haben und welche die Religion als Vehikel ihrer gesellschaftlichen Stellung mißbrauchen. Das ist auch einer der oben erwähnten Berührungspunkte, nur daß in diesem Falle nicht nur Orthodorie und Radikalismus, sondern alle ehrlichen Menschen einig sind.

Von Max Nordau sind ferner in der „Bibliothek für Ost und West“ (Wien, Hugo Engel) als 3. Band eine Reihe von „Pariser Briefen“ erschienen, welche sich mit Tagesereignissen, charakteristischen Erscheinungen der Pariser Gesellschaft und litterarischen Fragen beschäftigen. Es ist eine bunte Zusammenstellung von Feuilletons, die indessen durch die schriftstellerische Individualität des Verfassers, der überall den oben entwickelten Maßstab seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung anlegt, keine Beschönigung kennt und keine Maske respektiert, einen einheitlichen Zug erhält. Ähnliche Sammlungen von *membra disjectorum poetarum* sind die Bände 5 und 6 der gedachten „Bibliothek“: „Blätter im Winde“ von Ferdinand Groß und „Unterwegs“ von Johannes Nordmann. Groß ist einer unserer geistvollsten Feuilletonisten und bewährt sich als solcher; daß manches elegante „Nichtschen“ aufgenommen ist, liegt in der Natur solcher Zusammenstellungen. Am wenigsten interessant sind die Arbeiten Nordmanns, solch triviale Plaudereien, wie die „Reisende Engländer“ können unserem verwöhnten Zeitalter, das von Feuilletonisten Esprit und Eleganz zu fordern sich berechtigt glaubt, nicht mehr behagen. Leopold Katscher hat als „Charakterbild aus dem 19. Jahrh.“ (Berlin, F. Dümmers Verlag) eine Sammlung biographisch-kritischer Essays herausgegeben, welche sich mit George Sand, Currer Bell, George Eliot, Harriet Martineau, Taine, Murret, Buckle, Bradlaugh und Andersen beschäftigen. Es sind gewandte, wenn auch etwas flüchtige Kompilationen ohne sonderliche Schärfe des Urteils oder Tiefe der Charakteristik; immerhin hat der Verfasser eine Menge von brauchbarem Material zusammengetragen.

Zum Schluß machen wir unsere Leser auf ein kleines Büchlein aufmerksam, in welchem Franz von Holzendorff unter dem Titel „Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes“ eine Reihe von Aphorismen zusammengestellt hat. Das Werkchen enthält eine Fülle geistvoller Bemerkungen und läßt die interessantesten Schlaglichter auf die wichtigsten Fragen unseres öffentlichen Lebens fallen. Da oben soviel von Kompromissen die Rede gewesen, sehen

wir als eines für alle folgendes Wort Holzendorffs an den Schluß dieses Berichtes: „Der sittliche Wert der Kompromisse richtet sich lediglich nach den Beweggründen der dabei beteiligten Personen. Entspringen Kompromisse nur aus der sittlichen Schlawheit, die den notwendig gewordenen Kampf schont, so sind sie verwerflich. Kommen sie aus jener Schlaueit, die den Gegner durch das Angebot des Vertrauens hinterher zu überlisten oder zu übervorteilen gedenkt, so sind sie nichtswürdig. Edel sind sie dann, wenn der seiner Überlegenheit sichere Staatsmann aus Milde den Gegner schont, oder politische Parteien in verträglicher Gesinnung ihre entfernteren Parteiziele den näherliegenden Forderungen des Gemeinwohls unterordnen.“



Litterarische Berichte.

Handbuch der Nationalökonomie von Dr. Karl Walcker, Dozenten der Staatswiss. an der Universität Leipzig. IV. Band: Finanzwissenschaft. Leipzig 1884. Verlag der Köpberg'schen Buchhandlung.

Der durch zahlreiche nationalökonomische Schriften bekannte Verfasser veröffentlicht mit dem vorliegenden Werke den 4. Band seines Handbuchs der Nationalökonomie. Wie von dem Verfasser betont wird, ist es nicht bloß für Studierende und Beamte, sondern auch für Volksvertreter und Stadtverordnete, überhaupt für Gebildete bestimmt, und deshalb ist auch das Finanzwesen der politischen und kirchlichen Gemeinden in den Kreis der Erörterung gezogen. Der Stoff ist nach den üblichen Gesichtspunkten gegliedert, zugleich wird in der Einleitung eine kurze Uebersicht über den gesamten Litteraturstand der Finanzwissenschaft gegeben. Schon aus der knappen Darstellung geht hervor, daß die Schrift eigentlich nur einen Auszug aus dem überaus reichen Stoffe dieser Wissenschaft bildet, indem der Verfasser in der Ausführung hauptsächlich die praktische Seite ins Auge faßt und, ohne auf weitere begriffliche Deduktionen und Entwicklungen sich einzulassen, an den zu behandelnden Gegenstand unmittelbar herantritt und ihn sachgemäß im wesentlichen durchzuführen sucht. Wer deshalb die praktischen finanziellen Verhältnisse der einzelnen Kulturstaaten in der neuesten Zeit in übersichtlicher Form kennen lernen und eine Masse Stoff seinem Gedächtnisse einprägen will, wird hierzu in Walckers Handbuche Gelegenheit finden. Wer aber Neigung und Verus fühlt, sich mit diesem Stoffe hinlänglich vertraut zu machen, um einen sicheren und zielbewußten Führer bei der ersten Einführung in diese Disziplin zu besitzen, wird zugleich des Grundrisses der Finanzwissenschaft von Cossa, Professor an der Universität zu Pavia, einer Schrift, die von Professor Cheberg aus dem Italienischen frei bearbeitet worden ist, nicht entraten können. Mit manchen Anschauungen stimmt Referent

nicht überein. So z. B. wird die Konjunktursteuer „ein unhaltbares Projekt Wagners“ genannt, und der Verfasser schließt, daß der Staat in Folge einer solchen Steuer dem Kaufmann auch „Extraverluste aus leichtsinnigen, oder nicht leichtsinnigen Spekulationen ersetzen“ muß. An einen wirklichen Ersatz hat wohl der Verfasser hierbei nicht gedacht, gewiß aber an eine geringere Besteuerung in Folge der Konjunkturverluste. Die Forderung der stärkeren Besteuerung des Konjunkturergewinns geht jedoch von der Vorstellung aus, den durch günstige Konjunktur erzielten Teil des Ertrags in Gegensatz zu stellen zu dem wirtschaftlich erworbenen; der erstere nicht erworbene Ertrag soll stärker belastet werden als der durch wirtschaftliches Verdienst erworbene Ertragsteil. Diese stärkere Belastung des ersteren Ertrages ist aber nur das technische Mittel, um jene Vorstellung zu realisieren und den Zweck zu erreichen, also nicht Selbstzweck. Hieraus folgt unmittelbar, daß der auf Grund ungünstiger Konjunktur geringere Ertrag nicht geringer zu besteuern ist als jeder andere wirtschaftlich erworbene. Wird durch den Konjunkturverlust die normale Ordnung der gesamten Wirtschaftsverhältnisse so gestört, daß das einzelne Wirtschaftswesen in eine Notlage versetzt wird, so erschweren diese Störungen gewiß die volle Ausübung der Steuerpflicht, und es scheint eine besondere Berücksichtigung in der Besteuerung gerechtfertigt. Solche Vorgänge ergeben sich aber nicht regelmäßig in Folge des Konjunkturverlustes, und so steht jene Steuererleichterung mit der Bedeutung der Konjunktur in keinem prinzipiellen Zusammenhang. Wenngleich im ganzen eine strenge methodische Behandlung des Materiales vermist wird, so wünschen wir dennoch der Arbeit des unermüdet thätigen Verfassers bei der Reichhaltigkeit des Stoffes und bei der praktischen Bedeutung desselben eine weite Verbreitung im Kreise derjenigen, für die sie bestimmt ist.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaedertz. — Berlin. A. Hofmann & Komp.

Die Kulturentwicklung der Menschheit vollzieht sich auf dem Wege von der Vielheit zur Einheit, nicht allein auf religiösem Gebiete, wo der Polytheismus dem Monotheismus mehr und mehr den Platz räumen muß, wie auf dem politischen, wo trotz augenblicklicher Steigerung in der Verfolgung spezifisch nationaler Bestrebungen als endliches Ziel uns der Kosmopolitismus winkt, und auf dem ethnologischen, wo ein allmähliches Verschwinden der kieferstehenden Rassen sich bemerkbar macht, sondern auch, damit zusammenhängend, auf dem Felde der Linguistik. Zweifellos war die Anzahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen anfänglich eine weit erheblichere als jetzt. Während der letzten dreißig Jahre sind z. B. in Mexiko und Zentralamerika manche der dortigen Ursprachen völlig ausgestorben. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich innerhalb Deutschlands mit den lokalen Dialekten. Das Zurückweichen derselben begam mit der Lutherschen Bibelübersetzung. Seit jener Zeit besitzen wir eine gemeinsame deutsche Sprache, und die zunehmende Erleichterung des Verkehrs läßt sie bis in die tiefsten Volksschichten dringen, in dem Maße, daß diese für die Bildung gewonnen werden. Gewiß hat Lessing recht mit der in seiner Hamburger Dramaturgie aufgestellten Behauptung: „die naive Bauernsprache — der platte Dialekt — giebt allem eine ganz eigene Würze.“ Was diesen anbelangt, hat er sich hauptsächlich durch Friß Reuter eine scheinbar größere Geltung, eine weitere Verbreitung errungen. Nichtsdestoweniger ist auch er, und zwar in voransichtlich kurzer Frist, dem Untergange geweiht. Vom gemüthlichen Standpunkt aus mag man es beklagen, wie ja auch unser ästhetisches Gefühl das Ersetzen der Volkstrachten durch eine uniforme Kleidung oft unangenehm berührt. Das hierdurch bewirkte leichtere Verständnis unter den einzelnen Stämmen, infolge hiervon ihr engeres Aneinanderschließen zu einer großen Nation, Hand in Hand gehend mit der stufenweise, wenigstens äußerlichen Ausgleichung der Ständesunterschiede, sowie der Zukunft vorbehalten, die langsame Annäherung der verschiedenen Völker im Bewußtsein ihrer Solidarität müssen uns für jene Verluste entschädigen. Dringend erscheint es demnach geboten, so lange es noch Zeit ist, die Entwicklung der Dialekte zu studieren, wie es Gaedertz in den vorliegenden beiden Bänden hinsichtlich des Plattdeutschen gethan, indem er zunächst das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit und darauf die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert mit vollster Beherrschung des Stoffes behandelt hat. Augenscheinlich ist das Werk mit Liebe geschrieben, und wenn

man vielleicht auch nicht völlig seiner Klage beipflichten kann, daß seit dem Eingehen des Karl Schulke-Theaters in Hamburg die plattdeutsche Komödie keine dauernd sichere Stätte mehr besitze, von Thür zu Thür wandern müsse und nur dann und wann auf einer bescheidenen Vorstadtbühne jener altberühmten Hansestadt Einlaß und Aufnahme finde, so bewirkt doch der über die Darstellung ausgegossene elegische Hauch sympathisch. Gaedertz hatte für sein mühsames, obwohl dankbares Unternehmen keine Vorgänger. Er selbst mußte sich das ganze Material dazu zusammensuchen, es sichten und ordnen und gestalten. Um so größer ist sein Verdienst, diesen Schatz gehoben, um so lebhaftere Anerkennung schulden wir ihm, uns mit diesem Stück Kulturgeschichte bekannt gemacht zu haben. Und nicht allein eine Geschichte des niederdeutschen Schauspiels liefert er uns, er bietet uns gleichzeitig eine Fülle geschickt ausgewählter Beispiele aus dessen verschiedenen Phasen und Epochen, so daß man sich mit Geist und Herz in die wichtigsten Erzeugnisse jener kernigen, frischen, humorvollen und anmutenden Volkslitteratur hinein zu versetzen vermag. Daß Gaedertz mit seiner wertvollen Arbeit das schlummernde Aschenbrödel jener absterbenden Mundart zu jüngstem Leben erneuern werde, glauben wir nicht, ist dieses doch selbst Reuter nur deshalb gelungen, weil gerade in Perioden der Ueberfeinerung die blasirte Gesellschaft einen wahren, aber nicht anhaltenden Heißhunger nach Ursprünglichkeit empfindet. Die lokalen Dialekte haben ihre Rolle ausgespielt. Heutzutage würde Luther eine Uebersetzung der Bibel in niederländische Mundart nicht mehr für unentbehrlich halten. Viele, namentlich die am Strande der Nord- und Ostsee Geborenen, werden von jenen trauten Klängen gleich einem Echo aus ihrer Kindheit angeheimelt; diese gehören aber eben mehr der Vergangenheit an als der Gegenwart. Gaedertz trägt dazu bei, sie in unserm Ohre wach zu erhalten. Auch darum sollen wir ihm, abgesehen von der litterarhistorischen Bedeutung seines Werkes, unsern aufrichtigen Dank.

C. v. G.

Wallhall. Germanische Götter- und Heldenjagen. Für alt und jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn, geb. Freim von Droste-Hülshoff. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Erste Lieferung. Kreuznach 1884. Verlag von H. Voigtländer.

Seit die Gebrüder Grimm in ebenso umfassender Gelehrsamkeit als poetischer Ahnung die alten deutschen Volksgötter und Helden aus dem Trümmerschutt der Vorwelt herausgehoben, hat in heißen Schlachten auch das jung-germanische Heldentum sich die Ehrenfränze des Sieges erworben. Die durch glor-

reiche Kämpfe errungene Herstellung des neuen deutschen Reichs hat die Blicke der Nation auf unserer Vorfahren Sinn und Gemüt gerichtet. Indem dieselben das Gewaltigste und Harteste, das Heldenhafteste und Sinnigste, die Tiefe ihrer Auffassung von Welt und Schicksal in ihre Götter und Göttinnen, Elben, Zwerge und Riesen hineinlegten, treten uns in Odin und Frigg, Baldura und Freia ihre Ideale von Weisheit, Heldentum, Treue, Schönheit und Liebe entgegen. In diesem Sinne ist die germanische Götter- und Heldensage ein unverfälschter Jungbrunnen unseres Volkstums. Mit lebhafter Teilnahme begrüßen wir daher die vorliegende Darstellung, und zwar um so mehr, als der Autor durch langjährige tiefe Studien und Intuition vor allem befähigt ist, das Spiegelbild der ehrwürdigen germanischen Götterwelt in einer leicht verständlichen und gefälligen Form mit den Federzeichnungen des Künstlers vor Augen und Seele zu führen. Die vorliegende erste Lieferung enthält eine allgemeine Schilderung der Entstehung der Welt und der Götter, sowie das Charakterporträt Odin-Wotans, des germanischen Zeus. — Das Werk ist auf 6—8 Lieferungen berechnet; der Preis jeder Lieferung beträgt 1 Mark.

Z.

Vom Nordkap bis Tunis. Reisskizzen aus Norwegen, Italien und Nordafrika von Robert Davidsohn. Berlin 1884. Freund u. Tackel.

Der Inhalt des vorliegenden Buches zeigt, daß der Verfasser eine gewandte Schreibweise und Darstellungsgabe besitzt. Was der Autor im Fluge gesehen, teilt er seinen Lesern im Fluge mit; ob er im hohen Norden mühselige Wanderungen über Eis und Schnee bis an Europa's äußerste Spitze unternimmt, ob er mit leicht empfänglichem Gemüt durch Italiens „holde Auen“ pilgert, oder im fernen Afrika Betrachtungen über die politischen und sozialen Verhältnisse von Tunis anstellt, immer geschieht es in jenem kurzweiligen, prickelnden und fesselnden Feuilletonstil, der dem Verfasser eigen ist. Alles Langweilige oder Unnütze wirft er über Bord, und daher kommt es, daß dieses Büchlein Reisskizzen von Anfang bis Ende den Leser auf ungewöhnliche Weise anzuregen versteht, und daß wir schließlich von demselben mit Bedauern Abschied nehmen, wie von einem wertvollen, uns aber allzu schnell entführten Reisekameraden.

J. B.

Die Geschichte der Familie von Julius Lippert. Stuttgart, F. Enke 1884.

Im Verlaufe der letzten Dezennien ist aus dem Nebel einer weit von allen geschichtlichen Thatsachen liegenden Vergangenheit eine neue Wissenschaft emporgestiegen, welche für die verschiedenen Gebiete der menschlichen Erkenntnis eine Quelle fruchtbarer Anregung bildet. Die Wissenschaft von der Urgeschichte des Menschen hat es sich zur Aufgabe gestellt,

das erste Auftreten des Menschengeschlechts und die primitiven Zustände in den verschiedenen Teilen der Erde zu erforschen, zugleich aber sucht sie die Nuhlichkeiten auf, die das Leben der ältesten Ahnherren unseres Geschlechtes mit der Gegenwart verbinden. Für diese retrograde Wanderung durch die Reiche der Kulturstufen, welche von den Sitten und Verhältnissen der heutigen Generation zu der Urzeit des Gesellschaftslebens hinführen, liegen uns in den Nachklängen der Mythe und der Sage, den Rudimenten in Brauch und Sitte der Kulturnationen und in den noch heute vorhandenen Lebensgestaltungen der Naturvölker die freilich oft trügerischen und schwer zu deutenden Denkmale vor. Seitdem die Erforschung fremder Weltteile sich zu einem weitverbreiteten Sport ausgebildet hat, sind wir mit einem so reichen und verwirrenden Material überschüttet worden, daß die Herstellung gangbarer Pfade ein hervorragendes Orientierungstalent bedingt. Zu den Bahnbrechern auf diesem räthselvollen Gebiet menschlicher Urzeit gehört der Autor der vorliegenden „Geschichte der Familie“. Neuere Forschungen haben gezeigt, ein wie reichhaltiges Forschungsland die „Geschichte der Familie“ aufschließt. Dieselbe beginnt mit der Ausgestaltung des natürlichen Verhältnisses, welches das Kind mit der Mutter verbindet. Dieses allein ist von der Natur gegeben. In der volkstümlichen Auffassung desselben entwickelt sich eine Vorstellung der Mutterfolge im Gegensatz zu unserem modernen Begriff der väterlichen Abstammung. Aus der tatsächlichen Gruppierung der Nachkommenschaft um die Mutter erwächst das Mutterrecht; so ist das Fundament der ältesten Organisation die Mutterliebe. Bachofen hat zuerst in seiner 1861 in Stuttgart erschienenen Schrift versucht, die Spuren einer solchen älteren Organisation in den Literatur-Denkmalen Altgriechenlands nachzuweisen. Seitdem haben sich die Ueberreste derselben zu einem ansehnlichen Museum erweitert. Auch über das Wesen des erst vereinzelt auftauchenden, dann immer weiter verbreiteten „Vaterrechts“ hat uns die fruchtbare Zeit der letzten Jahrzehnte überraschende und unserem Gefühl widerstrebende Aufschlüsse gebracht. Die ältere Familie des Vaterrechts beruht darnach nicht auf Verwandtschaft oder einem Bewußtsein derselben, sondern auf dem Prinzip der Macht, der Herrschaft, des Besitzes. Der Vater ist, entgegen unserer Auffassung nicht notwendig als Erzeuger gedacht, sondern als Herr, der über solche gebietet, die er zu sich in das Verhältnis des Besitzes gebracht hat. Die ältere Mutterfamilie kann fortbestehen und doch zugleich wieder unter Vaterrecht gestellt erscheinen; ja eine Gruppe von Mutterfamilien kann zusammen eine Familie nach Vaterrecht bilden. In der Reihenfolge dieser Entwicklungen taucht erst allmählich die Vorstellung auf, daß auch vom Vater zum Kind ein von der Natur geknüpftes Verwandtschaftsband

besteht. Damit beginnt dann jene ältere Familie nach Vaterrecht — die sogenannte Altfamilie — sich aufzulösen; es bildet sich innerhalb — und später neben denselben eine jüngere Familie, in welcher die Begriffe Vater und Sohn einen anderen und demjenigen Inhalt erhalten, welchen sie heute bei uns tragen. Die „Söhne Israel“ sind Söhne, die „väterlichen Häupter“ der Juden Väter im alten Sinne; ebenso eine Altfamilie derselben Art ist die südslavische Haus-Kommunion; auf deutschem Boden dagegen giebt es nur noch Familien der Blutsverwandtschaft, d. h. Familien jüngerer Art. Der allmähliche Uebergang von einer Form zur anderen läßt vielerlei Gestaltungen Raum; besonders schöpferisch in neuen Formen zeigt sich die Verbindung mit den Entwicklungen des Eigentumsbegriffes. Diesen Gesichtspunkten entsprechend hat der Autor den Gang seiner Forschungen in die drei chronologischen Abteilungen: Zeit der Mutterfolge — Zeit des Vaterrechts — Zeit der älteren und jüngeren Familienform zusammengefaßt. Den Schluß bildet eine überdiesliche Entwicklung derselben auf germanischem Boden, mit Hinweis auf die Grundlagen der heutigen Gesellschaftsordnung. Wenn der Autor auf dem neu erworbenen Terrain der Urgeschichte auch die Meisterwürde eines Pflanzers beanspruchen darf, so ist er doch unbefangener genug, um nicht Kombinationen und Hypothesen sofort als unzweifelhafte Thatsachen hinzustellen. Seine mühevollen und umsichtige Arbeit trägt vielmehr den Charakter einer rechtshistorischen Studie, welche die Materialien zu einem synthetischen Aufbau von den verschiedensten Fundstellen aus zusammenträgt. Ein hervorragendes und allgemeines Interesse bietet die lebendige Beleuchtung dar, welche viele unserer heutigen unverstandenen Bräuche und Sitten ihrer Entstehung nach erklärt. —

Die Phantasie. Vortrag, gehalten am 24. Februar 1884 in Halle a. S. von Dr. G. Wlogau a. o. Prof. der Philosophie. Halle 1884, M. Niemeyer.

Die Philosophie als Idealwissenschaft und System. Zur Einleitung in die Philosophie von J. Froeschhammer, Prof. der Philosophie. München 1884, M. Ackermanns Nachfolger.

Beide Professoren, der Hallenser wie der Münchener, behandeln propädeutisch und hodegetisch dasselbe Thema: „Die Phantasie“; der erstere die subjektive, der zweite die objektive Phantasie. Der Hallenser a. o. P., welcher die Psychologie zu seinem Spezialgebiet erwählt, hat seine literarische Laufbahn 1877 begonnen und 1880 in einem Abriß der philos. Grundwissenschaften „die Form- und die Bewegungsgesetze des Geistes“ erörtert. Sein älterer Kollege, der Münch. Prof. hat bereits eine Reihe naturwissenschaftlicher Schriften publiziert, deren Aus- und Mittelpunkt die

Entdeckung der Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses bildet. — In Anknüpfung an den Goethe'schen Hymnus: „Meine Göttin“ stellt der Halle'sche Redner in einer poetisch angehauchten Vorfrage „Die Thörin, die ewig bewegliche, seltsame Tochter Jovis“ der lauschenden Damen und Herrenversammlung vor. „Die Phantasie ist nach seiner Auffassung nicht etwa eine einzelne abgeschlossen für sich bestehende Kraft, sondern vielmehr eine eigentümliche Richtung des Geistes, das elastische Aufschnellen des Gemütes, in welchem die während der Arbeit zusammengepreßten Anschauungskräfte spontan sich erweitern. Sie steht einmal der rohen Wirklichkeit und zweitens der exakten Auffassung durch den Verstand gegenüber, der nur Vorhandenes abzuwingen weiß. Mitten in der Reibung des unendlichen Daseins aus der Ahnung geboren, daß es Formen der Wirklichkeit gäbe, die über die endlichen Interessen hinausliegen und dennoch dem Menschen erreichbar seien, kann dieser Drang auch nach innen sich wenden und für den Zwiespalt des eigenen Herzens in Schuld und Neue Vergebung suchen. — — So dem Unsichtbaren, dem Göttlichen zugekehrt heißt dieser Drang (der Phantasie?) Andacht. — — Die wahre Heimat und das wahre Wesen des Menschen enthalten Phantasie und Andacht, indem sie die Welt der Wirklichkeit mit dem Blick der Liebe und Sehnsucht beseelend, die Ideale erschaffen, die allem menschlichen Denken und Handeln Richtung gebenden Kräfte. — Dem entsprechend bezeichnet der Redner als die höchsten Entwicklungsstufen der Phantasie in dem Einzelnen die künstlerische Produktion und in der Volkseele den religiösen Mythos. — — Der Genius der Menschheit — so schließt der Vortrag — gipfelt in drei Gestalten, in dem Propheten, dem Denker und dem Künstler, welche die drei Perlen in der Krone der Menschheit ans Tageslicht heben: das Gute, das Wahre, das Schöne.“ Der Redner hat in der Einleitung nicht eine allein dem Dichter zustehende Schilderung des Phantasielebens versprochen, sondern als Philosoph, der das Pflandern nicht versteht, will er vielmehr eine Untersuchung über den Namen und die verschiedenen Arten der Phantasie anstellen. Wie indessen schon das mitgeteilte Excerpt zeigt, ist der Herr Professor von dem Katheder herabgestiegen und ergeht sich in einer geist- und gemütvollen Schilderung. Ist er auch kein Dichter von Gottes Gnaden, so doch eine rezeptiv-poetische Natur, welche das Leben der Phantasie in charakteristischen Umrissen zur Anschauung bringt. In gleichem Sinn bemüht sich der Münchener Herr Professor in dem übrigen Vortrage die objektive Bedeutung der Phantasie als Idealwissenschaft zu entwickeln. Wenn es ihm jedoch durch seine bisher veröffentlichten philosophischen Werke nicht gelungen ist, „das Mißverständnis und das Mißtrauen der philosophischen Kreise“ zu beseitigen, so möchten wir zweifeln, ob die

vorliegende, für die gebildeten Klassen bestimmte Orientierungsschrift geeignet sein wird, die Phantasie als das „primitivste, allseitigste und fruchtbarste realwirkende Weltprinzip“ zur Anerkennung zu bringen. Gegenüber dem „krankhaften Pessimismus“ und dem Stückwerk der Positiven und Kräfte“ erscheint die ideale Aufgabe, welche der Autor der Philosophie zuweist, allerdings als der alleinige Weg, welcher zu einer erlösenden und heilbringenden Weltanschauung führt.

Joseph Kürschner, deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1884. VIII. 360 S. Stuttgart 1883. Verlag von Spemann.

Das im 6. Jahrgange erscheinende, leider noch nicht hinreichend verbreitete Buch enthält diesmal in seinem ersten Teile den Wortlaut der Uebereinkunft zwischen Deutschland und Frankreich betr. den Schutz an Werken der Litteratur und Kunst, sodann ein Verzeichnis der deutschen Sachverständigenvereine, das schweizerische Urheberrecht, endlich Rechtsge-
stalten und reichsgerichtliche Entscheidungen des vergangenen Jahres. Das Schriftsteller-
verzeichnis weist diesmal 4150 Nummern gegen 2541 des letzten Jahrgangs auf, ebenso sind die Ausgaben der Agenturen und Zeitchriften nicht unbedeutend vermehrt. Vollständig neu ist endlich ein historischer Anhang, der die Verluste der Litteratur vom 1. Okt. 1882—83 umfaßt und kurz die Preisanschreiben, Denkmale, Feste, Jubiläen, Ernennungen und Auszeichnungen registriert. — Die Wichtigkeit dieses Buches, an dessen Verbesserung der Herausgeber unermüdet arbeitet, liegt auf der Hand. Dem Redakteur und Schriftsteller ist es ganz unentbehrlich, für alle diejenigen, welche an der Litteratur und deren lebenden Vertretern Anteil nehmen, von höchstem Interesse.

Georg Heinrich Rindfleisch. Eine biographische Skizze. Halle 1884. Verlag von Max Niemeyer.

Es war eine schöne Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, das Leben eines Mannes zu beschreiben, der, — das Muster eines preussischen Beamten, — in Erfüllung seiner Pflicht auf das Segensreichste gewirkt, eine macht- und ehrenvolle Stellung erlangt, — endlich den Tod gefunden hat. Auch vom Standpunkt des praktischen Lebens muß dem Verfasser für die Wahl seines Stoffes Anerkennung gezollt werden, denn es ist unleugbar das Bedürfnis vorhanden, dem jungen Beamten auf seiner Laufbahn große Vorbilder vor Augen zu halten, zumal dem jungen Juristen, dem in einer gewissen Trockenheit der Beschäftigung und dem Mangel an äußerem Erfolge, herrührend von allzugroßem Andrang, nicht zu unterschätzende Gefahren drohen. Lehrhaften Tones dürfen sich Biographien freilich nicht bestreben, wenn sie anregend wirken sollen; sie müssen das Werk einer ge-

wandten Feder sein, die den Leser auch wider Willen fesselt, ihn mit sich fortreißt, sein Interesse nie erkalten läßt. Einer solchen Darstellungsgabe kann sich der anonyme Verfasser mit Recht rühmen. Seine biographische Skizze ist fest hingeworfen, unbedeutendes verschwimmt, mit sicherer Hand ist alles breiter ausgeführt, woraus sich die Individualität des Verstorbenen erkennen läßt. Deshalb nehmen die Erlebnisse des Landwehroffiziers Rindfleisch neben den Thaten des Unterstaatssekretärs im Justizministerium, des Organizers der neuen Rechtsordnung in Preußen, einen verhältnismäßig großen Raum ein; die soldatische Energie, die er in dem letzten Feldzuge von 1870 und 71 offenbarte, machte einen hervorstechenden Zug in seinem Wesen aus. Einem jeden, der die Schrift des Verfassers gelesen, wird der Dahingegangene klar vor der Seele stehen, — eine in jeder Beziehung imponierende Erscheinung. Bekräftigt und verdeutlicht wird diese durch den Verfasser erweckte Vorstellung durch das vom Verleger beigelegte treffliche phototypische Porträt Rindfleischs, dessen bedeutende Züge unschwer erkennen lassen, daß das Urbild nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen zählte. So möge denn das elegant ausgestattete Büchlein in der Bibliothek keines preussischen Juristen fehlen.

A. Cl.

Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. von Schweiger-Verchenfeld. Wien, Pest und Leipzig. Verlag A. Hartleben.

Selten nur zeichnet ein Schriftsteller sich gleichzeitig durch Fruchtbarkeit und Gründlichkeit aus. Wir wollen auch nicht behaupten, daß Schweiger-Verchenfeld, der eine stattliche Reihe von Büchern, meist Länder und Völker beschreibenden Inhalts, in die Welt gesandt hat, mit diesem neuesten, von welchem uns bis heute fünf Lieferungen vorliegen, der letzteren Anforderung voll auf genüge. Immerhin ist die uns hier gebotene Darstellung des im allgemeinen sehr unvollständig gekannten Weltmeeres, seiner Natur, des Lebens auf und in demselben und der auffallendsten sich auf seiner Oberfläche wie in seinem Schoße abspielenden Vorgänge eine so frische und fesselnde, bekundet so eingehende Studien der Ergebnisse der in neuerer Zeit vorgenommenen ozeanographischen Forschungen, daß man es nicht nur als anregende Unterhaltungslektüre, sondern auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus empfehlen kann. Die bis noch vor wenigen Jahrzehnten herrschenden verworrenen Ansichten hinsichtlich der Tiefe des Meeres und der Gestaltung seines Grundes finden sich darin berichtigt, die kosmischen Gesetze auch dem laienhaften Verständnis näher gerückt, Windstille, Wellenspiel und Brandung in der dem Verfasser eigenen bilderreichen Sprache anschaulichst geschildert. Zu letzterem tragen die vielen,

dem Texte eingefügten Illustrationen, von denen mehrere in Farbendruck ausgeführt sind, erheblich bei. Auch die Anordnung des fast allzu ausgiebigen Stoffes ist eine überdichtliche. Sedenfalls füllt Schweiger-Verchenfelds neuestes Lieferungswerk „Von Ozean zu Ozean, das mit dreißig, jeden zehnten Tag erscheinenden Heften zum Abschluß gelangen soll, eine lebhaft empfundene Lücke aus in der sonst so reichen Litteratur, welche es sich zur anerkenntniswerten Aufgabe gestellt hat, entsprechend der Tendenz unsrer Epoche, die Wissenschaften zu popularisieren. C. v. G.

Große Menschen. Roman von Levin Schücking. 3 Bände. Verlag von S. Schottländer in Breslau.

Der letzte Roman Levin Schückings gehört zu den anziehendsten Werken des verewigten Dichters. Er führt uns in schwungvoll schöner Sprache in eine Zeit ein, in welcher geschichtlich große Menschen eine gewaltige Epoche auf allen Gebieten des Lebens bezeichnen. Rom ist der Schauplatz der Handlung, der geistreichste, ritterlichste und freimüthigste der Päpste, Leo X, der Mittelpunkt derselben. Mit scharfen Zügen zeichnet der Autor diesen Papst, „der nicht glaubt,“ der ein ächter Medici, d. h. ein aufgeklärter Förderer der Kunst und Wissenschaft und ein prachtliebender Verschwender ist, der danach trachtet, der erste Priester des einzigen Glaubens zu werden, welcher der Welt nie verloren gehen kann, des Glaubens an das Ideale. Er zeigt uns den Kirchenfürsten, dessen Ehrgeiz dahin strebt, den päpstlichen Stuhl zu der höchsten weltlichen Macht, zu einem Tribunal zu erheben, dem alle Völker und Könige sich unterwerfen, zu einem Hort des Friedens, und der sich selbst doch in bitterer Ironie den Träger der großen Weltlüge nennt, von dem das gläubige Volk Wunder erwartet, während er im Innern seines Herzens der Ansicht ist, daß der alte Kirchenglaube sich längst überlebt hat, und die Stützen seines Thrones nur auf den morschen Traditionen christlicher Mythologie beruhen. Leo hat in seiner Jugend, als er noch Giovanni Medici hieß, mit einigen andern jungen Edelleuten, der Mikswirtschaft der Borgia entfliehend, in Deutschland Zuflucht und in den Patrizierhäusern Augsburgs gastliche Aufnahme gefunden. Als Dank läßt er der Tochter seines Wirtes eine silberne Lade zurück, ohne zu ahnen, daß sich darin das von seiner eigenen Hand geschriebene Bekenntnis der *Madro Natura*, eines freigeistigen Geheimbundes, befindet. Diese silberne Lade mit den Papieren bringt später, als Leo den Stuhl bestiegen hat, eine Gräfin Ortenburg, der letzte Sproß aus Hohenstaufischem Geschlecht, nach Rom, um sie dem Papst zurückzustellen und sich dadurch seiner Hilfe in einer Rechtsache gegen die Savelli zu versichern. In Folge Intrigue gerät sie mitsamt der Kassetten in die Hände des Kardinals Riario, Leos Tod-

feind, der nicht allein das schöne Weib gewinnen, sondern auch die gefährlichen Papiere als Waffe gegen den Papst gebrauchen will. Treue Freunde, an ihrer Spitze der ritterliche Don Baldassare Castiglione retten, die Gräfin; und die geheimen Papiere gelangen auf Umwegen wieder in die Hände des Papstes zu rück. — Wir können nicht verhehlen, daß der Autor diesen Papst vielleicht etwas zu oft und zu viel von seinem Ringen und Streben nach Größe sprechen läßt, so daß uns zum Schluß eine erkältende Ernüchterung ergreift, wenn wir sehen, daß Furcht vor der Macht, die er verachtete, im Stande war Leo von seinem Hochflug herabzuziehen und menschlich klein zu machen. Dennoch ist dieses Buch, trotz einiger Längen, durch fesselnde Sprache und spannende Handlung imstande die volle Sympathie des Lesers zu erwecken, es ist der Ausdruck der frischen Strömung, welche einer neuen Aera entgegenführt und schon vor vier Jahrhunderten ihre Quelle fand in den nach Licht und Wahrheit ringenden Geistern einer großen Zeit.

— K.

L. Strümpell, Grundriß der Psychologie. Leipzig 1884. 309 S. gr. 8^o

Das Buch behandelt von Herbart'scher Methode ausgehend in ansprechender Weise vorwiegend die methaphysischen Fragen der Psychologie. Des Verfassers philosophischer Standpunkt schließt sich nahe demjenigen einiger deutschen Forscher der Gegenwart an, die weder den Herbartianern noch den Neukantianern zugerechnet werden dürfen und deren Hauptresultate in folgenden zwei Sätzen charakterisiert werden können: Eine Materie im Sinne der Materialisten und auch der Hylozoisten existiert nicht, denn das Materielle ist nicht, wie jene glauben, das Anschauungsbild des Realen, sondern der Beziehungen zwischen dem Realen. Im Gefühl von Wohl und Wehe, welches der mechanisch indifferenten Thatsache einen Wert verleiht, ist uns das Dasein einer über den toten Mechanismus hinausgehenden Macht verbürgt, unbeschadet des kausalen Weltzusammenhanges. Letzteres erörtert Verf. unter der Benennung: Frei waltende Kausalität. Da Verf. von seinen Gesinnungsgeoffenen keine Kenntniss zu haben scheint, so verweisen wir ihn auf die Arbeiten von Schuppe, Reichmüller, Schmitz-Dumont. Letzterer liefert (*Einheit der Naturkräfte* 1881) den mathematischen Beweis des ersteren Satzes, giebt auch (*mathematische Erkenntnistheorie* 1878) eine vollständige Entwicklung der Zeit- und Raumvorstellungen, auf der von Strümpell adoptierten Grundanschauung fußend. Daß mehrere Forscher selbständig zu solchen Resultaten gelangen, kann nur vorteilhaft für die Wahrheit ihrer ethischen Bestrebungen, den Kampf gegen den theoretischen Materialismus und die aus demselben mit der Zeit hervorgehende praktisch-materielle Gesinnung sein.

— t.

Spanische Nächte. Skizzen von Hans Parlow. Wien, Pest, Leipzig 1884. Verlag von A. Hartleben. —

Reizende Ausstattung, Elzevirdruck, meist geschmackvolle typographische Verzierungen, herrliches Papier ja, die Hartleben'sche Verlagsbuchhandlung versteht es, den Werken, welche sie in die Welt schickt, ein schönes Kleid anzuziehen — was kann man mehr verlangen? Ich soll aber auch vom Inhalt sprechen, glaube ich. Nun, je weniger ich davon sage, desto besser ist es — für den Verfasser. In einer Reihe zusammenhangloser, über einen Reisten gearbeiteter, monotoner Skizzen bemüht sich Hans Parlow die spanischen Nächte und die spanischen, präziser ausgedrückt, die Madrider Frauen zu schildern; es gelingt ihm jedoch absolut nicht, trotz großen Aufwandes beredter Vergleiche und eines originell sein sollenden Stils. Unwillkürlich fragt man sich: Wozu dienen die Schilderungen? Durch ihre Uebertreibung wirken sie nicht selten auf die Lachmuskeln der Leser; abgesehen von diesem gewiß nicht beabsichtigten Erfolge sind sie langweilig. Kann man Phrasen verdauen, selbst wenn der Sinn bisweilen ein richtiger sein mag, wie: „Die schwebenden Gestalten sind Spanierinnen. Füße haben sie nicht. Der Schleier ist die Mantille, das Herz ist der Fächer.“ Oder „Um den Nordpol sitzen die Narren, das Eis drückt ihnen die Dächer ein, ihr tägliches Brod ist Wasser und Gelehrsamkeit u. s. w. Oder, eine üppige Frauengestalt beschreibend: „Die Blut schien jede Fessel sprengen zu wollen. Sie bestand aus vielen Bergen und wenigen Thälern, aus den Augen sprühte ein hastiges Pelotonfeuer.“ Oder „in dem spanischen Auge liegt die Welt. Die Welt liegt einem zu Füßen, wenn es weint.“ Oder: „Senorita, ich habe immer gehört, daß bei den Frauen die heißeste Sehnsucht die des Gehorchens ist. Die Spanierinnen haben hier niemand, dem sie gehorchen könnten, bei ihnen also muß jene Sehnsucht am ausgeprägtesten sein.“ Und da erscheint der Mann „mit hellem Haar, die Augen haben Adlerfarbe (sie!), die Brust ist mächtig und breit, der Arm mit welchem er die Taille umfaßt, zittert nicht“ — — — vermutlich das Conterfei des Verfassers — „es zieht schauernd durch das gefesselte, spanische Herz: „Hier kann ich gehorchen, dieser Arm ist die Grenze meines Reiches!“ Bedarf es weiterer Ausführungen, um den Wunsch zu rechtfertigen, das Buch möge lieber ungeschrieben geblieben sein?

C. v. G.

„Die Symbiose oder das Genossenschaftsleben im Thierreich“ von Oskar Hertwig. Jena 1883. Verlag von Gustav Fischer.

Die Symbiose, eine zweckmäßige Lebensgemeinschaft von einander verschiedener Organismen des Tier- und Pflanzenreiches, erscheint entweder als ein Schmarozertum, nämlich wenn nur einer der beiden zusammenlebenden Nutzen zieht, oder als ein sogenannter Mutualismus, falls die beiden verschiedenartigen Wesen durch ihre dauernde Gemeinschaft sich wechselseitig in ihren Funktionen fördern. Der Verfasser behandelt insbesondere diese letztere Form der Symbiose, die man recht eigentlich als ein „Genossenschaftsleben“ bezeichnen kann. Ein gutes Beispiel für dieselbe liefert das beständige Zusammenleben des bekannten Einsiedlerkrebses mit einer kleinen Seerose, das sich am besten einem Kompagniegeschäfte vergleichen läßt. Als eine gallertartige Masse überzieht die betreffende Seerose das Schneckengehäuse, welches dem Einsiedler als Wohnung dient; sie begleitet so den Krebs auf seinen Wanderungen und kommt bei ihrer eigenen geringen Beweglichkeit erst dadurch in die Lage, sich genügende Nahrung zu erwerben. Dafür leistet sie aber ihrem Freunde einen wesentlichen Gegendienst, indem sie dessen Feinde mit ihren Nesselorganen, deren ägende Säfte eine gefährliche Waffe bilden, in respektvoller Entfernung hält. Eine eingehendere Behandlung erfährt die interessante Symbiose einzelliger Algen mit Radiolarien und Seerosen, welche eine so innige ist, daß sie erst in neuerer Zeit als solche erkannt und richtig gedeutet wurde. Auch hier ist das Verhältnis der zusammenlebenden Organismen ein völlig gegenseitiges. Die Algen als pflanzliche Wesen nehmen die von ihrem tierischen Genossen als Abfallstoff ausgegebene Kohlensäure auf und verwandeln sie in zusammengesetzte chemische Verbindungen, um sie dann ihrem eigenen Körper einzuverleiben. Der Sauerstoff, welcher dabei stets ausgeschieden wird, die unentbehrliche Lebensluft für jedes Tier, geht als Gegenleistung zum Teil wieder an die Kohlensäurelieferanten zurück. Die Algen vermehren sich unter so günstigen Bedingungen sehr schnell, und ihrem Kompagnon wächst damit beständig ihm unentbehrlicher organischer Nahrungstoff reichlich zu. So wiederholt sich hier im kleinen derselbe Kreislauf der Stoffe, welcher im großen durch das ganze Tier- und Pflanzenreich hindurch sich vollzieht.

G. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.

II.



Mit der Beendigung des französischen Krieges und mit der Erhebung in den Fürstenstand beginnt eine neue Phase in dem Leben des deutschen Reichskanzlers so wie in dem Verkehr mit seiner Umgebung und seinen Gästen. Es ist bekannt, daß mit der Verleihung des Fürstentitels die Dotation des sogenannten Sachsenwaldes verbunden war, ebenso daß das Schloß Friedrichsruh, welches früher ein Vergnügungsort der Hamburger war, ein späterer selbstständiger Erwerb des Fürsten Bismarck ist.

Mit der Begründung des deutschen Reichs und mit dem Friedensschlusse zu Frankfurt a. M. war der Reichskanzler auf der Höhe seiner Stellung und seines Ruhmes angelangt, und es ist von hohem Interesse, die weitere Entwicklung seiner Stellung von da ab zu verfolgen. Man hat einen Ausspruch Napoleons I., daß das welterlöschendste Ereignis in Paris nicht länger als ein halbes Jahr vorhielte, und leider scheint es, daß auch in Deutschland der Parteigeist und das Parteitreiben schon stark genug sind, um auch hier die großartigsten und entscheidendsten Thatsachen der Weltgeschichte, wenn auch nicht in sechs Monaten, so doch in verhältnismäßig kurzer Zeit vergessen zu machen.

Wir haben seitdem das eigentümliche Schauspiel, im deutschen Reiche einer sich steigernden Opposition und Verkleinerungssucht und außerhalb Deutschlands einer stetig zunehmenden Anerkennung der staatsmännischen Bedeutung und Leistung des Reichskanzlers zu begegnen, sodasß sich auch hier der alte Grundsatz bestätigt, daß die Propheten stets am wenigsten in ihrem eigenen Vaterlande gelten.

Es war eine durchaus zutreffende Bezeichnung, wenn ein alter preußischer Edelmann den Sommeraufenthalt des Fürsten Bismarck einen diplomatischen Wallfahrtsort nannte, und ein anderer ihn mit dem Namen des Friedensfürsten ehrte und seine diplomatische Umgebung als die politische Feuerwehr Europas mit dem bekannten „kalten Wasserstrahl“ kennzeichnete.

Daß die Anstrengungen und Aufregungen des französischen Krieges die Kräfte Bismarcks stark mitgenommen hatten, wird jedermann leicht begreiflich finden, der jenen Ereignissen und dem Verlaufe des Krieges etwas näher gestanden hat.

Nicht allein, daß man von Hause aus *va banque* spielte und daß die erste größere Niederlage alle Feinde Deutschlands und Preußens entfesselt und wahrscheinlich sogar die Existenz des Norddeutschen Bundes wieder in Frage gestellt haben würde, so bot auch der Verlauf des Krieges nach den ersten großen Siegen und selbst nach der Katastrophe von Sedan noch mancherlei Episoden, deren Bedeutung nur in eingeweihteren Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist. Man war hier längere Zeit selbst in militärischen Kreisen geneigt, den Krieg als mit der Katastrophe von Sedan beendet zu betrachten, während doch mit der Entthronung des Kaisers Napoleon erst der zweite republikanische Teil des Krieges seinen Anfang nahm. Wir sind nur ein Stückchen vom Soldaten, aber wir haben uns doch der Überzeugung nicht verschließen können, daß die Franzosen nicht so ganz unrecht daran gethan, den Marschall Bazaine, den Verteidiger von Metz, vor ein Kriegsgericht zu stellen und zu bestrafen. Wäre der Prinz Friedrich Karl nur noch wenige Tage vor Metz festgehalten worden, wer weiß, was sich bei Orleans ereignet hätte und ob es der Loire-Armee nicht gelungen wäre, den Sicherheits-Cordon des Großherzogs von Mecklenburg zu durchbrechen und die Belagerung von Paris in Frage zu stellen.

Das nächste und größte Bedürfnis des Reichskanzlers nach seiner Rückkehr aus Frankreich war deshalb auch Ruhe, doch wurde ihm diese leider nicht zu teil, da die Feststellung der Verfassung des deutschen Reiches alsbald seine volle Thätigkeit in Anspruch nahm und sich schon hier die politischen Gegensätze der Zentrums- und Fortschritts-Partei zu entwickeln begannen. Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler durch die Erfahrungen, welche er alsbald machen mußte, überrascht worden ist. Derselbe kennt die Menschen zu genau, um nicht auf das größte Maß politischer Undankbarkeit vorbereitet zu sein.

Mit der Etablierung des deutschen Reichs und mit dem dadurch bedingten Zutritt der süddeutschen Staaten überkam nicht allein die deutsche Volksvertretung eine andere Physiognomie, sondern es traten auch in den weiteren und näheren Verkehrs- und Umgangskreis des Reichskanzlers Persönlichkeiten, welche alsbald eine hervorragende, ja maßgebende Rolle spielten und der weiteren Entwicklung der deutschen Reichsverhältnisse ihr maßgebendes Gepräge aufdrücken sollten.

Die hervorragendste dieser Persönlichkeiten, deren Bedeutung und Einfluß erst mit der Verstärkung des katholischen Elements im Reichstage zur vollen Geltung gelangte, ist unzweifelhaft der frühere hannoversche Minister Dr. Windthorst, dessen politische und kirchliche Bedeutung am sichersten daraus erhellt, daß er der einzige ist, welchen man überhaupt ernsthaft mit dem Fürsten Bismarck in Parallele gestellt und in bezug auf den man kein Bedenken getragen hat, die Frage aufzuwerfen, wer von den beiden am frühesten aufgestanden sei. Anerkannter Führer des Zentrums, neuerdings sogar mit einem etwas diktatorialen Beigeschmack, hat er es verstanden, seine Getreuen bis dahin durch alle Fährnisse und Konflikte glücklich hindurchzuführen und seine Partei allmählich zur ausschlaggebenden in fast allen wichtigen Fragen der deutschen Reichspolitik zu machen. Es war dies um so schwieriger, als die Zentrumsfraktion keineswegs von Hause

aus eine homogene Größe, sondern, wenn auch in kirchlichen Fragen einig, so doch in politischen und sozialen vielfach uneins und von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten zusammengeschweift war. Meister des Worts im Scherz und im Ernst, witzig und pikant, ohne ernsthaft zu verletzen, maß- und taktvoll genug, um nach keiner Seite unheilbar anzustoßen, darf er heute wohl als der beliebteste Redner des Reichstages bezeichnet werden, der, so oft er sich auch vernehmen läßt, stets ein aufmerksames und dankbares Publikum findet. Man hat denselben in Verdacht, ein Affiliierter des Jesuitenordens und gleichzeitig ein Welsche zu sein, doch will es uns bedünken, als wenn diese Insinuationen einander einigermaßen ausschließen. Der Jesuitenorden ist ein kosmopolitischer Orden, der gewisse politische Fragen zwar berührt, aber doch sich niemals mit denselben identifiziert oder gar politische Parteipolitik treibt, und der Dr. Windthorst ist ein zu scharfsinniger und praktischer Mann, als daß er sich in dem heutigen Europa über die Chancen der kleinen politischen Partei des Welsentums täuschen sollte. Daß derselbe nicht zu denjenigen Hannoveranern zählt, welche sich über den Sturz ihres angestammten Fürstenhauses mit leichtem Herzen hinweggesetzt haben, und daß er der entthronten Fürstenfamilie seine Treue und Anhänglichkeit, soweit dies die veränderten Verhältnisse gestatten, bewahrt, glauben wir wenigstens ihm nicht zum Vorwurf machen zu dürfen, da wir es für unsere Pflicht halten würden, unter ähnlichen Umständen ähnlich zu handeln, was keineswegs ausschließt, daß wir von unserem Standpunkte aus die Annexion Hannovers vollkommen gebilligt haben und noch billigen.

Daß der Fürst Bismarck sich vielfach recht verdrießlich und auch wohl scharf über die Person und politische Thätigkeit des Dr. Windthorst ausgesprochen, ist bekannt, doch hat derselbe dabei stets die Bedeutung und die Leistung seines Gegners voll gewürdigt, ja denselben in neuerer Zeit nicht selten in geradezu demonstrativer Weise ausgezeichnet. Aus dem Munde des Dr. Windthorst selbst wissen wir, daß er sogar zu der Zeit, als die Wogen des Kulturkampfes am höchsten gingen, doch stets unbeirrt an der Überzeugung festgehalten hat, daß der Fürst Bismarck der einzige Mann sei, welcher diesen Kulturkampf im höheren Stile zu beendigen vermöge. Desgleichen wissen wir von der anderen Seite, daß der Allianzvertrag Deutschlands mit Österreich die Meinung des Dr. Windthorst über die politischen und kirchlichen Tendenzen des deutschen Reichskanzlers nicht unwesentlich modifiziert hat, in ähnlicher Weise wie dies ja auch bei der süddeutschen Aristokratie der Fall gewesen ist.

Was den Fürsten Bismarck von seiten des Dr. Windthorst am meisten verletzt hat, waren dessen Äußerungen gelegentlich des Kullmannschen Attentats, in welchen der Reichskanzler eine Nichtachtung seiner Person und seines Lebens erblicken zu müssen glaubte. Wir halten es deshalb auch nicht ganz von ungefähr, daß der Dr. Windthorst gelegentlich des letzten Frühchoppens im Reichskanzleramte dem Dr. Schweninger mit besonderer Wärme seinen Dank für die Wiederherstellung des Reichskanzlers ausgesprochen, ja, wie die hiesigen Zeitungen versichern, dem Minister von Gopler dessen Ernennung zum Professor aus Herz gelegt hat.

Daß Herr Dr. Windthorst jemals eine Einladung nach Barzin oder Friedrichsruh erhalten habe, ist uns nicht bekannt geworden. Über das Exterieur dieses Herrn brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Der Herr Windthorst ist so oft in allen möglichen Gestalten und Kostümen durch die Malerei vervielfältigt, daß sein Aussehen fast eben so bekannt ist wie das des Reichskanzlers. Schön ist er nicht, doch scheint er darauf auch keinen Wert zu legen.

Daß von der Fortschrittspartei und deren Führern niemand in Barzin oder Friedrichsruh verkehrt hat, wird kaum einer ausdrücklichen Erklärung bedürfen, doch sind auch von den Koryphäen der konservativen Partei nur wenige dieser Ehre teilhaftig geworden.

Zur Würdigung dieser Thatsache müssen wir auch die konservative Partei und deren Führer, wenn auch nur rhapsodisch, Revue passieren lassen, doch befinden wir uns hier allerdings in einiger Verlegenheit, wen von den fraglichen Herren wir als den ersten und eigentlichen Führer kennzeichnen sollen. Man wird der Wahrheit, wie es uns scheint, am nächsten kommen, wenn man den Reichskanzler selbst als den eigentlichen Führer der Konservativen hinstellt, wobei wir uns indes von vornherein gegen das Mißverständnis verwahren, den Fürsten Bismarck selbst als einen Parteimann oder gar als einen konservativen Parteimann ansehen zu wollen. Derselbe ist heute und, man darf wohl sagen, seit der bekannten Allerhöchsten Botschaft, in ähnlichem Sinne der Führer der Konservativen, wie er in den siebziger Jahren der Führer der Nationalliberalen war, und die Bedeutung der einzelnen konservativen Persönlichkeiten innerhalb ihrer eigenen Partei bemißt sich genau nach dem Grade des Vertrauens, dessen sie sich beim Reichskanzler erfreuen. Nichts kann deshalb auch unrichtiger sein, als wenn man neuerdings, beispielsweise in der „Germania“, den Fürsten Bismarck sogar zum „Mittelparteiler“ hat machen wollen, und wenn derselbe dies gelesen hat, so wird er wahrscheinlich nach der bekannten Berliner Fosse gesagt haben: „Ich habe selten so gelacht.“ Fürst Bismarck ist kein Parteimann, sondern ein Staatsmann, der nach seinem eigenen Ausspruch die Staatskunst als die Kunst des Möglichen betrachtet, der stets nur mit benannten Zahlen rechnet und der jedermann und jede Partei benutzt, soweit sie seinen Zwecken förderlich sein kann, ohne sich jemals von selbigen abhängig zu machen.

In der Öffentlichkeit sind abwechselnd als Führer genannt: der Herr von Rauchhaupt und der Freiherr von Minnigerode, und wir sind in der That mit uns nicht ganz im Reinen, welchem von diesen Herren der erste Platz gebührt. Der am wenigsten bedeutende von denselben ist nach unserer Kenntnis der Baron von Minnigerode, obgleich er selbst vom Gegenteil überzeugt zu sein scheint. Auch glauben wir, daß er sich am wenigsten des Vertrauens des Reichskanzlers erfreut hat. Derselbe ist ein ganz gewandter und schlagfertiger Parlamentsredner, doch fehlt es ihm an einer gründlichen volkswirtschaftlichen, sozialen und politischen Vorbildung, weshalb ihm auch von seinen Gegnern nicht ganz mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden ist, daß er einen gewissen Widerwillen gegen eigene Gedanken habe. Dessen ungeachtet hatte er die Neigung, dem

Reichskanzler gegenüber eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten, was dieser nur schwer zu goutieren pflegt. Daß derselbe neuerdings auf seine Wiederwahl in seinem bisherigen Wahlkreise verzichtet hat, finden wir sehr verständig, da er wegen seiner Haltung im Kulturkampfe die Stimmen seiner katholischen Wähler schwerlich wiedererhalten haben würde.

Herr von Rauchhaupt, der an sich auch nur ein Staatsmann zweiter Güte ist, hat sich unzweifelhaft der Ehre erfreut, von dem Reichskanzler als Vertrauensmann benützt zu werden und dadurch eine gewisse Autorität in dem Kreise seiner Parteigenossen zu gewinnen, doch hat dies Verhältnis unverkennbar in neuester Zeit einen Stoß erlitten, was besonders darin zu Tage trat, daß selbiger im vorigen Jahre bei den Gnadenenerweisungen in der Provinz Sachsen gelegentlich des Kaisermanövers völlig leer ausging. Herr von Rauchhaupt hat die Unvorsichtigkeit begangen, von eigenen Überzeugungen und selbständiger Verantwortlichkeit gegenüber seinen Wählern zu sprechen und büßte dadurch seine Brauchbarkeit als Werkzeug ein. Das kommt davon, wenn man sich selbst unrichtig einschätzt; und wenn er sich heute noch eines gewissen Einflusses in der Fraktion erfreut, so lebt er dabei von den Brotsamen der Vergangenheit.

Daß die großartige Veränderung der Stellung des Fürsten Bismarck nach dem Frieden mit Frankreich sich auch in seinem geselligen Verkehre widerspiegelte, liegt auf der Hand, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß der deutsche Reichskanzler von da ab gleichsam als der Kanzler und später auch als der Vize-Friedensfürst Europas gefeiert wurde und daß die verschiedenen Phasen seiner auswärtigen Politik sich auch in seinem Verkehre sowohl in Varzin wie später in Friedrichsruh gleichsam verkörperten. Das Schloß Friedrichsruh hat Fürst Bismarck in würdiger, seiner Stellung angemessener Weise für seinen Sommeraufenthalt ausgebaut, doch glauben wir auf die betreffenden Details hier nicht näher eingehen zu sollen, da hierüber vor kurzem eine eingehende, mit Illustrationen versehene Beschreibung im Buchhandel erschienen ist.

Trotz der durchaus komfortablen Einrichtung aber und trotz der bequemeren Verbindung mit Berlin scheint der Reichskanzler noch immer seine Vorliebe für seinen pommerschen Landaufenthalt wenigstens für die späteren Sommer- und die Herbstmonate beibehalten zu haben, und zwar nach der Eigentümlichkeit seines Charakters wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er hier am meisten seinen eigenen Werken begegnet.

Je mehr dabei für den Reichskanzler die Notwendigkeit in den Vordergrund trat, seine Kräfte zu schonen und auf seine Gesundheit die erforderliche Rücksicht zu nehmen, in demselben Maße veränderte sich auch der Charakter des Verkehrs in Varzin wie in Friedrichsruh, indem der eigentlich gesellige Charakter mehr zurück- und der geschäftliche und offizielle in den Vordergrund trat. Dabei glauben wir zur Ehre der Ärzte, welche den Fürsten Bismarck vor dem Dr. Schweningen behandelten, konstatieren zu müssen, daß der fürstliche Patient im allgemeinen nur sehr wenig von der ärztlichen Kunst hält, und daß wir deshalb wiederholt aus jener Zeit die Klage vernahmen, daß er selbst die „schönste

Medizin“ unbemüht ließe, und es ist in der That eine nicht zu unterschätzende Leistung des Herrn Schweningen, seinen Patienten dahin gebracht zu haben, daß er seinen Anordnungen Folge leistet und zwar, wie neuerdings versichert wurde, mit solcher skrupulösen Gewissenhaftigkeit, daß er sich jeden Morgen wiegen ließe, und seine Trainingsversuche steigere, sobald die Waage eine Gewichtszunahme markiere. Pflasterkasten ist Pflasterkasten! pflegte er sonst zu sagen, nach dem bekannten Aussprüche des Generals von Möllendorf, als dieser einen Doktor der Philosophie als Lazarettgehilfen installierte. Freilich ist der Dr. Schweningen bei diesem seinem Erfolge wohl wesentlich dadurch unterstützt worden, daß der Fürst selbst wahrnahm, wie seine Krankheitserscheinungen immer mehr einen sehr ernstlichen und bedenklichen Charakter annahmen, und daß er von jeher eine gute Diät als den wesentlichsten Teil der Heilkunst angesehen hatte. Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß der Reichskanzler in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit in kaum erhoffter Weise zugenommen hat, wemgleich sein letztes Bild, falls dasselbe genau getroffen ist, nicht unbedenkliche greisenhafte Züge an sich trägt.

Die erste epochemachende Phase in der mit dem Frankfurter Frieden eingetretenen „Friedensära“ war eigentümlicher Weise der sogenannte „Kulturkampf,“ den wir unsererseits als ein Pendant zu Kaulbachs Hunnenschlacht bezeichnen möchten, das heißt als eine Fortsetzung des eben beendeten Krieges in den höheren geistigen Regionen. Man weiß, daß der französische Krieg von der Kaiserin Eugenie, als der Vertreterin der katholischen Partei, als ihr Krieg bezeichnet worden ist, und man vermutet wohl mit einigem Grunde, daß es dem deutschen Reichskanzler nicht an den nötigen Informationen über den Zusammenhang mit dem vatikanischen Konzil gefehlt haben werde. Daher auch der plötzliche Wechsel der Stellung des Reichskanzlers zu verschiedenen deutschen Kirchenfürsten, insbesondere zu dem Grafen Ledochowski, der bis dahin als persona gratissima gegolten hatte. Wir glauben nicht, daß der Reichskanzler sich auch nur eine kurze Zeit durch den polnischen Erzbischof hat düpiieren lassen, wemgleich ihm der volle Umfang der Polonisierung der Schule wohl erst im weiteren Verlaufe bekannt geworden sein mag. Angesichts der politischen Verwickelung genügte es ihm einstweilen, die politische Aktion der polnischen Heißsporne lahm gelegt zu sehen. „Die nächste Gefahr ist die größte,“ pflegte er zu sagen, „und kriegerische Kardinäle à la Richelieu gedeihen heute nicht mehr.“

Im übrigen sind wir keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß der Fürst Bismarck den Kampf mit der katholischen Kirche in demselben Sinne und zu demselben Zwecke führt wie seinerzeit den Krieg mit Österreich, nämlich zur Beseitigung aller unberechtigten Präzensionen, zur Erzielung gegenseitiger Anerkennung und zur Ermöglichung eines Zusammenwirkens, welches die Garantie der Dauer in sich trägt. Der Fürst Bismarck ist viel zu sehr praktischer Staatsmann, um sich über die Bedeutung und die Machtstellung der katholischen Kirche zu täuschen, selbst wenn er „den kleinen Windthorst mit seinem großen Anhang“ nicht täglich vor Augen hätte, und er steht andererseits in zu intimer Feindschaft mit den prinzipiellen Gegnern aller kirchlichen Institutionen und speziell der

katholischen Kirche (Herr Dr. Virchow ist bekanntlich Erfinder des Namens Kulturkampf), als daß er ernsthaft den Zweck verfolgen sollte, die Existenz der römischen Kirche als solcher in Frage stellen zu wollen. Die Illusionen des Dr. Falk, die römische Kirche etwa nach dem Recepte des Protestantenvereins reformieren zu können, hat er wohl schwerlich jemals geteilt, und wenn er diesem Minister eine Zeit lang den Zügel hat schießen lassen, so geschah dies — wie dies auch gelegentlich des Zivilstandsgesetzes ausdrücklich von ihm ausgesprochen ist — weniger aus prinzipieller Übereinstimmung, sondern unter dem Zwange seiner Gesamtpolitik, da sich die anderen Minister mit dem Herrn Falk solidarisch erklärten, und er augenblicklich nicht über eine zweite Garnitur zu verfügen hatte. Sich vor der römischen Kurie zu fürchten, steht freilich auch nicht in seinem Katechismus, wie er denn auch in bezug auf den vermeintlichen Kanossengang scherzweise zu sagen pflegte: „Ich gehe nicht gern barfuß und für Fußreisen bin ich schon zu alt. Wenn ich nach Rom kommen soll, kann es nur im Bilde geschehen.“

Selbstverständlich lieferten während der ersten brennenden Phase des Kulturkampfes die entschiedenen Freunde und Gegner das größte Kontingent der Besucher, sodaß Masella allmählich als mythische Person figurierte. Ebenso ist von der anderen Seite auch Herr von Bennigsen als Geschäftsreisender in dieser Branche aufgetreten. Ob damals auch Herr Gambetta einen Abstecher nach Varzin gemacht? wir wissen es nicht genau, aber wir halten es nicht für unmöglich, zumal sein Wahlspruch *L'église c'est l'ennemi* ihn wohl verleiten konnte, auf ein kulturkämpferisches Entgegenkommen bei dem deutschen Reichskanzler zu spekulieren. Jedenfalls datiert von da ab die Wiederannäherung des Herrn Gneist an den Reichskanzler, eine Wiederannäherung, die in neuester Zeit sogar zu einer Art von Vertrauensverhältnis geführt zu haben scheint. Herr Gneist, der vielgewandte, der vielfach u. s. w., den wir als den Ulysses des Nationalliberalismus bezeichnen möchten, ist in einer kräftigen Hand unzweifelhaft ein sehr brauchbares Werkzeug und „er kann alles beweisen, was man will, und zwar gewöhnlich sehr gut,“ sagte der verstorbene Graf Noon. Wir möchten deshalb auch der Zentrumsfraktion den Rat erteilen, den gelehrten Professor als kirchenpolitisches Wetterglas zu betrachten.

Wenn auch der Dr. Windthorst niemals eine Einladung weder nach Varzin noch nach Friedrichsrub erhalten hat, so gab es doch in dem aristokratischen Viertel der Zentrumsfraktion und insbesondere unter den bayerischen Standesherrn verschiedene Persönlichkeiten, mit denen der Reichskanzler sehr gern verkehrte und die ja auch wiederholt auf dem Präsidentenstuhl gesessen haben. „In der Zentrumsfraktion,“ pflegte der Fürst Bismarck zu sagen, „gibt es nicht zwei Seelen, sondern sieben Geister, durch alle Farben des politischen Regenbogens von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, und ich bewundere die Kunst des Zentrumsfutschers, diese widerstrebenden Geister so elegant im Zügel zu führen. Mir wird mein russisches Dreigespann öfter schon schwer zu lenken und ich freue mich jedesmal, wenn ich einen von meinen Galoppins zeitweilig aus-

spannen kann.“ Es wird nicht überraschen, daß die kirchlichen Details, um welche es sich in dem Kulturkampfe handelte, für den Reichskanzler nur ein untergeordnetes Interesse hatten. „Ich bin weder Seelsorger noch Beichtvater von Sr. Majestät Unterthanen,“ pflegte er scherzweise zu sagen.

„So lange die Herren und selbst die Geistlichen vom Zentrum mehr Wert darauf legen, eine parlamentarische Rolle im deutschen Reiche zu spielen, als die kirchlichen Bedürfnisse ihrer Gemeinden zu befriedigen und befriedigt zu sehen, und so lange man dort alle politischen und sozialen Fragen nur als Behikel für die kirchlichen würdigt und benutzt, so lange hat man auch kein Recht sich darüber zu beklagen, daß wir den Spieß umdrehen und die kirchlichen Fragen auch unsererseits als Mittel zum Zweck benutzen. Wenn ich auch früher etwas lange geschlafen habe, so bin ich immer noch früh genug aufgestanden, um mich nicht darüber täuschen zu lassen, daß man in Rom die kirchlichen Fragen à deux mains behandelt. Man nimmt keinen Anstoß daran, im Widerspruch mit den Worten des Evangeliums die römische Kirche als ein Reich von dieser Welt zu etablieren und behandelt die Frage nach der weltlichen Herrschaft des Papstes und nach den Propaganda-Gütern wenn nicht mit mehr, doch mindestens mit derselben Wichtigkeit und demselben Nachdruck wie die, welche von der Seelsorge und den Sakramenten und von dem Seelenheile der Kirchenangehörigen handeln, und verlangt dann naiver Weise von den Regierungen, die obwaltenden Konflikte, die sich wesentlich auf die weltliche Stellung der römischen Kirche beziehen, gewissermaßen als die Grundrechte des Reiches Gottes behandelt zu sehen, und zwar verlangt man dies nicht etwa allein von dem katholischen, sondern merkwürdiger Weise fast noch sehr viel mehr von den evangelischen Regierungen.“

Daß in dem Kulturkampfe auch die Wurzeln des späteren Zerwürfnisses zwischen dem Reichskanzler und dem Grafen Harry Arnim lagen, ist bekannt. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß der Graf Arnim gewisse Schwächen hatte und daß schon damals in Rom das Gerücht ging und auch hierher transpirierte, als ob die Kurie bei ihren Verhandlungen sich nicht bloß der Monsignores bediente und als ob auch der italienische Hof die sogenannte fliegende Schwadron der guten Katharina von Medicis nicht ganz vergessen hätte. Jedenfalls wurde die Stellung des Grafen Arnim in Rom sehr bald eine durchaus unhaltbare, doch war seine Versetzung nach Paris immer noch eher eine Beförderung als eine Maßregelung.

Leider aber ließ der Graf Arnim sich alsbald in Paris verleiten, nicht allein eine selbständige diplomatische Rolle spielen zu wollen, sondern sich auch in die Illusion einzuwiegen, sich demnächst selbst auf den Stuhl des Fürsten Bismarck setzen und die Rolle des Kanzlers im deutschen Reich übernehmen zu können. Diese Selbsttäuschung war allerdings nur dadurch möglich, daß dem Grafen Arnim wie die Person, so auch die Politik des Fürsten Bismarck ein verschlossenes Buch geblieben waren. Bismarck kannte die monarchischen Parteien in Frankreich und deren Chancen zu genau, um auch nur die geringste Versuchung zu fühlen, in Frankreich eine legitimistische Reaktionspolitik fördern

oder treiben zu wollen. Noch weniger aber war derselbe gewillt, seine Kreise durch einen ihm untergeordneten Diplomaten stören zu lassen. Man erzählte damals als verbürgt, daß der Fürst Bismarck dem Grafen Arnim, mit welchem er von früher her befreundet war und der deshalb auch zu dem näheren Umgangskreise desselben zählte, keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß er nicht gewillt sei, die frühere Unbotmäßigkeit innerhalb der Diplomatie des deutschen Reiches wieder plaggreifen zu lassen und die Zügel aus der Hand zu geben, so lange er selbst auf dem Kutschbock sitze. „Ich weiß, wohin Sie streben und auf welchen Rückhalt Sie dabei rechnen,“ soll der Reichskanzler bei einer Besprechung zu dem Grafen Arnim gesagt haben. „Sie wollen meinen Platz einnehmen, und wenn Sie darauf sitzen, dann werden Sie sehen, daß es auch nichts ist.“

Man darf dabei nicht vergessen, daß nur kurze Zeit vorher ein ähnlicher Konflikt mit dem Herrn von Usedom stattgefunden hatte und daß dieser, welchem mehr Nachlässigkeit als Überhebung zum Vorwurf gemacht wurde, nur durch sein Alter einem ähnlichen Schicksal entging. „Ich würde meinen Bruder und meinen Sohn wegzagen, wenn diese sich erdreisteten, auf eigene Hand Politik zu machen oder gar aus Sentimentalität oder ähnlichen Schwächen meinen von Sr. Majestät dem Kaiser sanktionierten Befehl zu ignorieren. Was haben wir in Frankreich mit den Bourbons oder Orleans zu schaffen oder was geht es uns an, wie das Prätendententum des Prinzen Lulu verläuft. Sind wir immer noch so einfältig, nach der Weise des Königs René den französischen Troubadour zu spielen? Die französische Nation hat die Bourbons, die Orleans und die Bonapartes vertrieben, und für uns ist es Wurst, ob Mac Mahon oder Gambetta einstweilen das große Wort führt. Nach meinem Rezept — aber auch nur nach diesem — werden wir hoffentlich dahin gelangen, Frankreich für eine absehbare Zeit, wenn auch nicht zu unserem Liebhaber, so doch zu unserem verständigen Freunde zu machen.“

Die Tragödie des Grafen Arnim ist zu bekannt, als daß eine Wiederholung derselben angezeigt erschiene, und wenn man dabei vielfach von einer zu großen Härte gesprochen hat, so sollte man billiger Weise nicht vergessen, daß die damalige politische Gesamtsituation des deutschen Reiches noch nicht dazu angethan war, mit seinen Lebensfragen spielen und die Befestigung der europäischen Zustände von der Befriedigung eines regellosen Ehrgeizes abhängig machen zu lassen.

Daß Herr von Bennigsen politisch noch immer beiseite steht, ja daß derselbe bei seinem letzten Zusammentreffen mit dem Fürsten Bismarck mit seinem national-liberalen Pathos nur wenig Anklang gefunden haben soll, wird diejenigen nicht überraschen, welche über das Verhältnis jener beiden Persönlichkeiten näher unterrichtet sind. Wie der Fürst Bismarck von dem Abgeordneten Lasfer gesagt haben soll, „daß er wie ein Ei in seiner Hand sei, welches er zerdrücke, wenn er wolle“, so hat wohl auch Herr von Bennigsen in seinem politischen Schachspiel kaum jemals die Stellung einer anderen Figur angenommen als die eines Springers,

welcher sich, wenn auch oft mit schwerem Herzen, vorwärts und rückwärts verwenden ließ. So lange die Sonne Bismarcks hinter Wolken verborgen ist, bleibt es auch bei den Nationalliberalen dunkel, und wenn sie sich auch mit dem Liede Agathens aus dem Freischütz zu trösten versuchen, so scheint doch Herr von Bennigsen kein besonderes Vergnügen darin zu finden „an der Wand zu quietischen“ oder, wie die Spartaner bei Thermopylä, im Schatten zu fechten. Wir haben nicht gehört, daß der Fürst Bismarck sich jemals unfreundlich über den Herrn von Bennigsen ausgesprochen habe; doch ist uns allerdings auch nichts zu Ohren gekommen, woraus man schließen müßte, daß der Reichskanzler dessen Rücktritt als einen Verlust für die Weltstellung Deutschlands oder seiner eigenen Politik empfinde. Sicher ist nur, daß, so lange der Nationalliberalismus ohne Herrn von Bennigsen mobil macht, die Kriegsart noch nicht begraben ist.

Daß Herr Eugen Richter jemals in Varzin oder Friedrichsruh gewesen, wird wohl kaum jemand vermuten, zumal der Reichskanzler diesen Führer der fortschrittlichen freisinnigen Opposition stets als einen Kanadier betrachtet hat, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennt. „Ich verlasse die Sitzung“, soll Fürst Bismarck geäußert haben, „sobald Herr Richter das Wort ergreift, nicht weil ich mir nicht zutraute, seine Reden zu beantworten, sondern weil der oppositionelle Duft, welcher die ganze Person umgiebt, meine Nerven affiziert und weil er Satisfaktion für eine Grobheit nur durch gesteigertes Schimpfen zu geben pflegt. Was er sagt, ist mir übrigens Wurst im Superlativ; befehlen werde ich ihn nicht und besiegen wird er mich nicht, und so ist es am besten, wenn wir uns gegenseitig von weitem bewundern.“ Ob der Reichskanzler dabei Herrn Richter nicht etwas unterschätzt, ist uns stets zweifelhaft gewesen, wenigstens ist derselbe jetzt so unverkennbar der Brennpunkt der Opposition, daß man ihn sachlich kaum ignorieren kann.

Was den Herrn Virchow anlangt, so wird dessen persönlicher Konflikt mit dem Reichskanzler noch unvergessen sein, und hat dieser deshalb auch niemals Veranlassung genommen, sich des ärztlichen Rates des berühmten Gelehrten zu bedienen oder gar eine Schädelmessung an sich vornehmen zu lassen. „Wenn der Mann sich auf Staatsmänner nicht besser versteht als auf den Staat, dann ist es sehr bedenklich, sich bei ihm in die Kur zu geben,“ soll der Reichskanzler gesagt haben.

Der Abgeordnete Hänel ist, soviel wir wissen, in den Augen des Reichskanzlers keine Persönlichkeit, die sich zu einem Parteiführer innerhalb des deutschen Reichstages qualifizierte. Derselbe ist, wie wir hören, in seiner Schätzung noch gesunken, seitdem er sich dem Herrn Richter ganz hingeeben hat. Dabei ist indes im allgemeinen zu konstatieren, daß der Reichskanzler sich in neuerer Zeit noch weniger als früher mit den einzelnen parlamentarischen Persönlichkeiten befaßt, daß er vielmehr mit größeren Zahlen rechnet und daß ihm die Nachrichten aus Afrika jetzt fast interessanter sind als die aus der Leipzigerstraße.

Wesentlich dasselbe gilt von dem Abgeordneten Bamberger. Wenngleich dieser ziemlich wohlgelitten war, so lange er unter der Ägide der Herren Delbrück

und Michaelis arbeitete, so ist doch das Freundschaftsregister durchstrichen, seitdem Herr Bamberger an erster Stelle unter den Sezessionisten figurierte. Man erzählt, daß der Fürst Bismarck in bezug auf diesen Abgeordneten gelegentlich geäußert habe: „Bei mir geht es wie im Evangelium; ich habe Gefäße zu Ehren und zu Unehren und habe mich noch niemals beim Gebrauche vergriffen, so ähnlich auch unter Umständen eine Maibowle einer Suppenterrine und ähnlichen Gefäßen sehen mag. Was schadet es, daß die Flasche zerbricht, wenn der Wein ausge-trunken ist.“

Daß der Reichskanzler sich über seine Minister-Kollegen, so stark er auch einen oder den anderen in der Öffentlichkeit brüskiert haben mag, hinter deren Rücken in verletzenden Kritiken ergangen, haben wir niemals gehört, doch soll er denselben allerdings nicht selten in scherzhafter Form recht bittere Wahrheiten in das Gesicht gesagt haben. Es gilt dies namentlich von dem Minister Frick Eulenburg dem Älteren und den beiden Goldonkeln, von denen ja der letztere auch schließlich in der Öffentlichkeit recht unliebsame Dinge zu hören bekam. Weniger zurückhaltend war derselbe mit seinem Urteile über die Führer und Mitglieder der Rechten, denen er es nur schwer verzeihen konnte, daß sie klüger sein wollten als er. „Entweder,“ sagte er, „erkennen mich die Herren als ihren Führer an, und dann müssen sie mir auch folgen, oder sie fechten auf eigene Hand, und dann müssen sie mir auch überlassen, wie weit ich mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen und wie weit ich ihre Kreise stören will. Der Bauer, so wichtig er auch in dem politischen Schachspiel ist, darf doch nie den Anspruch erheben als Turm oder Läufer zu figurieren, und wenn ich das Spiel spielen soll, so muß man mir auch gestatten, die Figuren dort hinzusetzen, wo ich sie gebrauche, und überhaupt das Ensemble so zu gruppieren, um das Spiel nach meinen Berechnungen zu gewinnen. Will man das nicht, dann sehe ich mich eben nach anderen Leuten um.“ Es ist bekannt, in welcher herben Weise der Reichskanzler das Fraktionsunwesen sowohl auf der Rechten wie auf der Linken verwirft, doch scheinen die letzten Gründe hierfür noch mehr im Dunkeln zu liegen. Dürfen wir gewissen Äußerungen Glauben schenken, so ist Fürst Bismarck der Meinung, daß der Fraktionszwang nicht allein das Gegenteil von der sonst so hochgerühmten eigenen Überzeugung ist, sondern daß derselbe auch Politiker erzieht, welche sich allmählich in die Illusion hineinleben, ihre Stellung innerhalb der Fraktion auch auf den Staat übertragen zu können, und daß diese Anschauung eben die Quelle der Überhebung der meisten Fraktionsführer sei. Zu England, auf welches man sich so gern berufe, herrsche allerdings auch ein gewisser Parteizwang, doch unterscheide dieser sich von unserem Fraktionszwang gerade dadurch, daß jener englische Parteizwang eben von dem anerkannten Führer der Partei, dem jedesmaligen Premier-Minister, oder dem, der es werden wolle, ausgeübt werde. Die Privat-äußerungen des Reichskanzlers über einzelne konservative Parteiführer lauten deshalb auch nicht gerade sehr verbindlich, doch sind selbige uns nicht verbürgt genug und zugleich für den Abdruck etwas bedenklich, sodaß wir davon absehen sie zu wiederholen.

Daß der Reichskanzler zwischen sich und den sogenannten Deklaranten, d. h. denjenigen, welche seinerzeit in der Kreuzzeitung gegen seine Kirchen- und Schulpolitik öffentlich Protest erhoben, das Tischtuch zerschnitten und nur einzelne auf ihr ausdrückliches pater peccavi wieder zu Gnaden angenommen hat, ist bekannt. Zu diesen Deklaranten gehörte, soviel wir uns entsinnen, auch der frühere Oberpräsident von Kleist-Neuhow, der vor die Thür gesetzt wurde, obschon er ein naher Verwandter der Fürstin Bismarck (unseres Wissens der Bruder ihrer Mutter) war. Daß inzwischen eine Versöhnung stattgefunden hat und daß diese Versöhnung eine vollständige gewesen ist, darf man wohl mit einiger Sicherheit daraus schließen, daß Herr von Kleist vor kurzem zum wirklichen Geheimen Rat ernannt worden ist.

Einigermassen mysteriös ist das Verhältnis des Fürsten Bismarck zu dem Hofprediger Stöcker. Daß derselbe jemals eine Einladung nach Varzin oder Friedrichsruh erhalten, haben wir nicht gehört, wenngleich man uns versichert, daß er hier im Reichskanzler-Palais verkehre. Wahrscheinlich gilt hier mutatis mutandis der Spruch aus Goethes Faust: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Pastor gern.“

(Fortsetzung folgt.)



Telefilla.

Eine dorijsche Novelle.

Von

Johannes Flach.

I.

Es war kurze Zeit vor der Schlacht bei Marathon, und schon ahnte jedermann in Griechenland, daß der Zusammenstoß mit der persischen Streitmacht auf griechischem Boden unmittelbar bevorstehend sei. Trotzdem hatten die Spartaner auf Anraten ihres leidenschaftlichen, gewaltthätigen und grausamen Königs Kleomenes, des Sohnes von Anaxandridas, von neuem einen Feldzug gegen die Argiver unternommen, denen sie zweihundert Jahre früher das Grenzgebiet Kynuria mit Thyrea für immer mit Waffengewalt entrißen hatten, und deren Hauptstadt selbst sie jetzt einzunehmen die Absicht hatten. Bei der Ankündigung des Krieges hatten die Argiver Boten an das delphische Orakel geschickt, welche mit folgender Antwort zurückkehrten:

Wenn aber einstens ein Weib siegreich bewältigt den Mann hat,
Und ihn treibet zur Flucht und Ruhm gewinnt in Argos,
Dann wird kommen der Frauen zu Argos Jammer und Trauer!

Durch dieses Orakel waren die Argiver in große Bestürzung versetzt worden, aber sie beschloßen dennoch den Krieg mit allen Mitteln zu führen, rüsteten ein

Heer von 6000 Hopliten aus, das sie — da ihr alter und fränklicher König Konon nicht mehr ins Feld ziehen konnte — unter Führung von fünf Strategen stellten, von denen Eurenidas der tüchtigste war. Diesen befahlen sie dem spartanischen Heer entgegenzurücken und ihm vor dem Angriff auf die Stadt eine Feldschlacht zu liefern.

Auch der König Kleomenes, dessen kriegerische und diplomatische Tüchtigkeit durch den Krieg gegen die Athener zur Zeit der Peisistratidenherrschaft glänzend zu Tage getreten war, hatte, bevor er ins Feld rückte, nach Delphi geschickt, mit der Anfrage, ob er in dem Feldzug gegen Argos glücklich sein werde. Die Antwort, die ihm gegeben war, und die günstig genug schien, lautete folgendermaßen:

Wenn Du genommen des Argos Besitz, so geh' zu den Deinen!

So war Kleomenes mit glänzenden Hoffnungen an der Spitze von 8000 Kriegeren ausgerückt, beschloß aber zunächst gemäß den spartanischen Traditionen, bevor er die Stadt Argos angriff, einen Verwüstungszug gegen die nordöstliche Halbinsel in der Richtung von Epidaurus zu unternehmen. Aus diesem Grunde hatte er auf dem Marsch Argos zur Rechten liegen gelassen. Als die Argiver durch Späher erfahren hatten, daß Kleomenes schon bei Tiryns vorbeimarschiert sei, rückten sie ihm in Eilmärschen nach, erreichten sein Heer bei Sepeia und brachten es zum Stillstand, worauf beide Heere, kaum einen Pfeilschuß von einander entfernt, ein Lager bezogen.

Die Argiver, beunruhigt durch ihr Orakel und durch den Umstand, daß sie in der Minderzahl waren, beschloßen keinen Angriff zu machen, sondern befestigten ihr Lager und erwarteten den Ansturm der Spartaner. Um aber vor einer Überraschung geschützt zu sein, hatte Eurenidas den Befehl gegeben, daß man sich im Lager der Argiver genau nach den Hornsignalen der spartanischen Herolde — die man bei der geringen Entfernung ganz deutlich hören konnte — richten sollte. So erhoben sich am Morgen die beiderseitigen Truppen zu derselben Zeit und nahmen gleichzeitig am Tage ihr Frühstück und ihre Hauptmahlzeit ein, indem sie die übrige Zeit unter Waffen blieben.

Kaum hatte der spartanische König dies erkannt und richtig gemutmaßt, daß die Argiver aus Furcht vor einem Überfall so vorsichtig handelten, so ließ er an einem Abend den Befehl geben, am nächsten Vormittag zunächst das gebührende Opfer der Artemis Agrotera darzubringen, dann, wann das Signal zum Frühstück gegeben würde, die Waffen zu ergreifen und im Sturm das argivische Lager zu nehmen.

Die Argiver hatten sich am nächsten Tage gerade zum Frühstück hingesezt, als sie bemerkten, wie aus dem spartanischen Lager die Truppen im Lauffschritt anrückten und auf ihr Lager zustürmten. Bevor in der allgemeinen Verwirrung und unter den widersprechenden Befehlen und Rufen an einen einheitlichen Widerstand gedacht werden konnte, waren die Posten am Eingang des Lagers überwältigt und getötet, und nun ergossen sich die spartanischen Schwerebewaffneten durch das ganze Lager hin, überall Tod und Verderben verbreitend.

Über zweitausend Argiver lagen getötet im Lager, und nur einige wenige

waren gefangen genommen. Die übrigen hatte Eurenidas zurückziehen können und besetzte mit ihnen, während die Spartaner ihm auf dem Fuße folgten, einen etwa eine Viertelstunde weiter aufwärts gelegenen, dichten Nichtenhain, der das Heiligtum des Landesheros Argos umgab.

Noch am Abend und die ganze Nacht hindurch wurden von den Argivern ringsherum Verhaue angelegt, welche den Hain gegen Angriffe sicher machten, während allmählich alle Truppen der Spartaner nachgerückt kamen und den heiligen Hain wie mit einem geschlossenen, eisernen Gürtel umgaben, durch den kein Entweichen möglich war.

Kleomenes wartete einige Tage, während welcher es ihm glückte, durch List und Verrat einzelne Argiver abzufangen und niederzumachen, dann schritt er zum Äußersten. Einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch mußten die das Heer begleitenden Heloten in dem benachbarten Walde Holz fällen, welches nun in großen Stößen rings um den Hain aufgehäuft wurde. Als dieser hölzerne Damm vollendet war, wurde er in Brand gesteckt. Begierig züngelten die Flammen nach dem Hain, dessen Bäume in kurzer Zeit in hellen Flammen standen.

Eine fürchterliche, schauerliche Szene entstand jetzt. Das Heulen des Windes, den die Feuersglut entfacht und zum Sturm gesteigert hatte, das Brasseln der Flammen und der zusammenstürzenden Bäume, die in ihrem Fall andere mitrissen, das Wehklagen, Geschrei und Stöhnen der erschlagenen, brennenden und erstickenden Argiver, alles dieses bereitete ein betäubendes, entsetzliches Zusammentönen, welches selbst den gefühllosesten Spartanern das Blut in den Adern erstarren machte.

Diejenigen Argiver, welche einen Durchbruch versuchten, wurden zum großen Teil schon in dem Rauch und in dem Feuer erstickt oder verbrannt, die wenigen, welche den feurigen Herd glücklich hinter sich hatten, wurden von den Schwertern der sie erwartenden und empfangenden Spartaner grausam niedergemetzelt. Nur Eurenidas selbst mit fünf seiner Getreuen schlug sich durch und eilte mit herabgerissenen Kleidern, verbrannten Haaren und Bart, aus mehreren Wunden blutend auf das etwa hundert Stadien entfernte Argos los, nachdem er einen der geretteten Begleiter vorausgeschickt hatte, um alles in Argos unter Waffen zu rufen, Greise, Knaben, Metöken und Sklaven.

Sechstausend Argiver, fast die ganze waffenfähige Mannschaft von Argos waren an den beiden Schreckenstagen von Sepeia und dem Argoshain umgekommen — den unheilvollsten, welche den Argivern von ihren Göttern beschieden waren.

Als am zweiten Tage darauf die Flammen erloschen und die erstickenden Rauchwolken verzogen waren, besuchte Kleomenes finster und kleinlaut, begleitet von Nikias, einem der gefangenen Argiver, die gräßliche Mordstätte und ging zwischen den rauchenden Trümmern, den glimmenden Baumstämmen und den verkohlten Leichnamen hindurch zu dem zerstörten Heiligtum, von welchem nur die Marmorstatue des Landesheros Argos den Flammen Widerstand geleistet hatte. Kleomenes trat auf die Figur zu, die mitten in diesem Chaos der Verwüstung

in göttlicher Ruhe und unverlezt dastand, die Augen fest gegen den Herantretenden gerichtet, die Hand ausgestreckt, welche das argivische Land beschützen sollte.

„Wer ist dieser Held?“ fragte der König aufgeschreckt den Argiver.

„Es ist Argos, der Heros und Beschützer unseres armen Landes, dem das zerstörte Heiligtum und der Hain gehört hat.“

„Weh mir, rief Kleomenes aus, so hat mich das Orakel getäuscht, und ich werde eure Stadt nicht erobern! Denn dies ist der Besitz des Argos, von welchem der delphische Gott gesprochen hat! Ihn habe ich genommen und jetzt soll ich zurückkehren! Doch wer sagt mir, ob die Priesterin nicht von Euch Argivern bestochen war? Habe ich nicht selbst das Orakel zum öfteren bestochen, wenn es mir angenehmes sagen sollte? Besonders damals, als wir die Peisistratiden aus Athen verjagten? Darum — auf nach Argos!“

II.

Der Bote, welcher die Katastrophe im Argosshain zu melden hatte, war staubbedeckt in die Stadt hineingekommen, die er mit dem Ruf: Zu den Waffen, zu den Waffen! erfüllte. Aus allen Wohnungen stürzten die zurückgelassenen Greise, Knaben und Frauen, und als sie die entsetzliche Kunde vernahmen, hallten alle Häuser und alle Straßen von den Klagen, dem Wehgeschrei, den Verwünschungen und den Macherufen wieder. Die einen hatten ihren Sohn verloren, sehr viele Frauen ihre Männer, viele Bräute ihre Verlobten; allen Zurückgebliebenen war eins oder mehrere teure Mitglieder ihrer Familie entrisen worden. Noch niemals, so lange Argos stand, waren zu gleicher Zeit so zahlreiche Leidtragende in der Stadt gewesen.

Das Haus des Feldherrn Eurenidas stand am Marktplatz, im Mittelpunkt der Stadt, nicht weit von dem alten Heiligtum des lykischen Apollo, welches Danaos gestiftet haben sollte. Seine Gattin Teleßilla saß in dem hinteren Frauen-gemach, in lockerem, ärmellosen, dorischen Chiton, indem sie bald mit einem Rohr auf ein Papyrusblatt Verse niederschrieb, bald ihr schönes Haupt auf die rechte Hand stützte und in Nachdenken verloren schien, bald ihren etwa fünfjährigen, blondgelockten Sohn Alfenor abwehrte, der bisweilen etwas stürmisch seinen Kopf auf ihren Schoß legte.

Das Gemach, in dem sie saß, war groß, aber sehr einfach eingerichtet. Ein niedriger Tisch von Ahornholz stand in der Mitte, und bei ihm zwei bequeme Sessel mit Rücklehnen. Außerdem befand sich da eine mit Goldleisten versehene Kline, die mit einem prächtigen Bärenfell bedeckt war, an der andern Wand eine Truhe von feingeschnitztem Ahornholz. Gegenüber der Thür standen noch mehrere ehrwürdige Stühle, auf deren einem die alte Dienerin Phoebe Platz genommen hatte, die an einem Spinnrocken spann.

Die Eltern der Teleßilla gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern von Argos. Als ganz junges Mädchen war sie von auffallender Schönheit gewesen, aber dann sehr fränkeld und bettlägerig geworden, bis der Vater das delphische Orakel befragen ließ, welches den Rat erteilte, Teleßilla solle die Muses pflegen. Nun

ließen ihr die Eltern einen Musiker aus Hermione kommen, einen Bruder des berühmten Dithyrambendichters Lasos, welcher Athen durch seine Gedichte in Aufruhr gebracht und dort mit dem berühmten Dichter Simonides zahlreiche Wettkämpfe bestanden hatte. Dieser lehrte sie die Rhythmen, den Gesang und das Zitherspiel, führte sie in die dorische Chorpoesie ein, besonders in die Gedichte des Alkman und des Stesichoros, und brachte ihr eine heftige Leidenschaft für die schönen dorischen Chorgesänge bei, in denen sie sich nach kurzer Zeit selbst versuchte. An dem Tage, als sie ihr erstes Gedicht freudestrahlend vollendet hatte, war sie für immer genesen und wurde ein herrliches, kräftiges Weib mit großen blauen Augen und starkem, blondem Haar, das sie in zahlreichen kleinen Lösschen auf dem Scheitel gelegt trug, während es über die Schulter und den Nacken frei herunterfiel. Kurz darauf — sie stand damals im fünfundzwanzigsten Jahr — hatte sie einen tapfern Offizier, Eurenidas mit Namen, geheiratet, dem sie nach einem Jahr einen Sohn geschenkt hatte und mit dem sie bereits sechs Jahre in der glücklichsten Ehe lebte.

Jetzt hatte sie gerade ein patriotisches, kriegerisches Marschlied beendet, das von ihr nach dem Beispiel der Marschlieder des Tyrtaeos gedichtet und in Musik gesetzt war, damit es einmal später die Argiver beim Auszug zur Schlacht singen konnten, als sie den Lärm auf der Straße vernahm. Schnell übergab sie den Knaben der Dienerin und eilte hinaus, wo sie mitten in die Gruppen der Weinenden und Wehklagenden hineingeriet.

Als sie das Geschehene vernahm und hörte, daß Eurenidas mit wenigen zurückkehre, forderte sie die versammelten Frauen auf, sie zu begleiten, und so liefen alle zum tirynthischen Thor, durch welches auch der vorausgeschickte Bote in die Stadt hineingekommen war. Kaum hatten sie das Thor hinter sich und befanden sich auf der Landstraße, so kam ihnen Eurenidas mit den andern entflohenen Argivern entgegen, alle jammervoll anzusehn, elend, abgerissen, verdurstet, von den Sonnenstrahlen verbrannt. Das Wiedersehn mit den geretteten Ehemännern war schmerzlich; lautes Wehklagen herrschte ringsumher von denen, die Witwen geworden waren.

Telefilla stieg zuerst in die Arme ihres Gatten.

„Meine geliebte Telefilla!“ sagte er, indem er ihre Stirn küßte.

„Mein Eurenidas! Wie preise ich die Götter, daß ich Dich lebend in meinen Armen halte!“

Und sie streichelte mit ihrer Hand die eingefallenen Wangen, welche neben dem verbrannten Bart noch trübseliger ansahen, und bemühte sich den Staub abzuwischen, der Haut und Kleider bedeckte. „O Telefilla, fuhr er fort, dem Vaterland ist ein schwerer Schlag zugefügt worden, von dem wir uns niemals wieder erholen werden. Nein noch mehr! Wir werden alle ausnahmslos untergehn, denn dieser Feind kennt keine Schonung. Noch niemals hat Sparta ein solches Ungeheuer zum König gehabt! Darum müssen wir alle den Verzweiflungskampf kämpfen, wenn er jetzt gegen Argos losrücken wird. O mein teures Weib! Was wird mit Dir und unserm Knaben werden?“

„O Eurenidas, was sprichst Du von Deinem Weib und Deinem Kinde, wo das Vaterland bedroht ist? Unser Schicksal ist gleichgültig. Wir finden schon ein barmherziges Schwert, welches unsre Brust durchbohrt, wenn wir der Schmach entfliehen wollen! Armes Argos! armes Vaterland!“

So betraten sie die Stadt und kamen auf den Marktplatz, wo bereits alles, was Waffen tragen konnte, in Reih und Glied aufgestellt war unter Führung des Menon, der mit einer kleinen Besatzung beim Ausmarsch des Heeres in der Stadt zurückgelassen war. Jetzt gesellten sich zu dieser Besatzung die ältesten Männer, zahlreiche noch unbärtige Jünglinge und Knaben mit dem Schwert umgürtet, begierig, das vergossene Blut an dem grausamen Feinde zu rächen. Die Aufregung über die unerhörte Brutalität, welche die Spartaner begangen hatten, erstickte den Schmerz, den jeder einzelne um den Verlust seiner Teuren haben mußte. Die letzten Glieder dieser kleinen Truppe wurden geschlossen durch Sklaven, welche gemäß der Anordnung des Feldherrn bewaffnet worden waren. Im ganzen mochten etwas über tausend Mann in Waffen zusammengetreten sein.

Eurenidas gab den Befehl, daß die Truppen des Abends und die Nacht hindurch unter Waffen bleiben sollten, dann betrat er sein Haus, wo er zuerst seinen Knaben auf den Arm nahm, ihn herzlich begrüßte und liebte. Darauf wusch ihm Telefilla die Wunden, verband sie kunstgerecht und stärkte ihn mit Speise und Trank. Als dies geschehen war, und Phoebe ihm ein Fußbad bereitet hatte, zeigte ihm seine Gattin mit bescheidenem Erröten das neue Schlachtlied, das sie in den letzten Tagen fertig gemacht hatte.

Eurenidas war entzückt von der schönen und einfachen Sprache, von den kräftigen Rhythmen und der vaterländischen Gesinnung, welche das Lied durchglühte. Er nahm das Papyrusblatt, auf welchem der Text stand, und trug es schnell hinaus, wo er es Menon einhändigte. Und noch an demselben Abend ertönte nach der Anleitung ihres Chorleiters der Marktplatz von den Gesangsübungen der Truppen, die mit Begeisterung unter Flötenbegleitung und Fackelbeleuchtung das neue Lied einübten, mit dem sie ihren Todesgang anzutreten entschlossen waren. Zwischen den einzelnen Reihen aber liefen Mütter, Frauen und Mädchen, welche die Krieger mit Wein, Brot und Fleisch erquickten.

III.

Am nächsten Vormittag berief der argivische König einen Kriegsrat, in welchem die Mehrheit beschloß, einen Ansturm des spartanischen Heeres auf Argos nicht erst abzuwarten, sondern, wenn das feindliche Heer herangerückt wäre, durch einen kühnen Ausfall den Tod in der Schlacht der Schmach der Gefangenschaft vorzuziehen.

Gegen diesen Beschluß wehrte sich namentlich Menon, der Argos freiwillig übergeben wollte. Er gedachte sich Kleomenes verbindlich zu zeigen, damit dieser als Sieger ihn freundlich behandle.

Einen Tag später gegen Mittag wurde der Anmarsch der Spartaner gemeldet, die vor dem mykenischen Thor, fünfhundert Schritt von der Stadt entfernt, ein Lager bezogen.

Kaum war dies geschehn, so rückten die Argiver, mit Kränzen geschmückt, unter Führung des Eurenidas zur Schlacht hinaus. Weithin ertönte das Schlachtlied, das sie unter der Begleitung von Flötenspielern angestimmt hatten. Hinter ihnen zogen die Mädchen und Frauen, stellten sich vor den Thoren und auf der Landstraße auf und feuerten ihre Männer und Brüder an, indem sie gleichfalls mit lauter Stimme das Schlachtlied der Telesilla sangen.

Fast die meisten von ihnen hatten Schwerter angelegt, die sie sich von den in den Tempeln aufgehäuften Wassenvorräten geholt hatten, um beim Ansturm der Spartaner kämpfend zu fallen.

In einem Augenblick standen die spartanischen Hopliten unter Waffen und bildeten eine eisenstarrende, undurchdringliche Mauer. Kleomenes hatte den Befehl gegeben, keinen zu töten, sondern die Angreifenden zu umzingeln, zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Er stand da in der Mitte des vordersten Gliedes, neben ihm der Argiver Nikias, von dem er sich alles erklären ließ. Aber er war in den letzten Tagen ein Greis geworden, obwohl er noch nicht fünfzig Jahre zählte. An und für sich von kleiner untersehter Figur, mit schwarzem, kurzgeschorenem Bart und dunklen, unheimlich rollenden Augen, schien er jetzt noch kleiner und graufiger geworden zu sein. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen blickten unstill und düster umher, machten aber daneben den Eindruck einer großen Übermüdung. Seit jenem Massenmord in dem Hain des Argos hatte ihn der Schlaf gestoh'n. Die schrecklichsten Traumbilder scheuchten ihn auf: bald hörte er das Rufen der Verbrennenden, bald sah er die gebrochenen Augen der Sterbenden, bald klang ihm das Prasseln der stürzenden Bäume ins Ohr. Er hatte seinen Sklaven befohlen, ihm des Abends an das Lager eine Kanne schweren, ungemischten Weins zu stellen, und er trank diese während der Nacht aus. Aber vergeblich! Je mehr er trank, desto fürchterlicher wurden die Träume und Erscheinungen; in Schweiß gebadet erhob er sich oft mit gellem Geschrei und ging dann im Zelt auf und nieder, bis die Morgendämmerung sich zeigte. Auch am Tage verjagte er die Gewissensbisse immer häufiger durch das starke Getränk.

Jetzt wurde er einen Augenblick freundlicher, als er die zahlreichen bewaffneten Mädchen und Frauen aus dem Thore strömen sah und das herrliche Marschlied hörte, das die Argiver angestimmt hatten. Es erinnerte ihn an die Zeiten seiner Jugend, da er mit seinen Freunden in den spartanischen Syssitien die Kriegslieder des Tyrtacos eingeübt hatte, an jene Zeit, in welcher er rein und unbestechelt seinen Altersgenossen ein Beispiel gegeben hatte für Tugend, Sitte und Mannhaftigkeit.

„Seit wann besteht das Heer der Argiver aus Weibern? Und wer hat das herrliche Lied gedichtet, Nikias,“ wandte er sich an seinen Begleiter.

„Vermuthlich Telesilla,“ antwortete der Argiver, „die berühmte argivische Dichterin, die mit Eurenidas vermählt ist, jenem Feldherrn, der beim Hain des Argos entkommen ist und jetzt, wie Du dort sehen kannst, das erste Glied der Angreifer mit verbundenem Arm anführt.“

Wenige Minuten später stürmten die ersten Reihen der Argiver an. Aber

da Menon, welcher das zweite Treffen führte, in feiger Verrätherei nicht nachfolgte, sondern das Signal zum Rückzug geben ließ, so ward Eurenidas mit den Seinen ohne Mühe und fast ohne Blutvergießen umzingelt, entwaffnet und gefangen.

Als die Truppen des Menon zu den am Thor versammelten Weibern und Mädchen gelangten, entstand eine große Klage über die Gefangennahme so vieler Argiver, da man bei der Grausamkeit des Kleomenes befürchten mußte, daß das schlimmste Schicksal ihnen beschieden wäre. Menon selbst aber wurde beschimpft; man spie vor ihm auf den Boden, und fast wäre es zu einem Blutvergießen zwischen Weibern und Männern gekommen. Ein zweiter Kriegsrat aber, der am Nachmittag abgehalten wurde, entschied nach dem Vorschlage Menons, daß keine Feindseligkeiten mehr stattfinden und die Stadt übergeben werden sollte, sobald Kleomenes einen Herold zu diesem Zwecke nach Argos schicken werde.

IV.

Als Telefilla nach dem traurigen Ereignis des Mittags in ihr Frauengemach zurückgekehrt war, warf sie sich weinend auf das Ruhelager und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. Neben ihr stand der kleine Alfenor und streckte die Händchen nach dem Gesicht seiner Mutter aus, indem er sie zu streicheln versuchte. Bald darauf betrat Menon hastig und aufgereg, in glänzender, silberner Rüstung das Gemach.

Menon mochte etwa in dem Alter von Telefilla sein, die seine Jugendfreundin gewesen war. Er war ein schöner, schlanker Mann mit dunklen Augen und schwarzgelocktem Haar. Seine Eltern besaßen ein Haus neben dem Wohnhaus der Eltern Telefillas, und beide Kinder waren als Spielkameraden aufgewachsen, bis Telefilla in ihre Krankheit verfiel, die sie viele Jahre an das Haus, oft sogar monatelang an das Bett gefesselt hatte. Dadurch war ihr Verhältnis gelockert worden, das auch gelöst blieb, nachdem Telefilla sehr bald nach ihrer Genesung sich mit Eurenidas vermählt hatte.

„Telefilla,“ sagte Menon — während diese sich aufrecht auf das Ruhelager setzte und ihren Sohn auf den Schoß zog — „gestattest Du, ein paar Worte mit Dir zu reden?“

„Ich wundere mich, Menon,“ erwiderte sie ruhig, indem sie ihre Thränen trocknete, „wie Du nach dem, was Du gethan, den Mut haben kannst, diese reine Schwelle zu betreten.“

„O Telefilla,“ fuhr er eindringlich fort, „urteile nicht zu streng! Höre mich erst an! Du weißt nicht, welche Qualen ich diese Jahre hindurch erduldet habe. Mit Dir erzogen, glücklich über Deinen Besitz und Deine Liebe, Dich schon als Knabe als meine Göttin verehrend, auf Deine Hand mit Gewißheit rechnend, habe ich mit blutendem Herzen Deine Vermählung mit Eurenidas sehn müssen. Jetzt erst ist der Augenblick gekommen, wo ich Dir näher treten darf, wo ich auf die so mit Schmerzen erwartete Verbindung mit Dir hoffen darf. Unser Ausfall gegen die Spartaner, glaube mir, war eine That des Wahnsinns. Eurenidas hätte dies im Kriegsrat nicht durchsetzen sollen. Genug Argiver sind unter seiner

Führung elend umgekommen! Ich kenne Kleomenes, dessen Herz härter ist als Kiesel; vertraue mir, er wird alle Gefangenen töten, vielleicht auf die grausamste Weise martern. Ich habe zum Rückzug blasen lassen, um nicht alle Argiver zu vernichten, ja, Telefilla, um Dir den einzigen Beschützer nicht zu rauben, der Dir jetzt übrig geblieben ist. Fliehen wir, Telefilla, ehe Kleomenes uns zu Sklaven macht!"

„Glaubst Du, Menon, —“ antwortete sie mit gleichbleibender Ruhe — „daß ich nach dem Schutze eines Verräters verlange? Das Vaterland verrät man nicht wegen eines Weibes! Unsere Wege gehen für immer auseinander, und selbst, wenn Eurenidas sterben sollte, was die Götter verhüten mögen, so würde ich sein Andenken niemals so beschimpfen, daß ich Dir meine Hand reiche. Besonders aber meine nicht, daß Du Dich in meine Gunst einschleichen wirst, wenn Du schlecht gegen Eurenidas sprichst, der mit Dir verglichen mir so hoch erscheint, wie Gott Ares selbst.“

„Telefilla,“ fuhr Menon leidenschaftlich fort, „ich bitte, ich beschwöre Dich, laß dies nicht Dein letztes Wort sein! Denke zurück an unsere Kinderzeit, wie wir zusammen gespielt haben, wie ich damals Dein ein und alles war, wie Du mich herüberriefst, wenn Du einen neuen Chiton geschenkt erhalten hattest, damit ich Dich zuerst sehe, Dich bewundere, wie unsere Eltern mit Vergnügen unsere Annäherung und unser kindliches Zusammenleben bemerkten, Pläne machten —

In diesem Augenblick sagte Alfenor, der Menon starr ins Gesicht gesehen hatte:

„Gehe hinaus, Mama, der Fremde wird Dich überreden!“

Da küßte sie dem Knaben die Stirn und stand erröthend auf. Gleichzeitig wurde die Thür geöffnet, und ein spartanischer Herold, der von zwei argivischen Hoplitern durch die Stadt geführt war, übergab Telefilla eine Briefrolle.

„Komm zu mir, mein Sohn, an den Tisch, wir wollen in Ruhe lesen.“ —

„Du aber —“ wandte sie sich an Menon mit einer abweisenden Handbewegung — „verlasse mein Haus und betritt nie wieder meine Schwelle! — Fliehe Du, wie Du willst; ich werde den Dingen fest ins Auge sehn, welche die Moira über uns verhängt hat.“

Menon entfernte sich, indem er nicht wagte, seinen Blick vom Boden zu erheben und kaum den spartanischen Boten beachtete, der an der Thür stehen geblieben war.

Während des Lesens erhielten Telefillas Augen einen seltsamen Glanz; sie küßte ihren Knaben mehrere Male leidenschaftlich, und die Verstimmung, welche die eben stattgefundene Unterredung bewirkt hatte, wich einer freudigen Aufregung. Sie trat auf den Herold zu.

„Ich komme in der kürzesten Zeit,“ — redete sie ihn an — „verweile nur, bis ich mich zum Ausgang gerüstet und Phoebe benachrichtigt habe, die mich begleiten soll.“

V.

Kleomenes war nach dem Ausfall der Argiver in sein Zelt zurückgekehrt. Dasselbe bestand aus zwei Abteilungen, die inwendig durch einen schweren wollenen

Purpurvorhang von einander getrennt waren. In der vorderen befand sich ein einfacher Tisch, auf dem eine Karte und einzelne Papyrusblätter lagen; um ihn herum waren mehrere Klappstühle gestellt, wie sie auf den Feldzügen mitgenommen zu werden pflegten. In den Ecken standen große Gefäße mit Goldstücken, dazwischen lagen goldene Kränze, Statuetten, Schmucksachen, Schalen, Räuchergefäße, Becher, Leuchter, alles zur Beute gehörig, die der König von seinem Raubzug in Argolis mitgebracht hatte. Der zweite Raum des Zeltes enthielt das Feldbett und die Toilettengegenstände des Königs. Zwei Posten gingen in voller Rüstung vor dem Haupteingang auf und nieder, während ein dritter vor dem inneren Gemach stand, um die Befehle des Königs in Empfang zu nehmen.

Raum hatte Kleomenes Helm und Schwert auf den Tisch gelegt, so befahl er Eurenidas vorzuführen. Derselbe wurde mit gefesselten Händen von zwei Hopliten hineinbegleitet, die auch während der folgenden Unterredung nicht von seiner Seite wichen.

Kleomenes stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm, der ihn um Haupteslänge überragte; dann begann er: „Was fiel euch ein, Eurenidas, daß ihr die Tollkühnheit hattet, mit euren wenigen zusammengewürfelten Leuten und — wie es schien — selbst mit euren Weibern einen Angriff auf uns zu machen?“

„Der Kriegsrat hatte beschlossen,“ — antwortete Eurenidas finster — „daß der sichere Tod in der Schlacht vorgezogen werden sollte der Schmach, in eure Gewalt, in die Hände eines Barbaren, zu fallen. Und unsere Frauen teilten den gleichen männlichen Sinn.“

„Wie, du wagst es, ein Gefangener, mich, den spartanischen König, in seinem Königszelt zu beschimpfen und bedenkst nicht, daß ich in einem Augenblick deinem Leben ein Ende machen kann?“

Damit ergriff Kleomenes von dem Tisch das scharfe Schwert und berührte mit der Spitze die entblößte Brust des Gefangenen, der keine Miene verzog; dann ließ der König das Schwert sinken.

„O König,“ sagte der argivische Feldherr ruhig, „glaube nicht, daß du mich wie einen Knaben schrecken kannst, der auf dem Baum des Nachbarn Nüsse stiehlt. Ich habe dem Tode oftmals ins Auge gesehen und fürchte ihn nicht. Auch kenne ich deine Grausamkeit und habe mich keinen Augenblick mit der Hoffnung getragen, mein armes Leben zu retten, das keinen Wert für mich hat, wenn das Vaterland verloren ist.“

„Wer sagt denn,“ erwiderte der König, „daß euer Vaterland verloren ist. So lange Argos nicht genommen ist, so lange besteht noch das Vaterland.“

„Du weißt es am besten, Kleomenes, daß die unersättliche Habgier und Ländergier Spartas erst gestillt sein wird, wenn der Peloponnes, und besonders, wenn Argos in seiner Gewalt ist, worauf seit Jahrhunderten euer habgieriger und neidischer Sinn gerichtet ist. Ihr habt uns ohne Veranlassung mit frecher Verhöhnung alles Rechtes und aller Gesetze die Landschaft Kynuria und den Stolz unseres Landes, Thyrea, geraubt, und wir vermochten nicht trotz mehrfacher Kämpfe es wieder zurückzuerobern. Jetzt aber wollt ihr uns Argos selbst nehmen, und

du, König, hast gegen uns die schmachvollsten Schlachten, welche Griechenland jemals gesehen hat, geschlagen, über die ihr keine Lieder machen und an euren Festen singen werdet, wie ihr es nach der Schlacht bei Thyrea gethan habt. Du hast 6000 Griechen hinterlistig überfallen, gemordet, erstickt, verbrannt, jetzt in einem Augenblick, wo alle Blicke nach dem Osten gerichtet sind, und der Krieg mit Persien vor der Thür steht, wo jeder Grieche, der tausend Barbaren aufwiegt, wie eine kostbare Perle geschont werden sollte! Doch was kann das griechische Vaterland von einem Tempelschänder verlangen, der sogar den Frevelmuth gehabt hat, das bei allen Griechen hochangesehene Heiligtum von Eleusis auszuplündern, dessen Gottlosigkeit so weit ging, daß er das allen Griechen gleich heilige Asylrecht mit Füßen trat, als die Argiver zum Altar ihres Landesheros geflohen waren?"

„Halt ein!“ fiel Kleomenes ihm ins Wort, „wer giebt dir ein Recht, Richter meiner Thaten zu sein? Ich habe stets ausgeführt, was mein Vaterland gewollt hat.“

„Das kann nicht sein, o König,“ fuhr Eurenidas ruhig fort, „daß Sparta das gewünscht hat, was du jetzt gethan hast. Noch ist der Name Spartas ein heller Stern am Himmel Griechenlands, noch rühmt man eure Tapferkeit, eure Einfachheit, eure Ausdauer, noch werden eure Jünglinge den übrigen Griechen zum Muster aufgestellt für Ehrbarkeit, Sitten, Mannhaftigkeit und Bescheidenheit! Du aber hast diesen spartanischen Namen mit ewiger Schmach besudelt, da du tapfere Krieger wie eine Rinderherde hingemordet hast, dein Andenken wird man verfluchen, nicht nur in dem am Boden liegenden Argos und in dem übrigen Griechenland, sondern auch in Sparta selbst, wo dein einziges Kind, deine liebe Tochter Gorgo, des Leonidas Frau, diesen Fluch zuerst aussprechen wird! Mit welchem Gesicht wirst du vor das herrliche Weib treten, die Perle Griechenlands, die deine Bestechung durch Aristagoras schon als achtfähriges Kind verhindert hat, die das in ganz Griechenland berühmt gewordene Wort gesprochen hat: Wir Spartanerinnen herrschen allein über die Männer, weil wir allein Männer gebären! Ins Gesicht muß sie dir speien, du Ungeheuer!“

Da hielt sich der König nicht länger. Seine Züge verzerrten sich, seine Augen wurden weiß, und er sprang einem Raubtier vergleichbar dem gefesselten Feldherrn, den sofort die Wachen festhielten, an die Kehle, die er mit wahnwitziger Wut zu schnüren begann.

Schon begann die Gesichtsfarbe des Eurenidas dunkel zu werden, und schon fingen seine Augen an zu brechen, da ließ ihn der König los und sagte:

„Nein, so wollen wir es nicht machen, verruchter Sklave! Das wäre zu schnell und zu gnädig! Bindet den Elenden fester, steckt ihm ein Tuch in den Mund und legt ihn auf den Boden meines Schlafgemachs! Morgen in der Frühe sterbe er!“

Als die Hopliten dies ausgeführt hatten, rief der König nach Wein. Man brachte ihm ein großes silbernes Trinkgefäß, das er auf einen Zug leerte.

Dann setzte er sich an den Tisch, nahm ein Papyrusblatt und schrieb folgendes darauf:

„Komme, so bald du kannst. Eurenidas verlangt eine Unterredung mit dir.“

Er umband die Rolle, legte das königliche Wachsiegel daran und übergab sie einem Herold.

„Bringe dieses, so schnell du kannst, an Telefilla, die Frau des gefangenen Feldherrn Eurenidas, und, wenn sie zu kommen bereit ist, begleite sie in das Lager und führe sie in mein Zelt! Auf keine ihrer Fragen darfst du eine Antwort geben! Hast du mich verstanden?“

„Ich habe verstanden, o König,“ sagte der Herold, nahm die Rolle in Empfang und entfernte sich eilig.

Dann rief der König noch einmal nach Wein und setzte sich an den Tisch mit aufgestühtem Arm, die düsteren, blutunterlaufenen, stieren Augen auf den Vorhang des Nebenraumes gerichtet, in welchem der geknebelte Feldherr lag. Von Zeit zu Zeit nahm er einen großen Schluck aus dem Trinkgefäß.

VI.

Noch war keine Stunde verflossen, so führte der Herold zwei verschleierte Frauen herein, Telefilla und ihre Dienerin Phoebe. Der König befahl die Dienerin sogleich fortzuschaffen und in einem Nachbarzelt unterzubringen. Als dies geschehen war, gebot er Telefilla sich zu entschleiern.

Wie Telefilla dies that, prallte der König mit abgewandtem Gesicht zurück und fuhr mit der Hand an die Stirn. Er glaubte die siegreiche Göttin der Liebe vor sich zu sehn, wie sie später der Künstler von Melos in Marmor hergestellt hat. Telefilla stand da in unbeschreiblicher Anmut, Schönheit und Würde. Ein dunkelbraunes Gewand floß ihr bis auf die Füße herab, die in gelbe Schuhe gehüllt waren, während der zurückgeworfene Schleier auch den rechten Arm verhüllte. Ihre ruhigen, blauen Augen waren auf den erschrocken König gerichtet, während ihr blondes Haar in entzückender Einfachheit auf beiden Seiten der Stirn hinaufgeschieftelt und auf dem Scheitel durch ein breites, rosenrotes Kopfband gehalten wurde, das oben zu einer Rosette zusammengebunden war. Die schwellenden Lippen, welche kräftiger waren, als man sie gewöhnlich bei argivischen Frauen fand, zeigten ihre wundervolle Mundbildung. Auch ihre Größe überragte, wie die ihres Gatten, die Figur des spartanischen Königs.

„Wie ist mir?“ sagte Kleomenes, wie abwesend, was wollte ich doch? Wozu ließ ich dich kommen?“

„O König, mein Gatte wollte mich sprechen,“ erwiderte Telefilla leise mit einem leichten Bittern in der Stimme.

„Ja, ja, ich erinnere mich, dein Gatte. — Es ist richtig! — O Telefilla, was führen mir deine Züge ins Gedächtnis zurück! Als meine Frau Andromeda noch lebte, — bevor sie sich vergiftete, weil sie mit mir nicht leben wollte, — sie sah dir ähnlich, — da war alles so gut, und ich war noch nicht, der ich heute bin. Ja, sie war eine echte Spartanerin, sie wollte meine Schande nicht ertragen! — Aber damals bin ich noch anders geworden! O Telefilla, wenn du

mit mir nach Sparta gingest, daß ich an deiner Brust ruhen könnte, so würde ich wieder meinen Frieden finden!"

Telefilla trat einen Schritt zurück, indem sie ihre Rechte, wie abwehrend ausstreckte.

"Was redest du für Worte, o König? Ist das jetzt Spartas neugeschaffene Art? Wann ward eine Argiverin die Hetäre eines Spartaners? Hast du vergessen, daß ich vermählt bin?"

"Ha," rief der König höhnisch, und seine Augen zeigten wieder den früheren finstern Glanz, „vermählt? Bald wirst du sagen können, vermählt gewesen! Sieh da, wie deine Ehe zerbrochen ist" — und er trat an den Vorhang, zog ihn weit zurück, so daß man den gefesselten Eurenidas am Boden liegen sehen konnte, — und stieß mit dem Fuß an den Körper desselben — „da liegt dein Gatte still und ohnmächtig, und wenn morgen der Sonnengott seine Fahrt beginnt, weilt er nicht mehr unter den Lebenden!"

Telefilla bedeckte leise weinend ihr Gesicht mit beiden Händen und schwankte, so daß Kleomenes sie einen Augenblick unterstützen mußte.

"Warum bin ich denn gerufen worden, o König? Um Zeuge deiner Grausamkeit zu sein? Ehret Sparta jetzt auf diese Weise die Tapferkeit seiner Gefangenen? Oder willst du mich mit meinem Gatten martern und töten? Warum entfliehe ich nicht vor solchem Scheusal und suche lieber den Tod durch die Schwerter deiner Henkersknechte?"

Schon war sie einen Schritt gegen den Ausgang gegangen, da trat der König dazwischen, faßte sie fest an dem Arm und löstete etwas den Vorhang, so daß sie in das Lager hinausschauen konnte, wo zwei Wachtposten standen.

"Nicht so schnell, Telefilla, du siehst, die Eingänge sind wohl bewacht, und du würdest keinen Schritt gehen können, ohne ergriffen und zu mir zurückgebracht zu werden. Vielleicht möchten aber meine Henkersknechte — wie du sie nennst — nicht so säuberlich mit dir verfahren, wie ich, der König. Telefilla — fuhr er fort, indem er mit unheimlich funkelnden Augen auf sie zutrat und ihre beiden Arme anfaßte, daß sie fast aufschrie vor Schmerz — sieh! ich könnte dich zwingen, mir sogleich gefügig zu sein! Wer sollte mich hindern? Du kannst dich wehren, ich werde dich bändigen; du kannst schreien, so viel du willst, meine Wachtposten würden nur dazu lachen, denn sie kennen das Weibergeschrei. Aber man soll von einem Spartiaten nicht sagen, daß er gegen ein Weib unhöflich und roh gewesen ist! Wir sind von Jugend auf daran gewöhnt, gegen euer Geschlecht artig und zuvorkommend zu sein! Darum schrecke ich zurück vor einer Gewaltthat! Aber, Telefilla, folge im guten und erhöere mich! Betrachte diese Gefäße, die angefüllt sind mit Goldstücken, sieh den Schmuck und die Tempelgeschenke, alles von lauterem Gold, die ganze Beute unsres Zuges nach Argolis, dies alles soll dein sein, wenn du mir freiwillig deine Liebe schenkst!"

"O König, wie tief erniedrigst du mich, — antwortete Telefilla mit wehmüthigem Ton — da du glaubst, daß ich meine Tugend, wie eine forinthische Hetäre, für Gold hergeben mag."

„Nun, sagte Kleomenes aufgeregt, so will ich dir einen andern Preis stellen. Ich schenke dir das verfallene Leben deines Gatten, wenn du meinen Wunsch befriedigst. Oder wenn dir dies nicht genug ist, wähle aus, Telefilla, alles soll dein sein, was du begehrst! Ich gebe dir alle argivischen Gefangenen zurück, alles, was ich besitze, mache mit mir, was du willst, aber erfülle meine Bitte! Thust du es nicht, so werde ich rasend! Und dann Telefilla — bist du verloren! Ja, Telefilla — fuhr er mit gesteigerter Stimme fort — verloren! O Telefilla — und er kniete vor ihr, ergriff ihre Hand und barg sein Gesicht in die Falten des Kleides — halte mich nicht für zu gering! Ich hatte dich kommen lassen, um dir vor den Augen deines Mannes das Schmachvollste anzuthun, was dem Weib geschehen kann, aber da du gleich einer Göttin hereintratest, wurde mein Herz weich und meine Sinne gesänftigt. O Götter! Warum warst du nicht bei mir vor dem Hain des Argos, daß das Schreckliche nicht geschehn durfte? Noch einmal, Weib, schöner als alles, was ich bisher gesehn, ich flehe dich an, erfülle mein sehnsüchtiges Verlangen!“

„Du versprichst mir,“ entgegnete Telefilla ruhig, indem sie dem Knicenden ihre Hand entzog, der sich wieder erhob, „das Leben meines armen Gatten, wenn ich die Schande über mich ergehen lasse, und das Leben der übrigen gefangenen Argiver. Siehst du nicht, o König, daß das Leben des Gatten dann keinen Wert mehr hat? Denn wenn das Teneerste, was er gehabt hat, mit Schmutz behaftet ist, so wird er mich töten, um nicht stets an seine Schmach erinnert zu werden, oder er wird sich tödten, weil er etwas besleckt sieht, dessen Reinheit für ihn der schönste Edelstein in seinem Leben gewesen ist, meine makellose Tugend. Mit diesem Schimpf hat das Leben keinen Wert für ihn. Was bedeutet aber das Leben der andern Gefangenen, wenn du morgen Argos erstürmst, darin morden und plündern läßt? Nein, König, dies sind keine Preise für das, was du verlangst, und das, wie ich wohl weiß, ein Scheusal wie du, erzwingen wird, wenn ich nicht einwillige. Allein etwas würde mich wankend machen können. Nicht der Gatte ist das Höchste und nicht das Kind, denn so sehr ich auch meinen angetrauten Gemahl Eurenidas liebe, ja liebe über alles, was mir die Götter in meinem Leben schönes und herrliches gewährt haben, so kann ich mich doch wieder mit einem andern Gatten vermählen, wenn ihm die Parzen jetzt den Faden seines Lebens zerschneiden, und wenn mein geliebter Sohn Alfenor stirbt, so kann ich noch von vielen andern Kindern Mutter werden. Etwas aber, was das Höchste im Leben ist, kann ich nie wieder bekommen, wenn es einmal verloren ist, mein Vaterland. Ich weiß, das es um Argos jetzt sehr schlimm bestellt ist, und daß viele Witwen und Töchter der Vollbürger nach der grausamen Hirschachtung ihrer Männer und Söhne sich mit unsern Metoeken werden vermählen müssen, um ordentlichen Nachwuchs zu erzielen und die Stadt nach einiger Zeit wieder wehrhaft zu machen, wie sie es bis vor wenigen Tagen gewesen ist. Bis unsere jetzige Nachkommenschaft herangewachsen ist, wird ein nicht ebenbürtiges Geschlecht unsere Heimatstadt beschützen helfen. Aber, König, jetzt steht Argos noch, und so lange es steht, ist es unser Vaterland, und so lange hat unser Leben einen Wert! Wenn

es aber dahin ist, was nützt noch mein Leben oder das meines Mannes oder der Gefangenen? Ist es nicht besser, daß wir dann gleich jetzt sterben, als in der Sklaverei von rohen Spartiaten langsam dahinzusiechen? Darum, o König, rette Argos! Führe dein Heer von hier fort, und laß die Gefangenen am Leben! Um diesen Preis, so schweres ich leide, darfst du in meinen Armen ruhn!"

„Wohlan,“ rief Kleomenes, indem er wieder auf die Kniee sank und sein Gesicht in den Falten ihres Gewandes begrub, „es sei! Ich schwöre dir beides zu, was du verlangt hast!“

„Rein, o König, so leicht wollen wir uns den Vertrag nicht machen! Du mußt wegen Argos deinen Schwur schriftlich geben und ihn durch meine Dienerin sogleich an unsern guten König Konon schicken, der in Argos wegen seiner Kränklichkeit zurückgeblieben ist. Deshalb stehe auf und schreibe!“

Kleomenes stand auf, nahm mit zitternder Hand Papyrus und Schreibrohr, während Telefilla diktierte:

„Ich schwöre bei Zeus, bei Hera und Apollo, daß ich niemals gegen Argos marschieren und morgen mit meinem Heere abziehen werde. Möge ich sterben, wenn ich meinen Schwur nicht halte. Kleomenes!“

Dann wurde die Briefrolle gebunden und gesiegelt, Phoebe hineingerufen und in Begleitung des Heroldes sofort nach Argos geschickt.

„Und nun noch eins, o König“ — sie trat auf ihn zu und legte ihre Hand auf seinen Arm — „laß mich noch einmal meinen Gatten begrüßen und ihn mit ein wenig Wein erquicken!“

Der König gestattete es stillschweigend. Telefilla goß aus der großen Kanne Wein in einen Becher, dann ging sie in das Nebengemach, kniete neben ihrem Gatten, nahm das Tuch aus seinem Munde und gab ihm Wein zu trinken, den der Gefesselte mit hastigen Zügen hinuntersog. Darauf legte sie ihre Lippen auf seinen Mund, ihre weichen Arme um sein Haupt und flüsterte ihm ins Ohr:

„Lebe wohl, Geliebter! Wenn du dem Tod entgehst, Sorge für unsern Knaben, den mir nicht bestimmt ist wiederzusehen! Ich sterbe!“

„O mein teures, teures Weib“ — sagte er leise — „was müssen wir leiden! Aber Zeus hat doch nicht deinen Tod beschlossen, warum redest du so?“

„Ich fühle es, Eurenidas, daß mir bestimmt ist durch meinen Tod Argos zu retten. Und darum murre nicht gegen das Schicksal!“

Auf einen Wink des Königs trat die Wache zu Telefilla und nötigte sie zum Aufstehen.

Als Telefilla wieder in den Hauptraum des Zelttes getreten war, geberdete sich der König wie rasend. Er gab hintereinander die schnellsten Befehle, ließ sein Lager kostbar bereiten und mit Blumen schmücken, verlangte Rosen, und als solche gebracht wurden, flocht er sich von ihnen einen Kranz und setzte ihn auf. Dann machte er eine festliche Libation für Hymenäos und die Liebesgöttin, indem er unverständliche Worte dazu murmelte. Endlich wurde Eurenidas noch immer gefesselt in den vorderen Raum gelegt, in welchem zwei Posten ihn bewachten,

während Telephilla, das traurige Gesicht zum Boden gewandt, an der Hand des geschmückten Kleomenes das Schlafgemach des Königs betrat.

VII.

Kaum war der erste Schimmer des neuen Tages in das Zelt gedrungen, so erwachte Kleomenes, den zum ersten Mal wieder keine Träume erschreckt hatten. Neben ihm lag Telephilla. Aber da er seine Blicke auf ihre üppige Gestalt richtete, sprang er mit einem fürchterlichen Schrei vom Lager auf. Telephilla war eine Leiche. Sie lag bleich und still, die großen Augen geöffnet, die Lippen wehmütig verzogen. Aus ihrem Munde war ein hellroter Streifen Bluts herausgestossen, der sich über Kinn und Hals ergossen hatte und wie eine Natter geringelt über den entblößten schneeweißen Busen dahinzog. Sie hatte sich die Zunge abgebissen und war an dem hervorquellenden Blute erstickt, nach dem Beispiel jener spartanischen Heloten, wenn sie der grausamsten Quälerei ihrer Herren durch den Tod entgehen wollten. Sie hatte, mit Schande bedeckt, das Leben nicht mehr für lebenswert gehalten.

Auf das gellende, weithin durch den stillen Morgen vernehmbare Geschrei des Königs stürzten die Wachen hinein. Sie fanden ihn am Bett stehend, mit aufgehobenen Armen, das Gesicht verzerrt und die weißen Augen mit dem Ausdruck des Wahnsinns auf die Leiche gerichtet.

Endlich fuhr er auf. „Sofort zum Aufbruch blasen! Ariston soll mit dem ganzen Heer nach Sparta zurückkehren! Nur meine Leibtruppen gehen mit mir zum Tempel der Hera!

Schon im nächsten Augenblick ertönten die Hornsignale, und als Soldaten kamen, um das Zelt abzubrechen, schrie Kleomenes:

„Schnell das Zelt herunter! Alles andere liegen lassen! Alle Gefangenen gefesselt zurücklassen! Keine töten!“

Wenige Minuten später war die Hauptmasse des Heeres auf dem Rückweg nach Sparta begriffen, während Kleomenes im rasenden Marsch nach Norden marschierte zu dem Heiligtum der Hera, welches zwischen Mykenae und Argos, fünfzehn Stadien von dem ersteren Ort entfernt, lag. Die Soldaten merkten, daß der König wahnsinnig geworden war.

Als sie zum Heiligtum der Hera gekommen waren, verlangte der König auf dem Altar der Göttin ein Opfer zu bringen, und da es der Priester wehrte, ließ er ihn von den mitgenommenen Heloten binden und so lange mit Geißeln peitschen, bis er tot war. Dann verrichtete er selbst das Opfer, indem er die Augen verdrehte und die priesterlichen Gebete sprach. Zuletzt betrat er den Tempel, in dessen Hintergrund eine prachtvolle Marmorstatue Hera als blühende Matrone darstellte, eine Statue, die erst später durch das Meisterwerk des Polyklet ersetzt wurde. Dort küßte er das Gewand der Statue, umarmte sie inbrünstig und murmelte:

„Telephilla, Telephilla, wie schön bist du!“

Von dort brach er in Eilmärschen nach Sparta auf.

Konon hatte noch am Abend die Briefrolle des Königs erhalten und öffentlich verkündigen lassen, wodurch eine freudige Aufregung in der Bevölkerung von Argos entstanden war, welche fast die ganze Nacht hindurch andauerte und lärmende Menschen in den Straßen und auf den Plätzen wach erhielt. Das große Unglück schien neben diesem unerwarteten Glück fast vergessen. Kaum graute der nächste Morgen, so wurde es in der Stadt bekannt, daß die Spartaner abgezogen seien. Fast ganz Argos strömte jetzt heraus, um das verlassene Lager sich anzusehen und das Schicksal der Gefangenen zu erfahren. Man fand alle gefesselten Argiver am Boden liegend und löste ihre Bande. Einige Argiver waren nach dem Orte gekommen, wo das Königszelt gestanden hatte; sie befreiten Eurenidas und fanden den Leichnam der Telefilla auf dem geschmückten Lager des Königs. Nachdem Eurenidas seiner Fesseln entledigt war und den Gebrauch der angeschwollenen Gliedmaßen wieder erlangt hatte, stürzte er zu dem königlichen Ruhelager und warf sich leidenschaftlich und untröstlich über den Leichnam seiner Frau.

„O Telefilla, warum hast du mir das gethan? Konntest du nicht am Leben bleiben, mein geliebtes Weib? Nun läßt du mich allein zurück, daß ich die öden Stunden meines traurigen Lebens ohne dich zubringen muß in Schmerz und Verzweiflung! Wie konntest du fürchten, daß ich dir einen Makel nachrechnen würde, den deiner Reinheit widerwärtige Bosheit und Gemeinheit zugefügt haben? Durch deinen Tod habe ich das Beste verloren, was ich in dieser Welt hatte, und nun bin ich nichts. Weh mir! Weh mir! Ihr Götter, womit hatte ich dieses harte Schicksal verdient? Oder wart Ihr von Neid erfüllet, da Ihr unser Erdenglück saht, so rein, so ungetrübt?“

Noch lange lag er da, den Leichnam umfaßt haltend und ihn mit seinen Thränen benetzend. Endlich stand er auf und wandte sich zu der zahllosen Menge, die in andächtiger, lautloser Stille den Platz um den Leichnam angefüllt hatte.

„Euch, Argiver, ist heute das herrlichste Weib gestorben, das Argos jemals geboren hat. Nein, sie war kein irdisches Weib, sie war eine Göttin! Erfüllt ist jetzt das Orakel des delphischen Gottes, denn sie hat dieses Ungeheuer Kleomenes besiegt, aber mir und euch zu großem Schmerz! Mit ihrem süßen Leben hat sie eure Freiheit erkaufte, Argiver! Fallt nieder auf die Kniee und betet zu ihr! Sei sie unserm Lande eine Heroine! Beherziget ihr Beispiel, und Argos wird ewig bestehn! Ihr aber widmet ein Denkmal, wie es noch niemals einem sterblichen Weibe zu teil ward, damit auch die spätesten Geschlechter erfahren, wie ein Heldenweib handelte, als das Vaterland in Gefahr war!“

Dann wurde der Leichnam auf eine Bahre gelegt, und langsam bewegte sich der ungeheure Trauerzug nach dem Thore der Stadt. Zu beiden Seiten des Leichnams gingen Frauen und Mädchen, welche laute Wehklagen erhoben, sich die Kleider zerrissen und die Haare zerrauften.

VIII.

Den ganzen Tag über blieb der Leichnam der Telefilla in ihrer Wohnung ausgestellt, während Myrten und Kränze zu hunderten ins Haus geschickt wurden. Telefilla lag da, schön wie Aphrodite in weißem, langem Gewande; ein Myrtenkranz

war auf das blonde Haar gefest, und ein kleiner Myrtenstrauß an den Busen geheftet, während die Bahre hinter dichten, dunkelgrünen Ephenwinden fast verschwand.

Noch am Nachmittag beschloß die Ratsversammlung, daß das Begräbniß am nächsten Tage auf Staatskosten vorzunehmen sei. Gleichzeitig aber wurde der berühmteste Bildhauer von Argos angewiesen, eine Marmorstatue des Heldenweibes anzufertigen und Tag und Nacht daran arbeiten zu lassen, damit dieselbe nach dreißig Tagen, wenn dem Seelenbegleiter Hermes die letzten Totenopfer dargebracht würden, feierlich eingeweiht werden könnte. Zum Platz des Denkmals wurde bestimmt eine Stelle gegenüber dem Theater vor dem Heiligtum der Liebesgöttin. Ferner beschloß der Rat, Menon vor ein Kriegsgericht zu stellen, das ihn zum Tode verurteilte aber dieses Todesurteil in lebenslängliche Verbannung verwandelte. Endlich wurde festgesetzt, daß die Heldenthat der Telefilla alljährlich durch ein Nationalfest gefeiert werden sollte, bei welchem die Frauen Chiton und Überwurf, die Männer den weiblichen Peplos anlegen sollten.

Unter einer imposanten Teilnahme der ganzen argivischen Bevölkerung fand am zweiten Tage das Begräbniß statt, bei welchem der Leichnam auf einen riesigen Holzstoß gelegt und langsam verbrannt wurde. Als die Feierlichkeit und die Opferpenden beendet waren, sammelte der unglückliche Gatte die Aschenreste in eine Urne, die bis zur Einweihung des Denkmals im benachbarten Tempel der Aphrodite aufbewahrt wurden.

Noch großartiger aber war am dreißigsten Tage die Prozession, welche zu dem Festplatz ging, auf dem das Denkmal errichtet war. Zuerst kamen Trompeter, welche den kriegerischen Marsch bliesen, die letzte musikalische Leistung der unglücklichen Dichterin, dann kamen zahlreiche Wagen mit Kränzen und Blumen, welche von den Einwohnern der Stadt gespendet waren und auf dem Festplatze zur Erinnerung an die Tote verbrannt werden sollten; ihnen folgten Flötenspieler, die denselben Marsch bliesen, der von einer nach ihnen kommenden unendlichen Zahl von Frauen und Mädchen in weißen Gewändern gesungen wurde; Märier und Jünglinge zu Fuß und zu Pferde bildeten den Schluß.

Als die Priester die Urne vom Tempel geholt und auf ihren neuen Platz gestellt hatten, fanden die Totenopfer für Hermes und das Verbrennen der mitgebrachten Kränze statt. Dann fiel die Hülle des Denkmals, während ein Mädchenchor einen Trauergesang anstimmte. Von der Sonne beschienen erglänzte der weiße Marmor. Telefilla stand da in imposanter Größe; sie war bekleidet mit kurzem, dorischem Chiton, hatte an den Füßen weit hinaufgehende Schuhe, die durch Schnürbänder befestigt waren, während ihre Hand einen Helm hielt, auf den ihre Augen gerichtet waren und den sie im begriff war sich aufzusetzen; zu ihren Füßen lagen Rollen und Schriften.

Vorn aber an dem Platz des Monuments unterhalb des Behälters für die Urne hatte Curenidas ein kleines Reliefbild aus Marmor anfertigen lassen, — den Abschied Telefillas vom Gatten und Sohn — und während jenes große Denkmal viele, viele Jahrhunderte allen Stürmen Widerstand geleistet hat und von vielen Tausenden von Griechen bewundert worden ist, ist jene Inschrift sogar, welche

Eurenidas unter dem Relief einmeißeln ließ, durch einen seltenen Zufall bis auf unsere Zeit erhalten worden:

Dieses Bildniß verehrt, Telephilla, jetzt der Gemahl dir,
Dir, seiner Frau, die durch seltenes Glück dem Gatten zu theil war,
Die durch Treue, durch Tugend und Liebe allen voranstand,
Daß bei den letzten Geschlechtern dein Ruhm sich dauernd erhalte!

Zu derselben Stunde wälzte sich der wahnsinnige König Kleomenes auf seinem Lager im Königspalast von Sparta. Zwei Sklaven standen daneben und drückten ihn auf das Bett zurück, wann er Miene machte aufzuspringen und zum Fenster zu stürzen. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein alter Arzt mit grauem Bart vor einem kleinen Tisch, auf den eine große Schale kalten Wassers gestellt war, in welchem von einem dritten Sklaven Umschläge bereitet wurden, die man dem König in kleinen Zwischenräumen auf den Kopf legte. Als Kleomenes nach einem der heftigsten Tobsuchtsanfälle wieder ruhiger dalag mit gläsernen Augen und Schaum vor dem Munde, wurde er von wirren Fieberphantasien geschüttelt.

„Götter, was thut man mir an? Sie haben mich verklagt, wegen Argos, und ich habe sie belogen! Alle belogen! Ha! sie wissen nicht, warum Argos erhalten blieb! — Weh mir! — Die Erinyen lassen nicht von mir! Da — da — jetzt faßt mich! die erste! Weh die Schlangen in ihren Haaren — hier dicht bei mir — so feucht, so kalt — sie beißt mich — das Gift! das Gift! — Sie spritzen Gift! — Oh! wie das schmerzt! — Eurenidas — was beschimpfst du mich — ich ein Glender! — ich ein Tempelschänder! — weh! weh mir! Und die Argiver tot! verbrannt — verkohlt — ihre starren Augen — ihre gekrümmten Finger, — ihre schrecklichen Gesichter — sie fluchen mir! Ihrem Henker! — Aber Telephilla nicht! Sie war so schön — so lieblich — sie that mir nichts! Meine schöne Geliebte! Nur eine Nacht! Was? Auch sie tot? — Telephilla tot? — Das Blut auf ihrer weißen Brust! — Weh mir! So schön und tot! Tot in der Liebesnacht! Und ich der Mörder! Da — da — sie fassen mich wieder — diese Ungeheuer — zieht sie fort, Verräter! hört ihr nicht? — Euer König befiehlt — fort, fort, es schmerzt mich — die grausamen — sie töten mich. —“

Und der rasende König sprang vom Lager, stieß die Sklaven mit übermenschlicher Kraft zurück, stürzte an die Wand, von welcher er sein scharfes Schwert herabriß, das er mit unbarmherzigen Schlägen gegen Beine und Leib richtete, daß das Blut in das Gemach floß. —

„Da — da — war eine! So fort mit euch. Ihr Untiere! Fort von meinen Gliedern! Und hier auch fort —“

Er faßte den Schwertgriff fester und riß sich von unten nach oben den Bauch auf, daß die Eingeweide heraustraten. Dann sank er stöhnend und schaumbedeckt zusammen. Noch ein Nöcheln, ein Zucken, die Augen wurden gläsern, die Sklaven sprangen hinzu — Kleomenes war tot.

Die Sklaven breiteten eine Decke über den schrecklich entstellten Körper des Toten.

In diesem Augenblick betrat der hochgewachsene Leonidas, der Nachfolger des toten Königs, das Gemach, indem er sein liebliches Weib Gorgo, des Kleomenes Tochter, an der Hand führte. Als Gorgo die entsehrlich verzerrten Züge ihres Vaters sah, wandte sie sich ab und legte ihr Gesicht weinend auf die Schulter ihres Gatten. Leonidas umfaßte sie, küßte ihre Stirn und sagte:

„Sparta ist Glück zu wünschen, daß Kleomenes dahin ist. Wir aber, geliebte Gorgo, wollen uns bemühen, daß der Flecken, welcher die Ehre unsres Vaterlandes besudelt hat, wieder getilgt werde, damit die Nachwelt den Namen Spartas nicht mit Verachtung zu nennen sich gewöhne!“



Der Geist der Berliner.

Von einem älteren Staatsmann.

Man wird vielleicht vermuten, daß die nachfolgenden Blätter in ähnlicher Weise sensationell wirken sollten, wie dies seiner Zeit durch die Mitteilungen der „Société de Berlin“ in der „Nouvelle Revue“ der Fall gewesen ist.

Dies würde ein Irrtum sein. Die Beobachtungen, welche hier folgen, werden sich aller persönlichen Beziehungen enthalten, mit besonderer Vorsicht jede Abweichung von der strengsten Wahrheit zu vermeiden suchen und sich in den Grenzen publizistischer Wissenschaftlichkeit bewegen. In dieser Beziehung werden sie freilich nicht den Anspruch erheben, mit der Weisheit und Lehrmethode des Professorentums und mit dem Katheder in Konkurrenz zu treten.

Ich werde mich an das thatsächlich Vorhandene und offen vor aller Welt Daliegende halten und bin überzeugt, daß die Mehrheit der Leser, welche Berlin und seine inneren Verhältnisse kennen, diese ohne jede Schwierigkeit wieder erkennen werden.

Nur auf diesem Wege wird der wirkliche Geist der Berliner Einwohnerschaft in seinem rechten Lichte erscheinen.

Ich beginne meine Bemerkungen vor allem mit dem

Politischen Geiste der Berliner.

Wenn man diesen richtig auffassen will, dann wird man wohlthum, von vorn herein gewisse Klassen der Einwohner ganz von einander zu trennen.

Der Berliner Bürger ist vor allem und durch und durch königlich gesinnt, königstreu, mit dem ruhmvollen Hause der Hohenzollern innerlich auf das engste verwachsen. Ich weiß sehr wohl, daß in Berlin gewisse reaktionäre Strömungen mit solchen eines heißblütigen Fortschrittes oft genug in Kollision kommen. Ich weiß auch, daß zumal in den mehr unteren Schichten des Berliner Bürgertums gewisse Volkstribunen mit ihren zersetzenden und verwirrenden Reden, mögen diese auch

aus noch so oft gehörten Phrasen zusammengesetzt sein, ihres Eindrucks nicht verfehlen, ich weiß aber auch, daß, wenn plötzlich alle diese Männer, selbst in ihrer politischen Erregung, vor die Frage gestellt würden, ob sie den Versicherungen und Worten ihres Kaisers, oder dem radikalen Wortschwall gewisser Führer Glauben schenken sollten, diese letzteren plötzlich vereinsamt dastehen würden.

Der Berliner Bürger kann sich eben Berlin nicht ohne seinen König, seine Vaterstadt selbst nicht als einer, wenn auch noch so gutgesimten, Republik angehörig denken. Jeder Tag giebt davon redendes Zeugnis.

Aber der Berliner muß räsonnieren. Ihm ist die Notwendigkeit, an allem zu mäkeln, alles zu bemängeln, seinen Sarkasmus zu üben, in Fleisch und Blut übergegangen. Ihm ist die Autorität des Staatsmannes, des Diplomaten, des Ministers, alles dessen, was man unter dem Gesamtbegriff des „Geheimen Rates“ auffaßt, doppelt lieb, wenn er daran seinen Witz probieren, seine Ausstellungen machen kann.

Diese Eigenschaft erstreckt sich von den geringeren Kreisen bis in die höheren hinauf. Daß Berlin Weltstadt geworden, ist dem Berliner hauptsächlich von Interesse, weil dadurch seine kritische Ader einen so viel reicheren und weiteren Spielraum findet.

Der Berliner liebt es, für einen Mann des Fortschrittes zu gelten. Hierin beruht seine ganze politische Eitelkeit. Darüber hinaus geht ihm nichts; aber der Fortschritt darf gewisse Grenzen nicht überschreiten.

Was in den Märztagen des Jahres 1848 geschehen, erregt jetzt schwere Bedenken. Die Roheiten, denen Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzt war, dürften dem Berliner Bürger, wie er jetzt ist, nicht zur Last gelegt werden.

Dieser Berliner Bürger ist auch ein guter Deutscher; die schwarz-weiß-rote Fahne herrscht bei Festen und feierlichen Gelegenheiten vor. Aber wenn man auch der schwarz-weißen Farben weniger sieht, sein: „Heil dir im Siegerkranz“ läßt er sich so wenig nehmen wie sein: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Und wie der Bonner Preuße sein: Schwarz-weiß-schwarz, Borussia's edle Farben, mit voller Begeisterung erklingen läßt, so steht dem Berliner Bürger sein: Alter Friß auf einer Stufe mit: Unserm Friß; nichts aber geht ihm über seinen Kaiser Wilhelm als seinem König von Preußen.

Sollten in den höheren Kreisen der Residenz, in dem Adel, dem Beamtenkorps, den Staatsmännern und Diplomaten andere Gesinnungen vertreten sein?

Mit nichten. Derselbe Geist der Hingebung, der Aufopferung, der Treue, der in dem Berliner Bürger lebt, der das preußische Militär auszeichnet, lebt auch in diesen Gesellschaftsklassen, nur daß die fortschrittlichen Tendenzen hier völlig beseitigt sind. Der Fortschrittsring, den Fürst Bismarck vor einigen Jahren dem Berliner Magistrat zum Vorwurf machen zu sollen geglaubt hat, ist außerhalb dieser Kreise geschlossen worden und wirkt in diese hinein nur verstimmend.

Aber man würde irren, wenn man glauben wollte, daß hier ein illiberaler Geist seine Wurzeln geschlagen hätte.

Auch hier treibt die Reaktion nur vereinzelt ihre Blüten. Der Geheime

Rat ist zwar in erster Linie ministeriell, demnächst aber kultiviert er das, was man als die nationalliberale Farbe: Bennigsen-Miquel bezeichnen könnte.

Wenn er auch aus Pflichtgefühl für die Kandidaten des Herrn von Puttkamer stimmt, so findet doch das Bündnis der Konservativen mit den Klerikalen bei ihm wenig Gegenliebe, wie man denn auch nach den Parteien im Reichstag oder Landtag und ihrer Gruppierung keinen Schluß auf die politische Gesinnung der Bevölkerung und ihrer einzelnen Berufskreise ziehen kann.

Der Reichskanzler freilich nimmt seine Hilfe und Unterstützung, wo er sie findet. Ich wage aber zu behaupten, daß, wenn die gemäßigten Liberalen mit den gemäßigten und vernünftigen Konservativen in Gemeinschaft zu einer großen Regierungspartei sich zusammenfinden sollten, dies nicht bloß dem leitenden Staatsmanne sehr genehm sein, sondern auch daß der Dank der Bevölkerung für eine derartige Majorität ein überwältigender werden und jede Spur klerikal-reaktionärer Bestrebungen schnell verwischen würde.

Daß eine derartige Kombination, welche weit über die Berliner Kreise hinausreicht, für die fortschrittlichen Gesinnungen der Hauptstadt sehr mäßigend wirken würde, scheint kaum zweifelhaft. Freilich, es müßte eine wirkliche und feste Majorität geliefert werden und der Wille und die Autorität vorhanden sein, der Regierung eine wirkliche Stütze zu bieten.

Im Augenblick ist hiervon freilich keine Rede. Die Zersahrenheit der politischen Kreise, die sich weder den Herren Liebermann und Stöcker, noch weniger den Herren Windthorst und von Hammerstein überantworten möchten, die vor Herrn von Puttkamer eine tiefe Scheu hegen und dabei in dem Fürsten Bismarck einen Minister allerersten Ranges anerkennen, wie ihn Preußen und Deutschland noch nicht gehabt, endet bei jedem Anlauf in einer Mehrheit fortschrittlicher Stimmen.

Was die in Berlin akkreditierten Diplomaten betrifft, so wird niemand, der die Verhältnisse kennt, voraussetzen, daß sie in irgend einer Weise auf den politischen Geist der Berliner Einfluß haben könnten. Sie bringen ebenso den Geist ihrer eigenen Residenzen und politischen Kreise mit sich. Sie sind liebenswürdige und anregende Elemente in der Gesellschaft der Reichshauptstadt; aber selbst diejenigen, denen ein diplomatischer Einfluß auf die Regierungskreise Preußens und Deutschlands nicht abgesprochen werden kann, stehen selbst den weiteren Kreisen der Hofgesellschaft, wie viel mehr den höheren und niederen Beamtenkreisen, dem Bürgerstande und der großen Menge der Militärs viel zu fern, um auf deren Geist einwirken, von ihrem Geiste das Geringste auf sie übertragen zu können.

Lord Ampthill, Graf Szechenyi, Baron Courcelle, Graf Launay und alle anderen sind eben geachtete und anerkannte Typen ihrer eigenen Nationalitäten, und wenn Graf Lerchenfeld, Freiherr von Marschall, Freiherr von Baur, oder der Minister-Resident Dr. Krüger den deutschen Verhältnissen sehr viel näher stehen als die Diplomatie auswärtiger Höfe, so bleiben sie doch dem politischen Geiste der Berliner Einwohnerschaft völlig fremd und fern.

Dieser ist in seiner Allgemeinheit eben ein eigenartiges Gemisch von Intelli-

genz und kritischem Bewußtsein, von patriotischem Stolze und nörgelnder Zähigkeit, von loyaler Hingebung und kleinlichem Partikularismus, nur einzig in der Liebe zu Kaiser und Vaterland, in allem Übrigen getrennt, und deshalb der Fahne der Opposition folgend, ohne jedoch verbissen zu sein oder in den verschiedenen eigenartigen Elementen seiner Kreise die Liebenswürdigkeit einer teilnehmenden, gastlichen, allen guten und schätzenswerten Eindrücken offenen Natur zu verleugnen.

Daß nicht jeder einzelne, der in Berlin lebt und wohnt, in gleicher Weise beurteilt werden kann, daß insbesondere in den höheren Gesellschaftsklassen, insbesondere in den der hohen Bürokratie angehörigen Personen der Geist freien und selbständigen Urteils weithin überwiegt, so wie daß man hier die fortschrittlichen Ideen und Lehren, wenn überhaupt, nur ganz ausnahmsweise vertreten findet, ist selbstverständlich.

Das gesamte Militär, die Minister mit ihrer Umgebung und die Geistlichkeit stehen derartigen Auffassungen fern.

Von den Professoren der Universität kann man dies nicht mit gleicher Bestimmtheit sagen.

Der Lehrerstand Berlins gehört in überwiegendem Maße einer gemäßigt liberalen Richtung an. Das Bestreben seine gesellschaftliche Stellung und sein Amtseinkommen in die Höhe zu schrauben, wird wohl zumeist von außerhalb importiert.

Man gebe der Reichshauptstadt, man gebe dem Lande eine nicht bloß theoretisch liberale, sondern eine aus gemäßigten liberalen wie konservativen Elementen zusammengesetzte, in praktischer Thätigkeit fortschreitende, jeden reaktionären Gedanken wie alle radikalen Gelüste fern von sich abwehrende Regierung und man wird den Fortschritt beseitigt haben.

Der Berliner will regiert sein und er hat ein Recht dies zu verlangen. Er will auch wohlwollend und gerecht regiert sein, und auch das wird man für begründet erachten müssen.

Ich habe bisher von den Arbeiterkreisen nicht gesprochen.

Sie sind leider, wenn auch nicht durchweg, doch in recht weitem Maße von der Sozialdemokratie stark infiziert. Zum Nihilismus oder zu anarchischen Richtungen neigen sie an sich nicht. Sie sind eine verstärkte Auflage desjenigen Teils der Kleinbürgerschaft, welche Herrn Eugen Richter folgt. Eine gewisse Bildung, die man ihnen nicht absprechen darf, befähigt sie, über die Enge ihrer eigentlichen Berufskreise in einigen Punkten hinweg zu blicken.

Sollte man diese Art von Sozialdemokratie, die sich aus Kleinbürgern, kleinen Fabrikanten und eigentlichen Arbeitern zusammensetzt und einen eigenen Teil der Gesellschaft von Berlin bildet, für das halten, was sie, mit ihren roten Schleifen geschmückt und ihren roten Fahnen folgend, zu sein scheinen? Sollte der Arbeiterstaat hier seine ersten Kristallisationspunkte zu bilden beginnen, jener Staat, der das Eigentum zu einem gemeinschaftlichen, die freie Thätigkeit zur organisierten Arbeit machen, die Religion in der öffentlichen Kirche abschaffen, eine gemeinsame Kindererziehung einführen, vielleicht der sogenannten freien Liebe die Bahnen zu ebnen die Absicht hätte, und was der Träumereien und des Unsinnns mehr ist?

Ich glaube dies, trotz drohender Reden und wilder, oft sich zur Roheit steigender Erzeffe nicht.

Nicht bloß, daß die Frauen doch immer hier ein mäßigendes, vor dem Außersten zurückschreckendes Element bilden, das jetzt freilich an den Versammlungen Anteil nimmt, die Reden mit Beifall begleitet und insbesondere alle Feste mit feiern hilft.

Ich glaube vor allem, daß der auf das Praktische des Lebens gerichtete Blick der großen Mehrheit, der Verstand der Verständigen innerhalb derselben in dem entscheidenden Augenblick von der Scheu überwältigt werden wird, sich offen gegen das Heiligste zu erheben, das sie bisher mit dem Vaterlande und den Mitbürgern verbunden hat.

Zudem wissen alle diese sogenannten „Koten“, sehr wohl, daß die Kugeln dem Laufe sehr nahe, die Schwerter geschliffen sind und daß nicht wieder auf eine schwächliche Politik gerechnet werden darf, wie diese im Jahre 1848 so traurige Folgen herbeigeführt hat. Sie wissen, daß an einen siegreichen Kampf nicht gedacht werden darf, daß der Anfang desselben sein Ende sein würde.

Dazu tritt für diejenigen, die noch der Armee als Landwehrlente oder Reservisten angehören, die Strenge der Dienstpflicht, die Gewohnheit des Gehorsams, der Stolz der Fahnentreue.

Mag es den Führern immerhin gelingen, hier und da die große Menge ihrer Mitglieder dem Abgrunde zuzudrängen, der sie von der übrigen Gesellschaft trennen soll, mag die Gefahr eines ersten Zusammenstoßes keineswegs ganz von der Hand zu weisen sein; träte er gegen alles Erwarten ein, er würde von kurzer Dauer sein, und wie im Oktober 1848 die bewaffnete Bürgerwehr und die anarchischen Pöbelbanden plötzlich verschwanden, als sie sich der ersten Frage gegenübergestellt sahen, ob sie der Armee, die General Wrangel nach Berlin führte, kämpfend gegenüberzutreten sollten, so würde ein von der Sozialdemokratie Berlins gegen die reguläre Macht der Preussischen Krone unternommener Kampf sehr bald in gleicher Weise enden.

Ich weiß, daß ich in den vorhergehenden skizzenhaften Andeutungen den in Berlin herrschenden politischen Geist nicht als ein Ganzes dargestellt habe und habe darstellen können. Auch habe ich hierbei der Frauen, die ja sonst an allem, was hervortretend und bedeutend ist, ihren vollen Anteil in Anspruch nehmen, nicht gedacht. Ich habe dies nicht gethan, weil die Frauen an dem öffentlichen politischen Leben in Berlin so gut wie gar keinen Anteil haben, man müßte denn die Frauen der Sozialdemokraten dazu rechnen wollen.

Berlin ist, wie widerspruchsvoll dies manchem lauten mag, in politischer Hinsicht eine königstreue, loyale und dabei zur Zeit fortschrittlich gesinnte Stadt.

Der gesellige Geist der Berliner.

Läßt man die politischen Anschauungen beiseite, welche in den Berliner Kreisen bemerkbar werden, so erkennt man in diesen vorwiegend einen gastlich lebenswürdigen Grundton, der, fern von aufdringlichem Wesen, teilnehmend, freundlich, hilfreich, allem, was edel, zugethan ist. Gutmütig und leichtlebig wie er in

der großen Mehrzahl der Bewohner sich darstellt, nicht selten vergnügungsfüchtig, vor allem neugierig, stehen doch die guten Eigenschaften und Charaktere weitaus im Vordergrunde.

Während jede öffentliche Veranlassung, Paraden, Aufzüge, die Ankunft fremder Souveräne, die Auffahrten des Hofes, die Militärmusik und die Märsche der Truppen zu Manövern überall Tausende von Menschen in Bewegung setzen, werden Landpartieen, Theater, Konzerte, öffentliche Darstellungen, Bälle u. in einer Weise ausgenutzt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man kann in Sommermonaten täglich 20—30 große Gesellschaftswagen von einem Punkt der Chaussee am Tiergarten, und ebenso viele große Landpartieen nach denselben und allen sonstigen Himmelsrichtungen hin abfahren sehen, maskiert und unmaskiert, mit und ohne Musik, die Wagen mit Laub und Fahnen in den nationalen, mitunter auch mit anderen Farben geschmückt; und wenn man in die ferneren Vergnügungsorte der Umgegend, Potsdam mit eingeschlossen, eintritt, dann findet man diese, und zwar nicht bloß an Sonntagen, überfüllt. — Was leistet allein der Grunewald an Resten von Zeitungs- und anderem Papier; welche Tausende von Männern, Frauen und Kindern wandern täglich nach der Hasenheide, wie wimmelt es fortwährend in Treptow, Stralau und Tegel von Besuchern. Überall findet man unbefangene Fröhlichkeit. Roheiten, Gezänk und Streit ziehen sich meist in einzelne Lokalitäten zurück, in denen die geringste Klasse von Bewohnern verkehrt. Vorwiegend macht sich die Gutmütigkeit des Berliner Wesens geltend.

Der Berliner liebt die Musik. Der leidige Leierkasten ist eine traurige Zugabe aller öffentlichen Vergnügungsorte.

Besser sind die Instrumental-Konzerte anzuhören, die meist von tüchtigen Musikern geleitet vielfach klassische Musik in guter Aufführung bringen.

Innerhalb des Hauses schwillt die Flut musikalischer Studien oft genug zu einer bedenklichen Höhe an. Es giebt kaum ein Haus, in welchem nicht 3 bis 4 Klaviere klinkern, Mendelssohn'sche, Schubert'sche, Schumann'sche Lieder von oft recht zweifelhaften Kehlen gesungen, Beethoven'sche Sonaten mit Hindernissen gespielt werden. Dieser Sinn für Musik¹⁾ wird oft genug zu einer wahren Kalamität. Doch darf man nicht glauben, daß die Kunst als solche darunter leide.

Wohl kaum wird es in Privatkreisen anderer größerer Städte so viel gründlich durchgebildete Dilettanten geben wie in Berlin, sowohl was das Klavierspiel, wie den Gesang anbelangt. Ich spreche nicht von den Zirkeln, in denen bezahlte Musiker, Sänger und Sängerinnen konzertieren. Diese geben keinen Maßstab für den Standpunkt der Musik ab, wie dieser in den besseren Kreisen vorwiegend ist.

Aber man betrachte die Chöre der Singakademie, des Stern'schen Gesangsvereins, so vieler anderer kleinerer Vereine und man wird erstaunt sein über das reiche Material, das man hier, so wohl in den Stimmen, wie in dem Wissen und Können der Mitwirkenden zusammen findet.

Aber über den Chorgesang hinaus hört man oft mit Überraschung nicht bloß Lieder, nein auch Bravour-Piecen in vollkommener Ausführung von Dilettanten

¹⁾ Der Ausdruck: Klavierpest ist recht bezeichnend.

singen. Ich erinnere mich, in einem geselligen Kreise die gewiß recht schwere Musik zum Faust von Spohr in vorzüglicher Weise und zwar die Chöre und Ensembles ohne Probe vom Blatt gesungen gehört zu haben.

Die Grundstimmung für die Musik ist eine klassische. Mozart, Mendelssohn, Weber, Beethoven, Gluck, Händel, Haydn und Seb. Bach sind die Säulen, auf denen diese beruht. Richard Wagner wird hier und da mühsam hineingezwängt. Die den vornehmsten Kreisen der Berliner Gesellschaft angehörige Dame, welche gesagt haben soll, daß sie über den Parsifal nicht urteilen könne, da sie ihn erst 16mal gehört habe, dürfte in ihrer Art als unicum zu betrachten sein.

Hätte R. Wagner es vermieden, das Judentum in der Musik zu proklamieren, vielleicht, daß der Zauber seiner Reklamen noch weitere Kreise gezogen hätte, als dies ohnehin der Fall ist.

Es liegt hier eine merkwürdige Parallele vor zu den Andeutungen, welche ich für den politischen Geist der Berliner gegeben habe.

Der Hang zum Fortschritt, zum Fortschritt nicht aus Überzeugung, sondern aus Eitelkeit, treibt gewisse Kreise der Berliner Gesellschaft in den Wagnerianismus hinein.

L. Ehler hat seiner Zeit als einen besonderen Typus für diesen Wagnerianismus gewisse Damen bezeichnet. Auch in Berlin sind sie die Trägerinnen dieser Richtung, nicht wie an anderen Orten in jener lächerlich sentimental-nervösen Weise, welche jeder Vernunft in das Gesicht schlägt, wohl aber in jenem vollkommenen Benommensein, das eine ruhige und ernste Prüfung des künstlerisch Gegebenen ausschließt.

Der Wagnerianismus ist dem Fortschritt in der Politik gleich. Die berechtigten Elemente in beiden gehen unter in dem sensationellen Kampfe gegen das historisch Gegebene, gegen die Ruhe der Objektivität des Urteils, gegen die festen Grundlagen erfahrungsmäßiger Ordnung und Weisheit. R. Wagner, der Revolutionär und Republikaner, reißt gegen ihren Willen und ohne innerste Motive die beweglichen Kreise der Musik in seinen Fortschrittsring hinein, während dieselben Kreise im Grunde ihres Herzens in den klassischen Traditionen leben, auf denen die dramatische Kunst in Deutschland, wie über die deutschen Grenzen hinaus, aufgebaut ist.

Und wie steht es mit der Litteratur?

Wir haben, ich möchte sagen glücklicherweise, in dem deutschen Drama noch keinen grundstürzenden Dichter zu verzeichnen, der, wie R. Wagner in der Musik, in seiner Person alles vorher Gegangene vernichten zu wollen die Kühnheit gehabt hat.

Wenn R. Wagners Schule ihren Meister als dramatischen Dichter ersten Ranges feiert, vor dem die Lessing, Göthe, Schiller, Shakespeare, Molière und Racine und wie die anderen gefeierten Dramatiker alle heißen, zu verstummen haben, so wird ihr schwerlich irgend jemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, auf diesem Wege folgen. Denn R. Wagners Operntext-Litteratur hält sich in den bescheidensten Grenzen, die man für diesen Zweig der Poesie würde auffinden können.

Alte Klassiker und neue Dramaturgen beherrschen die deutschen Bühnen in Berlin und finden in den besseren Gesellschaftskreisen ihr Publikum, ohne daß sich der Geist unberechtigten Fortschritts hier breit machen dürfte. Dabei wird die ausländische Litteratur in keiner Weise vernachlässigt. Das deutsche Theater zu Berlin giebt seit seinem kurzen Bestehen ein klares Bild dessen, was in den litterarisch-dramatischen Kreisen Berlins seine besondere Anerkennung findet, und dies Zeugnis ist in der That kein schlechtes.

Auch die lyrische und Roman-Litteratur findet in ungewöhnlichem Maße ihr Publikum. Sie wird insbesondere von den Damen verschlungen, hinterher freilich in unbarmherziger Weise kritisch zerseht. Dabei ist es eine besondere Eigentümlichkeit der Berliner lesenden Kreise, daß sie sehr frei davon sind, neue Erzeugnisse der Litteratur, sei es Prosa, sei es Dichtung, zu kaufen. Dies überläßt man den zahlreichen und gut organisierten Leihbibliotheken. Nur wenige Schriftsteller (Gustav Freitag, Georg Ebers, Julius Wolff, vielleicht auch Spielhagen), welche ihre Schriften rechtzeitig vor Weihnachten fertig gestellt haben, sind in der Lage, auf den rapiden Absatz derselben rechnen zu können.

Der Berliner ist wohlthätig. Wo immer, sei es im Inlande, sei es über dessen Grenzen hinaus, Unglücksfälle eingetreten sind, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Sturmfluten, Erdbeben, oder in welcher Weise sonst, er giebt, so viel er kann, mit vollen Händen.

Man darf diese Wohlthätigkeit nicht mit derjenigen einzelner reicher Personen über einen Kamm scheren wollen, die sich mit großen Summen an die Spitze der Zeichnungslisten und Aufrufe drängen, um ihre Namen in den öffentlichen Blättern lesen zu lassen oder weil sie glauben, dadurch Orden und Titel erlangen zu können. Niemand wird diesen meist außerordentlich begüterten Personen bei ihren Spenden irgend ein Verdienst beimessen wollen; aber das Scherflein der Witwe leuchtet vor ihren Tausenden um so heller hervor; diejenigen, denen Berlin den Ruf einer überaus wohlthätigen Stadt verdankt, sind ganz andere Personen als die, die mit ihren Gaben und ihrem Mammon prunken.

Vor allem aber darf hierbei auch der Berliner Presse gedacht werden, welche bei jeder sich darbietenden Veranlassung in hochanerkannter Weise und in reellster Selbstlosigkeit ihrer Pflichten gegen Unglückliche genügt.

Nicht nur die Berlinerin, auch der Berliner ist neugierig. Es genügt, daß zwei Straßenjungen mit aufmerksamen Blicken den Himmel betrachten, um in nicht zu langer Zeit eine Ansammlung von Menschen herbeizuführen, die dasselbe thun, um den Grund für ein solches auffallendes Indichöheblicken zu ergründen.

Aber er ist auch hilfreich und teilnehmend, und jeder Unfall wird bei hoch und niedrig sofort thätigen Anteil hervorrufen.

Ich weiß sehr wohl, daß der Charakter der Berliner Einwohner außerhalb des Landes als ein zudringlicher, vorlauter, vielleicht auch roher aufgefaßt worden ist.

Man beurteilt ihn oft genug nach einzelnen ungezogenen Exemplaren, die, sehr zum Schaden der eigentlichen Berliner Kreise, in ihrer Annahme sehr oft dem

Stände der Handlungsreisenden angehörig, ein ganz falsches Bild des Charakters geben, der in den Bewohnern der Reichshauptstadt der vorherrschende ist.

Wie schlecht stände es um England und seine Bewohner, wenn man diese nach den Mustern roher Flegerei beurteilen wollte, die, den weniger gebildeten Gesellschaftsklassen des Inselreichs angehörig, den Europäischen Kontinent überschweben und insbesondere Deutschland, die Schweiz und Italien unsicher machen.

Die Nouvelle revue hat den sittlichen Charakter der Berliner Frauen (vielleicht waren, sehr mit Unrecht, nur die Damen aus den Hofreisen gemeint) in Frage gestellt. Daß in einer Stadt von mehr als einer Million Menschen nicht unsittliche Verhältnisse vorkommen sollten, wird niemand erwarten. Im allgemeinen aber bietet Berlin in der übergroßen Mehrzahl seiner Bewohner musterhafte und reine Verhältnisse, einen ausgeprägten Sinn für häusliche Ordnung und eine Einfachheit, welche, wiederum sehr löblich, doch nach außen hin oft genug zur Zielscheibe beißender Witze gemacht worden ist.

Unter dem „Hunger-Preußen“, der insbesondere im Jahre 1866 und später in Süddeutschland so verschrien war, hat man meist den Berliner verstanden, den man haßte, weil man sich vor ihm fürchtete.

Es freut mich, daß ich, mindestens für den Leser dieser Zeilen, dem ungerechten und ungünstigen Urteil entgegenreten kann, das in dieser Richtung so oft ausgesprochen worden ist.

Ich habe bisher von den bürgerlichen Kreisen gesprochen, denen man einen nicht geringen Teil des Beamtentums hinzurechnen darf.

Ich möchte dem noch einige Worte über

Die aristokratische Gesellschaft Berlins

hinzufügen.

Daß die diplomatischen Kreise, welche überwiegend durch Ausländer gebildet werden, hierbei nicht in Betracht kommen, ist bereits oben angedeutet worden.

Die Gesellschaft, von der ich jetzt sprechen will, ist vornehm; in politischer Beziehung würde man die Mehrzahl der Männer den Absolutisten hinzurechnen können, wenn nicht die Bildung und Kenntniss der Menschen und Länder, des In- und Auslandes mäßigend und klärend einwirkte. Einen nicht geringen Bruchteil dieser Gesellschaftsklasse liefert der Grundbesitz in den Provinzen.

Nicht übermäßiger Reichtum, wohl aber große Wohlhabenheit befähigt viele aus diesem Teile der Bevölkerung ihren Landaufenthalt während des Winters mit der Residenz zu vertauschen und hier sich jener glänzenden Reihe von Unterhaltungen hinzugeben, welche der Kaiserliche Hof bietet und in welchen der üppige Farbensplanz der Monate des Karnevals und darüber hinaus in rauschenden Festen dahibraust.

In dieser Gesellschaft, der auch die landsässigen Fürsten angehören, ist das Militär, insbesondere sind auch die dem Gardekorps angehörigen Offiziere besonders stark vertreten; in ihr verkehren die Diplomaten und Minister, die höchsten Würden-

träger des Staats. Alles ist hier abgemessen formell feststehend, feine Bildung und Geschmack sind überall als Grundtypus dieser Kreise erkennbar, in denen naturgemäß auch ein nicht geringes Maß von Oberflächlichkeit vertreten ist.

Wer in diese Gesellschaft eintritt, wird sich überall von lebenswürdiger Höflichkeit umgeben fühlen. Nähere Verhältnisse anzuknüpfen, fremderen Personen gegenüber Beziehungen zu finden, die über die Grenze der konventionellen Artigkeit hinausgehen, wird nur in seltenen Fällen gelingen.

Es ist dies eben nicht die Aufgabe dieser Art von Geselligkeit. Sie ist dieselbe an allen größeren Orten der Welt, in denen der Reflex großer Höfe den Maßstab für das abgibt, was die Gesellschaft zu thun und zu lassen hat.

Die höchste Eleganz im Äußeren, der Schliff der Manieren, die Ruhe einer gewissen Abgespanntheit, alles dies bildet überall dieselbe Grundlage für die Beobachtung wie für die Erscheinung.

Ich wüßte aus diesen Kreisen nichts herauszufinden, was Berlin eigentümlich wäre. Mag es sich um den Rout einiger Stunden, mag es sich um den Tanz, mag es sich um Anwesenheit des Kaiserl. Hofes mit all seinen prächtigen Erscheinungen handeln, der Charakter der Personen und der gesamten Anlage ist und bleibt derselbe.

Der Kreis ist fast überall ein streng abgeschlossener. Man begegnet zwar stets neuen und glänzenden Toiletten; aber die Personen, welche sie tragen, sind überall dieselben. Was Berlin von Bedeutung an vornehmen Erscheinungen aufzuweisen hat, findet hier seinen Platz, ohne daß man im stande wäre, den Berliner Geist und Charakter als solchen zu erkennen.

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß der neue Adel, der in den letzten Jahren sich in Preußen dem alten Adel des Landes hinzugesellt hat, diesen aristokratischen Kreisen nur in sehr beschränktem Maße angehört.

Er geht in der Geselligkeit wie im Leben seinen besonderen Weg.

Daß in dieser Gesellschaft fast nur deutsch gesprochen wird, spricht für jene überlegene patriotische Selbstschätzung, welche die Folge der geschichtlichen Umwälzungen ist, welche die letzten Jahre über Deutschland gebracht haben. Des großen Kurfürsten: „Gedenke, daß Du ein Teutscher bist“, hat endlich, nach mehr als 200 Jahren, seine durchschlagende Geltung erlangt.

Im schroffen Gegensatz gegen den so eben geschilderten Teil der Berliner Einwohnerschaft stehen

Die ärmeren und niederen Volksklassen.

Ich will nicht von der materiellen Not reden, die unter ihnen oft genug ihre traurige Wohnstätte aufgeschlagen hat, nicht von der Verkommenheit und dem Elend, das hier vielfach herrscht. Es sind dieselben Verhältnisse, die in furchtbarer Gestalt das Proletariat aller großen Städte heimsuchen.

Ich will auch nicht behaupten, daß die Berliner niederen Klassen roher seien als diejenigen anderer Hauptzentren des Verkehrs, insbesondere so großer Fabrikstädte, wie Berlin dies ist.

Aber unzweifelhaft bildet ein gutes Teil von Roheit einen hervortretenden Charakterzug dieses Teils der Bevölkerung. Es sind hier ganz andere Elemente, die sich der Beobachtung darbieten, als diejenigen, deren ich bereits gedacht. Der Berliner Arbeiter, selbst der vom sozialdemokratischen Geiste durchsetzte, ist ein anderer als die sogenannten Arbeiter, die den untersten Schichten der Bewohner Berlins angehören. Wer an organisierter Arbeit teilnimmt, gewissen Arbeits-Verbänden angehört, steht der Regel nach weit über diesen Menschenklassen. Ihn hebt das Band der Verbrüderung oder Kollegialität, in sehr vielen Fällen das Band der Familie über diese Art von Verkommenheit fort.

Was die unterste Schicht der Berliner Bevölkerung an Roheit leisten kann, ist geradezu unglaublich; und es ist traurig hinzufügen zu müssen, daß der weibliche Teil der hierhergehörigen Menschenklasse in keiner Weise dem männlichen das Geringste nachgiebt. Vielleicht, daß der Pöbel der Hauptstadt von England noch verwilderter, sittenloser, frecher ist als derjenige der deutschen Reichs-Hauptstadt; dies soll aber kein Lob für den letzteren sein.

Es giebt keine Art von ungezogener Frechheit, die hier nicht verübt würde; es giebt keine Art von Unfug, die nicht lediglich um des Unfugs willen stattfände oder mindestens versucht würde.

Kann man hier von dem Geiste der Berliner Bevölkerung sprechen? Man würde der letzteren Unrecht thun, wenn man ihn mit dem Gebahren jener Banden in eine Kategorie setzen wollte, die mit der Sitte und Intelligenz der Hauptstadt nichts zu thun haben.

Sind die Straßen und nächsten Umgebungen von Berlin verhältnismäßig nicht weniger unsicher, als dies in andern großen Städten der Fall ist, die eine Menge zum Teil arbeitscheuen, zum Teil auch arbeitslosen Gesindels in sich schließen, so ist dies der Hauptsache nach doch nur der vorzüglichen Polizei zu danken, welche in großer Menge die Stadt und deren Umgegend erfüllt. Doch würde ich es niemandem raten, einsame Gegenden des Tiergartens, des Friedrichs- oder Humboldt-Hains oder anderer ähnlicher bei Abend und des Nachts verlassen Plätze aufzusuchen, sobald die Dunkelheit eingetreten ist.

Man hat in Berlin für diese Art von Bewohnern eine bestimmte Bezeichnung gefunden, die der „Strolche“, einer Menschenklasse, die freilich über das ganze Land verbreitet ist und die gegenwärtig in der sehr dringend gewordenen Reaktion gegen die Bagabondage, sowie gegen die umherziehenden Bettler die Organe der Gesetzgebung wie der Verwaltung lebhaft beschäftigt.

Daß es an Versuchen der Einwirkung, der Gegenwehr, der Besserung und Abhilfe auch hier nicht fehlt und daß diese Versuche nicht überall vergeblich sind, daß sie sich namentlich auf dem Felde der Erziehung verwahrloster oder bereits dem Verbrechen anheimgefallener Kinder bewegen, zeugt für den dem Praktischen und Verständnissvollen zugewandten Blick des besseren Teils der Berliner Gesellschaft.

Was hierbei sehr auffällt, ist, daß bei diesen Zuständen der Branntwein weniger beteiligt ist, als man dies glauben sollte. Wenn ihm auch in reichgemessener Weise zugesprochen wird, so ist er doch nicht die eigentliche Triebfeder

all der traurigen Verhältnisse, von denen zuvor die Rede war. Diese haben ihre Grundursache vorzugsweise in der geistigen und sittlichen Verkommenheit, welche der Gesellschaftsklasse angehört die dieser tief eingewurzelten Verwilderung anheimgefallen ist.

Es ist ein dunkler Abschnitt dieser Blätter, den ich mit dem Hinzufügen schließe, daß die Menschenklasse, von der hier gesprochen worden ist, auf hunderttausend Personen geschätzt wird, daher einen sehr großen Teil der Gesamtbevölkerung Berlins in sich schließt.

Einen eigenen und gewiß nicht untergeordneten Teil der Gesellschaft, die ihren bestimmten Anteil an dem Berliner Geiste hat, bildet die dortige

Finance.

Dieser Ausdruck zeigt schon, daß ich nicht von der Börsenwelt im allgemeinen oder gar von der in der Reichshauptstadt sehr verbreiteten Wucherswelt sprechen will, deren betrügerische Geschäftigkeit vor der Kaiserstadt an der blauen Donau sich nicht zu schämen braucht und die einen jener tiefen Schäden in sich schließt, welche ein trauriges Erbteil des Geschäftslebens aller großen Städte sind.

Ich spreche auch nicht von der ehrlichen Arbeit, die jahraus jahrein so viele fleißige Hände und intelligente Köpfe in den Geschäftskreisen des Handels- und Geldverkehrs beschäftigt; ich will von demjenigen Teile der Geschäftswelt sprechen, der in seinen Mitteln und Operationen über die Grenzen der gewöhnlichen Thätigkeit und Speculation hinaus die Höhen seines Berufs erreicht hat und von diesen aus sich an dem Weltverkehr beteiligt.

Ungeheurer Verdienst und riesige Vermögen scheiden eine Anzahl von diesen Geschäftsherren von der großen Zahl ihrer Kollegen noch besonders aus.

Einige glauben, Einfluß auf die Staats-Regierung ausüben zu können. Die meisten haben den roten Adlerorden; sie sind Geheime Kommerzien-Räte, und ihnen gehorcht im wesentlichen die Berliner Börse, deren Geschäfte jetzt mit Wien, Paris, London und Petersburg gleichen Schritt halten. Einer unter diesen Börsenfürsten rühmt sich vielleicht nicht ganz ohne Grund des besonderen Vertrauens, das ihm der Reichskanzler schenkt, ein anderer glaubt darauf Anspruch machen zu dürfen, daß der preußische Finanzminister seinen Ratschlägen Folge leistete, ein dritter gilt als der bevorzugte Vertreter des russischen Geldgeschäftes; in allen entwickelt sich eine ausgeprägte Intelligenz und das unverhüllte Streben, das Großkapital in allen seinen Schattierungen, seinem Wachsen, Drängen und Wallen zu fördern, Millionen an Millionen anzureichen, den Glanz der Stellung nicht weniger als den des Standes zu heben. Einzelne Namen, die früher die Geschäfte beherrscht haben, verschwinden als Einzelheit, um an dem Gesamtstreben mit gleicher, vielleicht vorwiegender Berechtigung ihren Anteil festzuhalten. Wenn vor einer ziemlich langen Reihe von Jahren ein Rothschild das fühne Wort aussprechen durfte, daß ohne seinen Willen kein Kanonenschuß in Europa fallen dürfe, so darf man jetzt von dem Consortium der Berliner Großbankhäuser sagen, daß die Geldmacht, über welche sie gebieten, eine wahrhaft erdrückende ist, daß dieselben weit über

die Grenzen Deutschlands hinaus ihre Fäden nach allen großen Geldplätzen hin fortbreitet, und daß die Beziehungen, welche diese verbinden, nicht minder fest geschlossen und eng verwachsen sind, als die des Fortschritts-Rings der Berliner Stadtverwaltung, über welche Fürst Bismarck seiner Zeit sich so bitter beklagt hat.

Dabei ist es bezeichnend für den Geist, der hier herrscht, daß er in politischer Richtung ein durchaus loyaler ist, so oft auch hier und da zur Unzufriedenheit mit der Regierung oder einzelnen Ministern Veranlassung gegeben sein möge. Diese Haute finance, welcher Konfession sie auch angehört, unterscheidet sich wesentlich von dem großen Kreise kleinerer Bankiers meist jüdischer Religion dadurch, daß diese letzteren zu einem nicht geringen Teile an dem Berliner Fortschritt ihren vollgemessenen Anteil haben und festhalten.

Aber nicht von den Geldgeschäften wollte ich sprechen, sondern von dem Geiste, in dem die Männer und Frauen der Finance leben, handeln und thätig sind.

Sie sind zum Teil nicht ohne ein reiches Maß von Eitelkeit — und ihre Ansprüche an äußere Anerkennung sind nicht gering. Je mehr ihnen daran zuteil wird (Adel, Titel, Orden u. dergl.), desto eifriger streben sie danach, ihre äußere Stellung demgemäß zu nehmen. Bei ihnen spielt der Ehrgeiz eine fast ebenso wichtige Rolle, als das Streben und Ringen nach Gewinn. Herrn von Bleichröders Lorbeern lassen Herrn von H nicht schlafen, und die Häuser W und M, wie solide sie betrieben werden mögen, jagen weit nach Erfolgen.

An allen Wohlthätigkeitsvereinen, Sammlungen, Veranstaltungen beteiligen sie sich, zum Teil mit erheblichen Summen. Wo der Berliner Mittelstand aus gutem und teilnehmendem Herzen seine bescheidenen Gaben, so weit er irgend vermag, hingiebt, da erscheint der reiche Bankier mit großen Summen. Er will an der Spitze stehen. Die Frauen der Haute finance sind in Sammlungen, in Vereinen, in den Bazars überaus thätig. Sie bilden in den Wohlthätigkeitsvereinen und den diesen angehörigen Anstalten einen schwerwiegenden Faktor.

Hiermit ist nicht gesagt, daß die Humanitäts-Richtung bei diesen Frauen eine lediglich auf das Äußere gerichtete sei.

Es mag wenige Frauen in Berlin gegeben haben und geben, die im reinen Wohlthun, in Herzengüte und in edler Einfachheit der Gesinnung der vor kurzem verstorbenen Geheimen Rätin Mendelssohn, einer Tante Felix Mendelssohns, gleich kämen; und diese Frau stand in ihrer Art, so vortrefflich sie war, nicht einzig da.

Wenn auch aus klar vorliegenden Gründen die Hofgesellschaft hierbei wesentlich mitwirkt, so mit vollen Händen und so unter persönlicher Mitwirkung kann dies naturgemäß nicht geschehen, wie dies in den bezeichneten Kreisen der Fall ist.

Vieles hiervon ist in der That wirklicher Teilnahme am Unglück, an traurigen Verhältnissen, an tiefgehenden gesellschaftlichen Schäden zuzuschreiben. Vieles aber auch setze ich auf das Konto der Eitelkeit, des Jagens nach dem Schein, des Drängens nach jenen Kreisen hin, an welche die Stellung des Gatten an sich nicht heranreicht und in welche eintreten zu können die Mittel mit freigebiger Hand gewährt werden.

Daß diese Kreise dennoch ziemlich abgeschlossen, in sich fest verbunden, fremden Bestandteilen nur äußerlich zugänglich bleiben, das kümmert jene im ganzen nur wenig. Glauben sie ihrerseits doch den weniger glücklich situierten Damen ihrer engeren Kreise in bevorzugter Stellung gegenüber zu stehen.

Daß die Häuser der Haute finance fürstlich montiert, ihre Weine wie ihre Tafel auserlesen sind, daß bei ihnen nach allen Seiten hin der höchste Luxus herrscht, dessen Berlin fähig ist, versteht sich von selbst.

Auch die Gesellschaft, die man hier trifft, ist eine zum Teil auserlesene.

Die Botschafter und Minister, die höchsten Würdenträger des Kaiserlichen Hofes und des Staats verkehren dort. Man findet die Gesandten aller Länder und deren Diplomatie, man findet die Spitzen der Kunst, der Litteratur, die Vertreter der Presse, Generale und Offiziere, alles in buntem Gemisch mit den ersten Vertretern der Kaufmannschaft und des Börsenverkehrs in lebendiger und wohlwollender Unterhaltung. Bei den Dinern herrscht fürstliche Pracht; die Soireen werden durch die Mitwirkung der ersten Künstler, die während der Gesellschaftszeit in Berlin wirken, zu hochinteressanten künstlerischen Unterhaltungen erhoben.

Und doch, — es sondern sich, wenn man mit sicherem Blick die feinen Unterscheidungszeichen zu erkennen weiß, gewisse Kreise von anderen ab. Es fehlt eben an vielen Stellen jenes Gefühl der Gleichberechtigung, das die einzelnen Teile zu einem Ganzen verbinden könnte.

Dabei darf man der feinen Bildung, welche in den Kreisen der Haute finance herrscht und die bei einigen der weiblichen Mitglieder derselben weit über das Niveau des Gewöhnlichen hinausgeht (ich nenne beispielsweise die Geh.-Rätin Sch.), volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn der Kreis der Betrachtungen auch nur selten in das rein ästhetische Gebiet übertritt. Eine besondere Neigung zu der Richtung, die man als blaustrümpfige bezeichnen könnte, ist wohl nur sehr ausnahmsweise vorhanden.

Man begegnet hier meistens einem Familienleben, das als mustergiltig bezeichnet werden kann.

Die Vorzüge sind in der Geld-Aristokratie, wenn man ein Resumé des Gesagten ziehen will, vorwiegend. Man kann dafür die Schwächen sehr wohl in diesen Häusern mit in den Kauf nehmen.

Daß grade in diesen Kreisen die antisemitische Hezerei den übelsten Eindruck gemacht hat, ist selbstverständlich.

Man hat es vielfach nicht begreifen können oder wollen, daß Fürst Bismarck ihr nicht von vorn herein durch ein ernstes und offenes Auftreten ein schnelles Ende gemacht hat, obschon doch die Staats-Regierung ihrer Zeit mit Nachdruck ihre Erklärung öffentlich abgegeben hatte. Man verlangt eben von dem allmächtigen Mann in der Wilhelmstraße alles, was andere, wenn auch noch so einflußreiche Personen nicht haben leisten können, und übersieht dabei, daß Herr Stöcker zwar ein sehr konservativer, dem Kaiser, dem Fürsten Bismarck und der Staats-Regierung sehr ergebener Herr, aber auch ein durchaus selbständiger Charakter

ist, der gerade in dem Punkte des Semitismus ein fertiges System in sich herumträgt, das er sich von niemandem absprechen oder beengen läßt. —

Man weiß genau, daß die höchsten Kreise und Personen in Berlin nicht entfernt der antisemitischen Richtung angehören und daß selbst die Parteigenossen dem Herrn Stöcker in den parlamentarischen Körperschaften keineswegs in übergroßer Anzahl auf diesem bedauerlichen Wege folgen.

Inzwischen scheint dieser bereits seinen Höhepunkt überschritten zu haben, und man darf diese Frage daher für jetzt auf sich beruhen lassen.

Wenn ich von ihr direkt auf den

Litterarischen Geist

Berlins übergehe, so geschieht dies nicht etwa, weil ein großer Teil der Litteratur-Welt dieser Stadt jüdischen Glaubens und ein Teil der Presse in semitischen Händen ist, sondern weil, nach den bereits vorstehend besprochenen verschiedenen Seiten und Stimmungen des Berliner Geistes dieser Teil meiner Erörterungen nachgerade seine Berechtigung fordert.

Es ist eine schwierige Sache, über den litterarischen Geist einer Weltstadt ein nur einigermaßen zutreffendes Urteil abzugeben, und ich bin entfernt davon, in den nachfolgenden Bemerkungen ein solches geben zu wollen.

Der Geist, der die große Stadt im allgemeinen bewegt, kann hier nicht hervortreten. Der litterarische Geist Berlins verbreitet sich über eine Menge von Spezialfächern, die unter einander grundverschieden, oft kaum noch Berührungspunkte mit einander haben und haben können.

Die Wissenschaft im engeren Sinne mit ihren Forschungen, ihren von Schritt zu Schritt fortschreitenden Entwicklungen, ihren dem ephemeren Erfolge in den für die Öffentlichkeit bestimmten Teilen der Presse völlig abgekehrten Wirken, zerfällt schon an sich in eine nicht geringe Anzahl einzelner Fächer. Theologie, Philosophie, Arzneikunde, Physik, Chemie, Pädagogik, Jurisprudenz und so vieles andere, alles dies bildet schon für sich ein so ungeheures Gebiet des Wissens und schriftstellerischer Thätigkeit, daß nur wenige im stande sein dürften, hieraus die Allgemeinheit eines Urteils über den beherrschenden Geist herzuleiten, wenn dieses Urteil über die Anerkennung des gemeinsamen Ernstes wissenschaftlicher Forschung hinausgehen sollte.

Abgesehen hiervon führt wiederum die Kunst in ihren zahlreichen Abstufungen, der Malerei, Skulptur und Architektur, der Musik, der Poesie und in dieser wieder die Litteratur der Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, der Feuilletons und Essais zu einer so individuellen Besonderheit der Betrachtungen, daß auch hier die Allgemeinheit der Anschauungen sich in Detail-Urteile auflöst und auflösen muß.

Endlich wird der Kritik ein nicht zu unterschätzender Anteil an der litterarischen Thätigkeit des Berliner Geistes zuerkannt werden müssen.

Kann man hier überhaupt noch von diesem, als von einem für das Urteil über die Reichshauptstadt maßgebenden sprechen?

Ich bin dieser Meinung nicht.

Wohl aber darf man anerkennen, daß sich in gewissen Kreisen Berlins eine bemerkbare Strömung nach der litterarisch ästhetischen Seite hin erkennbar macht.

Ich bin fern davon, behaupten zu wollen, daß in den Salons, in welchen die hierher gehörigen Kreise sich zusammenfinden, sich eine berufene Ästhetik geltend mache.

Im allgemeinen hat der ästhetisch gebildete Teil der Berliner Gesellschaft in seinen Anschauungen und Urteilen eine ernste, an Wissenschaftlichkeit grenzende Unterlage. Nicht das Sensationelle dieses Zweigs im öffentlichen Leben, sondern der innerste Kern desselben ist es, der hier interessiert, anregt, belebend wirkt.

Aber gerade in diesen, ich darf sagen besseren, Kreisen macht man nicht fait von der Ästhetik. Wo dies mit einer gewissen Ostentation geschieht, und man könnte die Salons genau bezeichnen, so wie man ja auch die Salons kennt, in denen der Wagnerianismus pur sang zuhause ist, da regiert die blaustrumpfige kokette Richtung der gebildeten und halbgebildeten Frauenwelt in einer Weise, welche von Oberflächlichkeit nicht allzu entfernt ist.

Im allgemeinen liebt man es, in solchen Kreisen sich an Autoritäten anzulehnen. Hier spielt der Litterat von Fach, auch wenn er den tonangebenden Schriftstellern bei weitem nicht angehört, die große Rolle; und leider wird ihm geglaubt.

Ohne Prüfung betet man nach, was er vorschwätzt; sein Urteil ist maßgebend für die Kreise, denen er angehört, und oft weit darüber hinaus.

Kann es da Wunder nehmen, daß solche Männer sich für die wirklich maßgebenden Autoritäten einer Stadt wie Berlin betrachten? Und doch sind sie es so ganz und gar nicht.

Der Gefahr, für solche Größen gehalten zu werden, würden am ehesten diejenigen Litteraten anheimfallen, die die Tageskritiken und feuilletonistischen Urteile der Theater täglich in mehr als zwanzig großen und mittleren Zeitungen ihrem Leserkreise vorführen. Unter diesen befinden sich Männer von nicht geringer Begabung. Mauthner, Blumenthal, Paul Lindau, Adami, Fontane und sehr viele andere, alle mehr oder weniger durch Fachkenntnisse, gründliche, wissenschaftliche und litterarische Bildung oder durch Esprit, Schärfe und Vielseitigkeit des Urteils hervorragend und unter einander doch so grundverschieden in ihrem Wirken und in ihrer Thätigkeit, stehen hoch genug, um den Geist der Berliner Kritik als einen solchen erscheinen zu lassen, der nach Wahrheit strebt, und das Schöne, Edle, Wahre, die Tiefe der Auffassung wie die reizvolle Form, das Pikante (im guten Sinne des Worts), die zündende Kraft der Darstellung mit vollem Bewußtsein zu fördern.

Hier spielt der Klatsch als solcher keine Rolle.

Eine oder die andere der genannten Personen mag ihre Stellung vielleicht hier und da, insbesondere in den Theaterkritiken überschätzen.

Im großen und ganzen darf man diesem Teile der Litteratenwelt Berlins

die Anerkennung großer Tüchtigkeit und einer gewissen Bedeutung für die Entwicklung der Ästhetik wie der Kunst nicht versagen.

Vornehme Charaktere geben diesem Teile der Belletristik Berlins einen nicht zu unterschätzenden Halt. Die Gefahr des Klifenwesens, dem die notwendige Gemeinschaft der Thätigkeit und Arbeit so leicht entgegenführen könnte, wird hier durch die Verschiedenheiten des Terrains, auf dem die Bewegung stattfindet, auf ein Minimum herabgedrückt.

Wir haben in der Kritik keinen Lessing, mindestens keinen, der als solcher anerkannt wäre; dazu spielt sich die Arbeit selbst und die diese bedingenden Impulse mit zu schneller Notwendigkeit ab. Aber am Talent, am Fleiß und an gediegenen Resultaten fehlt es nicht.

Wenn man auf die Bilder Fontanes aus den heimischen märkischen Gegenden, auf gewisse Betrachtungen Paul Lindaus, auf Dernburgs herrliche Korrespondenzen über die Reise des Kronprinzen nach Spanien, wenn man auf die früheren Romane Spielhagens einen prüfenden Blick wirft, wenn man daneben das in die Höhe wachsende Talent v. Wildenbruchs neben Blumenthals Lustspielen in das Auge faßt (ich spreche nur von Beispielen, die mir gerade nahe liegen, ohne diese als die für mein Urteil allein maßgebenden betrachten zu wollen), wenn man dabei den ungeheuren Kreis der gelehrten und Fachschriften in das Auge faßt, der sich täglich erweitert, so wird man meine Anschauung vielleicht als eine begründete erachten können.

Aus kleinerem setzt sich das Größere zusammen und aus den Personen der Kreis der Besonderheit, der wieder der Gesamtheit seinen Stempel leiht. Die Skarrifatur dieser Verhältnisse, wie ich sie oben bezeichnet habe, bildet die Ausnahme. Man darf anerkennen, daß Berlin (mindestens gesagt) keiner der großen Kulturstädte im Kreise litterarischer Thätigkeit nachsteht, wenn es auch keinen Zola zu stellen vermocht hat.

Ich habe vorhin das ominöse Wort „Klifenwesen“ ausgesprochen.

Dieser böse Auswuchs gesellschaftlicher Zustände ist freilich den litterarischen Kreisen nicht völlig fern geblieben. Wir sind in neuerer Zeit Erscheinungen begegnet, welche mit Recht auf derartiges schließen lassen.

Leider ist es gerade die Kunst, sind es die Fachwissenschaften, die zu derartigen Bemerkungen Veranlassung geben.

Wehe dem, der sich herausnehmen wollte, ein Bild von Böcklin, und sei es auch so kunstwidrig und unschön, wie der Centaur auf der diesjährigen Ausstellung, in dieser Weise zu charakterisieren. Eine ganze Flut von Fachgenossen in der Kritik würde sich in den Ring stellen, dessen Glieder die Ästhetik der Malerei gepachtet haben.

Ähnlich ist es mit der Musik. Totschweigen ist das Mindeste, Schonendste, was einem Urteil, einem Werke begegnen kann, das den laudläufigen oder durch die Parole festgestellten Zielpunkten der musikalischen Kritik nicht entspricht.

Der Kölner Klunzel, über den in der Hauptstadt der Rheinprovinz so viel geklagt wird, wiederholt sich in den Berliner Fachkreisen oft genug in mehr oder

weniger bemerkbarem Maße. Das alte Kasten- und Zunftwesen guckt noch oft genug gespenstisch in unsere neue Zeit herein.

Ich habe in Vorstehendem den Geist der Berliner zu skizzieren versucht; ich habe den politischen Geist, den der Diplomatie und des höheren Beamtentums, der mittleren Gesellschaftsklassen, der Aristokratie und des Militärs an dem wohlwollenden Leser vorüber geführt, habe mich mit den niederen Volksklassen und mit der Haute finance beschäftigt und habe die litterarischen und künstlerischen Kreise der Reichshauptstadt, letzteren freilich nur ganz nebenbei, berührt.

Wäre es notwendig gewesen, der Künstler besonders zu gedenken und unter diesen auch insbesondere der Musiker?

Ich glaube, es wird nützlich sein, dies zu vermeiden.

Wenn in den Kreisen der bildenden Künstler der Idealismus in gewissem Grade sich mit Recht der modernen Realistik zu nähern sucht, wenn in der Musik die klassische Richtung vor dem gewaltigen Anstürmen der neueren Richtung noch nicht zurückgewichen ist, ohne darum verknöchert zu sein, so darf man beiden Erscheinungen ein hochehrfreuliches Interesse entgegenbringen.

Sie schließen sich dem geschilderten allgemeinen Geiste der Berliner Bevölkerung an, die man nicht nach einzelnen Auswüchsen, nicht nach den „Buchholzens“ oder anderen spezifischen Erscheinungen, sondern nach ihrer Totalität beurteilen darf.

Wenn die realistische Richtung in der Bevölkerung auch ihre starke Vertretung hat und wenn die Anbetung des goldenen Kalbes keineswegs überall ausgeschlossen ist; überwiegend bleibt in allen Schichten des Volkes, die hier in Frage kommen können, die Idee des Ewigen, der Wille zum Besseren zu gelangen, das Streben zum Guten und möglichst Vollkommenen hin.

Daß der Berliner nicht vollkommen ist, wer wüßte das nicht! Daß sein Sarkasmus oft verkehrt, daß er nicht selten einer gewissen Überhebung fähig ist, wer wollte dies bestreiten?

Der Berliner Geist hat hiermit nichts zu schaffen.

Ich habe ihn vielleicht recht günstig beurteilt; aber ich glaube, gerecht gewesen zu sein. Die vielen abfälligen Urteile, die ich über die Einwohner der Reichshauptstadt, insbesondere im Süden Deutschlands, oft so schroff und hart habe aussprechen hören, waren ungerecht oder durch Einzelheiten veranlaßt, die nicht entscheidend sein konnten.

Die neuere Zeit hat hierin schon vieles geändert, gemildert, ausgeglichen.

Gewiß wird auch die Erkenntnis eigener Schwächen und Fehler in der Bevölkerung Berlins fortschreiten und das Urteil über den in ihr herrschenden Geist auch Fremden gegenüber mit größerem Wohlwollen erfüllen, als solches bisher bemerkbar gewesen ist.



Plaudereien in Wiener Meister-Ateliers.

II.

Bei den Bildhauern.

Die zahlreichen Monumental-Bauten, die in Wien unter der Regierung Kaiser Franz Josephs I. geschaffen wurden und in ihrer Gesamtheit eine neue Stadt bilden, welche die alte gleich einem glänzenden Gürtel umschließt, haben auch auf dem Gebiete der Plastik eine rege Thätigkeit ins Leben gerufen, die während dieser kurzen Bauperiode von kaum einem Vierteljahrhundert herrliche Blüten der Kunst getrieben hat. Ein Blick in die Wiener Bildhauer-Ateliers genügt, um zu zeigen, daß die wichtigsten Arbeiten, die sich dort in Ausführung befinden, teils zum plastischen Schmucke der neuentstandenen Kunstbauten selbst, teils zum Schmucke der großen Plätze, die durch diese gebildet werden, bestimmt sind.

Weit draußen vor dem kaiserlichen Lustschlosse Belvedere liegt das Gebäude der Spezialschule für höhere Bildhauerei, mit den Ateliers der diese Anstalt leitenden Professoren Kundmann und Zumbusch.

Ein junger talentvoller Schüler des ersteren, Hans Brandstetter, er bietet sich freundlichst zum Führer und geleitet uns durch die Säle, in denen er und seine Kollegen manch Anerkennenswertes schaffen, zu dem in einem geräumigen Hofgebäude liegenden Atelier des Meisters. Hier treffen wir Karl Kundmann an einer für ein Grabdenkmal bestimmten Christus-Statue arbeitend, das Bildwerk stellt den Heiland als Tröster dar; unendliche Milde liegt in den edlen Zügen, und mit der Rechten weist derselbe nach dem Himmel, ein besseres Jenseits verheißend. Unser Blick ruht bald auf dem Christuskopfe, bald auf dem des Künstlers, und dabei fällt uns in beiden eine gewisse Verwandtschaft auf. Es ist nicht zu leugnen, daß Meister Kundmann, dessen schlankte Gestalt ein schönes, von einem schwarzen Vollbarte und langem, schwarzem Haar umrahmtes Haupt trägt, aus dem ein paar sanfte, geistvolle Augen blicken, manche Ähnlichkeit mit den Christus-Bildern der italienischen Meister aufweist. An das Kunstwerk anknüpfend, welches er eben in Thon formt, lenkt sich unser Gespräch zunächst auf Tizian, dessen „Christus mit dem Zinsgroschen“ in einer guten Photographie, dem Künstler bei seinem Werke zum Vorwurfe dienen soll. Er hegt für dieses Bild eine besondere Vorliebe und erzählt, daß er in der Dresdener Galerie ganze Stunden in staunender Betrachtung vor demselben gewieilt. Insbesondere macht er uns auf den in den Händen Christi und des Pharisäers ausgeprägten Charakter aufmerksam. Eine Hand wie die des letzteren erinnere er sich nur einmal während seines Aufenthaltes in Rom an dem Wirte einer kleinen Osteria in der Campagna gefunden zu haben.

Die den Italienern so geläufige Sprache der Hände biete den im Süden lebenden Malern und Bildhauern reichlichen Stoff in dieser Richtung Studien zu machen, zu denen in Osterreich und Deutschland die Gelegenheit fast gänzlich fehle. Daher komme es, daß mitunter bei den Werken unserer Künstler die Hand-

bewegung etwas ganz Anderes ausdrücke als der Gedanke, der sich in den Gesichtszügen der darstellenden Gestalten ausprägte.

Wir sprachen dann von der Bildung der Augen in der Plastik, denen viele Künstler durch Vertiefung des Augensterne einen lebendigeren Charakter verleihen wollen. Kundmann läßt diese Auffassung im Genre und selbst bei biblischen Figuren gelten, will sie aber in der Antike nicht angewendet wissen. Dabei kam die Rede auf die moderne Kunst, deren mitunter allzu grell hervortretender Naturalismus dem Meister nicht behagt. Zu der Zeit, als er in Rom seine Studien machte, im Jahre 1865, waren unter den dortigen Bildhauern noch die Traditionen der klassischen Richtung lebendig. An den unsterblichen Kunstwerken der Griechen und Römer hat sich der Meister herangebildet; von den Kunstheroen des Cinquecento gilt ihm Michel Angelo als ein unerreichtes Genie. Mit Begeisterung sprach er von dessen David und rühmte an demselben insbesondere die Partien an dem Halse, den Schultern und der Brust als mustergiltig für alle Zeiten. Unter den italienischen Künstlern der Gegenwart kannte er den vor drei Jahren verstorbenen Dupré und stand mit Pio Fedi und Rivolta in persönlichem Verkehr; für ihre Werke hegt er eine große Verehrung. Vor seiner Romreise arbeitete Kundmann bei Hähnel in Dresden. Auf Grund seiner berühmten Gruppe „der barmherzige Samaritaner“ erhielt er einen Staatspreis zum Zwecke der Fortsetzung seiner Studien in Italien. Im Jahre 1872 ward der kaum 27jährige junge Mann zum Professor an der Akademie in seiner Vaterstadt Wien ernannt. Zu seinen bedeutendsten Werken zählt das im Stadtpark aufgestellte, in farrarischem Marmor ausgeführte Denkmal des Tondichters Schubert. Vor kurzem vollendete er die überlebensgroße Statue Grillparzers, für den Volksgarten bestimmt, welche den greisen Dichter im deutschen Rocke sitzend, in Gedanken vertieft niederblickend, mit einem Buche in der Hand darstellt, das Antlitz stark idealisiert. Von kolossalen Dimensionen ist das in Arbeit befindliche Tegetthoff-Monument, welches den großen Seehelden auf einer 72 Fuß hohen, an drei Stellen beiderseitig von Galeerenschwäbeln unterbrochenen Säule stehend darstellt. Die Säule erhebt sich von einem terrassenförmigen Unterbaue zwischen zwei mächtigen, den Kampf und den Sieg symbolisierenden Gruppen; die beiden Genien lenken je einen mit Seepferden bespannten römischen Triumphwagen; der Raum zwischen den beiden Wagen ist durch eine streng antik durchgeführte, riesige Waffentrophäe maskiert.

In dem ganzen Denkmale, welches von allem Konventionellen abweicht, tritt die klassische Richtung des Meisters scharf hervor. Das in allen Einzelheiten groß gedachte und stilvoll durchgeführte Monument wird in Erz gegossen und am Praterstern aufgestellt werden und eine der erhabensten Zierden der Stadt bilden. —

Wenn wir an der uns gestellten Aufgabe, Gespräche in Wiener Künstler-Ateliers wiederzugeben, streng festhalten wollten, so müßten wir an der Heimstätte des künstlerischen Schaffens von Professor Kaspar Zumbusch füglich vorübergehen, denn wiewohl uns der Meister mit großer Höflichkeit empfing und die begonnenen Arbeiten in seinem Privat-Atelier zeigte, schien er vielleicht gerade an jenem Tage nicht disponiert, sich in eine Konversation einzulassen. Damit soll

durchaus nicht gesagt sein, daß Zumbusch in seinem Wesen etwas Unfreundliches hat; die dem Norddeutschen eigene kühle Reserve mag sich ja bei dem häufigeren Verkehre leicht in ebenso warme Gemütlichkeit verwandeln, wie sie den eingeborenen Wiener Künstlern gegeben ist. Zumbusch, dessen bedeutender Kopf und geistvolles Auge unleugbar einen Zug von künstlerischer Genialität aufweist, stammt aus Erzebrag in Preußen und steht in den fünfziger Jahren; sein langer schwarzer Vollbart ist nur mit wenig Grau untermengt. Seine künstlerische Ausbildung fand er in München und Rom; seit 1873 wirkt er als Professor an der Wiener Akademie. Ich fand ihn an einer der zahlreichen zum Maria-Theresia-Denkmal gehörigen Figuren modellierend; ein Monument, über das man nicht mit Still-schweigen hinweggehen kann, wenn von dem Kunstleben Wiens die Rede ist. Die einzelnen Teile desselben werden in dem zweiten geräumigen Hofgebäude der höheren Bildhauerschule nach dem Modelle des Künstlers gearbeitet. Auf einem terrassenförmigen Unterbaue erhebt sich ein viereckiger, mit Säulen gezielter Sockel, und auf diesem gewahrt man die Kaiserin in einem Armstuhle sitzend, dessen Rückseite mit allen Länderwappen der Monarchie geziert ist; an den vier oberen Ecken des Sockels erheben sich Allegorien der vier Herrschertugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Macht und Stärke. Die vier Flächen des Sockels weisen Nischen auf, wo in Gruppen von je fünf lebensgroßen Figuren die auf die Staatsentwicklung Oesterreichs unter Maria Theresia bezug nehmenden wichtigsten Momente dargestellt werden; vor diesen Sockel-Flächen erheben sich auf eigenen Postamenten die Kolossalstatuen jener vier Männer, die auf die Reorganisation Oesterreichs in dieser Zeitperiode von entscheidendem Einflusse waren, u. z. Fürst Kaunitz, Feldmarschall Fürst Benzel Riechtenstein, von Swieten und Haugwitz; endlich sehen wir noch von den vier Ecken des Sockels ausströmend die vier riesigen Reiterstandbilder der damals berühmtesten Heerführer: Laudon, Daun, Rhevenhüller und Traun.

Wenn man bedenkt, daß die sitzende Gestalt der Kaiserin eine Höhe von mehr als 2 Metern besitzt, so kann man sich einen Begriff von dem großen Maßstabe machen, in welchem das ganze Monument ausgeführt ist, welches nicht der berühmten Regentin allein, sondern der durch ihre Regierungszeit bedingten Kulturepoche in ihren bedeutendsten Erscheinungen zur Verherrlichung dient. Das großartige, mehr als dreißig Figuren umfassende Werk hat der Künstler vor etwa zehn Jahren in Angriff genommen; seinem unermüdllichen Fleiße ist es zu danken, daß dasselbe nunmehr seiner Vollendung entgegengeht und daß sich bereits einzelne Teile im Gusse befinden. In ungefähr zwei Jahren dürfte das Monument vor dem äußeren Buraplaze zwischen den beiden Hofmuseen aufgestellt und enthüllt werden. Von den früheren Werken Zumbusch's ist das in Erz gegossene Beethoven-Denkmal eine der hervorragendsten Schöpfungen, worin die schwierige Aufgabe, den Genius der Kunst im Kampfe mit der verdüsterten und verbitterten Natur Beethovens darzustellen, durch den an den Felsen geschmiedeten, unter den Sieben des Weiers sich windenden Titanen Prometheus und die Göttin mit dem Siegeskranze, beide durch musizierende Kinder verbunden, glücklich gelöst erscheint. —

Wie Angeli der gefuchteste Maler für Porträtgemälde, ist Viktor Tilgner der beliebteste Bildner für Porträtbüsten. Sein Atelier befindet sich in einem Gartengebäude des fürstlich Schwarzenbergischen Parkes in der Heugasse. Hier gelangt man zunächst in einen Raum, in welchem Schüler und Gehilfen des Künstlers mit der Ausführung der zahlreichen Bestellungen beschäftigt sind, die demselben zu jeder Zeit reichlich zufließen und außer Porträtbüsten Figuren mannigfachster Art als plastischen Schmuck für die verschiedenen Baulichkeiten der Stadt umfassen. Die in diesem Atelier herrschende rege Betriebsamkeit bringt es mit sich, daß die bestellten Kunstwerke rasch ihrer Bestimmung zugeführt werden, so daß der Besucher jeweilig nur wenige derselben zu sehen bekommt. Zur Zeit, als ich Professor Tilgner besuchte, fanden sich in dem vorerwähnten Räume von hervorragenderen Werken nur die für das naturhistorische Museum bestimmte Kolossalbüste des Nordpolfahrers Weyprecht, dann vier überaus charakteristisch komponierte, für das neue Burgtheater bestimmte Figuren, wovon ein den Wiener Typus tragender Hanswurst auf die Entstehung des deutschen Dramas hindeutet, während eine Gestalt aus einem Shakespeareschen Stücke, Racines, „Phaedra“ und Calderons „Richter von Salamea“ die Entstehung des englischen, französischen und spanischen Dramas versinnlichen. Außerdem hat Tilgner kürzlich drei prächtige Brunnenfiguren geschaffen, wovon die eine für das kaiserliche Lustschloß in Lainz bestimmt ist, während die beiden anderen (Knaben auf einem Delphin) den Garten der kaiserlichen Villa in Ischl zieren. Eine für das Parlamentsgebäude bestimmte Statue Homers fand bei der letzten Ausstellung im Künstlerhause vielfache Anerkennung. Neben der eigentlichen Werkstätte künstlerischen Schaffens befindet sich ein elegant eingerichteter, mit Teppichen, Waffen, Standarten, kostbaren Stoffen, Bildern und Antiquitäten geschmückter Empfangssalon, von dem eine Treppe zu dem im ersten Stockwerke gelegenen Privat-Atelier des Künstlers führt. In dem Salon fiel mir die neueste Porträtbüste von Franz List, die Büste der Fürstin Carolath und die Büste eines Bischofs auf, welche letztere in den Gesichtszügen eine ausgesprochen naturalistische Auffassung zur Schau trägt. Umso seltsamer waren die Auseinandersetzungen Tilgners über den von ihm in der Kunst eingenommenen Standpunkt. „Wenn man mir vorhält, begann er, daß ich ein Naturalist sei, so ist dies gänzlich ungerechtfertigt. Ich bin nicht im Stande etwas nach der Natur zu schaffen. Ein Modell kann mich beim Arbeiten nur beirren, denn ich bilde das Kunstwerk so, wie es mir in festen Umrissen im Geiste vorschwebt; allerdings ist diese Arbeit eine doppelte, denn zuerst muß mir die Phantasie das Modell klar vor Augen stellen, und erst wenn ich dieses Bild vollkommen erfaßt und festgehalten, kann ich danach modellieren; eine Thätigkeit, die durch Anspannung aller Geisteskräfte auf die Dauer sehr ermüdet. So wenig ich selbst der naturalistischen Richtung huldige, so wenig kann ich mich mit derselben bei anderen befreunden, wiewohl dieser Zug die moderne Plastik, namentlich in Italien, stark durchweht.“ Ich erlaubte mir dann darauf hinzuweisen, daß es mir sowohl bei den anerkanntswerten Schülerarbeiten der Wiener Bildhauerschulen als auch in den Ateliers unserer Meister aufgefallen sei, so wenig Ge-

wicht auf Marmorarbeiten gelegt zu sehen, an denen in den italienischen Ateliers kein Mangel sei. — Darauf schien Professor Tilgner indes keinen großen Wert zu legen. „Ich selbst, sagte er, arbeite nicht in Marmor; man verdirbt sich dabei die Hand, und dann nimmt die Ausführung so viel Zeit in Anspruch, daß es bei den massenhaften Bestellungen gar nicht möglich wäre, allen Anforderungen gerecht zu werden. Auch werden die Arbeiten zu schlecht gezahlt, als daß man sich durch eine Sache allzulange absorbieren lassen könnte.“ — Wir kamen dann auf die Holzskulpturen zu sprechen, die insbesondere für eine Spezialität der Tiroler gelten. „Dieselben erheben sich, meinte der Professor, selten über das Handwerksmäßige, und die Kunstakademiker, welche ihre Laufbahn mit der Holzschnitzerei begonnen, können dieselbe bei ihren späteren, bedeutenderen Schöpfungen nie ganz verleugnen; dies sei auch bei seinem eigenen hochverehrten Lehrer Hans Gasser der Fall gewesen, wiewohl sich dieser in späteren Jahren eine hervorragende künstlerische Bildung angeeignet.“ Von den Schülern Tilgners hat sich Arthur Strasser durch seine bemalten ägyptischen Terrakottafiguren einen Namen gemacht. Das Verdienst tüchtige Schüler heranzubilden, lehnte der Professor ab; der Einfluß des Lehrers könne nur ein geringer sein und beschränke sich auf die Anleitung und Anregung zu künstlerischem Schaffen; der Erfolg sei schließlich doch nur dem Talent und Fleiße des Schülers zu danken, der sich oft unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen Bahn breche. — Bevor ich das Atelier verließ, hatte ich noch Gelegenheit Meister Tilgner bei der Arbeit zu sehen. Im Vorsaale modellirte einer seiner Schüler an dem Kopfe einer Kariatide. Der Professor machte sich nun daran das Werk zu korrigieren, wobei ich seine große Fertigkeit bewundern mußte; indes verschmähte er in diesem Falle nicht, häufig nach dem Modell stehenden Manne hinzublicken und einzelne Partien der Natur getreu nachzubilden. — Bevor wir von ihm scheiden, sei hier mit wenigen Strichen sein Porträt gezeichnet. Viktor Tilgner dürfte in den vierziger Jahren stehen, ist von mittlerer Größe, hat blondes Haar, eben solchen Schnurrbart, ein kleines Bärtchen unter der Unterlippe, hat sympathische, joviale Gesichtszüge, in denen ebenso wie in seiner Redeweise der gemüthliche Wiener zu Tage tritt. —

Bevor ich meine Wanderungen durch die Wiener Kunstheimstätten mit einem Interview bei dem lebenswürdigen und genialen Helmer abschließe, möchte ich die geneigten Leser noch auf das Atelier Rudolf Wehrs aufmerksam machen, welches ich wiederholt besuchte, ohne je so glücklich zu sein, den Künstler persönlich anzutreffen. Was ich von seinen Werken gesehen, dient zum großen Teil wie die Schöpfungen der früher genannten Meister der plastischen Ausschmückung unserer Monumentalbauten und kann dem bereits Beschriebenen, was die künstlerische Bedeutung betrifft, als ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Allgemeine Bewunderung erregte der im letzten Frühjahr im Künstlerhause ausgestellte Bacchuszug, welcher die Fassade des neuen Burgtheaters ziert und eine Fülle von harmonisch gruppierten Gestalten aufweist, die ein frischer Zug von Frohsinn und Lustbarkeit belebt. Im Atelier, das sich in einem Gartenhause in der Koloniegasse auf der Landstraße befindet, sind die für das Grillparzer-Denk-

mal bestimmten Reliefs zu sehen, welche Szenen aus den hervorragendsten Dramen des Dichters: aus der Ahnfrau, des Meeres und der Liebe Wellen und aus Sappho mit richtiger Empfindung und echt künstlerischer Auffassung zur Darstellung bringen. Wie mir einer der Schüler Professors Wehrs sagte, sollen dieselben in farrarischem Marmor ausgeführt werden. —

Edmund Hellmer, einer der jüngsten und, wie schon erwähnt, der genialsten Wiener Bildhauer, besitzt zwei Ateliers; das eine in der Akademie der bildenden Künste, an welcher er als Lehrer in der allgemeinen Bildhauerschule wirkt, das andere im Prater in dem Pavillon des Amateurs der einstigen Weltausstellung. Ich suchte ihn zunächst in ersterem auf, wo ich eine junge Dame, eine der wenigen Bildhauerinnen, mit der Modellierung einer Porträt-Büste beschäftigt fand. Während ich den Meister erwartete, hatte ich Muße den Entwurf seines Monumentes zur Befreiung Wiens von den Türken zu betrachten, welches im Stefansdome aufgestellt werden soll. Das architektonisch meisterhaft komponierte Denkmal ist im Renaissancestil u. z. in der Art Fischer von Erlachs ausgeführt. In der Mitte erhebt sich in einer von zwei korinthischen Säulenpaaren flankierten Nische das Reiterstandbild Rüdigers von Starhemberg, zu beiden Seiten von Soldaten und Repräsentanten der Wiener Bürger- und Studentenschaft umgeben, nach erfolgtem Entsatze ins Freie drängend. Über dem Haupte des Feldherrn schwebt die Siegesgöttin, die mit der Rechten die Fahne der Stadt-Verteidiger bekränzt und mit der Linken ein Kreuz emporhält. Zu beiden Seiten der Säulensockel stehen die Figuren des Bischofs Kolonik und des Bürgermeisters Liebenberg; über dem Architrav, der die Säulenpaare verbindet, stehen zur Rechten und Linken je zwei Feldherren, die sich um die Verteidigung und den Entsatz der Stadt verdient gemacht; der zwischen ihnen befindliche architektonische Abschluß des Denkmals ist mit dem österreichischen Adler und den Reichsinsignien ausgefüllt; darüber erhebt sich über einem Rundbogen die Mutter Gottes (Madonna victrix), der zu Füßen links Kaiser Leopold I., rechts Papst Innocenz XI. im Dankgebete knien. — Während ich noch die Einzelheiten des Entwurfes betrachtete, trat ein junger Mann zur Thür herein, dessen Auseres meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Blondes, wallendes Haar, blonder Vollbart, treuherzig blickende blaue Augen, von Gestalt eher klein als groß. Ich hielt ihn für einen Schüler des Professors, denn daß es letzterer selbst sein könne und daß der Schöpfer des Türkendenkmals vor mir stehe, hätte ich bei der Jugendlichkeit der Erscheinung unmöglich voraussetzen können. Allerdings hat Hellmer, der heute im 34. Lebensjahre steht, schon mit 18 Jahren das Interesse der Künstlerkreise auf sich zu lenken gewußt und das Staatspreisstipendium errungen. Dabei waren, wie er selbst sagte, die Mittel zur künstlerischen Ausbildung in jener Zeit, da er anfing zu lernen, überaus unvollkommen. Um seine Existenz zu fristen mußte er zu Arbeiten jeder Art greifen; bald zu einer für einen Kunstschüler bestimmten Bildhauerei, bald zu einem Ornament oder einer Figur, die ein Steinmetz gerade für ein Grabdenkmal benötigte. Hierbei verhielt er zwar, wie er mir gestand, manchen Stein- oder Marmorblock; doch eignete er sich sowohl die Holz- als die Marmortechnik praktisch an, wozu er ohne diese

notgedrungen auf den Erwerb gerichtete Thätigkeit nie gelangt wäre. Darum klagt auch Helmer darüber, daß den Schülern an der Akademie so wenig Gelegenheit geboten werde, sich in der Marmortechnik auszubilden. Weder in Oesterreich noch in Deutschland werde dieser Fertigkeit heutzutage ein genügendes Augenmerk zugewendet. Der Grund liege wohl zumeist darin, daß das Material zum Experimentieren zu kostspielig sei. In Italien, wo man den Marmor billiger haben könne, sei die Steintechnik unter den Bildhauern außerordentlich verbreitet, doch werde dieselbe leider vielfach handwerksmäßig betrieben und gerate durch die moderne naturalistische Richtung auf Abwege, indem man sich bemühe Gegenstände und Stoffe in Marmor nachzubilden, die sich im Steine absolut nicht wiedergeben lassen. — Für die Wiener Plastik sei die Überproduktion der letzten Jahre ein großer Nachteil. Während in früheren Zeiten die Bestellungen überaus spärlich flossen, sei infolge der nun rasch zu Ende zu führenden Monumentalbauten, sowie der von Privaten aufzuführenden Kunstbauten ein so massenhafter Bedarf, daß, wer von den Künstlern nicht mit großer Gewissenhaftigkeit arbeite, unwillkürlich zu einem Überhasten der Arbeit gedrängt werde. Während früher selbst hervorragende Meister nur sehr sporadisch dankenswerte Aufträge erhielten, würden heute Schülern, die kaum ausgebildet seien, Bestellungen zugewiesen, denen sie nicht gewachsen wären. — Im Hinblick auf das Denkmal für den Stefansdom erklärte mir Helmer, daß dasselbe entweder in Stein oder in Marmor, mit teilweiser Vergoldung der Renaissance-Ornamente ausgeführt werden solle. — In seinem Stadt-Atelier zeigte er mir außerdem zwei prachtvolle Fassaden-Gruppen für das neue Universitätsgebäude: die Universalwissenschaft mit der Philosophie und die theoretische nebst der angewendeten Religionswissenschaft (der Befeuerung), Gestalten von tiefem Ernste und wunderbarer Schönheit; außerdem die Skizze zu dem Monument für den verstorbenen Erbauer des Arlberg-Tunnels, Oberbaurat Lott. — Bei einem zweiten Besuche, den ich Helmer in seinem Atelier im Prater machte, sah ich die für die Haupt-Fassade des Parlamentsgebäudes bestimmte Giebelgruppe, ein Werk, bei welchem die schwierige Aufgabe der Darstellung eines wichtigen Momentes aus unserer jüngsten Geschichte in klassischem Geiste glücklich gelöst erscheint. „Kaiser Franz Joseph I. giebt seinen Völkern die Verfassung“; so lautete das Thema. Der Künstler stellte in die Mitte des Giebelfeldes die vor dem Turme aufgerichtete Gestalt des Monarchen, in antikem Gewande, den Herrschercharakter Jupiters an sich tragend. Zu beiden Seiten des Kaisers gruppieren sich huldigend je drei weibliche Gestalten, die Kronländer Salzburg, Niederösterreich und Oberösterreich und Böhmen mit Mähren und Schlesien. Wortführerin ist das zur Rechten stehende Niederösterreich, während Böhmen stolz den Herrscherstab erhebt; die sich den beiden anschließenden sitzenden Gruppen: einerseits Tirol mit Vorarlberg und Kärnten, nebst der hingestreckten Gestalt Krains; andererseits Galizien mit einem Knaben (Bukowina) und Steiermark, vor sich das Gesetzbuch, auf die liegende Frauengestalt Istrien blickend — diese beiden Gruppen besprechen das große Ereignis der Konstitution; ihren Abschluß finden sie durch zwei in den Giebelecken ausgestreckte Kindergestalten, welche die Grafschaft Görz

und die Stadt Triest darstellen. In allen diesen Figuren ist der streng klassische Stil festgehalten; wir sehen fast ausschließlich nur griechische Profile, in denen nur hier und da ein typischer Zug der betreffenden Nationalität leicht anflingt, wie z. B. bei Oberösterreich, Kärnten und Istrien. Die Gestalt Tirol ist wundervoll in der Gewandung und hat den Schild mit dem kaiserlichen Adler zur Seite. Die ganze Giebelgruppe ist unseres Erachtens nach eine der bedeutendsten Schöpfungen der modernen Plastik, und wenn wir bedenken, daß derselbe Künstler das hiervon so grundverschiedene und nicht minder hervorragende Monument für den Stefansdom schuf, so müssen wir ob der Vielseitigkeit seines Talenten staunen. Das Werk wird in Laas (Tiroler) Marmor ausgeführt werden und mit den anderen Denkmälern ein herrliches Zeugnis abgeben für die Blüte der plastischen Kunst in Wien während der Regierungszeit unseres kunstsinigen Monarchen. —
Kurt von Zela.



Wie schützt und wie heilt man das Gehör?

Von

A. Bürkner.

Es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, daß Ohrenkrankheiten nicht sehr häufig seien. Mit einer gewissen Verwunderung wird zuweilen die Frage geäußert, ob es für einen Arzt lohnend sein könne, sich ausschließlich mit Gehörleiden zu beschäftigen, oder ob in den Ohrenheilstalten denn wohl auch immer Kranke zu finden seien? Nun, wer da glaubt, es gebe nicht sehr viele Ohrenkranke, der befindet sich in einem großen Irrtum, denn es ist sicher, daß unter zehn Gehörorganen vier bis fünf irgend eine, oft freilich ganz geringfügige Abnormität aufweisen. Man muß nur nicht in den Fehler verfallen, wie das so häufig geschieht, die Krankheiten des Ohres mit einem Symptome, der Schwerhörigkeit, zu verwechseln; diese Begriffe decken sich keineswegs: durchaus nicht alle Ohrenleidenden sind schwerhörig. Wäre dies der Fall, gehörten überhaupt die Ohrenkrankheiten zu den auffallenden Leiden, so würde niemand ihre Häufigkeit bezweifeln, so würde auch der Pflege des in Rede stehenden Sinnesorganes mehr Beachtung geschenkt werden.

Die große Verbreitung der Krankheiten des Ohres erklärt sich sehr leicht durch die exponierte Lage des Organes. Liegt auch der eigentliche schallleitende Apparat, nämlich das Trommelfell mit den Gehörknöchelchen, — von dem tief in den Knochen eingebetteten nervösen oder schallempfindenden Teile, dem Labyrinth des Ohres, ganz zu schweigen — mehrere Zentimeter tief im Schädel verborgen, so können doch leicht von außen her, durch den Gehörgang, zahlreiche Schädlichkeiten denselben erreichen; wir brauchen nur an eindringendes Wasser, an kalten Luftzug, an zufällig oder durch Schuld des Patienten in den Gehör-

gang geratene Fremdkörper zu erinnern. Aber weit mehr Gefahren drohen dem Ohre von einer andern Seite, von der Nase und von dem Rachen her. Die hinter dem Trommelfelle gelegene Paukenhöhle steht nämlich durch einen engen Kanal, die Ohrtrompete, mit der Nase und mit dem Rachen in Verbindung, und alle diese Hohlräume, und mit ihnen das Trommelfell, welches die Paukenhöhle nach außen abschließt, sind mit einer und derselben höchst empfindlichen Schleimhaut bekleidet. Letztere ist dadurch in stande, krankhafte Zustände, z. B. die einfache Schwellung und vermehrte Schleimabsonderung unsres gewöhnlichen Schnupfens, auf das Ohr fortzuleiten, wo dieselben so intensiv werden können, daß man sie oft kaum auf jene harmlose Ursache zurückzuführen geneigt ist.

Bedenkt man nun noch, daß das Gehörorgan wie jeder andre Körperteil unter dem Einflusse des Blutkreislaufes und des Nervensystemes steht, also auch dadurch sehr verschiedenen Bedingungen unterworfen ist, so kann man die Empfänglichkeit desselben für Krankheiten ermessen.

Es ist klar, daß ein Organ, zumal ein hervorragend wichtiges Sinnesorgan, welches so vielen Schädlichkeiten ausgesetzt ist, sorgsamer Hut und Pflege bedarf. Eine große Zahl von Krankheiten lassen sich durch geeignete Vorichtsmaßregeln verhüten oder abschwächen, und zwar gerade solche Leiden, welche bei fehlender oder ungenügender Rücksichtnahme die übelsten Folgen nach sich ziehen können.

In erster Linie haben wir unser Augenmerk auf die sogenannten Erkältungsfrankheiten zu richten, denen das Ohr ganz besonders ausgesetzt ist. Es genügt oft nur ein einziger kalter Luftstrom, welcher das Ohr trifft, ein einziger Tropfen kühlen Wassers, welcher tief in den Gehörgang eindringt, um äußerst heftige Entzündungen hervorzurufen. Dies sind alltäglich zu beobachtende Thatsachen, welche beweisen, wie unrecht die moderne Heilkunde thut, wenn sie bestrebt ist, die „Erkältung“ — einen freilich nicht genügend aufgeklärten Vorgang — aus der Liste der Krankheitsursachen gänzlich zu streichen.

Es empfiehlt sich daher, namentlich bei empfindlichen und vollends bei ohrenkranken Personen, das Ohr gegen die Einwirkung der Kälte, besonders gegen rasch eintretende Temperaturerniedrigung zu schützen, sei es durch die Vermeidung der Schädlichkeit überhaupt, oder, wenn man sich dieser aussetzen gezwungen ist, durch Verstopfen der Gehörgänge mit Watte oder durch Umbinden eines leichten Tuches. Beim Fahren im offenen Wagen, bei kaltem Winde oder im Eisenbahnkoupee bei geöffnetem Fenster, ferner auch, wenn man sich nach einem erhitzenden Marsche, etwa auf der Höhe eines Berges, kühler, bewegter Luft aussetzen will, ist es dringend zu raten, diese einfache Vorichtsmaßregel in Anwendung zu bringen. Aber freilich darf die Angstlichkeit auch nicht so weit gehen, daß sie in Verweichlichung ausartet, daß bei der entferntesten Möglichkeit einer sich einstellenden Zugluft oder gar, daß unausgesetzt die Ohren mit wahren Ballen von Watte fest verstopft werden, — das Allzuviel ist hier wie überall nicht gut, das Gehör leidet unter der luftdichten Verschließung, und wehe, wenn der an Watte Gewöhnte den schützenden Bausch ein-

mal zur unrechten Zeit vergessen hat: das verweichlichte Organ wird der geringsten Abkühlung nicht zu widerstehen vermögen!

Beim Baden in kaltem Wasser ist das Verschließen des Ohres mit Watte sehr empfehlenswert; alljährlich entstehen während der Badesaison viele Fälle hartnäckiger Ohrentzündungen, welche durch die Ausschließung des kalten Wassers aus dem Gehörgange zum größten Teile zu vermeiden wären. Zu warnen ist auch vor dem langsamen Tauchen; taucht man rasch unter und bleibt man nur kurze Zeit unter Wasser, so wird meist die im Gehörgang befindliche Luft gar nicht verdrängt, so kann also auch kein Wasser in denselben einfließen; wenn man jedoch langsam den Kopf unter die Oberfläche des Wassers sinken läßt, so verdrängt das letztere die Luft aus dem Gehörgange und dringt mit Leichtigkeit bis zum Trommelfelle vor. Man kann sich durch rasches oder langsames Eintauchen einer Glasröhre oder enghalsigen Flasche in Wasser überzeugen, daß das vom Gehörgange Gesagte auf physikalischen Thatsachen beruht.

Als eine für die Pflege des Gehörs unumgängliche Manipulation erscheint es vielen Menschen, sich jeder Ansammlung von Ohrenschmalz um jeden Preis zu entledigen. Manche Mutter quält in der besten Absicht ihre Kinder zu diesem Zwecke mit der beliebten Haarnadel, mancher Erwachsene bohrt tagtäglich mit Ohrlöffeln, Federhaltern, Stricknadeln und andren Instrumenten in seinen Gehörgängen. Bei diesen Operationen kommt es nicht selten zu schmerzhaften Schwellungen des Gehörganges oder zu bedenklichen Verletzungen des Trommelfells, oder es wird auch mitunter das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges erreicht: durch das im Dunkeln tappende Werkzeug wird das Ohrenschmalz gerade zusammengeschoben und füllt dann den Ohrkanal so aus, daß eine beträchtliche Gehörsabnahme eintreten kann. Auch ist es nicht zu übersehen, daß gelegentlich der Reinigung mit den Instrumenten sehr leicht krankheitserregende Stoffe, Pilzkeime oder Bakterien, in das Ohr geraten und dort bösartige Leiden hervorbringen können. Es würde mithin vor dem Ausräumen des Ohres zu warnen sein, selbst wenn dasselbe in der That so notwendig wäre, wie viele Menschen glauben. Nun ist es aber meist gar nicht häufig erforderlich, das Ohrenschmalz zu beseitigen, und niemals sollte man mehr davon entfernen, als bei der Befichtigung ohne Weiteres ins Auge fällt; auch sollte man nie harte oder gar spitze Gegenstände dazu verwenden, sondern am besten ein Schwämmchen oder einen befeuchteten Wattebausch. Bei sehr starker Ohrenschmalzabsonderung, wie sie zuweilen krankhafter Weise vorkommt, empfiehlt sich die Beseitigung durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser. Niemals aber ist es gestattet, die Ohren mit kaltem Wasser auszuspitzen, wie es unbegreiflicher Weise selbst von Ärzten hier und da geschieht; es können die schwersten Krankheiten dadurch entstehen. In der Regel scheidet sich übrigens um so weniger Ohrenschmalz aus, je weniger die Drüsen, welche es liefern, gereizt werden; schon deshalb sollte man das Bohren im Gehörgange vermeiden.

Ein durchaus nicht unwesentlicher Punkt wird bei der Pflege des Ohres leider noch sehr häufig außer acht gelassen: nämlich die Gefahr einer Überreizung

des Gehörsinnes. Wie jedes andre Organ verträgt selbstverständlich auch das Ohr nur eine gewisse Stärke und Dauer der Erregung, das Ohr ermüdet bei starker Anspannung und leidet, wenn es dann noch mehr in Anspruch genommen wird. Es sollte deshalb darauf gehalten werden, daß das Organ nicht zu lange und nicht zu intensiv in Thätigkeit bleibt.

Ein jeder kennt ja die lästige, oft gradezu schmerzhaft e Einwirkung lauter, schriller Geräusche, wie z. B. des Pfiffes einer Lokomotive, welcher letztere im Ohre eine so bedeutende Erschütterung erzeugen kann, daß augenblicklich eine Ertaubung, wenn auch vielleicht nur für einige Töne, eintritt.¹⁾ Aber nicht allein so intensive Reize sind dem Ohre schädlich, oft kann man ja an sich selbst die Wahrnehmung machen, daß nach gespanntem Lauschen, etwa beim mühsamen Anhören einer leise gesprochenen Predigt, bei dem Bestreben, ferne Musik zu erkennen, oder auch nach einem sehr langen Konzerte, eine auffallende Unempfindlichkeit oder im Gegenteil eine krankhafte Reizbarkeit des Gehöres sich einstellt.

Wohin die Überreizung des Ohres führt, geht aus der Thatsache hervor, daß fast alle Menschen, welche dauernd in geräuschvoller Umgebung beschäftigt sind, die Schlosser, Schmiede, Müller, besonders aber das Fahrpersonal der Eisenbahnen und unter diesem in erster Linie die Lokomotivführer und Heizer, welche nebenher noch andren Schädlichkeiten ausgesetzt sind, im Laufe der Jahre schwerhörig werden. Die Ermüdung des Ohres darf also niemals übertrieben werden; das Ohr will wie jeder andre Körperteil seine Ruhe haben, sonst versagt es den Dienst.

Gewiß wäre es überflüssig, hier darauf aufmerksam zu machen, daß, wer sich die Pflege des Ohres angelegen sein lassen will, das Organ vor Verletzungen schützen muß. Allein es kann den Eltern und Lehrern nicht oft und eindringlich genug eingeschärft werden, daß das Ohr ein sehr ungeeigneter Ort für körperliche Züchtigungen ist. Es bedarf durchaus keines heftigen Schlages, sondern es ist nur eine plötzliche luftdichte Abschließung des Ohres, wie sie bei „gutfißenden“ Ohrseigen eintritt, erforderlich, um das nur ein zehntel Millimeter dicke Trommelfell zum Bersten zu bringen. Nun ist zwar keineswegs mit einer Verletzung dieses Häutchens, wie so oft angenommen wird, das Gehör verschwunden, allein eine merkliche Herabsetzung der Hörfähigkeit pflegt dabei einzutreten und, was das Wichtigste ist, die Gefahr tiefgreifender, selbst das Leben bedrohender Erkrankungen ist bei offengelegter Paukenhöhle sehr groß. Die Folgezustände einer Trommelfellzerreißung führen gar nicht selten zur Taubheit.

Ganz besondre Beachtung ist dem Ohre bei Personen zuzuwenden, die an solchen Krankheiten leiden, welche erfahrungsgemäß leicht das Gehörorgan in Mitleidenschaft ziehn. Es sind dies vor allem die Masern, das Scharlachfieber, die Diphtherie und der Keuchhusten. Man kann, wenn man bei solchen Patienten frühzeitig das Ergriffensein des Ohres bemerkt, besonders beim

¹⁾ So hat einer untrer gefeiertsten Viederkomponisten, Robert Franz, das Unglück gehabt, infolge eines Lokomotivpiffes sein Gehör einzubüßen.

Scharlachfieber, sehr böartige Krankheiten, die gar häufig zur Ertaubung, ja bei kleinen Kindern zu Taubstummheit führen, wesentlich in ihrer verderbenbringenden Entwicklung aufhalten, indem man der Kunst des Arztes die Gelegenheit giebt, im Anfangsstadium einzugreifen. Der leiseste Ohrschmerz, den der Kranke äußert, sei es bewußt oder unbewußt, etwa im Fieber durch Greifen nach dem Ohre, Reiben des Kopfes auf dem Kissen oder überhaupt durch eine auffallende Unruhe, sollte zu einer Untersuchung des Ohres Veranlassung geben. Auch sollte die Schwerhörigkeit solcher Patienten niemals, wie es oft geschieht, ohne weiteres dem Fieber oder den dagegen angewandten Mitteln (Chinin, Salizylsäure) zur Last gelegt, sondern einer eingehenden Prüfung bezüglich ihrer Herkunft gewürdigt werden.

Neben diesen ansteckenden Kinderkrankheiten geben sehr häufig akute und chronische Katarrhe der Nase und des Rachens, wie sie mit Vorliebe skrophulöse Kinder befallen, Veranlassung zu Ohrleiden, indem auf dem oben beschriebenen Wege die Entzündung, der Schleimhaut folgend, auf das Gehörorgan übergeht. Auch hier kann die frühzeitige Beachtung der Symptome von Seiten des Ohres, namentlich der Schwerhörigkeit, welche in chronischen Fällen sogar Jahre lang mit Unaufmerksamkeit verwechselt wird, üble Folgen abwenden, wenn sofort eine kunstgerechte Behandlung eingeleitet wird.

Eine große Reihe von Ohrleiden, und zwar gerade auch von solchen, welche durch die erwähnten Krankheiten hervorgerufen werden, sind mit einer eitrigen Absonderung, einem sogenannten Ohrenflusse, verbunden.

Es ist merkwürdig, wie häufig gerade dieses Symptom vernachlässigt wird, während, wie bemerkt, gegen das normaler Weise im Gehörgang befindliche, Ohrenschmalz mit allen erdenklichen Mitteln zu Felde gezogen wird. Und doch kommt gerade dem Ohrenflusse, von seiner Lästigkeit für den Kranken und seine Umgebung ganz abgesehen, eine sehr ernste Bedeutung zu, weil die mit Eiterung einhergehenden Entzündungsformen der Schleimhaut tiefgreifende Zerstörungen des Organes zu bewirken pflegen, weil sie sogar nicht selten infolge der Fortleitung der Eiterung auf das Gehirn oder durch andere üble Zufälle tödlich verlaufen. Diese Gefahr ist keineswegs zu unterschätzen, und gewiß ist die übliche Bestimmung der Lebensversicherungsgesellschaften berechtigt, daß solche, welche an Ohrenfluß leiden oder gelitten haben, nur unter erschwerenden Bedingungen oder gar nicht zur Versicherung zugelassen werden sollen.

Wer an einer Ohreneiterung leidet, muß stets einen Sachkundigen möglichst bald zu Räte ziehen; Eltern, welche — etwa veranlaßt durch das Ammenmärchen, daß der Ohrenfluß gesund sei, weil er schlechte Säfte dem Körper entführe oder weil er eine Gehirnerkrankung verhindere, — ihre Kinder monate- und jahrelang mit einem Ohrenfluß umhertlaufen lassen, handeln höchst unklug; Ärzte, welche der eitrigen Absonderung keine Beachtung schenken, machen sich einer unverzeihlichen Gewissenlosigkeit schuldig.

So viel über den Schutz des Ohres vor Krankheiten. Was nun die Heilung der Ohrleiden betrifft, so kann es nicht unsre Aufgabe sein, eine An-

leitung zur Selbstbehandlung zu geben; es ist vielmehr als oberster Grundsatz unbedingt festzuhalten, daß in jedem Falle die Verordnung der einzuschlagenden Mittel von dem sachverständigen Arzte einzuholen ist. Es sollen hier nur die hauptsächlichsten Heilmethoden angegeben werden, deren Ausführung dem Patienten unter Umständen vom Arzte überlassen werden kann und in vielen Fällen sogar überlassen werden muß.

Wir haben schon oben gesehen, daß Ansammlungen von Ohrenschmalz, wenn sie einen das Gehör beeinträchtigenden Umfang erreichen, am besten durch Ausspritzen mit lauwarmem Wasser entfernt werden. Der Spritze oder des Irrigators bedient man sich auch am besten, wenn es sich etwa um die Beseitigung eines Fremdkörpers handelt. Kinder — oft recht alte — stecken ja die verschiedensten Gegenstände in das Ohr; die meisten derselben sind leicht durch den Wasserstrahl herauszubefördern, und jedenfalls darf der Laie durchaus kein anderes Mittel versuchen, denn nur zu leicht wird bei den Bestrebungen Unberufener der an sich ganz harmlose Gegenstand tiefer in den Gehörgang gestoßen und kann dort, namentlich auch, indem er das Trommelfell durchbohrt, die gefährlichsten, mitunter tödliche Krankheiten hervorrufen. Auch das Ausspritzen sollte stets, wo es möglich ist, dem Arzte überlassen werden, und da meist im Verzuge durchaus keine Gefahr ist, da ein Fremdkörper, wenigstens ein lebloser, wochen- und jahrelang ohne den geringsten Nachteil im Ohre verbleiben kann, wird es an Gelegenheit dazu kaum je mangeln.

Die Spritze findet auch ihre Anwendung bei der Behandlung der Ohreiterung. Hier setzt man dem lauwarmen Wasser einen desinfizierenden Stoff, welchen in jedem Falle der Arzt zu bestimmen hat, zu. Die in neuerer Zeit beliebt gewordene Reinigung des Ohres auf trockenem Wege mit Hilfe von Watte ist für die Laienbehandlung ganz zu verwerfen.

Außer der Entfernung des angesammelten Eiters aus dem Ohre kommt es stets auch darauf an, die Eiterbildung zu beschränken, was durch Einträufelungen von zusammenziehenden, desinfizierenden, ätzenden Mitteln zu bewirken ist. Auch diese „Ohrtropfen“ müssen stets vor dem Gebrauche erwärmt werden. Bequemer ist es, pulverförmige Medikamente durch Einblasen zu applizieren, doch ist deren Anwendbarkeit eine weit beschränktere als die der flüssigen Mittel.

Eine fernere sehr häufig verordnete Behandlungsmethode, welche nicht unbedingt der Arzt ausführen, wohl aber stets verordnen muß, besteht in Luftpfeisungen; dieselben werden durch die Nase und die Ohrtrompete in die Paukenhöhle gerichtet, um Spannungsanomalien des Trommelfells und andre Unregelmäßigkeiten zu beseitigen. Ihre Heilkraft ist oft geradezu überraschend: sehr viele Fälle von Schwerhörigkeit, zumal bei Kindern, lassen sich auf diese Weise in kurzer Zeit vollständig heilen, und es ist ein großer Vorteil, daß das Mittel in seiner Anwendung überaus einfach ist. Der zur Ausführung der „Luftdouche“ erforderliche Apparat besteht in einem etwa faustgroßen, birnförmigen Gummiballon, welcher an der Spitze ein Stück Gummischlauch mit einem Aufsatzstücke für die Nase trägt. Beim Gebrauche führt der Patient das letztere in ein Nasenloch ein, drückt die

Nase mit der einen Hand luftdicht zusammen und komprimiert, während er eine kleine vorher in den Mund genommene Menge Wassers schluckt (oder — nach einer andren Methode — laut „a“ schreit), den Ballon kräftig mit der andern Hand. So wird die in der Nase verdichtete Luft durch die sich beim Schlucken (oder beim Intonieren von „a“) öffnende Ohrtrumpete in das Ohr gedrängt.

So wirksam die Luftdouche auch ist, so muß sie doch in vielen Fällen durch eine Allgemeinbehandlung, etwa durch Eoolbäder und andere Badekuren, durch innerlichen Gebrauch verschiedener Mittel, oder besonders auch durch eine örtliche Behandlung der Nase und des Rachens, wie Luftdouche, Gurgelungen, unterstützt werden.

Noch ein wichtiges, sehr gefürchtetes Symptom haben wir zu besprechen: die Ohrenschmerzen; denn hier kann oft das Eingreifen von Laien erwünscht sein. Ein altes, auch von Ärzten mit Vorliebe verordnetes Mittel besteht in Bähungen des Ohres mit heißen Dämpfen; doch ist dieses Hausmittel zu verwerfen, denn, wenn es auch unleugbar nicht selten Linderung verschafft, so leidet doch sehr leicht das Trommelfell unter der feuchten Hitze. Viel weniger bedenklich ist das Eingießen von lauwarrem Wasser in den Gehörgang oder, wenn man will, von lauwarrem Kamillenthee. Das Ohr kann vollständig damit angefüllt werden, und in der Regel wird bei längerer Einwirkung der Erfolg sich einstellen. Narkotische Mittel dürfen nie ohne Verordnung eingeträufelt werden, ebenso wenig reizende Medikamente. Selten hingegen wird man einen Fehlgriff thun, wenn man bei heftigen Ohrschmerzen kalte Umschläge auf die Umgebung des Ohres appliziert; aber man hat dabei sorgfältig zu vermeiden, daß kaltes Wasser oder gar Eis in den Gehörgang gerate.

Bei dieser Gelegenheit sei noch vor der Unsitte gewarnt, „schmerzstillende“ Mittel zur Linderung von Zahnschmerzen in das Ohr zu träufeln oder auf Watte darin liegen zu lassen; es werden dadurch, z. B. durch Eau de Cologne sehr häufig ungemein schmerzhafto Entzündungen des Gehörgangs erzeugt, — ein übler Tausch für die Zahnschmerzen, welche in den meisten Fällen doch wohl nicht vom Ohre aus beseitigt werden.

Wir können unsre skizzenhafte Schilderung der Pflege und Heilung des Ohres nicht schließen, ohne auf eine Thorheit hinzuweisen, welche gerade von Ohrenkranken oft begangen wird, und die in dem Gebrauche von Geheimmitteln liegt. Man sollte meinen, ein denkender Mensch müßte von vornherein von der Schwundelhaftigkeit solcher Medikamente, welche meist für einen enormen Preis verkauft werden, überzeugt sein, wenn er liest, gegen wie verschiedene Symptome und Arten von Ohrenkrankheiten dieselben unfehlbar helfen sollen. Aber es ist eine beschämende Thatsache, die durch die Massenhaftigkeit der Anpreisungen gerade von Geheimmitteln gegen Schwerhörigkeit erhärtet wird, daß auch urteilsfähige Leute sich häufig genug der Gehöröle, Pillen und Pulver bedienen, welche im besten Falle unschädlich sind, oft aber auch geradezu nachteilige Wirkungen haben und den Zustand des Ohrenleidenden direkt verschlimmern.

Der Schwindel mit Gehörölen und andern Geheimmitteln für das Ohr würde sich nicht so breit machen können, wenn die Menschen gewohnt wären, ihrem Ohre eine vernünftige Pflege angedeihen zu lassen, und wenn jeder eine etwa sich einstellende Ohrkrankheit rechtzeitig beachten und sofort der Behandlung eines erfahrenen Arztes anvertrauen würde.



Über Blumenpflege im Winter.

Von
Georg Klebs.

Der Sommer ist vorüber, hin und wieder treten schon Nachtfröste ein, die Pracht der Blumen, ihr Duft, ihre prangenden Farben verschwinden nach und nach in dem herbstlichen Garten, die herrlichen hochgewachsenen Blattpflanzen, vom Froste geknickt, verwelken, verfaulen. Mehr und mehr zieht sich der Mensch in seine Häuslichkeit zurück, bestrebt diese zu einem freundlichen, gemüthlichen Heim umzugestalten und um so reger, je stärker Sturm und Regen draußen den nahenden Winter verkünden.

Doch der prächtigste Raum erscheint fahl und nüchtern, wenn die Blumen darin fehlen; erst das saftige, frische Grün der Blätter, die bunten Farben der Blüten bringen den Geist wahrer Wohlichkeit hinein und zaubern zugleich die belebende Ahnung des wiederkommenden Frühlings in das Menschenherz. Schwieriger allerdings im Winter als im Sommer ist die Zucht der Blumen, doch nicht derartig, daß nicht eine kleine Mühe genüge, sie zu freudigem Gedeihen zu bringen. Eine Hauptschwierigkeit der Winterkultur liegt in dem Lichtmangel. Denn die Pflanzen sind sonnenliebende Wesen, sie brauchen zu ihrem Leben notwendig Licht, weil in ihm allein sie fähig sind, sich zu ernähren. Nur das Sonnenlicht giebt den grünen Blättern die Kraft die in der Luft in so geringer Menge vorhandene Kohlensäure aufzufangen, sie derart chemisch zu zersetzen, daß in ihnen neue organische Verbindungen, wie Zucker, Stärke u. entstehen, welche von der Pflanze für ihre Lebenszwecke weiter verarbeitet werden. Auf dieser Aufnahme und Zersetzung der Kohlensäure, in Folge deren auch Sauerstoff von der Pflanze ausgeschieden wird, beruht die reinigende Wirkung der Gewächse auf die Zimmerluft, weil es die Anhäufung der Kohlensäure ist, welche die Luft verschlechtert, vergiftet. Je mehr Licht die Pflanze trifft, je blattreicher dieselbe ist, um so stärker ist die Kohlensäureaufnahme, weshalb die großen, laubreichen Blattpflanzen am meisten luftreinigend wirken. Aber auch nach einer andern Hinsicht spielt das Licht für das Pflanzenleben eine wichtige Rolle; es verzögert das Längenwachstum, welches bei der Pflanze vorzugsweise während der Nacht vor sich geht. Bei dem Lichtmangel auch am Tage im Winter, andererseits in Folge der starken

Zimmervärme wächst die Pflanze zu stark in die Länge. Da nun die entsprechende Nahrungszufuhr wegen der beschränkten Ernährung an den kurzen, trüben Tagen nicht genügend geliefert wird, schießt die Pflanze in die Höhe, dabei schwächlich und kraftlos werdend. Daher kommt es so sehr darauf an, das Tageslicht im Winter möglichst voll und ganz auf die Pflanze wirken, sie in nächste Nähe der Fenster bringen und nicht in dunkeln Ecken herumstoßen zu lassen.

Ebenso notwendig wie das Licht ist auch die Wärme für das Pflanzenleben. Allerdings läßt sich letztere mehr durch künstliche Mittel ersetzen, aber auch damit sind Schwierigkeiten verbunden. Denn es ist wesentlich zu beachten, daß die großen Temperaturschwankungen zu vermeiden sind, nach der Hitze am Tage die starke Abkühlung während der Nacht beschränkt werden muß, indem man z. B. auch die Pflanzen vom Fenster in die Nähe des Ofens setzt. Erschwerend für eine gute Kultur ist ferner der Mangel an frischer Luft im Winter. Die Pflanzen reinigen wohl am hellen Tage schlechte Luft bis zu einem gewissen Grade; aber es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß sie gegen einen ständigen Aufenthalt in dumpfer Stubenluft unempfindlich wären. Die Pflanzen sind genau so wie die Tiere, die Menschen, im hohen Grade luftbedürftig, sie müssen in gleicher Weise fortwährend Tag und Nacht Sauerstoff einatmen, weil er allein den organischen Wesen die Betriebskraft für die meisten ihrer Lebensfunktionen liefert. Die Lüftung der Zimmer im Winter ist daher durchaus notwendig, sei es, daß man die Zeit wahrnimmt, wo draußen die Temperatur höher ist, sei es, daß man an kalten Tagen die Pflanzen während des Einströmens der kalten Luft schützt.

Vielleicht der schwierigste Punkt inbetreff der Blumenkultur im allgemeinen und während des Winters im besonderen ist die richtige Art und Weise des Begießens; denn nach dieser Richtung hin wird viel gesündigt. Allerdings lassen sich Regeln, welche allgemeine Gültigkeit beanspruchen, wegen der großen individuellen wie spezifischen Verschiedenheiten der Pflanzen nicht geben. Hier muß jeder Blumenfreund selbständig seine Lieblinge beobachten, nicht gedankenlos jeden Morgen ein beliebiges Quantum jedweden Topfe zuerteilen, sondern die Menge nach Maßgabe des Bedürfnisses bestimmen, indem man bei jedem nachsieht, ob die Erde auch wirklich trocken ist. Die Pflanzen brauchen im Winter nicht so viel Feuchtigkeit wie im Sommer, weil sie infolge der geringeren Beleuchtung, der beschränkteren Luftbewegung in meist geschlossenen Zimmern viel weniger verdunsten. Nichts ist aber dem Wurzelsystem der meisten Pflanzen so schädlich wie ein längere Zeit stets durchnäßt gehaltener Boden. Denn in einem solchen ist die Luft durch Wasser verdrängt, und die Wurzeln, besonders die jüngeren, lebhaft wachsenden und thätigen Teile brauchen zur Erfüllung ihrer Funktionen ebenfalls Luft, sonst fränkeln sie und verfaulen. Die Pflanzenwurzeln besitzen eine staunenswerte Fähigkeit selbst aus anscheinend ganz trockenem Boden die Feuchtigkeit zu entziehen, sie halten im Notfall etwas Trockenheit besser aus als zu große Nässe. Ausnahmen giebt es natürlich auch hiervon; solche bilden die Sumpf- und Wasserpflanzen, wie z. B. die sehr beliebte Calla, welche stets feucht zu halten ist. Sehr zu beachten ist, daß das Wasser, mit dem man begießt,

weich, kalkarm ist und ungefähr die Temperatur des Zimmers besitzt. Ungemein erfrischend und wohlthwend wirkt auf die Zimmerpflanzen ein Bespritzen mit feiner Brause oder mit dem Drosophor, schon deshalb, weil dadurch die Pflanzen von dem schädlichen Staube gereinigt werden; statt dessen ist auch ein Abwaschen der Blätter mit einem feuchten Schwamme zu empfehlen.

Wenn sich nun auch der Kultur im Winter mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellen, so gelingt es doch bei einiger Sorgfalt eine große Mannigfaltigkeit reizender Gewächse aufzuziehen. Eine Gruppe von Zimmerpflanzen kehrt im Winter wie im Sommer wieder, es sind die Blattpflanzen, welche zum größten Teile aus ausländischen, immergrünen Gewächsen bestehen und für deren Kultur im Winter die oben dargelegten Grundsätze besonders gelten. Der Hauptreiz der Zimmerkultur in der trüben, kalten Jahreszeit liegt aber wohl in den blühenden Gewächsen; denn sie bringen, wenn draußen die Natur, eingehüllt in Eis und Schnee, ruhig schläft, einen erfrischenden Frühlingshauch ins Zimmer. In neuerer Zeit ist durch die rastlosen Bestrebungen der Gärtner eine sehr große Zahl schöner Blumen eingeführt; hauptsächlich sind es Knollen und Zwiebelgewächse, welche durch die Zimmerwärme angeregt, früher blühen als es in der freien Natur geschehen kann. Eine solche Treibkultur läßt sich nicht bei allen Pflanzen durchführen, diejenigen mit Zwiebeln sind besonders geeignet. Denn diese Organe sind durch die Lebensthätigkeit der Blätter des letzten Frühlings resp. Sommers ganz erfüllt von Nahrungstoffen, besonders Stärke und Zucker, sodaß die Blütenknospen, welche auch im Frühling angelegt werden, im darauf folgenden nur der Wärme bedürfen, um sofort auf Kosten der in der Zwiebel abgelagerten Nahrung sich zu entfalten. Auf diesem Nahrungsvorrat beruht es auch, daß solche Pflanzen zum Blühen verhältnismäßig wenig Licht brauchen; es gelingt unter Umständen sehr leicht, sogar in vollständiger Dunkelheit Blüten in ungeminderter Farbenpracht zu erziehen. Nur ist es bekannt, daß man nicht gleich nach der Reife die Zwiebel z. B. einer Hyacinthe zum Blühen bringen kann, sie muß vollständig eine Zeit hindurch ruhen, während welcher in ihren Zellen gewisse Veränderungen vor sich gehen, die aber bisher uns noch sehr rätselhaft sind. Doch läßt sich diese Ruheperiode, welche im allgemeinen ein Jahr beträgt, durch die Zimmerwärme wenigstens um einige Wochen verkürzen, so daß es möglich wird, schon von Januar bis März die Frühjahrsblumen zur Blüte zu bringen. Nur wenige Formen giebt es von solchen Zwiebel- und Knollengewächsen, welche schon im November, Dezember, also in der trübsten Zeit sich entfalten, aber darum sind dieselben um so mehr hervorzuheben. Hierher gehören die sogenannten Marseiller Tazetten, narzissenähnliche, mit teils weißen gefüllten, angenehm duftenden, teils weiß und orange oder gelb und orange gefärbten Blüten. Wenn die Zwiebeln im September angepflanzt, gegen Ende Oktober an das Fenster gestellt werden, können die reizenden Blüten schon Ende November sich entwickeln. Von den zahllosen, in den mannigfachsten Farben zu erhaltenden Hyacinthen giebt es auch recht frühe Sorten, wie z. B. die sogenannten römischen Hyacinthen, welche in verschiedenen Farbenvarietäten zu beziehen sind und schon im Dezember und

Januar blühen. Die Kultur dieser Gewächse, sei es in Töpfen oder Karaffen, ist ja sehr bekannt.

Eine der lieblichsten Blumen des Frühlings, die Maiblume, läßt sich ebenfalls mit Leichtigkeit im Zimmer zur Winterzeit erziehen. Man muß sich im Oktober von einem zuverlässigen Geschäft die knollenartigen Stämmchen der sogenannten holländischen Maiblume kommen lassen; man pflanzt sie in sandige Erde und bedeckt die Töpfe mit Moos, um gleichmäßige Feuchtigkeit zu erzielen. Anfangs stellt man sie warm in die Nähe des Ofens, bis die ersten Triebspitzen hervorbrechen, und gewöhnt sie dann allmählich an mehr Licht und eine kühlere Temperatur. Ende Januar, Anfang Februar kommen die zierlichen Blütenstände zum Vorschein. Ebenso lassen sich Krokus, die Narzissen und Jonquillen, die mannigfaltigen Tulpen, deren Zwiebeln leicht zu besorgen sind, im Zimmer kultivieren, und man kann im Februar und März mit einem ganzen Flor reizender, duftender Frühjahrsgewächse sein Zimmer schmücken.

Die genannten Zwiebelgewächse bieten für den Blumenfreund im Winter immer noch die dankbarsten und lieblichsten Pflanzen dar. Aber noch eine große Menge anders gestalteter Formen lassen sich zur Entfaltung bringen. Einige davon verhalten sich den früheren ähnlich, insofern ihre Stammteile unter der Erde leben und nur die Blätter und Blüten hervorsenden, wie z. B. die zarten Windröschen, die Anemone-Arten, von denen die rote coronaria, besonders die schön himmelblaue apennina zu empfehlen sind. Man bezieht vom Gärtner die knollenartigen Stammteile, pflanzt sie im Herbst ein, anfangs warm und dunkel haltend, bis die ersten Spizen hervorsehen, und setzt sie dann dem Sonnenlicht aus, sie reichlich begießend. Andere Staudengewächse treten deutlicher mit ihren Stengeln über die Erde; auch sie blühen in der Stube in der zweiten Hälfte des Winters, wie z. B. die Akelei-Arten, das Adonisröschen, das Lungenkraut oder die Diklytra oder Goldlack. Wie reizend, wenn im Februar die blauen Leberblümchen oder die weißen und roten Primeln im Zimmer blühen! Als eine der schönsten Pflanzen, welche sich ebenfalls gut treiben läßt, mag hier noch die Amaryllis formosissima genannt werden, mit einer dunkelroten, wie ein riesiger Schmetterling aussehenden herrlichen Blüte. Die Zwiebeln setzt man trocken einer mäßigen Wärme aus, bis der rote Blütenstamm aus der Erde hervorsieht. Jetzt legt man die Zwiebeln in einen Topf, aber nur so weit in Erde, daß ihr Hals hervortragt; in kurzer Zeit entwickelt sich die prächtige Blüte. Nicht minder schön ist auch die Blume der Tigridia Pavonia, welche aber erst Ende März im Zimmer blüht.

Schon größere Vorbereitung als die Heranzucht der genannten Pflanzen erfordert die Kultur größerer Sträucher, damit sie im Winter blühen; man bezieht solche am besten vom Gärtner, so die farbenprächtigen Azalien, die mannigfachen Nelken, die Rosen, Kamelien u. s. w. Sehr zu empfehlen sind auch die Deutzia-Arten, welche als kleine Sträucher gezogen, im Februar und März sehr reich und dankbar blühen, so daß das Grün der Blätter unter dem Blüten Schnee fast verschwindet. Nach anderer Ansicht bieten die Varietäten der Cinoraria hybrida für das Zimmer nach Weihnachten einen schönen Schmuck dar; sie zeichnen sich aus durch ihr

volles, dunkelgrünes Laub, von dem die in mannigfaltigen Farben schimmernden Blütenköpfchen sich in dichten Büschen abheben. Ganz verschieden von den bisher behandelten Pflanzen und doch als eine interessante Erscheinung hervorzuheben ist eine Wasserpflanze, das *Aponogeton distachyum*, welches sich während des Winters in mäßig großen Gefäßen, dessen Boden mit Lehm bedeckt ist, gut kultivieren läßt. Die Pflanze hat schmale, grüne, im Wasser schwimmende Blätter und blüht sehr lange Zeit, in die Luft einen Blütenstand von weißen, lieblich duftenden Blumen entsendend.¹⁾

Die genannten Pflanzen sind nur einzelne Beispiele aus der großen Zahl blühender Gewächse, mit denen der für Anmut und Schönheit empfängliche Mensch seinen Wohnräumen einen belebenden Schmuck verleihen kann. Ganze Reihen interessanter Gewächse sind von mir nicht erwähnt worden, wie z. B. die Orchideen, welche jetzt immer häufiger im Zimmer kultiviert werden und die vielleicht, was Formenmannigfaltigkeit der Blüten angeht, die merkwürdigsten Gewächse sind; sie verlangen aber auch schon größere Übung in der Kultur und besonders geeignete Räumlichkeiten, ebenso wie die meisten der so überaus zierlichen Farnkräuter. Doch kommt es ja nicht darauf an, daß alle möglichen Formen gleichzeitig kultiviert werden, sondern es gilt, je nach den Geldmitteln und den Räumen, eine Anzahl Blumen auszuwählen, diese aber durch sorgfältige Behandlung wirklich zu freudigem Gedeihen, herrlichem Blühen zu bringen. Neben dem Reiz der Schönheit, welcher über den Formen und Farben solcher Pflanzen ausgebreitet liegt, kann es auch dem tiefer denkenden Menschen zu einer Quelle sinniger Betrachtungen werden, wenn er auf das Leben in der Pflanze achtet, wenn er verfolgt, wie sie sich allmählich aus dem Schoß der Erde hervorringt, aufwärtsstrebt, dem Lichte entgegenwächst, sich ernährt und entfaltet, bis sie in dem Zauber ihrer Blüte die Höhe ihrer Entwicklung erreicht.

Anm. Für diejenigen, welche sich eingehender mit Blumenkultur im Zimmer beschäftigen wollen, ist es vielleicht gut, einige Bücher anzuempfehlen; ein billiges, sehr kurz gefaßtes Buch ist: Kämpfer, Die Zimmergärtnerei, 2 Mk. 50 Pf.; sehr schön ausgestattet und sorgfältig gearbeitet ist Schmidlins Blumenzucht im Zimmer, herausgegeben von Zühlke, 16 Mk., gebunden mit Goldschnitt 20 Mk. Empfehlenswert ist auch Gaerdts, Die Winterblumen, ein ganz neues Werk.



Der Hindufusch und seine Bewohner.

Von
Friedrich von Spiegel.

Die große Erleichterung des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen nicht minder als glücklich geführte Kriege in verschiedenen Weltteilen haben unser Jahrhundert mit großen Landstrecken bekannt gemacht welche unseren Vorfahren

¹⁾ Samen und Pflanzen dieser Art sind bei den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern Haage und Schmidt in Erfurt zu erhalten, ebenso wie alle andern oben genannten Gewächse.

unbekannt geblieben waren. Ausgenommen blieb gleichwohl bis in die neueste Zeit eine verhältnismäßig kleine Gegend, trotz des bedeutenden geographischen und ethnologischen Interesses, welches sich an dieselbe knüpfte: es ist dies die Strecke Zentralasiens, die etwa zwischen dem 35.—38. Breitengrade und dem 66. bis 76. Längengrade liegt. geraume Zeit hindurch betrachtete man die genannte Gegend fast ausschließlich als die Urheimat der Arier, und von vielen Seiten geschieht dies noch bis auf den heutigen Tag, von der Beschaffenheit dieses Landes hatte man aber nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, weil die Unsicherheit der Straßen, der Argwohn der Beherrscher, endlich die Unzugänglichkeit der hohen Gebirge dasselbe dem Europäer verschlossen. Erst neuerdings haben die Eroberungen der Russen und die politischen Missionen der Engländer dieses von hohen Gebirgsmassen durchzogene Land der Forschung eröffnet, welche denn auch nicht gesäumt hat die ihr gebotene Gelegenheit zu benützen. Von russischer Seite ist die Expedition des Generals Kuropatkin (1876) nach dem nördlichen Kaschgarien, dann die Forschungsreisen von Dschanin, Kostenko, Regel u. a. zu nennen, auf der Südseite wurde der Hindukusch von Reisenden wie Hayward, Shaw und Biddulph in Angriff genommen, endlich hat der Ungar Alfalvy die Gegenden im Norden und Süden des Hindukusch im Interesse der Anthropologie durchstreift und die Ergebnisse seiner Forschungen in mehreren Reisewerken niedergelegt. Die hier folgende Übersicht wird bestrebt sein den wichtigsten Ertrag aller dieser Forschungen zusammenzufassen, soweit derselbe für das größere Publikum von Interesse ist.

Das Gebiet, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, bildet die südliche Grenze Zentralasiens: das hohe Gebirge des Hindukusch. Wir finden das Ostende desselben wenig westlich von der Stadt Iskardo in Baltistan, wo der Indus unter dem 35. Breitengrade eine Krümmung nach Süden macht, dort endigt auf seinem Westufer der Hindukusch, auf seinem östlichen beginnt der Himalaya. Von diesem Punkte aus läuft der Hindukusch west-südwestlich bis zum 65. Grade östlicher Länge und bildet die Wasserscheide zwischen dem Drus im Norden und dem Indus im Süden. Wir werden am besten in das Gebirge eindringen, wenn wir den Lauf dieser Ströme gegen ihre Quellen hin verfolgen. Der Drus ist als ein mächtiger Strom längst berühmt und schon dem Altertume bekannt gewesen, aber nur in seinem unteren Laufe, nachdem er aus den Bergen herausgetreten ist und die Wüste durchheilt, der weit wichtigere obere Lauf sowie die Quellen desselben sind erst neuerdings bekannt geworden. Die letzteren führen uns auf die berühmte Hochebene Pamir, das Dach der Welt, wie die Orientalen sie nennen, der Name Pamir selbst ist übrigens ziemlich nichtsagend und bedeutet in jenen Gegenden eine Steppe oder Ebene überhaupt. Diese Hochebene Pamir hat eine mittlere Erhebung von 12000 Fuß und wird im Osten von der Kijilhartkette begrenzt, die bis zu 20000 Fuß Höhe emporsteigt, die Nordgrenze, die Transalailkette, scheint weniger hoch zu sein. Lange Zeit hat man für den Hauptstrom des Drus den Fluß gehalten, der aus dem Victoriasee auf der großen Pamir abfließt, neuere Forschungen haben aber gezeigt, daß dies nur einer

der Zuflüsse ist und daß der Fluß von Sarhad gleiches Recht hat, denn beide bilden vereint den Fluß, der auf neueren Karten Pandscha genannt wird; die entfernteste Quelle des Drus muß aber auf der sogenannten kleinen Pamir gesucht werden, wo der Afju aus einem kleinen See kommt und dann in einem weiten Bogen und größtenteils noch unbekanntem Laufe dem Pandscha zufließt, dessen Wassermasse er beträchtlich vermehrt. Der Pandscha fließt durch den Distrikt Wakhan, tritt dann bei Ischkaschm in die durch ihre Rubinenminen berühmte Landschaft Garan, wendet sich darauf durch Schiguan, Koschan und Darwaz nach Badakhschan, wo er erst den Namen Drus erhält. Alle die genannten Landschaften liegen innerhalb mächtiger Gebirge, und der Zugang zu ihnen ist selbst im Sommer schwierig genug, gleichwohl sind diese Gebiete am Oberlaufe des Stroms durchaus nicht unfruchtbar, sie eignen sich sehr gut für die Viehzucht, auch gedeihen Weizen, Gerste und Bohnen, nur nicht an den höchst gelegenen Orten, das Thal von Sarhad ist für den Getreidebau zu kalt. Auch in Badakhschan umgeben den Drus noch gewaltige Gebirge, aber auch hier ist sowohl das Flußthal als die Seitenthäler fruchtbar, und zahlreiche Ruinen beweisen, daß die Gegend früher besser angebaut war als es jetzt der Fall ist. Unter den Flüssen, die der Drus in diesem mittleren Teile seines Laufes erhält, heben wir auf dem linken Ufer den Kofcha und den Fluß von Kunduz heraus, auf dem rechten den Kasirnehan und Surkhan. Wenn auch diese Flußthäler, besonders das des letzteren Flusses, in der Gegend der Mündung etwas sumpfig sind, so sind sie doch namentlich im oberen Laufe gut angebaut. Bald darauf tritt aber der Drus in die Wüste ein, er empfängt keine Zuflüsse mehr, und seine Ufer werden öde.

Wenden wir uns nun auf die Südseite des Hindukusch, so wird uns dort der Indus beim Eindringen in das Gebirge dieselben Dienste leisten wie der Drus im Norden. Obwohl sich die Gegenden, von welchen wir hier zu sprechen haben, ganz in der Nähe des von den Engländern beherrschten Gebietes finden, so sind sie doch ihrer Unzugänglichkeit halber sehr lange unbesucht geblieben. Zu keinem Teile der Welt findet man vielleicht auf einem so kleinen Raume eine solche Masse der höchsten Berge zusammengedrängt als gerade hier. Diese Bergketten werden nun zwar von zahlreichen Thälern durchschnitten, welche aber meist die Eigentümlichkeit haben, daß der Zugang zu ihnen durch eine enge Schlucht führt und das Thal sich erst allmählich erweitert. Es ist oft sehr schwer durch eine solche Schlucht sich den Weg zu bahnen, namentlich im Sommer, in welchem die Schneeschmelze kolossale Wassermassen in dieselbe führt und den Verkehr mit der Außenwelt fast unmöglich macht, auch im besten Falle sind die Wege sehr steil und erfordern geübte und durchaus schwindelfreie Fußgänger. Es ist begreiflich, daß diese natürlichen Verhältnisse die Bewohner der einzelnen Thäler streng von einander sieden und jedes Thal auf seine eigenen Hilfsquellen beschränkten, weshalb sich auch die Sitten der heutigen Bewohner nur wenig von denjenigen unterscheiden, welche ihre Vorfahren bereits vor vielen Jahrhunderten hatten. Der Verkehr mit der Außenwelt ist für alle diese Thäler nur durch das Industhal möglich, wo aber ganz ähnliche Verhältnisse herrschen wie in den Neben-

thälern und Verkehr und Handel sehr erschwert ist, weil der untere Teil des Thales innerhalb des Gebirges von ebenso fanatischen wie kriegerischen Völkerschaften besetzt gehalten wird. Sobald man, am Indus aufwärts gehend, das britische Gebiet verlassen hat, betritt man das Land unabhängiger Stämme, das unter dem Namen Jaghestan, d. h. die aufrührerische Gegend, zusammengefaßt wird. Keine natürliche Grenze scheidet dieses Gebiet von dem durch die Engländer beherrschten ab, nichtsdestoweniger wird der Unterschied bald fühlbar; die Dörfer werden feltner, die Wege schlechter, Strecken fruchtbaren Bodens liegen öde. Der Indus fließt auf einer Strecke von 150 engl. Meilen zwischen hohen Bergen hin, der Boden ist steinig und unfruchtbar, aber es durchschneiden ihn Thäler von großer Fruchtbarkeit, welche bloß Wasser erfordern, um reiche Ernten zu gewähren. Aprikosen, Äpfel, Feigen, Melonen und Trauben gedeihen in großer Menge, das Getreide reift zweimal infolge der Masse angeschwemmten Bodens, der von den Bergen herabgeführt wird. Die Hitze ist im Sommer während des Tages sehr stark, aber die Nächte sind kühl und angenehm, bei einer Erhebung von mehr als 3000 F. stellt sich ein kurzer trockner Winter ein. Diese charakteristischen Eigenschaften behält das Industhal bis über Iskardo hinaus. Bei einer Höhe von 5000 F. verlängert sich der Winter, der darauf folgende Frühling ist aber sehr kurz, die Hitze zeitigt die Früchte in so kurzer Zeit, daß anfangs Juni bereits die Ernte beginnen kann. Die Thäler auf der rechten Seite des Flusses sind am besten bekannt, auf dem linken Ufer ist fast unbekanntes Gebiet. Der letzte Ort am Indus, der zu Jaghestan gehört, heißt Gor, weiterhin gehört das Land zu Kaschmir. Jenseits der Grenze mündet der Fluß von Gilgit in den Indus, dessen Thal sehr fruchtbar ist und früher der Mittelpunkt eines größeren Reiches war, wozu es sich sehr gut eignet, da von hier viele Wege in die benachbarten Thäler führen. Spuren eines größeren Wohlstandes als heute kann man noch deutlich bemerken, denn es zeigt sich, daß das Land bis zur Höhe von 10000 F. bebaut war. In Gilgit befinden wir uns in der wildesten Gegend des Gebirges, innerhalb eines Umkreises von 65 engl. Meilen zählt man nicht weniger als elf Berge von 18—20000 F. Höhe, sieben von 20—22000 F., sechs von 22—24000 F. und acht von 24—26000 F., und noch sind nicht alle Berge des Landes gemessen. Diese Berge sind zwar an ihrem Fuße rauh und felsig, in der Höhe über 7000 F. aber mit dichtem Walde bedeckt, steigt man bis zu 10000 F. empor, so bemerkt man eine große Menge wilder Zwiebeln, die wahrscheinlich die Veranlassung gewesen sind, daß die Chinesen diese Berge das Zwiebelgebirge (Tfung-ling) benennen. Die Gletscher wie die Flüsse, welche von diesen Bergen herabkommen, führen nicht geringe Quantitäten Gold mit sich, besonders im Thale des Bagrot, eines Nebenflusses des Gilgit, daher wird im Winter von den Bewohnern die Goldwäscherei vielfach betrieben. Der Hauptort des Landes heißt gleichfalls Gilgit, er liegt 4890 F. hoch, von dort kann man gegen Nordosten auf beschwerlichen Wegen in den Distrikt Hunza gelangen, von wo Wege auf die Pamirebene hinüber führen. Trotzdem daß dieses Land 8400 F. hoch liegt, ist es dennoch fruchtbar. Das Land ist besonders berühmt durch seine Aprikosen, die in großer Zahl

getrocknet und ausgeführt werden. Mit den Bewohnern der Pamir in Wakhan und Sirikol werden von hieraus freundschaftliche Verbindungen unterhalten, da gute Wege in ihre Gebiete hinüber führen.

Wenn man sich von Gilgit nach Westen wendet, so erreicht man in kurzer Zeit den Distrikt Ponyal, mit welchem das Reich von Kaschmir nach dieser Seite endigt. Ponyal ist fruchtbar, wiewohl von großen sandigen Strecken durchzogen, auch von hier führt durch das Karumberthal ein Paß von 12000 Fuß Höhe in das Drusthal hinüber. Von Gafusch, der Grenzfestung von Ponyal, gelangt man westlich in die Reiche von Jasin und Tschitral, beide unmittelbar in der Nähe der Übergänge über den Hindukusch, die aber bis in die neueste Zeit fast unbekannt geblieben sind. Der Eingang nach Jasin von Gilgit aus geht durch ein Defilé, das so enge ist, daß ein einzelner Mann dasselbe sperren kann, steile Felsen auf beiden Seiten machen einen anderen Weg schlechterdings unmöglich. Kurze Zeit, nachdem man diesen Engpaß verlassen hat, erreicht man das Thal, dessen Hauptort Jasin ist, 7800 F. über dem Meere gelegen, von da gelangt man gegen Norden an den Durkotpaß, der wahrscheinlich 14000 Fuß hoch ist und in zwei Tagen in das Thal des Serhad und von da in das Drusthal führt. Westlich führen von Jasin zwei andere Wege in das Thal von Tschitral, ein kürzerer über einen Paß von 16000 Fuß in fünf Tagen nach Mastudsch, allein der Weg ist schwierig, man wählt darum gewöhnlich einen längeren, der die Berge umgeht. Mastudsch selbst ist ein bedeutender Ort, und das Thal, in welchem er liegt, ist imstande eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Das Thal wird durch einen ansehnlichen Berg geschlossen, der sehr hoch sein muß, da man ihn sowohl im Drusthale als auch an verschiedenen Stellen im Lande der Kasirs sehen kann; näheres über denselben ist indessen bis jetzt nicht bekannt geworden. Weiter gegen Westen von Tschitral kommen wir in das Land der Kasirs, ein noch jetzt völlig unbekanntes Gebiet, das kein Europäer betreten hat. Gegen die Afghanen im Süden schließen sich die Kasirs vollkommen ab, nicht so gegen ihre Nachbarn im Norden und Osten, und dadurch ist es jetzt möglich geworden einige nähere Erkundigungen über sie einzuziehen und selbst mit einigen Bewohnern dieses Landes zusammen zu kommen. Wie überall in diesen Gegenden finden wir auch hier Thäler, die von hohen Bergen begrenzt sind, sie werden von unabhängigen Stämmen bewohnt, die zwar in Religion und Sitten eine gewisse Ähnlichkeit mit einander haben, aber Dialekte sprechen, die zum Teil so verschieden sind, daß man sich gegenseitig nicht versteht, auch leben sie in beständiger Fehde mit einander. An sie schließt sich auch die Bevölkerung an, welche in die nördlichen Teile der Thäler auf der linken Seite des Flusses von Kabul zurückgedrängt ist.

Von noch größerer Wichtigkeit als die Naturverhältnisse dieser bis jetzt so unbekanntes Gegenden sind uns die Bewohner derselben. In einem ihrer Thäler pflegt man die Urheimat der Indogermanen zu suchen, und da die Unzugänglichkeit derselben ihre Bewohner von den starken Völkermischungen bewahrt hat, welchen andere, mehr zugängliche Gegenden ausgesetzt waren, so kann man hoffen, hier noch ziemlich ursprüngliche Zustände zu finden welche sich Jahrtausende hindurch

ungestört erhalten konnten; darum ist auch von Seiten der Anthropologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft dieses Gebiet sofort in Angriff genommen worden. Hier hat sich nun gezeigt, daß die Wasserscheide des Hindukusch eine ziemlich scharfe Sprachgrenze bildet. Im Norden, auf der Pamir sowohl als im benachbarten Drusthale, dann in der fruchtbaren Ebene am Harartes und am Zerasschan in Bokhara ist durchaus der iranische Völkerstamm vorherrschend, der selbst wieder in zwei Abteilungen zerfällt: in die sogenannten Tadschiks, welche hauptsächlich die Ebene bevölkern und Ackerbau oder Handel treiben, und in die Galtshas oder Bergbewohner. Die Sprachen dieser beiden Abteilungen sind zwar dialektisch verschieden, in der Hauptsache aber sind ihre charakteristischen Eigenschaften dieselben. Den ursprünglichsten Teil der Bewohner scheinen die Galtshas zu bilden, der durch später kommende Eroberer nach und nach in die Berge zurückgedrängt wurde, die Tadschiks dagegen scheinen eine Mischung zu sein aus den Überresten der alten Bevölkerung, aus persischen Ansiedlern, endlich aus den persischen Sklaven, die Jahrtausende hindurch von den Völkern des Nordens aus ihrer Heimat geraubt wurden und durch ihre hervorragenden Fähigkeiten meistens in ihrem neuen Vaterlande eine einflußreiche Stellung zu begründen wußten. Was an Völkern vorhanden ist, die eine verschiedene Sprache sprechen, wie die Usbeken und Kirgisen, das ist nachweislich erst später eingewandert, hat auch zum großen Teile bis heute seine nomadischen Gewohnheiten nicht aufgegeben, während die iranische Bevölkerung mit Vorliebe dem Ackerbau sich zuwendet. Nur an einer einzigen Stelle sind die Iranier auch auf die Südseite des Hindukusch vorgedrungen: in Tschitral, wo die Bewohner des Ludkhotgaues noch einen iranischen Dialekt sprechen, während andere, südlicher wohnende, die sich auf die Tadschiks in Badakhschan zurückleiten, ihre Sprache bereits aufgegeben haben. Aber alle diese Ansiedlungen gehen erweislich nicht über die letzten Jahrhunderte zurück.

Die Gegenden im Süden des Hindukusch, welche nördlich von Pendschab liegen, zeigen eine große Mannigfaltigkeit der Dialekte (namentlich ist Tschitral sprachlich sehr geteilt), denen aber das gemeinschaftlich ist, daß sie fast alle an das Altindische sich anschließen, man hat deswegen diese Gegenden westlich vom Indus neuerdings unter dem Namen Dardistan zusammengefaßt, weil die Alten in jene Gebirge das Volk der Darden versetzen. Mehrere dieser Dialekte sind uns jetzt bekannt geworden, wir wollen von ihnen nur einen, die Schinasprache, hervorheben, weil sie die verbreitetste ist und sich am genauesten an die mehr südlich gesprochenen Sprachen anschließt. Es ist dies ursprünglich die Sprache der Schinkaste, welche erobernd in das Land eingedrungen zu sein scheint und den unterworfenen Bewohnern ihre Sprache aufgenötigt hat. Zu den Eigentümlichkeiten, welche die Bewohner des südlichen Hindukusch mit den Indern teilen, gehört neben der Sprache noch das Kastenwesen, welches sich erhalten hat, trotzdem daß jetzt der Islam die herrschende Religion ist und teilweise recht fanatische Verehrer hier findet. Die oberste dieser Kasten bilden die Kono, die in Gilgit und nördlich davon nicht sehr zahlreich sind, aber häufiger werden, je weiter man sich gegen Westen wendet. Ihr hoher Rang erweist sich dadurch, daß sie sich

mit Töchtern der königlichen Familie vermählen können und daß die Kinder aus diesen Ehen als vollkommen ebenbürtig angesehen werden. Sie geben ihre Töchter nicht an Männer niederer Kasten, während sie selbst sich aus diesen Frauen nehmen. Die zweite Kaste sind die bereits genannten Schin, sie sitzen bei Gor und im oberen Teile des Gilgitthales. Ihre Sprache reicht noch in das kaschmirische Gebiet hinüber, nicht sehr weit von Gor ist die Sprachgrenze. Die Schins geben ihre Töchter den Konos zu Frauen, können selbst aber keine Frauen aus dieser höheren Kaste erhalten, wohl aber aus den niederen, denen sie ihre Töchter nicht geben. Wegen ihres Ranges enthalten sie sich mehrerer Beschäftigungen und betrachten Ackerbau und Jagd als die einzigen ihrer würdigen Arbeiten. Sie haben sich auch östlich nach Baltistan verbreitet, wo sie Brokpas d. i. Hochländer genannt werden, weil sie die höchst gelegenen und wenigst fruchtbaren Stellen des Landes bebauen, dort beanspruchen sie aber keinen besonderen Rang, sondern stehen im Gegenteil tiefer als die andere Bevölkerung, welche daher später eingewandert sein wird. Eine merkwürdige Eigenart der Schins ist ihre Abneigung gegen die Kinder, sie essen weder Rindfleisch noch trinken sie Kuhmilk, die Kälber gelten ihnen als besonders unrein, auch die Hühner sind ihnen so zuwider, daß in den von ihnen bewohnten Gegenden kein einziges Huhn zu sehen ist. Die dritte Kaste endlich bilden die Neshkun, sie sind die zahlreichsten von allen, namentlich in den nördlichen Distrikten, die Einwohner von Hunza und Pomal gehören zu ihnen. Sie sprechen eine eigentümliche Sprache, das Burisch, das nicht zu den indogermanischen Sprachen gehört, ebensowenig aber auch mit dem Tibetischen oder einer anderen Sprache verwandt ist. Es sitzt also hier, ringsum von Indogermanen umgeben, ein ganz eigentümliches Volk, von welchem bis jetzt niemand sagen kann, wie es in seine Wohnsitze gekommen ist.

Nach diesen sprachlichen Thatsachen sind wir gezwungen die Bewohner des Hindukusch in drei Gruppen zu zerlegen: zur ersten müssen wir die iranischen Völker im Norden des Gebirges rechnen, zur zweiten die an die Indus sich anschließenden Stämme am südlichen Abhange desselben, die dritte Gruppe endlich bilden die Völkerschaften, welche das ganz abweichende Burisch sprechen. Allein, wenn wir den Ursprung eines Volkes ergründen wollen, dürfen wir uns nicht ausschließlich auf die Sprache stützen, denn ein durch Sprache und Sitten geeinigtes Volk kann aus ganz verschiedenen Elementen bestehen, welche sich, durch äußere Umstände veranlaßt, verschmolzen haben. Fester als die Sprache haftet die physische Beschaffenheit eines Volkes, und es ist daher nicht ohne Interesse die anthropologischen Resultate zu vergleichen, zu welchen Ussalov durch mehrjährige Untersuchungen an Ort und Stelle gekommen ist. Statt der drei Gruppen, welche der Sprachforscher aufstellen muß, glaubt er nach umfangreichen Messungen nur zwei annehmen zu sollen: die Gruppe nördlich und südlich vom Hindukusch. Die nördliche Gruppe umfaßt die Iranier. Diese sind von mittelgroßem Körperwuchse, haben dunkles, kastanienbraunes, selten blondes Kopfhaar (8,62 Prozent unter 58 Gemessenen), ihre Hautfarbe ist die südeuropäische, die Augen sind dunkel, der

Körper ist besonders auf der Brust behaart. Sie sind hyperbrachykephal, der Breitenindex war bei 58 Galtshas 86,50. Anders verhält es sich mit der südlichen Gruppe, sie ist schlank, über die Mittelgröße hinausragend, hat meist sehr dunkles, fast nie blondes Haar (nur 2,12 Prozent unter 47 Gemessenen) und dunkle Augen. Ihre Hautfarbe ist südeuropäisch, der Körper namentlich an den Beinen stark behaart, dabei sind sie hyperdolichokephal (Breitenindex 75,62 bei 45 gemessenen Individuen), die wenigen Kasirs, die gemessen werden konnten, sind gleichfalls hyperdolichokephal. Auch die Burischstämmen stimmen trotz ihrer verschiedenen Sprache körperlich mit ihren indischen Nachbarn überein, doch hat man unter ihnen das häufige Vorkommen von Rotköpfen bemerkt, woraus man vielleicht auf eine frühere Mischung mit einer blonden Volkschule schließen darf. Die Bewohner von Baltistan, welche jetzt einen tibetischen Dialekt sprechen, schließen sich körperlich gleichfalls an die südliche Gruppe der Hindukuschbewohner an und dürften daher ursprünglich Indogermanen gewesen sein. Ihre physische Erscheinung unterscheidet sie sehr auffallend von den Bewohnern Ladakhs, mit welchen sie die gleiche Sprache sprechen: der mittlere Schädelindex ergab bei ihnen 72,52, während er in Ladakh = 77 ist. Der Bewohner Baltistans ist groß, schlank und von angenehmen Gesichtszügen, der Bewohner Ladakhs dagegen unterseht, sein Gesicht eckig, mit hervorstehenden Backenknochen, die Augen schief geschliffen, die Ohren vom Schädel abstehend. Die Bewohner von Kaschmir sowie die nördlichen Afghanen sind zwar Indogermanen, aber stark mit fremdem Blute gemischt, sie können nicht als ein rein arischer Typus gelten.

Täuscht nicht alles, so hat dieses Eindringen in die vermeintliche Urheimat der Indogermanen eben nicht dazu beigetragen die Frage nach der Herkunft derselben befriedigend zu lösen, die bisherigen Ergebnisse zeigen uns vielmehr, daß noch manches geschehen muß, ehe wir uns dem gewünschten Ziele nähern können. Wie in Europa so steht uns auch hier eine dolichokephale und eine brachykephale Bevölkerung mit gleicher oder doch nahe verwandter Sprache gegenüber, und der Beginn des indogermanischen Stammes scheint in entferntere Zeiten zurückzugehen als man früher glaubte. Noch hält man mit Vorliebe die alte Ansicht fest, daß im Norden des Hindukusch, in der Nähe der Pamir, das Vaterland der Indogermanen sein möchte, aber es ist schwer dafür irgend einen Beweis beizubringen. Nirgends zeigen sich dort Spuren einer unabhängigen indogermanischen Bevölkerung, sondern lediglich iranische Stämme, es dürfte indessen schwer halten die iranischen Sprachen zum Ausgangspunkt der indogermanischen Sprachen zu machen. Aber auch die entgegengesetzte Ansicht, daß Indien das Urland sein möge, ist zu oft schon widerlegt worden, als daß wir länger bei derselben verweilen sollten.



Welche Militärmacht würde Deutschland für Kolonien nötig haben?

von
v. B.

Von den großen Fragen, welche neuerdings die öffentliche Meinung beschäftigen, haben wenige sofort bei ihrem Auftreten eine so energische Aufnahme durch Freund und Feind erfahren als die Kolonisationsfrage. Die Anhänger von deutschem Kolonialbesitz weisen auf dessen Notwendigkeit zur Erhaltung der bedeutenden Summe von Mitteln und Kräften hin, die alljährlich dem Mutterlande durch die Auswanderung in überseeische Länder verloren geht, auf die großen Vorteile, welche Kolonialbesitz für Industrie und Handel des Heimatlandes, sowie endlich darauf hin, daß eine Großmacht von der Bedeutung Deutschlands bei der Verteilung der Kultur zu erschließenden neuen Ländereien nicht leer ausgehen dürfe. Die Gegner berufen sich auf die noch ungenügende Entwicklung unserer für die Sicherung eines Kolonialbesitzes allerdings notwendigen Kriegsmarine, auf den Umstand, daß es bei Erwerbung von Kolonien fast niemals bei dem ersten Schritt bleibe, daß die Verhältnisse vielmehr stets Erweiterungen erforderten, die dem Reich leicht nicht nur große Lasten und Kosten ohne entsprechenden Gewinn, sondern auch Konflikte mit andern Mächten verursachen könnten, und daß endlich die Reichsregierung selbst dem Drängen auf Kolonialbesitz nicht begünstigend gegenüberstehe. —

Kolonialbesitz kann nun sehr verschiedener Natur sein. Zwischen der meist gewalttätigen Besiznahme großer Länder zur Ausnützung ihrer Natur-Erzeugnisse und zur Erschließung von Absatz-Gebieten für die eigenen Produkte, — wie sie früher von Spanien und Holland, dann von England und Frankreich im großen Maßstabe betrieben ist, — und der Anlage einfacher Handels-Faktoreien und sogenannter Kohlenstationen giebt es eine Menge von Abstufungen, auf welche die oben angegebenen Gründe für und wider immer nur einzeln Anwendung finden können. Nachdem die deutsche Reichs-Regierung durch ihr neuerliches Auftreten in West-Afrika festgestellt, daß die dortigen privaten Etablissements auf deutschen Schutz Anspruch haben, ist eines der Hauptbedenken gegen Kolonial-Projekte wenigstens für Kolonien der untersten Stufe hinfällig geworden; die ganze Frage ist damit unstreitig in ein neues Stadium getreten und hat eine bestimmte Richtung angenommen. Niemand wird daran zweifeln, daß das Aufhissen der deutschen Flagge keine leere Form war, — wie wir deren neuerdings mehrfach von den Staatsmännern einer großen Seemacht gesehen haben, — sondern daß derselben nötigenfalls auch die That folgen würde; zugleich ist damit ausgesprochen, daß die Reichs-Regierung lebensfähigen privaten Unternehmungen in bezug auf Erwerbung von Kolonialbesitz durchaus nicht hemmend entgegen zu treten geneigt ist. —

Allerdings ist eine Kolonial-Etablierung, — wie sie sich zufolge der bisher an die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten aus West-Afrika erkennen läßt — ein erster Schritt von großer Tragweite; denn er läßt mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß er bei günstigem Erfolg zu weiterer Ausdehnung und

schließlich zu großem Territorialbesitz führen wird. Die Mehrzahl der jetzigen weiten Kolonial-Gebiete anderer Staaten sind allmählich aus ähnlichen Anfängen, aus einfachen Handels-Etablissements angewachsen. Dies Anwachsen erfordert aber meist mehrere Menschen-Alter, und die jetzige Generation kann sich füglich darauf beschränken eine ihren Verhältnissen entsprechende Anlage zu machen, und es ihren Nachkommen überlassen dieselbe soweit auszudehnen, als es die mit der Zeit wechselnden Umstände ratsam erscheinen lassen. —

Die einschlägigen Fachfragen mögen aber kompetenteren Federn überlassen bleiben; hier soll nur kurz untersucht werden, welche Machtmittel dem deutschen Reiche zu Gebote stehen, um einem Kolonialbesitz den ihm vom Reiche zugesagten Schutz zu gewähren, und zwar wird dabei als Beispiel dasjenige Kolonial-Verhältnis anzunehmen sein, welches bisher allein greifbare Gestalt angenommen hat: Die Besitznahme von Küstenstrecken in West-Afrika mit einem mehr oder minder großen Hinter-Gebiet.

Die Erwerbung hat bisher keine andere Macht-Entfaltung erfordert als die Aufwendung von einigen Geldmitteln und das Aufhissen der deutschen Flagge durch bevollmächtigte Vertreter der Reichsregierung. Es liegt aber bei der allgemeinen Eifersucht der größeren Kolonialmächte auf Deutschland nahe, daß von anderen Seiten dem Besitzstande Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, und die Neigung dazu scheint bei den Engländern vorhanden zu sein. Sofern ein fremdländischer Protest gegen deutsche Niederlassungen sich auf diplomatische Noten beschränkt, werden wir keine Ursache zur Besorgnis haben, denn die deutschen Noten werden ohne Zweifel ebenso deutlich sein wie die fremdländischen. Sollte ein fremder Staat den Versuch machen, seinen Protest durch eine Aktion zu unterstützen, so würde allerdings Deutschland in der Nothwendigkeit sein das Besitzrecht durch Gewaltmittel zu erzwingen und dabei infolge der geringeren numerischen Stärke seiner Kriegsmarine und der Ungewohntheit seiner bedeutenden Landmacht in großen überseeischen Expeditionen von vornherein in einer weniger günstigen Situation sein. —

Letztere ist aber keineswegs dazu angethan die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg von vornherein aufzugeben. Zunächst würde bei den augenblicklichen politischen Konstellationen in Europa wahrscheinlich schon die Erkenntnis von dem festen Entschluß Deutschlands, jede fremde Einmischung in die beregte Angelegenheit zurückzuweisen, genügen, den Einspruchs-Versuch auf Noten-Wechsel zu beschränken. Außerdem aber wäre es wohl nicht in allen Fällen nötig, einen entstehenden Kampf am Orte des Streitobjektes selbst auszufechten. Der Gegner würde wahrscheinlich an andern Stellen empfindlicher anzufassen sein, und Deutschland könnte seinen Zweck erreichen, ohne grade zu einer schwierigen großen Expedition nach andern Weltteilen genötigt zu sein. —

Aber auch in einer großen überseeischen Expedition — den ungünstigsten Fall vorausgesetzt — hätte Deutschland keinen Anlaß große Bedenken zu hegen. Die deutsche Landmacht ist für dergleichen Unternehmungen freilich nicht besonders ausgebildet; es fehlt ihr aber weder an den nötigen militärischen Tugenden, noch an

jenem praktischen Geschick, welche zur Überwindung aller möglichen Schwierigkeiten befähigen. —

Ein sehr braver Offizier, der eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser hatte und oft erklärte, keine Macht der Erde würde ihn dazu bringen sich einem Wasser-Fahrzeuge anzuvertrauen, erwiederte auf die Neckereien seiner Kameraden und auf deren Hinweis, daß er in seinem Eide „zu Wasser und zu Lande“ sich verpflichtet, also auch zu einer Wasserreise kommandiert werden könne: „das ist ganz etwas anderes, dann ist es Dienst.“ Nun, diese Achtung vor dem „Dienst“ hat unsre Truppen 1864 ohne Bedenken in gebrechliche Rähne steigen lassen, um über den Alsen-Sund zu setzen und die Dänen von der Insel Alsen zu vertreiben; sie würde sie auch mit derselben Gemütsruhe in ein Seeschiff zu einer weiteren Expedition begleiten. —

Schwieriger wäre bei einer solchen allerdings das noch bestehende Minderverhältnis zwischen unserer Kriegsmarine und derjenigen der meisten andern Großstaaten. Aber in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten sehr wesentlich verändert und es dahin gebracht, daß die numerische Stärke allein durchaus nicht mehr über den Erfolg zur See entscheidet. —

Zunächst hat die Einführung des Dampfes die Macht-Verhältnisse beeinflusst. Es fehlt an ausreichenden Beispielen um diesen Einfluß genau festzustellen; denn die seit Einführung des Dampfes stattgehabten großen Seekämpfe trugen fast alle einen besonderen Charakter.

Im orientalischen Kriege von 1854—56 standen von vornherein die beiden größten Seemächte und später noch Italien auf Seiten der Türkei gegen Rußland, dessen Flotte nicht bedeutend war und sich einer so ungeheuren Überlegenheit gegenüber passiv verhalten mußte. In dem amerikanischen Sezessionskriege kam es ebensowenig zu einem größeren maritimen Zusammenstoß; Kaperei spielte darin auf dem Meere die Hauptrolle. In dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 endlich war zwar die sehr viel schwächere preussische Seemacht genötigt sich gegenüber der viel stärkeren französischen Marine defensiv zu verhalten; letztere konnte aber trotz ihrer großen Übermacht nicht hindern, daß preussische Kriegsschiffe in allen Meeren herumzweiften, vor der Gironde-Mündung dicht an der französischen Küste ein französisches Handelsschiff wegnahmen und in den amerikanischen Gewässern ein glückliches Gefecht mit einem französischen Kriegsdampfer bestanden. —

Von noch größerem Einfluß — wie die Einführung des Dampfes — verspricht die in neuester Zeit fast allgemein gewordene Panzerung zu werden. Die Körper der Kriegsschiffe sind dadurch wenigstens an ihren empfindlichsten Stellen fast unverwundbar geworden; die früher in Seekämpfen so wichtige Kanonenzahl hat damit an Bedeutung erheblich verloren und tritt neben der Sicherheit des einzelnen Schusses in den Hintergrund. Dazu tritt die durch Einführung des mit der Panzerung meist verbundenen Sporns zum Rammen feindlicher Schiffe veränderte Seetaktik; die Manövrierfähigkeit des Schiffes und die Geschicklichkeit bei Ausnutzung derselben erlangen dadurch eine Wichtigkeit, neben der die Zahlen der Schiffe und der Kanonen nur eine untergeordnete Rolle spielen. —

Endlich ist hier noch die rasch fortschreitende Entwicklung des Torpedos als See-Kriegswaffe zu erwähnen. Die von allen Seemächten eifrig betriebenen bezüglichen Versuche werden zwar geheim gehalten, so daß der augenblickliche Stand der Entwicklung nur den Fachmännern bekannt ist. Es verlautet indessen doch soviel, daß dieser Stand fast bei allen Mächten ein recht hoher ist, und wenn die von der neuen Waffe gehegten Hoffnungen und Befürchtungen auch übertrieben sein mögen, so läßt sich doch mit Bestimmtheit voraussehen, daß sie im Verein mit den Panzerungen — deren allgemeine Anwendung sehr wesentlich zur Entwicklung der Torpedo-Waffe beigetragen hat — geeignet ist dem Kampf zur See einen veränderten Charakter zu geben, bei dem die numerische Ueberlegenheit allein entschieden von geringerem Gewicht ist als früher. Bei dieser Sachlage liegt vorläufig kein Anlaß vor, die verhältnismäßig geringe Stärke unserer Kriegsmarine als ein unüberwindliches Hindernis für größere überseeische Unternehmungen anzusehen. —

Es handelt sich aber bei Sicherung eines Kolonialbesitzes nicht nur um die erste Sicherstellung der Besitz-Ergreifung und um Beseitigung eines etwa dagegen erhobenen thätlichen Einspruches einer Weltmacht, sondern auch um dauernden Schutz bei nachbarlichen Zwistigkeiten, die bei dem Berühren von Bevölkerungen mit verschiedenen Interessen unvermeidlich sind, sowie endlich um inneren Schutz bei zunehmender Zahl der Bewohner der Kolonie, unter welchen sich viele Elemente einzufinden pflegen, die der Entwicklung geordneter sozialer Zustände nicht förderlich sind. Besteht der Kolonialbesitz in einer von andern Landesteilen entfernten Insel, so kommt eigentlich nur die letzte Art von Schutz inbetracht, und werden zur Ausübung desselben eine Anzahl Polizei-Soldaten um so eher genügen, als Kolonial-Bewohner sich unvermeidlich an einen höheren Grad von Selbsthilfe gewöhnen müssen und daher des Schutzes gegen innere Feinde in geringerem Grade bedürfen als die verweichlichten Bewohner zivilisierter Länder-Komplexe. Liegt der Kolonialbesitz auf dem Festlande und ist er daselbst von ähnlichen Besitzungen anderer zivilisierter Staaten umgeben, so liegt dasselbe Verhältnis vor; eine Anzahl Polizeisoldaten wird auch für kleine Grenz-Zwistigkeiten genügen, während bei größeren Konflikten die betreffenden Mutterländer eintreten müssen. Anders aber ist die Lage, wenn der Kolonialbesitz in einem größeren Insel-Komplexe liegt oder auf einem Kontinente an ein weites Länder-Gebiet angrenzt, welches bisher nur wilden Völkerschaften als Tummelplatz gedient, denen die Sitten der zivilisierten Welt fremd sind, und die sich an die Regeln des Völkerrechtes nicht kehren. Hier ist ein wirksamerer militärischer Schutz nötig, der nur durch die Anwesenheit einer angemessenen Streitmacht erreicht werden kann. Eine ähnliche Situation ist nun zwar diejenige in West-Afrika, indessen sind die Verhältnisse — soweit dieselben bekannt geworden — in bezug auf das Schutzbedürfnis hier doch wesentlich günstige. Die bisher noch kleinen Handels-Etablissements haben überall freundschaftliche Verbindungen mit den nächstwohnenden einheimischen Bevölkerungen angeknüpft, außerdem haben bei den letzteren schon seit längerer Zeit deutsche Missionen Eingang gefunden; deutsche Missions-Anstalten üben

dort mit Erfolg ihren zivilisatorischen Einfluß aus und lassen die Gefahr, daß die umwohnenden Negerstämme den deutschen Kolonisations-Versuchen einmal feindlich gegenüberreten könnten, ziemlich gering erscheinen. —

Unter diesen Umständen würden auch für West-Afrika vorläufig zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung Polizei-Mannschaften vollkommen genügen, und das Bedürfnis einer eigentlichen bewaffneten Macht erst eintreten, wenn das Kolonisations-Unternehmen zu einer bedeutenderen weiteren lokalen Ausdehnung führte und es gelänge einen Teil der deutschen Auswanderung dorthin zu ziehen, wodurch sowohl die Beziehungen mit den nächstwohnenden Eingeborenen sich vervielfältigen, als auch neue Verbindungen mit entfernteren, völlig wilden Negerstämmen unvermeidlich würden.

Dieser Zeitpunkt ist aber einstweilen noch als ziemlich fern zu betrachten. In öffentlichen Blättern wird mit Recht vor einer vorzeitigen Auswanderung nach den unter deutschen Schutz gewonnenen Gebieten gewarnt. Eine solche Auswanderung, — welche Plantagen-Einrichtungen, ausgedehnten Bergbau und dergleichen zur Voraussetzung haben müßte — würde ohne vorherige gründliche Erforschung des Landes und ohne Anlage guter Kommunikationen sicherlich ein verfehltes Unternehmen sein; die nötigen Vorbereitungen derselben erfordern aber Aufwendungen, zu denen das Reich bisher wenig geneigt zu sein scheint, und zu welchen sich — bei der immerhin ungewissen Rentabilität — ein Privatmann oder auch eine Aktien-Gesellschaft schwer und jedenfalls nur allmählich entschließen dürfte. — Immerhin liegt eine solche erfolgreiche Entwicklung des Kolonialbesitzes im Bereich der Möglichkeit, und würde alsdann die Frage an uns herantreten, woher eine für die Kolonie nötige besondere Streitmacht nehmen? — Man braucht bei deren Bemessung nicht an europäische Verhältnisse — Armee-Korps oder Divisionen — zu denken; die Erfahrungen anderer Länder zeigen, daß wenige hundert Mann geschulter und einigermaßen akklimatisierter Truppen bei zweckmäßiger Disposition ausreichen, um ein weites Territorium gegen die räuberischen Einfälle benachbarter wilder Völkerschaften zu sichern, — so lange man sich eben auf wirksame Abwehr beschränkt und nicht daran denkt weite Länder-Gebiete mit zahlreicher, unruhiger Bevölkerung zu unterjochen. —

Das deutsche Heer könnte nun freilich ohne Beschwerde ein paar Kompagnien oder ein Bataillon für solchen Zweck hergeben; es muß aber sofort erkannt werden, daß solche Aushilfe sehr unvollkommen sein würde. Zunächst erscheint es zweifelhaft, ob es zu billigen wäre von einer Armee, welche auf der allgemeinen Wehrpflicht basiert und in erster Linie für die Blüte des männlichen Teiles der Nation eine wichtige Bildungsschule abgeben soll, einen — wenn auch noch so kleinen Teil zum Dienst in einer fernen Kolonie zu verwenden, wo er in einer ganz ungewohnten und seinem eigentlichen Dienst-Zwecke nur indirekt förderlichen Thätigkeit, vielleicht in einem ungesunden Klima, allerlei Gefahren ausgesetzt ist. Außerdem aber wäre solche Verwendung infolge unserer verhältnismäßig kurzen Dienstzeit praktisch höchst unzumuthig. Die Mannschaften müßten doch völlig ausgebildet in die Kolonie geschickt werden, also nach mindestens einer einjährigen, womöglich zweijährigen Dienst-

zeit im Mutterlande; dann könnten sie bei dreijähriger Gesamt-Dienstzeit höchstens zwei Jahre, vielleicht nur ein Jahr in der Kolonie bleiben und könnten sich vor ihrer Rückkehr in die Heimat kaum die wünschenswerte Kenntnis der ganzen Kolonial-Verhältnisse angeeignet und sich akklimatisiert haben. Es fände ein beständiger Wechsel der Kolonialbesetzung statt, und man käme nie dahin eine für den Kolonial-Dienst recht brauchbare Truppe zu haben.

England mit seiner geworbenen Armee und langer Dienstzeit des Einzelnen ist in dieser Beziehung besser daran und findet doch oft Schwierigkeiten in bezug auf die Beschaffung der allerdings ziemlich bedeutenden militärischen Kräfte für den Dienst in seinen nicht mit selbständiger Verwaltung ausgestatteten Kolonien. Die Mühen und Kosten, welche Holland aufzuwenden hat, um Truppen für seinen Kolonial-Dienst zu haben, sind bekannt; und in Frankreich hat sich nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und namentlich nach Beginn einer aktiven Kolonial-Politik in Asien und Madagaskar — also auf entfernten Gebieten — sehr bald und sehr laut der Ruf nach Errichtung einer besonderen Kolonial-Armee erhoben; die Bedenken gegen die Entsendung der der allgemeinen Wehrpflicht unterworfenen Landeskinder für den entfernten und oft gesundheitschädlichen Kolonialdienst sind also alsbald erkannt worden. —

Unter diesen Verhältnissen würde für den dauernden lokalen Schutz eines deutschen Kolonialbesitzes — so lange derselbe vorzugsweise den Charakter von Handels-Etablissements trägt — nur die Errichtung einer besonderen angeworbenen Truppe mit möglichst langer Dienstzeit übrig bleiben. Diese müßte selbstverständlich aus völlig ausgebildeten Soldaten bestehen, und es werden sich unter den zur Reserve zu entlassenden Mannschaften des aktiven Dienststandes sicherlich genug finden, die ohne starkes Band an die Heimat oder mit einem etwas abenteuerlichen Sinn sich zu einer mehrjährigen Dienstzeit in der Kolonie bereit finden, wenn ihnen irgend welche materielle Vorteile dabei geboten werden. Wenn dadurch in dem Reservebestande der heimatischen Armee eine kleine Lücke entsteht — es handelt sich ja zunächst nur um wenige hundert Mann — so will das bei dem thatsächlich vorhandenen Überschuss von Reserve- und Landwehr-Mannschaften bei unserer im ganzen kräftigen Bevölkerung nicht viel sagen. Auch an geeigneten und zum Dienst in der Kolonie bereiten Offizieren wird es nicht fehlen. Mehrere unserer berühmten Forschungsreisenden sind aus dem Offizierstande hervorgegangen, und derselbe wird sicherlich Elemente genug enthalten, die geneigt sind eine Reihe von Jahren in jenen opferreichen, aber doch auch vielfach interessanten Verhältnissen dem Dienste einer großen Sache sich zu widmen. —

Wäre nun das Kolonisations-Unternehmen von Erfolg gekrönt, und gelangte dasselbe zu einer weiteren lokalen Ausdehnung, oder gelänge es einen Teil der deutschen Auswanderung nach dem mit dem Kolonialbesitz verbundenen Landes-Gebiet zu ziehen, so könnte allerdings eine Verstärkung der Kolonial-Truppe nötig werden; aber auch diese dürfte in Grenzen bleiben, die eine übergroße Belastung des Mutterlandes nicht mit sich führen, um so weniger, als die bis dahin zu erwartende Prosperität der kaufmännischen Etablissements es vollständig rechtfertigen

würde, letztere zur Übernahme der Kosten ihrer eigenen Sicherstellung mit heranzuziehen. — Bei weiter fortschreitender Besiedelung des Kolonisations-Gebietes und bei Entwicklung einer geordneten Plantagen-Wirtschaft würde es endlich nicht an Kräften fehlen, die männliche Bevölkerung der Kolonie — ähnlich wie im Mutterlande — selbst zum Schutz des Kolonial-Besitzes heranzuziehen, ihr zunächst den notwendigen Ersatz der Kolonial-Truppe zu entnehmen und in weiterer Folge letztere ganz aus der Kolonial-Bevölkerung zu bilden. — Alsdann tritt voraussichtlich der Fall ein, daß die Kolonie — ganz auf eigenen Füßen stehend — dem Heimatlande reiche Zinsen für die von diesem anfänglich gebrachten Opfer bringen könnte. —

Das sind allerdings Zukunftsträume, deren Realisierung jedenfalls in ziemlich weiter Ferne liegt. Sie durften aber bei der Besprechung der in der Überschrift gestellten Frage nicht unberücksichtigt bleiben. —



Der Mensch und das Feuer.

Von

J. Ludewig.

Unter den mythologischen Sagen des griechisch-römischen Altertums ist diejenige von Prometheus eine der interessantesten und charakteristischsten. Die chaldäische und ägyptische Mythologie schließt sich eng und deutlich erkennbar an astronomische Erscheinungen und Beobachtungen an, welche von den sternkundigen Priestern metaphorisch umschrieben und personifiziert wurden. Sie gründet sich auf das allgemeine und größere Verhältnis der Erde im Weltenraume und legt Zeugnis ab dafür, daß schon im fernen Altertum die astronomischen Studien eingehend und, allerdings nur soweit es die für Raum- und Zeitmessungen noch unvollkommenen und ziemlich rohen Hilfsmittel gestatteten, nicht ohne Erfolg betrieben wurden. Solchen mehr oder minder abstrakten Beschäftigungen neigte die hellenische Naturanlage nicht zu; die Griechen fanden ihre Befriedigung in der Gegenwart und in ihrer greifbaren Welt, wozu sie die Schönheit und Fülle ihres Landes unter einem heiter gemäßigten Himmel vollständig berechtigte. Die traurige Existenz der Schemen im Reiche des Hades ist ein Ausfluß dieser selbstgenügsamen Lebensanschauung. Bei dieser Auffassung fehlten ihnen auch nicht nur die Mittel, sondern selbst die Anregung, sich durch mühsame Arbeit einen Einblick in die Natur der Dinge zu verschaffen, weil sie sich durch die Schönheit der Form und das Ebenmaß des Äußeren befriedigt fühlten. Freilich drängte sich auch den Griechen das Bewußtsein auf, daß der Mensch Einwirkungen und Gewalten unterliegt, welche zu beherrschen und selbst zu erkennen er unvernögend ist. Diese Erscheinungen und Kräfte blieben aber auf den Umfang der Erde beschränkt, welche

das Ganze ausmachte und als Teil eines größeren Ganzen nicht erkannt wurde. Es befriedigte daher auch, bis die Philosophie ihre Zweifel gegen die naiven Überlieferungen geltend machte, die lediglich auf den Erdkreis und den ihn umflutenden Ozean mit der alles umlagernden Luft bezogenen physikalischen Erscheinungen zu personifizieren und als Gottheiten anzuerkennen. Alle diese höhern Wesen sind lokal beschränkt und an die Erde gebunden; keines ist von Ewigkeit und keines von unbeschränkter Macht. Alle sind von menschlicher Form und von menschlichen Neigungen, Trieben und Leidenschaften beseelt; sie treten dem Menschen manchmal helfend und unterstützend, in der Mehrzahl der Fälle jedoch, namentlich im Anfange, feindlich, neidisch und mißgünstig entgegen.

Bei einer Lehre, die von grundirrtümlichen Voraussetzungen ausging, darf man selbstverständlich auf konsequente und logische Durchführung nicht rechnen, wie es sich recht deutlich zeigt bei der Mythe vom Prometheus. Dieser, ein Nachkomme des Titanen Japetos, welcher mit den übrigen Titanen, seinen Geschwistern, den Söhnen und Töchtern des Uranos und der Gaia, als Personifikation gewaltiger, der geregelten Weltordnung vielfach widerstrebender Naturkräfte zu betrachten ist, erscheint zwar auch im Gegensatz und in feindlicher Berührung zu der die Titanen und Titaniden verdrängenden jüngeren Generation des Zeus; allein seine Wirksamkeit ist keine zerstörende, sondern eine bildende, erhaltende und fördernde, der er selbst sogar zum Opfer fällt. Er bildet den Menschen und verleiht ihm durch die an dem Sonnenwagen entzündete Fackel den beseelenden Hauch, das Leben; und da Zeus in seinem Hassé gegen die Titanen und ihre Gebilde, um das Werk des Prometheus zu verderben, die Sterblichen des Feuers beraubt, erbarmt es den Bildner des Jammers seiner Geschöpfe; er entwendet den göttlichen Funken, nunmehr das wirkliche Feuer, aufs neue vom Sonnenwagen oder in der Esse des Hephaistos, bringt es in dem Marke eine Schilfpflanze verborgen den Menschen abermals als die Grundbedingung aller Kultur und Gesittung und erhebt dieselben schon hierdurch allein zu höherer Erkenntnis und Weisheit. Sein späteres Duldbertum unter den Fängen und dem Schnabel des Weiers, welchen die Rache Jupiters gegen den an den Felsen im Kaukasus geschmiedeten Prometheus entsendet, macht diesen zum wirklichen Weltheiland, den Zeus aber zu dem nie ruhigen Bedränger der Menschheit, deren rastloses Streben und Begehren sich in der immer wieder wachsenden Leber, dem Sitz der Begierde, allegorisch darstellt. In der Größe des für den Erwerb des Feuers gebrachten Opfers bietet sich ein Maßstab für die Wertschätzung, welche dieser Besitz schon bei den Griechen gefunden hat, und ein Beweis dafür, daß das Feuer von je an, wie schon angedeutet, als die Grundbedingung aller Kultur und Gesittung betrachtet worden ist. Der heutige Mensch kann sich den Zustand einer nicht im Besitze des Feuers befindlichen Menschheit kaum vorstellen; erst mit der Gabe des Feuers, mit seiner erwärmenden und erhaltenden Kraft einerseits seinen leuchtenden Eigenschaften andererseits, gelangt der Mensch überhaupt zu den Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins.

Mit vollem Rechte heißt es im Liede von der Glocke:

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.“

Zuerst und zunächst diente wohl das Feuer dem Bedürfnis des nackt geborenen, den Unbilden des Wetters und den wechselnden Temperaturverhältnissen preisgegebenen Menschen, einen Schutz gegen die Kälte zu finden, woran sich bald das Bestreben knüpfte, die Speisen schmackhafter zu bereiten und das Fleisch der erlegten Tiere sowie der gefangenen Fische durch Kösten genießbarer zu machen. Hierbei konnten die leuchtenden Eigenschaften des Feuers nicht unbemerkt bleiben, und sobald die Zeit für den Menschen anfing einen gewissen Wert zu erhalten, der es wünschenswert erscheinen ließ, die Periode der Dunkelheit nicht in träger Ruhe zu verbringen, sondern wenigstens teilweise mit nützlicher Beschäftigung auszufüllen oder auch nur in geselliger Vereinigung zu verkürzen, bediente er sich des helllodernden Feuers auch zur Erhellung der dunkeln Abende. Lange mag die Anwendung des Feuers auf die Erfüllung dieser ursprünglichsten, recht eigentlich des Leibes Notdurft entspringenden Bedürfnisse beschränkt geblieben sein, bis es durch die zufällige Entdeckung, vielleicht an der Feuerstelle, daß der Thon sich in seinen Eigenschaften durch das Feuer verändert und, durch Brennen in zweckmäßige Formen gebracht, zu dem mannigfaltigsten Gebrauche geeignet gemacht werden kann, zur Grundlage dieser neuen Industrie wurde. Von der Herstellung der Thonwaren zur Erzeugung des Glases ist der Weg nicht mehr so weit, als er bis zu der Eingangspforte solcher Industrie überhaupt zurückzulegen war; es bleibt jedoch trotzdem zweifelhaft, ob die Darstellung des Glases der Verarbeitung der Metalle, auch der in der Natur gediegen vorkommenden Edelmetalle und der leicht reduzierbaren Erze, vorhergegangen oder nachgefolgt ist. Jedenfalls hat aber zuerst die Gewinnung der Bronze wesentlich zur Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse beigetragen als alle früheren Erfindungen und Entdeckungen. In der Archäologie ist die Bronze das Prototyp für eine ganze, in ihrer Gestaltung und Entwicklung eigentümliche Periode des Menschendaseins, welche erst durch die Reduzierung der Eisenerze und die Verarbeitung des Eisens einen weiteren Fortschritt zur Vervollkommnung, Vertiefung und Veredlung des menschlichen Lebens findet.

Wie der alternde Mensch im einzelnen die Erinnerungen an die Jugend in rosigem, goldenem Schimmer sieht und die frühere Zeit als die bessere zu preisen pflegt, obgleich der Wunsch, das verstoffene Leben mit seinen verhältnismäßig spärlichen Freuden, Genüssen und Lichtblicken neben all den Mühen, Sorgen, verfehlten Bestrebungen und vereitelten Hoffnungen noch einmal zu durchleben, selten wirklich und in voller Aufrichtigkeit gegen sich selbst gehegt werden mag; ähnlich verhält es sich auch mit der Berechtigung, das frühere Zeitalter als das goldene, das glückliche zu betrachten. Mag sich das frühere Zeitalter wirklich schon im Besitze des Goldes befunden haben, trotzdem kann es uns nur als ein rohes und bedürfnisloses erscheinen, in dem der Mensch lediglich der Selbst-

erhaltung und der Erhaltung der eigenen Art lebte, glücklich genug, da er sie zu befriedigen nicht im Stande war, daß er weitere Bedürfnisse nicht hatte und nicht kannte. Die Vervollkommnung und Vertiefung des Lebens hängt von der Vermehrung der Bedürfnisse und der Kunst ab, ihnen in Rechtschaffenheit, im Bewußtsein des eigenen Rechtes, sowie in der Achtung vor fremdem Rechte Befriedigung zu verschaffen. Mit der Vermehrung der Bedürfnisse hält die Verfeinerung des Lebens und zwar nicht nur des äußeren Lebens, sondern auch der Lebensgewohnheiten überhaupt, und der Sitte, die Hochhaltung der eigenen Persönlichkeit und die Scheu vor der Beeinträchtigung der fremden Person gleichen Schritt. In diesem Sinne muß schon das eiserne Zeitalter, die Beherrschung der strengflüssigen Erze als das bessere anerkannt werden, welches ohne wesentliche Veränderungen und Fortschritte in der Ruhbarmachung des Feuers und der Wärme fast bis in die neueste Periode der Geschichte andauerte.

Eine neue und weitaus die bedeutendste Reformation hebt erst mit den Versuchen und Bestrebungen an, das Feuer zur Umwandlung des Wassers in Dampf und diesen als bewegende Kraft zu gebrauchen. Die Priorität dieser Erfindung wird gleichmäßig von Engländern, Franzosen und Deutschen beansprucht, von den ersteren jedenfalls mit Unrecht. Die erste Veröffentlichung erfuhr diese Idee mit der Absicht den Dampf zur Wasserhebung zu benutzen in einem 1615 deutsch und französisch in Frankfurt a. M. erschienenen Werke, seitens des als Ingenieur des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Heidelberg, also in Deutschland lebenden Salomon de Caus, den die Franzosen als ihren, seines Protestantismus wegen ausgewanderten Landsmann bezeichnen, und von dem auch Ludwig XIII. in einer Zuschrift sagt: „comme étant notre sujet.“

Die Engländer vindizieren diese Erfindung dem Marquis von Worcester, welcher dieselbe, nach dem noch vorhandenen Manuskript „century of inventions,“ während seiner Gefangenschaft, aber erst 1655 beschrieb, und sie vielleicht nicht einmal selbstständig gemacht, sondern bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich in Erfahrung gebracht hatte. Ein anderer Engländer, Morland, unterbreitete 1683 Ludwig ebenfalls das Projekt einer Dampfmaschine zur Wasserhebung, wobei er schon scharfsinnige Berechnungen angestellt und u. A. angeführt hatte, daß der Dampf das 2000fache Volumen des Wassers habe. Die erste Ausführung einer Dampfmaschine zur Wasserhebung gebührt dem Franzosen Papin, der auch als Calvinist nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes Frankreich verließ und von 1685 an in Deutschland als Professor der Mathematik an der Universität in Marburg wirkte. Bei der von ihm angegebenen Wasserhebungsmaschine, welche er in verschiedenen Ausgaben seines Werkes 1694, 1695 und 1707 beschrieb, ließ er einen Stempel durch Dampf heben und durch Abkühlung wieder senken. Die Engländer sollen nur die dritte Veröffentlichung gekannt haben und eignen deshalb den Ruhm einer ersten Ausführung ihrem wiederum in Frankreich lebenden Landsmann Savery zu, dessen Maschine 1698 patentiert und 1699 der Royal society vorgeführt wurde. Bei dieser Maschine mündeten in den oberen Teil eines luftdicht verschlossenen Gefäßes drei Röhren, das Saugerohr aus einem

tiefer liegenden Brunnen, das zu einem Dampfkessel führende Dampfrohr und das bis nahe auf den Boden des Gefäßes durchgehende Steigerrohr zur weiteren Hebung des Wassers. Jedes der drei Rohre war durch ein Ventil abzusperren. War das luftdichte Gefäß zunächst durch einströmenden Dampf und demnächstige Abkühlung ziemlich luftleer gemacht, dann saugte es sich nach der Öffnung des betreffenden Ventils aus dem Brunnen voll Wasser, welches nach dem Verschließen des Saugrohrs und dem Öffnen der Ventile in den beiden andern Rohren durch den aus dem Dampfkessel auf die Oberfläche wirkenden Dampf in dem Steigerrohr weiter gehoben wurde. Da zu jener Zeit der Dampfkessel für einen höheren Druck noch nicht genügend stark und fest gebaut werden konnte, so blieb die zu erreichende Höhe wegen des widerstrebenden atmosphärischen Druckes auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts konstruirte der Schmied Newcomen und der Glaser Cowlay aus Dartmouth eine Maschine, in welcher das Papinsche Prinzip mit dem von Savery vereinigt war, und brachten so die Anwendung des Dampfes schon zu wirksamerer und ausgebreiteter Anwendung. Allein die eigentliche Aera des Dampfes, d. h. die Umsetzung des Wassers in Bewegung durch Feuer, beginnt doch erst mit den Verbesserungen, welche James Watt (geb. 1736 zu Greenock in Schottland) unter der technischen und pekuniären Beihülfe des reichen Fabrikbesizers Matthew Boulton für die Dampfmaschine ersann und ausführte. Die Einführung des Kondensators, die zweiseitige Zuführung des Dampfes und die Verwertung der ihm innewohnenden Expansionskraft bilden die Grundlage für die nachfolgende Vervollkommnung, Ausbreitung und staunenerregende Nuzbarmachung der Dampfmaschinen, denen erst in der neuesten Zeit durch die Gasstrommaschinen, sowie durch die dynamoelektrischen Maschinen die Anfänge einer Konkurrenz erwachsen sind, welche noch auf andre Weise die Verwertung und direkte oder indirekte Umsetzung des Feuers bez. der Wärme in Bewegung und Kraft erzielen sollen.

Die Anführung der einzelnen Fälle, in welchen heutzutage derartige Motoren im Gebrauche stehen, würde nahezu die Aufzählung aller Zweige menschlicher Gewerbe und Industrien bedeuten; die Menge der Fabrikschornsteine in größeren Städten und Industriebezirken, die schon auf dem freien Felde zu landwirtschaftlichen Zwecken in großer Anzahl zeitweise betriebenen Lokomobilen, vor allem aber die Menge der Steinkohlen, welche alljährlich aus den unter der Erdoberfläche während vergangener Erdperioden aufgespeicherten Schätzen gewonnen und gefördert und zum großen Teil zur Verdampfung des Wassers verwendet werden, liefern ein anschauliches Bild, in welchem Maße die heutigen Kulturstaaten mit ihren zahllosen Bedürfnissen und Erfordernissen auf die Kraft in der Wärme, also auf das Feuer angewiesen sind. Einen sehr wesentlichen Anteil nehmen hieran diejenigen Maschinen, welche dem Verkehr der Menschen und Völker unter einander, dem Transport der Güter und Sachen sowohl, als dem Reiseverkehr der Menschen dienen, die Dampfschiffe und Dampfswagen. In ihrer weiten Verbreitung und in der Durchmessung von Räumen, deren Summen alljährlich kolossale Zahlen erreichen, dienen die solchen Zwecken gewidmeten Dampfmaschinen

vorzugsweise dazu, die Völker näher zusammen zu bringen. Sie helfen mehr und mehr die Schranken, die sonst die einzelnen Nationen von einander trennten, hinwegzuräumen und erweisen sich als die besten und wirksamsten Förderer der Humanität, leider allerdings auch häufig eines nichtsagenden und verschwommenen Kosmopolitismus, der als lobenswertes Nebenprodukt neben der im übrigen wohl wünschenswerten Annäherung der verschiedenen Völker zu einander nicht betrachtet werden kann.

Wie die Menschen zuerst in den Besitz des Feuers gelangt sind, darüber ist ein sicherer Nachweis noch nicht erbracht, noch auch wohl je zu erhoffen. Ob die zündende Kraft des Blizes, ob die feurigen Ausbrüche von Vulkanen oder die zufällige Erzeugung des Feuers durch Reiben oder Zusammenschlagen von Steinen seinen köstlichen Besitz angebahnt und eingeleitet haben, ist eine nicht mehr zu lösende Frage. Im Pentateuch ist zwar auf den ersten Seiten schon von der Erleuchtung, von der Scheidung des Lichtes von der Finsternis, sowie von Sonne, Mond und Sternen als den am Himmel aufgesteckten Lichtern die Rede; die erste Erwähnung des Feuers geschieht jedoch erst bei dem ersten Noachischen Brandopfer nach glücklicher Entleerung des Kastens, welcher das Leben aus der Sintflut in die nachfolgende Zeit hinüber gerettet hatte. Daß die Opfer von Cain und Abel Brandopfer gewesen wären, ist in der Bibel nicht ausgedrückt.

Der Sage vom Prometheus ist schon oben Erwähnung geschehen, und wenn auch unter seinem Namen sicherlich kein historisches Ereignis versinnbildlicht wird, so ist es doch vielleicht bezeichnend, daß bei den bramanischen Hindus Bramantha der Feuerbohrer, Bramätha aber der Raub heißt, beides Bezeichnungen, die auf einen Zusammenhang mit dem Namen und der Mythe des Prometheus schließen lassen.

Obgleich nun der Ursprung des Feuers nicht aufzuklären ist, so zeigt doch die innige Beziehung, in welche es vielfach zu den religiösen Gebräuchen und Einrichtungen des Altertums gebracht wurde, wie hoch sein Besitz geschätzt und geachtet wurde. Es ist nicht allzu gewagt zu vermuten, daß die in vielen Religionen wiederkehrenden heiligen und ewigen Feuer, deren ununterbrochene Unterhaltung die erste Pflicht gewisser priesterlicher Personen ausmachte, sich aus jenen Zeiten herschreiben, in welchen die Menschen Feuer nur sehr schwer auf andere Weise als durch Unterhaltung des einmal bestehenden Feuers erlangen konnten. Hierhin gehören das heilige Feuer der Brahminen, die ewige Flamme zu Baku, welches wegen der Menge seiner Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuersäulen der phlegräischen Felder um Baku von den Parzen oder Suebern und Hindus für eine besonders heilige Stätte gehalten wurde und vor der dauernden Besiznahme durch die Russen den Zielpunkt vieler Wallfahrer bildete; es gehören ferner hierher die Flammen im Tempel der Vesta, sowie die bei den ägyptischen Mysterien gebräuchliche ewige Lampe, die in der ewigen Lampe in den dem katholischen Kultus dienenden Kirchen und Kapellen ihre Fortsetzung bis auf den heutigen Tag findet. Diese in die heutige Zeit hineinreichende ewige Lampe kann zum Beweise dafür dienen, wie zähe die Menschen

trotz aller Fortschritte an einmal eingewurzelten Gewohnheiten festhalten, auch wenn die Ursache und Gründe ihres Entstehens längst fortgefallen und in Vergessen geraten sind. In den Haushaltungen der Europäer sowie der Kulturvölker überhaupt ist das ewige Feuer längst erloschen, und doch erinnert noch heute vielleicht eine holländische Sitte auch an die früher in vielen Haushaltungen unterhaltenen ewigen Feuer, indem dort namentlich in Wirtshäusern, aber auch in einzelnen privaten Haushaltungen ein zierliches Kupferbecken mit einer glühenden Torfkohle auf dem Tische steht und den ganzen Tag in Glut erhalten zum Anzünden von Schwefelhölzern (nicht Streichhölzern) und von Fidibussen dient.

Die Objekte, welche an den Stätten alter Pfahlbauten und in Höhlen gefunden werden, die in unvordenklichen Zeiten den Ahnen des heutigen Menschengeschlechts zum Aufenthalt gedient haben, gewähren in vieler Beziehung einen gewissen Einblick in den Kulturzustand unserer Voreltern. Aschenreste und verkohlte Überbleibsel geben die Gewißheit, daß auch jene Troglodyten die Wohlthat des Feuers schon gekannt und genossen haben, obschon Überreste von Werkzeugen zur Feuererzeugung noch nicht nachgewiesen sind. Dagegen haben sich vielfach durchbohrte Stücke von Horn und Knochen gefunden, und es läßt sich daraus schließen, daß die Menschen schon lange vor der Diluvialzeit Gelegenheit gehabt hatten, die Entwicklung der Wärme beim Bohrprozeß kennen zu lernen. Hiernach ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das erste und älteste Feuerzeug der Menschen ähnlich demjenigen war, dessen sich die meisten wilden Völker zur Zeit ihrer ersten Begegnung mit Europäern bedient haben und noch heute bedienen. Diese Art des Feuerzeugs besteht aus Holzstücken, welche in verschiedener Weise auf einander gerieben werden, bis sie Feuer oder mindestens Funken geben, die zur Entzündung leicht brennbarer Materialien dienen, als welche die unter der Rinde der Bäume gelagerten Bastgewebe, trockne Blätter, die trocknen Krümel faulen Holzes und dergl. dienen. Es wird wenig Deutsche geben, welche die erste Kenntnis dieser Art von Feuerzeugen nicht aus Robinson Crusoe geschöpft haben, wo der eben gerettete Freitag seinem Wohlthäter auf diese Art den Besitz der lange entbehrten wärmenden Flamme verschafft, die auch sofort zur Herrichtung einer Lamabrühsuppe verwendet wird. Leichter als das Reiben der Holzstücke auf einander führt es zum Ziele, wenn ein Stock mit einem Querholzbohrer quirlartig in Vertiefungen eines anderen Holzstückes oder auch zwischen zwei eng zusammengeschürzten Holzstücken gedreht wird. Dies sind richtige Feuerbohrer, die auch in den Schriften der alten Kulturvölker Erwähnung finden. Als zweckmäßig wird die Einwirkung verschiedener Holzarten auf einander gerühmt, wie z. B. Epheu und Lorbeerholz.

Übrigens war dem Altertum schon in ziemlich früher Zeit die Möglichkeit auch nicht gänzlich unbekannt, Brennstoffe durch Konzentrierung der Sonnenstrahlen mittels eines Brennglases zur Entzündung zu bringen. Auf eine solche Einrichtung deutet u. A. auch der Umstand hin, daß der Pontifex maximus das heilige Feuer im Tempel der Vesta, wenn es durch die Nachlässigkeit einer Priesterin

verlofchen war, nachdem er die erzürnte Gottheit durch Weifselung der pflichtvergeffenen Dienerin fowie durch feierliche Opfer und Gebete verföhnt hatte, an den reinen Strahlen der Sonne wieder anzünden mußte. In weiteren Kreifen wurde aber von diefem bekannten phyfikalifchen Vorgange auf feinen Fall Nutzen gezogen. Die nächfte Entwicklung fanden vielmehr die Feuerzeuge zu allgemeinem Gebrauche in dem Feuerschlagen, und zwar zunächft von Stein auf Stein, z. B. Kiefel auf Achat, fpäter auch von Metall auf Stein, was nach Virgil und Plinius den Römern bekannt war.

Auch die Feuerftellen im Haufe zur Erwärmung der Wohnräume haben erft in der jüngften Zeit den Bedürfniffen entfprechende Neuerungen erfahren, denn vor verhältnismäßig noch gar nicht fo unendlich weit hinter uns liegender Zeit war von Feuerungsanlagen überhaupt noch nicht die Rede. Der Eft rich des Wohnraumes, höchstens eine aufgemauerte Erhöhung auf demfelben bildete den Herd, und die Öffnungen für das Licht, fowie die Aus- und Eingänge der Bewohner waren die einzigen Straßen, auf denen auch der Rauch feinen Abzug fand. Wer fich den Zustand im Innern einer in kalter Jahreszeit durch Thranlampen erleuchteten und erheizten Eskimohütte ausmalen kann, der wird auch im ftande fein, fich eine Vorftellung von der Behaglichkeit der winterlichen Heimftätte unferer Vorfahren zu machen. Nur in bezug auf das Brennmaterial waren diefe better daran als wir, indem die Fülle der Wälder moderne Forft- und Waldfchutzverordnungen noch nicht nötig gemacht hatte und das Brennholz noch nicht zu einem Luxusartikel geworden war, deffen ausschließlichen Gebrauch fich heute allenfalls nur die höchsten Spitzen der oberen Zehntausend noch gönnen können. Die Mehrzahl der Menfchen ift auf billigeres Heizmaterial und namentlich auf die Borräte angewiefen, welche die gütige Natur in den Stein- und Braunkohlen für die nachfolgenden Gefchlechter tief unten in das Innere der Erdkruste abgelagert hat, und welche fie noch heute in den weiten Torfmooren bereitet. Nicht zum wenigften aber hat gerade die Befchränkung des freien Holzverbrauchs zur Verbesserung der Heizanlagen geführt und fomit unmittelbar zur Erhöhung der Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens beigetragen. So ift man von Feuerftellen zu Kaminen, Herden, eifernen Kanonenöfen und fchließlich zu den jezt meift gebräuchlichen modernen Kachelöfen gekommen, die im Verein mit den aber erft weniger angewendeten Luft- und Waflerheizungsanlagen das höchste find, was an Erfparnis des Heizmaterials und geringer Feuersgefahr bis jezt erreicht ift. —

Neben den vielen Schattenseiten, welche das Leben in einer großen Stadt begleiten, deren Kunftprodukte nur einen fchwachen Erfak für den Verzicht auf einen frifchen, fröhlichen Genuß in der freien Natur gewähren, ift es doch auch ein gewiffer Vorteil, daß dem Großstädter Aufregungen erfpart find, wie fie früher überall und heute noch an den meiften kleinen Orten vorkommen, wenn die Feuertglocke ertönt. Der miftönende Klang der Feuertglocke hat in der großen Stadt dem elektrifchen Feuertelegraphen Platz gemacht, durch deffen Thätigkeit niemand im Schlafe geftört wird; und wenn man in einem Zimmer nach dem Hofe hin-

aus schläft, kann es vorkommen, daß das Nachbarhaus während der Nacht zum Theil abgebrannt ist, ohne daß man dadurch auch nur eine Stunde in der Nachtruhe gestört worden wäre. Allerdings ist mit diesem Vorzug und Fortschritt auch wieder ein gewisses Stück von Poesie und eine Gelegenheit entschwunden, bei welcher sich in selbstthätiger Beihilfe der Gemeininn und das Bewußtsein der Bürgerpflicht nachdrücklich bethätigen konnten. Die Schauer der Feuerglocke wurden und werden vielfach noch erhöht durch Trommelwirbel und das Feuer-signal der Trompete, während der Nacht aber namentlich noch durch den dumpfen Hornruf oder gar durch das anhaltende Klaffeln der Riesenknaure des Nachtwächters. Wo die Straßen nicht erleuchtet sind, erscheinen die Laternen und Lichter vor und hinter den Fenstern der Häuser; die Hilfsmannschaft eilt zum Spritzenhause, und wer nicht hierzu bestimmt, sonst aber in der Lage ist mitzuhelfen und mitzuarbeiten, bringt seinen Feuereimer mit zur Brandstelle, um sich in die Kette der Wasserträger von den benachbarten Brunnen dorthin einzureihen und willig die oft ungewohnte Arbeit nach den Befehlen und Anordnungen des Löschmeisters und seiner Gehülfen zu verrichten. Es ist dies in der That eine Gelegenheit, wenn auch eine traurige, zu beweisen, daß der Mensch nicht nur berufen ist, in der Vereinzelung die Eigenzwecke zu verfolgen, sondern auch, wo erforderlich, hilfreich dem fremden Wohle zu dienen und durch Einordnung in eine planmäßige Organisation die Zugehörigkeit und Abhängigkeit von dem Ganzen des Gemeinwesens zu bekennen.

Allerdings reicht eine solche Organisation nicht aus für große und volkreiche Städte, wo der Zusammenfluß der arbeitsfähigen Männer zu unregierbaren Haufen anschwellen würde, unter welchen die Einmischung eines zahlreichen, zerstörungslustigen und vielleicht der Gelegenheit zu Diebstahl und anderem Unfug harrenden Pöbels nicht vermieden werden kann. Daher ist auch hier und auf diesem Felde die Theilung der Arbeit nützlich und notwendig. Die Löscheinrichtungen und Geräte in höchster Vollendung stehen in den Depots an verschiedenen Stellen der Stadt ununterbrochen bereit: die Pferde sind schon angeschirrt, und auf das Signal eines der zahlreichen telegraphischen Feuermelder, von dem einer von jeder Brandstelle aus in wenigen Minuten zu erreichen ist, um nicht nur den Ort, sondern auch den ungefähren Umfang der Gefahr nach dem nächsten Depot zu berichten, sind Spritzen, Wasser und Gerätewagen, sowie die für den Transport der Mannschaften bestimmten Fuhrwerke alsbald in der erforderlichen Anzahl, je nachdem es sich um Groß-, Mittel- oder Kleinfener handelt, bespannt, und die Brandstelle wird von dem geschulten Personal mit den vorzüglichsten Hilfsmitteln gestreckten Laufes in kürzester Frist erreicht.

Daß eine ständige Einrichtung solcher Art häufig in Anspruch genommen wird, liegt in der Natur der Sache. Wäre dies nicht der Fall, dann läge sie eben nicht in dem Bedürfnis und würde nicht eingerichtet worden sein. Dennoch ist es zu verwundern, wie hoch sich im Durchschnitt die Menge der Schadenfeuer beläuft, und wie viele selbst trotz aller Bau- und Polizeiordnungen unzweckmäßiger und sicherheitswidriger Einrichtung der Feuerstellen ihren Ursprung verdanken.

Wenn ein Schadenfeuer auf die Vernichtung von Vermögensobjekten beschränkt bleibt, dann ist es zwar immer ein beklagenswertes Ereignis, die Verluste sind aber doch nicht unerträglich. Schrecklicher ist es, wenn der Brand Verluste an Leib und Leben verursacht, welche unwiederbringlich verloren bleiben und mit den qualvollsten Martern verbunden sind. Wer einmal die traurige Gelegenheit hatte, die Ausrufe und das Geschrei einzelner Personen zu hören, welche von dem Tode in den Flammen eines mit leicht brennbaren Stoffen stark angefüllten Fabrikgebäudes bedroht sind, wird diese Szene niemals ganz aus dem Gedächtnis verlieren. Um wie viel gräßlicher aber ist es, wenn das Feuer einen von Menschen angefüllten Versammlungsraum bedroht, wie es leider in der letzten Zeit so vielfach bei Theatern zur Zeit der Aufführungen geschehen und um so tragischer in den Folgen ist, weil hier noch immer neben gefährlichen Beleuchtungsarten die Verwendung leicht feuerfangenden Materials auf der Bühne und die vielen Holzkonstruktionen in der Bauanlage die Ausbreitung der Flammen auf das Höchste beschleunigen, während der allgemein entstehende Tumult, die Hast der Fliehenden, indem sie die oft ungenügenden und engen Ausgänge versperren, die Rettung gänzlich vereiteln. Erst neuerdings hat man bei neuen Anlagen angefangen auf eine Verminderung der Gefahr hinzuwirken durch Einführung des elektrischen Lichtes, durch Vermehrung und Verbreiterung der Ausgänge, Korridore und Treppen, durch Einführung der zwar auch nicht absolut aber doch besser widerstehenden Eisenkonstruktionen statt des Holzes und durch Vermeidung der leicht schmelzbaren Zink- oder Kupferbedachung. Selbstverständlich ist hierbei nur dann die Erreichung des Zweckes möglich, wenn der Vorhang sich in massivem Mauerwerk und nicht, wie es auch vorgekommen ist, in Holzkonstruktionen bewegt, und namentlich durch Einrichtung eiserner Vorhänge, die im Falle der Gefahr schnell herabgelassen werden sollen, um die Bühne, welche in der Regel als der Herd der größten Gefahr zu betrachten ist, wenigstens eine Zeit lang sicher von dem Zuschauerraum abzuschließen. Vor allem aber und vorzugsweise zur Zeit der Aufführungen ist die stete Bewachung und Bereitschaft der Löschapparate, Löschmittel und Vorrichtungen erforderlich, um jedes Schadenfeuer unmittelbar nach dem Entstehen angreifen und womöglich sofort ersticken zu können.

Die Erscheinung des Feuers begleitet den Vorgang der chemischen Verbindung verschiedener Stoffe mit dem Sauerstoff. Jede Verbindung mit Sauerstoff ist als eine Verbrennung anzusehen, aber nicht jede Verbrennung ist von der Erscheinung des Feuers begleitet, und es gehören bei den einzelnen Stoffen gewisse, aber sehr verschiedene Wärmegrade dazu, um dieselben zum Eingehen der Verbindung mit Sauerstoff geneigt zu machen. Aus den Zuständen in der Sonne läßt sich schließen, daß eine Steigerung der Hitze, wie sie dort stattfindet, die Verbindung mit Sauerstoff verhindert, aber alle uns bekannten Stoffe in einen gasartigen und mehr oder minder leuchtenden Zustand übergehen läßt; ähnlich sind das Glühen der Kohle oder eines Metalles im luftleeren Raume unter der Einwirkung des elektrischen Stromes, sowie der elektrische Funken selbst, der künstlich durch Batterien oder sonstige Maschinen erzeugt sowohl, wie der natürliche des Blitzes, Feuer-

erscheinungen, die nicht notwendig an das Vorhandensein des Sauerstoffs gebunden sind. Die irdischen Gebrauchsfeuer aber nicht weniger als die Schadenfeuer haben stets das Vorhandensein von Sauerstoff zur Voraussetzung und sie verlöschen oder werden am Entstehen verhindert, wenn dem Sauerstoff der Zutritt zu der Flamme verwehrt, wenn die Herbeiführung des für den chemischen Vorgang der Verbindung mit Sauerstoff erforderlichen Wärmegrades unmöglich gemacht, wenn das Material zur Verbindung mit dem Sauerstoff entzogen, oder wenn es durch besondere Behandlung in einen solchen Zustand versetzt wird, daß es nicht in Brand geraten kann und der Verbindung mit Sauerstoff in hinreichendem Maße widersteht.

Letzteres ist nur in gewissen Grenzen möglich. Beispielsweise wird eine Auflösung von Wasserglas, welches gewöhnliches Glas, d. h. eine in der Hitze entstandene Verbindung von Alkalien (Kali, Natron) mit Kieselsäure ist, die durch einen größeren Gehalt von Alkalien bei anhaltendem Kochen in Wasser löslich wird, als ein feuerfesterer Anstrich für Holz, Leinwand und andre brennbare Gegenstände angesehen. Übersteigt die Hitze einen gewissen Grad, dann erweist sich das Wasserglas aber unwirksam. Zur Herstellung unverbrennlicher Anzüge, Säcke u. s. w. namentlich zum Gebrauch bei Feuersbrünsten wird der unverbrennliche Asbest, die seidenartigen Fadenkristalle der Hornblende, mit Hanf und Baumwolle zusammengewebt und nachher im fertigen Produkt durch Ausbrennen von den verbrennlichen Pflanzenstoffen befreit. Stein, feuerfester Thon, Chamotte (ein Gemenge von Thon mit zerkleintem Porzellanscherben) werden zu Gewölben, Ziegeln und Kapseln verwendet, wo dem Feuer ein erfolgreicher Widerstand entgegen gesetzt werden soll.

Die verschiedenen Arten, Feuer zum Verlöschen zu bringen, finden im gewöhnlichen Leben vielfache Anwendung. Wenn wir den Ofen nicht mehr mit Brennmaterial speisen, dann geht er aus; das gleiche Verfahren der Entziehung des Brennmaterials wird eingeschlagen, wenn eine Gasflamme durch Schließen des Hahnes zum Verlöschen gebracht wird, und es tritt von selbst ein, wenn der Docht einer Lampe das in dem Materialbehälter derselben vorrätig gehaltene Öl oder Petroleum aufgezehrt hat; die Lampe kann am Weiterbrennen auch in der Weise verhindert werden, daß man die obere Öffnung des Zylinders mit einem Täfelchen bedeckt, oder daß man den Docht tiefer schraubt. Bei einem Lichte vertritt das Aufsetzen eines Lichthütchens die Stelle dieses Täfelchens, oder es wird das Licht auch kurzer Hand durch Ausblasen ausgelöscht; die in einem Meiler gar gebrannten Kohlen werden, wie häufig auch die aus dem Herd oder einem Stubenofen entfernte glühende Asche, durch Aufgießen von Wasser gelöscht.

Beim Ausblasen wird das Weiterbrennen durch Abkühlung und Entziehung der Wärme verhindert; — selbstverständlich aber muß das Blasen oder der Zug stark genug sein und in richtigem Verhältnis zu der Größe der Flamme stehen, weil im andern Falle das Feuer durch vermehrte Zuführung der Luft nur noch stärker angefacht wird, wie dies durch Anwendung von Blasebälgen und Gebläsen, bei Herd- und Schmiedefeuern, sowie beim Betriebe von Öfen für gewerbliche und

industrielle Zwecke täglich in zahllosen Fällen verwendet wird. Legt man einen brennenden Holzspan auf Holz, dann verlöscht er nicht so leicht, wohl aber wenn er auf eine kalte Eisenplatte gelegt wird, weil sich die Wärme in dem Eisen sehr schnell fortleitet und verbreitet, wodurch dem Feuer die zu seiner Erhaltung nötige Wärme entzogen wird.

Auf diesem Prinzip der Abkühlung durch Fortleiten der Wärme in gutleitendem Material beruht die Anwendung der Drahtluce bei der Davyschen Sicherheitslampe gegen die Explosion schlagender Wetter in Kohlenbergwerken; selbstverständlich bieten diese Lampen aber nur so lange einen Schutz, als die Netze nicht mittels der durch die Maschen an die Flammen gedrückenen und innerhalb der Lampe brennenden Gase soweit erhitzt sind, daß die Flamme nun das Netzwerk durchdringen kann; jedenfalls aber gewähren sie den Bergleuten bei genügender Aufmerksamkeit hinreichende Zeit, um sich aus der gefahrdrohenden Gegend, aus welcher die Ventilationsvorrichtungen die Kohlenwasserstoffgase nicht in dem erforderlichen Maße entfernt haben, rechtzeitig zurückzuziehen. Es liegt eigentlich sehr nahe, zu versuchen, die aus der Beleuchtung bei der Arbeit in Kohlschächten erwachsende Gefahr durch Einführung des elektrischen Glühlichtes in luftdicht verschlossenen Glasgefäßen ganz zu beseitigen; allein abgesehen davon, daß es schwer sein würde, die massenhaften Drahtverbindungen, welche die Glühlichter an vielen hundert Arbeitsstellen eines größeren Betriebes erfordern, herzustellen und den Bedürfnissen des Betriebes entsprechend zu verlegen, so ist auch nicht zu übersehen, daß bei jedem unter den eigentümlichen Gebrauchsverhältnissen nicht absolut unmöglichen Drahtbruch an der Bruchstelle u. U. fortdauernd elektrische Funken überspringen, welche zur Entzündung explosiver Gasgemenge geeignet sind. Nichtsdestoweniger läßt sich erwarten, daß das elektrische Licht auch in den Minen wie schon jetzt in den Theatern siegreich einziehen wird. In vielen Fällen genügt zur Beseitigung der Gefahr die Ventilation zur Fortschaffung der Gase; die größte Gefahr liegt in Unvorsichtigkeiten, welcher die Belegschaft sich schuldig macht, wenn sie nach einer sonntäglichen Ruhepause zuerst wieder einfährt, und die Mehrzahl der Unglücksfälle ereignet sich auch unter solchen Umständen. Alle Vorsichtsmaßregeln erweisen sich aber als gänzlich ungenügend, wenn es sich um sogenannte „Bläser“ handelt, d. h. um Kohlenwasserstoffverbindungen, welche unter hohem Druck im Gestein vielleicht sogar in flüssigem Zustande ruhen und unplötzlich, wenn die hemmende Schicht durch Anhauen widerstandsunfähig geworden ist, mit einer solchen Gewalt hervorbrechen, daß sie jedes Menschenwerk zertrümmern und die in der Nähe befindlichen Menschen vernichten und zerreißen.

Bringt man die Flamme einer Lampe durch Bedecken des Zylinders zum Verlöschen, dann geschieht dies dadurch, daß in kurzer Zeit der in dem Zylinder enthaltene Sauerstoff verbraucht wird; neben dem durch die Verbrennung erzeugten Kohlenoxydgase bleibt nur der in der Luft enthaltene Stickstoff zurück, und beide Gasarten sind unfähig die Flamme zu erhalten, während der weitere Zutritt der Sauerstoff zuführenden Luft verhindert wird. Ähnlich und nach demselben Prinzip verfährt man bei Schornsteinbränden, welche durch Schließen der Schornsteinflappen

sehr häufig mit dem besten Erfolge in sich selbst erstickt werden. Das Ausmachen einer Lampe durch Dieferschrauben des Dochtes beruht auch auf der Entziehung des Sauerstoffes in einer anderen Weise; bei dem Gebrauche eines Lichthütchens wirkt die Verhinderung des Luftzutritts meistens zusammen mit der Abkühlung durch Fortleiten der Wärme. Die Wirkung des Wassers beim Löschen beruht auf dessen Verdampfung und der mit diesem Prozesse verbundenen Absorption von Wärme. Jede Flüssigkeit absorbiert beim Verdampfen Wärme, welche für das Gefühl und das Thermometer verschwindet oder latent wird und diejenige Kraft repräsentiert, welche erforderlich ist, um den Stoff aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand überzuführen. Ein ähnlicher Vorgang ist zu beachten beim Schmelzen eines Körpers, d. h. beim Übergang aus dem festen in den flüssigen Zustand, so daß man allgemein sagen kann, daß beim Übergang aller Stoffe durch Erwärmung aus einem Aggregatzustande in einen andern Wärme latent wird. Beim umgekehrten Vorgang der Verdichtung, beim Übergang aus einem Aggregatzustand in einen andern durch Abkühlung wird die gebundene Wärme wieder frei. Man empfindet jenen Wärmeverlust sehr deutlich, wenn man einige Tropfen einer leicht verdampfenden Flüssigkeit auf die Hand schüttet und verreibt, indem dabei das Gefühl der Erkältung entsteht, weil der Hand die zum Verdampfen der Flüssigkeit nötige Wärme entzogen wird. Hierauf beruht u. A. die erfrischende Wirkung ätherischer und alkoholischer Flüssigkeiten, wie des kölnischen Wassers, deren man sich bei großer Hitze im Sommer oder in heißen Räumen bedient; ebenso beruht hierauf das Erkennen der Windrichtung, wenn man einen befeuchteten Finger frei auch nur in leise bewegte Luft hineinstreckt. Daß bei der Dampfbildung Wärme gebunden wird, geht übrigens auch schon daraus hervor, daß die Temperatur jeder Flüssigkeit während des Kochens trotz der ununterbrochenen Unterhaltung des Feuers unverändert bleibt. Bei einem bestimmten Luftdruck bleibt die Temperatur des siedenden Wassers 100° C., wie sehr auch das Feuer unter dem Siedekessel verstärkt wird; alle dem Wasser zugeführte Wärme wird lediglich verbraucht, um das Wasser von 100° C. in Dampf von derselben Temperatur zu verwandeln.

Die Menge der Wärme, welche beim Verdampfen von Flüssigkeiten gebunden wird, ist bei verschiedenen Flüssigkeiten sehr verschieden und für einzelne derselben durch sehr umfassende Versuche bestimmt worden, wobei es, allerdings unter sehr umständlichen Vorsichtsmaßregeln gegen einen unbemerkten Wärmeverlust, nur darauf ankam, bei einem Destillierapparat genau zu beobachten, wieviel Dampf in einer gewissen Zeit verdichtet und um wieviel Grade die bekannte Menge des Kühlwassers dabei erhöht wurde. Wie das Wasser unter allen irdischen Stoffen die größte Wärmekapazität besitzt, d. h. bei gleichem Gewichte die größte Menge von Wärme erfordert, um seine Temperatur um eine bestimmte Anzahl von Graden zu erhöhen, so nimmt es auch in bezug auf die Menge seiner latenten Wärme einen hervorragenden Platz ein, und dies ist für seine Verwendung und Brauchbarkeit beim Löschen von besonderem Werte, weil es in solchem Falle durch die Verdampfung dem Feuer viel Wärme entzieht. Es darf hierbei aber, wenn die beabsichtigte Wirkung erzielt werden soll, nicht zu wenig Wasser in das Feuer geleitet

werden, weil dem Feuer hierdurch zu wenig Wärme entzogen wird, während der Dampf selbst über kohlenden Körpern sich dann in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt und darum dem Feuer neue Nahrung zuführt. Man wendet diese Erfahrung an, wenn man Steinkohlen für die Öfen naß macht oder Wasserdämpfe in Steinkohlenfeuerungen leitet, um einen größeren Heizeffekt zu erzielen.

Wenn Öle brennen, ist das Wasser zum Löschen nicht anwendbar, weil es schwerer ist als das Öl, letzteres also nicht bedeckt und die Luft nicht abzuhalten vermag, und weil das brennende Öl eine solche Hitze besitzt, daß das Wasser nicht nur in Dampf verwandelt wird, sondern die Dämpfe auch durch Überhitzung eine große Spannung erhalten und das brennende Öl umherspritzen. — In einem solchen Falle ist es, wenn es angeht, das beste, die Gefäße mit dem brennenden Inhalt fest zu verschließen, oder aber der Luft durch Austreuen von Sand oder Asche den Zutritt zu der Flamme abzusperren. Denselben Erfolg, Flammen durch Verhinderung des Zutritts der Luft zu ersticken sollen auch die sogenannten Löschdosen oder Feuerlöschpatronen erzielen; es sind das Büchsen von Pappe mit brennbaren Stoffen angefüllt, die beim Verbrennen Gase entwickeln, welche dem Brennen entzündeter Gegenstände entgegen wirken. Nach einer früheren Angabe soll die Füllung aus 8 Teilen Salpeter, 4 Teilen Schwefel und einem Teil Kohle bestehen, durch deren Verbrennung schweflige Säure, Kohlensäure und Stickstoff in gasartigem Zustande frei werden; nach einem noch vor wenigen Jahren in England erteilten Patente werden 20 Teile chlorsaures Kali auf 10 Teile Kolophonium, 50 Teile salpetersaures Kali, 50 Teile Schwefel und 1 Teil Braunerstein zur Füllung von Löschdosen empfohlen. Um einen Brand zu löschen, sollen die Löschdosen entzündet und in das Feuer geworfen werden. Selbstverständlich kann eine Wirkung nur in geschlossenen Räumen ohne bedeutende Öffnungen erzielt werden; unter geeigneten Umständen aber können sich diese Löschdosen wohl wirksam erweisen; eine allgemeine Verbreitung haben sie noch nicht gefunden und sie sind bei weitem nicht in gleichem Maße in das Brandschutz- und Löschinventar übergegangen wie die Extinguier- oder Gasspritzen.

Die Gasspritze ist eigentlich nur ein im großen ausgeführter Siphon, eine mächtige Sodawasserflasche, und existiert in verschiedenen Formen, welche sich im wesentlichen dadurch von einander unterscheiden, daß bei der einen Art das kohlensäure Wasser fertig aufbewahrt wird, während bei der andern Art nur die Materialien, zweckmäßig vorgerichtet, bereit stehen, um im Bedarfsfalle den chemischen Prozeß ohne Aufschub und mit größter Bequemlichkeit vor sich gehen zu lassen. Beide Arten bilden einen länglichen Zylinder, der aus gut verzinnem Stahlblech solide gebaut und auf einen Druck von 10 bis 14 Atmosphären geprüft ist; am untern Ende ist der Zylinder mit einer Ausflußöffnung mit verschließbarem Hahn armiert, an welche ein kleiner Spritzenschlauch angeschraubt werden kann. Bei der einen Art enthält nun der aufsitze Boden eine Öffnung mit Muttergewinde, welche durch eine passende Schraube fest geschlossen werden kann; diese Schraube verlängert sich in ein durch die Mutteröffnung leicht hindurchgehendes Rohr, welches nur seitlich durchlöchert ist. Zur Füllung wird der Zylinder umgekehrt auf den oberen Deckel gestellt und

nach Entfernung der Schraube mit dem durchlöcherten Rohr mit Wasser gefüllt, in welches eine gewisse Menge doppelt kohlensaures Natron geschüttet wird. Hierauf wird das Siebrohr, nachdem es eine Füllung von gepulvertem Weinstein (Weinsteinsäure) erhalten hat, thunlichst rasch durch Schraubenmutteröffnung eingebracht und der Apparat durch die Verschlussmutter schnell, fest und luftdicht verschraubt. Die Weinsteinensäure wird alsbald von dem Wasser im Innern, welches durch die seitlichen Sieböffnungen im Rohre Zutritt findet, aufgelöst; sie verbindet sich mit dem vorhandenen Natron, während die Kohlensäure frei wird. Durch die Entbindung der Kohlensäure entsteht in dem Zylinder ein der jedesmaligen Temperatur entsprechender Druck von 2 bis 6 Atmosphären, und unter diesem Druck wird im Gebrauchsfalle das Wasser mit großer Gewalt aus dem Spritzenschlauch herausgetrieben.

Bei der andern Gattung von Ertinctoren ist der Deckel abzunehmen, um die Füllung mit Wasser und doppelt kohlensaurem Natron zu bewirken. Unter dem Deckel ist eine Glasröhre befestigt, die mit 80prozentiger Schwefelsäure gefüllt und am oberen Ende mit einem Hütchen in Glycerin oder Ölverschluß bedeckt wird. Der Apparat wird fest verschraubt, aufrechtstehend aufbewahrt und im Bedarfsfalle umgekehrt, worauf das Hütchen vom Glaszylinder abfällt und, indem die Schwefelsäure sich in die Füllung ergießt, unter Entbindung von Kohlensäure schwefelsaures Natron sich bildet. Dieser Apparat hat den Vorzug, daß er nicht dauernd unter hohem Druck steht, wie derjenige mit der Weinsteinensäurefüllung. Letzterer ist deshalb auch in der Regel noch mit einem Manometer versehen, um stets die Höhe des Druckes und damit die Gebrauchsfertigkeit leicht kontrollieren zu können; bei guter Herstellung ist übrigens in Jahren keine Druckverminderung beobachtet worden, und es ist durch die Erfahrung wohl noch nicht festgestellt, ob und welcher Art der Gaspsriken ein Vorzug vor der andern zuerkannt werden muß.

Die in der That überraschende Wirkung der Gaspsriken beruht darauf, daß das unter starkem Druck befindlich gewesene und mit großer Kraft auf das Brandobjekt auffallende Wasser beim Übergang in den gewöhnlichen Zustand, sowie demnächst bei der Verdampfung eine sehr große Menge von Wärme absorbiert und darum stark erkältend wirkt, und daß außerdem die begleitende Kohlensäure verbrennungsverhindernd auftritt. Bei den vor Sachverständigen und Interessenten von den Fabrikanten der Gaspsriken angestellten Proben werden in der Regel Holzhausen mit Meisig untermischt und mit Theer übergossen, Bottiche mit Theer angefüllt und durch in Petroleum getränktes Stroh bedeckt; solche und andere dergleichen Objekte werden dann in Brand gesteckt und erst nach einer Weile, wenn der Brand sich schon zu starker Glut und Lohe entwickelt hat, mit der Spritze angegriffen. Ein Mann nimmt den Zylinder mittels der Tragriemen auf den Rücken, den Schlauch in die Hand und geht oft in wahrhaft infernalischem Qualm und Rauch an die verschiedenen Feuerherde, welche jedesmal in kürzester Frist zum Erlöschen gebracht werden. Ein solches Schauspiel ist in höchstem Grade interessant und liefert den augenscheinlichen Beweis, daß die Gaspspritze ein sehr geeignetes Mittel ist, um Schadenfeuer, wenn sie bald nach der Entstehung entdeckt werden, zu ersticken und an der Ausbreitung zu verhindern, selbst wenn sehr leicht brennbare

Materialien von denselben ergriffen waren. In diesem Sinn legen auch die Feuerversicherungsanstalten großen Wert darauf, daß die von ihnen übernommenen Risikos diesen Schutz erhalten, und eben so werden die Gassprizen in vielen öffentlichen Gebäuden bereit gehalten. Sie sind in der That als eine wesentliche Bervollkommnung und Errungenschaft der Neuzeit anzusehen, die lediglich dem Studiren in dem chemischen Laboratorium und der Verwertung wissenschaftlicher Untersuchungen im praktischen Leben zu verdanken ist.

Wo ein Schadenfeuer nicht gleich im Entstehen entdeckt wird und gedämpft werden kann, da versagt allerdings auch die Gasspritze, selbst wenn sie, wie erforderlich, zugänglich aufbewahrt worden, den Dienst; denn eine Gasspritze genügt doch immer nur zum Verlöschen eines Brandes von mäßigem Umfang; mehrere Gassprizen aber sind nur sehr selten zur Hand, und auch die wiederholte Füllung desselben Apparates kann doch nur in vereinzelten Fällen zu dem erwünschten Ziele führen. Die Bekämpfung größerer Schadenfeuer muß daher dem gewöhnlichen Wasser und den Sprizen überlassen bleiben.

Mit dem Wasser bei Schadenfeuern bis zu dem Herde des Brandes selbst vorzudringen, ist häufig mit großen Schwierigkeiten verbunden; das bloße Einsprizen des Wassers in die Flamme nützt nicht nur nicht, sondern es schadet sogar; soll der Wasserstrahl wirksam werden, dann muß er den brennenden Körper selbst treffen. Dies wird durch Sprizen und Pumpwerke vermittelt, welche das Wasser zu bedeutender Höhe zu heben und unter Zuhilfenahme von Windkesseln, welche der Unterbrechung des Strahles bei jedem Hube vorbeugen, mit einer entsprechenden Gewalt gleichmäßig auszustößen im stande sind; namentlich läßt sich ein Brand durch die sogen. Dampfsprizen kräftig bekämpfen, bei welchen die Menschenkraft durch Dampfkraft ersetzt wird und eine sehr große Wassermasse in kurzer Zeit bewegt werden kann. In großen Städten, von denen sehr viele zur Versorgung der Einwohner mit Wasser besondere Wasserwerke besitzen, tragen diese wesentlich bei, um die Ausbreitung der Schadenfeuer zu beschränken; weil die Schläuche häufig direkt an die Wasserrohre gelegt werden können und da, wo der Druck hierzu nicht ausreicht, die Sprizen wenigstens leicht mit der erforderlichen Menge von Wasser gespeist werden, während früher, wie im Winter und zu heißer Sommerzeit, auch die Sprizen sehr oft versagten, weil das Wasser eingefroren oder versiegt war. Für große Etablissements mit Dampftrieb werden häufig mit großem Erfolg dauernde Sprizenanlagen geschaffen, indem die Dampfmaschine im Bedarfsfalle einerseits an eine Pumpe gelegt werden kann, deren Saugrohr zu einem reichlichen Brunnen oder in ein vorbeischießendes Wasser führt, während andererseits ein nach allen Teilen der Fabrik verzweigtes Röhrensystem gespeist wird, welches in sogen. Hydranten endigt, d. h. in Vorrichtungen, an welche die Schläuche, wie bei städtischen Wasserversorgungsanlagen, unmittelbar angelegt werden, um jeder gefährdeten Stelle aus größter Nähe beizukommen.

Auffallend ist es, daß namentlich in trockenen Jahren auch in den Kulturgegenden Europas noch immer so viele Waldbrände entstehen und häufig eine gewaltige Ausdehnung annehmen. Meistens verdanken sie der Unvorsichtigkeit, einem

weggeworfenen Zündholz, einem Stückchen Schwamm, einem glimmenden Zigarrenrest, oder auch dem ohne Aufsicht gelassenen Kochfeuer der Holzarbeiter ihren Ursprung, wenn sie nicht gar boshafter Weise angelegt werden. In dem dünnen Grase und Unterholz finden sie schnell und reichlich Nahrung; sie ergreifen dann die Zweige und Äste der Stämme und bilden in kurzer Zeit ein schauriges Feuermeer, bei dem von Löschen nicht mehr die Rede ist. Einhalt wird der vernichtenden Lohe nur dann geboten, wenn der Waldbrand an einen Wasserlauf, an freies, unbewachsenes Land gelangt, oder wenn es gelingt, ihn durch breite Lichtungen, auf denen auch die Grasnarbe vernichtet wird, zu isolieren. Ein solcher Waldbrand wüthet mitunter tage- und wochenlang, bis es dem Aufgebot von tausenden helfender Hände selbst aus weiterer Ferne möglich wird, eine ihm unübersteigliche Grenze herzustellen. Traurig ist das Bild eines ausgebrannten Waldes; zwar sind die Stämme und selbst die Äste nicht alle zu Asche verbrannt, aber doch im Äußeren sichtbar bis auf das Mark verkohlt und jeglicher Lebenskraft beraubt, ein immenses Totenfeld mit aufragenden Baumleichen, den vernichteten Pflanzlingen fleißiger Menschen auf vielen hundert Morgen Landes. Dennoch ist der Waldbrand in engbevölkerten Kulturländern nur ein schwaches Abbild der Schrecken und der großartigen Zerstörung, wie sie der Brand des Urwaldes und selbst der Prärien in den menschenarmen Distrikten Amerikas im Gefolge hat, wenn er mit Sturmeswille dahin braust und mit dem Wald und Pflanzenwuchs auch die Bewohner ins Verderben zieht. Das ganze Tierreich wird von der nahenden Gefahr aufgeschreckt und sucht dem drohenden Tode zu entfliehen; Hirsch und Reh, Büffel und Pferd jagen in gestrecktem Laufe von dannen, in der Flucht zu immer größeren Herden anschwellend; und nicht auf Raub, nur auf die eigene Rettung bedacht, untermischen sich den friedlichen Grasfressern ihre natürlichen Feinde, die Wölfe, die Jaguare und Puma, bis alles endlich, wenn es nicht von der Flamme umzingelt oder erreicht wird, vielleicht unter dem schützenden Dache eines überhängenden Felsens an einem tief eingeschnittenen Wasserlauf von dem rasenden Jagen erschöpft zusammenbricht und sich eine Zeitlang friedlicher Erholung neben dem nicht minder erschlafften Feinde erfreut.

Wehe aber auch dem Menschen, und zwar nicht nur in der Einöde der Prärie oder des Urwaldes, sondern auch inmitten der Kultur, wenn er nicht gerüstet und nicht mit vereinten Kräften dem entfesselten Element entgegentreten kann; hat dasselbe erst die Schranken der Menschengewalt durchbrochen und überschritten, dann hört es in seinem verderbenbringenden Lauf hier ebenfalls erst dann zu wüthen auf, wenn alles der Zerstörung verfallen ist, was zu zerstören möglich war. Belege hierfür liefern die zahllosen Brände, von welchen uns die Geschichte erzählt, wie sie angefacht durch die Furie des Krieges, durch die Bosheit eines Individuums oder auch durch unglücklichen Zufall sich in gewissen Zeiträumen immer wiederholen und hier den Thron und die Residenz des Salmanassar oder des Priamus, dort den Tempel der Diana in Ephesus in Asche legen, wie sie von den Römern in die Burg der rivalisierenden Karthager getragen und in Rom selbst von Nero den Christen zur Last gelegt werden. Tilly in Magdeburg und

die Kommode in Paris, dies sind allbekannte, aber nur ganz vereinzelte Vorkommnisse, wie sie sich tausendfach wiederholen und aufzeichnen lassen; der Jammer aber, das Unglück und die Qualen, von denen dabei die es Erlebenden getroffen worden sind, diese lassen sich nicht schildern und ermessen, sie übersteigen in ihrer Summe und Ungeheuerlichkeit nicht nur das Vermögen der beschreibenden Feder, sondern selbst das der ausmalenden Phantasie. Glückliche möge sich jeder preisen, dem das Schicksal vergönnt, das Feuer als die wohlthätige Macht zu nennen und zu benutzen, die in den ihr gesteckten Grenzen wohlthätig wirkt und schafft und eine der Grundlagen bildet, um das Leben erst menschenwürdig zu gestalten, ohne ihm als feindlicher und kaum besiegbarer, roher Naturgewalt hilflos und trostlos verzweifelnd gegenüber gestellt zu werden.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Medizin.

Zur Kur der Fettleibigkeit. Von Dr. Demuth¹⁾.

Die Kur der Fettleibigkeit gehört nicht zu den angenehmsten und dankbarsten Aufgaben des Arztes. Wohl herrscht in der Medizin der Grundsatz, daß eine Krankheit um so eher therapeutischen Maßregeln zugänglich ist, je klarere Einsicht wir in ihre Aetiologie haben und je mehr die Mittel, die uns zu ihrer Bekämpfung zu Gebote stehen, seien es negative oder positive, derart sind, daß sie die schädliche Weiterwirkung der erkannten Ursache hemmen können. Wenn nun auch in der Physiologie der Ernährung noch gar viele Fragen und Rätsel ihrer Lösung harren, und wenn wir auch noch keine volle Einsicht über die Verschiedenheit der Größen der Fettablagerung, physiologisch oder pathologisch, bei Individuen unter gleichen Verhältnissen haben, so wissen wir doch das eine sicher, daß die eigentliche Ursache der Fettablagerung immer in einem Mißverhältnis zwischen dem, was der Körper in der Nahrung aufnimmt, und dem, was er ausgiebt, beruht.

Im ganzen wird es schwer sein, in praxi wenigstens, von zwei Individuen zu behaupten, sie befänden sich unter vollständig gleichen Bedingungen bezüglich der Aufnahmen und Ausgaben. Angenommen, es befänden sich zwei bezüglich des Alters, der Größe, des Gewichtes, der Nahrung und der Leistung anscheinend unter gleichen Verhältnissen; der eine aber nimmt einerseits täglich $\frac{1}{4}$ Schoppen Bier mehr zu sich oder er genießt täglich in der Nahrung 8—10 gr Kohlenhydrat oder 5—6 gr Fett mehr, was, auf verschiedene Nahrungsmittel und Tageszeiten verteilt, sicherlich der Beobachtung entgehen kann, andererseits arbeitet er etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weniger, oder seine Arbeit ist bei gleicher Zeitdauer etwas weniger

¹⁾ Vortrag, gehalten in der ärztl. Bezirks-Versammlung in Dürkheim.

intensiv, $\frac{1}{2}$ Stunde Tagesarbeit = 4—5 gr weniger Fettabgabe, so ergäbe sich in diesen beiden, der Beobachtung sich völlig entziehenden Momenten, die Bedingung für ein jährliches Plus des Fettansatzes von 7 Pfund. Nicht viele Jahre werden vergehen, so ist aus dem an und für sich physiologischen Vorgang der Fettaufnahme und Fettablagerung ein pathologischer Zustand geworden, dessen Beginn und Abgrenzung gegenüber dem vollen gesunden Zustand niemand angeben kann, dessen Dasein aber von jedermann erkannt wird. Verfasser betrachtet also die sogenannten Hilfsursachen: Erblichkeit, Alter, Geschlecht, Konstitution und Temperament als von untergeordneter Bedeutung.

Alle diese prädisponierenden Momente lassen sich darauf zurückführen, daß entweder überhaupt, oder in einem bestimmten Alter bei dem betreffenden Individuum die trophisch-plastische Energie der Gewebe vermindert ist. Oft läßt sich gar nicht bestimmt entscheiden, ob diese Verminderung des Stoffwechsels Ursache oder Folge der Fettsucht sei. Man beobachtet oft Fettsüchtige mit trägem Pulse, bei denen, nach Minderung ihres Gewichtes, wieder regere Zirkulation eintritt. Manchmal ist auch die einzig wirkende Hilfsursache ein Mißverhältnis zwischen stickstoffhaltigem und stickstofffreiem Körpergewebe. Entweder ist das stickstoffhaltige Gewebe nicht energisch genug, oder es ist davon zu wenig vorhanden, so daß von dem eingeführten Material nicht alles verbraucht werden kann und immer noch ein Plus zum Ansatz übrig bleibt.

Was insbesondere die Anlage zur Fettsucht durch Erblichkeit betrifft, so kann diese, abgesehen von eben genannten Momenten, meist doch nur in Parallele gestellt werden mit der Erblichkeit des Geldes, des Standes, kurz mit den auch im neuen Individuum gleich wirkenden Verhältnissen. Die Erblichkeit als Krankheitsursache anzunehmen ist eine noch für gar viele Krankheitszustände geläufige Annahme. Über die Herkunft und Entstehung des tierischen Fettes haben sich die Ansichten seit Liebig's Zeiten bedeutend geändert; damals hielt man noch die Kohlehydrate für Hauptfettbildner, heute weiß man, daß dieselben mit der größten Wahrscheinlichkeit im tierischen Körper gar nie Fett bilden, wenigstens ist bis jetzt dafür kein beweisender Versuch bekannt, dagegen sind die Eiweißkörper die vorzüglichste Quelle für die Fettbildung, indem bei ihrer Spaltung ein dem Fette ähnlicher stickstofffreier Körper entsteht, der sowohl anstatt des Fettes verbrennen, als auch als Fett sich ablagern und aufspeichern kann. Eine weitere Quelle für den Fettansatz ist im Fett selbst gegeben. Hoffmann bewies, daß das Nahrungsfett ganz oder teilweise sich im Körper ablagern kann. Während also Eiweiß und Fett direkte Fettbildner sind, sind es die Kohlehydrate nicht; sie sind aber indirekt fettbildend, indem sie vollständig zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden und somit sparend auf die Spaltung des Eiweißes und auf die Verbrennung des Fettes einwirken, ebenso wie dieses auch sparend auf die Eiweißkörper wirkt. Schon dadurch ist es nahegelegt, bei einer Kur der Fettsucht nicht mehr Fett in der Nahrung zuzulassen als absolut notwendig. Es fehlt uns also nicht an Einsicht in das Wesen der Ursachen der Fettsucht; wenn es trotzdem mit dem Erfolge der Behandlung oft nicht gut steht, so ist die Schuld

daran die mangelnde Energie des Patienten, der auf viele ihm lieb gewordene Genüsse nicht verzichten kann. Eine Entsaugungs-, ja im gewissen Sinne Entziehungs-
kur wird eine gegen die Fettsucht gerichtete Behandlung immer sein; sie darf aber keine Hungerkur sein. Ohne Eiweiß kann der Körper nicht lange bestehen; ein Herabgehen unter die physiologisch notwendigen durchschnittlichen 120 gr wird den Körper bald leistungsunfähig machen. Eine starke Steigerung darüber wird ebenfalls schädlich wirken, wenigstens dann, wenn nicht die Bedingungen zu stärkerem Aufsaße gegeben sind und wenn also demgemäß stickstoffhaltiges Material in den Verfall gezogen wird, wodurch der Grund zu manchen Erkrankungen, insbesondere zur Gicht, gelegt werden kann, zu der bei Fettleibigen überhaupt große Anlage besteht. Also bezüglich der Eiweißkörper keine Steigerung, keine Minderung. Aus Fett entsteht Fett; es wird am schwersten im Körper verbrannt; demnach ist kein Grund, dem Körper sehr viel davon zuzuführen, wie es neuerdings Ebstein haben will, es ist aber auch nicht gut, die Fette sehr zu meiden, zumal sie sicherlich noch andere physiologische Wirkungen haben, als bloß Material zum Verbrennen zu sein. Da man aber bei vielen Erwachsenen, in deren Kost Verf. häufig kaum viel über 50 gr Fett fand, bei dieser geringen Menge Fett die körperlichen Thätigkeiten gut vor sich gehen sieht, so ist kein Grund, bei Behandlung der Fettsucht viel über 50 gr Fett hinauszugehen, ja man kann noch etwas darunter gehen, da bis zu einem gewissen Grad das überreiche Organfett ähnliche Wirkungen auf den Stoffwechsel hat wie das Nahrungsfett. Aus Kohlehydraten entsteht kein Fett; sie verbrennen vollständig und in erster Linie; daher gehe man vor allem hier unter das zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Stande des Körpers notwendige Maß herab, und zwar um so viel, als man zunächst den Körper an Fett verringern will; 175 gr Kohlehydrate leisten das, was 100 gr Fett leisten. Bei dem Herabgehen merke man, daß jede Fettentziehungskur auf die Dauer berechnet ist und daß jede zu rasche Verminderung des Verbrennungsmaterials dem Körper zuviel zur Kraft- und Wärmebildung notwendiges Material entzieht und große Mattigkeit, Unbehagen, verminderte Leistung zur Folge haben muß. Insbesondere muß man diesen Vorwurf der sogenannten Banting-Kur machen; viel weniger aber verdient diese Kurmethode den Vorwurf, daß sie dem Körper zuviel Eiweißstoffe bringe.

Die Art und Weise, wie Verfasser Fettsüchtige behandelt, ist die, daß er ihnen an und für sich kein Gericht verbietet; sie dürfen von allen Speisen genießen, die sie wollen und die sie gewohnt sind und die dem jeweiligen Zustand ihrer Verdauungsorgane entsprechen. Die schablonenmäßigen Verordnungen sind den Kranken sehr bald leidig; es ist dies mit ein Grund, warum gar viele ihre Kur, die doch auf die Dauer berechnet ist, so bald unterbrechen und zu ihrer gewohnten Lebensweise zurückkehren. Wäre der ganze Prozeß der Ernährung so einfacher Natur, daß man dem Betreffenden nur so und so viel Gramm Eiweiß, Fett und Kohlehydrate gäbe, als ihrem jeweiligen Ernährungs- und Bedürfnisstand entspräche, so könnte man bald das Essen aus der Apotheke verschreiben. In der Alimentation ist das *variatio delectat* nicht nur ein angenehmes Belieben, sondern

eine volle Notwendigkeit. Bei Beginn der Kur stellt Verfasser zuerst durch eine annähernde Berechnung fest, welche Quantitäten von Nahrungstoffen in der Nahrung enthalten sind, die der Patient in einem gewissen Zeitraume genießt, und beobachtet, wie das Körpergewicht sich hierbei verhält. Sodann giebt er diejenige Menge von Nahrungstoffen an, von denen anzunehmen ist, daß sie im Stande sind, bei gleichbleibender Arbeitsleistung das Körpergewicht um täglich etwa 50 Gramm herabzusetzen. Nach 8—10 Tagen wird je nach Umständen die Nahrung geändert. Was zunächst die Eiweißstoffe betrifft, so werden diese in derjenigen Menge gegeben, als sie annähernd bei dem entsprechenden Körpergewicht und Alter erforderlich sind. Eine baldige Steigerung der Eiweißmengen hat einzutreten, wenn Patient eine größere körperliche Thätigkeit als bisher entwickelt. Allerdings wird durch stärkere Bewegung zunächst nur stickstoffreies Nährmaterial verbrannt; allein wie alle Organe, so wachsen auch die Muskeln bei anhaltender Thätigkeit und nehmen mehr zirkulierendes Eiweiß aus der Säftemasse zum Ansätze von Organeiß; einerseits wirkt dieses günstig, daß mehr zirkulierendes Eiweiß der Spaltung und weiteren Verbrennung entzogen wird, andererseits ist durch Vermehrung des Organeißes wieder eine energischere Verbrennung des stickstofffreien Nährmaterials gegeben. Ferner läßt Verfasser bei der anämischen Form der Fettsucht sehr bald eine Steigerung der Eiweißaufnahme eintreten, da diese Form meist entsteht und unterhalten wird durch eine mangelhafte Entwicklung der stickstoffhaltigen Gewebe. Ob die nötigen Mengen Eiweißstoffe nur in animalischer oder vegetabilischer Kost aufgenommen werden, ist von untergeordneter Bedeutung. Was die Fette betrifft, so läßt Verfasser sie nicht ängstlich meiden. Man muß berücksichtigen, daß die Fette bei der Ernährung und beim Stoffwechsel noch eine weitere Bedeutung haben, als bloß einfaches Material zur Verbrennung zu liefern und daß man die Fettmenge nicht ungestraft lange Zeit hindurch zu sehr vermindern kann. Andererseits muß man festhalten, daß Fett direkt fettbildend wirkt, während dies bei den Kohlehydraten nicht der Fall ist. Deren bedeutendere Minderung kann ungeschent vorgenommen werden.

Der Patient bekommt nun in kurzem eine Angabe der in den gebräuchlichsten Nahrungsmitteln enthaltenen Nahrungstoffe. Eine allenfallsige stärkere Fettaufnahme an einem Tage muß er durch eine Minderung am anderen Tage auszugleichen suchen. Auf diese Weise behandelte Verfasser bereits verschiedene Fettleibige mit sichtlichem Erfolge. Die Patienten werden dieser Kur nicht bald überdrüssig, da ihnen allerlei zu essen gestattet ist; sie gewinnen durch eigene Beobachtung Freude an der Kur, und es wird ihnen so eher ein Ausdauern in derselben und eine Energie anerzogen, an deren Mangel ja sonst alle Bemühungen zu scheitern pflegen. Außerdem lernen sie auf diese Weise in natürlichster Art zu einfacherer Lebensweise zurückzukehren und dabei dauernd zu verharren. In jüngster Zeit hat Ebstein sich gegen die durchaus ungerechtfertigte Zurückweisung der Fette bei Behandlung Fettsüchtiger gewendet. Ebstein hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er Front machte gegen die ungebührliche Zurückweisung der Fette bei Behandlung Fettleibiger, er hat auch in einigen Fällen gezeigt,

daß man auch bei größerem Gebrauch von Fett sein Gewicht mindern kann. Nun muß man festhalten, daß über das physiologische Minimalmaß von etwa 50 Gramm hinaus die Fette nur Material zur Verbrennung liefern, daß sie also in größeren Mengen gegeben werden dürfen, wenn man weniger Kohlehydrate giebt und umgekehrt. Nicht recht begreiflich aber scheint es dem Verfasser, wenn Ebstein sagt: „Wir haben gesehen, daß die Fette mehr vermögen, daß sie in Verbindung mit den Eiweißstoffen und den Kohlehydraten, jedes in dem richtigen Mengenverhältnisse, im Stande sind, der Fettleibigkeit wirksam entgegen zu arbeiten.“

Wie Ebstein aus physiologischen Gründen zu diesem Ausspruche gelangen kann, ist eigentlich gar nicht ersichtlich. Zu einer solchen Empfehlung der Fette kann er nur kommen, wenn er die allgemein angenommene, direkt lipogene (fettbildende) Eigenschaft des Fettes verwirft, was er auch thut; für ihn existiert die Beweisraft des Hoffmannschen Versuches nicht; für ihn ist der vollgiltige Beweis der direkt fettbildenden Eigenschaft der Fette ebensowenig vorhanden, wie für die Kohlehydrate. Einer der Gründe, die Ebstein für die Fette ins Feld führt, ist, daß die Fette den Zerfall des zirkulierenden Eiweißes aufhalten und die Bildung von Organeiß befördern können. Daß dies der Fall ist, ist zweifellos richtig; dasselbe leisten aber auch die Kohlehydrate und vielleicht in noch höherem Grade. Voit sagt ausdrücklich: „Während steigende Gaben von Fett bei gleicher Eiweißzufuhr nicht deutlich und konstant den Eiweißumsatz vermindern, ja ihn in gewissen Fällen erhöhen, bringt jede Vermehrung der Kohlehydrate eine Herabsetzung desselben hervor; die Kohlehydrate sind für den Eiweißumsatz günstiger als das Fett; sie wirken in der Ersparung von Eiweiß mehr als die gleiche Menge Fett.“ Ferner beachte man die Reihenfolge, in der das stickstofffreie Material verbrannt wird; zuerst die Kohlehydrate, dann das aus dem Eiweiß abgespaltene Fett und zuletzt erst das Nahrungs- oder Körperfett. Daraus folgt, daß es weder notwendig noch gut ist, der Nahrung eines Fettsüchtigen zu viel Fett beizumischen. Wenn Ebstein für die Gewährung von großen Fettportionen bei Arbeitern und Soldaten im Kriege spricht, so kann man unbedingt beistimmen. Verfasser hat von vielen Arbeitern, lauter mageren Leuten, die Kost analysiert und häufig bei nur 50—60 Gramm Fett und genügenden Eiweißstoffen sehr viele Kohlehydrate, 600—700 Gramm, gefunden. Nach Ebsteins Aufstellung müßten diese alle fettleibig geworden sein. Auch können die von Ebstein angeführten Beispiele nicht befriedigen und haben eigentlich mit einer Kur der Fettsucht nichts zu thun, können auch weiter nichts als die Vortrefflichkeit des Fettes bei erhöhtem Anspruch an die Leistung beweisen. Einer der praktischen Gründe, die er zur Empfehlung des Fettes anführt, ist, daß unter Gebrauch von viel Fett das Nahrungsbedürfnis sinke. Wenn man zu einem Brötchen, das 60 Gramm wiegt, etwa 20 Gramm Butter genießt, darf man schon gerade so gesättigt sein, wie wenn man 2 Brötchen genießt. Möge man immerhin mehr Fett geben, wenn die Kohlehydrate entsprechend weniger gereicht werden, doch bedenke man, daß man auch diese nicht zu sehr vermindern und durch Fett ersetzen darf, da ja durch die Kohlehydrate dem Körper viele notwendige Salze zugeführt werden.

Sowie bezüglich der Ätiologie der Fettsucht das Hauptgewicht auf das Mißverhältnis zwischen Einnahme und Leistung gelegt werden muß, ebenso muß dies auch bei der Behandlung sein. Allerdings muß man auch die Konstitution berücksichtigen. Neben entsprechender Modifikation im Verhältnis der Nährstoffe ist vor allem vermehrte körperliche Thätigkeit von Nutzen. Arznei bleibt bei der Kur gänzlich ausgeschlossen, wenn nicht eine besondere Komplikation es notwendig macht, ebenso auch der Gebrauch besonders wirkender Mineralwässer. Der Patient muß aber wissen, daß die Kur nur nützen kann, wenn er sie lange gebraucht, und daß mit entsprechender Modifikation er eine ähnliche Lebensweise für immer fortsetzen muß; er muß auch wissen, daß es keinen Vorteil, aber vielleicht großen Nachteil bringen kann, wenn er in einer Parforce-Kur von wenigen Wochen sich seines Fettes zu entledigen sucht, um nachher mit seiner bisherigen Lebensweise in kurzer Zeit sein Bäuchlein wieder zu mästen.

Innsbruck.

Rokitansky.

Kulturgeschichte.

Bienen im Haushalt der Völker.

Wie der Zoologe nach den Eigentümlichkeiten des Körpers und der einzelnen Organe die Tiere in verschiedene Klassen und Ordnungen teilt, so that es schon längst der menschliche Egoismus. Er schied im Tier- und Pflanzenreich die „Schafe von den Böcken“, stellte auf die rechte Seite diejenigen, welche ihm nützen, durch welche er seinen Besitz, sein Eigentum vermehren konnte, auf die linke aber, was demselben irgendwie Gefahr drohte, was die erworbenen Gerechtsame des Herrn der Schöpfung beeinträchtigte. Der Egoismus schuf die Einteilung in nützliche und schädliche Pflanzen und Tiere. Wären wir so weit in unserer Erkenntnis vorgerückt, die Gedanken und ihren Ausdruck, die Sprache der Tiere zu verstehen, dann würden wir auch erfahren, daß von deren Standpunkte aus von allen Lebewesen der Mensch das ihnen schädlichste Gebilde ist.

Aus der reichen Insektenwelt sind nur drei Tiere, die Seidenraupe, das Cochenille-Insekt und die Biene, in den Dienst des Menschen getreten. Die Zucht der letzteren bildet einen wichtigen Teil der Landwirtschaft und war eine ergiebige Quelle des Nationalwohlstandes schon in den ältesten Zeiten Ägyptens, Griechenlands und Roms.

Von Ägypten aus, wo Sir Gardener Wilkinson auf einem sehr alten Grabe in Theben Abbildungen von Zuchtbienen fand, wo im Gedichte des Sesostris der Honig erwähnt wird, kam mit so manchen anderen Entlehnungen auch die Bienenzucht frühzeitig nach Griechenland und Italien direkt oder indirekt, und die Namen für Wachs und Honig offenbarten Movers, daß sie aus lybischer Quelle entsprungen. Das Wort ist ja der hallende Wetterschlag, der aus dem Menschengeste leuchtend und zündend auf die Materie niederfährt, die Sprache ein Verbrennungsprozeß, welcher den Stoff in den Begriff umwandelt. Erklärt der

Name eines Tieres uns auch nicht dessen Wesen, so doch wenigstens, unter welchem Gesichtspunkte dieses oder jenes Volk das Tier erschaut hat; Lehnwörter aber werden häufig ohne genaueres Verständnis aufgenommen. Die Hottentotten nennen die Bienen „Milchkuhe“, bei den Ainos heißt der Honig kumu-dzi „Bienenwasser“. Nach Herders bekanntem Ausspruch soll es im Arabischen achtzig Wörter für Honig geben, und im Guarani-Dialekte Südamerikas kommen mindestens fünfzehn Namen auf die verschiedenen Varietäten von Bienen vor. Als Morelet dem Leser seines Werkes (*travels in Central-America*) die Namen der mannigfachen Molluskenarten bei Vera Paz mitgeteilt hatte, fügte er hinzu: Die Indianer haben „separate“ und „distinkte“ Namen für jede besondere Art von Tieren, die sie irgendwie gebrauchen können, aber diejenigen Objekte, from which they derive no benefit, long remain confounded under a vague and general denomination, wie es auch in unseren sogenannten klassischen Sprachen sich zeigt. Die deutsche Sentenz: ein liebes Kind hat viele Namen, bedeutet zum Teil ähnliches. Wie im Innern Afrikas nach Dr. Nachtigal die Biene *sideno edschimfi*, „Honigfliege“ genannt wird, so hieß bei den Indianern Nordamerikas die europäische Biene „Fliege der Engländer“, die langsam aber sicher wie der weiße Mann nach Westen vordrang; denn 1675 nach der neuen Welt gekommen, war sie im Jahre 1779 im Westen des Mississippi noch unbekannt, 1871 aber bis weit in die Gebirge hinein verbreitet. Ihr Pendant ist der „Fußstapfen der Weißen“, eine Begerichart. Eine kleine stark behaarte Bienenart mit unbedeutendem Stachel, die einst Humboldts Hände, als er die Inklination der Magnetnadel auf der „Silla“ beobachtete, in großer Menge bedeckte, nannten die Leute dort im Gegensatz zu den heftig stechenden *angelitos*, „Engelchen“.

Bringt auch der Stich unserer Biene mit dem Stachel, der von solcher Feinheit ist, daß sogar noch das Hydroorgangasmikroskop eine Spitze zeigt, gegen welche die feinste Nähnadel wie ein roh zugespigter Zaunpfahl erscheint, eine schnell schmerzende Geschwulst hervor, so ist er doch bei uns nicht gefährlich, und die Fälle, wo Menschen oder Tiere durch einen Überfall vieler Tausende von Bienen getötet werden, überaus selten. Anders dagegen im Süden. In den Briefen an seine Mutter schildert Dr. Schweinfurth die Leiden durch einen Riesensienenenschwarm auf dem oberen Nil. Während er in der Kabine der Barke bei seinen Pflanzen arbeitete, stürzte einer der Leute ganz verwirrt mit dem Rufe: Bienen, Bienen! hinein, und plötzlich fühlten alle sich im Gesicht und an den Händen von empfindlichen Stichen getroffen. Der Reisende ergreift sein Handtuch um den Kopf zu schützen; aber es hilft nichts. Er schlägt wütend um sich und vergrößert um so mehr die Hartnäckigkeit der Insekten. Er stürzt kopfüber in den Fluß, taucht unter, allein auch dies ist vergeblich; es regnet förmlich Stiche auf seinen Kopf. Halb besinnungslos wird er ans Ufer gebracht, mit Tüchern bedeckt, ein Feuer im dünnen Schilf angezündet, aber erst nach drei Stunden beständigen Summens konnten die Leute die Tiere von der Barke fortbringen und das jenseitige Ufer erreichen. Das Merkwürdigste war, daß alle sechzehn im Kielwasser der ersten Barke steuernden Fahrzeuge an derselben Stelle

in den nächsten Tagen die nämliche Plage zu bestehen hatten. Man kann sich die Verwirrung denken, welche an Bord solcher Barken herrschte, wo eine Besatzung von 50—80 Bewaffneten eng zusammengepfercht war. Die Leute hielten sich hippopotamusartig einen halben Tag im Wasser und steckten nur den Kopf hervor, um etwas Luft mit einigen Duzend Bienenstichen zu erkaufen. Wären die zwei Fälle, welche vor fünf Jahren das Prager Landwirtschaftliche Wochenblatt erzählte, beweisend — *exempla non probant sed illustrant* — dann könnten an den Ufern des Nils ja auch alle schweren Rheumatismen leicht und schnell beseitigt werden. Das Blatt erzählt, daß ein Landmann, der seit sechs Monaten an Rheumatismus gelitten, durch den zufälligen Stich einer Biene sofort von seinem Leiden befreit, einer Frau geraten habe, sich auf dem kranken Arme von drei Bienen stechen zu lassen. Gesagt, gethan. Bei der Genesenen zeigte sich nie wieder eine Spur des argen Leidens. —

Gegen den sogenannten giftigen Honig, zumal den renophonteischen, über welchen sich leicht eine kleine Litteratur — *pro et contra* — zusammenstellen ließe, hat sich ein ähnliches sicheres Heilmittel noch nicht gefunden; doch soll nach einem Berichte des Vicekonsuls Bilicki im englischen Blaubuch von 1879 über den Handel von Trapezunt nur der wilde Honig in den dortigen Thälern jene bekannten unangenehmen Eigenschaften besitzen, der auf den Höhen, wo die *Datura* nicht wächst, dagegen angenehm und gesund sein. In Angola, so erzählt Rogge „im Reich des *Muata Zamwo*“, soll der Honig, welcher aromatischer noch als der europäische ist, Fieber verursachen, wenn er nicht zuvor abgekocht wurde. Die hier bei uns gewöhnliche Farbe des Honigs ist nicht die einzige, in der dieser süße Stoff auftritt. Bei Tscherefch in Kleinasien, wo der Reisende schon einige Angoraziegen antrifft, ehe er in deren eigentlichen Bezirk gelangt, giebt es weißen und ebenso in einigen Teilen Zentral-Afrikas; fast weißer, der sehr beliebt und gesucht ist, kommt in Kaschmir vor. Und ähnlich diesen hellen Nuancen giebt es auch dunkle, durch braun in allen Abstufungen. Berühmt seit alter Zeit war in Griechenland der Honig des kräuterreichen *Hymentus*; in Sizilien ist nur eins geblieben, was schon im Altertum den Ruhm der hybläischen Berge bildete und bis auf den heutigen Tag dort gepflegt wird, die Bienenzucht; noch jetzt nennen die sizilischen Bauern die Pflanze *Sadarella*, welche neben dem *Thymian* den Bienen ihre beste Nahrung giebt und sich dicht wachsend auf den dortigen Bergen findet, *la pianta Iblea*. Wie dieser auf Trinakria der gesuchteste, so hat in ganz Bolivia der Charashonig der Provinz Chayanta, den in großen Mengen in den Höhlungen der Bäume wilde Bienen sammeln, wegen seiner seltenen Güte und Reinheit hohe Berühmtheit erlangt. Einen herrlichen, vortrefflichen Honig sollen in Tenasserim diejenigen Bienen eintragen, welche den indischen Zibethbaum besuchen. Es ist dies derjenige Baum, welcher in den zahlreichen Berichten europäischer Reisender wegen des Geschmacks seiner kopfgroßen, dichtstacheligen, melonenähnlichen Früchte bald als vorzüglich gepriesen, bald verabscheut wird. Den Indiern, das steht fest, schmeckt das widrig nach faulen Zwiebeln riechende Fleisch äußerst angenehm; Fremde sollen sich schwer daran gewöhnen, dann aber und

zwar meistens von Seiten der Damengesellschaft, wie wenn es die verbotene Frucht aus dem Paradiese wäre, heimlich und mit größtem Appetit sie verzehren. Mag nun auch die Frucht sein, wie sie wolle, aus der Blüte dieser Bombacee entnehmen die Bienen jenen weitberühmten süßen Stoff. Gewöhnlich wird der Honig nur als Zukost zu anderen Speisen genossen; aber in solcher Verbindung wie bei den Mintra auf Malacca wohl nirgendwo; denn feiste Ratten, Schlangen und Honigwaben mit den darin befindlichen jungen Bienen, in ein Bananenblatt gewickelt und etwas angebraten, bilden ihre Hauptdelikatesse. Beneiden wir die Leute auch nicht um dieses köstliche Gericht, so doch die Anhänger Hurlens um ihren Glauben von zwei weißen Affen abzustammen, welche es einst vorzogen in der Ebene zu bleiben und dort sich nach und nach zu Menschen ummodelten, während die Verwandten, welche in die Berge zogen, Affen bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Bei uns in Mittel-Europa wird von einigen besonders gepriesen der aus der preussischen Vendée und aus der Heimat der Heidschnucken, von anderen dieser oder jener Süddeutschlands; ein besonderes gutes Produkt ist aber der aus dem unteren Borarlberg im völligen Gegensatz zum dortigen wenig guten Weine; er kann sich messen mit dem von Andermatt und Dissentis. Die obige Äußerung, daß der Honig gewöhnlich nur Zukost bilde in der mehr oder minder reichen Nahrungsskala der Menschen und des Zwan Basilewitsch Taptiigin (Meister Pez), erleidet eine Ausnahme in Süd-Afrika, wo nach Hugo Hahn Menschen und Hunde am Omuramba, sobald dieser Stoff in reichlicher Fülle vorhanden, zeitweise ausschließlich von ihm leben und auch „satt“ werden sollen. Erhält der mit Wasser verdünnte Honig einen Zusatz von eiweißartigen, in Zersetzung begriffenen Stoffen, z. B. des veränderten Klebers der Gerste, so geht er in Gährung über. Diese gegohrene Flüssigkeit, den Meth, bereiteten sich schon die Hirten im alten Griechenland aus den Stöcken der wilden Bienen der Wälder; sie liebt als „més, tétesch“ auch heutigen Tages der Abessinier, und nur diejenigen Leute, welche sich streng an die Vorschriften des Koran halten, trinken Honigwasser ohne Gährung.

So mannigfach die Farbe des Honigs wechselt, so auch die des Wachsens. In Jufatan kommt schwarzes vor, und in Pampanaco gebrauchen die Indianer statt der Talglichte das schwarze Wachs der dortigen Erdbienen.

Daß sich mit zwei so wichtigen Artikeln wie Honig und Wachs auch schon das Recht des Mittelalters in seiner Weise befaßte, ist natürlich. „Nach dem Bütthenerrecht in Lauenburg und Bütow wurde dem, welcher seine eigenen oder fremde Bienen ganz aus den Bütthen nahm, der Nabel aufgeschnitten; er wurde an die bestohlene Fichte damit genagelt und herumgetrieben, bis die Eingeweide herausgingen und dann dort erhenkt“ (Wutstrack, Kurze hist. Besch. von Vor- und Hinterpommern, 1793). Wachs und Honig fanden auch ihre Verwendung im Strafrecht. „Die Verbrecher wurden mit Honig bestrichen und an der Sonne den Fliegen ausgesetzt; zuletzt, wenn sie nicht starben, gefedert. Im Wachshemde hatten manche durch den brennenden Holzstoß zu gehen“ (Conzen, Gesch. der volkswirt. Litteratur im Mittelalter S. 184). Hierauf bezieht sich das Sprichwort bei Wander: die van was is, moet bij het vuur niet komen.

Welche ungeheuerere Menge von Honigstoff müssen, seit ihrer Erschaffung oder seitdem sie gelernt ihn zu sammeln und als Wintervorrat aufzuspeichern, die Bienen der ganzen Erde zusammengetragen haben! Schon im Bernstein, dem Produkte von Waldbäumen früherer Erdperioden, hat man Reste von Bienen gefunden; aber die versteinerte Honigzelle, *panal petrificado*, welche Pater Ramon, ein eifriger Sammler, im Kloster San Rafael dem Reisenden Felix Oswald (Streifzüge in den Urwäldern Mexikos) zeigte, erwies sich bei genauerer Betrachtung als ein Stück profaischen Korallensteins. Doch der ungläubige Pater verwahrt auch fernerhin die Seltenheit als Pendant zu seinem Schädel eines alten mexikanischen Kriegers, der statt der eigenen die eingesehten Eckzähne eines Höhlenbären grinsend zeigt.

Daß der Geruchssinn bei den Bienen ganz vorzüglich entwickelt ist, beweisen nach den exakten Untersuchungen Herrmann Müllers die Stockbienen, welche sehr genau den Ackerhahnenfuß vom zwiebelwurzigen und den Erdbeerklee vom friedenden unterscheiden. Und ihr Farbensinn ist es nach Lubbocks bekannten Experimenten nicht minder.

Es ist schon wiederholt bemerkt worden, daß europäische Bienen in Australien nur in den ersten zwei Jahren reichlich Honig eintragen, dann aber mit dem Einsammeln aufhören, und zur Erklärung hat man sich auf die in Schopenhauers „Wille in der Natur“ zitierten *Lettres philosophiques sur l'intelligence des animaux* Veronys berufen, nach welchen die Bienen in Süd-Amerika deshalb im zweiten Jahre mit Sammeln nachlassen, weil sie merken, daß Blumen das ganze Jahr hindurch zu haben sind. Wozu also dann die viele Mühe und Arbeit? Die Erklärung scheint so einfach und natürlich — die Menschen unter den Tropen denken auch wenig an die Zukunft, und ihr Gott beschützt sie doch — aber sie setzt etwas voraus, über das wir in betreff jener Gegenden noch wenig Genaueres wissen, nämlich eine mindestens zweijährige Lebensdauer der dortigen Bienen. Wenn man zu Anfang der Trachtzeit einem deutschen Bienenvolke eine befruchtete italienische Königin giebt, so ist nach Ablauf von ungefähr sechs Wochen bis auf einige wenige Ausnahmen das deutsche Volk verschwunden und ersetzt durch italienische Bienen, welche man leicht von unserer nordischen Spielart durch die rote Hinterleibswurzel unterscheiden kann. Haben auch die Königinnen eine längere Lebensdauer, so ist doch jetzt durch das Experiment festgestellt, daß das Leben einer Biene in der Haupttrachtzeit nur sechs Wochen währt. Ist denn aber in jenen Gegenden jenseit des Gleichers das Leben dieser Tiere so bedeutend länger? Verbieten etwa infolge ihrer genauen Beobachtungen die länger lebenden Königinnen den Arbeitsbienen das Einsammeln? Richten sich die intelligenten Blütenfresser etwa nach anderen Tieren? Solcher Fragen könnten wir noch viele aufwerfen, und stets müssen wir uns gestehen einen wirklichen Grund wie für so vieles Andere auch hierfür nicht zu wissen. Unser Wissen ist und bleibt eitel Stückwerk.

Zu der Gartenbienenzucht, welche im größten Teile Europas von Bienenwirten getrieben wird, und zu der Waldbienenzucht, die wir nur noch im Osten unseres Welttheiles antreffen, stellt sich seit mehreren Dezennien eine dritte Art

von Zucht, deren sich die Spekulation bemächtigt hat, um heimlich und verstoßen den „Nachbarn“ zu berauben und zu plündern. Ob ein Gall unter den Entomologen bei den Bienen eine besondere Entwicklung des Diebessinnes entdeckt hat, wissen wir nicht; doch steht das wenigstens fest, daß, wenn vor und nach der Trachtzeit die Ernte knapp zu werden beginnt, manche Bienen eine besondere Anlage zum Stehlen entwickeln. Wenngleich am Eingange eines jeden Stockes stets Wachen ausgestellt sind, so gelingt es doch bisweilen einigen unerkant in einen fremden einzudringen und die vollen Waben zu plündern, und diese verwegenen Räuber organisieren dann schnell eine förmliche Bande zu größerem Raubzuge, weil jener Schildwache — es besitzen ja auch nicht alle Menschen die Fähigkeit wie routinierte Geheimpolizisten Physiognomiceen zu unterscheiden — eine genaue Kenntnis der einzelnen Bienenpersönlichkeiten fehlt. Da nun alle Bienen einen vortrefflichen Ortsinn besitzen, der sie befähigt auf Exkursionen von zwei Wegstunden das Flugloch sicher wieder zu finden, so merken sie sehr bald, ob Zuckerfabriken in der Nähe erbaut sind, und richten dann dahin ihre Ausflüge, wo sie in überreichlicher Masse fertig vorfinden, was sie gebrauchen. Durch die vom österreichischen Major von Hruschka vor 15 Jahren erfundene Honigschleuder, eine Maschine, welche durch Zentrifugalkraft den Honig aus den Zellen wirft, kann man in ausgezeichneten Jahren von einem Stock oft über 100 Pfund Honig ausschleudern; je mehr man den Bienen nahm, um so mehr waren sie bestrebt, den Abgang an Honig durch regeren Sammelfleiß wieder zu decken. In der Nähe von Zuckerfabriken lassen sich nun alle Jahre zu „ausgezeichneten“ machen, und im neuen Industriezweige wird die Biene als Helfershelferin beim Diebstahl privilegiert. Vor zweiundzwanzig Jahren erschien, soviel uns bekannt geworden, zuerst in der „Stettiner Entomologischen Zeitung“ eine höchst interessante Mitteilung über die Beraubung der Zuckerraffinerieen durch Bienen, welche auch G. A. Rossmäßler in sein naturwissenschaftliches Volksblatt „Aus der Heimat“ aufnahm. Die meilenbreite Wiesenfläche auf der rechten Seite der Oder ist nur der Hauptstadt Pommerns gegenüber auf einem relativ schmalen Saume mit Gehäuden bedeckt. Einzelne Leute, welche in der Nähe der östlich gelegenen Wiesen wohnten, hatten sich einige Bienenstöcke zugelegt, weil die kleinen gestügelten Blütenjäger hinreichende Nahrung fanden. Als dort nun Zuckerraffinerieen in Betrieb gestellt wurden, sollen die Bienen herausgefunden haben, daß sie nicht nötig hätten, weitreichende Ausflüge in die hinterpommerschen Maremmen zu unternehmen, daß sie im Gegenteil schon in nächster Nähe und zwar kondensiert die gesuchte Süßigkeit fänden. Die Arbeiter in den Siedereien wurden anfänglich nur in den Monaten Juli und August von den Bienen belästigt, aber nicht wesentlich behindert, weil sie, nach der Ansicht des Siedemeisters, in dem Bewußtsein sich auf verbotenen Wegen zu befinden, nie anders als im Stadium der Notwehr von ihren Stacheln Gebrauch machten. Da nun aber von Jahr zu Jahr ihre Zahl in außergewöhnlicher Progression zunahm, so ließen die Besitzer der Raffinerieen Erkundigungen einziehen, und diese ergaben, daß nicht allein die Zahl der Besitzer von Bienenstöcken sich bedeutend vermehrt hatte, daß die Stöcke auf das

Zwanzigfache gestiegen, sondern auch daß jene Leute Mietskontrakte abgeschlossen hatten mit außerhalb Stettins wohnenden Bienenzüchtern, um fremde Körbe in „Pfleger“ zu nehmen. Vergebens hätten dann die geplagten Siedereien sich an die Polizei um Abhilfe gewendet, weil die Gesetzgebung diesen sonderbaren Fall nicht vorhergesehen, und deshalb sich zur Abwehr organisiert. Sobald in einem der verschließbaren Räume eine größere Zahl Bienen schwärzte, wurden sämtliche Thüren und Fenster geschlossen, und ein Arbeiter, der inzwischen unter das hellste Fenster, nach welchem die meisten Bienen flogen, eine große Wanne mit heißem Wasser gestellt hatte, besprühte mit einem breiten Maurerpinsel die am Glase umherirrenden Tiere, welche dann in das Wasser fielen. Aus diesem wurden sie in Eimer geschöpft, und in die Zuckerpfannen zum Auskochen geschüttet. Eine Zählung ergab, daß in einem Eimer sich 65—66 000 Tiere befanden, in einem Jahre somit 11 Millionen ausgekocht wurden, deren Zucker den Preis von 300 Thalern erreichte. Nach einer mutmaßlichen Schätzung wurde aber nur ein Viertel oder ein Fünftel der flüchtigen Zuckerdiebe ertappt; der Verlust an Zucker betrug also zwölf bis fünfzehnhundert Thaler jährlich, welchen die „Bienenvirte“ durch ihre eigenen Tiere und die Pensionäre als Profit in die Tasche steckten. Die oben erwähnte Zeitung bemerkt noch, daß zur Zeit des indischen Zuckers die Bienen mit jeder Qualität rohen oder raffinierten Zuckers und Syrups vorlieb nahmen, daß die Tiere jedoch nach Beschränkung des Raffinierens auf Rübenzucker erst dann sich an dem Produkt vergriffen, wenn es durch mehrfaches Klären und Umkochen den penetranten, pflanzenschleimigen Geruch verloren hatte. Alle sogenannten niederen Qualitäten, Farine, grober Melis u. s. w. waren vor ihnen vollkommen sicher; erst bei dem feinen Melis und den gestoßenen Raffinaden ließen sie sich zu thätigem Eingreifen herab. Im Sommer des Jahres 1880 sah sich der Polizeipräfekt von Paris gezwungen, dem fleißigen französischen Bienenvolk den Krieg zu erklären auf Grund einer Untersuchung, in welcher der Nachweis geführt wurde, daß es in der Hauptstadt der Zivilisation einen Mann gab, der gegen tausend Bienenkörbe hielt. Da jeder Korb gegen 40 000 Arbeitsbienen enthalten soll, war jener Engros-Zucker-Selbstherrscher über 40 Millionen Unterthanen, welche die Zuckersiedereien der Umgegend in tägliche Kontribution zu setzen hatten. Der Besitzer einer solchen Anlage wies nach, daß jahraus jahrein ihm die Bienen für 25 000 Franks Zucker gestohlen und außerdem noch viele Arbeiter, deren Körper während ihrer Thätigkeit häufig mit einer Zuckerschicht bedeckt sind, als passende Weideplätze überaus belästigt und in ihrer Thätigkeit behindert hätten. Wären diese Pariserinnen um so viel größer gewesen als alle anderen Flöhe die aus Temesvar überragen, welche noch aus der Zeit herkommen sollen, in der die Menschen Riesen waren, dann wäre das Unheil ja noch viel größer gewesen. Die „Statistik des Deutschen Reiches“ zählt in Preußen 284, im Deutschen Reiche 386 Zuckersfabriken. Wenn wir nun mit Recht annehmen können, daß nur in den wenigsten Fabriken ähnliche Repressalien wie in Stettin an den Zuckerdieben genommen werden, der jährliche Verlust in ihnen also noch größer ist, so würden in Preußen allein dieselben im Minimalansatz wenigstens 852 000 Mark, die 386 Deutschlands zum

geringsten gerechnet 1158000 Mark jährlich einbüßen. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß bei den verschiedenen Regierungen Klagen der Fabrikbesitzer über diese jährlich sich wiederholenden Verluste einliefen. Auch von anderer Seite kamen Beschwerden, welche als berechtigt anerkannt werden mußten, wenn z. B. der Wäsche auf der Bleiche bei den Reinigungsausflügen der Bienen im Frühjahr ein oft empfindlicher Schaden zugefügt wird, oder wenn ein Bienenvirt unmittelbar an der Feldgrenze eines Gutsbesizers, welche derselbe täglich öfters mit seinen Zugtieren zu passieren hat, viele Bienenvölker aufstellt. Unrecht ist häufig auf beiden Seiten. Die Bienenzüchter wurden vorstellig, daß ihre Pfleglinge nicht genügend vor Vergiftung und ähnlichen Vertilgungsmaßregeln der Grundstückbesitzer geschützt wären. Die Bienenzucht werfe in manchen Gegenden, wenn sie rationell betrieben würde, reiche Renten ab, welche Tausenden von Staatsbürgern den Unterhalt gewähren, die dürftigen sonstigen Einnahmen vieler Angestellten der Kirche und des Staates erhöhen. Die Biene schaffe der Landwirtschaft durch Befruchtung zahlloser Blüten erheblichen Nutzen. Würde man ihre Zucht beschränken, so würden jährlich Millionen Mark der Nation verlustig gehen. Das ist sehr richtig. In der Provinz Hannover, wo die Bienenzucht am blühendsten in Preußen, ja in Deutschland, in ganz Europa betrieben wird, waren nach der letzten genauen Zählung im Jahre 1873 über 330000 Bienenvölker in den Winter gekommen. Rechnet man nur nach den schlechtesten Ertragsjahren und das Kilo zu 80 Pfennigen, so würde in dieser einen Provinz die Einnahme an Honig schon die Summe von 1350000—2640000 Mark betragen. In jenem Jahre gab es in ganz Preußen 1350000 Bienenvölker, und diese lieferten der Volkswohlfahrt mindestens 2400000 Mark. Ohne Bienen wären diese Summen nicht vorhanden. Hat auch das Wachs in dem Gase und den vielen anderen Beleuchtungsmaterialien mächtige Konkurrenten bekommen, drückt auch die fast völlig zollfreie Einfuhr fremden Wachses das vaterländische Produkt dermaßen, daß der Preis seit 20 Jahren auf die Hälfte gesunken, so zieht doch Hannover jährlich aus seinen 600000 Pfund Wachs die Summe von 6—700000 Mark. Da wir in dem Ertrage von Honig und Wachs Korsika mit Hannover vergleichen können, so ist der nach Livius von Ferdinand Gregorovius (Korsika I, S. 8) erwähnte Tribut von 100000 Pfund Wachs an den Prätor Marcus Vinarius gar nicht so übermäßig hoch gewesen. —

Infolge der fortgesetzten Beschwerden von beiden Seiten, und weil die in Preußen bestehenden Entscheidungsnormen bei Streitigkeiten über Bienen, wie sie in einzelnen Lokalgewohnheitsrechten gegeben sind, sich nur auf das Halten von Bienen beschränken und teilweise auf entschiedener Unkenntnis der Bienennatur beruhen, wünschte das landwirtschaftliche Ministerium vom Landes-Ökonomie-Kollegium eine Äußerung, ob ein Bedürfnis vorläge, den gegenseitigen Rechtszustand in Beziehung auf das Halten von Bienen umfassender zu regeln. Das Kollegium antwortete bejahend. Die Gesetzgebung wird es an ausgleichenden Bestimmungen nicht fehlen lassen. Hat sie denn aber überhaupt die Macht, den ausschreitenden Egoismus in geregelten Schranken zu bannen?

Noch eine kurze Bemerkung zum Schlusse. Die Griechen nannten Dichter und Dichterinnen Bienen, weil sie den Honig aus der Blüte des Lebens saugen, ihn zum Genusse anderer kunstvoll verarbeiten und darbieten in kunstvollen Zellen. Wir wünschen auch die unsrigen immerdar mit diesem Namen bezeichnen zu können.

Hamburg.

Bernhard Langkavel.

Nationalökonomie.

Sozialismus und Philanthropie.

In zwei Richtungen ergießt sich der Strom des Mitgefühls mit der unbefriedigenden wirtschaftlichen Lage eines Theils der Gesellschaft: Sozialismus und Philanthropie (oder Humanität, wie auch wohl gesagt wird). Der Sozialismus will die Staatsgewalt aufgebieten wissen, damit der Schwache dem Starken gewachsenere werde und der Arme reichlicher beteiligt an den Genüssen des Lebens. Die Philanthropie bietet für den gleichen Zweck ihre eigenen Kräfte und Mittel auf, beziehungsweise die, welche ihr freiwillig zur Verfügung gestellt werden, oder welche sie durch gütliche Überredung im Stande ist zu gewinnen.

Zum Sozialismus in diesem weitesten Sinne gehört nicht allein Zwangsversicherung des Arbeiters gegen Unfälle, Krankheit, Altersschwäche u. dgl. m., sondern auch der unentgeltliche Unterricht als Ergänzung des Schulzwangs und die vom Gesetz angeordnete öffentliche Armenpflege. Dagegen umfaßt der ihm gegenübergestellte Begriff der Philanthropie alle Privatwohlthätigkeit in Stiftungen, Vereinen und rein persönlichem Verhältnis, — die nicht vom Gesetz vorgeschriebenen und aus den Steuern der Bevölkerung erhaltenen Erziehungs- und Bildungsanstalten aller Art, — die Förderung der Sparsamkeit und der Mäßigkeit durch freie Unternehmungen wie Pfennigsparsassen oder Kaffeeschenken u. dgl. m.

Hier rühren wir freilich schon an ein drittes Gebiet, das weder Philanthropie noch Sozialismus ist, sondern Geschäft, wenn sich dieser Ausdruck ebenfalls über seine gewöhnliche Meinung hinaus ein wenig erweitern läßt. Die Sparsassen pflegen auch dann streng geschäftsmäßig gehandhabt zu werden, wenn ein philanthropischer Gedanke sie ins Leben gerufen hat; und die Idee der Kaffeeschenke fordert, richtig verstanden, dasselbe, aber nicht unvergütete Opfer, Geschenke des Reichen an den Armen, weggeworfenes Geld.

Ähnlich steht es mit den Unternehmungen der sogenannten Selbsthilfe. Genossenschaften zu Bankzwecken, d. h. zur gegenseitigen Vermittelung von Vorschüssen, ferner zu gemeinsamem Einkauf von Rohstoffen für die Werkstatt oder von Haushaltsbedürfnissen, zum Erwerb von Wohnungen u. dgl. m., sowie Gewerkschaften zum gemeinsamen Schutze der Rechte von Lohnempfängern gegen den Lohnzahler oder gegen eine benachteiligende Gesetzgebung und öffentliche Meinung können denkbarenweise aus Philanthropie entspringen, wie sie in Deutschland wirklich so entspringen sind: aber sie dürfen ihren Lauf nicht in philanthropischen Bahnen fortsetzen und vollenden, wenn sie ihr Ziel erreichen wollen.

Was sie so gut wie Sparkassen und Kaffeeschenken von den eigentlich und ganz philanthropischen Bestrebungen scheidet, ebenso wie von den sozialistischen, ist ihr streng wirtschaftlicher Charakter. Jeder Leistung entspricht in ihnen eine Gegenleistung. Ein genossenschaftlicher Vorschußverein ist genau so sehr Geschäft wie eine Bank. Ein Gewerksverein läßt seine Mitglieder bezahlen, was seine Beamten für die Sicherstellung ihrer Rechte und die Wahrung ihrer gemeinschaftlichen Interessen thun. Die richtige Kaffeeschenke nimmt, auch wenn sie aus philanthropisch gemeinten Gaben hergestellt ist, für ihre Getränke und Speisen grade soviel, wie sie zur Deckung aller ihrer Kosten braucht und in der Konkurrenz der Schenken um die Kundschaft bekommen kann, denn sie will nicht allein durch ihren eigenen unmittelbaren Wettbewerb, sondern vor allem durch ihr Beispiel und Vorbild die Brauntweinschenken verdrängen, die Bierhallen beschränken. Bei den Sparkassen ist die Sache in der Regel etwas weniger durchsichtig. Sie arbeiten zwar, wie Banken und Vorschußvereine thun, auf Überschuß hin, aber nicht um diese an Aktionäre oder Genossen als Dividenden zu verteilen, sondern um sie entweder an eine Kommunalverwaltung abzuliefern oder direkt ihrerseits für gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Indessen scheidet sich dieser Teil ihrer Aktion völlig von dem laufenden täglichen Verkehr. Der letztere ist und bleibt reines Geschäft. Der Sparkassenkunde vergütet die ihm geleisteten Dienste; es geschieht dadurch, daß die Verwaltung ihm für sein erspartes Geld etwas geringere Zinsen zahlt, als sie ihrerseits für das gesammelte Geld bekommt. Wenn die Eigentümer des Geschäfts ihren Reingewinn gemeinnützig verwenden, so thun sie nur statuten-gemäß, ständig und offenkundig, was mancher Privatmann mit dem Ertrage seines Geschäfts zum Teil oder ganz desgleichen thut, nur ohne sich zu binden und ohne die Quelle seiner Wohlthaten ausdrücklich anzugeben.

Anders die Philanthropie; anders der Sozialismus. Ihre übereinstimmende Eigentümlichkeit ist, daß sie dem Einen nehmen um dem Anderen zu geben; aber nicht, gegenseitige Leistungen zuwege zu bringen. Der Sozialismus wendet hierfür Gewalt an, d. h. die Staatsgewalt. Die Philanthropie begnügt sich mit dem friedlichen Einfluß der Vorstellungen von der Not der einen und dem Hilfevermögen der anderen.

Irrten können natürlich, weil von fehlbaren unvollkommenen Menschen gehandhabt, beide. Irrt jedoch der Sozialismus, so geschieht dem, von welchem er seine Mittel nimmt, ein Unrecht, ohne daß dem, welchen er beschenkt, eine wirkliche Wohlthat widerführe. Er hat genommen ohne zu fragen, und in vielen Fällen sicher gegen den bestimmten Wunsch und Willen der Steuerzahler; er hat gegeben, was mehr schadet als nützt. Die Philanthropie ist nur der letzteren Hälfte dieser Gefahr ausgesetzt. Ihr Verfahren, um in den Besitz von Mitteln und arbeitenden Kräften zu gelangen, zwingt niemandem gegen seinen erklärten und festgehaltenen Willen etwas ab, und soweit sie „moralisch zwingt,“ d. h. nicht sowohl überzeugt als überredet, nimmt sie doch fast ausnahmslos nur vom Überfluß der Reichbegüterten.

Hieraus dürfte als Richtschnur hervorgehen, daß, was die Philanthropie zu

leisten vermag, dem Sozialismus entzogen bleiben sollte. Denn gewaltsame Be-
raubung ist immer ein Übel, auch wenn die organisierte öffentliche Gewalt sie
vollzieht, ja wegen ihrer Unwiderstehlichkeit und unbedingten Überlegenheit nach
einer einzelnen Seite hin dann sogar ein erhöhtes Übel.

Oder gleiche die sozialistisch verfahrenende Staatsgewalt diese Gefahr eines
zweifachen, zweiseitigen Irrtums etwa dadurch aus, daß sie demjenigen Irrtum,
welcher auch die philanthropischen Bestrebungen bedroht, in erheblich geringerem
Grade ausgesetzt wäre?

Auch das ist nicht anzunehmen. Wenn die Gewöhnung an den Gebrauch
unwiderstehlicher Gewalt das Verantwortlichkeitsbewußtsein schärft, so führt sie
andrerseits auch ihre Versuchungen mit sich, namentlich bei sehr selbstbewußten und
überlegenen Machthabern. Ihnen erscheint, wenn ihr Staatsbegriff zugleich ein
besonders hochfahrender und weitgreifender ist, das All des menschlichen Zusammen-
lebens der leitenden Gewalt unterworfen und je nach ihrer persönlichen Präokku-
pation bald dieser bald jener Zustand eines gewaltsamen Eingriffs bedürftig,
oft auch ein solcher, der es garnicht verträgt oder garnichts dadurch gewinnen
kann. Die Philanthropen hingegen finden ein nahes Ziel für ihre Einmischung
schon in dem Maße ihrer persönlichen Kräfte. Schaffen sie sich durch Vereinigung
eine wirksame Organisation, so sind deren Exekutivwerkzeuge doch durchaus ab-
hängig von dem Urteil der öffentlichen Meinung über Ziel und Wege. Hier
liegt das Korrektiv schon innerhalb der Steuererhebung selbst. Beim Sozialismus
fungiert es durch Ministerialbeschlüsse, Parlamentsmehrheiten und Wahlausfälle,
d. h. auf weitausgehenden Umwegen, deshalb in Gestalt heftiger Stöße und Gegen-
stöße, die den nervös gewordenen Gesellschaftskörper nicht zur Ruhe kommen lassen.

Sozialismus also möglichst wenig, Philanthropie möglichst viel! Die Kultur-
geschichte West-Europas scheint sich diesem Wunsche anzubequemen. In England,
den nordischen Ländern, den Niederlanden, ja mehr oder weniger selbst bei den
romanischen Nationen ist die Philanthropie in weit entschiedenerem Vorschreiten
als der Sozialismus. Nur das Deutsche Reich nimmt augenblicklich eine etwas
andere Stellung ein und scheint als erste Geige des Zeit-Orchesters einen ab-
weichenden Ton anschlagen zu wollen.

Allein selbst hierin liegt vielleicht mehr Schein als Wirklichkeit. Gedanken
und Gesetzworschläge des Fürsten Bismarck erwecken naturgemäß mehr Beachtung,
Beifall und Widerspruch als viele zerstreute Unternehmungen verwandter Art, die
keine Machtmittel für sich aufzubieten haben noch aufbieten wollen. Diesen kann
jeder sich entziehen, der will; jenen wie viele?

Der Ausgang allein kann indessen darüber entscheiden, ob mehr Bedeutung
und Wucht in der „Lösung der sozialen Frage“ durch Unfall-Versicherung der
Arbeiter, Krankenkassenzwang und anderes heute geplantes Gesetzeswerk liegt oder
in der Gesamtheit der philanthropischen Einrichtungen und Anstalten, deren Fülle
täglich wächst, deren Vielgestaltigkeit sich noch lange nicht erschöpft hat. Sozia-
listische Projekte haben es ja leicht, großartig aufzutreten. Da der Macht, welche
sie für sich in Bewegung setzen wollen, nichts äußerlich zu widerstehen vermag,

brauchen sie ihrem Himmelsfluge zunächst keine Beschränkung aufzuerlegen. Die Einschränkungen erfolgen später, wenn das Aufgebot der organisierten Gewalt mit dem innern Widerstreben der beherrschten Menschen oder mit der Natur der Dinge, wie man zu sagen pflegt, d. h. mit Gottes Gesetzen unverföhnlich zusammenstößt. Dagegen charakterisiert es umgekehrt die philanthropische Unternehmung, daß sie klein und still beginnt. „Senfformartiges Wachsen“ ist nach einem biblischen Gleichnis, soweit sie von religiösen Motiven oder geradezu von kirchlichen Kreisen ausgeht, ihr auf sich selbst angewendetes Lieblingswort. Man sieht und hört sie daher erst, wenn sie eine gewisse Massenhaftigkeit von Exemplaren und Gattungen erreicht hat. Für nicht wenige Zeitungsleser, die in Bewunderung oder Abscheu vor dem „praktischen Christentum“ des Reichskanzlers aufgehen, existiert eine gleichfalls an der Linderung der sozialen Leiden arbeitende praktische Philanthropie als Gesamterscheinung noch gar nicht; sie erblicken wohl hin und wieder einzelne Bäume der Art, aber zu dem Eindruck eines Waldes sind sie noch nicht gekommen.

Ist es aber nicht, wenn alles zusammengefaßt wird, doch am Ende schon ein ganz stattlicher, freier Wald, dem eingehegten Park des „Staats-Sozialismus“ wohl vergleichbar?

Die gesetzliche Zwangsarmenpflege müssen wir als solche dem Sozialismus zurechnen. Aber wenn nach dem Vorgang von Elberfeld und Grefeld so viele Bürger in unentgeltlichem Ehrendienste sich ihr widmen, daß jeder Hilfsbedürftige einen sorgsam und lebenskundigen öffentlichen Vormund durch sie erhalten kann, der unendlich viel mehr thut als was das nur der äußersten Not steuernde Gesetz erheischt, so geht der enge Bach des Sozialismus über in einen breiten Strom erfrischender und befruchtender Philanthropie. Ebendahin gehören jene sämtlichen vielartigen Frauenvereine, welche wir namentlich in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren erhalten haben, und deren ungeheure Gesamtwirksamkeit einfach vergessen zu werden pflegt, wenn Politiker über diese Fragen sprechen oder nachdenken. Die ganze heute so mannigfach bethätigte Fürsorge für hilfsbedürftige Kinder in Ferienkolonien, Kinderheilstätten in Sool- und See-Bädern, Knaben- und Mädchen-Heimen, — sehr viel von der Pflege der Waisen und Verwahrlosten gehört dahin. Die Sparkassen sind ursprünglich zum Teil von oben herab ins Leben gerufen worden, also durch eine Art von anspruchslosem, praktischem Sozialismus, aber zum Teil auch damals schon von der freien Philanthropie, die nun seit den neuen wichtigen Erfindungen auf diesem Gebiet, voran den Sparmarken, die Initiative so gut wie ausschließlich ergriffen hat. In der Mäßigkeits-Sache, welche seit kurzem in Deutschland wieder entschlossene und thätige Träger gewonnen hat, wird bis jetzt vom Staate nichts begehrt, was als Sozialismus zu bezeichnen wäre; und was man von ihm wünscht, ist man sich bewußt nur durch ernste beharrliche Vereins-Arbeit sowohl erlangen wie zu gesicherter Durchführung bringen zu können. Freie Vereine und Geldsammlungen ergänzen endlich auch vielfach die sozialistische Operation des mit unentgeltlichem oder halbtentgeltlichem Unterricht verbundenen Schulzwangs. Es braucht nur erinnert zu werden an die Lehr-

werkstätten für Schulknaben, die Schulgärten, die öffentlichen Jugendspielplätze der jüngsten Zeit.

Dieses Verzeichniss ließe sich durch einen Statistiker der Vereinsthätigkeit noch reich vermehren. Aber es genügt auch so vollkommen, von den Gesamtleistungen praktischer Philanthropie einen ungefähren Begriff zu erwecken. Nach all der politischen Umwälzung, die endlich zu einem wetterfesten Bau, zu einem Dauer versprechenden Weltfrieden geführt hat, regt die Nation ihre Kräfte vorzugsweise auf diesem weiten Tummelplatz. Nur ihre Nichtsthuer bilden sich ein, daß die Sozialreform, die wahre wirkliche Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände, sich beschränkt auf das, was die Staats- und Reichsgewalten thun oder veranlassen. Wer unbefangen die Augen öffnet, gewahrt daneben ein vielgestaltiges Treiben, das zwar nicht so blendend ins Große plant, dafür aber Tag für Tag etwas der Mühe Wertes vor sich bringt. Zu der inneren Mission, den Sparkassen, den Genossenschaften und einer Armenpflege mit Massen von Pflegern, deren erste Entstehung einer früheren Epoche angehört, sind neuerdings nicht wenige andere gleichartige Betriebe getreten, so daß Hunderttausende der tüchtigsten Männer und Frauen unausgesetzt an der Linderung der Not arbeiten, dies aber nicht nur wirtschaftlich, d. h. zum Behuf der Vermehrung der materiellen Mittel und Genüsse, sondern auch gesundheitlich und sittlich. Den Maßregeln der Gewalt ist nach dieser Seite hin eine noch viel engere Schranke gezogen. Man kann wohl von dem Reichtum des einen nehmen um der Armut des anderen etwas zuzulegen, aber in der Sphäre der Sittlichkeit und der Gesundheit sind so rohe Ausgleichungen undenkbar. Da muß der Regel nach an der Hebung aller unbeschränkt gearbeitet werden, um den Meistbedürftigen auf die Beine zu helfen. Da muß auch ihre Selbsthilfe, die mit Unrecht gering geachtete oder für unmöglich ausgegebene, auf halbem Wege entgegenkommen, wenn andere mit oder ohne gesetzlichen Zwang ihnen wirksam beispringen sollen. Die freie individuelle oder vereinte Philanthropie hat dabei vor der schwerbeweglichen Staatsgewalt den Vorzug der höchsten Geschmeidigkeit und Elastizität im Anschmiegen an die einzelnen Lagen voraus.

Nicht Selbsthilfe des Arbeiterstandes allein, wohl aber im Bunde mit ihr eine erleuchtete praktische Philanthropie wird des sozialen Übels allmählich Herr werden, dem das, was man heute Sozialismus nennt, im ganzen sogar noch weniger gewachsen ist als eine jener anderen beiden Potenzen, die er auf keinen Fall verdrängen, höchstens in einzelnen Richtungen zeitweilig ergänzen darf.

Bremen.

A. Lammers.



Naturwissenschaftliche Revue.

Zwischen den Naturlehren und den historischen Wissenschaften scheint eine unübersteigliche Kluft von altersher zu bestehen, die zu überbrücken erst die Neuzeit sich anschickt. Während jene sich an die Beobachtung und an das Experiment halten und auf die geschriebene Urkunde oder

das gesprochene Wort wohl allzu wenig Gewicht legen, sind diese ganz allein auf die letzteren angewiesen. Aber beide sind ja doch nur verschiedene Thätigkeiten desselben Menschengenies und in der Wissenschaft vom Menschen müssen sie demnach zusammentreffen. Hatte nun die Linguistik bereits eine für sie höchst fruchtbare Schwelung nach den Naturwissenschaften hin gemacht, so hat doch erst die Anthropologie unternehmen können, jene Kluft zu schließen, und es ist nicht zufällig, daß sie die zuletzt aufgetretene aller Wissenschaften ist, denn sie bedarf der Resultate aller für ihre Forschung. Aus ihr aber hat sich ein noch jüngerer Zweig herausgebildet, der vorwiegend geeignet ist, unser Interesse im höchsten Grade zu erwecken, da er von der Geschichte der Menschheit in so frühen Zeiten handelt, daß weder schriftliche Nachrichten, noch im gewöhnlichen Sinne architektonische Reste aus ihnen auf uns gekommen sind, die prähistorische Forschung. Weggeworfene Abfälle, bearbeitete Knochen, Feuersteinwaffen und Thonscherben, das sind die Urkunden, aus denen wir auf die Existenz jener ältesten Menschen und ihre Art zu leben schließen, und es ist ja bekannt, eine wie kurze Zeit genügt hat, um, seit man diese Urkunden richtig zu würdigen begann, die merkwürdigsten Resultate zu erhalten. Aber diese lagen meist in zerstreuten Abhandlungen vor, die vielfach nicht leicht zugänglich sind, und so ist eine Zusammenstellung der einschlägigen Resultate, wie sie der Marquis von Nadaillac lieferte und wie sie von Schloffer und Seler durch Übersetzung und Überarbeitung dem deutschen Publikum vorgelegt sind, von großem Werte. Mag das Buch auch den Forscher vielleicht nicht ganz befriedigen, dem Laien wird es sehr willkommen sein, die so zerstreuten Thatsachen einmal gesammelt zu finden. Zunächst werden die prähistorischen Bewohner Europas behandelt und gezeigt, daß sie in Angehörige einer älteren (paläolithischen Zeit) und jüngeren (neolithischen Zeit) zerfallen. Die ersteren waren Zeitgenossen des Höhlenbären und des Mammuths, die letzteren fanden die geologischen Verhältnisse so, wie wir sie kennen. Die Ajöckenmüddings, die megalithischen Denkmale, ein Teil der trojanischen Funde rühren von den letzteren her. Wenn nun schon die Gleichartigkeit der in den verschiedenen europäischen und Mittelmeerländern gefundenen Reste schwer zu erklären ist, so wird diese Schwierigkeit noch erhöht durch die Entdeckung, daß auch Amerika ganz ähnliche Reste aufweist. Die Waffen und Werkzeuge seiner ältesten Bewohner gleichen den in der alten Welt gefundenen völlig, anstatt der mächtigen Steindenkmäler aber findet man dort weite Erdaufhäufungen, die sogenannten Mounds, die oft in riesigen Dimensionen Tiergestalten nachahmen und den verschiedensten Zwecken gedient zu haben scheinen; viele waren Heiligtümer, andere Grabdenkmäler. Wie in Europa gehen auch dort die prähistorischen Zeiten unvermerkt in die historischen über. Dabei entsteht aber die Frage, ob man die historischen Zeiten der neuen Welt mit deren Entdeckung oder mit der Bildung von Kulturstaaten daselbst beginnen lassen will. Da wir der Kultur derselben insofern nicht anders gegenüberstehen wie der der prähistorischen Zeiten, als wir auch sie nicht aus Urkunden, sondern aus ihren Denkmälern selbst entnehmen müssen, so sind die Kulturvölker Amerikas, ebenso wie die Naturvölker des Erdteils ausführlich besprochen, was freilich auch darin seinen Grund haben mag, daß sie bereits lange Gegenstand des Studiums des Marquis Nadaillac waren. Nach dieser Abschweifung wendet sich der Verfasser wieder zur Gesamtschilderung der Urmenschen zurück, betrachtet ihre Existenz und deren Bedingung während der Eiszeit, unterwirft ihre Kultur einer höchst interessanten Untersuchung und sucht die verschiedenen Rassen festzustellen, wobei sich ergibt, daß die Kapazität und Gestalt der Schädel nicht zur Einteilung dienen kann und daß wir vielmehr als älteste Rasse die Stammstadrasse finden, die mit den gewaltigen Säugern der Quaternärzeit gleichalterig und noch sehr niedrigstehend ist, daß diesen die wohlgebildete und hochgewachsene Cromagnonrasse im Süden und die kleinere dünnknochige Furfoozrasse im Norden Europas folgte. Weiter ergibt sich, daß alle Versuche das Alter des Menschengeschlechtes zu bestimmen nur zu ganz unbewiesenen Hypothesen geführt haben, daß es auch als ganz unsicher bezeichnet werden muß, ob in tertiärer Zeit der Mensch in Europa existiert hat. Nichts nötigt anzunehmen, daß der tertiäre anthropoide Affe, der Dryopithecus, der erste Verfertiger von geschlagenen Feuersteinen

¹⁾ Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas. Stuttgart. Ferd. Enke.

war, wohl aber spricht sehr viel dagegen. Nicht in Europa, sondern in Asien werden wir die Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, wer weiß, ob dort nicht erst Entdeckungen gemacht werden, die uns den tertiären Menschen oder den tertiären Urahn des Menschen ebenso unzweifelhaft erweisen, wie jetzt der quaternäre Mensch nachgewiesen ist. Daß dieser, obwohl er nur den Hund als Haustier besaß, das Pferd aber nur als Jagdtier kannte, außer ihm aber auch Mammuth, Nashorn, ja Bären erlegen konnte, wie erst neuerdings wieder die Funde in der Vocksteinhöhle¹⁾ beweisen, zeigt uns, daß er seine geistigen Kräfte bereits wohl zu brauchen wußte.

Ebenfalls anthropologischen Inhalts ist ein Werk von Floss²⁾ über die Stellung des Weibes in der Natur- und Völkerkunde, dessen erste Lieferung, enthaltend die anthropologische, ästhetische und die Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben, endlich die Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht, vorliegt. Wir behalten uns vor ausführlicher auf das Werk zurück zu kommen, wenn es vollständig erschienen sein wird. Einstweilen macht es mit seiner übermäßigen Fülle wörtlicher Zitate den Eindruck ungefilterter Exzerpte und zusammengetragener Notizen, deren unvermeidliche Wiederholungen beim Lesen sehr ermüden. Vielleicht entschließt sich der Verfasser im Verlauf zu einer ähnlichen Verarbeitung des reichen Stoffes, wie sie in Waig's Anthropologie in mustergültiger Weise vorliegt.

Ob ich den Anfang des zweiten Bandes von Jäger's Entdeckung der Seele³⁾ auch zur Anthropologie rechnen darf, weiß ich nicht. Ein Teil des Inhalts schließt sich hier wohl an, ein anderer aber doch wieder nicht. Die Schrift enthält nämlich zuerst Beobachtungen über die Geschwindigkeit, mit welcher die Erregungen der Nerven sich fortzupflanzen, die dann dazu führen, die Ansichten der Homöopathie zu rechtfertigen, sodann den Wiederabdruck eines früheren Aufsatzes Seele und Geist im Sprachgebrauch, endlich unter dem Titel: „Die Seele in der Landwirtschaft“ die Resultate einer Untersuchung, welche nicht nur die Bodenmüdigkeit vollständig zu erklären meint, sondern auch die „Pflanzenseele“ aufdeckt. Wir können diesen Epigonen der deutschen Naturphilosophen nur beneiden um die Leichtigkeit, mit der er über Schwierigkeiten jeder Art sich an der Hand seiner Hypothese hinwegsetzen zu können meint, und stimmen darin ganz mit ihm überein, daß Harvey mit seiner großen Entdeckung vom Kreislauf des Blutes dasselbe Schicksal hatte, wie er mit seiner Entdeckung der Seele, nämlich verspottet zu werden. Daß aber die Ähnlichkeit beider Entdeckungen in etwas anderem bestehe, als darin, daß sie für ihre Zeit völlig neu und paradox waren und sind, das scheint mir doch noch sehr des Beweises zu bedürfen.

In ähnlicher Weise wie Jäger wendet sich Lornier in einer „der Kampf mit der Nahrung“⁴⁾ betitelten Schrift, die mit der Jäger'schen auch die Formlosigkeit teilt, gegen die jetzigen Vertreter der Wissenschaft. Die Rolle, welche bei Jäger die Duffstoffe spielen, teilt Lornier der Nahrung zu, um welche, mit welcher und als welche das Individuum seine Kämpfe zu bestehen hat. Jedes Tier und jede Pflanze ist ein Produkt der eigenen und der Nahrung der Vorfahren und da die Nahrung bei den Allesfressern am vollkommensten ist, so sind diese selbst in allen Klassen die Vollkommensten. Der Mensch stammt von den ihm zunächst stehenden Allesfressern ab, das sind aber die Bären. Mit diesen hat er die größte Ähnlichkeit. Mensch und Bär sind Cohlengänger, die hinteren Extremitäten übertreffen bei beiden an Länge die vorderen; die Knochenbildung der Bären erinnert an die des Menschen. Auch sind die vorderen Extremitäten von Bär und Mensch, sowie die Kopfbildung ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt, ebenso stimmen in der Lebensweise, in der „vielleicht“ ziemlich bedeutenden Lebensdauer, ja in der Vorliebe für Honig beide überein, endlich, und damit wird jeder Zweifel beseitigt sein, belecken junge Bären ihre Lagen und die Kinder des Menschen — lutschen an den Daumen!

¹⁾ Korrespondenzblatt der deutschen Gesellsch. für Anthropologie. XV.

²⁾ Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 1. Lieferung. Leipzig. Th. Griebens Verlag (G. Fernau).

³⁾ 5. und 6. Lieferung. Leipzig. E. Günther.

⁴⁾ Berlin. Wilh. Isleib. (Gust. Schuhr).

Das nennt nun der Verfasser einen „Beitrag zum Darwinismus.“ Wir hatten mehrfach Gelegenheit zu erwähnen, daß die Grundpfeiler dieser Lehre jetzt durchaus fest begründet sind, wenn auch im einzelnen noch viel zu ihrer völligen Ausbildung zu thun sein wird. Da werden wir noch mancher interessanten Erörterung begegnen, sogleich heute der Zurückweisung, mit welcher Focke¹⁾ den Einwänden Nägeli's gegen die Art, wie sich die Vertreter der Darwinschen Theorie die gegenseitige Abhängigkeit der Entwicklung von Blumen und der ihre Bestäubung bewirkenden Insekten denken, entgegentritt. Darwin hatte gefunden, viele Blüten seien in ihrer Form darauf angepaßt, daß ganz bestimmte Insekten durch Einsenken ihres Saugrüssels in die Röhren der Blumenkrone behufs Auslecken des Honigs sich dabei mit Blumenstaub bepuderten und ihn auf andere Pflanzen derselben Art, diese befruchtend, übertragen. Die so befruchteten Exemplare erzeugten dann kräftigere Nachkommenschaft, als durch alleinige Selbstbefruchtung, die nicht ausgeschlossen ist, möglich wäre. Es fragte sich nun aber, wie es möglich gewesen sei, daß sich diese verschiedenen Organismen in so für einander passender Form entwickelt hätten, und da hatte Nägeli die Ansicht ausgesprochen, daß die Entwicklung der Blütheile durch den beständigen Reiz, den zunächst kurzrüsselige Insekten beim Honigsuchen auf sie ausgeübt hätten, vor sich gegangen sei, die Verlängerung der Rüssel der Insekten aber der größeren Anstrengung zugeschrieben werden müsse, die diesen nunmehr ihre gewohnte Beschäftigung gemacht habe. Focke setzt dagegen nur voraus, daß sowohl unter den Pflanzen als auch unter den Insekten die kräftigsten Individuen ebensowohl längere Blumenkrönen, als auch die längeren Rüssel hätten, so daß also diese nunmehr in das Verhältnis der Nährpflanze und des Bestäubens treten konnten. Die kräftigeren Insekten bedürften aber auch mehr Nahrung und übten somit auf die Bestäubung einen nachhaltigeren Einfluß aus als die weniger bevorzugten. So würden also beide Fortbildungen sich stets fördern und auf diese Weise eine solche Entwicklung eintreten müssen, wie wir sie jetzt durch andere Umstände zum Stillstand gebracht sähen. In analoger Weise ging die Entwicklung in andern Fällen vor sich, ohne daß man die willkürliche Wirkung des Reizes heranzuziehen brauchte.

Suchen uns derartige Arbeiten über das Werden der organischen Wesen aufzuklären, so schildern die drei seither erschienenen Lieferungen des Handwörterbuches der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, aus der Encyclopädie der Naturwissenschaften, dieselben in ihrem gegenwärtigen Sein. Nach längerer Pause ist die Fortsetzung dieses Werkes wieder aufgenommen, und wenn es auch größere Artikel in geringerer Zahl enthält, so hat es um so mehr kleinere aufzuweisen, die dem Suchenden stets die sachgemäße Auskunft geben. Die alphabetische Anordnung der Artikel bewirkt, daß der sehr beträchtliche Umfang, den das Wörterbuch der Vereinigung der drei Wissenschaften verdankt, nicht störend wirkt, denn dadurch steht das Zusammengehörige doch zusammen. Nimmt man z. B. Fleisch, so findet man in wenigen Sätzen alles, was über Verdaulichkeit des verschieden zubereiteten Fleisches, über die besten Hausrassen für Fleischproduktion, den von und seit Liebig oft untersuchten Nahrungswert der Fleischbrühe und des Fleischextraktes, die Verwendung der bei der Bereitung des letzteren bleibenden Rückstände zu Fleischmehl zu sagen ist. Es ist kaum möglich besonders Interessantes aus der Fülle des gebotenen Stoffes hervorzuheben, denn sieht man Feuer, oder Fermente, Gastrea oder Gastrula, oder geographische Verbreitung u. nach, das Interesse wird gleichmäßig in Anspruch genommen. Zu wünschen freilich wäre es gewesen, daß die Jägerschen Theorien mit weniger apodiktischer Gewißheit vorgebracht worden wären.

Zur Botanik mich wendend werde ich mich bei den Versuchen Pasteurs über das Einimpfen des wohl in Bacterien bestehenden Wutgiftes des Hundes nicht aufhalten. Jeder hat gelegentlich des Kopenhagener Kongresses darüber gelesen, und weiteres ist doch erst abzuwarten. Heute will ich nur auf zwei Droguen aufmerksam machen, deren Aufnahme unter die europäischen Marktartikel man zu bewirken sucht, die Putterbohne und den Paraguanthee. Über die erstere berichten von Höhnel und Wolfbauer²⁾. Sie ist die Frucht der *Vateria indica*, eines Baumes der

¹⁾ Kosmos. I. Bd. 1884.

²⁾ Dinglers, polytechn. Journal. Bd. 252. Heft 8.

indischen Halbinsel, der namentlich in Malabar häufig ist, und wird zur Bereitung eines Talges, welches von Indien aus bereits als Pflanzen-, Malabar- oder Pinentalg im Handel ist, und zur Bereitung von Luchsen benutzt. Das Talg steht dem Hammeltalg nahe und schmilzt etwa bei 34°R. Den Paraguanthee dagegen hat Winter¹⁾ zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht, in die er auch den Kaffee, den Thee und den Cacao hineinzieht. Als Heimat des erstgenannten findet er nicht Arabien, sondern das tropische Afrika, der Paraguanthee aber, die Herba oder Mate seiner Heimat, besteht aus den gedörrten Blättern verschiedener immergrüner Stechpalmenarten des subtropischen Brasiliens, die ihn in verschiedenen Feinheiten liefern. Vermöge seines Geschmacks und seiner sonstigen Wirkungen kann er den chinesischen Thee recht wohl ersetzen.

Mit der Betrachtung dieser Drogen haben wir ein der Technik verwandtes Gebiet betreten. Sehen wir uns zunächst hier etwas um! Bekanntlich hat es trotz mannigfacher Versuche noch nicht gelingen wollen, Bronzegegenstände mit einer in jeder Richtung befriedigenden Patina zu versehen. Steiner führt nun im Metallarbeiter aus, daß dies auf künstlichem Wege überhaupt nicht möglich ist, daß aber die Naturpatina vor allen Dingen eine möglichst rein und sorgfältig erhaltene Gushaut fordert. Deshalb findet sie sich nur auf getriebenen oder in Wachstformen gegossenen Gußstücken. Sandformen aber sind ihr feindlich, weil darin erhaltene Gußstücke der Nachhilfe mit der Feile und der Ziselierung bedürfen. Damit ist der Weg zu ihrer Erlangung vorgezeichnet, mittelst galvanoplastischer Herstellungsmethoden kann man eine Patina somit nicht erhalten, die auf solche Art erreichten Überzüge sollen ja den Metallgegenstand vor der Oxidation gerade schützen. Mit sämtlichen Gebieten der Elektrotechnik ist diese Kunst abgehandelt in dem von Klein²⁾ im Auftrage des niederösterreichischen Gewerbevereins herausgegebenen Berichte über die internationale elektrische Ausstellung in Wien 1883. Die vier bis jetzt erschienenen Lieferungen dieses Berichtes enthalten die Generatoren und Motoren, die elektrischen Maschinen, die galvanischen Elemente, Akkumulatoren und thermo-elektrischen Säulen, die Galvanoplastik, die Telegraphie im allgemeinen, das Leitungsmaterial für schwache Ströme und die Telephonie. Die hochinteressanten Abhandlungen verfolgen weniger den Zweck die Ausstellungsgegenstände vorzuführen und zu mustern, als an denselben die Fortschritte und den erreichten Standpunkt der betreffenden Zweige der Elektrotechnik zu schildern. Dazu wird der Leser vorher in das betreffende Gebiet durch einleitende Betrachtungen eingeführt, und da die Artikel aus den Federn der kompetentesten Verfasser stammen, so ist dieser Bericht ganz besonders geeignet ein Bild von dem augenblicklichen Stand der Elektrotechnik zu geben. Wie die Wiener Zeitschrift für Elektrotechnik vermeidet er bei voller Wissenschaftlichkeit doch den trockenen Ton und das zu tiefe Eingehen, und so dürften beide Litteralien auch dem Nichtfachmann besonders zu empfehlen sein.

Was insbesondere die Galvanoplastik anlangt, so hat in neuerer Zeit das Überziehen von oxydierbaren Metallen mit Nickel eine immer größere Bedeutung gewonnen. Die Vernickelung gelang zuerst Böttger im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts und ist, wie vor kurzem Hermann in einem im Verein für Gewerbeleiß in Preußen gehaltenen Vortrage ausführte, wegen der Härte und geringen Empfindlichkeit des Überzuges gegen atmosphärische Einflüsse jeder Art der Verfilberung weitens vorzuziehen. Doch sind die Nickelsalze ebenso giftig wie die des Kupfers, was die Hautauschläge, von denen die mit derartigen Arbeiten Beschäftigten heimgesucht werden, genügend beweisen, und so muß man sich wohl hüten, vernickelte Gefäße zur Speisebereitung zu verwenden. Nur für Überzüge eiserner Gegenstände ist das Nickel nicht geeignet, in dünnen Überzügen löst es sich leicht ab, in dickeren wird es brüchig.

Wie wir bereits früher bemerkten, nahm hauptsächlich die elektrische Eisenbahn die Aufmerksamkeit der Besucher der Wiener Ausstellung in Anspruch. Ihr Rivale, die Natronlokomotive, hat unterdessen in ihrer Ausbildung einen wichtigen Fortschritt gemacht, sie ist zur Beförderung von fahrplanmäßigen Personenzügen auf der Strecke zwischen Würzelen und Stolberg bei

¹⁾ Mitteilungen aus dem naturwissenschaftlichen Verein von Neuorpommern und Rügen in Greifswald. XIV. Jahrgang.

²⁾ Wien, Verlag von Seidel und Sohn.

Nachen zugelassen und hat sich bisher bewährt. Gutermuth¹⁾ rühmt neben ihrem geräuschlosen Gang und dem Wegfall des Auspuffes auch die Zuverlässigkeit und Sparsamkeit ihres Betriebes. Nun aber wird sich die elektrische Bahn noch einem neuen Gegner gegenüber zu behaupten haben, den Drahtseilbahnen, für welche die Triebkraft ein in einer Röhre im Bahndamm liegendes eisernes Tau darstellt, welches eine stehende Dampfmaschine fortbewegt und an welches sich die Wagen durch Klammern anschließen können. In Amerika sollen sich diese Bahnen auch im Winter sehr gut bewährt haben, und es ist niemand geringeres als Professor Reuleaux, der ihre Anwendung empfiehlt.

So sind wir nach Kräften bemüht, die Beschränkungen, die uns unser Haft an der Scholle, an dem unbeweglichen Grund der Erdfeste auferlegt, zu durchbrechen und mit den leichtbefiederten Bewohnern der Küste zu wetteifern. Aber wehe uns, wenn die Erdfeste selbst die Schranke nicht achtet. Schwerlich würde das von den Elfen in des Knaben Wunderhorn angegebene Mittel beim Beben der Erde stehen zu bleiben, indem man nicht fürchtet unterzugehen, ausreichen, und es gehören somit die Erschütterungen der Erdrinde mit zu den entsetzlichsten Katastrophen, welche uns treffen können. Um so größer ist natürlich das Interesse, welches wir an denselben nehmen und so verdienen die Verzeichnisse der Vulkanausbrüche und Erdbeben, welche Fuchs²⁾ alljährlich im Naturforscher zu geben pflegt, unsere Beachtung im hohem Maße. Danach zeigte das Jahr 1883 wieder eine größere Energie der Reaktion des Erdinnern gegen die Rinde als seine letzten Vorgänger. Sieben vulkanische Eruptionen und 262 Erdbeben zum Teil vulkanischer Natur, zum Teil durch den Einsturz darunter liegender Höhlen bewirkt, fanden statt. Außer der fürchterlichen Krakatoaeruption, deren schreckliche Einzelheiten dem Leser noch gegenwärtig genug sein werden, fanden namentlich vulkanische Ausbrüche im Nikaragua-See in Mittelamerika und am Eingang zur Kookstraße in Alaska statt, die große Verluste an Menschenleben und Änderungen in der Konfiguration ihrer Umgebung zur Folge hatten. Die europäischen Vulkane blieben außer dem Ätna, der eine schwache Eruption zeigte, in dem gewohnten Verhalten. Dagegen waren in unserm Weltteil mehrere Erdbeben um so verhängnisvoller, so das von Agram, welche Stadt mehr oder weniger heftige Erschütterungen auszuhalten hatte, und dasjenige, das die unglückliche Insel Ischia zerstörte. Diese beiden waren höchst wahrscheinlich Einsturz-Erdbeben.

Die vulkanische Thätigkeit der Erde ändert die Gestalt ihrer Oberfläche stets noch ab, wie sie es dem Zeugnis der Geologie zufolge von jeher gethan hat. Kontinente schaffen und zerstören kann sie zwar nicht mehr, aber Inseln bildet und vernichtet sie noch immer. Es sind dies diejenigen, welche von Casaux in dem eben erschienenen Heft des Handwörterbuchs der Mineralogie unter den Rubriken der vulkanischen Aufschüttungs- und der Erhebungsinselfn begreift. Doch auch durch Korallen ebenso wie durch sich anhäufende Pflanzenteile und Gesteinsgerölle werden solche Aufschüttungsinselfn gebildet, denen die Trümmerinselfn in der Nähe von Kontinenten gegenübergestellt werden. Das diese Betrachtungen über die Inseln enthaltende Heft des Handwörterbuchs der Mineralogie etc., reicht von Hydroiden bis Kryptogamen und enthält außer den genannten Artikeln die wertvollen Abhandlungen über Infusorien, Insekten, den Isomorphismus, die Kiese, das Jura- und Kreidensystem und die Kohlenbildung. Es ist ein anziehendes Bild des Werdens unserer Erde, welches vor uns entrollt wird, und wenn schon die oben erwähnte Vorgeschichte der Menschheit unsere Phantasie mächtig erregt, wie vielmehr die Schilderung von Perioden an der Erdoberfläche, die längst vergangene Pflanzen- und Tiergeschlechter lebend sah, welche uns den Boden und die Bewohnbarkeit der verschiedensten Teile unserer Erde vorbereitet haben.

Wie es sich in dieser Hinsicht mit den andern Planeten verhält, ist noch zu Zeiten Kants eine beliebte Frage gewesen, die man mit Hilfe der Philosophie entscheiden zu können glaubte. Jetzt hat man längst erkannt, daß das nur durch Beobachtung möglich sein würde, aber die Hoffnung, daß wir uns auf diesem Wege zu solcher Erkenntnis heranarbeiten könnten, ist

¹⁾ Bayrisches Industrie- und Gewerbeblatt XVI.

²⁾ Naturforscher 1884. Nr. 22.

längst aufgegeben. Nichtsdestoweniger hat man gerade in letzter Zeit die Planeten mit besonderer Vorliebe beobachtet und dabei manches Mitteilenswerte hinsichtlich der physikalischen Beschaffenheit einiger gefunden.

Was zunächst Venus anlangt, so hat man allen Grund anzunehmen, daß dieser Planet von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, die den Anblick seiner festen Oberfläche unmöglich macht. Nun aber zeigt er an den Enden seiner Umdrehungsaxe je einen weißen Fleck, und es schien demnach die Vermutung gerechtfertigt, daß an den Polen der Venus, wie an denen der Erde große Flecken vereist seien. Die genaue Untersuchung der Gestalt der Venus auf Grund der von den französischen Expeditionen aufgenommenen Photographieen hat aber eine im Süden des Planeten gelegene Zone ergeben, die am 6. Dezember 1882 eine Erhöhung von über 100 Kilometer im Vergleich zu ihrer vertieften Umgebung aufwies. Während man die weißen Flecke als die Gipfel riesenhafter Berge ansehen zu müssen glaubte, war eine ähnliche Annahme zur Erklärung jener Erhebung unstatthaft, da die erhöhte Zone nicht allein durch die feste Rinde der Venus gebildet sein kann. Man muß deshalb hier eine größere Dicke der Venusatmosphäre annehmen, wie man sie in der That beobachtet haben will. Diese aber würde am einfachsten zu erklären sein durch eine darunter befindliche winterliche Eisregion¹⁾.

Die Beobachtungen des Saturnringes haben die Veränderlichkeit dieses wunderbarsten Objectes im Planetensystem nur wieder bestätigt. Der Ring scheint bekanntlich aus mehreren schmaleren konzentrischen Ringen zu bestehen, aber die so hervorgebrachte Teilung ist zu verschiedenen Zeiten verschieden und kann sich sehr rasch ändern. Dies bestätigt die von Maxwell zuerst ausgesprochene Hypothese, daß der Ring aus einer großen Anzahl Satelliten besteht, die selbständige Bahnen um den Planeten beschreiben. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß es gelingt diese Körperchen auch als solche zu sehen, wenigstens hat man im März dieses Jahres auf der Sternwarte zu Nizza bei ganz besonders günstiger Beschaffenheit der Atmosphäre in dem Ringe Linien beobachtet, welche für zahlreiche Teilungen zu sprechen scheinen.

Am demselben Orte hat man damals auch auf dem Uranus Flecken gesehen, welche aber später als Bänder, ähnlich denen, welcher Jupiter zeigt, erschienen. Man konnte zwei derselben zu beiden Seiten des Äquators feststellen, welche indessen dieser Linie nicht parallel verlaufen. Die Zone zwischen den beiden Streifen war heller als diese, die Pole erschienen als dunklere Flecken. Auf dem Neptun konnte man Flecken oder Streifen bisher nicht bemerken. Doch fand Hall²⁾ in Jamaica, daß dieser äußerste Planet Helligkeitsänderungen zeigt, und ist geneigt, dieselben dem Vorhandensein dunklerer Stellen auf seiner Oberfläche zuzuschreiben. Da nun aber andererseits das Licht des Neptun tagelang unveränderlich bleibt, so wird man annehmen müssen, daß auch er wie Jupiter dunklere Streifen besitzt und daß diese von Zeit zu Zeit zerreißen.

Da diese Streifen demnach wolkenartige Gebilde sein müssen, so wird ihre Atmosphäre die Belichtungsverhältnisse derselben ebenso regeln, wie es die unsrige bei uns auch thut. Bei den viel geringeren Wärmemengen aber, welche jenen entfernten Planeten von der Sonne zugefandt werden, muß es dahin gestellt bleiben, ob ihr auch dort die für uns so wichtige Rolle des Regulators der von der Sonne zu uns gelangenden Wärmestrahlen zukommt, der nicht nur den Transport der Wärme aus den wärmeren in die kälteren Regionen der Erde besorgt, sondern auch bei der Rückstrahlung derselben in den Weltraum eine wichtige Rolle spielt. An der Erdoberfläche in den Tropen, deren Erwärmung durch die Sonnenstrahlen die aller anderen Erdregionen übertrifft, wird die Temperatur der Luft eine sehr beträchtliche und sie steigt infolge dessen mit Feuchtigkeit beladen mit Heftigkeit empor. In großen Höhen angelangt, fließt sie, Wärme und Wasser mit sich führend, zu beiden Seiten in der Richtung nach den Polen ab, sich langsam wieder zur Erde herabsenkend. Dabei trifft sie aber mit kälterer Luft zusammen, und diese veranlaßt sie wieder empor zu steigen, indem sich der Wasserdampf, den sie enthält, je nach der Geschwindigkeit ihrer Bewegung mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit zu Wasser verdichtet. Ähnliche Vorgänge können in den von der sommerlichen Sonne durchwärmten

¹⁾ Trouvelot et Bouquet de la Grye et Arago. Comptes rendus XCVIII.

²⁾ Monthly notices of the Roy. astr. Society XLIV.

Gegenden höherer Breiten stattfinden, und da erst in diesen größeren Höhen die Wärmeausstrahlung in den Weltraum ungehindert vor sich gehen kann, so kühlt sie sich nunmehr ab und sinkt wieder zum Erdboden hernieder. Während sie also aufsteigend mehr oder weniger dicke Wolken bildet, löst sie niederstinkend solche auf. Jene Wolken aber werden vielfach Ursache electrischer Entladungen, sie werden zu Gewittern. Die Ursache der Electricitätsentwicklung in denselben ist vielfach untersucht, und der Leser dieser Revuen wird sich erinnern, daß man neuerdings die Wirkung der wahrscheinlich stark electrischen Sonne auf Erde und Wolke dafür in Anspruch genommen hat. Daß diese Annahme indessen nicht notwendig ist und daß man mit der älteren Annahme der Erregung der Electricität durch Niederschlag des Wassers oder Reibung desselben im Augenblicke seines Entstehens an der Luft ausreicht, hat Gerland¹⁾ neuerdings nachzuweisen versucht. Derselbe macht darauf aufmerksam, daß die Trennung der beiden Electricitätsarten, welche zu erklären den früheren Theorien nicht geglückt war, bei raschem Aufsteigen der Luft und reichlicher Wolkenbildung notwendig erfolgen muß, indem die aufsteigende Luft die negative, die herabstürzende Wassermasse die positive Electricität mitführt. Zwei übereinander lagernde Wolken schichten von ganz verschiedenem Aussehen zeigen in der That die Gewitter, welche das Eintreten des Südwestwindes ankündigend im Osten oder Südosten entstehen, bei ihrem Aufsteigen über den Horizont und bei solchen Bildungen springen die meisten Blitze zwischen diesen beiden Wolken schichten über. Den aufsteigenden und vielfach ganz unregelmäßig aufsteigenden Luftstrom zeigen aber alle Gewitter, wie namentlich die genaue Untersuchung des Gewitters vom 13. Juli dieses Jahres in Berlin, welche im Berliner Tageblatt veröffentlicht ist und Assmann in der 4. Nummer der neuen meteorologischen Monatschrift: das Wetter unter Zufügung der gleichzeitigen Beobachtungen in Magdeburg reproduziert hat, sehr schön erkennen läßt. Soll die Trennung der Electricitäten in genügendem Maße erfolgen, so muß demnach nur die in kurzer Zeit niedergeschlagene Wassermasse groß genug sein; dadurch wird dann eine große Geschwindigkeit der aufsteigenden Luft bedingt.

Die zur Erdoberfläche gelangenden Sonnenstrahlen bringen aber nur dann in genügender Menge Wärme mit, wenn sie nicht durch feuchte Luft gegangen sind, da diese die Wärme zurückhält, absorbiert. Es war nun vor mehreren Jahren ein heftiger Streit zwischen Tyndall und Magnus darüber geführt worden, ob diese Absorption nur durch das in der Luft enthaltene flüssige Wasser, oder ob sie auch durch den Wasserdampf verursacht würde. Magnus glaubte das erste gefunden und damit die gegenteilige Behauptung von Tyndall als irrig erwiesen zu haben. Eine erneute Prüfung dieser Frage, die vor kurzem nach ganz neuer Methode Röntgen²⁾ vornahm, hat aber das Resultat ergeben, daß der Wasserdampf ein Absorptionsvermögen besitzt, welches das der Luft und des Wasserstoffs bedeutend übertrifft. Die ganze Frage hat freilich ein vorwiegend theoretisches Interesse, da die Atmosphäre nie Wasserdampf allein, sondern auch immer flüssiges Wasser enthält.

Die den gemäßigten Breiten durch die Luftströmungen zugeführte Wärme bedingt in Verbindung mit der ihnen von der Sonne direkt zugesendeten nun die Wärmeverhältnisse eines daselbst gelegenen Landes, und die doppelte Ursache erklärt die Complication derselben. Diese hat Hellmann³⁾ für Norddeutschland eingehend studiert und dabei folgende interessante Resultate erhalten. Im Winter tritt das Maximum der Kälte, wie im Sommer das der Wärme später ein, als der tiefste und höchste Stand der Sonne. Das erste findet in Süddeutschland in der ersten Hälfte, in Norddeutschland Mitte Januar statt, während das zweite im westlichen Norddeutschland, wie in Süddeutschland auf den 27., im übrigen Norddeutschland auf den 22. Juli fällt. Beide Maxima werden nicht erreicht, ohne daß nach Abkühlungen Erwärmungen und umgekehrt eintreten, so daß also ebenso Rückfälle der Kälte im Frühjahr, wie Rückfälle der Wärme im Herbst beobachtet werden. Sie sind, wie jeder weiß, an bestimmte Daten mehr oder weniger geknüpft. Dabei ergibt sich aber der Unterschied, daß die Rückfälle der Kälte im frühen Frühjahr und

1) Elektrotechnische Zeitschrift 1884.

2) Berichte der Oberhessischen Gesellschaft für Natur und Heilkunde XXIII.

3) Zeitsch. d. k. preuss. statistischen Bureau's 1883.

die der Wärme im Früherbst von hohem, die der Wärme im Spätherbst und die der Kälte im Mai und Juni von niedrigem Barometerstand begleitet sind. Jene sind an trocknes, diese an regnerisches Wetter geknüpft, und es ist nicht schwer einzusehen, wie bei jenen die Kraft der Insolation, bei diesen die Temperatur der Luftströmungen das Bestimmende ist.

Es bleibt nun noch übrig, von den Betrachtungen der Vorgänge in dem himmlischen Laboratorium, in dem uns das Wetter gebrant wird, die Resultate zu überschauen, die in den irdischen der Chemiker erlangt worden sind. Dazu setzt uns die eben erschienene Lieferung des Handwörterbuchs der Chemie in den Stand, welche von Puffersäure bis Cerium reicht. Neben einigen organischen Verbindungsgruppen bespricht sie das Cadmium, das Caesium, Calcium, und Cerium, sodann dieemente, die Capillarität, die Campherarten und das Celluloid. Wie in den früheren Lieferungen gehen den betreffenden Artikeln, soweit dies thunlich ist, Angaben über die Entdeckung der in ihnen behandelten Körper voraus, denen dann die Verbindungen, welche sie eingehen, die Benutzung, die sie finden, und was sonst zu bemerken ist, folgen. Gerade die vorliegende Lieferung ist in gleicher Weise für den Chemiker wie für den Techniker von großer Wichtigkeit, aber auch der Nichtfachmann findet, wie die Übersicht des Inhaltes sofort zeigt, mancherlei, was ihn interessieren wird.



Litterarische Berichte.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 3. u. 4. Heft. Berlin 1884. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Das dritte Heft der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften enthält 3 Aufsätze:

1. Ein Brandenburgischer Mobilmachungsplan aus dem Jahre 1477.

2. Beiträge zur Geschichte des zweiten Schlesiens Krieges.

3. Der Zug der 6. Kavallerie-Division durch die Sologne vom 6. bis 15. Dezember 1870.

Der erste Aufsatz führt uns in das 15. Jahrhundert. Eine kurze Einleitung orientiert den Leser über die Verhältnisse, welche den Krieg notwendig machten. Darauf folgen die Vorbereitungen zum Kriege. Auf gebrochenem Bogen befindet sich links der Text in der Schriftsprache damaliger Zeit, rechts in modernem Hochdeutsch. —

Wer sich für brandenburgische Geschichte interessiert, wird seine Rechnung finden. Am Schluß folgen Erläuterungen, unserer Ansicht nach der interessanteste Teil des Aufsatzes. Sie liefern sehr wertvolles Material über die Kriegsführung zur Zeit des Kurfürsten Albrecht Achilles, sind klar geschrieben und wirklich lehrreich. Den meisten Lesern liegt freilich der Stoff zu diesem Aufsatz etwas fern, Episoden der neueren Kriegsgeschichte haben wohl unstreitig mehr Reiz. Der Historiker aber wird dem preussischen Generalstabe desto dankbarer sein.

Sehr viel neues bietet der zweite Aufsatz.

Die Ereignisse, welche uns hier vorgeführt werden, dürften im allgemeinen wenig bekannt sein. Um so dankbarer ist es, Licht über dieselben zu verbreiten. Es giebt auch kein besseres Mittel, Klarheit über alle Verhältnisse zu schaffen, als die Mittheilung der Originalberichte. Dies geschieht hier in umfassender Weise. Besonders bemerkenswert sind die eigenhändigen Randbemerkungen Friedrichs des Großen. Daß alle Berichte in der Sprache der damaligen Zeit wiedergegeben werden, kann das Interesse nur noch wesentlich erhöhen. Das Generalstabswerk selbst sagt:

„Die nachfolgenden Beiträge sollen wenigstens teilweise eine Lücke ausfüllen und zwar im Sinne der neueren Geschichtsforschung, welche vor allem danach strebt, urkundliche Beweisstücke zu verwerten. Das Interesse an den hier veröffentlichten Briefen und Berichten dürfte einen wesentlichen Stützpunkt auch darin finden, daß uns aus denselben die Persönlichkeit des Königs und einiger seiner höheren Offiziere in lebensvoller Wahrheit und Unmittelbarkeit entgegentritt. Der kriegsgeschichtliche Wert dieser Schreiben wird aber ferner noch dadurch erhöht, daß Friedrichs hervorragendster Vertrauter, General Hans Karl von Winterfeldt im Mittelpunkt der kriegerischen Thätigkeit steht, auf welche sich jene brieflichen Mittheilungen beziehen. Es handelt sich hierbei um Vorgänge aus dem Frühjahr 1745, die zwischen dem Beginn des Feldzuges und der Schlacht von Hohenfriedberg liegen. Ihr Schauplatz ist das südwestliche Schlesien.“

Folgende Gefechte werden beschrieben:

1. Das Gefecht von Hirschberg am 1. Mai 1745.
2. Das Gefecht bei Mocker und Doversdorf am 4. Mai 1745.
3. Das Gefecht bei Landeshut am 22. Mai 1745.

Es würde zu weit führen, auf diese Gefechte hier näher einzugehen. Wer sich über den kleinen Krieg zur Zeit des großen Königs orientieren will, dem kann der Aufsatz nur auf das Wärmste empfohlen werden. Es möge uns aber gestattet sein, von den Randbemerkungen des Königs einiges wiederzugeben.

„ob er Tol ist, mich um solche bagatellen Staffeten zu schicken, wan es Nachrichten Seindt, die die Mühe wehrt sindt, So ist es recht, aber umb eine jede Huzaren patrolille ist es gewisse nicht die Mühe wehrt. Wan Sie Was wehren gemacht haben, dan wirdt es Zeit sein, aber eher nicht, oder wan der feindt Stark ankömt, aber um Huzaren patrolillen ist nicht erlaubt. es Scheinet der General Schreibet gerne viel.“

Fr.

„er Sol doch So vernünftig Seindt und den Unterschied zwischen dem kleinen Krieg und den Einbruch der armée machen, das letzte wehre anjeko gar nicht wahrscheinlich und vohr Huzaren währe Schweinitz Sicher genug, darauf darf er nicht eher gedenken, bis die feindliche armée bei Fridlandt oder Brauman an Rücket.“

Fr.

Beide Randbemerkungen beziehen sich auf den Generallieutenant von Truchses, einen verdienten General, der aber freilich vor durchgreifenden Maßregeln eine gewisse Scheu durchblicken ließ, in den Augen des großen Königs gerade ausreichend, um so energisch mit ihm umzugehen.

Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, eine kurze zusammenhängende Schilderung der Ereignisse den abgedruckten Altentstücken voranzusenden. Besonders der nicht militärische Leser ermüdet leicht bei der Lektüre dieser Originalakten, aus denen er sich doch erst selbst den Zusammenhang klar machen muß.

Bei weitem das meiste Interesse nimmt der letzte Aufsatz in Anspruch.

Die Situation ist für den Soldaten ganz besonders lehrreich. Auf der einen Seite eine in voller Unordnung weichende, geschlagene Armee von sehr lockerer Disziplin, fast ohne Ausbildung und durch fortgesetzte Mißerfolge entmutigt. Auf der anderen Seite eine vortrefflich disziplinierte Armee, nur an Siege gewöhnt, mit einer Kavallerie, die auf die Gelegenheit sehnsüchtig wartete, auch ihrerseits Triumphe zu ernten; und an ihrer Spitze ein Reiterführer erster Ordnung, denn das war der General von Schmidt.

Man sollte meinen, eine Verfolgung unter solchen Umständen, von einem solchen Führer

geleitet, hätte großartige Resultate hervorbringen müssen. Und doch war dies keineswegs der Fall. Allerdings konnte General von Schmidt erst am 7. Dezember die eigentliche Verfolgung beginnen, also 2 Tage nach dem Beginn des Rückzugs der Franzosen auf dem linken Ufer der Loire. Der günstige Moment für eine Verfolgung war mithin schon vorüber. Die Ungunst der Witterung, mehr noch aber die im Jahre 1870 noch sehr mangelhafte Bewaffnung unserer Kavallerie mit Schußwaffen (3 Regimenter der 6. Kavallerie-Division hatten als Schußwaffe nur die Pistole), wirkten hemmend ein, außerdem noch mancher andere Umstand, wie man deutlich zwischen den Zeilen lesen kann.

Sehr interessant sind die Anlagen, nämlich eine Nachweisung über alle Bewegungen, welche das französische 15. 18. und 20. Korps in jenen Tagen tatsächlich ausgeführt haben, und eine Sammlung französischer Telegramme.

Es ergeben sich hieraus sehr interessante Vergleiche zwischen dem Bilde, welches die von unserer Kavallerie eingebrachten Nachrichten ergeben, und der Wirklichkeit,

Die Telegramme werfen ein grelles Schlaglicht auf die Männer, welche damals im Mittelpunkt der kriegerischen Thätigkeit Frankreichs an der Loire standen, d. h. auf Gambetta, mehr noch auf de Frencinet und General Bourbaki. Auch der Zustand, in welchem sich die Armee Bourbakis befand, geht deutlich aus den Telegrammen hervor. Uebrigens muß man zugeben, daß de Frencinet besser über die tatsächlichen Verhältnisse unterrichtet war, und namentlich auch richtigere Anschauungen über die zu ergreifenden Maßregeln hatte, als General Bourbaki.

Das 4. Heft der kriegsgeschichtlichen Einzelschriften behandelt die Thätigkeit der deutschen Belagerungsartillerie vor Paris im Kriege von 1870/71.

Das Generalstabswerk konnte bei der Besprechung der Belagerung von Paris unmöglich in sehr eingehender Weise sich mit den Leistungen der Belagerungsartillerie befassen. Es ist daher sehr richtig, wenn diese Lücke durch das vorliegende Heft der Einzelschriften ausgefüllt wird. In demselben ist sehr viel interessantes Material aufgespeichert, welches dem Leser in kurzer und klarer Form vorgeführt wird. Es würde vielleicht noch zweckmäßiger gewesen sein, der eigentlichen Thätigkeit dieser Artillerie, d. h. ihrem Feuer und seinen Wirkungen dieselbe Sorgfalt zuzuwenden, wie sie den Vorbereitungen des Artillerieangriffs und dem technischen Teil der Arbeit zugewendet wurde. Die Wirkung des Feuers der Belagerungsartillerie ist der großen Masse der Leser eine terra incognita; um so mehr Dank würde der Herr Verfasser sich daher erworben haben, wenn er gerade auf diesem Gebiete eingehendere Beschreibung geliefert hätte. An spannenden Situationen, bemerkenswerten Er-

eignissen und interessanten Beobachtungen hat es gewiß in den Batterien nirgends gefehlt. —

Dies ist indessen nur ein Wunsch für etwaige zukünftige Publikationen. Der Aufsatz ist seinem Zweck durchaus gerecht geworden, er ist hochinteressant und wird ohne jeden Zweifel auch weit über militärische Kreise hinaus dankbare Leser finden.

Die beigelegten Anlagen sowie der Plan sind mit großer Sorgfalt angefertigt.

Den kriegsgeschichtlichen Einzelwerken wird übrigens auch im Auslande ein reges Interesse gewidmet. Es liegen uns eine ganze Reihe von Besprechungen englischer und französischer Journale vor. Das Journal of the Royal United Service bringt sogar Uebersetzungen der Unternehmung des Oberstleutnants von Voltenstern und des Ueberfalls von Fontenoy an der Mosel. Es spricht sich sehr sympathisch über die neuen Publikationen des Preussischen Generalstabes aus. In ähnlichem Sinne handelt das Journal des sciences militaires. Weniger wohlwollend freilich äußert sich der Spectateur militaire.

Einen durchaus gerechten Standpunkt nimmt la France militaire ein, dieses Journal sagt: Wir müssen von neuem die Sorgfalt, die außerordentliche Unparteilichkeit konstatieren, welche die Abteilung für Kriegsgeschichte der ausführlichen Geschichte des letzten Krieges widmet. Wie wir bereits es ausgesprochen, es wäre zu wünschen, daß einzelne Artikel dieser Serie einen Uebersetzer fänden. — K.

Reinold. Ein Bild aus den Karpathen von Gustav Schuler. 2. Auflage. Wien, Gräser. 8. 1. Mk. 60 Pf.

Vor wenigen Wochen ist die erste Auflage des Büchleins erschienen und schon ist die zweite notwendig geworden, an sich schon eine Empfehlung bei einem poetischen Werke, das nicht moderner Geschmacksverirrung dient. Das mittelalterliche Bürgertum, die stramme Bucht, das buntbewegte individuelle Leben im engen Rahmen der Genossenschaft, das, man könnte fast sagen persönliche Leben der einzelnen Städte hat von jeher auf Dichterseelen seinen Zauber ausgeübt. Zu dem allgemeinen Zauber kommt noch ein ganz besonderer hier hinzu. Das deutsche Leben, das hier gezeichnet wird, ist ein höchst eigenartiges; es liegt im Kampfe mit — dem Türken, es ist im Siebenbürger Sachsenland. So erscheint denn in ganz besonderer Färbung, was hier geboten wird, die Schilderung der Türken Schlacht bei Hermannstadt 1442, das Leben auf dem Rathhaus und im dortigen Keller, das tapfere Bürgertum u. s. f. Berufspflanz mit den großen Ereignissen ist eine einfache Herzensgeschichte des Klosterschülers Reinold, die zum Schluß ihre glückliche Lösung findet. Die einzelnen Bürger, voran ihr stattlicher Bürgermeister, sind trefflich gezeichnet, sie reden nicht viel, aber es kennzeichnet die Männer, die nicht nur das Handwerkzeug zu

gebrauchen wissen, sondern auch die Waffe. Es ist ein lesenswertes Bild aus den Karpathen, das der Dichter bietet und in der That ein Bild, ein geschlossenes Gemälde, das sich um einen Mittelpunkt gruppiert und seine Einheit findet in den Thaten Reinolds. Wir empfehlen es aufs Beste.

Naturgeschichte einer Kerze von Michael Faraday. Sechs Vorlesungen für die Jugend. 2. Auflage mit einem Lebensabriß Faradays herausgeg. von Richard Meyer. Berlin 1884. H. Dypenheim.

Die liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes, der bei aller Wissenschaftlichkeit so behaglich und faßlich über die wichtigsten physikalischen Vorgänge des täglichen Lebens plaudert, lernen wir im Eingang des trefflichen Büchleins kennen. Wie er sich vom Buchbinderlehrling empor gearbeitet hat zum Leiter einer der wichtigsten physikalischen Anstalten Englands, das wird als ein leuchtendes Vorbild ersten Strebens nicht ohne Einfluß auf die Jugend bleiben. Die Vorträge selbst sind von großer Lebendigkeit und edelster Popularität. Der Vortragende entwickelt vor seinen jungen Zuhörern das Wesen der Verbrennung, indem er von der Kerze ausgeht, die jedem bekannt und vertraut ist. Bei der Weiterentwicklung der Brennstoffe und den Vorbedingungen des Verbrennens erläutert Faraday das Wesen der Luft, die verschiedenen Gase u. s. w. immer in seiner klaren aussprechenden Weise, die er durch die Experimente unterstützt, welche ebenso durch ihre Einfachheit als ihre Wirksamkeit überraschen. Wenn er am Ende den Prozeß der Verbrennung im Menschen selbst begreiflich macht, so hat er den großen Kreislauf der Naturerscheinungen durchmessen und in seinen Schülern nicht nur eine Fülle von Kenntnissen mühelos niedergelegt, sondern auch ihre Lust zu denken und zu forschen, mächtig angeregt. W.

Das Ungarische Unterrichtswesen in den Studien-Jahren 1881—82 u. 1882—83.

Im Auftrage des Königl. Ung. Ministeriums für Kultus und Unterricht nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest 1884. Universitätsdruckerei.

Die vorliegende deutsche Bearbeitung des ungarischen Originalberichts ist mit erläuternden Bemerkungen versehen, damit die ausländischen Leser die Entwicklung des ungarischen Unterrichtswesens richtig auffassen können. Die mitgetheilten Zahlen und Thatsachen sollen nach dem Vorwort beweisen, daß das ungarische Unterrichtswesen die Hindernisse, welche seine Entwicklung so lange gehemmt hatten, Schritt für Schritt siegreich überwindet und sich dem von den desfalls erlassenen Gesetzen aufgestellten Niveau immer mehr nähert. Diese Gesetze sind für das Volksschulwesen im Jahre 1868 und für die Mittelschulen im Jahre 1883 ergangen. Demgemäß behandelt der Bericht in vier Abschnitten die Volksschulen, die Mittel-

schulen, die Hochschulen und schließlich die philanthropischen und gemeinkulturellen Anstalten. Wir müssen die sachliche Prüfung der erzielten Resultate den betreffenden deutschen Fachblättern überlassen und beabsichtigen demnächst auf diese Frage zurückzukommen. Z.

Ein Märtyrer. Roman von Charlotte Fielt und **Auf dem Wagmannshof.** Roman von H. Dom. Breslau 1884. Verlag von S. Schottländer.

Der erstere der beiden Autoren zeichnet zwar mit einem weiblichen Namen, während H. Dom als Schriftsteller gelten will, gleichwohl hat Charlotte Fielt eine männlichere Art in ihrer Ausdrucksweise und Charakteristik als ihr Kollege. In der Zeichnung des alten Mönches, der gekämpft hat und überwunden und verzichtet, der ein Märtyrer des Herkommens ist, zeigt sich eine gewisse markige Kraft, die schriftstellernden Frauen in der Regel abgeht und von ihnen durch wunderliche Uebertreibung ersetzt zu werden pflegt. Die Sprache ist gedrungen und maßvoll, die Naturschilderungen, die auf Sizilien, dem Boden des Romans, viel Nahrung finden, sind knapp und doch von großer Schönheit. Leider zeigt der Stil häufige Ungenauigkeiten und einzelne Wörter sind unrichtig verwendet. Ueber die Harmonie der griechisch-antiken Welt würde die Verfasserin weniger enthusiastisch urteilen, wäre sie genauer mit ihr bekannt, die Geisteskrankheiten aller Zeiten waren auch dem „gesunden griechischen Geist“ keineswegs fremd. — H. Dom erzählt uns die Geschichte eines Mädchens von seltener Begabung, die aus derben bäuerlichen Verhältnissen heraus zur gefeierten Künstlerin erwächst, im Zenith ihrer Ruhmesbahn aber derselben aus Liebe entzagt. Die Handlung ist spannend, wechselvoll und geschickt aufgebaut, ohne irgendwie neu und eigenartig zu sein. Auch für die Charakteristik sind nur die allgebräuchlichen Linien und üblichen Farben verwendet. W.

Laura. An American Girl. By Elizabeth E. Evans. Philadelphia 1884. J. B. Lippincott and Co.

Die Verfasserin, der wir hier zum erstenmale begegnen, hat ein stark ausgebildetes Talent, die Lebenserscheinungen und Gefühle des Mädchenherzens zu erfassen und darzustellen. Sie schildert in dem vorliegenden Romane die Baderreise einer amerikanischen Familie, bestehend aus Mutter, Tochter und zwei Nichten, nach einem kleinen, an der Nordostküste der Vereinigten Staaten liegenden Orte und ihren Aufenthalt daselbst. Die Mädchen haben die verschiedensten Naturanlagen. Laura ist starkherzig und freisinnig, dabei feinfühlernd und warmblütig, aber durchaus reflektierend, Eilian, eine impulsive, bis zur Selbstvergötterung eitle und ziemlich charakterlose, aber höchst elegante, die Modewelt abspiegelnde Erscheinung, Sarah endlich, eine Lehrerin, welche mehr in den Hintergrund tritt, ist ein schon ältliches, nervöses, dabei still leidendes und zurückhaltendes Mädchen, welches

nach innen und außen sich an Laura anschließt und mit Eilian in offenem und heimlichem Kampfe lebt. So lange diese drei unter sich verkehren, bleiben ihre Naturen gebunden; sie schicken sich in einander, so gut es geht. Bald finden sich jedoch Männer, welche sich zu den jungen Damen hingezogen fühlen und nun ihre geistigen Kräfte wecken: Eilian sucht alle für sich zu gewinnen, während Sarah passiv bleibt, und Laura eine fast magnetische Kraft ausübt, anziehend und abstoßend. Cleaveland, der am meisten hervortretende Mann, von schöner, einnehmender Persönlichkeit, ist in seinen Anschauungen Laura am verwandtesten; zu ihr fühlt er sich am meisten hingezogen, während er doch auch mit Eilian kokettiert. In diesem Widerstreite der Gefühle schließt das Buch, ohne eigentliche Lösung, indem Cleaveland zwischen den beiden jungen Damen zu entscheiden hat, aber das bindende Wort nicht findet. Wir haben damit einen Fehler der Verfasserin gestreift, da nach unserer Ansicht ein Roman ein abgeschlossenes Kunstwerk sein muß, nicht eine nach willkürlichen ästhetischen Gefühlen ausgeführte, von zufälligen Erscheinungen abhängige Erzählung. Eine andere Seite des Romans vereinigt gleichfalls die Vorzüge und Fehler der Verfasserin: neben der von uns angegebenen Haupthandlung laufen viele episodenhafte Verwickelungen, welche an sich von Interesse sind, da sie das Leben der verschiedenen Berufsklassen der Vereinigten Staaten mit vielem Verständnis und großer Treue abspiegeln, diese Zuthaten der Erzählung sind aber meist zu breit behandelt. Nun läßt es sich nicht leugnen, daß die Schriftsteller berufen sind, jetzt mehr wie früher, sowohl nach der allgemeinen Richtung unserer Interessen, wie nach der Bestimmung, welche der Roman für die Bildung haben soll, die Kulturverhältnisse zu berücksichtigen und ihnen die Motive ihrer Erzählungen zu entnehmen, doch hat Frau Evans diese an sich fesselnde Seite ihrer Darstellungsart zu sehr in den Vordergrund treten lassen; man erkennt, daß die Verfasserin auch im Leben eine sorgsame Hausfrau sein muß, welcher die kleinen Sorgen des Haushalts nicht fremd sind. Aber wir haben es anzuerkennen, daß in den großen Charakterzügen, wie in den Detailausführungen sich ein edler, feinfühler Geist ausdrückt, daß die Verfasserin an Freimut und Glaubensduldung die meisten ihrer zeitgenössischen Landsleute überragt und daß sie einen vorurteilsfreien und wohlthunenden Blick auch für deutsche Kulturverhältnisse hat. —x.

Studien zur Geschichte der französischen Musik. Von H. W. Schletterer, Dr. phil. und Kapellmeister. Teil I: Geschichte der Hofkapelle der französischen Könige. Teil II: Geschichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariser Geigerkönige. Berlin 1884. Verlag von R. Dammöbler.

Das Werk bietet mehr, als der ohnedies

reiche Titel verspricht, nämlich auch eine Fülle von Stilproben aus unseren besten historischen Werken und französischen Büchern, die der Autor ohne besondere Gewissenskrupeln in vielen Teilen und ganzen Abschnitten wörtlich abgeschrieben resp. übersezt hat. Wir haben in einem Fachblatte („Neue Zeitschrift für Musik“) diese litterarische Freibüterei in gebührender Weise gekennzeichnet. Hier beschränken wir uns darauf, gegen den anmaßenden Ton, welchen der Herr „Dr. phil. und Kapellmeister“ in seinem Vorwort angeschlagen hat, energisch aber kurz zu protestieren. Der Verfasser ist mit der heutigen Methode der Geschichtsforschung nicht zufrieden. Er will ihr mit seinen Studien neue Wege weisen, die aber, wie wir in dem erwähnten Artikel nachgewiesen haben, nach dem Beispiele des Autors einfach zur unverfrorensten Plünderung fremder Geistesprodukte führen mußten. Diese Thatsachen werden jedoch der Verbreitung des Wertes in den Kreisen gebildeter Musikfreunde nicht im Wege stehen. Wenn die klägliche Disharmonie zwischen dem Vorwort und dem größtenteils abgeschriebenen Buche nicht stört, der wird mit großem Interesse die Schicksale der französischen Hofkapelle und Spielmannszunft verfolgen. Die Materie des Werkes ist im hohen Grade anregend und anziehend. Der erste Teil zeigt zudem, abgesehen von den herbeigeholten zahlreichen Histörchen und Anekdoten, einen so pikanten, leichten Stil, wie ihn nur eben eine größtenteils wortgetreue Uebersetzung des Büchleins „Chapelle musique des Rois de France“ von dem bekannten Castil-Blaze aufweisen kann.

R. H.

Antinous. Eine kunsthistorische Untersuchung von Dr. L. Dietrichson. Christiania 1884. Verlag von H. Aschehoug u. Co.

Die Figur des Antinous ist eine der interessantesten in der Kunstgeschichte und finden sich darum immer neue Gesichtspunkte für die Bearbeitung dieses Themas. Eine solche ist die überaus fleißige und eingehende Schrift des als kunsthistoriker bekannten Prof. Dietrichson in Upsala, in welcher er die während mehrjähriger Reisen durch Europa gesammelten Studien zusammenstellt. In der Einleitung bespricht er kurz die Bedeutung der Uebergangsperiode der Kunst von ihrer Blütezeit bis zu ihrem Verfall, die Romantik der Antike und gelangt schließlich zur Darstellung des Antinous. — Der 1. Teil handelt von der geschichtlichen Entwicklung des Lebens des Antinous, seinem Verhältnis zu Hadrian und seinem Tod und der daraus entspringenden Charakteristik der Antinousbilderwerke. Man sieht aus der, man kann wohl sagen, poetischen Sprache, mit welcher Hingabe der Verfasser dieses interessante, zum Teil noch dunkle Thema erfaßt hat, während andererseits die ruhige Objektivität seiner Betrachtungen und die Leidenschaftslosigkeit der Behandlung ein Voreingenommensein für die eignen Behauptungen ausschließt. Aus der Vergleichung der Litteratur, sowie der

Antinousdarstellungen zieht er Schlüsse über das Leben und den Opfertod des Antinous, die ganz neue Gesichtspunkte zeigen, namentlich glaubt er sein Verhältnis zu Hadrian als ein ganz reines hinstellen zu müssen. — Im 2. Teil beschreibt er sämtliche bekannte Antoinomonumente, und zwar Bilderwerke 137, Gemmen und Cameen 134, Münzen 130, Gemälde und Inschriften 20. Er unterscheidet bei den ersteren die unzweifelhaft richtig bezeichneten, die zweifelhaften und die unrichtig benannten Werke. Auch der verschwundenen und nur aus Schriften bekannten Arbeiten gedenkt er. Im Anhang I—IV hat er das Ergebnis seiner Forschungen tabellarisch zusammengestellt. Endlich ist noch hervorzuheben, daß der Verfasser eine Uebersicht der gesamten Litteratur, „soweit sie ihm bekannt geworden,“ einschließlichselbst kurzer Citate, gegeben hat. Unter den auf 18 Tafeln beigelegten Abbildungen sind mehrere, die hier zum erstenmale veröffentlicht sind. Allen kunsthistorikern sei die sehr elegant ausgestattete Schrift angelegentlichst empfohlen. Bd.

Der blinde Musikant. Dichtung von L. G. Mohr, in Musik gesetzt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Friedrich v. Flotow. Letzte Komposition. Eigentum der Wittive des Komponisten. Kommissionsverlag von A. Schöbeler, Darmstadt.

Den Verehrern des populären Lieddichters wird mit diesem Liede „die letzte Rose“ aus dem düstigen Melodienstraufe Flotows geboten. Wir unterlassen es, den ästhetischen, inneren Wert der tief empfundenen Komposition näher zu prüfen, denn in jedem Falle würden bei der Aufnahme des Liedes die ethischen Momente in den Vordergrund treten, welche uns daran gemahnen, daß der Komponist so vieler heiterer Weisen im späten Alter seines Augenlichtes beraubt, als Schwanengesang das Lied vom blinden Musikanten in Töne setzte. Welcher Musikfreund wird die rührenden Klänge, welche der schon ersterbende Hauch der Flotowschen Muse besetzte, nicht kennen wollen! . . . Das künstlerisch ausgeführte Titelblatt des Liedes enthält das Bild des Komponisten, der in früherer Zeit mit litterarischen Beiträgen auch vor die Leser dieser Zeitschrift wiederholt getreten war.

R. H.

Ueber Jacob Frobergers Leben und Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite. Von Franz Beier. — **Carl Löwe,** eine ästhetische Beurteilung. Von Dr. Max Kunze.

Die Verlagsbandlung von Breitkopf und Härtel hat ihre „Sammlung musikalischer Vorträge“, herausgegeben von Paul Graf Walderssee, um zwei gediegene Nummern vermehrt, die von neuem Zeugnis davon ablegen, daß die Sammlung den ersten, nach neuen Forschungen ausführenden Musikhistoriker sowohl zu interessieren vermag wie das allgemeine musikalische bildende Publikum. Die

Studie über Froberger, den Begründer eines „neuen, freieren Stiles für die Klaviermusik“ im 17. Jahrhundert enthält nebst sorgsam zusammengetragenen Resultaten der neuesten Forschung die Ergebnisse selbständiger auf gründliches Quellen- und Materialstudium basierter Untersuchungen. Wer da weiß, wie schwer es ist in einer Studie dem Gelehrten und den Belehrung verlangenden Musikern in gleicher Weise zu dienen, wird der leicht und fließend geschriebenen Monographie, welcher ein wertvolles thematisches Verzeichnis der Frobergerschen Suiten beigegeben ist, seine volle Anerkennung nicht versagen. . . . Der zweite oben angezeigte Vortrag wird wegen der überzeugenden Wärme und Begeisterung, mit welcher der Gegenstand abgehandelt ist, den Verehrern des ausgezeichneten Balladenkomponisten hohe Freude bereiten. Den hoffentlich ganz geringen Rest von Musikfreunden, die Carl Löwe noch nicht voll gewürdigt haben, wird die treffliche Schrift des Dr. Kunze zur richtigen Beurteilung und Werthschätzung des Meisters Löwe hinleiten. R. H.

Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichsten Erscheinungen und Bezügen dargestellt von Dr. juris Jof. W. Nahlowsky. 2. Aufl. Leipzig 1884. Zeit u. Komp.

Die Teilnahme, welche die vorliegende psychologische Monographie gefunden, spricht sich in der kürzlich erschienenen zweiten Auflage aus. Sie beruht im wesentlichen auf dem Standpunkte Herbarts, indem der Autor sich selbst als Nachfolger und Interpret des Herbartischen Realismus charakterisiert. Herbarts psychologische Forschungen sind nach der Ueberzeugung des Herrn Universitäts-Professors zu Graz so tief und gediegen und zeigen sich in ihren Anwendungen so fruchtbar, daß unser Zeitalter an ihnen einen kostbaren, in der That aber erst noch zu hebenden Schatz besitzt. Das Vermächtnis Herbarts weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat der Verfasser zunächst mit der Gefühlslehre versucht. Die Darstellung derselben ist daher so eingerichtet, daß das Buch ebenso als Grundlage für Universitäts-Vorlesungen, wie für Laien als psychologisches Lesebuch dienen kann. Wenn auch die Herbart'sche Theorie der mathematischen Psychologie mit ihren wechselseitigen Störungen und Selbsterhaltungen, namhafte Gegner gefunden, so ist doch die Schärfe seiner Beobachtungen allgemein anerkannt. Auf dieser realen Grundlage stellt der Autor unter Benützung der neueren psychologischen Forschungen zuerst das Gefühlsleben im allgemeinen und sodann die verschiedenen Einzelercheinungen dieses Gebietes in einer übersichtlichen innerlich zusammenhängenden Anordnung

dar. Strenge Begriffsbestimmungen verbinden sich mit vielfachen Bemerkungen aus dem praktischen Leben; ebenso ist eine nähere Analyse und Verdeutlichung aller einzelnen Gemüthszustände an klassischen Beispielen beigelegt. Es kann daher diese physiologische Propädeutik des Gefühlslebens weiteren Kreisen empfohlen werden.

Der Pessimismus in Vergangenheit und Gegenwart. Geschichtliches und Kritisches von D. Plümacher. Heidelberg 1884. Verlag von G. Weis.

So hat denn endlich der Pessimismus auch seinen Plutarch gefunden, und zwar in Stein am Rhein. Der dortige Bruder des Capt. Plümacher, amerikanischer Consul zu Maracaibo, hat es unternommen, die Biographie dieses Nachgespistes unserer modernen Kultur abzufassen. Aber nur als „vorläufiger Ertrag“ für eine vollständige Zukunftsgeschichte, „welche eine Geschichte der Philosophie, der Religionen, der Kultur und Litteratur umfassen müßte.“ Ein großes Werk und des Schweiges der Edlen wert, dieser schwarzangestrichene Orbus pictus, in welchem das Nichtsein besser ist als das Sein. Bequügen wir uns daher mit dem „vorläufigen Ertrag“, der uns von Brahma-Buddha 2000 Jahre vor Christo zu Hartmann 1884 Jahre nach Christo den ganzen Jammer des Menschengeschlechtes vorführt. Und das um so mehr als der Autor uns den erfreulichen Nachweis liefert, „daß der philosophische Pessimismus von Hartmann die höchste und letzte Entwicklungsstufe des Pessimismus bildet.“ Dieser sogenannte „absolute — undämonologische Pessimismus“ trägt nach der Ansicht des Verfassers die Versöhnung in sich und es ist daher der praktische Zweck seiner Schrift, zur Herrschaft desselben beizutragen. Daß es dazu komme, daß wir leben lernen, „als ob es kein Reid gäbe“ d. h. aber: wie ein in Drachenblut gehärteter Siegfried die Bahn der Pflicht wandern ohne Rücksicht auf die hindernden Dornen am Wege — „das walte der das Kreuz des Seins tragende Gott!“ Der Widerspruch dieser auf christlicher Weltanschauung beruhenden Anschauung mit der Hartmann'schen „Versehung des Christentums“ liegt so auf der Hand, daß ein Zweifel an der Versöhnungstheorie des absoluten undämonologischen Pessimismus nicht unbegründet erscheint. Jedenfalls aber bekundet er eine prinzipielle Unklarheit über die letzten Theoreme des Schopenhauer-Hartmann'schen Pessimismus. Diese psychologische Eigentümlichkeit tritt auch in der gesamten Darstellungs- und Ausdrucksweise der vorliegenden Schrift hervor und wird nicht dazu dienen, den praktischen Zweck derselben in weiteren Leserkreisen zu fördern.

Druckfehlerverzeichnis zu Heft 13.

In dem Artikel „Ungedruckte Briefe Platens“ von A. Leberföhn muß es auf Seite 43, Zeile 9 v. u. „vorlegen“ statt „verlegen“, auf S. 48, Z. 14 u. 16 v. v. „Testament“ statt „Instrument“ heißen.


Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsrub.

III.

aß die Diplomaten mit ihrem Verkehr in Varzin und Friedrichsrub gewissermaßen als politische Laubfrösche gelten, ist heute schon ein Teil der öffentlichen Meinung Europas, und ist es in dieser Beziehung wohl nicht ohne Bedeutung, daß der jüngst verstorbene Botschafter Englands unseres Wissens niemals eine Einladung dorthin erhalten hat. Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß der verstorbene Lord Anpthill, wenn er auch einsichtig genug war, nicht in den Fehler des Lord Loftus zu verfallen oder gar Wellington redivivus spielen zu wollen, doch aus nahe liegenden Gründen an dem hiesigen Hofe eine exzeptionelle Stellung einnahm und wenigstens bis auf einen gewissen Punkt von der Voraussetzung auszugehen schien, daß Deutschland niemals auf den Einfall geraten könne und werde, zu England und dessen Politik in Gegensatz zu treten. Als Mitglied einer altberühmten Familie hatte er doppelt das altbritische Selbstgefühl, und der Gedanke, Deutschland jemals auf dem Meere begegnen zu können, erschien ihm geradezu als eine Utopie. Um deswillen hat man auch in London die ägyptische Konferenz, soweit es sich dabei um Deutschland handelte, wohl mehr als eine harmlose Spielerei betrachtet, und man war daher doppelt frappiert, als Deutschland nicht allein Frankreich nicht entgegentrat, sondern selbst Anträge stellte, die keinen Zweifel darüber ließen, daß man deutscherseits die Sache mit dem mißlungenen Kongresse nicht als abgethan betrachte und dem Lord Granville noch eine Antwort erteilen werde, die mehr nach Bismarck als nach Münster schmecke.

Wer die Art und Weise, in welcher Fürst Bismarck auswärtige Politik treibt, jemals etwas aufmerksamer verfolgt hat, der wird nicht darüber im Zweifel sein, daß der Reichskanzler niemals eine Sache anfängt, welche er nicht bis zum Ende durchzuführen entschlossen ist, und daß er auch nicht zur Konferenz nach London gegangen ist ohne zu wissen, wo und wie die betreffenden Streitfragen ausgetragen werden sollen. Man kennt jetzt hier das Geheimnis der englischen Politik, man weiß, daß es zu den Hauptfinessen derselben gehört, andere für sich arbeiten und zahlen zu lassen, und man ist auch darüber nicht mehr im Unklaren, daß über die letzten Zwecke Whigs und Tories in der Hauptsache einig sind, sodaß man jetzt, wie der Reichskanzler geäußert haben soll, am liebsten eine Proklamation

erließe, durch welche alles Land auf der Erde, wo nicht schon ein Parlament besteht, für England in Beschlag genommen wird. Zum Glück ist die Elle bereits länger geworden als der Kram, und der Ausspruch, daß die Dummen nicht alle werden, hat wenigstens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik eine Beschränkung erfahren.

Wir glauben dem noch hinzufügen zu sollen, daß auch in der Vertretung Englands die Parteifarbe keine Rolle spielt, daß der Lord Napthill, früher Lord Russell, England unter Lord Beaconsfield mit derselben Eleganz vertreten hat wie unter Mr. Gladstone und daß, was das offizielle Räubern anlangt, Gladstone sich von seinem Vorgänger höchstens durch die Redseligkeit unterscheidet. Bekanntlich war es Lord Beaconsfield, welcher durch die Erwerbung der Suezaktien den ersten Schritt zur Annektierung Ägyptens that und die Insel Cypern stillschweigend in die Tasche steckte. Auch war es nicht das Verdienst Englands, wenn der Berliner Kongreß und der durch diesen bewirkte Friedensschluß nicht in einen großen Kontinentalkrieg auslief. Nur der überlegenen Staatskunst des Fürsten Bismarck ist es zu danken, die russisch-französische Allianz hintertrieben, die westmächtlige Freundschaft in Frage gestellt, die Dreikaiser-Entrevue ermöglicht und England die Gelegenheit entzogen zu haben, in dem Schatten eines großen Kontinentalkrieges Ägypten ungestört annektieren und seinen Kolonialbesitz vergrößern zu können.

Wir dürfen nicht den Anspruch erheben, für dies alles bestimmte Aussprüche des deutschen Reichskanzlers beibringen zu können, doch haben wir seine Politik so weit studiert, um aus seinen Handlungen mit einiger Sicherheit auf seine Motive und Zwecke zu schließen. Der Fürst Bismarck ist eben kein Poet, welcher sich mit dem begnügt, was die Engländer ihm übrigzulassen belieben.

Die Besuche österreichischer und französischer Minister in Barzin resp. in Friedrichsruh sind eigentlich keine Neuigkeit mehr, wengleich sie als politisches Symptom gerade heute einen besonderen Wert haben. Man hat sich überall daran gewöhnt, den deutschen Reichskanzler als den Nestor der europäischen Diplomatie zu betrachten, und Botschafter wie Minister finden sich deshalb auch nicht dadurch deplaciert, daß sie — um mit Muhamed zu sprechen — da der Berg nicht zu ihnen kommt, und wegen seines Gesundheitszustandes auch nicht wohl kommen kann, selber zu ihm gehen.

Es würde lächerlich sein, wenn wir uns den Anstrich geben wollten zu wissen und weiter sagen zu können, was in jenen vertraulichen Entrevues besprochen und vereinbart worden ist, doch liegt soviel jedenfalls auf der Hand, daß man den Fürsten Bismarck nicht aufgesucht hat, um sich mit ihm zu veruneinigen und daß, wenn man sich hat verständigen wollen, dies jedenfalls über die heute im Vordergrund stehenden Fragen geschehen sein wird, sodas die Dreikaiser-Entrevue eigentlich nur noch als der Punkt über dem J erscheint. Daß die Herren Grevy oder Ferry keine Einladung zu dieser Dreikaiser-Zusammenkunft erhalten haben, wird man nicht weiter befremdlich finden, da die Kaiserkrone von Frankreich noch nicht wieder aufgefunden ist, doch läßt die Thatsache, daß der französische Botschafter

seinen Aufenthalt hier verlängert hat, wohl darauf schließen, daß selbiger erwartet hat, noch weitere Aufschlüsse über das Resultat der bisherigen Vereinbarungen zu erhalten.

„Wenn man in der Politik nur einen Freund hat, so ist man von diesem abhängig,“ pflegte der Fürst Bismarck früher zu sagen; „hat man aber mehrere mit zum Teil widerstreitenden Interessen, so kann man wenigstens ein ehrlicher Makler und unter Umständen auch noch mehr sein.“

Überraschend war von allen den diplomatischen Besuchen eigentlich nur der Besuch des russischen Ministers von Giers, besonders wenn man sich dabei an die Überhebung des Fürsten Gortschakoff und an die Rodomontaden des Generals Skobelev erinnert.

Herr von Giers ist ein Staatsmann, der einen sehr kühlen Kopf besitzt, nicht mehr der Schule des Kaisers Nikolaus angehört und niemals den Anspruch erhoben hat größer als der Fürst Bismarck sein zu wollen, weshalb es ihm auch nicht zu schwer geworden ist, dem älteren und kranken Reichskanzler des deutschen Reiches seinen Besuch zu machen. Daß dies mit Erfolg geschehen und daß die beiden Staatsmänner über die obschwebenden Fragen zu einer Verständigung gelangt sind, dafür liefert die jüngste Dreikaiser-Entrevue den besten Belag. Offenbar ist man in Rußland zu der Erkenntnis gelangt, daß man mit dem Panславismus zwar viel Agitation, aber nur wenig gute Politik machen kann und daß ein Sieg des panslavistischen Gedankens dem russischen Reiche selbst gefährlicher werden dürfte als den beiden anderen Teilnehmern an der Teilung Polens. Es läßt sich nun einmal nicht machen, weder die Polen, als den gebildetsten Faktor des Slaventums, von der Führung des Panславismus auszuschließen, noch die Sympathieen derselben durch eine rücksichtslose Russifizierung Polens zu gewinnen. Herr von Giers hat deshalb seine Blicke immer mehr nach Asien gewandt, und die Berufung des Lord Dufferin als Vizekönig von Indien läßt kaum einen Zweifel darüber, daß es sich bei der russischen Politik augenblicklich weder um Panславismus noch um Konstantinopel, sondern um Afghanistan und noch etwas weiter handelt.

Fürst Bismarck hat auch hier wieder die richtigen Töne anzuschlagen gewußt, und man erzählt — verbürgen können wir es nicht — daß selbiger kürzlich geäußert: „Unsere Verbindung mit Rußland ist so fest, daß sie durch Berren daran nur noch enger wird.“ Jedenfalls werden die russischen Staatsmänner nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit nicht gerade die hervorragendsten Tugenden des englischen Premier-Ministers sind und daß man besser beraten ist, wenn man sich heute mit der Macht verständigt, in welcher der Schwerpunkt der europäischen Politik ruht.

Daß die Engländer das meiste Geld haben, ändert an dieser Auffassung nichts, denn wenn man auch den Krieg nicht ohne Geld führen kann, so kann man ihn gegen zivilisierte Nationen doch auch nicht mit Geld allein führen, zumal nachdem in Europa, mit Ausnahme von England, die Söldnerheere verschwunden und das Volksheer an deren Stelle getreten ist. Selbst die gefeiertsten

englischen Generale werden, falls sie einer größeren disziplinierten Armee gegenüber treten, voraussichtlich ein ähnliches Fiasko machen wie die algierischen Generale Frankreichs. „Es ist keine bloße Phrase,“ soll der deutsche Reichskanzler gesagt haben, „daß die englische Politik eine Krämerpolitik ist, und es wäre ihnen nur zu wünschen, daß sie mehr mit Verstand handelten. Die falschen Depeschen der Times schmecken doch schon zu sehr nach Börse, um die politischen Course Englands damit noch treiben zu können.“

Was den Besuch des auswärtigen Ministers Oesterreichs, des Grafen Kalnochy, anlangt, so müssen wir zwar dahingestellt sein lassen, ob sein persönliches Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck intimer ist als das des Grafen Andrassy, doch glauben wir soviel mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß die politische Intimität heute größer ist als vordem, ja daß — wie dies kürzlich auch durch unsere offiziöse Presse bestätigt wurde — die deutsch-österreichische Allianz erst durch die Grafen Taaffe und Kalnochy die volle, auch formale Konsistenz und Festigkeit gewonnen hat. Wir glauben hierbei daran erinnern zu müssen, daß vor kurzem das Gerücht durch die Presse ging, als ob die Stellung des derzeitigen österreichischen Botschafters bei dem deutschen Reiche etwas erschüttert sei. Wir wissen für dieses Gerücht keinen anderen Grund als das sehr intime Verhältnis des österreichischen Botschafters zu dem englischen, das aber mit Rücksicht auf das bekannte „Hand ab“ Mr. Gladstones hoffentlich doch mehr auf musikalische als auf politische Motive zurückzuführen sein dürfte. Jedenfalls scheint in den leitenden österreichischen Kreisen auch nicht eine Spur von Mißtrauen gegen die politische Aktion Deutschlands zurückgeblieben zu sein, und es ist unzweifelhaft der Situation entsprechend, wenn dem Fürsten Bismarck der Ausspruch in den Mund gelegt wird, „daß der deutsche Staatsmann gehängt zu werden verdiene, der eine Annexion Oesterreichs anstrebe.“ „Man nehme,“ soll er bei einer anderen Gelegenheit geäußert haben, „das Deutschtum aus Oesterreich hinweg und man würde dem Panflavismus in Rußland den größten Gefallen erwiesen haben.“

Was von den Toasten einiger angeheiterter deutschen Schützenbrüder zu halten ist und welche Elemente diese Herren in ihrem Vaterlande hinter sich haben, darüber wird der deutsche Reichskanzler schwerlich einer Belehrung bedürfen, und wir glauben auch nicht, daß diesem sehr daran liegen wird, seinem intimsten Feinde, dem Herrn Eugen Richter, einen neuen Rekrutierungsbezirk zu eröffnen. Wie fern die wirklich deutschen Elemente, insbesondere die katholischen Deutschen von Deutschtümelei sind, das haben selbige bei Rechtfertigung ihres Fernbleibens von dem deutschen Katholikentage in Amberg mit löblicher Offenheit dargelegt.

Daß die Amtsvorgänger des Grafen Kalnochy, der Graf Andrassy und der Baron Haymerle, trotz ihrer Allianz mit Deutschland weniger geneigt waren auf ein intimeres Verhältnis zu Rußland einzugehen, hat wohl mehr in der Nationalität und in dem Vorleben der gedachten beiden Herren als darin seinen Grund, daß man den betreffenden Plänen des deutschen Reichskanzlers ein persönliches Mißtrauen entgegengebracht hätte. Freilich darf man dabei nicht ganz übersehen,

daß die europäischen Staatsmänner, nachdem sie so viele Beweise der diplomatischen Überlegenheit des Fürsten Bismarck erhalten, ein gewisses Recht haben, an dessen Pläne mit Vorsicht und Schüchternheit heranzutreten, eine Haltung, die man anfangs auch an dem Grafen Kalnochy bemerkt haben will. Inzwischen aber scheint derselbe sich überzeugt zu haben, daß der deutsche Reichskanzler es mit der österreichischen Allianz höchst ernsthaft und ehrlich meint und daß Osterreich sich für seine Stellung in den Balkanländern keinen besseren Rückhalt wünschen kann als das deutsche Reich, daß aber das deutsche Programm nicht auf Krieg, sondern auf Frieden lautet, und daß daher der Austrag der Zerwürfnisse in dem durch den Berliner Kongreß geschaffenen Zustande nur durch eine Verständigung unter den zunächst beteiligten Konkurrenten gewonnen werden kann.

Soweit wir die betreffende Politik des Fürsten Bismarck zu beurteilen vermögen, so liegt die Bedeutung und das beherrschende Übergewicht derselben eben darin, daß hinter seinen Friedensvorschlägen und Verständigungsversuchen die deutsche Armee steht und daß daher jeder der Beteiligten sich dasselbe sagt, was Friedrich der Große seinerzeit an seinen Gesandten, den Baron von Plötho, schrieb: „Wenn man Ihn nicht respektieren will, so sage Er nur, daß ich mit zweihunderttausend Mann hinter ihm stehe.“ Einem derartigen Argument eines ehrlichen Maklers pflegt sich selten jemand zu entziehen.

Alles in allem genommen, darf man jetzt wohl sagen, daß Varzin und Friedrichsruh eine Art von Hoflager geworden sind, welches von vielen hochgestellten Personen auch in unserem engeren Vaterlande nicht ohne Mißgunst und Eifersucht angesehen wird.

Die Gesellschafts- und Logierräume in Varzin entsprechen der Geschichte des Hauses. Man hat gleich beim Eintritt das wohlthuende Gefühl, sich in der Behausung eines vornehmen Aristokraten zu befinden, welcher edle Einfachheit für den besten Schmuck seines Hauses hält. In dem neubauten Flügel befindet sich außer dem Arbeitszimmer des Fürsten auch dessen reichhaltige Bibliothek, wie denn auch jedes größere Logierzimmer mit einer kleinen Unterhaltungsbibliothek für etwaige Langeweile ausgestattet ist. Bemerkenswert ist dort noch ein gestickter Teppich, welcher den Kanossagänger Heinrich in mehr als Lebensgröße darstellt und der früher als Thürvorhang in dem alten Arbeitszimmer des Fürsten benutzt wurde.

Der größte Schmuck von Varzin aber ist dessen ausgedehnter Park, der, was die Größe und das Alter der dort befindlichen Buchen und Eichen anbetrifft, wohl außer Tharand kaum noch seines Gleichen finden dürfte. Dieser Park ist nicht bloß eine Annehmlichkeit in dem heißen Sommer, sondern gewährt auch im Herbst, der für Pommern überhaupt die schönste Jahreszeit ist, ein wahrhaft malerisches Bild. Früher war hier auch noch ein Reiherhorst, doch hat, soviel wir wissen, der Fürst diese für seine Karpfen- und Forellenzucht sehr gefährlichen Räuber vollständig abschließen lassen. Ebenso ist der Reichskanzler ein unverföhnlicher Feind der großen Eulen, von denen er behauptet, daß selbige während der Zeit, wo sie ihre Zungen auffüttern, unter Umständen drei junge Hasen pro Tag verbrauchten, weil sie als Gourmands nur das Zimmer verzehrten.

Was die Diners und Soupers betrifft, so bestanden erstere in der Regel aus fünf bis sechs Gängen, die mit den entsprechenden Weinen begleitet wurden, welche der Fürst in vorzüglichster Qualität besitzt und nach dem Grundsatz laute, sed tamen sobrie verabreicht. Wer noch niemals Portwein bei dem Fürsten Bismarck getrunken hat, der weiß nicht, was dies Getränk bedeutet. Von einem eigentlichen Souper war früher nie die Rede, da das Diner immer erst zu später Stunde stattfand und namentlich auf die etwaigen Gäste so lange gewartet wurde, bis die an den Schnellzug sich anschließenden Extraposten von Schlawe eintrafen. Mit dem Regierungsantritt des Dr. Schweninger wird dies freilich alles einen Wechsel erfahren haben. Überhaupt darf der Dr. Schweninger sich rühmen, außer dem Kaiser in Europa der einzige Mann zu sein, dem der Fürst Bismarck Gehorsam leistet.

Daß in dem Verkehr sowohl in Barzin wie in Friedrichsrub die feinsten Formen herrschen, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Diese Formen sind der Diplomatie gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen und werden von dem Fürsten Bismarck nicht mit Unrecht als der mündliche Kurialstil bezeichnet. Es hat deshalb auch politisch wenig zu bedeuten, wenn der Reichskanzler — wie dies durch die Presse mit großem Empressement kolportiert wird — den englischen Botschafter Grafen Münster mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen und behandelt hat. Im Gegenteile macht uns dies für sein längeres Verbleiben einigermaßen bedenklich.

Auf die innere Einrichtung von Friedrichsrub noch näher einzugehen, erscheint uns nicht mehr an der Zeit, da die von uns bereits erwähnte kleine illustrierte Schrift dies Thema vollständig erschöpft.

Freunde in dem gewöhnlichen Sinne dürfte der Fürst Bismarck heute wohl kaum noch besitzen. Es ist dies, auch abgesehen davon, daß das Herz mit dem Alter überhaupt kälter zu werden pflegt, ein fast notwendiges Ergebnis seiner politischen Laufbahn ohne Gleichen. Wer eine politische und diplomatische Stellung einnimmt, wie sie der Fürst Bismarck im Laufe der Jahre errungen hat, der läßt nicht allein viele und vieles hinter sich, womit er früher verbunden war, sondern er wird auch durch seine Stellung selbst je länger desto mehr gezwungen, alles nur aus der Perspektive dieser seiner Stellung zu betrachten und alle bloß persönlichen und Gefühlsmomente, soweit dies dem Menschen überhaupt möglich ist, von sich, seinen Entschliehungen und Thaten fern zu halten. Es gelten hier mutatis mutandis die Vorschriften, welche das mosaische Gesetz für den Hohenpriester erteilt, dem es bekanntlich nicht einmal gestattet war, der Bestattung seiner Eltern beizuwohnen. Man ging dabei von der Voraussetzung aus, daß ein Mann, welcher die Geschichte eines Volkes leitet, dadurch von selbst den früheren engeren Beziehungen entnommen ist und daß Familien- und freundschaftliche Rücksichten nicht mehr gelten dürfen für eine Person, durch deren Handlungen das Schicksal von Millionen bedingt wird.

Hierzu kommt nicht allein, daß mit dem Aufhören der früheren Gemeinschaft und Beziehungen das Verhältnis sich von selbst ändert, sondern daß auch die

früheren Freunde selbst ein Verhältnis nicht fortsetzen mögen, dessen Vorbedingungen hinfällig geworden sind, zu geschweigen, daß auch politische und soziale Differenzen sowie Neid und Mißgunst dabei eine Rolle zu spielen pflegen. Es ist ja leider nur zu wahr, was Schopenhauer sagt, daß man an dem Mißgeschick des besten Freundes immer etwas findet, was einem nicht ganz mißfällt, und daß für die Mehrzahl der Menschen die Schadenfreude die einzige reine Freude ist.

Von einem Künstler, der zu einem reichen pommerschen Grundbesitzer berufen war, um ein Familien-Gemälde zu fertigen, wurde erzählt, daß, als er am Abend beim Thee angefangen habe vom Fürsten Bismarck zu sprechen, der Hausherr ihm entgegnet habe: „Bitte, dieser Name wird in meinem Hause nicht genannt.“ Wahrscheinlich handelte es sich bei diesem nicht bloß um persönliche, sondern mehr um politische Differenzen, doch ist es im allgemeinen ein Charakterzug des alten preussischen Adels, seinen Adelsbrief mit einem neueren Fürstendiplom für gleichwertig zu halten und eine dem entsprechende Behandlung in Anspruch zu nehmen. Konflikte auf diesem Gebiete haben viel böses Blut gemacht, zumal da man auf seiten der früheren Freunde leider nicht genügend bedachte, daß der Kanzler des deutschen Reichs nicht so viel freie Stunden zur Verfügung hatte wie der „lustige Junker von Aniephof.“

Unter den Minister-Kollegen des Fürsten Bismarck dürfte sich kaum jemand finden, der zu demselben überhaupt jemals in einem wirklichen Freundesverhältnis gestanden hätte mit Ausnahme vielleicht des Grafen Roon, doch dürfte auch hier — um uns des drastischen Ausdrucks von Claudius im „Wandsbecker Boten“ zu bedienen — mehr von einer Freundschaft die Rede gewesen sein, welche dieser als „Pferdefreundschaft“ charakterisiert, nämlich von einer Freundschaft, welche dadurch bedingt wird, daß dieselben Personen an demselben Zoche ziehen und in demselben Stalle stehen. Jedenfalls ist auch diese Freundschaft, soweit wir unterrichtet sind, in einem Mißklange zu Ende gegangen, einem Mißklange, der wohl hauptsächlich darin seine Wurzel hatte, daß der Graf Roon hier und da der Meinung Ausdruck gab, daß er es gewesen, welcher den Herrn von Bismarck überhaupt auf den Ministerstuhl erhoben habe.

Zu den sonstigen Ministern hat der Fürst Bismarck wohl überhaupt niemals ein näheres Verhältnis gehabt, und wenn er auch namentlich den Grafen Eulenburg den älteren für einen sehr angenehmen und interessanten Gesellschafter hielt, so war doch mancherlei dabei, was eine Scheidewand zwischen den beiden errichtete.

Herr v. d. Heydt als „Goldonkel“ war dem Fürsten Bismarck geschäftlich eine wenn auch nicht sympathische, doch sehr genehme und bequeme Persönlichkeit, zumal selbiger bei aller sonstigen Selbständigkeit und Energie es doch verstand sich dem Fürsten zu fügen und auch den Ausspruch Goethes, „daß man nicht zu den Besten gehört, wenn man sich nicht zum besten haben lassen kann,“ in ansprechender Weise praktisch interpretierte.

Etwas anders stand es, soweit wir uns zu informieren vermocht haben, um sein Verhältnis zu den beiden Grafen Lippe und Ikenpliz, welche ihm lediglich

als Fachminister galten und von denen insbesondere der erstere jeder Einwirkung auf sein Ressort ziemlich unzugänglich gewesen zu sein scheint, wogegen der Graf Spenpliz schließlich wohl daran scheiterte, daß er zu wenig selbständig war.

Überhaupt aber kann man das Verhältnis des Reichskanzlers zu seinen sogenannten Kollegen nur alsdann richtig verstehen und würdigen, wenn man daran festhält, daß derselbe sich überhaupt nicht als Kollegen, sondern als Chef seiner Minister betrachtete, dessen Stellung so hoch über den gewöhnlichen Ministern war, daß das Gehen und Bleiben derselben ihn nur insoweit berührte, als sein Wille dabei nicht als der allein maßgebende anerkannt werden wollte. Der „Goldonkel mit dem Steuerbouket“ beispielsweise war dem Reichskanzler nichts weiter als ein brauchbarer Kommiss, dessen Scheiden für ihn nur die Folge hatte, sich nach einem anderen und wo möglich besseren umzusehen.

Nicht mit Unrecht hat man schon früher von anderer Seite den Fürsten Bismarck mit dem Kardinal Richelieu verglichen, und wenn bei jener Parallele auch mancherlei Schiefes mit unterlief, so war doch das tertium comparationis insoweit richtig, als man es bei beiden mit Männern zu thun hat, welche einer bestimmten Zeitperiode den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt und der Politik Europas für längere Zeit ihre bestimmten Bahnen angewiesen haben.

War es der leitende Grundgedanke Richelieus, die damalige spanische Hegemonie zu brechen und Frankreich, in welchem außer der königlichen Autorität nichts mehr Geltung haben sollte, die erste Stelle in Europa und die politische Vorherrschaft zu erringen, ein Gedanke, der in dem Maße den Inhalt seines Lebens bildete, daß alle gegen Frankreich gerichteten Unternehmungen sich zu Komplotten gegen seine Person zuspitzten, so hat der Fürst Bismarck diesen selben Gedanken auf Deutschland übertragen und bereits so weit realisiert, daß für die Gegner dieses Gedankens seine Person ebenfalls das eigentliche Angriffsobjekt bildet. Bekanntlich hat schon Leibniz sich seiner Zeit über Deutschlands Politik dahin ausgesprochen, daß Deutschland nicht aufhören werde, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich vereinigt und allen Feindern die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten habe. Alsdann, sagt Leibniz, werden unsere Sachen ein anderes Aussehen haben. Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum, mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Art zu erjagen ist. Dies Zukunftsbild hat der Fürst Bismarck wenigstens annähernd in die Wirklichkeit übersetzt, und man begreift es, wenn er daneben auf alles Andere mit unbedingter „Wurschtigkeit“ herabsieht. Man dürfte kaum zu viel sagen, wenn man behauptet, daß es dem Reichskanzler vorbehalten war, das Werk seines großen Vorgängers, nämlich das politische Übergewicht Frankreichs in Europa, zu zerstören, so daß die Nachwirkungen der Richelieuschen Politik bis an den Frieden von Frankfurt heranreichen und Richelieus Werk nur durch einen ihm ebenbürtigen Mann gebrochen werden konnte.

Daß der Kardinal Richelieu, obschon ein römischer Kirchenfürst, doch darauf hinarbeitete, eine französische Nationalkirche zu bilden, findet in dem Kulturkampfe

ein gewisses Seitenstück, freilich mit dem Unterschiede, daß der französische Staatsmann die Hugenotten nur politisch und nicht kirchlich unterwerfen wollte und von denselben nicht das Aufgeben ihrer kirchlichen Besonderheit, sondern nur ein nationales Verhalten verlangte.

Noch ausgesprochener aber berührt sich der Fürst Bismarck mit dem Kardinal Richelieu in seiner inneren Politik, in der Befestigung der königlichen Autorität, in der Begründung aller Mittelglieder und der Herstellung des Unmediatverhältnisses zu der Masse des Volkes, wie sich dies, wenn auch einstweilen noch mangelhaft, in seiner sozialen Reformpolitik und insbesondere in der Betonung des praktischen Christentums und des sozialen Königtums verkörpert. Bekanntlich ist derselbe in letzter Zeit so weit gegangen, daß er das Recht auf Arbeit proklamiert und die Arbeiter als die Pflegekinder des Staates hingestellt hat. „Das Recht auf Arbeit,“ sagte Fürst Bismarck in einer Parlamentsrede, „anerkenne ich unbedingt und stehe dafür ein, so lange ich auf diesem Plage sein werde. Und liegt auch nicht das Recht auf Arbeit in unserer ganzen sittlichen und christlichen Weltanschauung begründet, daß, wenn jemand vor seine Mitbürger tritt und sagt: Ich bin gesund und arbeitslustig, finde aber keine Arbeit, daß er sagen kann: gebt mir Arbeit? Dazu ist der Staat verpflichtet.“

Ebenso sagt er bei einer andern Gelegenheit: „Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, so lange er gesund ist; sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist.“

Selbst die Vorliebe für Kolonisationen hat der Fürst Bismarck mit dem Kardinal Richelieu gemeinsam und wird vielleicht demnächst mit demselben Rechte wie dieser als der erste prinzipielle Kolonisator Deutschlands gepriesen werden.

Um aber von dieser politischen Abschweifung zu unserem eigentlichen Thema zurückzukehren, so liebte es der Kardinal Richelieu, wie Ranke sagt, von seinen Gärten bewacht, in den schattigen Parkgängen seiner Besitzung Rueil den Plänen seines umfassenden Geistes nachzuhängen, ebenso wie heute die Hälfte des Jahres die Fäden der deutschen, wir dürfen wohl sagen, der europäischen Politik in dem sorgfältig überwachten Varzin oder Friedrichsrub zusammenlaufen.

In der Gesellschaft von Varzin und Friedrichsrub hat man es deshalb auch nicht mit einer gewöhnlichen Geselligkeit, sondern mit einer Art von Staatsrat in partibus zu thun, und es ist nichts gewisser, als daß der Reichskanzler am fleißigsten und produktivsten ist, wenn er äußerlich der Ruhe zu pflegen scheint. Hier, fern von dem gewöhnlichen kleinen Geschäftstreiben, werden die großen Pläne gezeitigt, wie denn auch der Ausbruch des Krieges mit Frankreich den Fürsten Bismarck anscheinend in Varzin überraschte. Wer aber der eigentlich Überraschte war, das hat der Verlauf des Krieges demnächst mit voller Evidenz herausgestellt. Es gilt dies natürlich ebenso von der inneren wie von der äußeren Politik, und wir bezweifeln deshalb kaum, daß auch der diesjährige längere Aufenthalt des Reichskanzlers in Varzin und Friedrichsrub abermals eine Überraschung bringen wird.

Was endlich die Familie des Fürsten Bismarck betrifft, so hat diese, soweit

die urkundlichen Nachrichten zurückreichen, in der Altmark ihre eigentliche Heimat. Von da kamen Glieder der Familie im 13. Jahrhundert nach Prenzlau in der Uckermark, wo der Schöffe Gerhard v. Bismarck 1282 und 1283, Heidenreich 1283, Heinrich mit seiner Gattin Elisabeth geb. Gatow 1299, 1305 und 1311 und seinen vier Söhnen Conrad, Henning, Nikolaus und Gerhard in der Zeit von 1319—1336 erwähnt werden. Im 14. Jahrhundert verpflanzen sich Zweige der Familie nach der Priegnitz, wo 1328 Rodrigo in Kyritz vorkommt, und nach dem Magdeburgischen, im 16. Jahrhundert nach anderen Gegenden der Mittelmark, gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach der Neumark, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Pommern und Littauen und in diesem Jahrhundert nach Nassau und Württemberg und erwarben in allen vorbenannten Landschaften Güter. Vorzüglich begütert war die Familie in ihrem Heimatlande, der Altmark, nächstdem im Magdeburgischen und der Uckermark. Zu Prenzlau und zu Stendal gehörten die Bismarcks schon um 1280 zu den reichen und angesehenen Familien und bekleideten daselbst im letzten Viertel des 13. und im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholt das Amt eines Konsuls (in Prenzlau: Henning 1329; in Stendal: Heinrich 1283, Willekin 1299, Rudolph 1321, Johannes 1335, Claus 1340). Das älteste durch die Urkunden uns bekannt gewordene Glied der Familie v. Bismarck ist Herbord in Stendal mit seiner Gattin Margarethe von Dffenor und seine drei Söhne Heyno, Franko und Willko (1285), ebenfalls Bürger in Stendal. 1345 wurden die vier Gebrüder Nikolaus, Kulo, Johann und Christian, Bürger in Stendal, mit dem Schlosse Burgstall belehnt und traten dadurch in die Reihe der Beschloßten oder Beschlossenen der Altmark, in welcher Eigenschaft die Herren v. Bismarck mit dem Prädikat „Edle“ bereits 1388 neben den Alvensleben, Jagow, Bartensleben, v. d. Schulenburg und Knefsebeck erscheinen. Im Besitze von Burgstall verblieb die Familie von Bismarck vom 15. Juni 1345 bis zum 16. Dezember 1562. Nikolaus v. Bismarck, den wir oben unter den vier Brüdern genannt haben, tritt besonders als Mann von Würde und Ansehen hervor. Man begegnet seinem Namen während der Jahre 1355 bis 1373 wiederholt in den Urkunden, wo er als Knappe, d. h. als Ritterbürtiger bezeichnet wird. Im Jahre 1356 fungiert er als Kanzellarius bei dem Markgrafen Ludwig dem Römer; in den Jahren 1363 bis 1367 als Kapitaneus des Erzbischofs Ditrich von Magdeburg; dann bis zum Jahre 1373 ist er Mitverweser des Erzstiftes Magdeburg; zugleich erscheint er als Kuria-Magister des Markgrafen Otto von Brandenburg. Er muß in der Altmark und im Magdeburgischen reich begütert gewesen sein. Auch seiner drei Söhne Kulo, Nikolaus und Johannes wird Erwähnung gethan; die beiden ersteren bewohnten das Schloß Burgstall. Auf Burgstall finden wir sodann die Gebrüder Claus und Henning, dann Hennings Sohn Rudolf; ferner die Söhne des Claus: Ludolf, Heyno und Henning, sodann Ludolfs Söhne; Gunther, Ludlof, Georg und Pantaleon; sodann Hennings Söhne: Bussio, Claus, Ludolf und Ditrich; Bussios Söhne: Heinrich, Friedrich und Lorenz; endlich nach Ludolfs Tode (1534) seine Söhne Jobst, Joachim und Georg. Als nach dem Tode Joachims sich die beiden Brüder Jobst

und Georg im Besitze des Schlosses befanden, schlossen sie am 16. Dezember 1562 zu Leßlingen in ihrem und ihrer Vettern Heinrich und Friedrich Namen mit dem Kurprinzen Johann Georg einen Vertrag, wonach der letztere das Schloß Burgstall nebst Zubehör übernahm. Dafür erhielten Jobst und Georg das Amt Schönhausen mit den Dörfern Schönhausen und Fischbeck, während Heinrich und Friedrich das Kloster Crevese nebst den dazu gehörigen Dörfern erhielten. Friedrich genannt Permutator († 1589) stiftete durch seine zwei ältesten Söhne Ludolf und Pantaleon zwei Linien, nämlich durch Pantaleon die zu Crevese in der Altmark und durch Ludolf die Linie zu Schönhausen in der Altmark. Ludolfs (Rittmeister starb 1598) Sohn war Valentin. Auf Valentin folgte im Jahre 1620 sein Sohn Augustus, Hauptmann und Kommandant der Festung Peiß; auf Augustus I. folgt 1670 Augustus II. Landrat der Altmark; auf Augustus II. folgt 1732 August Friedrich, welcher Oberst bei dem Böhrenischen Dragoner-Regiment war und im Jahre 1742 in der Schlacht bei Chotusitz fiel. August Friedrichs Sohn war der Rittmeister Karl Alexander v. Bismarck, der am 17. September 1797 starb. Karl Alexander hinterließ vier Söhne, nämlich: Ernst (Besitzer von Unglingen und Vater des Generallieutenants Grafen v. Bismarck-Böhlen auf Karlsburg und Unglingen), sodann Friedrich (Besitzer von Templin bei Potsdam, † 1831 als Generallieutenant), ferner Leopold (fiel 1813 bei Möckern als Major des Mecklenburgischen Husaren-Regiments) und Karl Wilhelm Ferdinand (Besitzer von Schönhausen und der Kniephoffschen Güter in Pommern, Rittmeister im Leib-Karabinier-Regiment, geboren am 13. November 1771, gestorben am 22. November 1845). Seine Söhne sind: Otto, Eduard, Leopold Graf von Bismarck-Schönhausen, und Bernhard von Bismarck, Besitzer von Rülz und Zarchlin in Pommern, Geheimer Regierungsrat und Kammerherr. Daß die von Bismarck Erbauer oder überhaupt jemals Besitzer des altmärkischen Fleckens Bismarck gewesen seien, wird durch nichts beglaubigt. Bismarck befand sich bereits 1370 im Besitze der Familie von Alvensleben; wann und auf welche Weise dieselbe in den Besitz dieser Ortschaft gekommen, ist völlig unbekannt.



Des Bischofs Schwiegertochter.

Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von J. Langfeldt.

I.

Der alte Herr saß an seinem großen eichenen Schreibtische, der vor dem mächtigen Bogenfenster aufgestellt war, von welchem man einen so entzückenden Ausblick hatte über den sonnigen, waldumsäumten Fjord mit dem Meere im Hintergrunde. Die klugen blauen Augen waren auf das junge

Mädchen geheftet, das vor ihm in einer Beleuchtung stand, die sonderlich geeignet war, ihre etwas strenge und ernste Schönheit hervortreten zu lassen. Das schwarze Seidenkleid, um welches ein weißer gestrichter Shawl mit großen offenen Maschen hing, umschloß ihre hohe, wohlgebaute, nur etwas zu schwächliche Gestalt mit der Reinheit und Festigkeit einer künstlerischen Drapierung. Und hierzu paßte der Ausdruck in ihrem Gesicht, auf dessen blasser Haut die Gemütsbewegung einen Schauer von Rot nach dem andern hervorrief. Ihre dunkelblauen Augen begegneten mit Betrübnis dem prüfenden Blicke, der mit einer gewissen ruhigen Ironie auf sie gerichtet war, während die Worte langsam und mit Anstrengung aus ihrem schmerzlich zusammengepreßten Munde sich Bahn brachen. Es war, als ob ein tiefer unerwarteter Schmerz ihre ganze Seele durchdringe, aber die breite, vielleicht ein wenig zu stark gewölbte Stirn, um welche eine Fülle brauner Haare wie ein Diadem sich legte, trug den Ausdruck ruhiger Bestimmtheit. Wie sie so da stand vor dem kraftvollen grauhaarigen Manne mit dem feingemeißelten Angesicht, über dessen untere Partie nur ein leichter, weichlicher Glanz sich breitete, der das würdige, erhabene Gepräge desselben nicht unbedeutend verringerte, würde ein Maler in den beiden Figuren ein treffliches Motiv zur Darstellung eines Dichters und dessen Muse gesehen haben.

Aber der alte Herr war kein Dichter, er war Bischof, der erste Geistliche des Landes. Seine Worte hatten in den Herzen gezündet, belebend auf das Gemüt gewirkt und dem suchenden Geiste Flugkraft zur Erreichung des Höchsten verliehen. Sein Wirken hatte sich nicht auf den einzelnen schönen Teil des Landes beschränkt, in welchem seine Wohnung in so unvergleichlichen Umgebungen sich erhob. Seine geschriebenen Worte hatten ein ganzes Geschlecht befreit und sicher durch die Drangsale und Kleinlichkeiten einer armseligen, herzkalten Zeit getragen; seine berufene und belehrende Sprache war von allen Gebildeten gehört worden. Zudem war sein Name in der Welt der Gelehrten wohlbekannt, auch außerhalb der Grenzen Dänemarks. In seiner hohen, geistlichen Stellung war er gar der Gegenstand dichterischer Verherrlichung gewesen; in begeisterten Zueignungen hatte man ihn bald mit diesem, bald jenem Apostel verglichen, und die gesamte Bevölkerung hatte hinter den Dichtern gestanden.

„Teure Erneste,“ sagte der Bischof, als sie endlich ausgeredet hatte, „nehmen die Sache viel zu schwer und ernst.“

Ihre traurig blickenden Augen nahmen den Ausdruck wehmütiger Überraschung an.

„Das sagen sie?“ rief sie aus.

„Wie sie hören, das sage ich,“ war des Bischofs ruhige Antwort. „Sie sind vierundzwanzig Jahre alt, sie sind kein Kind mehr. Ich glaubte, sie sähen Menschen und Verhältnisse, wie dieselben in Wirklichkeit sind.“

In ihrem blassen Gesicht machte die Überraschung einer so tiefen und schmerzlichen Enttäuschung platz, daß der hochwürdige Mann dadurch milder gestimmt wurde.

„Teure Erneste,“ fuhr er fort, „ich glaubte sie erwachsen genug, um die Schulmädchen-Ideale beiseite gelegt zu haben. Ihre Klage ist die pure Kinderei.“

„Euer Hochwürden haben mich nicht verstanden.“

„D doch! Mein Sohn ist wenige Jahre älter als sie; aber sein Sinn ist weit jugendlicher und Einwirkungen jeglicher Art zugänglich. Ich gebe zu, daß er in seiner Stellung als Pfarrer sich am besten von dergleichen Pöffen fern —“

„Das nennen sie Pöffen!“

„Ich räume ein, daß man einen schärferen Ausdruck gebrauchen könnte. Aber ziemt es sich für sie, Erneste, den schärfsten zu gebrauchen?“

„Euer Hochwürden haben mich doch nicht verstanden.“

Sie ging auf ihn zu, stützte ihre weißen Hände auf den Rand des Lehnstuhls und neigte sich zu seinem Ohr nieder, als fürchte sie, den Frieden des bucherfüllten Gemaches zu verletzen, wenn sie das, was sie ihm zu sagen hatte, laut sagte.

Während sie redete, erhielten die Linien im Gesichte des Bischofs, in denen eine kalte, weltfluge Ironie sich prägte, eine etwas tiefere Aushöhlung, und der dichterisch weiche Zug um die Lippen zitterte fast unmerklich. Aber als sie den Kopf hob, flammend rot, mit Scham in allen Mienen und thränenvollen Augen, trug das formenreine Greisenantlitz ganz den Ausdruck ernster Mißbilligung, den die Situation erheischte.

Er nahm eine ihrer bebenden Hände in seine Rechte und ließ die breite, haarige Linke, an deren Mittelfinger ein großer ausgeschnittener Siegelring — das im ganzen Lande berühmte Königsgeschenk — so würdig und festlich erglänzte, beruhigend auf dieselbe sich herabsenken.

„Hier in meinem eigenen Hause!“ sagte er nach einer Pause. „Das ist schlimm, schlimmer als ich erwartet hätte.“

Er erhob sich, und während er beständig ihre eine Hand in der seinen hielt, legte er die andre um ihre Taille und wanderte mit ihr im Zimmer hin und wieder. Der lange, echtsamtene Rock bildete einen trefflichen Gegensatz zum blendend weißen Battist seiner enganschließenden faltigen Halsbinde, und machte die etwas gebeugte Gestalt, welche einen Rest ferniger Gesundheit aufzuweisen hatte, zu einer auf ihre Weise merkwürdig wohlausgearbeiteten Figur. Eine entsprechende Reflexwirkung übte das teppichbelegte Gemach mit der soliden Pracht seiner Regale und Kupferstiche, in welchem die Lehnstühle und Gausen mit ihren schwellenden Polstern vielleicht nur ein wenig zu weich waren, und in welchem die Farbenharmonie der Aufstellung zu streng durchgeführt war, um nicht den Eindruck des Gewollten, Gemachten hervorzurufen.

Der Bischof blieb mitten im Zimmer stehen und ergriff beide Hände des jungen Mädchens.

„Seien sie jetzt meine artige Erneste und vergessen sie das! Ich werde dafür sorgen, daß das Mädchen sofort aus dem Hause kommt, ohne daß man sich irgend einen Gedanken über den Anlaß bildet. Und dann werde ich Friedrich gehörig den Text lesen, darauf verlassen sie sich. An ihnen ist's aber, Nachsicht zu üben und durch die Finger zu sehen. Das ist es, was sich als Weib für sie ziemt, Erneste.“

Die qualvolle Überraschung in ihrem Antlitz malte sich stärker; vibrierende Linien schlängelten sich um den krampfhaft geschlossenen Mund. Aber es lag eine ruhige Entschlossenheit in den Worten, als sie endlich erwiderte:

„Ich kann Friedrich nicht wiedersehen. Die Verlobung muß aufgehoben werden. Ich kann nicht anders.“

Der Bischof hielt ihre Hände noch immer in den seinen.

„Sie fühlen sich gekränkt, Erneste, und mit Recht. Ich muß aber wiederholen, was ich vorhin sagte: Ihre Anschauungen und Forderungen sind zu luftiger, idealer Natur. Sie leben in einer wirklichen Welt, mit wirklichen Menschen. Jedes Geschlecht hat seine Fehler. Friedrich ist jung —“

„Er ist Pfarrer. Sie selbst haben ihn zu ihrem Adjunkten bestellt.“

Der ironische Zug im Gesichte des Bischofs bewegte sich kaum bemerkbar.

„Und doch ist er jung und ein weicher, unselbständiger Charakter. Und außerdem, es ist kein äußerliches Ärgernis gegeben, und ich werde schon Sorge tragen, daß nichts unter die Leute kommt.“

„Macht das in den Augen Euer Hochwürden einen Unterschied aus?“

Er ließ plötzlich ihre Hand fahren.

„Allerdings, mein Kind! Das macht einen Unterschied aus, und mein Gewissen, die Rücksicht auf das, was ich meinem Amte schulde, macht es mir zur Pflicht, denselben aufrecht zu erhalten.“

Seine Stimme hatte einen harten Klang angenommen; aber plötzlich wurde sie wieder weich. Zudem er seine Hände auf die Schultern des jungen Mädchens legte, sagte er:

„Mir sind Friedrichs Fehler wohlbekannt, Erneste. Ganz gewiß kam mir dies unerwartet; ich glaubte, daß er jetzt zur Vernunft gekommen wäre. Aber, wie gesagt, ich kenne seine Fehler; von seinen Knabenjahren an habe ich vieles mit ihm ausgestanden, mehr, als sie sich wohl denken können. Deshalb hatte ich auf sie gerechnet, Erneste. Ich will offen gegen sie sein: schon von ihrer Kindheit an hatte ich den Gedanken, der sich mit Gottes Hilfe nun bald verwirklichen soll; er gehörte zu den liebsten meines Lebens. Ich hab; sie k; armiert; ich erkannte ihren hellen, klaren Verstand; ich fühlte, wie ihre ganze Seele meinem Worte sich öffnete. Auf der Stufe, auf welcher ich stehe, macht man seine Beobachtungen, Erneste. Glauben sie mir, ich wußte den Wert einer jungen Seele zu schätzen, die in ihrer ganzen Unerfahrenheit dem Worte des Dichters entsprach und in Wahrheit „erprobtes Gold“ war. Ich beobachtete sie anhaltend, ich sah, wie ihr Geist im Lichte meines Gedankens reifte. Ich betrachtete sie in der Stille als meine Tochter; aber ich sagte nichts. Und selbst als ihre Mutter starb, und sie die kleine Schule eröffneten, ließ ich sie ihren Kampf kämpfen. Ich wollte sie entwickelt und gestählt wissen; ich wollte bei ihnen die Eigenschaften erwachsen sehen, die ich an Friedrich vermißte —“

Trotz aller angewöhnten Selbstbeherrschung war seine Stimme bewegt geworden.

Sie hob ihre ernstesten Augen zu ihm auf und sagte:

„Was Euer Hochwürden da sagen, erfüllt mich mit Stolz und Freude — selbst in diesem Augenblick.“

„Dann klammern sie sich nicht an die Stimmung des Augenblicks wie eine sechzehnjährige Jungfrau!“ mahnte der Bischof aufs neue ruhig und mit einer gewissen Härte im Ausdruck. „Eine flüchtige Verirrung darf nicht so furchtbar ernst genommen werden, so — — Zudem wird die Hochzeit ja bald stattfinden, und dann werden sie Friedrich in ihre Hut bekommen. Ich verkenne es nicht, es wird eine schwere Aufgabe, aber eine Aufgabe, wie ein starkes Weib sich dieselbe wünschen muß, eine große, herrliche Aufgabe — bedenken sie das!“

Er blieb stehen, wie um zu hören, was sie entgegnen würde. Als sie schwieg, that er etliche Schritte auf das andre große Bogenfenster des Zimmers zu und sagte mit weicher Stimme:

„Kommen sie hierher, Erneste!“

Von dem andern Fenster bot sich ein Ausblick auf den Dom, den größten und schönsten des Landes, dessen rote Steinmasse mit der durchbrochenen, hochragenden, reichgeackten Turmspiße im leichten Goldglanze sich abhob gegen die schimmernde Luft und den fernen Hintergrund der schroffen, grüingekleideten Höhenzüge außerhalb der Stadt. Das Studierzimmer des Bischofs war gut gewählt; es besaß stimmungsvolle Ausblicke von beiden Fenstern.

„Sehen sie dies herrliche Bauwerk!“ sagte der Bischof, „mit demselben ist mein Wirken ein Menschenalter hindurch verknüpft gewesen, im Bewußtsein des Volkes ist es mit meinem Namen verwachsen. Man hat meinen innigsten Wunsch erfüllt: mein einziger Sohn ist zum Kapellan an demselben ernannt, er soll unter meinen Augen in seinem Amte sich üben und die Verknüpfung zwischen der Kirche und mir fortsetzen, wenn ich gestorben sein werde. So viel werden sie die Welt kennen, Erneste, um zu wissen, daß jede der besten Familien des Landes es sich zur Ehre anrechnen würde, mit meinem Hause in ein näheres Verhältnis zu treten. Sie sind in Armut und Zurückgezogenheit aufgewachsen — mißverstehen sie mich nicht: ich weiß ihren Wert zu schätzen; aber auch für sie muß es etwas bedeuten, ihr Leben in Glanz und Sonnenlicht emporgehoben zu sehen. Soll Friedrich einer neuen Stellung genüge thun, so muß eine tüchtige Gattin ihm zur Seite stehen. Sehen sie die Sonne da draußen, wie sie im Untergehen alles mit einem versöhnenden und verklärenden Lichte überflutet. Ein solcher Abendtraum mit Schönheit und Frieden war diese Heirat für mich: Sie können ihn nicht zerstören wollen, Erneste!“

Sie blickte ihn traurig an.

„Es thut mir in der Seele weh, Euer Hochwürden betrüben zu müssen; aber ich kann nicht anders. Meine grenzenlose Ehrfurcht vor ihnen bestrickte mich, ihre Freundlichkeit und Güte hatte mich überwältigt. Die Verlobung kam zu stande, ich wußte selbst nicht wie. Das, was geschehen, hat mir die Augen geöffnet. Man sagt ja, die Liebe vermöge den Sinn zu ändern, sie verstehe es, einen Menschen niedrig, elend, treulos gegen sich selber zu machen. Jetzt erkenne ich es deutlich: ich liebe Friedrich nicht! Für das Unwürdige, das er sich zu

schulden kommen ließ, finde ich keine Entschuldigung. Ich habe nichts, das mich wieder an ihn binden könnte — garnichts. Im Gegenteil, mein Herz wird von einem Gefühle zusammengeschnürt, dem ich in ihrem Beisein nicht Namen geben darf. Ich weiß aber, daß dies Gefühl ein wahres ist; ich traue demselben wie meinem Bedürfnis nach Athemholen. Sie reden flehend zu mir und beschämen mich tief dadurch. Es wäre an mir, sie anzuflehen. Ich begreife die Sorge, die ich ihnen mache. Vergeben sie! O, vergeben sie mir! ich kann nicht anders! ich muß so handeln!“

Sie hatte sich auf die Kniee geworfen und seine Hand ergriffen. Thränen ergossen sich über dieselbe.

Er zog sie zurück, doch ohne Heftigkeit.

„Stehen sie auf, Erneste,“ sagte er, „und trocknen sie ihre Thränen! Wir müssen hier ruhig und klar sehen. Was sie mir mitteilen, ist betrübend, doch Zeit und Gewohnheit können's ändern. Hier im Leben muß einiges feststehen, andres sich fügen. Das, was hier feststeht, ist, daß sie sich in ein Verhältnis einließen, das durchaus keinen Bruch duldet. Die Verlobung ist überall bekannt, selbst die Königsfamilie weiß darum. In der Stadt hat sich das Gerücht so weit verbreitet, daß gar die alten Frauen im Krankenhause sie „des Bischofs Schwiegertochter“ nennen —“

Er wurde mit einem Male wieder mild.

„— Sie selbst waren's ja, die mir das erzählte. Und es that mir so wohl, das zu hören. Sie müssen diesen Namen auch ferner tragen, Erneste!“

Sie blickte ihn noch einmal forschend an. Dann wandte sie sich, trat an eines der Büchergestelle, nahm einen Band herab, schlug eine bestimmte Seite auf und reichte ihm denselben mit Schweigen.

Es war eins seiner eigenen Werke. Die aufgeschlagene Stelle war eine der bekanntesten, oft zitierten; sie war in Lesebücher und Erbauungsschriften übergegangen und behandelte das Thema, daß niemand zweien Herren dienen kann. Es war Schwung, Wohlklang und Pathos darin.

Ein dunkles Rot färbte die Wangen des Bischofs, als seine Augen auf die Stelle sich hefteten, welche ihr Finger bezeichnet hatte. Ein Zittern durchlief seine Gestalt. Aber nur einen Augenblick; dann machte er das Buch zu, stellte es bedächtig an seinen Platz zurück und schaute harten Blickes auf das junge Mädchen. Es war der Hierarch, der gebietende Prälat, der jetzt das Wort führte:

„Ob es sich für sie ziemt, mir eine Abweichung zwischen Wort und That vorzuhalten, darüber will ich jetzt nicht rechten. Nur das will ich ihnen sagen, daß hier keine Abweichung vorliegt. Was man von ihnen fordert, ist ihre Pflicht, und die Pflicht ist der Herr, dem jeder gehorchen muß. Wie draußen der Turm über die Dächer der Kaufleute emporragt, so hoch steht mein Thun in den Augen der Menge. Aus Bischof Warners Haus darf kein Verstoß gegen die gute Sitte unter die Leute dringen und zum Gegenstand des Klatsches und der Winkelschreiberei gemacht werden. Wer den Verstoß verschuldet, der besleckt meine Ehre und greift mich in meiner Stellung an. Und diese heischt meine Pflicht mich

aufrecht erhalten. Kurz und gut, sie müssen diesen Knabenstreich vergessen, sie müssen sich mit Friedrich versöhnen und sich mit ihm und mir beim Fest auf dem Rathause zeigen. Sonst bin ich der, welchen sie angreifen, und ich werde mich zu verteidigen wissen. Und da alles ein Ende haben muß, so verlange ich, daß sie sich sofort entscheiden: Ja oder Nein?"

Während er sprach, kehrte die frühere Überraschung und Verwunderung in ihr Antlitz zurück, aber verstärkt und gesammelt, sodaß sie in einen Ausdruck von Schreck und Grauen überging. Ihre Lippen öffneten sich zu wiederholten Malen, wie wenn sie sich anstrenge, um zu reden, aber kein Wort hervorzubringen im Stande wäre. Noch einen langen kummervollen, in seinem Schmerze irren Blick warf sie auf den alten Mann, dessen Antlitz unbeweglich blieb. Als hätte sie einen Ausweg gefunden, riß sie dann mit einem Male den Ring vom Finger, legte denselben auf den Schreibtisch und entfernte sich.

Der Bischof ging hin und nahm den Ring. Dann hielt er ihn lange empor und betrachtete ihn mit einer Miene, wie wenn es ihm schwer fiel zu glauben, daß sie denselben wirklich zurückgegeben hätte.

II.

Niemand verstand das Kommandeurenkrenz des Danebrogordens in der weißen rotgeränderten Halsbinde so zu tragen wie der Bischof. Es bildete, wie die übrigen Ehrenzeichen auf seiner Brust, ein natürliches Zubehör seiner ganzen Persönlichkeit; daher kam es auch, daß man dasselbe nicht weiter beachtete, während man es andererseits vermißt haben würde, wenn es nicht dagewesen wäre. Niemand war auch eine so stattliche Erscheinung in einem Gesellschaftssaale, und nur äußerst wenige verstanden einen urbanen Scherz, fein harzellerenden Witz in solchem Grade mit dieser vollkommenen sich nichts vergebenden Würde zu vereinigen.

Am wenigsten hatte der berühmte Redner und Verfasser zu fürchten, daß beim Feste auf dem Rathause jemand zugegen sei, der infolge seiner gesellschaftlichen Vorzüge ihm den Vorrang streitig machen werde. Da war der Amtmann des Kreises, Baron Balk, mit seinem breiten, vom Essen und Wein geröteten Gesicht, über welchem nur das Gepräge wirklicher Bravheit einen versöhnenden Schimmer breitete. Da war der Rektor des Gymnasiums, ein frummackiger Pedant, der in der Schule den Tyrannen spielte, außerhalb derselben aber im höchsten Grade unbeholfen und schüchtern war. Da war der Bürgermeister, einer der blinden Nachbeter der damals aufkommenden liberalen Presse, ohne anderes gesellschaftliches Kapital als ein Lager abgedroschener Witze von der Studentenzeit her, die er nach Punsch und schlechtem Knaster riechend zum Besten gab. Da waren die beiden Pfarrer der Stadt, die den Bischof nachsäßen, wenn er fern war, in seiner Gegenwart aber demütige Statisten darstellten. Da waren Ärzte, Juristen, Zollbeamte, Fabrikanten und Agenten. In den Sälen des königlichen Palastes hätte der Bischof Aufmerksamkeit erregt; hier im Rathaus-
saale erglänzte er wie ein Stern.

„Die Verlobung ist also wirklich aufgehoben?“ wandte sich der Baron zum Bürgermeister, indem er denselben in eine Ecke zog. „Auf Ehre, das wird meine Damen interessieren.“

„Ich lauere eben auf ein Wort von ihm in dieser Angelegenheit,“ entgegnete der Bürgermeister, „auf so ein kleines Manifest wie das, welches er in seinen Predigten über die Ideen der Zeit loszulassen pflegt.“

Wo es irgend thunlich war, mochte der Bürgermeister gern ein wenig auf den berühmten Mann sticheln, der den neuen politischen Wortführern ein Dorn im Auge war.

„Er scheint sich die Sache nicht eben sehr zu Herzen zu nehmen,“ meinte der Baron, ohne sich weiter auf die Worte seines Begleiters einzulassen. „Dem Sohne ist auch nichts anzumerken.“

„Dem Sohne!“ erwiderte der Bürgermeister und zuckte die Achseln, als wäre das ein viel zu geringfügiges Thema, um bei demselben zu verweilen. „Der Alte hat ein dickes Fell, er ist ein kalter Göttersohn.“

Der Bischof näherte sich ihnen.

„Wie steht's zu Hause, Herr Baron?“

„Mein Frau und Tochter haben beide Katarrh, Euer Hochwürden. Doktor Benßen wollte ihnen durchaus nicht erlauben, heute abend hierher zu gehen.“

„Wenn sonst alles wohl steht, so überwindet man leicht einen Katarrh.“ Er sagte das mit ruhiger Fassung.

„Mein Sohn ist auch etwas angegriffen,“ fuhr der Bischof fort. — „Er hat eine schlechte Brust. Und dann wird's den Herren natürlich bekannt sein, daß er Kummer gehabt hat, großen Kummer.“

Die beiden Herren verneigten sich zustimmend.

„Natürlich ist's Fräulein Falkmann, welche die Verlobung aufhob. Das ist ja nun einmal das Vorrecht des Weibes, wenn sie mit einem ehrenhaften Manne zu thun hat. Sie ist nach Kopenhagen gereist und bleibt wahrscheinlich die Ferien da. Ihre Tante ist sehr krank. — Ich wünsche Ihren Damen gute Besserung, Herr Baron.“

Er ging majestätischen Schrittes weiter.

„Da haben wir das Manifest,“ meinte der Bürgermeister. — „Hum, sie ist nach Kopenhagen gereist.“

„Wer ist nach Kopenhagen gereist?“ fragte der kleine Doktor Benßen, der eifrig herzugekommen war.

„Fräulein Falkmann.“

„Ja so.“

Die Worte entschlüpfen seinem Munde mit einer ganz eigentümlichen Betonung.

„Ihre Tante ist sehr krank,“ erklärte der Baron mit zusammengezogenen Brauen.

„Bewahre! Sie glauben doch nicht gar, daß —“

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn nur sie nichts glauben wollten, Herr Doktor!“ unterbrach ihn der Baron kalt.

Er wandte ihnen den Rücken und ging. Seinem schlichten Angesicht war der Unmut eines rechtschaffenen Mannes aufgeprägt.

„Er fühlt sich!“ sagte der Doktor.

„Der Aristokrat steckt ihm im Blute,“ versetzte der Bürgermeister. „Aber die guten Leute sollen sich nur in acht nehmen. Eine neue Zeitströmung wird sie hinwegführen.“

Was die Aristokratie auch immer gegen die Neuzeit versehen haben mag, hier zeigte sie sich im edelsten Lichte; denn der Baron war der einzige, der an diesem Abende zur Verteidigung eines in ihrem Rechte gekränkten Weibes eine Lanze brach. Eine Reise nach Kopenhagen war dazumal¹⁾ ein mißliches Ding für eine unverheiratete Dame, und der Ton, in welchem der erzürnte Doktor, der seinen Zorn an jemandem auslassen mußte, gleich darauf die Aussage des Bischofs einer der anwesenden Pastorinnen referierte, war durchaus nicht falsch zu deuten.

„Sie bleibt wahrscheinlich die ganzen Ferien da. — Man sagt, daß ihre Tante sehr krank ist,“ setzte er hinzu, um sich mit seinem Gewissen abzufinden.

„Das sagt man?“ äußerte verständnisvoll die Pastorin.

Der Doktor lächelte fast unmerklich, ward aber in demselben Augenblick für eine Whistpartie in einem der Seitengemächer gewonnen. Sobald er gegangen war, wandte sich die Pastorin an ihre Nachbarin und erzählte die Geschichte von der Reise nach Kopenhagen, ohne sich um den Zusatz zu kümmern, der in der verdünnten, vom Doktor überlieferten Form überhaupt nicht weiter gebracht wurde; die Geschichte selbst ging dagegen im Kreise der Damen bald von Mund zu Mund.

„Meine kleine Ottilie sah sie noch vor drei Tagen auf der Strandpromenade mit verweinten Augen,“ bemerkte die Frau Zollverwalter.

„Ja, — er ist ja auch ein lockerer Vogel gewesen,“ versetzte eine andre.

„Aber das versteht sich — — Sagen sie mal, wer kann's wohl eigentlich —“

Das Gespräch der Damen sank zu einem Flüstern herab.

Unter „Er“ verstand man natürlich den Sohn des Bischofs, den jungen, kürzlich ordinierten Pfarrer. Er hatte Ähnlichkeit mit dem Vater; aber das Weiche, Unbestimmte war in seinen Zügen in ganz anderer Weise vorherrschend. Und während der Vater in seinem hohen Alter gesund und kräftig war, lag über dem Gesicht des Sohnes eine krankhafte Blässe gebreitet.

Die Frau des Agenten Nordholm betrachtete ihn mitleidig. Sie war mit dem ersten Kaufherrn der Stadt verheiratet und hatte eine einzige Tochter, die jedermann recht hübsch gefunden haben würde, wenn es nur nicht vollkommen ausgemacht gewesen wäre, daß sie einmal der Mutter gleichen würde.

„Sie grämen sich, Herr Pastor?“ sagte sie teilnehmend, als er an ihr vorüberging.

„Ich leugne nicht, es hat mir weh gethan,“ antwortete der junge Mann

¹⁾ Der Schauplatz der Novelle ist eine Kreisstadt Dänemarks in der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts.

mit geziemendem Ernste. „Mir blieb aber keine Wahl, sie war's, welche die Verlobung aufhob.“

„O, ich verstehe. Sie ist ja nach Kopenhagen gereist?“

„Sie ist nach Kopenhagen gereist.“

Madame blickte zur Seite und errötete vor Freude. Der Bischof war im Vorübergehen stehen geblieben und hatte stumm und feierlich dem Gespräche gelauscht. Der eigentümliche Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, entging ihm nicht; er sagte aber nichts.

III.

„Unterzeichnete, welche fünf Vierteljahre in England war, erbietet sich, Damen und Kindern gründlichen Unterricht im Englischen zu erteilen. Man wende sich gefälligst zwischen 11 und 1 Uhr an

Ernestine Falkmann,

— — Straße 5, 2 Treppen hoch.“

Die Annonce war mit großen lateinischen Lettern gedruckt, sie mußte also jedenfalls in die Augen fallen. Trotzdem stand sie zum dritten Male in der Zeitung, ohne bis dahin den geringsten Erfolg gehabt zu haben. Ernestine mußte unwillkürlich lächeln, als sie das Blatt beiseite schob.

Und doch! Es hatte sich jemand gemeldet, schon als die Annonce zum ersten Male darin stand. Es war eine ältliche, unverheiratete Institutsvorsteherin gewesen, die sich so ungemein gefreut hätte, eine Dame für ihre Anstalt zu gewinnen, welche die englische Sprache an Ort und Stelle studiert hatte: das würde sich so schön auf ihrem Programm ausnehmen. Ob aber das Fräulein nicht geneigt wäre, zugleich den Unterricht im Schneidern, geometrischen Zeichnen und in der Weltgeschichte zu übernehmen? Das würden zusammen täglich vier Stunden werden, und dafür wollte sie monatlich zehn Reichsthaler zahlen. Sie setze nämlich voraus, daß es dem Fräulein weniger um die Einnahme als um eine Wirksamkeit zu thun wäre.

Es war ihr aber wirklich um die Einnahme zu thun. Das kleine Erbe war verbraucht, und jetzt — —

Sie stand vor einem neuen Abschnitte in ihrem Leben. Die entschwindenen anderthalb Jahre glitten an ihrem geistigen Auge vorüber wie in einem wachen Traume.

Die Verlobung aufzuheben war ihr nicht schwer geworden. Sie hatte vielmehr die sichere Empfindung, daß, selbst wenn jene Entdeckung nicht gemacht worden wäre, die Stunde trotzdem gekommen sein würde, da sie — vielleicht als seine Gattin — bereut hätte, diese Verbindung nicht gelöst zu haben. Friedrich Marner hatte sie mit geheimem Abscheu und Ekel erfüllt, — dessen war sie sich nach dem Bruche schnell bewußt geworden. Und daß sie einst seine Werbung angenommen hatte, daran war die Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Vater schuld gewesen. Aber welchen Anstrich von Häßlichkeit und Widerwärtigkeit erhielt dies

verwischte Ebenbild, wenn man es in der Nähe betrachtete. Weckte es nicht sogar einen unerklärlichen Zweifel an ihm, den vornehmen, hochbegabten Mann, zu dem sie von Kind auf emporgeschaut hatte wie zu einem Wesen, das hoch über Menschliches hinaus erhoben war. Und wie hatte sie ihr Hirn mit unwillkürlichen Vergleichen gemartert! Welch eigentümlich niederschlagendes Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, wenn sie sich wider ihren Willen sagen mußte, daß der glatte, lebensfrohe Weltfimmel, der im Charakter des Sohnes den Grundzug bildete und von einem geschulten Auftreten und einer angewöhnten Redeweise nur schlecht verdeckt wurde, mit einem Etwas im Wesen des Vaters lose zusammenhing, das ihr erst im täglichen Umgange mit ihm entgegengetreten war, ohne daß sie dasselbe verstanden hätte, obgleich es so unheimlich und niederdrückend auf sie wirkte. Aber wie es der liebevoll geäußerte Wunsch des Bischofs gewesen, der die Verlobung zu stande kommen ließ, so würde derselbe Wunsch, den sie in Demut zur leitenden Richtschnur ihres Lebens zu machen sich bestrebte, sie auch bewogen haben, ihr gegebenes Wort zu halten. Durch einen reinen Zufall, eine unerwartete Überraschung auf der einsamen Treppe des großen, weitläufigen Hauses war dann die Entdeckung gekommen.

Sie pries ihren Gott dafür, trotz aller Leiden, die gefolgt waren.

Die Krankheit der Tante war langwierig gewesen. Erst nach sechs Wochen hatte der Tod ihren Leiden ein Ende gemacht. Als einzige Verwandte war sie an dem Krankenlager geblieben, bis der schwere Kampf ausgekämpft war. Aug in Aug mit dem graffen Tode war ein Gefühl ruhiger Sicherheit und Tröstung über sie gekommen. Es war die Hoffnung in ihr wach geworden, daß der berühmte, überlegene Mann ihre Festigkeit achten und aufs neue die Sonne seiner Güte über sie leuchten lassen würde, wenn das Vatergefühl, das ihn blind und schwach machte, nicht mehr so gewaltig erregt sei. Und als endlich die brechenden Augen der Tante in einem letzten Aufflackern die ihrigen suchten, da fühlte sie inmitten der Thränen und Rührung eine unerklärliche Sicherheit und Ruhe.

Dieselbe sollte auf die Probe gestellt werden.

Daß bei ihrer Rückkehr in die Kreisstadt nicht weniger denn fünf der angesehensten Familien ihre Kinder aus der Schule nahmen, schrieb sie dem Umstande zu, daß sie die Ferien über die gesetzlich bestimmte Zeit hinaus verlängert hatte, um nicht die Sterbende verlassen zu müssen. Auch der Gedanke stieg in ihr auf, daß vielleicht ein Mächtiger im stillen seine schirmende Hand über ihrem Unternehmen gehalten und jetzt dieselbe zurückgezogen habe. Das waren aber auch die einzigen Vorstellungen, die sie sich darüber bildete.

Erst nach und nach kam es über sie wie etwas, das sie nicht zu begreifen vermochte und dessen Wesen ihr viel zu fremdartig war, als daß sie dasselbe völlig deuten und verstehen konnte. Aber immer bestimmter machte das Gefühl sich geltend, daß ein geheimer Einfluß wirksam sei, der ihr stilles, einsames Dasein untergraben wollte. Mit unbeschreiblicher Überraschung bemerkte sie die Blicke, die man ihr zuwarf, wenn sie von der langwierigen Krankheit der Tante

sprach). Am wenigsten konnte sie aber die Dummheit der Menschen fassen, wenn diese sich vorgenommen haben, böshaft zu sein. Da der Tod der Tante unmöglich zu bezweifeln war, so begriff sie nur schwer, daß man die vorausgegangene Krankheit einem Zweifel unterwerfen und ihre durch dieselbe veranlaßte Abwesenheit zum Gegenstand beleidigender Auslegungen machen könnte.

Und doch dämmerte es ihr allmählich im Bewußtsein, daß es ihre Würde, ihre weibliche Ehre sei, der die wohlwollende Opinion der Kreisstadt auf grund der gehobenen Verlobung schaden wollte. Sie lernte es aus Blicken und Mienen lesen. Sie merkte es an den Kindern, die sie behalten, und von denen die meisten unbemittelten Eltern angehörten. Es trat ihr entgegen aus der Mütter Rede, aus hingeworfenen Worten schlichter Leute. „Wer hoch will fliegen, oft niedrig muß kriechen!“ hatte eines Morgens eine Frau an einer Straßenecke gesagt, als sie vorüberging.

Betrachtete die Stadt sie wirklich als eine ehrlose Abenteuererin? War ihr Bruch mit dem Sohne des Bischofs als eine mißlungene Speculation von ihrer Seite gedeutet worden? Noch hatte sie im Sumpfe der unwürdigen Mutmaßungen nicht den Grund erreicht.

Der Zufall wollte, daß ihr die Augen vollends geöffnet wurden. Ihr kleines Haus war eins der letzten an der Landstraße, die gen Süden führte. Noch etwas weiter hinaus, am Ende eines Nebenweges, auf welchem man zwischen lauter Gärten nach dem ärmeren Stadtteil gelangte, lag ohne Gegennachbarn noch ein Haus, in welchem eine Damenschneiderin ihr Domizil aufgeschlagen hatte. Dieselbe empfahl sich fleißig im Kreisblatte als Verfertigerin von Knabenanzügen, trotzdem war ihre Kundschaft eine geringe, und zweifelsohne war die Gegend, in der sie sich niedergelassen hatte, nicht eben eine gut gewählte zu nennen. Und doch schien sie ihr gutes Auskommen zu haben, jedenfalls sah man sie stets in gewählter und eleganter Kleidung. Kam einer abends zufällig den Weg geschritten, der in die Landstraße ausmündete, so erblickte er regelmäßig Offiziere vom Husarenregimente, das in der Stadt garnisonierte, sowie Glieder des hochachtbaren Handelsstandes. Außerdem befanden sich unter denen, die hier die kühle Abendluft genossen, einzelne ältere Bürger, verheiratete Männer, die mit öffentlichen Vertrauensämtern bekleidet waren. Begegneten sich diese ältlichen Kavaliere zufällig am Eingange des kleinen Gartens, der zum Eckhause gehörte, so warfen sie einander grimmige Blicke zu, und Frau Fama wollte wissen, daß ein bitterer Zwist zwischen etlichen hervorragenden Mitgliedern des Rats, die sonst stets einig gewesen, sich von einer derartigen Abendbegegnung herschrieb.

Die Damenschneiderin ging unverdrossen stets denselben Weg, wenn Ernestine nach der Stadt mußte. Es war also nur natürlich, daß sie derselben hin und wieder begegnete. Wenn das hohe wohlgewachsene Mädchen, dessen rotwangiges Gesicht zu vulgär war, um eigentlich schön zu sein und ein zu gutmütiges Gepräge trug, als daß man dasselbe geradezu frech nennen konnte, sonst an ihr vorübergegangen war, so hatte dieselbe stets ihren Kopf leicht errötend zur Seite gedreht. Und nun begegnete sie derselben eines Tages gerade vor ihrer Thür.

Diesmal wandte die Damenschneiderin ihre Augen nicht seitwärts, richtete vielmehr einen jovial ermunternden Blick auf sie, als wollte sie sagen, daß es in dieser Welt Dinge gebe, über die man hinwegkäme, ja, in dem Moment, als sie vorüberging, hatte sie sogar den Mut, ihr unmerklich zuzumicken. Der überraschte und erzürnte Blick, der dann dem ihren entgegenkam, hatte sie gezwungen, die Augen niederzuschlagen, während ein stärkeres Rot sich über ihr Gesicht ergoß.

In dem Moment, als beider Augen sich begegneten, hatte ihr ein Instinkt gesagt, welcher Art die Gerüchte waren. Jetzt verstand sie die Seitenblicke und Andeutungen; jetzt begriff sie, daß alle bösen Mächte gegen sie losgelassen und daß sie einer schleichenden Schmach gegenüber wehrlos sei, welche die Luft um sie her verpestete. Anfangs bäumte sich ihr stolzer Sinn gegen das schmählische Unrecht und gebot ihr, demselben stille Verachtung entgegenzusetzen; aber gerade ihr Stolz war's, der sie bald bewog, die Sache von einer anderen Seite aufzufassen. Die Schledhtigkeit und Jämmerlichkeit dieser Menschen war doch im Grunde zu groß, als daß es sich lohnte, denselben zu trohen. Und dann schmerzte sie das Unrecht gleich spißigen Dornen; der Selbsterhaltungstrieb gebot ihr fortzugehen und eine reinere Luft zu atmen.

Waren ihr nicht an demselben Tage 2500 Reichsthaler zugestellt worden, der Erlös des Nachlasses ihrer Tante? Und ging nicht in den nächsten Tagen ein Dampfer von der Kreisstadt direkt nach Newcastle? Was hielt sie denn noch zurück? Was sie drüben wollte, war ihr noch nicht klar; als aber ihre Gedanken sich auf England richteten, stand es auch schon bei ihr fest, daß sie mit diesem Schiffe fort müsse und wolle.

Ihre Angelegenheiten waren bald geordnet. Von allen Seiten kam man ihr mit einer absonderlichen, ironischen Zuverlässigkeit entgegen; leichter und glatter konnte nichts von statten gehen. Und so saß sie denn am Morgen ihrer Abreise in ihrem verödeten Zimmer. Nun erst drängte der Gedanke auf sie ein, daß sie am Krankenlager der Tante die geheime Erwartung genährt hatte, Friedrichs Vater würde der Ehrlichkeit ihrer Absichten endlich ihr Recht widerfahren lassen und ihr seine Güte aufs neue zuwenden. Sie hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, auf dem Marktplatz war er an ihr vorübergegangen, stolz und stattlich, ohne sie eines Blickes zu würdigen, während er zu den Fenstern des Agenten hinaufgegrüßt hatte. Aber von dieser Schändlichkeit wußte er nichts: davon war sie vollkommen überzeugt, es konnte nicht anders sein. Er würde sich sonst zu ihrer Verteidigung gerührt haben.

In dieser Abschiedsstunde stürmte es mit erneuter Macht auf sie ein, daß ihr Herz noch immer an dem hochbegabten Manne hänge, mit dessen Wort und Schrift sie aufgewachsen, zu welchem ihre Mutter emporgeschaut hatte, und der ihr selbst, nach den Worten des Dichters, als:

„Ein Leitstern ihrer Ehrfurcht hell und hehr“

erschienen war.

Er war unbillig und hart gewesen, und in der Art und Weise, wie er die Enthüllung aufgenommen, mit der sie ihn am liebsten verschont hätte, war ihr in

seinem Wesen etwas entgegengetreten, das sie mit Verwunderung und Schrecken erfüllte. Und doch fühlte sie, daß ihr Sinn sich der gewohnten Einwirkung noch immer in Ehrfurcht beugte. Seine Werke hatte sie mitgenommen und dieselben ohne irgend welche Gedanken in den kleinen Koffer gepackt, in dem sie ihre wertvollsten Sachen verwahrte, diejenigen, welche sie nicht der Gefahr des Verlierens aussetzen wollte. Nun hieß sie gut, was sie ohne weiteres Nachdenken gethan hatte: so mußte es eben sein.

Noch wartete ihrer eine weitere bittere Kränkung. Sie standen da in Menge auf dem Hafendamm, die wackeren Männer der Stadt mit ihren Damen, als das Schiff davonsegeln sollte. Niemand beachtete sie, als die Droschke vorüberfuhr, niemand grüßte. Und doch waren sie alle um ihretwillen da. Auch der Baron hatte sich eingefunden, mit einem vom starken Eßsen geröteten Gesicht wie gewöhnlich. Als sie über die Landungsbrücke an Bord ging, zog er tief seinen Hut. Dann entfernte er sich sofort, und man hätte glauben können, er sei einzig und allein gekommen, um zu zeigen, wie weit die Aristokratie hinter dem vorgeschrittenen Bürgerstande zurückstehe.

Es legte sich wie ein Alp auf ihre Brust. Sie blieb aber ruhig auf dem Deck sitzen, bis die Schiffsglocke ertönte und der Dampfer langsam den prachtvollen Fjord entlang glitt, der an beiden Ufern in die Herrlichkeit des Sommers gekleidet war. Dann übermannte sie die Schwäche, sie fühlte sich krank aus Trauer, ihr Herz schnürte sich zusammen vor Schmerz über die Jämmerlichkeit der Menschen. Ihr Gesicht wurde blaß. Der Kapitän gab dieser Blässe eine praktische Auslegung; er trat auf sie zu und fragte teilnehmend, ob er sie nicht lieber in die Kajüte führen solle.

Inmitten ihres Schmerzes mußte sie lächeln. Nein, seekrank wäre sie nicht und Gottes freien Himmel müsse sie über sich haben. Eine Viertelstunde später flog der Dampfer in die offene See hinaus. Das Schiff zerteilte mühelos die grünlichen Fluten, und ein Windstoß vom Lande legte es auf die Seite. Sie mußte sich am Tauwerk festhalten, um nicht von der Bank herunterzugleiten, auf der sie Platz genommen hatte. Sie spürte den schneidenden Wind durch den Handschuh hindurch — er ließ ihre Hand vor Kälte erstarren. Aber sie fühlte ihr Herz erleichtert und befreit und blieb, wo sie war. Und droben von der Schanze meinte lächelnd der Kapitän, daß das Fräulein jetzt wieder rote Wangen habe.

Eine dreitägige Fahrt mit der einzigen Aussicht auf Himmel und Meer; beständig die blaue, sonnige und wolkenfreie Kuppel über dem immer gebrochenen Spiegel der breiten, rollenden Nordseewogen. So stolz auch immer der Anblick ist, so erhält er doch bald etwas Leeres und Ermüdendes; die menschliche Phantasie fühlt sich zu ohnmächtig, in das Unendliche Leben zu zaubern. Für sie hatte aber dies ewige Einerlei, das Abbild der Ewigkeit, etwas geheimnisvoll Anziehendes. Sie war es ja gewesen, die in ihr Leben eingegriffen hatte; durch sie war das Unrecht und die Schmach gekommen — wie wohlthuend war das Gefühl, daß sie es gewesen. Fast schämte sie sich ihres Grammes und Schmerzes. Sie

würde auch fernerhin eine Botschaft an sie haben, für die es den Sinn offen zu halten galt, und als wollte sie sich darauf vorbereiten, starrte sie hinein in das unveränderliche Blau und hinaus über die ewig bewegliche Wasserwüste, wo das Bild der Sonne zu einem endlosen Streifen flüssigen Silbers verzerrt ward. Und das Einerlei bot ja auch eine Abwechslung: den Abend mit Sonnenuntergang und Sternen.

Man hatte ihr ein Boarding-House in einer kleinen englischen Stadt empfohlen, das außer den gewöhnlichen Leistungen einer Pension Damen Unterricht in englischer Sprache und Litteratur anbot. Ihre Kenntniss der Sprache war so gering, daß es, falls sie in England leben wollte, vor allem geboten schien, sich dieselbe gründlich anzueignen. Und indes würde sie Zeit gewinnen, sich zu sammeln und einen Lebensplan zu entwerfen. Der Entschluß war ihr so jählings gekommen; und sie hatte ihn zur Ausführung gebracht, weil sie mußte. Nun erst empfand sie, welche formlose, verschleierte Leere vor ihr lag.

Mrs. Thistlethorn war eine ungemein ernste und würdige Dame, was sie indes nicht hinderte, aus ihren Pensionärinnen auf jede erdenkliche Weise Vorteil zu ziehen. Die dänische Miß gehörte zu denen, die sie in ihrem Hause gern sah. Was sie zu Lunch und Mittag an Roastbeef und Hammelfleisch verzehrte, war, selbst nach Mrs. Thistlethorns gewiß nicht unbefangener Meinung, so viel wie garnichts. Und dann verließ sie sich mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihre Wirtin, wenn es Kleidereinkäufe zu machen galt. Mrs. Thistlethorn hatte nämlich in der Stadt ihre Verbindungen; an sie wurde alles geliefert, und sie führte dann ihrerseits die Gegenstände in den Rechnungen auf, welche allmonatlich ausgestellt wurden. Niemals regte sich in dem ernstesten dänischen Mädchen der Argwohn, daß die einzelnen Posten möglicherweise nicht unbedeutend erhöht seien, während die Töchter der grünen Insel und die kleinen schwarzäugigen Französinen sehr bald herausfanden, daß die würdige Dame einen kleinen Betrug nicht scheue.

Von dem England, das außerhalb ihrer Grafschaftsstadt lag, kannte Mrs. Thistlethorn nicht viel und erst recht nichts von der Welt außerhalb Englands. Sie war aber von den Vorzügen des englischen Individuums im allgemeinen und von dem Werte ihres Unterrichts in der englischen Sprache und Litteratur im besondern so fest überzeugt, daß es ihr durchaus nicht in den Sinn kam, sich die Frage vorzulegen, was eine dänische Dame, deren Erziehung dem Alter nach als abgeschlossen betrachtet werden mußte, in ihrem Hause eigentlich suche. Sie rühmte Miß Falkmann bei jeder Gelegenheit als eine wirkliche Lady und unterließ nicht hinzuzufügen, daß es sie freue, derselben „Obdach und Schutz gewähren“ zu dürfen.

Nur eins erregte bald ein gewisses Mißvergnügen. Mrs. Thistlethorn unterrichtete selbst ihre Pensionärinnen. Als Pfarrerswitwe war sie etwas wählerisch und trabte in ihren Litteraturstunden einem unveränderlichen, einmal gezogenen Geleise nach, das durch die fadeften und langweiligsten Gegenden der englischen Bücherwelt führte. Im allgemeinen gingen ihre jungen Pensionärinnen gern auf die Anschauungen ein, welche sie bezüglich dessen, was eine Lady lesen und kennen müsse,

entwickelte, und trabten gehorsam, wenn auch nicht gerade allzu eifrig, hinterher, wenn sich Mrs. Thistlethorn auf ihre hochkirchliche Kosinante schwang. Sobald aber die ersten sprachlichen Schwierigkeiten überwunden waren, zeigte ihre dänische Schülerin eine entschiedene Neigung, ihre eigenen Wege zu gehen.

Sie merkte, daß eine stille Zeit der Reise gekommen. Da galt es, für eigene Rechnung einzuheimen und den Sinn groß und klar auswachsen zu lassen.

Der Ort gehörte zu jenen friedlichen englischen Städten, in denen die Vorzeit einen Bund geschlossen zu haben scheint mit der idyllischen Ruhe der Natur, um die Gegenwart fernzuhalten. Die Stadtmauer zeigte Spuren römischer Architektur, der alte verwitterte Dom war einer der merkwürdigsten Zeugen gotischer Baukunst. In den Straßen weckte jeder Schritt ein Echo, und draußen zog sich ein Kranz ammutsvoller Umgebungen um die Stadt, die in ihrer Üppigkeit und Fruchtbarkeit Auge und Herz so ergriffen, daß man des Eindrucks sich nicht erwehren konnte: so grünes Gras, so wogende Saaten, so stattliche, breitblättrige Linden gäbe es nirgends sonst in der Welt. Hier wanderte sie, Dank der englischen Ungebundenheit, an hellen Sommernachmittagen, bis das Zwielicht anbrach. Hier war's auch, wo sie die englischen Dichter und Prosaisker älterer und neuerer Zeit kennen lernte.

War's auch der Zufall gewesen, der sie hierhergeführt, so erkannte sie bald, daß dies die rechte Welt für sie sei. Diese stolze Prosa, die in der Gedrungenheit des Satzbaues machtvoll und elastisch war wie die beweglichen Muskeln unter dem Felle des Tigers; diese Poesie, die im Flügelschlage eines Meeradlers breite Schwere barg, diese wilde, von Humor durchbligte Schwermut, diese thränen-erstickte Ironie, und auf der andern Seite diese lichte Fülle im Ausdruck des Gedankens, diese Männlichkeit und Ehrlichkeit des Gefühls warf Lichtstrahlen in ihre Seele und hinterließ einen bleibenden Eindruck von Selbstbewußtsein und Ruhe. Sie hatte etwas gefunden, das ihr verwandt war. Im Lesezimmer der Stadtbibliothek hing am Fenster ein Kupferstich, einen jungen Krieger im Laden eines Waffenschmiedes darstellend. Es war wohl nur ein Zufall, daß er da hing; ihr kam es aber vor, daß der Ort trefflich gewählt sei. Sie fühlte, daß sie sich zum Kampfe ums Dasein rüste, und sie that es mit freudigem Mute, hatte sie doch die Empfindung, daß ihr erster Streit ein Sieg gewesen war.

Während sie sich so in eine für sie neue Litteratur vertiefte, wurde sie sehr oft an den Bischof erinnert, zumal, wenn sie sich in den prachtvollen Säulengängen der ältern englischen Prosa erging. Auch er war hier gewesen, das spürte sie deutlich. Bisweilen fiel es ihr sogar auf, daß das, was sie an den Schriften des Bischofs als kühn und originell bewundert hatte, offenbar mit geschickter Hand aus seinem ursprünglichen Zusammenhang losgelöst und auf geistvolle Weise in seinen eigenen Gedankenkreis gefügt war, ohne daß aber die Entlehnung recht klar zu Tage trat. Das that ihrer Bewunderung und Ehrfurcht aber keinen Eintrag. Also auch dieser mächtige Geist hatte lernen und aufnehmen müssen — wie natürlich! Und das, was ihren Geist reifte und entwickelte, hatte auch auf ihn eingewirkt. Aber zu gleicher Zeit mußte sie sich sagen, daß sein

rastloser Gedanke in der Stille noch mannigfaltige Gegenden der Bücherwelt außer dieser abgesehen habe.

Er war's auch, zu dem sie immer wieder zurückkehrte. Seine Schriften waren es, an deren Lektüre sie eigentlich erprobte, was sie eingeheimst hatte. Und mußte sie sich selbst gestehen, daß er nicht den Größten beigezählt werden könnte, wie sie in ihrer Unerfahrenheit geglaubt hatte, so gehörte er doch jedenfalls zu den Großen. War auch, wie sie mit Verwunderung entdeckte, im allzu geglätteten Fluß seiner Rede unendlich weniger Kraft und Ursprünglichkeit als worüber bei den eigentlich Erwählten das menschliche Vermögen gebietet, so war es doch immerhin das Wort eines in Wahrheit übergeordneten und selbständigen Mannes. Und fanden sich in seinen Schriften auch unerwartete und bedeutende Entlehnungen, so steckte doch in der Zusammenfassung und Verarbeitung etwas, das im eigentlichsten Verstande sein Eigentum war. Das redete zu ihr mit der Stimme ihrer eigenen Seele, das hing durch die Sprache mit ihrem Gefühlsleben in seinem ganzen Umfange zusammen. Die Schriften des Bischofs waren und blieben ihre liebste Lektüre.

Was die Versorgung mit Büchern anging, so war es ein Glück, daß Mrs. Thistlethorns Sohn der Bibliothek vorstand. Er war Graduate an der Universität zu Cambridge, und Ballholz und Wettrudern hatten von Kind auf seine Muskeln gestählt. Der ruhige, breitschulterige junge Mann mit dem sonnenverbrannten, bärtigen Gesicht entsprach nicht den Vorstellungen, die sie sich von einem studierten Herrn zu machen gewohnt war. Nichtsdestoweniger gebot Malphe Thistlethorn über einen ungewöhnlichen Schatz von Wissen. Er wohnte nicht im Hause der Mutter, kam überhaupt nicht oft in dasselbe und hatte sicherlich seine Bedenkllichkeiten bezüglich ihres Unterrichtes in der Litteratur. Da aber mit seiner Stellung eine elegante Freiwohnung verbunden war, so wurde das etwas kühle Verhältnis zwischen Mutter und Sohn kaum bemerkt. Sonntags nahm er regelmäßig an den Mahlzeiten teil, und wenn er dann als einziger anwesender Herr nach englischer Sitte vorschmitt, so waren die Fleischscheiben ungleich dicker als an den übrigen Tagen. Im übrigen zeigte er sich den jungen Damen der Pension gegenüber kalt und gemessen; sobald er aber gewahrte, daß Miß Falkmann auf eigene Hand zu studieren anfing, bot er ihr mit größter Artigkeit seine Dienste an. Sie acceptierte dieselben mit Dank und kam nicht selten auf die Bibliothek; ihr Gespräch drehte sich aber nur um die Bücher, welche sie wünschte. Inhalt wie Zweck derselben berührte er nie.

Die englischen Wintertage hatten am prasselnden Kamin denselben Frieden wie die sonnigen Tage des Sommers und des Herbstes, und der Jahresring hatte sich seit ihrer Ankunft geschlossen, ohne daß sie recht wußte, wo die Zeit geblieben war. Sie sollte auf eine höchst prosaische Weise daran erinnert werden. Mrs. Thistlethorns Boarding-House gehörte nicht zu den billigen. Ihre Vorstellungen bezüglich dessen, was eine Lady anschaffen und verbrauchen müsse, waren sehr weitgehend, und ihre Rechnungen infolge dessen ziemlich hoch. Als sie einen

Überschlag anstellte, ergab sich, daß die aus Dänemark mitgeführte Summe derart zusammengeschmolzen war, daß eine Bestimmung getroffen werden mußte.

Sie fühlte sich auch gewappnet und bereit. Welchen Weg sie aber einschlagen sollte, darüber war sie sich nicht klar, und bald gelangte sie zu der Erkenntnis, daß der Wege nicht viele waren.

Es war natürlich, daß sie Mrs. Thistlethorn um Rat fragte. Die würdige Dame zeigte sich aufs äußerste überrascht, als sie erfuhr, daß Miß Falkmann eine Lebensstellung suche. Bis dahin hätte sie nur Ladys in ihr Boarding-House aufgenommen, die ihre Erziehung vollenden wollten? Eine situation? Sie wußte keine andre, als einen Platz als governess oder Gesellschaftsdame zu suchen. Aber die junge person, die eine solche finden sollte, müßte von Hause genügende Empfehlungen und Zeugnisse aufweisen können? Ob Miß Falkmann solche besäße?

Sie erklärte offenherzig, daß sie deren keine besäße und ebensowenig gewillt wäre, sich solche zu verschaffen.

Mrs. Thistlethorns Würde verdichtete sich zum finstersten Ernste; sie nahm einen gereizten, zugespigten Charakter an, der an den Wortlaut ihres Namens erinnerte. Sie wäre nicht neugierig, sie stellte nie Fragen, sie verließ sich völlig auf die Ehrenhaftigkeit ihrer Pensionärinnen. Verhielte es sich aber, wie Miß Falkmann gesagt, so beklage sie sehr, außerordentlich sehr, sie ohne Arg in ihr Haus aufgenommen zu haben, in ihr Haus, das bei den most respectable Familien Irlands und Frankreichs gesucht wäre. Natürlich hätte sie dasselbe ungeachtet der prompten Berichtigung ihrer Rechnungen noch zu Ende des Monats zu verlassen.

Die unverblünten und unbarmherzigen Worte summten ihr noch in den Ohren, als sie am Fenster des Wohnzimmers saß und vor sich hinausstarrte, ohne darauf zu achten, daß die gekränkte Dame schon längst sich entfernt hatte. Ebensowenig gewahrte sie, daß die Thür wieder lautlos aufging, und bemerkte Ralph Thistlethorn erst, als er vor ihr stand.

Er war ruhig wie immer.

„Meine Mutter hat hart und unfreundlich zu Ihnen gesprochen, Miß Falkmann,“ sagte er, „sie hat nun einmal ihre eigenen Ansichten, von denen sie sich nicht abbringen läßt. In einem Stücke aber hat sie Recht: es wird Ihnen schwer werden, ohne Empfehlung einen Platz als governess zu erlangen, und fänden sie auch einen solchen, so würde eine derartige Stellung ihrer unwürdig sein. Ich kenne die Gründe ihres Aufenthaltes in diesem Lande so wenig wie irgend ein anderer, bin aber vollkommen davon überzeugt, daß dieselben gut und ehrenhafter Art sind. Sie stehen allein und bedürfen eines Freundes und Beschützers. Ich mache Ihnen das Anerbieten, meine Gattin zu werden, Miß Falkmann.“

Als er ihre überraschte Miene gewahrte, fügte er mit einem leisen Beben in seiner ernstern Stimme hinzu:

„Of course liebe ich sie. Ich hätte es kaum so klar gewußt, wenn nicht dies geschehen wäre.“

Wie durchzuckte es sie wie ein stolzes Gefühl, daß sie, die auf eine dunkle

Vermutung hin von einer ganzen Stadt verdammt war, durch ihr stilles Thun sich die Liebe und das Vertrauen eines ehrlichen Mannes erworben hatte. Wie wallte ihr Herz über von Dank für seine Neigung, seine feste, männliche Treue. Wie tief schmerzte es sie, ihm sagen zu müssen, daß sie sich ausersehen und geweiht fühle, sie wisse selbst nicht wozu, daß sie ihr Geschick aber unmöglich mit dem eines Mannes verknüpfen könne, daß sie es für den schändlichsten Betrug erachten würde, wenn sie für ein ungeteiltes und treues Herz, das er ihr entgegenbringe, nicht den einzigen wirklichen Ersatz leisten könne, und das sei ihr eine Unmöglichkeit — in ihr Dasein sei der Blitz eingeschlagen und habe die Säfte der Liebe ausgetrocknet. Sie brachte es aber doch heraus und hatte die Befriedigung zu sehen, daß er es verstand. Er sagte ihr das selbst, ruhig wie immer, obgleich ein Zittern seine breite Gestalt durchlief, wie eine Eiche ächzend unter dem Sturme sich biegt. Sie schüttelten einander in echt englischer Weise als Freunde die Hand; — vielleicht war's nicht ganz englisch, daß er sich plötzlich bückte und einen Kuß auf die ihre preßte. — Sie fühlte, wie eine heiße Thräne auf dieselbe niederfiel; sie brannte ihr auf dem Herzen wie Feuersglut.

Als sie sich hernach im Spiegel beschaute, geschah es mit wehmütigem Behagen. Selbst hier, im Lande der Schönen, war sie schön. Nein! das durfte sich nicht wiederholen. Das war ihr nur begegnet, um sie erkennen zu lassen, wo ihr rechter Kampfplatz sei. In ihrem eigenen Insellande, wo sich das Gerücht so langwierig und zuverlässig an einen Namen heftet, der einmal in den Volksmund gekommen, dort hatte sie ihren Streit auszufechten. Versuchungen gleich der, welche sie hier überwunden, würde sie daheim nicht ausgesetzt sein.

Eine wie lange Zeit aber waren die Tage vor der Abreise, wenn er ihr ruhig und ohne irgendwelche Andeutungen in allem behilflich war. Und wie bebte ihre Hand, als sie im Koupee saß, und er ihr zum Abschied seine Rechte entgegenstreckte. Und wie warf sie sich weinend zurück, als der Zug gleich davonbrauste, nachdem er mit seiner ernsten Stimme gesagt hatte:

„Bedürfen sie eines Freundes, Miß Falkmann, so lassen sie das Kabel reden! Sei es, wann es wolle, ich werde drei Tage darauf bei Ihnen sein.“

Und dann hatte er den Hut gelüftet und mit demselben in der Hand gestanden, während der Zug davon fuhr.

Nun saß sie in einem bescheidenen Zimmer in Kopenhagen und bot Schülern, die sich nicht meldeten, durch die Zeitung Unterricht an. Etwas mußte geschehen. Seltsam, dazusitzen und darauf warten zu müssen, daß die Würfel des Schicksals geworfen werden, ohne den Würfelbecher selbst in Händen zu haben.

Aber eins hatte sie: den festen Sinn, die Fassung für alles, was auch immer geschähe. Das wußte sie untrüglich gewiß. — —

Drei Viertel Eins! Sie wollte doch zuhause bleiben, bis die Zeit verstrichen sein würde.

Auf ihrem Tische lag ein Buch aufgeschlagen. Es war ein Werk des Bischofs — seine Abhandlung über das Thema: in sich selber Zuflucht zu suchen; trotz dem Bielen, das sie gelernt, ihre liebste und fruchtbringendste Lektüre.

Die Abhandlung begann mit den Worten von Marc Aurel:

„Alles, was die flüchtigen Zeiten bringen, ist für mich eine saftige Frucht. Alles kommt von dir, Natur, alles ist in dir, alles kehrt zurück zu dir. Selbst der Rachen des Löwen, das tödliche Gift, alles, was, wie Dornen und Kot, schädlich wirken kann, ist ein Zubehör des Edlen und Schönen. — — Bilde dir nicht ein, daß etwas bestehe, das dem Wesen fremd sei, welches du ehrest. Laß dein Denken die wahre Quelle aller Dinge erreichen!“

Von dieser hochsinnigen Äußerung des kaiserlichen Stoikers aus bewegte sich der Verfasser der Abhandlung in einer Sprache, die an Kraft und Klangfülle nur wenig zurückstand gegen den tieferen Nachweis der „Quelle“ und entwarf mit sicherer Hand den Riß eines Freiheitslebens in Gemeinschaft mit dem Höchsten.

Ihre Augen kehrten zurück zu dem einfachen und stolzen Wort des gekrönten Denkers. „Dornen und Kot!“ — sie hatte selbst erfahren, daß sie das Zubehör eines Lebens bildeten, das demselben Urquell entsprungen wie das Schönste und Beste. Es fiel aber schwer, sich diese Erkenntnis stets vor Augen zu halten. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Die Zeit war abgelaufen. Dieses einförmige Warten war noch schwerer zu überwinden als Mißgeschick und Unrecht; eine tödliche Bitterkeit beschlich ihr Herz, während sie da saß, ohne Hoffnung, und doch angestrengt lauschend, ob nicht jemand anklopfen werde.

Da klopfte es!

IV.

War dieser gebückte alte Mann, der schon zurückwich, als sie die Thür öffnete, wirklich der Bischof?

Er war es, aber kraftlos und gealtert. Der lange Rock hing am Körper, wie wenn er durch ein plötzliches Abmagern seines Besitzers zu groß geworden wäre. Und dann hatte sich das Grau seines Haares in Weiß verwandelt, in schneeiges Weiß.

„Darf ich eintreten, Erneste?“

Die Worte kamen bittend und demütig heraus.

Sie führte ihn schnell zu ihrem Rohrsessel, dem besten im Zimmer. Er blickte eine Weile mit trauriger Verwunderung auf sie. Das Alter hatte tiefe Spuren hinterlassen; der etwas schlaffe Zug im untern Teil des Gesichtes hatte sein rundes, lebensfrohes Gepräge verloren: Hinfälligkeit und Schwäche wohnten in den tiefen Furchen, die plötzlich zum Vorschein gekommen waren. Aber die Augen blickten milder, und die Stirn war hell.

„Er ist tot, Erneste!“

Die Worte wurden mit einer so namenlosen Trauer ausgesprochen, daß sie unwillkürlich seine Hand ergriff, während das Erstaunen ihre Züge lähmte. Sie hatte keine Nachrichten aus der Kreisstadt erhalten. Um seines, des heimgegangenen Sohnes willen hatte sie sich geschämt, sich solche zu verschaffen. Es wurde ihr klar, daß der berühmte Mann gekommen sei, um sie zurückzurufen. Das war also die Lösung? Dazu war sie ausersehen und geweiht?

„Gerade an dem Tage, da er siebenundzwanzig Jahre alt war,“ fuhr der Bischof fort. „Gott forderte den Isaak von Abraham. Ich gehöre nicht zu den Großen, den Auserwählten, von denen Gott fordert, Erneste; ich gehöre zu den Kleinen, Ungehorsamen, die er züchtigt. Er ward mir genommen, als ich ihn auf dem rechten Wege und nach seinem Falle emporgerichtet glaubte. Hernach hatte ich noch den Schmerz zu erfahren, daß mein Glaube eitel gewesen. Aber es war hart, ihn so daliegen zu sehen, weiß mit blutigem Munde, die Fortsetzung seines eigenen Lebens, tot und getötet — auf solche Weise.“

Die letzten Worte sprach er vor sich hin. — Der junge Pfarrer war nachts von einem Blutsturz überfallen worden, und es war das neue, hübsche Stubenmädchen des Bischofs, das angstvoll und mit der Nachricht in sein Zimmer gestürzt war, als er im tiefsten Schlafe gelegen.

Es ahnte ihr, daß es dergleichen war. Sie stellte keine Fragen, sondern überließ ihn seinem wortlosen Schmerze.

„Was lesen sie da?“ fragte er schließlich und griff mit der Begierde eines alten Bücherfreundes nach dem Buche. Sobald aber seine Augen die aufgeschlagene Seite überlaufen hatten, legte er dasselbe schnell von sich.

„Können sie das noch lesen?“ sagte er. „Ich kann's nicht.“

Sie erzählte ihm, daß das Buch ihr bester Trost in schweren Stunden gewesen sei.

„Wirklich?“ fragte er ungläubig.

Sie hatte sich ihm zu Füßen gesetzt. Er ließ seine runzelige Hand über ihr dunkelbraunes Haar hingleiten.

„Ich las ihre Annoncen im Blatte, Erneste. Dann reiste ich herüber. Nun, da wir zusammen geredet, weiß ich, daß sie mir vergeben haben. Sie sind ja so gut und fromm.“

Sie küßte weinend seine Hand.

„Und nicht wahr, sie folgen mir in mein Heim, Erneste?“ fuhr er fort. „Ich sehe es ihren Augen an, daß sie wollen.“

Noch einmal streckte er seine Hand nach dem Buche aus und las einige Zeilen mit seltsamer Ironie.

„Alles, was die flüchtigen Zeiten bringen, ist für mich eine saftige Frucht. — Nein!“ rief er plötzlich aus, „das ist nicht menschlich. Das kann er nicht verlangen. Und wenn er's verlangte: ich könnte nicht! O Erneste!“

Sie hatte sich erhoben. Sein Kopf sank an ihre Brust, und er weinte, als ob die seine zerspringen sollte.

V.

Schon als das Dampfschiff um die Landzunge drehte, sahen die Spaziergänger auf dem Hafendamm, daß im Achtersteven die Flagge wehte. Das hatte immer etwas zu bedeuten, in der Regel, daß einer oder der andere angesehene Mann der Kreisstadt an Bord war. Heute verlor man sich in Vermutungen. Seine Hochwürden konnte es unmöglich sein. Er war ja erst vor achtundvierzig

Stunden fortgereist, und sein Aufenthalt in Kopenhagen währte in der Regel zum mindesten acht Tage. Die Vermutungen verbreiteten sich mit Blitzesschnelle die Hauptstraße hinauf — in Läden und Kontore hinein. Sie lockten unter eifrigen Erörterungen Leute auf den Molo hinaus. Wenn es auch stets ein beliebtes Vergnügen war, bei Ankunft des Dampfers zugegen zu sein, so war das Kontingent heute doch ein ungewöhnlich großes.

Beinahe so groß wie bei ihrer Abreise! Und da die Menschen sich dem Guten willig hingeben, wenn es gerade über sie kommt, so wurden, als sie der Bischof am Arme vorüberführte, unwillkürlich alle Hüte gezogen, wie wenn der Baron bei der Abreise eine heilsame Lehre hinterlassen habe. Und dann hieß es plötzlich in der ganzen Menge, daß das mit der Kopenhagener Reise verknüpfte Gerücht natürlich leeres Geschwätz sei, und diejenigen, welche es damals am eifrigsten verbreitet hatten, waren jetzt die, welche es am geflissenen bekämpften.

Es waren stille Tage, die sie mit dem gebeugten Manne in dem öden Bischofshause verlebte. Alles, was irgendwie an den Sohn erinnern konnte, war entfernt, seine Gemächer verschlossen. Nur im Studierzimmer des Bischofs hing ein Miniaturbild, das ihn als Knaben zeigte. Der Vater nannte ihn nie.

Das Zusammenleben wurde ihr unmerklich ein Wiedererwachen der Zeit nach der Konfirmation: ohne eigentliche Verabredung hatte sie ihre Nachmittagsstunde, in der sie zu ihm kam und sich mit ihm unterhielt, gewöhnlich aber wurde die eine Stunde zu zweien und mehr. Es waren ernste, gedankenreiche Gespräche, die vom Wetterleuchten seines feinen Wises belebt wurden und in welche mancherlei Aufklärungen aus dem Gebiete der Litteratur und Geschichte auf die unterhaltendste Weise gemengt waren. Sie fühlte ihr Herz wieder jung werden; sie hatte die Empfindung eines sonnigen Herbsttages, wo alles an den Lenz erinnert, ohne aber ein Gefühl der Entbehrung zu wecken. Es war für sie wie ein Wiedererstehn in stillem Erinnern, wie ein Spiel mit einem goldnen Schachbrett, auf dessen Figuren das Abbild eines überwundenen Schmerzes gesetzt war.

Und doch war es keine direkte Wiederholung. Allerdings blieb das Verhältnis äußerlich dasselbe: er war der Sprecher und sie die Zuhörende, Aufnehmende. Aber theils war es, als sei jedes seiner Worte von einer demütigen Erkenntlichkeit für ihre Anwesenheit verklärt, theils bemerkte sie nicht selten, daß sie in Gespräch und Erörterung auf ihn zurückwirkte. Sie konnte es selbst nicht begreifen und wies den Gedanken von sich; und doch war es so: der müthige Kampf, den sie gekämpft, ließ ihm Kraft, bot ihm einen Beistand, um mit seiner stillen Trauer zu arbeiten. Denn er trauerte in der That. Spät begab er sich zur Ruhe, und oft geschah es, daß er sich wieder vom Lager erhob, nachdem er sich kaum niedergelegt hatte, dann seine Lampe anzündete und ruhelos Stunde auf Stunde in seinem Studierzimmer hin und her wanderte. Nach einer solchen nächtlichen Wanderung war es immer, als sei sein Gemüth noch weicher und sanfter geworden, und wenn sie morgens zum Thee herunterkam, drückte er ihr wie dankend die Hand.

Wießen sie sich dann in ein Zwiesgespräch ein, so fiel die Rede bisweilen auf England. Er war niemals da gewesen; aber mit Verwunderung merkte sie aus

seinen Fragen, daß er fast von allem Bescheid wußte. Dann mußte sie von der Stadt erzählen, vom Dome, der an Pracht und Merkwürdigkeit den der Kreisstadt weit übertraf, von der Predigt, vom Chorgesang und von dem feierlichen Klange, den die sonst so eckige englische Sprache im Gesange annehme. Nicht selten kamen auch die Bibliothek und ihre dortigen Studien zur Sprache. Sie errötete immer, wenn dies geschah; aber der alte Mann beachtete es nicht. Es fesselte ihn viel zu sehr zu hören, was sie gelesen und gedacht hatte. „Das haben sie also so aufgefaßt?“ sagte er oft nachsinnend. „Sie können vielleicht Recht haben!“ Und dann saß er lange in seine Gedanken verloren. Zu Zeiten, wenn sie Verfasser nachhaft machte, von denen sie in seinen eigenen Werken Spuren gefunden zu haben meinte, deutete er auf eine oder die andere Bücherreihe seiner Regale. „Das sind meine alten Freunde; mit denen habe ich gearbeitet,“ sagte er. Und wenn sie dann den Blick über die dichtbestandenen Reihen hingleiten ließ, die vom Fußboden bis zur Decke empor die drei Wände in dem großen Zimmer bedeckten, so war es ihr, als sähe sie den bekannten Publikum zum erstenmale. Nicht nur die angelsächsische Mannhaftigkeit und Klarheit war dem Bischof wohlbekannt, in geschlossenen Reihen standen da die Geisteserzeugnisse der ganzen Welt. Da waren Griechenlands sonnenklare Weisheit, der Kirchenväter scharfsinnige Beweisführungen, des alten Nordens Rätselsprache, des gallischen Geistes espritvolle Auseinandersetzungen, des deutschen Grübelns alpenhohe, von Regenbogen durchschienene Nebelgestalten — da waren das Morgenland und Indien in ihrem Tiefsum und ihrer Phantastik, alles in dem einen Raume vereint. „Ich bin weit herum gewesen in meinem Leben!“ äußerte er eines Tages mit seinem feinen Lächeln, wie wenn er ihre Gedanken erriete. Und nun erinnerte sie sich plötzlich dessen, was sie sich in den Linden-Alleen der englischen Stadt in verschwommener Weise vorgestellt hatte — der Eindruck kehrte mit wunderbarer Stärke zurück. Aus allem, was die Welt großes und erhabenes hervorgebracht, hatte er Nahrung gesogen, alles hatte er für seinen eigenen großen Zweck verwendet und ausgenutzt. Ihr Sinn beugte sich vor ihm in erneuter Ehrfurcht.

Aber deshalb schmerzten jene nächtlichen Wanderungen sie unsagbar. Ihr Zimmer hatte eine derartige Lage, daß sie über den Hofplatz das Licht bei ihm sehen konnte. Als sie dasselbe erst einmal bemerkt hatte, war's fast, als ob etwas sie zwinge, wach zu sein und die Augen offen zu halten. Fast immer brannte die Lampe, und auf den Vorhängen sah sie seinen wandernden Schatten.

Eines Morgens, als es bei ihm hell gewesen war bis wenige Stunden vor Tagesanbruch, sagte er nach dem Thee:

„Wollen Sie mich nach seinem Grabe hinaus begleiten, Erneste?“

Der Friedhof lag draußen vor der Stadt auf einem Hügel und bot eine Aussicht auf die salzige Flut. Lange saß er mit ihr auf der kleinen Bank neben der Grabstätte, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte er:

„Er hat einen schönen Ruheplatz gefunden. — Versprechen sie mir, bisweilen einmal heraus zu kommen, wenn ich an seiner Seite liege. — Erneste,“ fuhr er mit ausbrechender Bewegung fort, „ich wußte, daß er ihrer unwert war. Aber

ich meinte es gut. Gedenken sie meiner, wenn ich neben ihm liege und — gedenken sie auch seiner ein wenig!“

Er erhob sich.

„Geben sie mir ihren Arm, Erneste. Ich bin ein wenig müde, ich habe gewacht.“

Sie gingen langsam die schattige Allee gegen die Stadt hinunter. Der Rektor kam ihnen entgegen.

„Ich gehe mit meiner Antigone, Herr Professor,“ sagte lächelnd der Bischof, als er vorüberging.

Der Rektor sah ihn mit blöden verlesenen Augen an.

„Ich arbeite an einer neuen Ausgabe des Sophokles mit kritischen Noten,“ entgegnete er. „Wenn der erste Band vollendet ist, werde ich mir die Ehre geben, Euer Hochwürden denselben vorzulegen.“

„Ich danke ihnen, Herr Professor! Meinetwegen pressiert's nicht. Ich habe selbst einen Text mit kritischen Noten zu versehen.“

Er lüftete den Hut und ging weiter. Der Rektor schaute ihm verdutzt nach.

„Es ist hart, Anmerkungen unter seinen eigenen Text setzen zu müssen, wenn man denselben vollendet glaubte,“ nahm der Bischof seine Rede wieder auf, als sie eine Strecke zurückgelegt hatten. „Es ist aber doch am besten, dieselben selbst zu setzen. — Die Fehler der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Ich brauchte meine Autorität, ich wollte meine Bedeutung anerkannt wissen. Damit war er aufgewachsen, den man draußen zur Ruhe gebettet hat. Alle Schwierigkeiten ebneten sich ihm von selber — er glaubte, thun zu können, was er wollte. So artete sich meine Natur in ihm. Aber es war auch etwas von seiner Natur in mir. — Nicht in der Weise! Aber ich nahm es zu leicht, ich räumte der Welt zu viel ein. Das sind Textnoten, und es fällt schwer, solche zu setzen, wenn das Haar weiß geworden ist.“

Er stützte sich schwer auf ihren Arm. Sie wanderten schweigend weiter.

„Aber jetzt sind sie gesetzt,“ fuhr er nach einer Weile fort, denselben Gedanken weiterspinnend, „und es thut gut, dieselben mit klaren, unbefangenen Augen zu sehen. Es kostete mich viele schlaflose Nächte, ehe ich so weit kam. Aber diese Stunde am Grabe war heilsam. Bei aller Bitterkeit war sie eine saftige Frucht.“

Sie waren beim Bischofshause angekommen. Bevor er die Treppe hinaufstieg, sagte er:

„Diesen Ausspruch that ein Heide, Erneste, ohne unsere Hoffnung. Es hat große Menschen in der Welt gegeben, und ich war einer von den kleinen.“

Sie standen wieder in seinem Studierzimmer. Er zog sie vor das Porträt.

„Wie gut er hier aussieht, Erneste.“

Dann wandte er sich dem Fenster zu, das die Aussicht auf den Dom bot.

„Lassen sie Pastor Eidrup sagen, daß ich am Sonntag selbst predigen werde. Und nun bedarf ich der Ruhe, Kind.“

Er schlief etliche Stunden und ging abends früh zu Bett. In dieser Nacht brannte kein Licht bei ihm.

VI.

Die Domkirche war beinahe überfüllt gewesen. Seit dem Tode des Sohnes hatten Hochwürden nicht gepredigt.

„Diese Predigt zeugte nicht von seiner gewöhnlichen Erudition,“ äußerte der Rektor beim Fortgehen.

„Er hat den Krummstab niedergelegt!“ versetzte der Bürgermeister. „Das steht ihm wohl an.“

„Er sprach von Herzen, und es war Kraft darin,“ bemerkte der Baron.

Ja, es war Kraft gewesen in seiner Rede, so daß es seine Gestalt höher machte und seiner Stimme Klang verlieh. Aber es war wie ein lehtes Aufflackern, hernach brach er so sonderbar plötzlich zusammen. Krank war er nicht, aber schwach.

Still saß er den ganzen Tag am Fenster, das die weite Aussicht über den Fjord darbot. Sie saß neben ihm, arbeitend und lesend. Sie sprachen nur wenig zusammen; es war ihm aber ein Bedürfnis, sie neben sich zu wissen. Selbst studierte er nicht mehr; er hatte aber seine Freude daran, die Schiffe absegeln zu sehen.

„Sie schwinden wie ein Punkt in dem lichten Rande draußen hinter der Landzunge — gerade wie wir,“ sagte er.

Dann saß er wieder lange Zeit regungslos.

Plötzlich sagte er eines Tages:

„Liebten sie ihn wirklich nicht, Erneste?“

Sie wußte, daß es ihm Schmerz bereiten würde, aber es war ihre Pflicht, ihm offen die Wahrheit zu sagen. Dazu kam noch, daß in demselben Augenblick das Bild einer breitschulterigen, sonnenverbraunten Gestalt vor ihr auftauchte, mit einem so ehrlichen Flehen in den erusten blauen Augen; — sie wußte jetzt, wie die Liebe eines Mannes aussah. Sie erinnerte sich zugleich der artigen, auf Wunsch des Vaters ins Werk gesetzten Werbung des jungen Pfarrers und der dann folgenden gierigen, schlecht unterdrückten Sinnlichkeit — damals hatte sie dieselbe nicht verstanden. Ein plötzliches Schamgefühl kam über sie: ja, ohne Zweifel, Aufrichtigkeit war ihre Pflicht. Daher erwiderte sie auch, daß es sich so verhielte, wie sie ihm an jenem traurigen Tage gesagt hätte: sie wäre umspinnen, bestrickt gewesen in Ehrfurcht vor ihm, den Sohn hätte sie niemals geliebt.

Der Bischof seufzte tief.

„Also wirklich nicht? Ja, verstehen sie mich recht; ich weiß und ich wußte, daß er tief unter ihnen stehe. Und trotzdem — ich glaubte doch — — also garnicht?“

Er brach fast zusammen; es war, als ob er mit einem Male weit schwächer und kraftloser würde.

Dann fing er an über England zu sprechen, über die einsame Grafschaftsstadt, den Dom und die Bibliothek. Seine Fragen trugen ein ganz eigentümliches Gepräge, das von ihrem sonstigen weit verschieden war. Man erhielt fast den Eindruck, als ob dieselben mit List das umgingen, was er eigentlich fragen wollte. Es schien, als habe das vorausgegangene Gespräch sein Fassungsvermögen geschärft. Sie merkte selbst, daß sie von Unruhe befallen wurde, als er sich nach der Hilfe

erkundigte, die ihr der Bibliothekar bei ihren Studien geleistet hatte. Es war, als gestalteten sich ihre Äußerungen alle zu einer unfreiwilligen Antwort auf das, wonach er nicht gefragt hatte.

Plötzlich brach er ab und ließ seine Hand über ihr Haar hinstreifen. Sie saß auf einem niedrigen Tabouret an seiner Seite.

„Wäre ich ein Weib,“ sagte er mild, „so würde ich Sie bitten, mir etwas zu offenbaren, und dann dürfte ich vielleicht hoffen, reinen Bescheid zu bekommen. O, seien sie unbesorgt! ich werde nicht fragen. Ich fürchte aber, daß sie einem abgelebten, alten Manne ein noch größeres Opfer bringen, als ich erwartet hätte. Aber das ist eine Fügung des Himmels, Erneste. Sonst lese ich niemals Annoncen, und — ja! ich hab's ihnen ja erzählt! es ist eine Fügung des Himmels.“

„Das glaube ich selber,“ sagte sie und sah ruhig, wenn auch mit Thränen in den Augen, zu ihm empor.

Am folgenden Tage ließ er den Notar der Stadt und ein paar geachtete Männer zu sich bescheiden. Obgleich er sie sonst immer um sich haben mußte, so verlangte er ausdrücklich, daß sie während dieser Verhandlung fern bleibe. Den Zweck derselben berührte er ihr gegenüber mit keiner Silbe.

Ostern rückte heran. Am Gründonnerstag und Charfreitag war er seltsam traurig und gedankenvoll und sprach fast kein Wort.

Am Sonnabendmorgen sagte er:

„Ich habe seit undenklicher Zeit stets am Ostersonntag das heilige Abendmahl genossen. Wollen sie dasselbe mit mir genießen?“

Als sie eingewilligt hatte, und dem Pfarrer Bescheid geworden war, wurde er noch stiller und trauriger. In der folgenden Nacht war wieder einmal nach langer Zeit Licht in seinem Zimmer, und am andern Morgen war er matt, fast wie ein Sterbender.

„Ehe der Pastor kommt, muß ich ihnen noch eins vertrauen, Erneste,“ begann er zögernd. „Als die Verlobung aufgehoben war, kam ein Gerücht über sie in Umlauf, so beleidigend und kränkend, wie's nur immer sein konnte. Man glaubte demselben nicht völlig, aber trug es doch weiter. Es war über die ganze Stadt verbreitet —“

„Was sie mir da erzählen, ist mir nichts Neues.“

Sie wußten darum? War das der Grund ihrer Abreise?“

„Ja.“

„Erneste!“

Sie ergriff seine Hand und küßte dieselbe.

— Er zog sie beinahe mit Furcht zurück.

„Nein, thun sie's nicht, Erneste! was ich jetzt sagen will, können sie unmöglich wissen. Von mir ging das Gerücht nicht aus, ich trug aber doch im Grunde die Verantwortung dafür. Um seine Schuld zuzudecken, der im Grabe liegt, opferte ich sie, obgleich ich mit einem Worte — — Erneste! hätten sie mich so niedrig und feige geglaubt?“

„Was sie da sagen, macht sie in meinen Augen groß, so groß, wie sie nie waren.“

„Ist's wahr, Erneste? Sprechen sie wirklich die Wahrheit? Aber ihnen glaube ich — — Und sie wollen das heilige Abendmahl mit mir genießen?“

Der Pfarrer kam. Er ließ sich zum Lehnstuhl am andern Fenster führen, von wo man die Aussicht auf den Dom hatte, und die heilige Handlung ward vollzogen.

„Nun ist das Letzte heraus, was ich sagen wollte,“ rief er aus, nachdem er den Pfarrer hinausgeleitet hatte. „Nun ist nur noch eins zurück. — Lesen sie mir die Stelle vor, welche damals in Kopenhagen auf ihrem Tische aufgeschlagen lag. Ich habe jetzt Lust, mich einmal wieder selbst zu hören.“

Sie las die schönen, wohlklingenden Worte, in denen die Begeisterung des Dichters und die Kunst der Rhetorik sich so anmutsvoll an den durchsichtigen Fluß der Gedanken schmiegte.

„Hier fehlt etwas!“ sagte er und hob den Finger zum Zeichen, daß sie inne halten möge. — Es fiel ihr ein, daß sie drüben in England dieselbe Empfindung gehabt hatte.

„Hier fehlt etwas!“ fuhr der Bischof fort, „und dann ist hier zu viel. Größere Einfachheit würde größere Kraft verliehen haben. Die gerade Linie ist der kürzeste Weg — immer! — ich“ — der Verfasser kam zum Vorschein — „ich hätte es jetzt besser gemacht.“

„Aber das, was fehlt,“ setzte der alte Mann fort und wurde totenbleich, „das fehlte auch hier.“

Er legte die Hand auf das Herz.

Dann umschloß er ihre beiden Hände mit den seinen.

„Erneste, ich wußte, was in ihnen wohnte. Ich wollte sie an ihn knüpfen, und ich selbst wurde es, der — — Das ist die Fügung des Himmels!“

Er schloß die Augen und murmelte unverständliche Worte. Dann sah er plötzlich wieder auf, mit einer wunderbaren Klarheit im Blicke und hob den einen Arm.

„Sehen sie den Dom da draußen“ — sie merkte, daß er irre rede — „wie er über die niedrigen Dächer emporragt — — Die Sonne wirft ihre Strahlen darauf — — hoch! hoch!“

Der Arm sank leblos herab, und die Hand, welche die ihre umschloß, wurde wie Eis.

VII.

Seit Anlegung der Eisenbahn wird die Kreisstadt allsommerlich oft von Kopenhagenern aufgesucht. Da wird es leicht geschehen, daß der Fremde in der Allee, die zum Friedhof hinaufführt, in den Vormittagsstunden einer Dame begegnet, die noch Spuren seltener Schönheit aufzuweisen hat und eher gewelkt als gealtert erscheint. Aber davon wie auch von der stolzen Einfachheit ihrer Kleidung abgesehen, wird jedem an ihrer ganzen Erscheinung ein eigentümliches Etwas entgentreten, das unwillkürlich zur Frage verleitet, wer denn eigentlich diese Dame sei. Jedermann grüßt sie, die Gebildeten mit Ehrerbietung, die Armen, denen ihr großes

ererbtes Vermögen in so reichem Maße zu gute kommt, mit Liebe. Fragt man einen der letzteren, wer sie ist, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ihren Namen nennen, sondern die Antwort geben:

„Des Bischofs Schwiegertochter!“



Das Junkertum in der Armee.

Von

Generalmajor z. D. von Bonin.

Das „Junkertum in der Armee“ ist eines von den Schlagworten, aus denen ein gewisser Teil der Presse und gewisse Bierstuben-Politiker von jeher reiches Kapital für ihre Zwecke schlugen. Nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 war eine Pause in der Verwertung dieses ergiebigen Stoffes eingetreten; unsere realen militärischen Erfolge hatten die Phrase in den Hintergrund gedrängt und der Armee, insbesondere aber dem Offiziersstande eine Popularität gegeben, welche es nicht ratsam erscheinen ließ, die alten Angriffe zu wiederholen. Neuerdings scheint man die Zeitverhältnisse wieder für geeignet zu halten, den dankbaren Stoff der Vergessenheit zu entziehen und in allen möglichen Variationen der empfänglichen Phantasie des harmlosen Bürgers und Bauern ein schreckliches Gespenst vorzuführen: Haufen von Nichtsthuern im bunten Rock, die sich von dem Schweiß der Bürger und Bauern nähren, ihre Zeit mit wüsten Gelagen, Spiel und jeder Art von Lüderlichkeit verbringen, die armen Soldaten knechten und mißhandeln, und mit Hohn und Verachtung auf das arbeitende „Volk“ herabschauen. Dies ist ungefähr das Bild, welches von gewisser Seite — bald andeutungsweise, bald in breiter Ausführung — zur Charakterisierung unseres Offiziersstandes gegeben zu werden pflegt. —

Daneben gehen die Hinweise auf das Vorherrschen des Adels in der Armee, der als der eigentliche Träger des sogenannten Junkertums hingestellt wird, auf Begünstigung der adeligen Offiziere bei den Beförderungen, welche deutlich daraus zu erkennen sei, daß sich in den höheren militärischen Stellungen fast nur adlige Offiziere finden, während die unteren Chargen verhältnismäßig viel bürgerliche Namen zeigten, woraus klar hervorgehe, daß bürgerliche Offiziere selten in höhere Stellen gelangten, und dergleichen mehr. —

Der Zweck dieser Insinuationen ist klar: sie sollen dem mit den bezüglichen Verhältnissen weniger vertrauten Teil der Bevölkerung einen gründlichen Abscheu von der in erster Linie das Autoritäts-Prinzip im Staate vertretenden Armee und namentlich vor dem wegen seiner bevorzugten sozialen Stellung beneideten Offiziersstand beibringen, in die Armee selbst aber Unzufriedenheit und Zwietracht säen, und damit allmählich die Disziplin in derselben untergraben.

Gegen diese Manöver ist in neuerer Zeit mehrfach sowohl militärischerseits, wie von Seiten eines Teiles der Tagespresse aufgetreten, und namentlich ist das Verhältnis des Adels in der Armee wiederholt Gegenstand der Erörterung geworden. Es mag in dieser Beziehung unter andern auf einen im diesjährigen August-Hefte der „Internationalen Revue über die gesamten Armeen und Flotten“ enthaltenen Aufsatz; „Der Adel in der Preussischen Armee“ hingewiesen werden, worin der Nachweis geführt ist, daß das allerdings thatsächliche Vorherrschen adliger Namen in den höheren Offiziersstellen keineswegs aus einer Bevorzugung derselben, sondern aus den Veränderungen hervorgegangen ist, welche in der Zusammensetzung unserer Offizierkorps seit etwa 35 Jahren eingetreten, und deren Wirkung in den höheren Offiziersstellen naturgemäß nur allmählich zu Tage treten kann. Vor 35 Jahren war ein bürgerlicher Offizier eine Seltenheit; erst seitdem haben sich bürgerliche Elemente in jährlich steigender Anzahl dem Offiziersstande zugewandt, und dieselben können in den höheren Stellen natürlich nur nach Maßgabe ihres allmählichen Aufrückens erscheinen. Augenblicklich tragen weit mehr als die Hälfte der Leutnants — welche als die Hauptrepräsentanten des sogenannten Junkertums angesehen zu werden pflegen — bürgerliche Namen, und bei weiteren Nachforschungen nach dem Herkommen der Träger derselben wird man finden, daß sie allen möglichen sozialen Schichten, — vom Handwerker bis zum Großindustriellen, vom Subaltern-Beamten bis zum Minister, vom kleinen Krämer bis zum reichen Bankier — entstammen. Sieht man die Rang- und Quartierliste der Armee genauer an, so ergibt sich, daß bei vielen Infanterie-Regimentern unter den Leutnants nur ganz vereinzelt adlige Namen vorkommen, die doch unmöglich dem ganzen Stande das eigentümliche Gepräge geben könnten, welches im gehässigen Sinne als Junkertum bezeichnet wird. Ein solche Annahme wäre gleich bedeutend mit der Anerkennung eines geringeren persönlichen Wertes der bürgerlichen Offiziere, welchen die Gegner des Adels am wenigsten werden zugestehen wollen. —

Wenn man endlich nicht die einzelnen Individuen, sondern das Offizierkorps im ganzen und den Einfluß der Vorgesetzten für jenen Geist des Junkertums verantwortlich machen will, so betrachte man die große Zahl der Reserve- und Landwehroffiziere, welche nur ganz vorübergehend dem Einfluß der geschlossenen Offizierkorps unterliegen, und unter denen adlige Namen zu den Seltenheiten gehören; auch bei ihnen macht sich jenes eigentümliche Gepräge ganz entschieden bemerkbar und äußert sich namentlich in dem Bestreben auch in ihrem bürgerlichen Verhältnisse in festem Verbande zusammenzuhalten und mit Vorliebe den „Reserve-“ oder „Landwehr-Offizier“ zu betonen.

Der Adel hat also mit dem Geiste des Junkertums gar nichts zu thun; ein besonderer Geist ist in unserm Offizierkorps in der That vorhanden, aber keineswegs als das Produkt einer künstlich anerzogenen besonderen Richtung, sondern als ein notwendiges Attribut des Offizierstandes. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man diesen besonderen Geist „Junkertum“ nennen will, er ist aber sehr verschieden von der Karrikatur, welche nach der Darstellung der Gegner weiter

oben gezeichnet ist; er hat nicht eine frivole, sondern eine durchaus edle und sittliche Grundlage und entspringt aus dem Geiste der Selbstverleugnung und Pflichttreue und einem innern idealen Streben, dessen Kern zwar oft durch Auswüchse verschleiert sein mag, in unseren Offizierkorps aber überall vorhanden ist und den vorurteilsfreien Beobachter unwillkürlich an die Blütezeit des ritterlichen Geistes im Mittelalter erinnert. — Dieser Geist eines echten Junkertums ist aber nicht nur eine Folge des Standesbewußtseins, sondern eine wertvolle Eigenschaft des Offiziers und wird daher nicht nur bei uns, sondern in allen Staaten, in denen eine tüchtige Wehrkraft für notwendig gehalten wird, bei der Heranbildung des Offizierstandes sorgfältig gepflegt. —

Wenn ein junger Mann aus bürgerlichem Kreise die Schule verläßt und die Universität besucht, so hält man es für selbstverständlich, daß er sich zunächst ein Paar Semester der erlangten Freiheit erfreut, denn: „Jugend muß austoben!“ Man erachtet das fast als eine notwendige Vorbedingung für die Heranbildung eines späteren soliden Beamten. Ähnliche Gesichtspunkte spielen heute eine Rolle bei der Neigung zum Wandern und Reisen der Handwerkergefelln und der jungen Handels- und Gewerbebesessenen. Der junge Soldat kennt keine solche Freiheitsperiode; aus der Zucht der Schule tritt er alsbald in die viel straffere Zucht des Militärstandes, die äußerlich zunächst eine vollständige Aufgabe seiner Individualität, ein gänzlich Aufgehen im gemeinsamen Streben nach einem bestimmten Ziele von ihm verlangt. Für das „Austoben der Jugendkraft“ bleibt ihm nur die Zeit und der Spielraum, die ihm sein Beruf übrig lassen, und die Zeit ist nicht lang, der Spielraum nicht groß; das noch sehr verbreitete Vorurteil, daß der Offizier ein Nichtsthuer sei, beweist nur die geringe Kenntnis, die bei einem großen Teil unserer Bevölkerung noch über die Verhältnisse unseres Militärdienstes mit seinen vielseitigen Anforderungen besteht. —

Der Soldat und namentlich der Offizier soll aber überhaupt nicht „austoben“, sondern sich seine Jugendfrische und alle daraus hervorgehenden Eigenschaften, Thatkraft, rasche Entschlossenheit, Selbstbewußtsein, soviel als möglich bewahren; selbst wenn sie im Übermaß als Unbesonnenheit und Überhebung zu Fehlern ausarten, sind sie immer noch besser als ihr völliger Mangel. Die gewissenhafte Pflichterfüllung, welche einem Beamten eine geachtete Stellung verschafft, kann für einen Offizier zwar in ruhigen Friedenszeiten allenfalls genügen, ist aber für sich allein unzureichend, um alle denselben im Kriege zufallenden Aufgaben zu lösen. Hier fordern die Umstände von dem Offizier außer der selbstverständlichen gründlichen Fachbildung oft eine Menge von Eigenschaften, welche einander fast widersprechend scheinen, welche aber einzeln je nach den Umständen in Anwendung gebracht werden müssen.

Unbedingte Unterordnung, rückhaltslose Hingabe der eigenen Person und wiederum selbständiges, entschlossenes Handeln; Schonung der ihm untergebenen Kräfte und auf Erfordern rücksichtsloses Einsetzen derselben; kein Zurückweichen vor irgend einer Verantwortung, wenn damit der vorliegende allgemeine Zweck gefördert werden kann, und vor allem jener Enthusiasmus, welcher nicht nur den

Einzelnen zu großen Thaten führt, sondern ihn auch befähigt andere dazu mit fortzureißen. Das ist ein Teil der wesentlichsten Eigenschaften, welche von dem guten Offizier im Kriege verlangt werden müssen, und man erkennt leicht, daß dieselben bei einem gewissenhaften Pflichtmenschen, etwa bei einem tüchtigen Beamten, nicht ohne weiteres erwartet werden können. Sie müssen zwar in den Charakter-Eigenschaften des Einzelnen ihre Basis finden, in der Hauptsache aber anerzogen werden; ihre Erhaltung auch bei zunehmendem Lebensalter ist allein durch die Fortdauer einer gewissen Jugendfrische zu ermöglichen, welche eine fortgesetzte Übung erfordert, soweit solche neben der auch für den Offizier notwendigen etwas trockenen und durch Reglements und Instruktionen eingeengten Friedens-Pflicht-Erfüllung irgend erreicht werden kann. — Wir sehen denn auch, daß die durch Kriegseleistungen hervorragenden Offiziere fast niemals philisterhafte Naturen sind und in der Regel mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um sich in Friedensverhältnissen in die nach allen Richtungen ihnen gezogenen Grenzen zu finden. —

Dieser Geist der manchmal übersprudelnden Frische und Lebenskraft ist eine der Hauptquellen der Kriegseleistungen eines Offizierkorps und muß daher erhalten bleiben, insbesondere da, wo die allgemeine Wehrpflicht und eine kurze Dienstzeit des Soldaten den Offizier zum eigentlichen Träger des militärischen Geistes in der Armee macht. Er ist aber auch die Hauptquelle des Geistes des Junkertums in der edleren Bedeutung des Wortes. Wenn dieser Geist bisweilen den außerhalb der Armee Stehenden unbequem ist, so mögen sie ihn als ein notwendiges Übel ansehen; es wäre aber im allgemeinen Interesse zu wünschen, daß der Unbequemlichkeit keine größere Bedeutung beigelegt würde, als sie verdient. Wenn in einer Universitätsstadt von Studenten irgend welche Exzesse verübt werden, so finden dieselben zwar wohl in dem Lokal-Blatte Erwähnung, aber nur die etwa direkt darunter Leidenden sprechen sich besonders tadelnd darüber aus; die große Masse der Leser freut sich im stillen über den lebhaften Geist der akademischen Jugend, und die ganze Geschichte ist in wenig Tagen vergessen. Wenn aber junge Offiziere in jugendlichem Übermute irgendwo gleiche Exzesse begangen haben, so wird die Sache sofort von der gesamten Presse aufgenommen, nach der Art der Klatschereien allmählich zu einem großen Verbrechen aufgebauscht und monatelang zu Entrüstungsartikeln gegen den ganzen Offizierstand verwertet. Diesem sich immer von Zeit zu Zeit wiederholenden Verfahren ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn in der großen Masse unserer Bevölkerung, welche ihre Weisheit allein aus ihren Zeitungen schöpft, so unrichtige Ansichten über den Geist unseres Offizierkorps bestehen, und es wäre Pflicht aller ernsthaften Publizisten, solchem gewissenlosen Ausfäen von Zwietracht zwischen Offizierstand und Bürgerstand energisch entgegenzutreten. —

Wenn aber hier dem Geist eines edlen Junkertums in der Armee das Wort geredet ist, so sollen damit keineswegs auch schädliche Auswüchse dieses Geistes beschönigt werden, und leider fehlt es nicht an solchen, welche das alte Sprichwort: „Viel Licht, viel Schatten!“ bewahrheiten. — Es kann nicht in Abrede

gestellt werden, daß das notwendige Selbstbewußtsein bei jungen Offizieren bisweilen in einen gewissen Dünkel ausartet, der durch sein Zurschautragen geeignet ist den Bürgerstand zu verletzen. Die äußeren Verhältnisse des Offizierstandes sind sehr geeignet diese Richtung zu befördern. Die kleidsame und mehr oder minder glänzende Uniform läßt den Offizier im Kreise bürgerlicher Röcke überall hervortreten; sein Stand erfordert, daß er nicht mit einem der vielen heute leider so verbreiteten körperlichen Mängel behaftet ist, sondern sich eines tadellosen Wuchses erfreut, der in der Uniform vorteilhaft bemerkbar wird. Diese äußeren Eigenschaften, im Vereine mit guten gesellschaftlichen Formen, auf deren Angewöhnung in jedem Offizierkorps Wert gelegt wird, verschaffen dem Offizier überall von vornherein eine angesehene gesellschaftliche Stellung, die sich der bürgerliche Rock — wenn ihm nicht besonders begünstigende Verhältnisse zur Seite stehen — oft erst mit einigen Schwierigkeiten erobern muß. Es ist bekannt genug und hat schon oft zu Reibungen Veranlassung gegeben, daß namentlich unsere jungen Damen in der Gesellschaft den bunten Rock gern bevorzugen. Ist es da ein Wunder, wenn mancher junge Offizier dahin gelangt seine eigene Bedeutung zu überschätzen und durch das Zurschautragen dieser Überschätzung seinen bürgerlichen Mitmenschen unbequem zu werden? — Sieht man sich aber die Repräsentanten dieser Richtung näher an, so wird man meist finden, daß dieselben nicht dem Adel, — den man so gern des Dünkels und der Überhebung anklagt — oder den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen, sondern in der Regel solchen Berufskreisen entsprossen sind, denen die bevorzugte soziale Stellung früher ungewohnt gewesen ist; der scheinbare Dünkel soll oft nur einen noch vorhandenen Mangel an wirklichem und berechtigtem Selbstbewußtsein äußerlich verdecken und ist also eigentlich recht harmlos. — Daneben wird man freilich im Offizierstande Persönlichkeiten finden, welche durch besondere äußere Umstände, durch einen glänzenden alten Namen, oder durch Reichtum, oder durch angesehene Verwandte und dergleichen sich verleitet sehen, einen gewissen Dünkel zur Schau zu tragen. Gleichen Erscheinungen begegnet man aber auch in allen anderen Berufsklassen, und wenn sie bei dem Offizierstande mehr hervortreten, so liegt das eben an der im allgemeinen bevorzugten gesellschaftlichen Stellung des letzteren. Dieser Stellung wegen wäre es aber zu wünschen, daß jener an sich zwar unschädlichen, aber bei Unkundigen den Offizierstand in ein falsches Licht bringenden Richtung mit größerer Energie entgegengetreten würde. Von Seiten der Vorgesetzten allein ist das nicht ausführbar, da es in der Hauptsache außerhalb des dienstlichen Lebens und Treibens des Offiziers liegt; hier muß der kameradschaftliche Geist des Offizierkorps eintreten, dem die angegebene Richtung im großen und ganzen fremd zu sein pflegt, und der am ehesten geeignet ist die Schwächen des Einzelnen zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. —

Bedenklicher ist der zunehmende Luxus in den Offizierkorps, welcher mit der dem Offizierstande zugeschriebenen Überhebung in einem gewissen Zusammenhange steht. Dies Übel hat aber seinen Ursprung nicht in dem Geiste des letzteren, wird nicht in ihnen groß gezogen, sondern ist von außen durch unsere sozialen Verhältnisse hineingetragen und wird durch dieselben Verhältnisse dauernd gesteigert. —

Es ist schon oft über die Verschiedenheit geschrieben worden, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte zwischen der äußeren materiellen Lebenslage einerseits der auf ein bescheidenes festes Einkommen angewiesenen Beamten und Offiziere, andererseits des Kaufmanns und Gewerbetreibenden sich herausgebildet hat. Ersterer muß kalkulieren: „Soviel habe ich, soviel kann ich verbrauchen.“ Letzterer sagt: „Soviel brauche ich, soviel muß ich haben,“ und richtet danach seinen Geschäftsumfang und seine Preise ein. Freilich gelingt letztere Spekulation nicht immer, und mancher geht dabei zu Grunde. Bei der Leichtigkeit aber, mit welcher der Geschäftstreibende seine etwa zerrütteten Verhältnisse durch eine Konkursanmeldung und durch ein Arrangement mit seinen Gläubigern ohne jede Schädigung seines guten Namens regulieren kann, hat das Mißlingen für ihn nicht viel zu bedeuten, während ein gleiches Verfahren den Offizier oder Beamten um Stellung und guten Namen bringen würde. —

Aus dieser Sachlage, im Verein mit dem Aufschwung, den Handel und Industrie in der Neuzeit genommen, hat sich allmählich jenes Mißverhältnis in der äußeren Lebenslage der verschiedenen Standesklassen herausgebildet, und zwar bis zu einem Grade, daß unsere großen Industriellen und Bankiers ihren ersten Beamten oft höhere Gehälter geben als der Staat seinen Ministern, kommandierenden Generälen und Oberpräsidenten. Das Mißverhältnis steigert sich noch durch den Umstand, daß den Privatmann und Privatbeamten keinerlei soziale Pflichten drücken, während von den Staatsdienern, und namentlich von den höheren derselben, traditionell eine kostspielige Repräsentation verlangt wird. —

In unserer heutigen materiellen Zeitrichtung ist aber die äußere Lebenslage von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Ansehen der Person und weiterhin des ganzen Standes; es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Staatsbeamten und Offiziere — von früher her gewohnt auch sozial als tonangebende Klasse betrachtet zu werden — diesen Vorzug nicht aufgeben mochten und dadurch gezwungen wurden, nach außen hin eine Schein-Existenz zu zeigen, die oft nur notdürftig die Entbehrungen und Sorgen verdeckt, mit welchen gekämpft werden muß, um jenen äußeren Schein aufrecht zu erhalten. —

Diese Betrachtungen beziehen sich zwar zunächst auf die höheren Offiziere; das dabei gekennzeichnete Verhältnis ist aber nicht ohne Rückwirkung auch auf die jüngeren Offiziere geblieben; namentlich seitdem in die Reihen der letzteren während einiger Jahrzehnte eine beträchtliche Zahl junger Leute aus dem Handel- und Industriestand getreten sind und die sehr gesteigerten äußeren Lebensansprüche und Luxusgewohnheiten der letzteren mitgebracht haben. —

Die Gewöhnung an äußeren Lebenskomfort geht bekanntlich sehr leicht und rasch vor sich, und da ist den der alten militärischen Generation entstammenden und noch von Hause aus an eine gewisse Einfachheit gewöhnten jungen Offizieren nicht zum großen Vorwurf zu machen, wenn sie sehr schnell die Neigung dazu angenommen haben. Um ein Bild von dieser Wandlung zu bekommen, betrachte man z. B. die Einrichtung eines in den Ehestand tretenden jungen Offiziers von heute und vor 30 oder 40 Jahren. Wenn heute ein junger Offizier selbst in den

einfachsten Verhältnissen sich verheiratet, so wird eine elegante Wohnung, wertvolle Möbel mit Seidenstoffen bezogen, Portieren, Teppiche und dergleichen Luxusartikel für unentbehrlich gehalten. Wer alt genug ist, um sich der früheren Zeit zu erinnern, wird ein ganz anderes Bild von der Häuslichkeit eines Leutnants oder Hauptmanns vor Augen haben. Der verstorbene Feldmarschall Graf Roon pflegte in seinen späteren Lebensjahren, nachdem die Gnade seines Kriegsherrn ihn in Würdigung seiner großen Verdienste reich mit irdischen Gütern bedacht hatte, mit Vorliebe zu erzählen, daß er als Hauptmann im Generalstabe zu Berlin mit Frau und Kindern in einer elenden Dachwohnung zwischen gebrechlichen Möbeln gelebt habe und bei starken Regengüssen genötigt gewesen sei über seinem Bette einen Schirm aufzuspannen. Diese kümmerliche Einfachheit hat nicht gehindert, daß sein Name in der Armee als leuchtendes Vorbild fortleben wird, was nicht viele von der heutigen verweichlichten Generation erreichen dürften. —

Die Bedeutung der äußeren Verweichlichung des Offiziers wird oft unterschätzt und durch den Hinweis auf unsere letzten großen Kriege bestritten, wo unsere Offiziere trotz der behaupteten Friedens-Verweichlichung mit Ausdauer alle Entbehrungen ertragen hätten. Man vergißt aber dabei, daß diese Kriege durchweg siegreiche waren, in deren Verlauf unsere Verwaltung ziemlich regelmäßig funktionieren konnte. Es könnte auch einmal eine unglückliche Kriegsperiode kommen, bei der die bezüglichen Verhältnisse ganz anders wären und uns Entbehrungen auferlegen möchten, von denen wir uns jetzt keine Vorstellung machen. Wer erinnert sich nicht noch der Schilderungen der schließlich vielfach zu physischer und moralischer Verkommenheit führenden Qualen, welche die gewiß tüchtigen und opferfähigen, aber äußerlich sehr verweichlichten englischen Offiziere in dem Krimkriege durchzumachen hatten? —

Aber die Verweichlichung ist nicht das bedenklichste Resultat des steigenden Luxus-Bedürfnisses; viel ernster sind die mittelbaren Folgen desselben, mit deren Erwähnung wir wieder auf den Geist des Junkertums zurückkommen. — Es ist kein Geheimnis, daß die Vermögenslage der großen Masse unserer Offiziere mit den heutigen Luxus-Anforderungen nicht im richtigen Verhältnis steht, und das Bestreben zur Aufrechterhaltung eines gewissen äußeren Scheines ist bei den durch ihre Uniform überall hervortretenden Offizieren ein lebhafteres als bei dem Beamten. Es ist nur wenigen bevorzugten Naturen gegeben, solches Verhältnis in ruhiger Würde zu tragen und dabei in den notwendigsten Grenzen zu bleiben; die große Masse der Durchschnittsmenschen wird leicht dahin kommen letztere zu überschreiten und durch eine affektierte Sicherheit im öffentlichen Auftreten, die leicht als Hochmut und damit als Rücksichtslosigkeit gegen andere erscheint, durch das Zurschauftragen einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Geldausgaben, die dem Einzelnen oft schwer genug werden, durch übertriebenes Geltendmachen der sozialen Rechte, welche die Offiziersuniform verleiht, die Welt zu täuschen. Daraus entspringt sehr häufig jenes falsche Junkertum; daraus entspringen die großen und kostspieligen Gelage, bei denen man Gästen anderer Stände gegenüber zu besonderer Repräsentation glaubt verpflichtet zu sein; daraus entspringt das

leichtfümmige Schuldenmachen, die Sucht nach Geld und demzufolge die Neigung zum hohen Spiel, die die Existenz manches hoffnungsvollen jungen Mannes vernichtet. Die Zahl derer, welche in einem Offizierkorps in diesen Richtungen die Grenzen überschreiten, ist vielleicht nicht groß; sie treten aber im öffentlichen Leben überall in den Vordergrund, und wenn sie mit einiger Berechtigung als Vertreter des verhaßten falschen Junkertums angesehen werden können, so ist es sehr erklärlich, daß der mit den Verhältnissen nur oberflächlich vertraute Bürger sie mit dem ganzen Offizierstande identifiziert, ohne zu beachten, daß er nur einzelne Abnormitäten vor sich hat. —

Auch gegen dies Übel ist als bestes Heilmittel der kameradschaftliche Geist und die gegenseitige Einwirkung innerhalb des Offizierkorps zu betrachten, und solches wird um so wirksamer sein, nachdem wir infolge des neuerdings sehr langsamen Avancements wieder ältere Leutnants in den Offizierkorps haben, deren größere Reife und Lebenserfahrung ihnen eine Einwirkung auf ihre jüngeren Kameraden erlaubt. Unmittelbar nach den letzten Kriegen, wo die Offiziere oft schon mit dem dreißigsten Lebensjahre zum Hauptmann befördert wurden, war jene Klasse fast verschwunden, und die große Masse der Leutnants bestand aus ganz jungen Offizieren verschiedensten Herkommens, unter denen keiner ein allgemein anerkanntes Recht auf Beeinflussung seiner jungen Kameraden hatte; der Hauptmann aber stand letzteren zu ferne, um solchen Einfluß auszuüben. In Zukunft wird dies voraussichtlich anders werden, nachdem die unmittelbar nach den Kriegen unvermeidlich etwas zusammengewürfelten Offizierkorps sich konsolidiert und einen Stamm von älteren erfahrenen Leutnants wieder erlangt haben. —

Aber auch die Vorgesetzten haben in dieser Richtung ihren Einfluß geltend zu machen. Es ist ja nicht zu verkennen, daß der junge Offizier auch bei bescheidenen Lebensansprüchen mit seinem Dienstinkommen heute nicht mehr ausreichen kann; nur wenigen, besonders soliden Naturen gelingt solches; die große Masse kann eines Zuschusses, dessen notwendige Höhe nach der Waffengattung, nach der Garnison u. verschieden sein wird, aus privaten Mitteln nicht entbehren. Der Kommandeur, der einen jungen Mann zur Beförderung zum Offizier annimmt, muß daher die Annahme ganz mittelloser junger Leute vermeiden und die Zusicherung eines bestimmten Zuschusses zur Annahmebedingung machen. Um nicht zu ungleichmäßige Verhältnisse in ihrem Offizierkorps zu haben und um in letzterem nicht einen unnötigen Luxus aufkommen zu lassen, haben manche Kommandeure einen Maximalsatz für diesen Zuschuß festgesetzt, der von dem Einzelnen nicht überschritten werden darf. Es ist aber zu fürchten, daß die meisten Kommandeure in dem Wunsche ein recht flottes Offizierkorps zu haben und um der Sorge vor Schuldklagen überhoben zu sein, die Zulageansprüche möglichst hoch schrauben und damit nicht nur Luxusgewohnheiten aller Art Thor und Thür öffnen, sondern auch die weniger bemittelten Offiziere, die ihnen etwa aus dem Kadettenkorps oder auf anderem Wege überwiesen werden, in eine üble Lage bringen. —

Jeder Kommandeur sollte sich vor Augen halten, daß der Soldatenstand

seiner ganzen Natur nach ein Stand der Entfagung ist, und daß ihm daher eine gewisse spartanische Einfachheit am ehesten ziemt. Die ungemessene Steigerung der Zulageansprüche schädigt unausbleiblich diese Einfachheit und führt leicht Zustände herbei, welche den dem Stande vorgeworfenen Geist eines frivolen und falschen Junkertums in der That zur Wahrheit könnten werden lassen. —

Aber die fortwährende Steigerung der Zulageansprüche hat noch eine andere sehr bedenkliche Folge. Unsere älteren Offiziere und unsere Gutsbesitzer, aus deren Söhnen sich der Offizierstand früher fast ausschließlich rekrutierte, sind bei dem heutigen Stande des Geldwertes der großen Mehrzahl nach nicht mehr in einer sonderlich günstigen Vermögenslage. Hat einer derselben zwei oder drei Söhne, welche er früher dem Offizierstande zugeführt hätte, so wird er heute sehr ernst erwägen müssen, ob seine Verhältnisse ihm auch erlauben, diesen Söhnen die erforderliche hohe Zulage zu gewähren, oder ob er dieselben nicht für eine andere Laufbahn bestimmen solle. Es liegt daher die Gefahr nahe, daß durch die Steigerung der Zulageansprüche der Armee ein großer Teil gerade derjenigen Elemente verloren gehen könnte, welche durch ihre Familiengeschichte und durch ihre Erziehung am besten für den Offizierstand geeignet sind. Diese Elemente gehören traditionell mit wenigen Ausnahmen unseren alten adligen Familien an; man könnte also aus der Bewegung der Leheren in der Armee leicht einen Schluß auf die Berechtigung der eben ausgesprochenen Befürchtung ziehen. Nun ergibt eine Prüfung der Ranglisten, daß die Zahl der adligen Offiziere in den letzten 35 Jahren sich nicht nur relativ sondern auch absolut um mehrere hundert Köpfe vermindert hat; da nun eine Verminderung der Zahl der lebenden Repräsentanten adliger Familien in dieser Zeit schwerlich eingetreten, die Zahl im Gegenteil durch zahlreiche Adelsverleihungen namentlich in den Kriegen beträchtlich vermehrt wurde, so ist jene Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß die angedeutete Gefahr schon eine ziemlich dringende geworden ist. —

Wer sich nicht der Erkenntnis verschließt, wie es einmal im Gange der Natur liegt, daß Eigenschaften und Gewohnheiten sich vererben, daß also im allgemeinen — mit Ausnahme des selten genug vorkommenden Genies — der Sprößling einer alten Soldatenfamilie mehr Garantie für tüchtige militärische Leistungen bieten muß als etwa der Sohn eines Bankiers, der wird diese Darlegung nicht mißverstehen. Es wird damit dem Bürgerstand keinesweges die Fähigkeit abgesprochen, brauchbare Offiziere zu liefern, sondern es soll nur auf die Notwendigkeit hingewiesen werden, bei der Auswahl des Ersatzes für unsere Offizierkorps weniger die Geldfrage in den Vordergrund zu bringen, um nicht zum Nachteil der Armee einen Teil des früheren natürlichen Ersatzes zurückzuschrecken. —

Das Junkertum in der preussischen Armee ist nicht so bössartig, als es oft geschildert wird; es mag das selbstbewusste Auftreten unserer jungen Offiziere bisweilen verlegen, oder die bevorzugte gesellschaftliche Stellung derselben Meid erregen: mit ruhiger Überlegung wird der gutgesinnte Bürger anerkennen müssen, daß beides durch die Verhältnisse eine gewisse Berechtigung hat, und daß die Verlustlisten der letzten Kriege, — denen zufolge die Verluste von Offizieren ver-

hältnismäßig stets mindestens dreimal größer waren als diejenigen von Mannschaften — solche Berechtigung einigermaßen begründen. — Die Partei-Presse wird darin freilich nicht einstimmen, sich aber doch vielleicht bewogen finden, den Geist eines echten Junkertums mit größerer Nachsicht zu behandeln und sich darauf zu beschränken, die vorkommenden Auswüchse desselben zu geißeln. —



Gute und schlechte Luft.

Von

Felix Auerbach.

O welche Luft, in freier Luft
Den Atem leicht zu heben.
Nur hier, nur hier ist Leben,
Der Kerker eine Brust.

Wer würde nicht auf's tiefste ergriffen von diesen durch die Herrlichkeit Beethovenscher Musik gehobenen Worten, mit denen die unglücklichen Genossen Florestans das ihnen nur für kurze Augenblicke vergönnte Sonnenlicht begrüßen. Wer empfindet nicht selbst die unendliche Wohlthat der freien Atmosphäre, wenn er aus dem Arbeitszimmer auf den Erker, aus dem Hause in den Garten tritt, wenn er die Stadt mit dem Lande oder die Tiefebene mit dem Hochgebirge vertauscht?

Die Luft ist für den Menschen in zwiefacher Hinsicht ein unentbehrliches Kleinod. Sie ist sein tägliches Brot mit mindestens derselben Berechtigung wie das Brot des Bäckers, und sie ist andererseits sein Eis Keller, ohne den er zugrunde gehen würde, wie der Wein, den er lagern hat. Zum Verständnisse hierfür ist es nicht nötig, weit auszuholen. Daß die Luft des Menschen tägliches Brot, also seine wesentlichste Nahrung ist, wird man zugeben, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man unter normalen Umständen tagtäglich etwa dreiundzwanzig Pfund Luft in den Organismus aufnimmt, während die gesamte übrige Tagesnahrung sich selbst bei kräftigster Entwicklung des Appetites höchstens auf sechs bis acht Pfund beläuft. Andererseits aber ist es bekannt, daß die gesamte Lebensfähigkeit des Menschen an eine Reihe chemischer Vorgänge geknüpft ist, und daß diese Vorgänge nicht, oder wenigstens nicht in der zur Erhaltung des menschlichen Lebens erforderlichen Weise stattfinden können, wenn nicht die Temperatur seiner Organe innerhalb ganz bestimmter und eng eingeschlossener Grenzen sich bewegt.

Nun erzeugen aber jene Vorgänge selbst eine gewaltige Wärmemenge, welche jedenfalls, sie mag den Umständen nach kleiner oder größer sein, genügen würde, um innerhalb der kürzesten Frist die Körpertemperatur bis zu einer tödlichen zu steigern, wenn nicht Gelegenheit geboten wäre, den größten Teil jener Wärme nach außen abzugeben. Hierzu ist die Luft unserer Atmosphäre in hervorragender

Weise geeignet, weil sie im allgemeinen kühler als der Mensch ist; und somit rechtfertigt sich die Behauptung, daß die Luft der Eiskeller ist, welcher den menschlichen Körper auf der seine Existenz bedingenden Temperatur erhält.

Nachdem dies vorangeschickt worden, ist es klar, was man unter guter und schlechter Luft zu verstehen hat: gute Luft ist solche, welche wohl geeignet ist, ihre beiden Obliegenheiten als Nahrungsmittel und als Abkühlungsmittel zu erfüllen; und Luft, welche in einer von beiden Hinsichten oder gar in beiden nur unvollkommen befähigt ist, werden wir als schlechte Luft bezeichnen müssen. Zu untersuchen ist mithin erstens, welche physikalischen und chemischen Eigenschaften der Luft diese Befähigung verleihen, zweitens, unter was für örtlichen Verhältnissen die Luft solche Eigenschaften besitzt, und drittens, was man thun muß, um ihr dieselben, falls sie ihrer verlustig gegangen ist, wieder zu ersetzen.

Unter den physikalischen Eigenschaften der Luft sind hier die wichtigsten die Temperatur, die Dichtigkeit, die Feuchtigkeit und die Beweglichkeit: alle diese müssen sich in bestimmten Grenzen bewegen, wenn der Mensch in ihr soll existieren können.

Für die Temperatur sind diese Grenzen allerdings außerordentlich weite; denn es ist festgestellt, daß es bewohnte Gegenden giebt, in denen die Luft um achtzig Grad hin und her schwankt. Nun wird man freilich die Luft weder, wenn sie allzu kalt, noch, wenn sie allzu warm ist, gut nennen dürfen; aber in dem weiten Raume zwischen minus zehn und plus zwanzig Grad dürfen wir Deutsche es zweifellos thun, während für andere Völker in Folge der verschiedenartigen im Laufe der Jahrtausende stattgefundenen Anpassungen die Temperaturgrenzen der guten Luft zwar andere absolute Werte haben, aber nicht minder weit auseinander stehen. Auch in bezug auf die Luftdichtigkeit, mit welcher der Luftdruck bekanntlich in ganz bestimmtem Zusammenhange steht, kann der Mensch ganz erhebliche Schwankungen vertragen, da sein Körper sich sowohl durch inneren Ausgleich auf den verminderten oder vermehrten Oberflächendruck einrichten, als auch durch Schnelligkeit und Kraft des Atmens das ersetzen kann, was der dünneren Luft an Quantität abgeht. Bei allzu dünner Luft freilich wird die dadurch bedingte Anstrengung zu groß, und so ergibt sich eine untere Druckgrenze für gute Luft, während andererseits die obere Grenze eine noch beträchtlich näher liegende ist, da schon in einer gegen den normalen Zustand nur wenig verdichteten Luft der Aufenthalt höchst beschwerlich ist. Um Wiederholungen zu vermeiden, werden wir gut thun, gleich hier uns über die örtlichen Bedingungen zu orientieren, unter denen die Luft in bezug auf Temperatur und Luftdruck gut oder schlecht ist. In ersterer Hinsicht ist natürlich die geographische Breite von dem maßgebendsten Einfluß, und es genügt, an die Überwinterungen der Nordpolfahrer zu erinnern. Der Druck der Luft andererseits ändert sich am stärksten mit der Höhe über dem Meeresspiegel, und hier sind es die Luftschiffahrten, welche das interessanteste Material beigebracht haben. Namentlich kann man nach den übereinstimmenden Resultaten des Engländers Glaisher und des Franzosen Tiffandier mit ziemlicher Sicherheit die Höhengrenze der dem Menschen zuträglichen Luftdichtigkeit angeben, nämlich

zu sieben- bis achttausend Meter, und dieser Höhe entsprechen ein Luftdruck und eine Luftdichtigkeit von kaum noch der normalen Größe. Auf die Dauer würde es selbst noch in dieser Höhe unmöglich sein, noch zu existieren, und thatsächlich liegen die höchsten menschlichen Ansiedlungen, wie beispielsweise die Stadt Potosi in Bolivia nur drei- bis fünftausend Meter hoch, also in einer Höhe, in welcher Druck und Dichtigkeit der Luft noch etwa drei Viertel so groß wie am Meerespiegel sind. Man kann also sagen, daß unterhalb eines Barometerstandes von fünfhundert Millimeter die Luft keine gute mehr ist, vielmehr durch Atemnot und Mattigkeit, Appetitlosigkeit und Erbrechen, Steigerung der Pulsfrequenz, Herzklopfen und Durst sich nachtheilig bemerklich macht.

Im übrigen läßt sich bei alleiniger Betrachtung von Temperatur und Druck nichts Bestimmtes sagen, weil beide Momente, namentlich aber die Temperatur, in inniger Wechselbeziehung mit einer dritten Eigenschaft der Luft, mit ihrer Feuchtigkeit, stehen. Bei derselben Temperatur kann die Luft je nach ihrem Feuchtigkeitsgrade eine sehr gute oder eine sehr schlechte sein. Der Wassergehalt der Atmosphäre nämlich, welcher eine außerordentlich unstäte Größe darstellt, tritt zu unserem Körper insofern in die innigste Beziehung, als er zum großen Teil die Wärmeabgabe, namentlich aber die Wasserdampfausscheidung beherrscht. Je trockner die Luft ist, um so schlechter leitet sie die Wärme, um so schwerer macht sie mithin dem menschlichen Körper die Abgabe derselben, während sie andererseits infolge ihrer Befähigung, noch sehr viel Wasserdampf aufzunehmen, die Verdampfung des Körperwassers an der Oberfläche befördert und somit, da doch mit jeder Verdampfung ein Latentwerden von Wärme, also eine Abkühlung verknüpft ist, dem Menschen dazu verhilft, sich des überschüssigen Teiles seiner Eigenwärme zu entäußern. Man sieht, hier wirken zwei Einflüsse der Luftfeuchtigkeit einander geradezu entgegen, und es kommt auf die Umstände an, welcher von beiden der größere und ausschlaggebende ist. In der Mehrzahl der Fälle, namentlich wenn die Luft warm ist, also ohnedies schon keine beträchtliche Wärmeabnahme gestattet, überwiegt der schädliche Einfluß allzufeuchter, wie allzutrockener Luft; bei sehr niedriger Temperatur hingegen ist große Trockenheit bei weitem zuträglicher als große Feuchtigkeit, weil hier der Körper schon infolge der gewaltigen Temperaturdifferenz mehr als genügend Wärme abgibt, und es nur schädlich wirken kann, wenn ein reicher Wasserdampfgehalt der Luft durch seine Leitungsfähigkeit jene Abgabe noch befördert. Freilich könnte man in diesem Falle einwenden, daß derartige Trockenheit kalter Luft die Verdunstung an der Körperoberfläche begünstigt und somit auf diesem Wege schadet, was sie auf anderem nützt; aber es ist zu beachten, daß, je niedriger die Temperatur der Luft, desto geringer die Gesamtmenge an Wasserdampf ist, welche sie aufnehmen kann, daß also sehr kalte Luft, selbst wenn sie verhältnismäßig trocken ist, doch ihrem Sättigungspunkte nicht mehr fern liegt.

Hiernach kann man die Beziehungen zwischen der geographischen Lage und der Gesundheit eines Ortes wenigstens im allgemeinen übersehen. Mit der Höhe über dem Meerespiegel nimmt die Feuchtigkeit der Luft ab; und zwar beträcht-

lich rascher als die Temperatur, so daß die Güte der Luft in gesundheitlicher Beziehung, wenigstens bis zu einer gewissen Erhöhung über das Flachland zunimmt. Es folgt daraus, daß tiefgelegene Orte in dieser Hinsicht mäßig hoch gelegenen nachstehen. Besonders feucht und ungesund aber wird die Luft an solchen Orten sein, welche, ohne sich durch eine gleichmäßige, milde Temperatur auszuzeichnen, in der Nähe großer, insbesondere stehender Gewässer liegen. Eine Ausnahme bildet, eben wegen der Gleichmäßigkeit der Temperatur die Luft über der Meeresküste, wo es bekanntlich gerade die Feuchtigkeit ist, welche den menschlichen Organismus gegen Erkältungen feilt, sodaß er frische Brisen vertragen kann und bei einer Temperatur sich noch behaglich fühlt, bei welcher er im trockneren Binnenlande bereits vorziehen würde, durch Kleidung und andere Gegenmaßregeln ihre unangenehme Wirkung zu paralytisieren. Schließlich besteht auch zwischen Berg und Thal ein unverkennbarer Gegensatz in bezug auf die Feuchtigkeit der Luft, jedoch läßt sich derselbe nur von Fall zu Fall spezialisieren. Wesentlich spielt dabei die Beweglichkeit der Luft eine Rolle. Während auf Bergspitzen ein reger Ausgleich der Dampfmassen stattfindet, giebt es Thäler von solcher Engigkeit, daß die Luft und mit ihr der Wasserdampf in ihnen sich staut — ein Umstand, der große Feuchtigkeit und häufige Entladungen der schwebenden Wassermassen zur Folge hat. Glücklicherweise sorgt in diesen und ähnlichen Fällen die Natur selbst für den Ausgleich, indem sie entweder durch derartige Entladungen die Luft trocknet oder durch Erzeugung von Luftströmen die überschüssige Feuchtigkeit zerstreut. Dieser natürliche Ausgleich ist desto vollkommener, je freier und exponierter der Raum ist, in welchem die Luft sich befindet, und er bezieht sich nicht bloß auf Temperatur und Feuchtigkeit, sondern auch, und zwar ganz besonders, auf die chemischen Eigenschaften der Luft. Hier ist es namentlich die Wechselwirkung in der Respiration der organischen Wesen. „Fortwährend,“ sagt Pettenkofer, „streicht die Luft durch die überall ausgespannten Filtren der Tier- und Pflanzenlunge, hier gereinigt von dem, was dort mitging, dort verbrauchend, was hier zurückbleibt.“ Sauerstoff und Kohlensäure, Kohlensäure und Wasserstoff, das ist der Kreislauf des tierisch-pflanzlichen Wechselwirkens. Die Winde aber, sowie die Eigenschaft der Luftarten, auch bei Windstille allmählich aber stetig sich zu mischen, in einander zu diffundieren, schaffen die Kohlensäure da, wo sie sich in überreichem Maße gebildet hat, mit größerer oder geringerer Schnelligkeit fort und ersetzen sie durch Sauerstoff. Am längsten wird sich ein von der Norm abweichender Zustand dort erhalten, wo am kräftigsten und ununterbrochensten Kohlensäure resp. Sauerstoff erzeugende Kräfte thätig sind. Ersteres kommt einzelt in gewissen Thal- und Höhlenbildungen vor, und hier herrscht eine für den Menschen oft tödliche Atmosphäre. Umgekehrt ist die Luft in vegetationsreichen Erdstrichen besonders sauerstoffreich und deshalb von einer für Mensch und Tier wohlthätigen erfrischenden Wirkung. Sie erleichtert die Haut- und Athemthätigkeit, sie modifiziert den gesamten Arbeitsprozeß des menschlichen Organismus, und es ist keine bloße Redensart, wenn man Kranken oder Angegriffenen die Vorteile eines Luftwechsels vorhält. Dieser wesentliche Einfluß des Kohlensäuregehaltes

der Luft ist um so wunderbarer, als derselbe äußerst gering ist und selbst im besten, also schlimmsten Falle, noch nicht ein Tausendstel des Rauminhaltes beträgt, und auch seine Schwankungen sich meist als sehr geringfügige erweisen. Der menschliche Organismus ist hier nicht selten ein empfindlicheres Reagens als physikalisch-chemische Methoden. Noch viel beständiger freilich ist das Zusammensetzungsverhältnis, welches die Luft in bezug auf ihre beiden quantitativ wichtigsten Bestandteile aufweist, nämlich in bezug auf das Verhältnis von Sauerstoff zu Stickstoff. In den verschiedensten Höhen und in den verschiedensten Gegenden hat man immer ziemlich genau 79 Prozent Stickstoff gefunden, sodaß, da der Anteil der Kohlensäure und der übrigen etwa in der Luft enthaltenen Bestandteile bei diesen Zahlen nicht in betracht kommt, für den Sauerstoff 21 Prozent übrig bleiben. Die größte Erniedrigung dieser Zahl in der freien Atmosphäre fand Regnault in Luftproben, welche in heißen Klimaten über dem Ganges in Indien oder über dem Wasser in Seehäfen der tropischen Zone gesammelt waren; aber selbst hier fehlte noch nicht ein ganzes Prozent zu dem genannten Betrage.

Nächst der Kohlensäure müssen noch zwei andere atmosphärische Gase kurz erwähnt werden, das Ammoniak und das Ozon, wenn auch bei beiden Stoffen die hygienische Bedeutung noch sehr im Dunklen liegt. Beim Ammoniak ist es wenigstens klar, daß es die Luft verschlechtert, zumal, wenn es sich wie gewöhnlich, als kohlen-saures Ammoniak vorfindet. Übrigens findet es sich zwar fast allenthalben in geringen Spuren, in schädlichen Mengen aber nur da, wo größere Massen stickstoffhaltiger organischer Materie in Fäulnis sich befinden. Beim Ozon aber ist man, wie die von Flügge in seinem Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden gegebene Zusammenstellung beweist, über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit noch völlig uneins; die betreffenden Beobachtungen sind teils zu unvollkommener Natur, teils haben sie gar keine ausgeprägten Ergebnisse geliefert, wie man denn beispielsweise das eine Mal Minima von Ozonmengen zur Zeit von Epidemien, ein anderes Mal aber noch stärkere Minima zur Zeit der geringsten Morbidität und schließlich ein drittes Mal Maxima gerade während der heftigsten Epidemien festgestellt hat. Der verbreiteten Ansicht, daß ozonreiche Luft auch immer besonders gute Luft sei, ist also energisch entgegen zu treten. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die freie Natur. Ganz anders und selbstverständlich viel ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse da, wo die menschliche Thätigkeit die Luft beeinflusst.

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Fast kann man es auch in hygienischer Beziehung sagen. Der schädliche Einfluß des Menschen auf die Atmosphäre, die ihn umgiebt, macht sich nicht nur in seinem Wohnhause und den seiner Arbeitsthätigkeit dienenden geschlossenen Bauten geltend, er erstreckt sich indirekt auch auf die freie Natur, wenigstens dann, wenn diese Natur in Gestalt eines engen Thales nur eine geringe Befähigung besitzt, mit ihrer Umgebung durch Luftströmungen und Diffusion zu verkehren.

Es giebt genug derartige Thäler, welche, an sich wie zum Sommeraufenthalt prädestiniert, durch den Einfluß zahlreicher Fabrikanlagen verpestet werden, und nicht selten ist diesem Umstande sogar ein Badeplatz oder ein klimatischer Kurort zum Opfer gefallen.

Die Stoffe, durch welche der Mensch und seine gewerbliche Thätigkeit die Luft verunreinigen, sind entweder feste, staubförmige oder gasige Bestandteile. Die ersteren sind außerordentlich zahlreich. Da giebt es Steinteilchen, Kohlenstaub, feinen Sand, Fragmente von der menschlichen Wohnung und Kleidung, Stärkekörner, Federn, Spinnfäden und dergleichen mehr. Es läßt sich hiergegen nicht das Mindeste thun; selbst was das Abstäuben des Zimmergeräts betrifft, so ist es noch sehr fraglich, ob man durch Fortschaffung des Staubes mehr Gutes oder durch Aufwirbeln desselben, selbst wenn man ihn naß aufnimmt, mehr Schaden stiftet. Das einzige, wirklich stichhaltige Mittel ist hier, dem Staub der Stadt und der winterlichen Wohnung zu entfliehen. In der ländlichen, von Etablissements gewerblicher Art verschonten Natur ist zwar die Luft auch noch weit davon entfernt, keine festen Teilchen zu enthalten; die Thätigkeit und Beweglichkeit der organischen Welt sorgt sogar dafür, daß Bakterien, Salzkristalle und andere Stoffe nie und nirgends fehlen; aber gegen die Dichte der städtischen Luft ist der Unterschied doch ein durchgreifender. Es giebt eine ganze Gruppe von Krankheiten, welche der Staub in der Luft erzeugt; und je nachdem sie eine einfach schädliche oder eine ausgesprochen giftige Wirkung darstellen, teilt sie Bettenerkrankungen ein in Staub-Inhalations-, Staub-Infektions- und Staub-Digestionskrankheiten einerseits und in akut oder chronisch toxische Staubkrankheiten andererseits.

Noch beträchtlich wichtiger für Leben und Gesundheit des Menschen sind aber die gasigen Bestandteile der Luft, wie sie teils die Atmungsthätigkeit erzeugt, teils chemische Prozesse, deren indirekter Urheber ebenfalls der Mensch ist, in die Luft befördern. An Kohlensäure darf die Luft des Zimmers allerhöchstens ein Tausendstel enthalten, darüber hinaus ist sie als entschieden schlecht zu betrachten. Geradezu tödend wirkt sie freilich erst, wenn sie, namentlich im Verein mit einem verwandten Gase, dem Kohlenoxyd, fünf bis zehn Prozent der Luft ausmacht. Diese Verunreinigung rührt bekanntlich von der Heizung her, und man irrt, wenn man durch die jetzt wohl allenthalben durchgeführte Abschaffung der Klappen jede Gefahr beseitigt meint. Auch wenn der Luft der Weg in den Schornstein offen steht, wird sie nicht ihn, sondern den ins Zimmer wählen, falls sie hier geringerem Widerstande begegnet — ein Umstand, der bei großer Kälte nicht selten eintritt. Es ist daher durch Herstellung genügenden Luftzuges von vornherein zu verhindern, daß jene Gase sich bilden.

Dies führt uns auf die Frage der Verhütung schlechter Luft in Wohn- und Arbeitsräumen. Schließt man diejenigen Verunreinigungen aus, welche bei gehöriger Ordnung, Reinlichkeit und erforderlichen Falls Desinfektion vermeidlich sind — hierher gehören namentlich alle durch die Zerlegung menschlicher und tierischer Leichen und Auswurfstoffe, sowie der Abfälle in die Luft geratenden Stoffe, — so blieben diejenigen Verunreinigungen übrig, welche nicht vermieden

werden können, weil sie vermeiden dasselbe bedeuten würde wie aufhören zu leben. Der Mensch bedarf der Luft, also muß er sie auch notwendig verändern. Hier hilft kein anderes Mittel als dies, die Luft samt ihren Verunreinigungen fortzuschaffen und durch noch unverdorbene zu ersetzen. Die Ventilation ist geradezu ein Universalmittel gegen schlechte Luft. Sie setzt erstens die durch die Abgabe der Körperwärme und durch die Beleuchtung gesteigerte Temperatur wieder auf den geeignetsten Grad herab; sie erzeugt eine wenn auch ruhige Bewegung der Luft — eine für die Hautthätigkeit nicht zu unterschätzende Leistung; drittens säubert sie die Luft von Staub und Gasen wenigstens bis zu einem gewissen Grade; und viertens, indem sie für Mischung verschieden gesättigter Luftmengen sorgt, trocknet sie die Zimmerluft. In einem Hörsaal würde, bei Zugrundelegung gewisser Zahlen, innerhalb einer Stunde der Sauerstoffgehalt ohne Ventilation von 21 auf 20 sinken, der Kohlen säuregehalt von 4 auf 12 Tausendstel und die Temperatur von 18 auf 24 Grad Celsius steigen; die Ventilation schafft diese Veränderungen zwar nicht gänzlich fort, setzt sie aber auf 10 Prozent ihres Betrages herab. Man hat in den letzten Jahren versucht, die von einem Menschen pro Stunde erzeugte Kohlen säuremenge zu bestimmen und, je nach Individuum und Umständen, 10 bis 40 Liter, im Durchschnitt etwa 20 Liter gefunden. Man kann hiernach eine für die Hygiene überaus wichtige Größe wenigstens annähernd berechnen: den Ventilationsbedarf. Die Berechnung muß natürlich berücksichtigen, für welche Zahl von Personen der betreffende Raum bestimmt ist, und außerdem, durch wieviel Gasflammen er etwa beleuchtet werden soll; durch die Einführung des die Luft bekanntlich nicht beeinflussenden elektrischen Lichts wird sich künftig hin in letzterer Beziehung die Rechnung wesentlich vereinfachen. Ferner ist festzusetzen, wie oft pro Stunde die Luft sich soll erneuern dürfen. Man nimmt gewöhnlich an, daß dies nicht mehr als dreimal geschehen dürfe, weil sonst Zugluft entsteht. Schließlich ergibt sich, ob sich das Zimmer unter diesen Bedingungen überhaupt ventilieren läßt, und wenn, mit welchen Mitteln: Sollten diese Mittel doch nie gescheut werden, wo es sich um des Menschen, um der Menschheit höchstes Gut handelt!



Die La Platastaaten

unter der spanischen Herrschaft bis 1810.¹⁾

von

J. J. von Eschudi.

Ein früher kaum geahntes reges, geistiges Leben durchweht die meisten Staaten Süd-Amerikas, und die Leistungen der dortigen Männer der Wissenschaft fangen an in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich zu

¹⁾ Vicente V. Lopez, Historia de la Republica Argentina. Su origen, su revolucion y su desarrollo politico hasta 1852. 2. Tom. Buenos Aires 1883.

Das hier zitierte Werk, das zu der vorliegenden historischen Skizze teilweise das

ziehen. Insbesondere gilt dieses von der argentinischen Republik, die lange nur von politischen und materiellen Interessen absorbiert, wissenschaftlichen Bestrebungen ziemlich ferne stand, während ihre stammverwandten Nachbarn im Westen und die nördlichen in Brasilien sich mit vollem Ernste denselben hingaben. Nachdem sich aber die Republik von der menschenunwürdigen Stellung, die sie unter dem Diktator Juan Manuel Rosas eingenommen hatte, freigemacht (3. Febr. 1853) und die darauf folgenden langjährigen kouvulsivischen Zuckungen mutwillig herauf beschworener Revolutionen, die Frucht von Parteileidenschaften, Eitelkeit, Haß, Habgucht und Gewissenlosigkeit von Prätendenten, die zum Teil nichts weniger als geistig bevorzugt waren, glücklich überstanden hatten, begann mit dem Regierungsantritt des als Mensch, als Gelehrter und als Staatsmann gleich ausgezeichneten Dr. Domingo Faustino Sarmiento als Präsident der Republik (12. Oktob. 1868) eine Epoche gewaltigen, geistigen und materiellen Fortschrittes. Zwar dauerten die Revolutionen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen noch bis 1880; sie vermochten aber diesen Aufschwung nur etwa zu verzögern, aber nicht zu hindern.

Glückliche klimatische Verhältnisse und ein zum größten Teile fruchtbarer Boden, mit immensen Viehtriften und einem für Cerealien reichen Ackerlande begünstigen die Bevölkerung der La Platastaaten. Sie ist von sehr gemischter Abstammung: von reinen Spaniern und reinen Indianern; von Spaniern mit indianischen Frauen der verschiedensten Stämme und anderen Europäern aus der meisten Herrn Ländern. Es fehlt ihr auch nicht an dem bei Rassenmischungen das perverste Element bildenden Negerblute, aber doch in weit geringerem Maße als in anderen einstigen spanischen Kolonien, insbesondere aber als in dem benachbarten Brasilien. Gegenwärtig sind die Neger nur noch in vereinzelt Individuen in der Republik vertreten. Es hat sich übrigens auch hier der alte Erfahrungssatz bestätigt, daß sich durch die Blutmischung jede der drei Rassen nur verschlechterte. Aus diesen Elementen hat sich allmählich eine eigene Bevölkerung die „Argentinos“ herangebildet. Sie ist in den verschiedenen Provinzen, je nach der Blutmischung eine auffallend verschiedene; im ganzen genommen ist sie ziemlich, teilweise sehr roh, abgehärtet, aber träge, insolent und doch hochfahrend. In den höheren Gesellschaftsschichten ist sie geistig äußerst glücklich beanlagt und mit großem Sinne für Bildung und geistiges Streben begabt. Wenn die Volksbildung durch weitere Entwicklung der Volksschulen, die

Material bot, behandelt in den zwei bis jetzt erschienenen Bänden die Einleitung zur Geschichte der argentinischen Republik unter dem Titel: „Paralelismo de la historia colonial con la historia europea“. Nach seiner Einleitung zu urteilen, verspricht das Werk eine hervorragende Stellung unter den Geschichtswerken über Süd-Amerika einzunehmen. Der Verfasser gebietet über einen eleganten, fesselnden Stil, und da ihm nicht nur die Archive von Buenos Aires und der Provinzialhauptstädte der Republik, sondern auch viele im Privatbesitze befindlichen Urkunden zugänglich sind, so ist das Werk sowohl für den ernstlichen Geschichtsschreiber von besonderer Wichtigkeit als auch für weitere Kreise eine angenehme und spannende Lektüre. Wir wünschen demselben, indem wir hiemit die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf diese neue Publikation ziehen, einen raschen und glücklichen Fortgang.

schon unter Sarmiento in achtungswerter Zahl über die Republik verbreitet waren ¹⁾ verallgemeinert wird, so dürfte auch einerseits die in manchen gebildet sein wollenden Schichten tief danieder liegende Moral sich heben, andererseits die wüsten Brutalitäten der unteren Klassen allmählich milderem Sitten weichen; aber es wird wohl noch lange dauern, bis der Beamten- und Militärstand bis in die einzelnen Glieder von ethischem Bewußtsein durchdrungen und der übermütige, anmaßende Gaucho sich der Erziehung zugänglich zeigen wird. —

Auf einem Flächenraume, der sich vom 22—48° s. Br. und dem 57—70° w. L. ausdehnt und 2142946 qkm umfaßt, leben nach amtlichen Schätzungen von 1880 circa 2400000 Einwohner, zu denen noch etwa 75—80000 wilde Indianer im Gran Chaco und in Patagonien zu zählen sind.

Die Geschichte dieser Republik gleicht in ihren großen Zügen der fast aller ehemaligen spanischen Kolonien: Entdeckung durch kühne Seefahrer oder Soldaten eines mehr oder weniger dicht von mehr oder weniger kultivierter Bevölkerung occupierten Landes, leichtere oder schwerere Eroberung desselben, Befehung der Eingebornen zum Christentum, Unterjochung derselben durch Soldaten- und Priesterherrschaft, Zwangsarbeiten in Bergwerken und schweren landwirtschaftlichen Kulturen, Mischung der Eroberer mit den autochthonen Frauen, aber trotzdem quantitative Verminderung der einheimischen Elemente infolge der namenlos harten Behandlung durch die Spanier; Nachschübe aus dem Heimatlande, insbesondere von Soldaten und Beamten, rücksichtslose Abschließung von Ämtern und Würden für die einheimische farbige und weiße Bevölkerung, selbst der gebildeten Schichten, vollständige Abhängigkeit hinsichtlich des Handelsverkehrs vom Mutterlande, bei strengem Ausschlusse jeder kommerziellen Beziehung zum Auslande, daher die gewissenloseste Ausbeutung nicht nur der betrogenen Eingebornen, sondern auch der spanischen Deszendenz; nach ein paar Jahrhunderten einer grenzenlosen Ausfaugung des Landes durch die spanischen Monarchen und ihrer Satelliten allmählich erwachendes Selbstgefühl des Volkes, beginnende Auflehnung gegen das mutterländische Regiment, endlich entschiedener Widerstand gegen den Druck desselben, schließlich Erklärung der Unabhängigkeit, lange andauernder, heftiger Kampf gegen die spanische Herrschaft bis zu deren Vertreibung, Konstituierung zum unabhängigen Staate und darauf folgende durch Jahrzehnte sich hinausziehende Revolutionen. Dies ist der allgemeine Umriss der Geschichte der spanischen Kolonien auf dem Festlande von Mittel- und Südamerika. Natürlich hat die Geschichte eines jeden Staates ihr spezifisches Kolorit, ihren eigenen Entwicklungsgang, der auch das spätere, unabhängige Staatsleben mehr oder weniger beeinflusste!

Die Spanier trafen bei ihren Eroberungszügen in der neuen Welt bald auf Kulturvölker, die auf einer verhältnismäßig hohen Bildungsstufe standen und eine Geschichte hatten, bald auf Indianer, die entweder herumschweifende Jägervölker

¹⁾ Im Jahre 1875 bestanden in der Republik 1896 Primarschulen; Unterricht genossen im ganzen 125,150 Schüler. Sie zählte damals zwei Universitäten (Córdoba und Buenos Aires) und 120 Kollegien. An den höheren Anstalten unterrichteten eine Anzahl trefflicher, zum Teil ganz ausgezeichnete Lehrkräfte.

waren, oder, mehr oder weniger seßhaft, sich mit Agrikultur, Jagd und Fischfang befaßten, aber keine Geschichte hatten. Zu letzteren gehörten die Bewohner der La Platastaaten, die dem größeren Teile nach besonders im Norden dem großen Stamme der Tupi-Guaranis zuzuzählen sind, unter denen besonders die Guerandes, Bayawas (Agaces), Timbus, Huanakirus, Charruas u. c. a. den Spaniern viele Not und große Verluste verursachten und von denen manche noch heute ungezähmt und unbezungen auf ihren heimischen Gründen jagen. Im Süden und Südwesten lebten die herumschweifenden, jetzt berittenen Stämme der Puelches oder Aukas, der Tehuelches und der Rankeles, die heute noch von Viehzucht und Viehraub leben. Nach Nordwest gegen die Anden zu waren die Kalfaki-Indianer und noch andere Stämme ansässig, die zum interandinen Sprachgebiete gehören und fälschlich „Khetfuas“ (quichuas) genannt werden. Bei ihnen fand sich Gesittung, die sich auch auf ihre näheren Nachbarn nach Osten ausdehnte. In den Landschaften, östlich von den Anden wurde im allgemeinen Khetfua gesprochen; dieses Idiom verbreitete sich mehr oder weniger intensiv selbst bis nach Córdoba. Wir finden heute noch im Innern der argentinischen Republik manche Ortsnamen, manche Worte in den Sprachen der Guaranis und der Pampasindianer, die aus der Khetfua-sprache herzuleiten sind. Khetfuasprechende Indianer bevölkerten das westliche La Plategebiet, lange bevor die Aukas ihren Kriegszug gegen die Kalfaki-Indianer ausführten, ja, lange bevor überhaupt eine Inkadynastie in Peru herrschte. Es ist daher durchaus irrig, wenn man irgendwie den Inka eine wenn auch nur teilweise Zivilisierung der einstigen Bewohner der La Platastaaten zuschreiben will. Die sogenannte Inka-Kultur basiert auf einer früheren viel höheren Kultur einer Nation, die durch Ereignisse, welche uns bis jetzt noch unenthüllt sind, wieder versumpfte, die einst aber mächtig war und sich viel weiter ausdehnte als die späteren Inkaperuaner¹⁾.

Die Inkas haben auf die von ihnen unterjochten Stämme nie einen zivilisatorischen Einfluß ausgeübt, im Gegenteil, sie unterdrückten höhere Kulturen als die ihrige und zwängten in den spanischen Stiefel ihres Sonnendienstes, ihrer sozialistischen, drakonischen Gesetze, ihrer Sprache alle von ihnen besiegten Nationen, von denen manche eine viel vernünftigeren Staatsverfassung, eine weit freiere geistige Entwicklung und vorgeschrittenere Industrie hatten. Es ist daher geradezu unfaßlich, wie es ein neuer Geschichtsforscher wagt die Inkaperuaner ein eminent zivilisiertes, sozusagen ein auserwähltes geistig und moralisch ungemein hochstehendes Volk und die Inkafamilie eine erhabene Musterdynastie zu nennen!

Im Jahre 1515 entdeckte der spanische Großpilot Juan Diaz de Solis die Mündung des Parana guazu (La Platastromes), wurde aber bei seiner Landung an einer Insel, die er zu Ehren seines Piloten „Martin Garcia“ nannte, von den Eingebornen angegriffen und erschlagen. Ihm folgte 1527 der Großpilot Sebastian Cabot, der mit zwei Schiffen in den Parana eindrang und da, wo sich der

¹⁾ Die sogenannte Inkastraße zwischen Areko und Quito war ein Werk jener Nation. Die Inkas hatten die ziemlich verfallene Straße nur ausgebessert und ergänzt.

R. Carcaraña (Rio Tercero) in ihn ergießt, ein Fort errichtete, das er „Sancti Spiritus“ nannte. Hier sammelte er die Truppen seiner Expedition und segelte mit den Schiffen den Strom nach Norden noch ungefähr 300 Leguas bis zum 27° 27' s. Br., wo seine Weiterfahrt durch Stromschnellen gehindert wurde. Er kehrte bis dahin, wo sich der R. Paraguay in den Paraná ergießt, zurück und fuhr den R. Paraguay hinauf, wurde aber beim Einflusse des R. Bermejo in denselben von einer Flotille Panawas-Indianern angegriffen, schlug sie und machte Frieden mit ihnen. Durch sie erhielt er Gold- und Silbergegenstände, die sie einige Jahre früher von einem Kriegszuge nach Peru mitgebracht hatten. Cabot überzeugt, daß der Strom in dem Lande entspringe, wo dieses Silber gefunden wurde, nannte ihn den „Silberstrom“, Rio de la Plata. Dieser unpassende Namen blieb ihm für alle Zeiten.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Cabot nach Spanien zurück. Im Jahre 1534 erbat sich ein reicher Mann am Hofe Kaiser Karls V., Pedro de Mendoza, die Erlaubnis, eine Expedition nach dem La Plata zu unternehmen, und es wurde ihm vertragsmäßig gestattet, auf eigene Kosten 1000 Mann und die nötigen Schiffe auszurüsten, dafür erhielt er den Titel eines „Adelantado“ (Militär- und Zivilgouverneur) und Zusicherung aller Vorteile der Expedition; nur ein Fünftel des Gewinns sollte dem Kaiser zufallen. Der Zudrang zu diesem Unternehmen war ein außerordentlicher, und am 1. Sept. 1534 verließ Mendoza mit 14 Schiffen und 2500 Mann, darunter 500 Deutschen,¹⁾ den Hafen von St. Lukas. Im Juni 1535 langte die Expedition in Parana Guazo an. Mendoza gründete am südwestlichen Ufer des Stromes der Insel Martin Garcia, gegenüber bei einem kleinen Flüsschen (Riachuelo) eine Niederlassung und nannte sie Puerto de Santa Maria de Buenos Aires, weil die Schutzpatronin der Matrosen der Expedition „Santa Maria de los buenos aires“, die Schiffe während ihrer Überfahrt mit „guten Winden“ begünstigt hatte.

Die Expedition hatte einen unglücklichen Verlauf. Die Eingeborenen, Guerandis-Indianer, griffen die Spanier an, töteten von ihnen 140—150 Mann, darunter die besten Ritter und den Bruder des Adelantado, den Admiral Diego de Mendoza. Die Spanier wurden nun förmlich von den Indianern belagert und litten furchtbar an Hunger und Krankheit. Nach Jahresfrist waren von den 2500 Mann kaum noch 600 am Leben.

Der Aguacil mayor der Expedition, Juan de Ayolas, die rechte Hand Mendozas, war 1536 mit einigen Schiffen den Paraná und R. Paraguay hinaufgefahren, gründete nicht weit von der Mündung des Araguayassu in denselben unter friedlichen Indianern die Stadt N^{ra} S^{ra} de la Assuncion, die dann bis 1620 die Hauptstadt sämtlicher La Platäländer war, machte bald darauf einen Kriegs-

¹⁾ Unter diesen Deutschen befand sich auch ein Ulrich Schmiedel aus Straubing, der nach seiner Rückkehr einen hochinteressanten Bericht über die Expedition veröffentlichte. Es ist ohne Zweifel die wahrheitsgetreueste, einfachste und schlichteste Schilderung dieses unglücklichen Unternehmens.

zug, um nach Peru zu gelangen, wurde aber von den Paywasindianern mit seinen sämtlichen Gefährten erschlagen.

Mendoza, durch die ungeheuren Mißerfolge vollständig entmutigt, setzte Ayolas, von dessen unglücklichem Ende er nichts wußte, zu seinem Nachfolger ein und schiffte sich, körperlich und geistig gebrochen, 1537 nach Spanien ein. Er starb während der Überfahrt, wie es heißt an der Tollwut, infolge des Genusses von Fleisch eines kranken Hundes, da an Bord Hungersnot herrschte. Sein von den Zurückgebliebenen erwählter Nachfolger war Martinez de Yrala, ein kluger, tapferer und ehrlicher Soldat aus Biskaya. Er richtete vorerst sein Augenmerk auf die Vergrößerung der Stadt Assuncion, da er fand, daß sie, obgleich vom Meere weit entfernt, den Spaniern den besten Schutz gewähre und auch der geeignetste Ausgangspunkt für künftige Expeditionen sei.

Als die Nachricht von Mendozas Tod und der Lage in den La Plata-Ansiedlungen nach Spanien gelangte, erbat sich D. Alvaro Nunez Cabeza de Baca vom Kaiser die Stelle des Adelantado, indem er sich erbot, 8000 Dukaten aus eigenen Mitteln zur Ausrüstung einer neuen Expedition beizutragen und segelte am 2. Nov. 1540 nach Südamerika. An der brasilianischen Küste erfuhr er durch einige Leute, welche sich vom La Plata bis hierher durchgeschlagen hatten, die Lage der dortigen Dinge und beschloß mit 250 seiner besten Leute zu Lande von der Mündung des Rio Itakubu in Brasilien nach Assuncion zu gehen. Der kühne Zug gelang; nach 130 Tagen erreichte Baca den Paraguay; seine Schiffe trafen erst 8 Monate später in Assuncion ein. Der neue Adelantado verstand es nicht, sich beliebt zu machen. Nach vierjährigem Regimente wurde er durch eine Revolution gestürzt und gefangen nach Spanien geschickt. Yrala wurde wiederum zum Gouverneur gewählt und 1555 erhielt er sein vom Kaiser signiertes Bestallungsdekret als Generalkapitän und Gouverneur. Yrala hatte 1548 einen Zug nach Peru unternommen, gelangte bis nach Chuquisaca im heutigen Bolivia, mußte aber auf Befehl des Gouverneurs von Peru, Pedro de Gasca, sogleich wieder umkehren. Nachdem er die während seiner 1½ jährigen Abwesenheit vorgefallenen Unordnungen in Assuncion geregelt, unternahm er einen Zug nach Brasilien, eroberte die Provinz La Guayra, unterwarf die dortigen Tupiindianer und gründete am östlichen Ufer des Paraná die Niederlassung Ontiveros und verteilte dann ca. 40000 indianische Familien unter etwa 400 Konquistadoren. Die Indianer wurden denselben auf zwei Köpfe, d. h. dem Konquistador und dessen unmittelbaren Erben zugesprochen; nach dem Tode des letzteren waren sie frei und fürder nur noch Kronunterthanen. Die männlichen Indianer hatten die Verpflichtung, vom 16. bis zum 50. Jahre den sechsten Teil ihrer Arbeitszeit ihren Herren zur Verfügung zu stellen; also eine nicht allzuharte Dienstleistung. Yrala starb 1557, siebenzig Jahre alt, an einem perniziösen Fieber. Sein Schwiegersohn Mendoza war sein Nachfolger, er starb sehr bald, und das Amt ging auf seinen Schwager, Ortis de Vergara über, der aber durch schmählischen Verrat seine Würde bald verlor. Der Vizekönig von Peru, D. Andres Hurtado de Mendoza, Marques de Canete ernannte nun einen seiner Günstlinge, D. Juan Ortis de Zarate, zum Gouverneur der

La Platastaaten, der auch sogleich nach Spanien abreiste, um sich bestätigen zu lassen. Bis zu seiner Rückkunft sollte ein gewisser Caceres sein Stellvertreter sein. Als Caceres in Assuncion anlangte, wurde er von allen Seiten mit Verachtung behandelt und nach vierjährigen Wirren schließlich gefangen als Staatsverbrecher nach Spanien geschickt. Bald darauf erhielt Juan de Garay, ein tapferer Biscayer, der in Santa Fé eine Ansiedlung gegründet hatte, durch einen Boten die Nachricht, daß der neue Generalkapitän an der Mündung des La Plata angekommen sei, aber von den Guerandisindianern belagert werde und zu Grunde gehen müsse, wenn nicht bald Hülfe komme. Garay zögerte nicht, ihm dieselbe zu bringen und geleitete Zarate mit seinem Gefolge glücklich nach Assuncion. Krankheit und Unglück hatten die Gesundheit des Gouverneurs untergraben; er starb wenige Monate nach seiner Ankunft und bestimmte Garay zu seinem Nachfolger. Zur nämlichen Zeit gründete D. Gerónimo Luis de Cabrera, Gouverneur von Santiago del Estero und Tucuman, die Stadt Córdoba mit einem ausgedehnten Gerichtssprengel und gewann sich die sämtlichen, meist fekhafsten Comchingonesindianer der ganzen Landschaft.

Garay in vollkommen richtiger Würdigung der Wichtigkeit, welche die La Plata-mündung haben werde, bevölkerte von neuem die von Mendoza gegründete, später aber wieder aufgelassene Niederlassung Santa Maria de Buenos Aires (1580); er gab ihr mit Königl. Bewilligung die Attribute einer Stadt und eine Municipaleinrichtung nach dem Muster der freien Städte seines Heimatlandes Biscaya. Buenos Aires entwickelte sich nun nach den damaligen Verhältnissen ziemlich rasch, und im Jahre 1617 wurde die Stadt, die bisher unter dem Gouverneur von Assuncion stand, zur Hauptstadt einer eigenen „Gobernacion del Rio de la Plata“ erhoben.

Garay hatte die Genugthuung, gegen das Jahr 1582 das erste Schiff mit einheimischen Produkten (Zucker und Häuten) nach Spanien zu senden. Sein Hauptaugenmerk war nun auf die Gründung neuer Städte und Ortschaften gerichtet, die er mit Glück und Umsicht durchführte, bis er 1583 auf einer Reise nach Assuncion in der Nähe des ehemaligen Fort Sancti Spiritus von Minuasindianern samt seinem Gefolge nachts ermordet wurde.

Um das Jahr 1609 kamen die Jesuiten in die La Platastaaten. Sie hatten von der Krone besondere Privilegien erwirkt, um die Indianer nach einem von ihnen erfundenen Systeme zu zivilisieren und gründeten 1610 am oberen Paraná und La Guayra die ersten Missionen, die sie nach und nach weiter ausdehnten und aus denen sie die bekannte, vielbesprochene, verdammte und bewunderte „Jesuitenrepublik“ bildeten, die zwar viele Vorteile hatte, aber auch manche schweren Nachteile verursachte und endlich mit Aufhebung des Jesuitenordens ihr Ende nahm.

Einer der Gouverneure von Paraguay, Luis de Céspedes Xera, dessen Name für alle Zeiten der tiefsten Verachtung preisgegeben ist, schloß mit den brasilianischen Portugiesen einen Vertrag, wodurch er ihnen gestattete, 70 000 Guaranis-Indianer, friedliche, ansässige, spanische Unterthanen zu fangen und in die Sklaverei zu führen, unter der Bedingung, daß der Gewinn aus dem Verkauf

zwischen ihm und den Sklavenjägern geteilt werde. Die Portugiesen, namentlich die Bewohner der mittelbrasilianischen Provinz S. Paulo, die sogenannten Paulistas oder Mameluken, wie sie auch nach ihrer Kleidung bezeichnet wurden, ein abgehärteter, namenlos roher Menschenschlag, setzten, gestützt auf diesen Vertrag, durch lange Jahrzehnte den Menschenraub und Sklavenhandel fort. Es ist eins der schönsten Verdienste der Jesuiten in Paraguay, daß sie mit allen möglichen Mitteln, besonders durch wohlorganisierte Bewaffnung der Missionsindianer die Eingebornen schützten und den entmenschten Horden der portugiesischen Sklavenjäger viele empfindliche Niederlagen beibrachten.

Im zweiten Dezennium des 17. Jahrhunderts wurde eine Universität in Córdoba gegründet. Sie erlangte später eine gewisse Berühmtheit. An Primärschulen gab es damals sechs in Córdoba und vier in Buenos Aires. Das weibliche Geschlecht war von jedem Schulunterricht ausgeschlossen, denn Lesen und Schreiben wurde als unmoralisch für Frauen betrachtet, „da dieses nur als Versuchung diene um zu sündigen und sich der elterlichen Aufsicht zu entziehen.“ Selbst zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Kenntniss des Lesens und Schreibens bei den argentinischen Frauen sehr selten.

Die Demütigungen Spaniens im 17. Jahrhundert hatten auch ihre Rückwirkung auf die La Platastaaten. Die schlau berechnenden, in handelspolitischen Angelegenheiten gewöhnlich scharfblickenden Engländer, die einesteils für ihre Waren einen Abfluß nach den argentinischen Landen anstrebten, andernteils auch vermeinten auf diesem Wege zu den Reichthümern Perus zu gelangen, stachelten die Portugiesen gegen die Spanier, die ohnehin mit einander in stetem Zwiste lebten und in wenig freundlichen Beziehungen standen, auf und ermutigten sie sich am La Plata niederzulassen. Zu diesem Zwecke wurden Karten gefälscht, welche die läppische Demarkationslinie des Papstes Alexander VI. um 40 Legua nach Westen rückten, so daß sie vom Amazonas in gerader Linie auf das östliche Ufer des La Plata fiel. Die Regierung in Lissabon gab daher dem Gouverneur von Rio de Janeiro Manuel Lobo 1679 den Befehl, sich am Rio de la Plata festzusetzen, was dieser auch mit einer kleinen Flotte, 200 Soldaten und 30 Kolonistenfamilien ausführte, indem er Buenos Aires gegenüber am Rio S. Juan die „Kolonía del Sacramento“ gründete und mit Wällen umgeben ließ.

Der Gouverneur von Buenos Aires, Don José de Garro, ein energischer Mann, forderte Lobo auf, sich unverzüglich wieder einzuschiffen, und da dieser der Aufforderung nicht Folge leisten wollte, ließ ihn Garro in der Nacht vom 6. August 1680 angreifen. Lobo und seine ganze Garnison wurden gefangen genommen und das Lager zerstört. Als die Nachricht davon nach Europa kam, brach Portugal, von England und Frankreich aufgehekt, die diplomatischen Beziehungen mit Spanien ab. Letzteres schickte 26000 Mann über die Grenze, sie wurden aber von kaum 15000 Portugiesen geschlagen. Die spanische Regierung sah sich infolge dessen zum Nachgeben gezwungen. In einem provisorischen Vertrage von 1681 machte sich Spanien verbindlich die Kolonia del Sacramento an Portugal zurückzugeben und vollen Schadenersatz zu leisten. Der verdienstvolle

Gouverneur Garro wurde seiner Stelle entsezt, aber doch als Gouverneur nach Chile geschickt.

Im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges befahl der Bizkönig von Peru dem Gouverneur von Buenos Aires D. Juan Baldes Inclan die Kolonia del Sacramento den Portugiesen wieder abzunehmen. Inchan übertrug den Oberbefehl der Expedition dem Kapitän Garcia Ros, der den 17. Oktober 1704 mit der Belagerung begann und kurz darauf die Portugiesen zur Flucht auf ihre Schiffe zwang.

Beim Frieden von Utrecht wurde wiederum von Spanien die Kolonia samt dem nötigen Terrain zu ihrer Verteidigung für ewige Zeiten an Portugal abgetreten; gleichzeitig bedang sich England durch einen eigenen Vertrag mit Spanien (asiento de negros) das Recht aus durch 30 Jahre die spanischen Kolonien mit Negerflaven zu versehen. In Buenos Aires sollten jährlich 1200 eingeführt werden dürfen.

Während des nach dem Tode Ludwig XIV. ausgebrochenen Krieges landete eine halb kriegerische, halb kommerzielle französische Expedition unter einem gewissen Moreau in dem östlichen Hafen Maldonado und besetzte sich daselbst; aber bei der Annäherung des Gouverneur Zavala mit überlegenen Streitkräften schifften sich die Franzosen eiligst wieder ein. Acht Monate später kehrte Moreau sogar mit Landungstruppen wieder zurück und verbarrikierte sich bei Castellös. Dort wurden die Franzosen vollständig geschlagen, Moreau und viele seiner Gefährten getötet, der Rest gefangen genommen.

Im Jahre 1773 schickte Portugal eine wohl ausgerüstete Expedition nach den La Platastaaten, um an der Ostküste einen festen Platz anzulegen. Der Gouverneur Zavala griff sie an, schlug sie und errichtete auf Befehl des Bizkönigs von Peru das Fort von San Felipe Puerto de Montevideo. Die Portugiesen der Kolonia del Sacramento, welche zu einem für die damalige Zeit fast uneinnehmbaren Platze umgestaltet worden war, versuchten, verstärkt durch die von Montevideo vertriebenen Portugiesen und in Verbindung mit den Guenoasindianern, die an der Küste und im Innern am Uruguay wohnten, einen Aufstand gegen die Spanier. Der Gouverneur von Buenos Aires, D. Miguel Salcedo, griff den Platz an, wurde aber zurückgeworfen. Spanien, um seine Erfolge in Italien nicht bloßzustellen, sah von weiteren Angriffen auf die Kolonie ab.

Im Asiento de Negros wurde bestimmt, daß England unter keiner Bedingung andere Waren als Sklaven nach den Kolonien einführen dürfe. Unbekümmert darum betrieben die Sklavenhändler den unverschämtesten und frechsten Schleichhandel. Die spanische Regierung erließ daher eine Verordnung, daß die englischen Schiffe, ob sie Sklaven an Bord hätten, oder nicht, sich einer Untersuchung nach Contrebande unterziehen müßten. England wollte diese Verordnung nicht anerkennen, und es kam daher 1739 zum Kriege zwischen ihm und Spanien. Die englischen Seeexpeditionen, in einer bis dahin noch nie dagewesenen Stärke ausgerüstet, waren nicht glücklich. Der Kommodor Vernon, der die Truppen des General Berthwooth an Bord hatte, wurde bei Karthagena geschlagen. Admiral

Knowles mit 17 Schiffen und 4000 Soldaten wurde bei Caracas zurückgeworfen. Die welthistorischen Ereignisse, die sich zu jener Zeit in Europa abspielten, veranlaßten die Engländer gemäßigtere Seiten aufzuziehen und führten zum Frieden von Aquisgran. Unterm 5. Oktober 1750 wurde im Buen Retiro zwischen England und Spanien ein Vertrag abgeschlossen, in welchem das Privilegium der Einfuhr von Sklaven auf 4 Jahre verlängert und das Untersuchungsrecht geregelt wurde. Infolge dieser Kriege beschloß die Regierung des Königs Ferdinand V. die großen Regierungsflootten, welche bisher den Verkehr zwischen dem Mutterlande und den Kolonien vermittelt hatten, aufzulassen und den Handel der spanischen Privatschiffahrt unter der Bedingung zu überlassen, daß die Schiffe nur von Cadix absegeln und die Schiffspapiere nur vom Konsulate dieser Stadt ausgestellt werden dürften.

Portugal, immer noch an dem Gedanken festhaltend von den La Platastaaten nach Peru vorzudringen und darin von England heimlich unterstützt und aufgehebt, richtete sein Augenmerk nach den Ländern von Rio grande, drang den R. Jacuy hinauf, errichtete von 10 zu 10 Leguas bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Flusses befestigte Punkte, näherte sich so den Missionen der Jesuiten am Uruguay und begann auf religiös-sozialem Terrain einen heftigen Krieg gegen dieselben. Der von gewissenlosen und schlecht informierten Ministern beratene und unter dem Einflusse seiner Frau, einer portugiesischen Prinzessin, stehende König, willigte in den von der schlauen portugiesischen Regierung proponierten Tausch der Kolonia del Sacramento am La Plata gegen die guaranischen Missionen, die sogenannten „Siete pueblos del Uruguay“ mit allen ihren Bewohnern, und im Februar 1750 wurde dieser unglückliche Tauschvertrag (convenio de la permuta) abgeschlossen. Vergeblich waren die politisch und humanistisch wohl begründeten Protestationen der Jesuiten, vergeblich die von mehr als 20000 Guaranisindianern, die nun Aussicht hatten als Sklaven an die Fazendeiros in der Provinz S. Paulo in Brasilien verkauft zu werden. Sie leisteten mit den Waffen in der Hand Widerstand, so daß die spanische Regierung sich veranlaßt fand, den Gouverneur von Buenos Aires zu beauftragen mit bewaffneter Hand zur Ausführung des Vertrages zu helfen. In Madrid kam man endlich unter König Karl III. zur Einsicht, welcher schmählichen Tausch man eingegangen und suchte ihn rückgängig zu machen; er kam auch wirklich nicht zur Ausführung, aber die „Siete pueblos“ waren verheert worden.

Während des Krieges infolge des Familienvertrages zwischen Spanien und Frankreich waren die Verbündeten überall gegen England im Nachtheile, nur am Rio de la Plata hatten die Spanier durch die Intelligenz, Energie und Tapferkeit des Gouverneurs D. Pedro de Ceballos Vorteile errungen. Er zwang die Kolonia del Sacramento zur Kapitulation, brachte der englischen Flotte unter dem Kommodor Denara bei einem Landungsversuche eine Niederlage bei, zog dann nach Rio grande und nahm den Portugiesen fast alle ihre dort eroberten Positionen wieder weg. Der Friede von Paris (10. Februar 1764) machte dem glücklichen Feldzuge Ceballos ein Ende, und das Schlussergebnis für die

La Platastaaten war das alte Spiel der Rückgabe der Kolonia del Sacramento an die Portugiesen.

Im Jahre 1770 wollte der berühmte französische Seefahrer Bougainville die Falklands-Inseln für Frankreich in Besitz nehmen. Er wußte nicht, daß sowohl Spanien als England Ansprüche auf dieselben machten. England entsendete alsbald eine Expedition um an der Westküste der Insel eine Niederlassung „Port Egmont“ zu gründen. Mit Spanien setzte sich Frankreich bald friedlich auseinander. Der Gouverneur von Buenos Aires Bucciarelli unternahm mit 5 Schiffen und 1400 Mann Landungstruppen unter dem General Antonio Gutierrez eine Expedition gegen die Engländer und zwang sie nach zweitägigem Gefechte zur Kapitulation.

Sobald die portugiesische Regierung Kenntniss dieser Vorgänge erhalten hatte, glaubte der schlaue Marquez Pombal einen Krieg zwischen Spanien und England unvermeidlich und schickte, um möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen, eine starke Expedition aus um Rio grande wieder zu erobern.

England aber, angesichts der Erhebung in Nord-Amerika gab sich Spanien gegenüber mit diplomatischer Satisfaction zufrieden; Portugal blieb also isoliert. Die spanische Regierung schickte den 13. November 1770 eine Flotte von 117 Segeln und 10000 Mann Landungstruppen gegen die Portugiesen nach Südamerika. Sie hatte den neuen, ersten Vizekönig von Buenos Aires, D. Pedro de Cevallos an Bord. Die spanischen Staatsmänner hatten nämlich in richtiger Würdigung der Verhältnisse beschlossen die ausgedehnten Länder westlich von den Cordilleren von dem übermäßig großen Vireinat von Peru zu trennen. Das neue Vireinat umfaßte die Provinzen Buenos Aires, Paraguay, Córdoba, Salta La Plata, Santa Cruz de las Sierras, Cochabamba, La Paz, Puno; die westlich gelegenen Landschaften Chiquitos, Moros, ferner Montevideo, die Missionen am Uruguay und Parana, dann Patagonien und sämtliche atlantischen Inseln an der Südspitze Südamerikas. Fast gleichzeitig wurde auch der Handel mit Buenos Aires für Schiffe aus allen Häfen Spaniens gestattet und später auch noch der freie Handel der spanischen Kolonien unter sich erlaubt; Maßregeln von höchster Wichtigkeit für den Wohlstand dieser Länder.

Die Flotte eroberte zuerst die brasilianische Insel Santa Catharina, dann die Kolonia del Sacramento, und als sich Cevallos gegen Rio grande wenden wollte, erhielt er die Nachricht vom Frieden von S. Ildefonso, durch den die Insel Santa Catharina an Portugal zurückgegeben wurde; dieses verlor dagegen die Kolonie del Sacramento und verzichtete auf sein vermeintliches Recht der Beschiffung des La Platastromes außerhalb der brasilianischen Besitzungen.

Der Vizekönig Cevallos wurde 1778 abberufen und durch den Marschall Juan José de Vertiz ersetzt. Es war dies ein in jeder Beziehung ausgezeichneteter, hochherziger Mann, der in allen Zweigen der Verwaltung ungemein segensvoll wirkte. Er richtete sein Augenmerk in erster Linie auf sanitäre Verbesserungen in der Hauptstadt und auf Hebung der öffentlichen Moral, beförderte Handel und Industrie, entwickelte große Thätigkeit in bezug auf den öffentlichen Unterricht und richtete auch eine Druckerei in Buenos Aires ein. Seine Regierungszeit war durch die

wichtigsten Verbesserungen gekennzeichnet, aber auch durch eine von der Madrider Regierung verfügte Maßregel von den allernachtheiligsten Folgen für die Kolonialregierung. Auf die geheimen Berichte der beiden ausgezeichneten Mitglieder der internationalen Gradmessungskommission (1723) Don Jorge Juan und D. Antonio de Ulloa hin erließ 60 Jahre später die spanische Regierung eine sogenannte „Ordenanza de Intendentes“, wodurch neben den Vizekönigen und unabhängig von denselben die Stelle eines Intendantengenerals geschaffen wurde, dem die Kriegs- und Finanzverwaltung unterstanden. Die Regierung wurde dadurch gewissermaßen in zwei Departements geteilt, das eine für die Kriegs- und Finanzverwaltung, das andere für das Innere, den öffentlichen Unterricht, die Polizei und Justiz; ersteres unter den Befehlen des Superintendanten, letztere unter dem des Vizekönigs, jedes von dem anderen unabhängig und nur der Königl. Regierung verantwortlich.

Diese Maßregel hatte nicht einmal theoretisch eine annehmbare Berechtigung, praktisch erwies sie sich aber als ein großer Unsinn. Der Vizekönig Vert.3 sah die Folgen dieses unglücklichen Dualismus voraus und demissionierte 1783. Unter seinem Nachfolger, dem Marquez de Loreto, einem grundehrlichen, aber reizbaren Manne, kamen die häßlichsten Konflikte zum Ausbruche; sie gestalteten sich um so akuter, als der Superintendant Francisco de Paula Sanz, ein aufgeblasener, dummdreister Patron, mit nichtswürdigen Helfershelfern sich die skandalösesten Diebstähle und Betrügereien zu Schulden kommen ließ. Vizekönig Loreto berichtete darüber unständiglich nach Madrid; Sanz, der große Protektion bei Hof genoss, wurde zwar seiner Stelle in Buenos Aires enthoben, aber nach dem reichen Potosi versetzt, wo er noch günstigere Gelegenheit zu Raub und Diebstahl hatte. Die Generalintendanz wurde nach kurzem Bestande wieder aufgehoben.

Dem vielgeplagten Vizekönige Loreto folgte der Generallieutenant D. Nicola, de Arredondo (1795).

Buenos Aires entwickelte sich unterdessen in jeder Beziehung günstig. Während von 1778 nur 12 bis 15 Schiffe von Spanien nach dem La Plata abgingen, liefen 1794 schon 75 Schiffe von Cadix, Barcelona und Coruña mit der Bestimmung nach Buenos Aires mit einem Ladungswerte von 3000000 Thalern ein, während die Ausfuhr nur nach Havana mehr als eine Million Häute und andere Artikel betrug, der Gesamtwert der Ausfuhr sich auf 7000000 Thlr. bezifferte.

Unter dem Vizekönige D. Joaquim Pino wurden Versuche gemacht dem Journalismus Eingang zu verschaffen, aber die erste Zeitschrift, die erschien, wurde infolge großer Taktlosigkeit ihres Redakteurs, eines spanischen Obersten, unterdrückt, während eine Wochenschrift „Seminario de agricultura y comercio“ prosperierte. Eine anatomische Lehrkanzel wurde 1801 an der Universität gegründet, und unter einem vorzüglichen katalonischen Arzte eine klinische Schule, aus der tüchtige Ärzte hervorgingen.

Die napoleonische Politik, die soviel Unglück über Spanien brachte, hatte auch auf die Kolonien eine unglückliche Rückwirkung. Als auf Napoleons Befehl Spanien an Portugal den Krieg erklären mußte, organisierten die brasilianischen Portugiesen einen Kriegszug gegen die Spanier am Rio grande, bemächtigten sich

der ganzen Linie von Cerro Largo bis Siete pueblos am Uruguay. Das Vireinat verlor 1802 die Provinz Guayra, die heute die beiden immensen brasilianischen Provinzen „Matto großo“ und „Cuyaba“ bildet, ebenso verlor es die Grenze des R. Jacuy und die 7 Dörfer am Uruguay.

Nachdem Frankreich mit Spanien verbündet England den Krieg erklärt hatte, richtete dieses seine Operationen gegen die auswärtigen Besitzungen seiner Feinde. Der Admiral Bopham nahm zuerst die holländischen Besitzungen am Cap der guten Hoffnung, dann segelte er, jedoch ohne Ermächtigung seiner Regierung, mit 1600 Mann unter dem General Beresford nach dem La Plata. An der Spitze der Vireinates stand damals der Marquez de Sobremonte, ein total unfähiger Mann um so wichtigen Ereignissen die Spitze zu bieten. Beim Erscheinen der englischen Flotte war er durchaus nicht vorbereitet; nicht einmal Pulver oder Feuersteine standen zur unmittelbaren Verfügung. Es herrschte eine solche Kopflosigkeit, daß die Engländer sich unschwer den 27. Juni 1806 in Besitz der Hauptstadt setzen konnten.

Gleich nach der Einnahme der Stadt machte der Admiral den Behörden die weitgehendsten Versprechungen hinsichtlich der Administration des Landes, der Handelsfreiheit u. s. f., fand aber nur taube Ohren. Man rüstete sich zum Widerstande und zu einem Racheakt, wollte anfangs sogar durch zwei Minen die Quartiere der Engländer in die Luft sprengen. Da der Bizekönig Sobremonte sich gleich bei der Einnahme von Buenos Aires nach Córdoba geflüchtet hatte, so stellte sich ein geborener Franzose in spanischem Dienste D. Santiago Liniers y Bremont, Schiffskapitän und Militärkommandant des Hafens Ensenada, an die Spitze der nationalen Verteidigung. Er trat unverzüglich in Verbindung mit dem Gouverneur von Montevideo, D. Pascual Ruiz Hidrobo, erhielt von demselben 1250 Mann, meistens gut geschulte Soldaten und setzte sich allsogleich in Marsch. Den 12. Aug. 1806 gelang es ihm, unterstützt von der ganzen streitbaren Bevölkerung, den englischen General Beresford zur Kapitulation zu zwingen. Beresford übergab den Siegern 1100 Gewehre, 36 Kanonen, 4 Mörser, 4 Haubizen und die Fahne des schottischen 76. Regimentes. Am Abend des Siegestages langte eine Depeche des Bizekönigs an, in der er befahl, man solle keinen Angriff wagen, bis er mit seinen berittenen Milizen eintreffe und das Kommando übernommen habe. Er hatte nämlich in Córdoba Milizkavallerie gesammelt, mit der er die Hauptstadt befreien wollte. Der im höchsten Grade erregte Volkswille wollte von Sobremonte nichts mehr wissen und übertrug dessen Stelle an Liniers. Nach vielen Verhandlungen kam endlich ein Kompromiß zustande, nach welchem Sobremonte, bis die Antwort auf einen ausführlichen Bericht aus Madrid anlange, Bizekönig bleiben, während Liniers Generalleutnant von Buenos Aires sein und die Nationalverteidigung leiten sollte. Es täuschte sich nämlich niemand darüber, daß England trachten werde, bald möglich die Scharte auszuweihen. Auch wußte man, daß Beresford noch vor der Übergabe sowohl vom Kap als von England dringendst starke militärische Nachschübe verlangt hatte.

Liniers war ein befähigter Mensch von vortrefflichem Charakter, aber unge-

mein schwach und rücksichtsvoll. Diesen Umstand benutzte der überaus schlaue General Beresford und wußte es durch Piffigkeit, Heuchelei und Weiberhilfe dahin zu bringen, daß ihm Liniers eine fingierte Kapitulation übergab, die den General seiner Regierung gegenüber entlasten sollte. Liniers bereute zwar sehr bald seine leichtsinnige Kondeszendenz, er konnte das Geschehene aber nicht mehr rückgängig machen, leitete aber mit Energie die Organisation der Verteidigung. Es wurden 10 Bataillone Miliz gebildet, die von dem besten Geiste beseelt waren. Sobremonte kämpfte mit seinen Milizen zuerst an den Ufern des Paraná und begab sich dann nach Montevideo, wo er sich als Vizekönig installierte.

Auf das frühere Begehren Beresfords um Truppen kamen vom Kap unter dem Oberstleutnant Bachhouse 980 Mann, die sich im Hafen von Maldonado ausschifften und stark befestigten, auch einen schlecht organisierten Versuch, sie zu delogieren, tapfer abwiesen. Obgleich die englische Regierung die unüberlegte und eigenmächtige Politik des Admiral Popham entschieden mißbilligte und dem Jubelgeschrei der City entgegentrat, mußte sie dennoch, als die Nachricht von der Kapitulation Beresfords eintraf, zur Rettung der militärischen Ehre neue Truppen nach dem La Plata senden. Sie beorderte eine Flotte unter Sir Samuel Auchmuty und dem Brigadier Lumley, denen sie vorsichtige und gemäßigte Instruktion mitgab, die durchaus nicht die Absicht enthielt, bleibende Eroberungen zu machen. Auchmuty landete im Januar 1807 in Maldonado und eröffnete am 19. Januar die Operationen gegen Montevideo, das er 3. Febr. in der Frühe mit Sturm nahm, wobei die englischen Truppen große Grausamkeiten verübten. Der Vizekönig Sobremonte zeichnete sich auch hier durch erbärmliche Feigheit aus. Nach einem kurzen Geplänkel mit den englischen Truppen floh er in der Richtung von Córdova. Er wurde später sowohl von der Munizipalität als vom obersten Gerichtshofe seiner Stelle entsezt.

General Beresford, dem ein richtiger politischer Scharfblick in vollem Maße zugestanden werden muß, suchte im Interesse des englischen Handels dahin zu wirken, daß das Vizinat sich mit dem moralischen Beistande Englands vom Mutterlande unabhängig erklären solle. Diese Idee fand manche geheime Anhänger, die große Masse der Bevölkerung schien aber diesem Unternehmen keineswegs geneigt. Mit Hilfe einiger Freunde, worunter wahrscheinlich auch Liniers, gelang es Beresford, kurz bevor er nach Catamarca interniert werden sollte, nach Montevideo zu Auchmuty zu entfliehen. Er kehrte bald darauf nach England zurück, um im Sinne seines Planes beim dortigen Ministerium zu wirken. Auchmuty suchte unterdessen einen beruhigenden Einfluß auf die Bevölkerung auszuüben und ließ eine doppel-sprachige Zeitung „der Südsterne“ erscheinen, um ihr die Idee von Unabhängigkeit und vollkommener Handelsfreiheit mundgerecht zu machen, aber ohne welchen günstigen Erfolg. In militärischer Beziehung sah er sich veranlaßt, auch die Kolonia del Sacramento zu besetzen. Unterdessen langte General Whitelocke mit neuen Truppen und gemäßigten Instruktionen von Costlernagh in Montevideo an. Admiral Popham wurde nach England zurückberufen, um sich vor Gericht wegen seiner unüberlegten Handlungsweise zu verantworten. Admiral Stirling ersetzte ihn im La Plata.

Nachdem General Whitelocke das Kommando über sämtliche Truppen in Maldonado und Montevideo übernommen hatte, entschloß er sich aggressiv gegen Buenos Aires vorzugehen, schiffte den 1. Juli seine Truppen in der Ensenada aus und schickte den 2. eine Vorhut von 3000 Mann unter dem Generalmajor Lewison Gower zur Rekognoszierung ab. General Liniers griff sie an, wurde aber geschlagen und seine Truppen in wilder Flucht nach Buenos Aires zurückgeworfen.

Die geschlagenen Truppen ermannien sich sehr bald und während der Nacht sowie während des 3. und 4. Juli wurde von den argentinischen Offizieren mit Kenntniss und fieberhafter Energie die Verteidigung der Stadt, von Whitelocke mit Umsicht der Angriffsplan vorbereitet. Den 5. Juli 1807, noch vor Beginn der Morgendämmerung, schritten die Engländer zum Angriffe. Es entwickelte sich bald ein ungeheuer erbitterter Straßenkampf, bei dem die Einwohner mit vielem Vorteile von den flachen Dächern den Feind beschossen; in einzelnen Straßen fand sogar der Kampf auf den Dächern statt. Das Schlachtenglück wechselte auf und ab, blieb aber schließlich den Verteidigern hold. In den Nachmittagsstunden sah sich General Crauford genötigt, mit ungefähr 2000 Mann zu kapitulieren. Whitelocke blieb mit den Truppen, die entfliehen konnten, aber demoralisiert waren, und mit jenen, die einige Vorteile errungen hatten, außerhalb der Stadt; er hatte einen Verlust von 2600 Mann an Toten. General Liniers glaubte nun den günstigen Augenblick gekommen, Whitelocke zur Kapitulation aufzufordern. Der Vorschlag fand keine ungünstige Aufnahme, und unter Vermittelung des General Mucray kam eine Kapitulation mit nachfolgenden Bestimmungen zustande: 1. gegenseitiger Austausch der Gefangenen beider Expeditionen. 2. Wiedereinschiffung Whitelockes mit seinen Truppen, die unterdessen im Retiro interniert sein sollten, im Zeitraume von 10 Tagen und Räumung des Places von Montevideo binnen zwei Monaten mit Zurücklassung der Geschütze und Waffen, welche der Platz zur Zeit der Einnahme hatte. Die Einschiffung der Truppen in Buenos Aires begann den 9. Juli und war den 11. Juli beendigt. Die Räumung von Montevideo wurde zwischen dem 23. Juli und 20. August ausgeführt.

Kaum war der Siegesrausch vorüber, als auch schon innere Zwistigkeiten und Refriminationen begannen, die vorzüglich zwischen einem Mitgliede des Gemeinderates, Miguel de Azaga, einem reichen und überaus ehrgeizigen, aber wenig gebildeten, unfeinen Spanier, und dem General Liniers stattfanden. Ersterer war Vertreter der altspanischen Partei, letzterer derjenigen der Eingebornen. Die Volksgunst erhob Liniers zum Liebling der Kreolen. Der Mann war aber viel zu wenig ernst, hatte zu wenig sittlichen Gehalt, um sich für die Dauer in seiner bevorzugten Stellung halten zu können. Er war von den Erfolgen, die nicht er oder hauptsächlich er, errungen hatte, wie berauscht, und sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen mehr. Er vergaß sich soweit, ein direktes Schreiben an Napoleon durch einen seiner Adjutanten zu senden und sich ihm gewissermaßen zur Verfügung zu stellen. Zu seiner Entschuldigung mag gelten, daß er Franzose war und als solcher dem Helden Napoleon seine Bewunderung zollen wollte. Wie es scheint

interessierte sich der Kaiser Napoleon für ihn, und infolge dessen wurde er vom König von Spanien zum Vizekönig von Buenos Aires erhoben.

Es war vorauszusehen, daß England diese neue und zweite Niederlage seiner Truppen nicht ruhig hinnehmen werde, und in der That ließ die englische Regierung nach Kenntnis derselben sogleich eine neue Expedition von 15000 Mann in Cork unter dem schon erprobten Generalleutnant Sir Arthur Wellesley (nachmaligen Herzog von Wellington) ausrüsten, aber bevor sie noch an den Ort ihrer Bestimmung abgehen konnte, hatte Napoleon Spanien und Portugal besetzt und seinen Bruder Joseph zum König von Spanien in Madrid installiert. England, dem Hülfseruf der Einwohner der Halbinsel folgend, sandte die Expedition statt nach dem La Plata an die Küste von Portugal, wo sie so ruhmvoll gegen die Franzosen operierte.

Bekanntlich war die spanische Insurrektion gegen das französische Regiment durch die in Sevilla vereinte Junta Suprema de la España y de la India vertreten. Dieselbe kündigte unterm 30. März 1806 dem Vizekönig von Buenos Aires ihre Konstituierung an und verordnete, daß die übliche Eidesleistung für Ferdinand VII. vorgenommen werden solle. Unterdessen langte auch ein französischer Commissär, Graf Saintsenay (oder de Chatenay) mit Beglaubigungsbriefen von der Junta Suprema de Madrid vom 14. Juni in Montevideo an, von wo er sich unverzüglich nach der Hauptstadt begab. In den Schriftstücken, die er zu überreichen hatte, war die Mitteilung enthalten, daß Joseph Bonaparte den spanischen Thron bestiegen habe. Der Vizekönig samt dem Cabildo befanden sich in der größten Verlegenheit und nur durch Vergleichung der Daten der verschiedenen Schriftstücke konnten sie sich annäherungsweise ein Bild von den Vorgängen in Spanien machen. Da die Depeschen von der Junta in Sevilla unvollständig waren und wichtige Akten fehlten, so erhoben sich schwerwiegende Bedenken, die von den Regierungsjuristen reiflich erwogen wurden. Saintsenay hatte Briefe von Napoleon, dem Kriegsminister D'aril und dem Finanzminister Azanza, in denen die neue Dynastie in Spanien angezeigt und Drohungen und Versprechungen in vollem Maße beigefügt waren. Eine unaussprechliche Entrüstung der Einwohner der Hauptstadt folgte der Bekanntmachung dieser Schriftstücke und der Beschluß des Cabildo, die Eidesleistung für Ferdinand VII. den 21. August mit üblichem Pompe vorzunehmen.

Seit dem Siege vom 12. Aug. 1806 war zwischen der Stadt Montevideo und der Kapital Eifersüchteleien und Streitigkeiten ausgebrochen. In Montevideo herrschte das spanisch-europäische Element der Kaufleute vor, in der Hauptstadt die einheimischen Abkömmlinge der Spanier, die gebildeten Kreolen, Landwirte und Großgrundbesitzer. In Buenos Aires selbst war aber auch eine ähnliche Spaltung, die spanische europäische Partei unter dem Kaufmann Azaga gegen das einheimische Patriziat, das zu Liniers hielt.

Mit der Expedition von Achmuty und bald hernach war nämlich eine größere Zahl von Handelsschiffen, reich beladen mit englischen Fabrikaten aller Art nach Montevideo gekommen. Als die Engländer sich zurückziehen mußten, blieben diese

Manufakturen in den Händen der Kaufleute dieser Stadt. Der Vizekönig Liniers und die Fiskalbehörden der Hauptstadt glaubten nun, daß es gegen die Interessen des Staates sei, wenn diese Waren zollfrei eingeführt würden. Es wurde daher verordnet, daß diese Waaren mit 25% ad valorem verzollt werden müssen. Diese sehr gerechte Maßregel erbitterte die Montevideaner in hohem Grade gegen den Vizekönig, den sie auch als Franzosen haßten. Dieser Haß wurde von dem Militärgouverneur Elio, einem niedrigen Charakter, der über mehr Grobheit und Eigendünkel als über Verdienste verfügte, einem der erbittertsten Feinde des Vizekönigs, und dem schon erwähnten Azaga genährt, und es bildete sich in Montevideo eine förmliche Verschwörung gegen Liniers.

Nun trat aber auch ein neuer weit wichtigerer Faktor in die Geschichte des Vireinats auf. Da Carlotta Joaquina de Bourbon, Tochter König Karl IV., Gemahlin des Prinz Regenten von Portugal, die, veranlaßt durch die Ereignisse in Portugal mit ihrem Gemahl nach Brasilien geflüchtet war, plante nichts Geringeres als sich zur Königin der La Platastaaten aufzuwerfen und wurde in dieser Idee von einem jungen Manne aus Buenos Aires Saturnino Rodriguez Peña unterstützt, dem sich auch einige andere, sonst durchaus ernste junge Männer aus den besten Familien von Buenos Aires anschlossen. Dem Einflusse ihres Mannes und des englischen Gesandten in Rio de Janeiro gelang es Da. Carlotta, der übrigens in Buenos Aires ein übler Empfang bereitet worden wäre, von ihrem Vorhaben abzubringen, nachdem sie vorher noch ihren getreuen Peña als Verräter gebrandmarkt, ihn schimpflich von sich gestoßen hatte, sogar unterm 1. Nov. 1808 dem Vizekönige Peña und die ganze Angelegenheit denunziert hatte.

Den 1. Januar 1809 brach endlich die Verschwörung gegen den Vizekönig aus, der vielfach gewarnt und genau informiert, weder die Energie noch den Mut fand, entschieden gegen die Verschworenen aufzutreten. Von früher Morgenstunde an occupierten sie das Cabildo, da an diesem Tage die Wahlen der regelmäßigen Stadtvertretung stattfinden sollten, wählten natürlich nur Mitglieder ihrer Partei und beschloffen auch unverzüglich den ebenso beschränkten als rohen Bischof Lue zum Vizekönige zu senden um von ihm seine unverzügliche Abdankung zu verlangen. Während Liniers zum Nachgeben geneigt, noch mit dem Bischof verhandelte, trat D. Cornelio Saavedra mit den Spitzen der Legion der Patrizier in den Saal und machte der Unterhandlung ein rasches Ende. Der Bischof mußte sich gedemüthigt zurückziehen, Liniers wurde im Triumph auf die Straße getragen. So endigte diese Verschwörung. Der Königl. Gerichtshof verurtheilte die Rädelshörer zu der gelinden Strafe der Verbannung bis zum Eintreffen der endgiltigen Königl. Entschließung.

Sobald die portug. Regierung in Rio de Janeiro Kenntniss von der Verschwörung Elios erhalten hatte, so glaubte sie im Trüben fischen zu können und schickte den Feldmarschall Franzisko Xavier Curado mit geheimen Instruktionen nach Montevideo um von der Regierung entweder Abtretung der Ostküste des La Plata oder doch deren freie Benützung zu erlangen. Da Elio sich nicht nach

Buenos Aires wagte, gab er den Intriguen des portugiesischen Unterhändlers Gehör, der schlan genug glauben machte, Liniers beabsichtige das Vireinat Napoleon in die Hände zu spielen, daß Portugal dagegen wirksam Hilfe leisten könne, wenn dessen Protektorat angenommen und der Hafen von Montevideo mit der ganzen Ostküste an Portugal abgetreten würde. Zur nämlichen Zeit fing auch Da. Carlotta von neuem ihre Intriguen an. Bei Liniers fanden aber weder Curados Versprechungen, noch Donna Carlottas Bemühungen den geringsten Anklang. Er berichtete darüber an den spanischen Gesandten, den Marquez de Caza Trujo in Rio de Janeiro, der vom englischen Gesandten unterstützt Reklamationen beim Hofe in Rio gegen ein solches Gebahren erhob und dem Elio strengstens untersagte je wieder Unterhandlungen mit Curado oder Donna Carlotta zu pflegen. Zugleich berichtete er auch an die Junta zentral, indem er ihr begreiflich machte, wie dringlich notwendig es sei, einen fähigeren und energischeren Bizekönig nach Buenos Aires zu schicken. Die Junta befolgte diesen Rat, beschloß Liniers seines Amtes zu entsetzen und den Generalleutnant D. Baltazar Hidalgo Cisneros, einen ehemaligen Marineoffizier und intim befreundet mit Liniers, als Bizekönig nach dem La Plata zu senden. Man wollte Liniers mit allen möglichen Ehrentiteln begnadigen, ernannte ihn taxfrei zum Grafen von Buenos Aires und setzte ihm eine Pension von 100,000 Realen aus, zahlbar durch die Staatskasse des Vireinats. Da aber die Junta das fernere Verbleiben Liniers am La Plata für staatsgefährlich hielt, so beorderte sie Cisneros denselben allsogleich nach Europa einzuschiffen.

Es war von der Junta perfid gegen Liniers gehandelt, ihn nach Europa zurück zu berufen, gleichzeitig ihm aber auch seinen Gehalt auf die gänzlich erschöpfte Staatskasse von Buenos Aires anzuweisen. Es hieß dies ihn samt seiner zahlreichen Familie dem Hunger und Elend preisgeben. Ein ferneres Dekret, das der neue Bizekönig mitbrachte, bestimmte, daß die spanisch-amerikanischen Besitzungen aufhören sollten, überseeische Besitzungen der Krone zu sein, sondern integrierende Provinzen der Monarchie bilden sollten. Auch diese Verordnung war wie Hohn, denn das ungeheure Vireinat sollte nur eine Provinz bilden und als solche, wie die kleinste Provinz Spaniens nur zwei Deputierte in die Cortes schicken. Zudem ernannte sie Elio zum Generalinspektor sämtlicher Truppen des Vireinats, und dieser freute sich schon darauf seine Rache an den Patriziern von Buenos Aires auszulassen, ihre drei Bataillone aufzulösen und sie zu demütigen. Er verlangte daher unverzüglich vom Bizekönig die Vollmacht Liniers, Saavedra, alle Bataillonschefs und Offiziere vom Hauptmann aufwärts kriegsgerichtlich zu behandeln. Cisneros war aber nicht der Mann sich auf so brutale Weise Forderungen stellen zu lassen.

Die Ernennung Cisneros und die Entsetzung Liniers erregten unter der einheimischen Bevölkerung in Buenos Aires ein peinliches Aufsehen, und die Milizen waren entschlossen Cisneros nicht als Bizekönig anzuerkennen. Es bildeten sich verschiedene Parteien. An der Spitze einer derselben standen jene Männer, die schon einmal mit Donna Carlotta unterhandelt hatten und die sich nun als Junta

provinzial konstituierten und wieder mit der Infantin anknüpfen wollten, als der einzigen Person des königlichen Hauses von Spanien, welche frei sei und der man die Regentschaft des Vereيناتes während der Gefangenschaft des Königs übertragen solle. Sie unterhandelten auch mit einem Agenten der Prinzessin, einem gewissen Felipe Contuci. Eine zweite Partei unter D. Vicente Antonio Chevarria wünschte, daß gerade so vorgegangen werde wie am 1. Januar, daß man sich vorerst mit Liniers verständigen und Cisneros wohlwollend empfangen solle. Liniers, dessen Haltung vorwurfsfrei war, trug eine Vermittelung zwischen den Patriziern und Cisneros an und es gelang auch seinen Bemühungen, daß nach langen und interessanten Verhandlungen der Vizekönig sich von Montevideo nach der Kolonia del Sacramento begab, dort von den sämtlichen Behörden der Hauptstadt die Eidesleistung entgegennahm und dann erst nach Buenos Aires übersiedelte.

Cisneros hatte in Montevideo den Elio durchschaut und gefunden, daß diesem Menschen unmöglich das Militärkommando übertragen werden könne, er betraute daher mit diesem Mandate einen seiner besten Freunde, den er von Spanien mitgebracht hatte, den Generalmajor Vicente Nieto, einen höchst untergeordneten unsympathischen Menschen, der von Anfang an dem Patriziate und dessen Truppen feindlich gesinnt war und der, wie es bei solchen Charakteren häufig vorkommt, glaubte durch rücksichtslose Strenge alles zu erreichen. Elio in höchstem Grade über seine Zurücksetzung gegen Cisneros erbittert, schiffte sich bald darauf nach Spanien ein um bei der Junta zentral gegen den Vizekönig zu intrigieren. Die Ernennung Nietos errögte den tiefen Mißmut der Eingebornen gegen den Vizekönig; Cisneros war aber zu übermütig oder zu kurzfristig, um diesen Symptomen Beachtung zu schenken und einzusehen, daß die täglich sich steigende Unzufriedenheit der Bevölkerung schließlich zur Revolution führen werde; er vermeinte, daß die Unzufriedenheit nur auf kleinlichen Chifanen zwischen den europäischen Spaniern und den Eingebornen beruhe und sich bald wieder geben werde. Er wünschte nach seinem Sinne und Gutdünken zu regieren und glaubte sich stark genug dazu.

Unterdessen waren in Alto Peru, sowohl in Chuquisaka, wo die Rechtsschule des Vereيناتes war, als in La Paz ziemlich ernste Unruhen ausgebrochen. Am ersten Orte war ein bejahrter, etwas geisteschwacher General Ramon Garcia Pizarro Gouverneur und befand sich schon lange her mit der Bevölkerung in Konflikt. Bei einem Streite wegen einer Wahl, der zwischen dem Bischof und dem Domkapitel ausgebrochen war, nahm Pizarro Partei für den Bischof, während die Bevölkerung für das Kapitel war. Da das Maß schon voll war, kam es zur offenen Auflehnung gegen Pizarro, der weichen mußte.

Die Bewegung in La Paz war mehr eine revolutionäre im Sinne der Unabhängigkeit und konnte um so leichter einen bedrohlichen Charakter annehmen, als der interimistische Gouverneur von La Paz ein schwacher achtzigjähriger Greis war. Der Vizekönig ernannte einen gewissen Goyeneche zum Gouverneur von Kusto, der, reichlich mit Geld unterstützt, binnen wenigen Monaten eine ziemlich beträcht-

liche Truppenzahl organisierte, gegen La Paz marschierte und den 26. Oktober 1809 die Stadt einnahm. Cisneros seinerseits entsetzte ohne weiteres den Gouverneur Bizarro seines Amtes, ernannte seinen Günstling Nieto zum Gouverneur der Provinz Carcas und ermächtigte ihn, 1500 Mann nach Chuquisaca mitzunehmen. Im Einverständnis mit dem Vizekönig, der die Patrizier um jeden Preis schwächen wollte, entnahm er trotz aller Protestationen diese 1500 Mann ihren Bataillonen, wodurch die Stimmung gegen beide nur noch gereizter wurde. Nieto vor Chuquisaca angelangt forderte die Audiencia auf, sich zu ergeben, was ganz anstandslos geschah und wodurch die Angelegenheit erledigt schien. Nieto aber ließ nun alle Teilnehmer an der Bewegung gegen Bizarro gefangen nehmen, verurteilte viele zum Kerker in den Kasematten von Lima, andere zur Deportation nach entfernten Gegenden. Auf Cisneros und seinen Befehl hielt Goyeneche in La Paz ein schauerliches Strafgericht, indem er die Teilnehmer am Aufstande füsilierte oder erwürgen ließ. Die Glieder von zehn der einflußreichsten Männer wurden abgehauen und an Pfähle genagelt, die an den Hauptstraßen aufgerichtet wurden.

Als diese Nachrichten nach Buenos Aires gelangten, erhob sich ein wahres Wutgeschrei gegen Cisneros, man war sich nun klar darüber, wessen man sich seiner zu versehen hatte. Der gute Eindruck, den einige seiner Maßregeln gemacht hatten, z. B. die Eröffnung des freien Handels (5. Okt. 1809) einerseits mit England via Brasilien, andererseits mit den Unionsstaaten Nordamerikas, weil die erschöpften öffentlichen Kassen Geld brauchten, die Unterdrückung des Banditenwesens in der Hauptstadt und deren Umgebung, sowie der täglich vorkommenden Messer-Zweikämpfe, wurden augenblicklich wieder verwischt, und tiefer Haß gegen ihn gewann die Oberhand. Um das Maß voll zu machen, nahm er entschieden Partei für die Verschworenen am 1. Januar 1809, begnadigte sie nicht nur, sondern billigte ihr Vorgehen als im Interesse Spaniens gelegen. Von diesem Momente an war Cisneros ein verlorener Mann, und wenn nicht der ruhige und kluge Oberst der Patrizier D. Cornelio Saavedra zur Mäßigung angeraten hätte, wäre die Revolution unverzüglich ausgebrochen. Der Vizekönig lebte einsam in Buenos Aires, die Patrizier hatten sich von ihm zurückgezogen, und nur einige wenige, wie der Dr. Leiva, Antonio Cerviño, näherten sich ihm noch von Zeit zu Zeit, um ihm die Klagen der öffentlichen Meinung und die Gefahren, deren er sich aussetze, wenn er ihr nicht Rechnung trage, vorzustellen.

Anfangs Mai (4.—8.) gingen die Gerüchte über den trostlosen Zustand Spaniens an in Buenos Aires zu zirkulieren; man erzählte sich, daß die Junta zentral nach London geflüchtet und ganz Spanien in den Händen Joseph Bonapartes sei. Nun gingen die Patrizier in der Hauptstadt an sich über die Situation klar zu werden. Ein Teil, Saavedra und Belgrano an der Spitze, riet noch zur Mäßigung, während andere, wie Rodriguez Peña, Casteli u. s. w. zur unmittelbaren Handlung drängten. Samstag den 19. Mai fand in der Wohnung von Peña eine große Versammlung statt unter dem Vorsitze des allgemein hochgeehrten Kommandanten D. Martin Rodriguez, wobei der Beschluß gefaßt wurde, daß, nachdem die legitimen Behörden hinfällig geworden seien, Buenos Aires nun das

Recht habe für eine eigene Regierung zu sorgen, daß die Bewohner der La Platastaaten keineswegs verpflichtet seien, dem Schicksal des von den Franzosen unterjochten Mutterlandes zu folgen, sondern ipso facto das Selbstbestimmungsrecht erlangt haben, daß der Vizekönig seines Amtes zu entsetzen sei und eine Junta de Gobierno aus passenden Männern, so wie sie der Ernst der Lage erheische, dessen Funktionen zu übernehmen habe. Wiederum suchte die gemäßigtere Partei zu temperieren und verlangte, man solle auch den so allgemein geachteten D. Cornelio Saavedra, der sich seit einiger Zeit nach St. Jsidro zurückgezogen hatte, einvernehmen. Er wurde berufen, und als er ankam, konnte er sich nur noch überzeugen, daß an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken sei. Es wurde beschlossen, daß Saavedra und Beigrano den Alcalde major von allem verständigen sollten und daß dieser zu Cisneros geschickt würde, um ihm mündlich zu berichten, seine Zustimmung zur Abhaltung einer Gemeindeversammlung (Cabildo abierto) als einziges Mittel zur Vermeidung blutiger Exzesse zu verlangen. Dr. Vezica suchte zwar diese Intervention abzulehnen, mußte sich aber fügen. Am Morgen des 20. Mai, nachdem er die Mitglieder der Munizipalität versammelt und ihnen erklärt hatte, daß er das Begehren, welches an ihn gestellt worden sei, erfüllen müsse um große Exzesse zu vermeiden und schon auf den Straßen bedenkliche Rufe gegen den Vizekönig laut geworden waren, begab er sich endlich zu Cisneros. Dieser empfing ihn zwar wohlwollend, gab ihm aber zu verstehen, daß er wohl über hinreichende Mittel verfüge, um Herr über eine verführte aufwieglerische Menge zu werden. Was die Gemeindeversammlung betreffe, so wolle er für den Augenblick nichts entscheiden, sondern abends um 7 Uhr mit den Kommandanten der Truppenkörper sprechen. Diese Antwort erregte den Unwillen der Patrizier. Um 4 Uhr versammelten sich die Offiziere im Quartier des 1. Bataillons, um über eine einmütige Haltung dem Vizekönig gegenüber zu beraten, und da Stimmen laut wurden, daß Cisneros die Kommandanten nur zu sich berufe, um sie gefangen zu nehmen, so veranstalteten einige Offiziere die nötigen Vorsichtsmaßregeln, um einem möglichen Überfalle wirksam entgegen zu treten. Der Vizekönig empfing am Abend die Offiziere; es kam zu unerquicklichen und scharfen Äußerungen. Cisneros versprach schließlich am künftigen Morgen die Mitglieder des Munizipalitätsrates einzuberufen, um mit ihnen zu beraten, was zu thun sei.

Schon in den frühen Morgenstunden waren die Straßen und Plätze voll Menschen, und überall wurde die Lage auf das leidenschaftlichste besprochen. Um 9 Uhr gaben sich die Abgeordneten des Cabildo D. Manuel José de Ocampo und D. Andres Dominguez zum Vizekönig, um ihn zu ersuchen, daß er die Einberufung eines „Cabildo abierto“ gestatte. Eine Stunde später kehrten sie mit der Antwort Cisneros zurück, daß er zwar die Einberufung der erweiterten Gemeindevertretung gestatte, aber nur unter der Bedingung, daß außer der Munizipalität bloß noch die hervorragendsten Bürger mit persönlichen Einladungskarten teil nehmen dürfen, daß an den Thüren des Stadthauses Soldaten postiert würden, die jeden ohne Karte zurückzuweisen hätten. Darüber große Entrüstung unter der Bürgerschaft, bis endlich durch Saavedra der Compromiß zu stande kam, daß er

selbst die Garde an den Straßenmündungen des Stadthausplatzes verteilen und deren Kommando einem durchaus verlässlichen Offizier übergeben würde, daß Einlaßkarten gedruckt und den Mitgliedern des Gemeinderates in gewünschter Zahl zur beliebigen Verteilung übergeben werden. Nachdem dies geordnet, begab sich Saavedra auf das Stadthaus, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf wurde Cisneros nach Spanien zurückgeschickt.

Lange dauerte es indessen noch, bevor die La-Platastaaten ihre volle Unabhängigkeit erkämpften. Als Spanien wieder sich selbst zurückgegeben war und Ferdinand VII. wieder an der Spitze der Regierung stand, wurden gewaltige Anstrengungen gemacht, die Kolonien der Krone zu erhalten. Umsonst! das Geschick der Staaten mußte sich erfüllen; eine nach der anderen bröckelte vom Mutterlande ab. Aber erst ein Vierteljahrhundert, nachdem die ersten krampfhaften Anstrengungen nach Freiheit und Selbständigkeit sich zu zeigen begonnen hatten, war die Unabhängigkeit sämtlicher süd- und mittelamerikanischen Kolonien Spaniens eine vollendete Thatsache.



Verirrungen und Abwege.

Ein Mahnwort an das deutsche Volksgewissen

von

Moritz Carriere.

Man erzählt von Reisenden in den Polargegenden, daß sie tagelang auf Rentierbespannten Schlitten nordwärts fuhren und dann bemerkten, daß sie weit nach Süden gekommen, denn dahin trieb die ungeheure Eisscholle, auf der sie sich befanden und die sich losgelöst hatte. So haben manche Beobachter der Zeitgeschichte die Frage aufgeworfen: ob Deutschland bei allen mächtigen äußeren Erfolgen nicht doch im Rückschritte begriffen sei. Denn es ist doch die geistige und sittliche Kraft, es sind die Ideen, welche ein Volk groß machen, und wo der Materialismus des Kopfes und Herzens vorwaltet, wo Genußsucht und Gewinnsucht die Einfachheit des Lebens und die Pflichttreue überwuchern, da zerfallen die gesunden Säfte, auf welchen die nationale Kraft beruht, und es ist noch das Heilvollste, wenn Schicksalschläge schwerer Art das Volk zur Besinnung bringen, und wieder von innen her eine Erneuerung und Erhebung beginnt. Macchiavelli hat das die Rückkehr zum Zeichen genannt, die Wiederaufnahme des ursprünglichen Sinnes, der idealen Ziele.

Wir können nicht dankbar genug sein, daß wir eines dieser Ziele, das gemeinsame Vaterland, das in Freiheit geeinte Reich erlangt haben, nicht durch eine Revolution von unten in allgemeinem Umsturze, sondern unter der Führung großer Männer in Vereinbarung von Volk und Fürsten, daß nicht in einem Bürgerkriege, sondern auf dem Schlachtfelde im Auslande, in der Verteidigung

der nationalen Ehre und Selbstbestimmung, das neue Deutschland aufgerichtet worden, und indem konservative Männer der Staats- und Kriegskunst den Gedanken des Liberalismus verwirklichten, die Sehnsucht nach dem einen Vaterlande erfüllten, indem das deutsche Heer den deutschen Reichstag möglich machte, ward offenbar, daß hier keine Parteiangelegenheit, sondern die Sache der ganzen Nation zu günstiger Entscheidung kam. Damals nach dem Tag von Sedan hörte man von Millionen Lippen das Bekenntnis: das ist kein Zufall, das ist ein Gottesgericht, da sind ethische Faktoren im Spiel, da erkennen wir die sittliche Weltordnung! Ich muß gestehen, daß, als bald darauf eine wirtschaftliche Gründer- und Schwindelperiode eintrat, mir manchmal der Gedanke kam: ob es nicht heilsamer gewesen wäre, wenn wir die Not des Kampfes schwerer erfahren, wenn sie das Volk zu einer tieferen Einker in das innere Leben getrieben, wenn die Wechselfälle mannigfaltiger gewesen, und erst nach größerer Anspannung aller, auch der in Friedensarbeit thätigen Kräfte die beglückende Entscheidung gekommen wäre. Jedenfalls aber sollte uns der so über Erwarten gute Erfolg immer von neuem daran mahnen, daß die Staaten durch das erhalten werden, was sie emporgebracht, und daß der religiöse, der opferfreudige, pflichttreue Sinn, daß der Idealismus, wie er seit Kant und Schiller die Edelsten und Einsichtigsten des Volkes begeisterte, nicht erlösche, daß wir um der äußeren Macht willen die idealen Güter nicht geringer schätzen, die ihr erst den rechten Inhalt geben und das Leben lebenswert machen.

Ich habe nicht wie manche Andere nach dem politischen Aufschwunge Deutschlands sofort eine frische Blüte von Poesie und bildender Kunst erwartet. Die Litteratur, Dichtkunst und Philosophie sind diesmal der Erhebung des Volkes, der Wiederaufrichtung des Reichs vorausgegangen, vom Geiste aus ist das Nationalgefühl erweckt worden, das im Jugendalter der Menschheit die Einzelnen hält und trägt und in Thaten sich ausprägt, bevor es erkannt wird. Ich weiß zu gut, daß selten wie in Hellas zur Zeit des Themistokles und Perikles oder in England zur Zeit der Elisabeth die staatliche Machtentfaltung mit einem Höhepunkte des Dichtens und Denkens zusammentrifft; es ist gewöhnlicher, daß irgend eine Sphäre des geistigen Lebens die besten Kräfte an sich heranzieht, wie die religiöse Reform es im 16. Jahrhundert in Deutschland that, während die Malerei in Italien oder die dramatische Poesie in Spanien und England sich herrlich entfaltete, und ich glaube, daß der religiöse Genius in Luther, der politische in Bismarck, der kriegerische in Moltke uns genügen dürfe. Aber waltet der Sinn, der diese Männer beseelt, der streng ernste Geist, der Hinblick auf das Ewige und Göttliche, der ihre großen Thaten hervorgebracht oder begleitet hat, waltet er auch in der Tageslitteratur oder treten uns da nicht vielmehr recht bedenkliche unsittliche Elemente und Tendenzen entgegen, und steht das Triviale, ja das gesucht Ordinaire auf ästhetischem Gebiet nicht in Widerspruch mit dem Hohen und Edlen, mit dem großen Stil, der in den Werken jener Helden herrschte? Kaum war die Nation durch sie auf der Bahn der Ehre im Kampf um ideale Güter zu überraschenden Siegen geführt, und es brach der Materialismus des Kopfes, die

Theorie, gegen die eine kleine Schar von Denkern fortwährend angekämpft, in einer Gewinnjagd und Genußsucht hervor, die zwar kein so erschütternd abschreckendes Gepräge trug wie die Grenel der Pariser Kommune, die ja auch die Gottesleugnung als Spruch in ihr Schild geschrieben; der große Krach blieb hier so wenig aus wie dort, aber zu rechter Besinnung hat er doch die Menge nicht gebracht, und wenn nun auch der wissenschaftlich Gebildete allmählich einsah, wie haltlos und bloß durch prahlerische Worte, nicht durch Gründe erklärend die Dogmatik des materialistischen Unglaubens ist, gerade unter den Feuilletonschreibern, unter den Handlangern der Presse erscheint es immer noch wie ein Zeugnis des freien Geistes, wenn man den freien Geist, den göttlichen wie den menschlichen, leugnet und die Welt für das Ergebnis blindwirkender Kräfte im Wechsel von Zufall und Notwendigkeit hält. Der frech gewordene Materialismus ward etwas verschämter, als die Attentate auf den Kaiser von einheimischen Nihilisten den Abgrund bloßlegten, vor dem wir stehen; man konnte einen Augenblick glauben, daß der Kaiser, den die Vorsehung so reich begnadet, nun mit seinem Blute die Nation zur Einkehr, zur sittlichen Vertiefung berufe; es mag auch bei vielen geschehen sein, aber die Kluft ist nicht überbrückt, welche das Volksgemüt zerreißt. Hier eine irreligiöse Doktrin und dort das Hegen von Formeln und Formen, die vor der Vernunft nicht bestehen, die evangelische einfache Wahrheit in Sätzen, welche der Natur- und Geschichtswissenschaft widersprechen. Die Männer mehrten sich wohl, welche Kopf und Herz in Einklang bringen, welche das Wesen der Religion in der Gesinnung sehen, darin, daß man dem Willen Gottes sich ergiebt und den Willen Gottes thut, welchen die eignen Worte Jesu und sein vorbildliches Leben mit der wirklichen Erkenntnis der Gegenwart zusammenbringen und das Wissen durch den darauf begründeten, nicht ihm widersprechenden Glauben ergänzen. Aber in der Tagesschriftstellerei merkt man nicht viel davon, die gefällt sich lieber im Naturalismus auf der einen Seite oder auf der anderen Seite in der Annahme päpstlicher oder lutherischer Unfehlbarkeit und in dem Kampf gegen das selbständige Denken und die auf die Geistesheroen unserer Litteratur sich stützende Bildung.

Dabei ist es ein wahrer Jammer, wie pfäffische Litteraten der katholischen Jugend unsern Lessing, Goethe, Schiller herabsetzen, wie nicht bloß Historiker, sondern auch Romanschreiber die Reformatoren in ein übles Licht stellen, die Geschichte geradezu verdrehend und fälschend, täuschend durch Zitate, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, und dabei die Gegenreformation schönfärbend. So werden auch hier im endlich geeinten Vaterland statt der Grenzpfähle und Schlagbäume auf den Straßen nun trennende Schranken in den Köpfen ausgerichtet, und ein ungeheurer Rückschritt ist hier nicht zu verkennen, wenn wir an die Zeit vor hundert Jahren zurückdenken, als die Humanitätspredigt Herders auch auf katholischen Kanzeln widerhallte, und Goethe den echt evangelischen Geistlichen in Hermann und Dorothea zum Träger seiner eignen Ideen machte, ihn so darstellen konnte, daß man darüber disputieren mag, ob er Protestant oder Katholik sei. Gerade die Konvertiten haben die giftige, verheerende Sprache eingeführt,

fern von der tiefsinnigen Gottinnigkeit eines Angelus Silesius, oder von der volkstümlichen Lebensauffassung einer großen Dichterin wie Annette Droste-Hülshoff oder dem patriotisch milden Geist eines Oskar von Redwitz. In Frankreich begreift man es gar nicht, daß deutsche Geistliche an der nationalen Erhebung keine Freude hatten, ja die deutschen Siege mit Bedauern sehen konnten; die lange Vaterlandslosigkeit hat uns viel geschadet, und daß der Elsässer durch die französische Revolution ein freies Vaterland gefunden neben dem zerstückelten und geknechteten „geographischen Begriffe“ Deutschland, von woher die Flüchtlinge nach Straßburg kamen, welche für die Heimat das erstrebten, was Frankreich besaß, — daran müssen wir uns erinnern, wenn dort die Herzen sich sehr langsam bekehren. — Jenes Verleumden und Zwietrachtsäen aber gehört zu den unsittlichen Elementen unserer Litteratur.

Unsittlich ist ja nicht bloß die der guten Sitte hohnsprechende Unverschämtheit, mit welcher Zola die Sprache der Schnapskneipen und Bordelle in die Litteratur einführt, ja man kann sogar eine sittliche Tendenz darin finden, daß er mit seiner erstaunlichen Schilderungskraft vor dem Säuferwahnsinn warnen will, daß er die geistreich freche Dirne wie eine Pestfliege aus den unteren Ständen in die oberen eindringen läßt, um Rache zu nehmen für die Töchter der Armen, welche von den Reichen ihren Lüsten geopfert werden, oder wenn er ein verlüderlichtes Geschlecht den leichtsinnigen Ruf erheben läßt: A Berlin! Aber es wird durch seine und seiner Genossen Stimme, — und auch Daudet ist zum Hetärendichter herabgesunken! — eine falsche Lebensansicht verbreitet. Der echte Roman giebt uns als Epos ein Weltbild, und so sehen wir da eine Welt, in welcher die Frauen verführerisch oder verführt, die Männer verlumpt und versoffen, die Ehen unglücklich oder lieblos gleichgiltig sind; es wird der Schein erregt, als ob es keine frischen Quellen, nur saule Psüßen gäbe, als ob alle Äpfel wurmfest und alle Weine geschmiert seien. So wird das Leben der heranwachsenden Jugend verderbt, und der landläufige Pessimismus stimmt auch in Deutschland ein, er will seine Erhabenheit darin bezeugen, daß er alles elend und gemein findet, während der echte Dichter mit dem Blick der Liebe das Positive, den ewigen Wahrheitskern der Dinge erkennt und erkennen lehrt, während der echte Dichter zeigt, welche edler Wert auch in den kleinen und unscheinbaren Verhältnissen liegen kann, wie der sittliche Adel der Pflichterfüllung oder der opferfreudigen Hingabe auch im gewöhnlichen und alltäglichen Leben Weihend und verklärend wirken kann, — ich erinnere an Jean Paul und an neuere Dichter wie Vigijs, Auerbach, Melchior Meyr, ich erinnere daran, wie Heyse nicht bloß durch die Formvollendung, sondern auch dadurch uns erfreut hat, daß er noble Naturen schildert, daß er psychologische Probleme so zu lösen versteht, wie es unser Gewissen verlangt.

Es ist ja etwas Richtiges und Tüchtiges, daß ein Zug nach Naturwahrheit durch die europäische Kunst geht, daß anstatt des Konventionellen und elegant Verflachten das individuell Charakteristische gesucht wird; aber dieser Verismus oder Impressionismus stellt nun der schattenhaften Schönheit die Häßlichkeit,

den Schmutz, das Ordinäre und Gemeine gegenüber; er vergißt, daß die Kunst ganz überflüssig wäre, wenn sie die Natur bloß abschreiben wollte, zumal sie da ihr Ziel doch nie erreicht und der Wirklichkeit nicht gleichkommt; statt in solch eitlem Bemühen sich zu vergeuden, hat sie die Aufgabe das Seinsollende darzustellen, die Wahrheit, die immer bleibende Wesenheit, nicht den vergänglichen äußeren Schein der Wirklichkeit zu erfassen und auszusprechen und die im Kampf der Entwicklung, in der Entzweiung der Gegensätze, in der Not des Daseins befangene Welt zu trösten, zu erleuchten, zu versöhnen durch Bilder des Lebens, welche das erreichte Ziel der gewonnenen Harmonie, der Verwirklichung des Guten und Vernünftigen anschauen lassen. Die echte Kunst offenbart in der poetischen Gerechtigkeit die sittliche Weltordnung, die falsche Kunst setzt sich darüber hinaus; sie findet es pikanter das Unrecht siegen zu lassen, wie wenn man ein Musikstück nicht mit dem Akkord, sondern mit einer Dissonanz, ja mit dem Zerreißen der Saiten oder mit verstimmtten Tönen schließen wollte. Aber so sei der Lauf der Welt, sagt man, als ob nicht gerade dieser gemeine Weltlauf eben unser sittliches Bewußtsein empörte und unsere Thatkraft aufriefe, so viel an uns ist durch Wort und Werk ihn anders zu machen, die Selbstsucht, die Lüge, die Schlawheit zu überwinden und Kraft und Recht in Einklang zu setzen, wie Aeschylos in seinem Agamemnon dem Jammer und dem Verbrechen gegenüber den Ruf erhebt: Das Gute soll siegen! Das verlangt das Kindergemüt und hört es aus jedem Märchen heraus, das erhebt unser Herz in den großen Volksepen, darauf beruht die Freude am Tragischen bei Shakespeare und Schiller, darin liegt das Prophetenamt der Poesie, das ist die Forderung der Weisen, wie das Verlangen der Kinder, aber das dünkt neomodischen Litteraten kindisch und gewöhnlich, sie wollen ihre Geistesfreiheit darin bekunden, daß ihnen kein Sitten- und Kunstgesetz gegeben sei, sie wollen Eindruck machen, aufregen, sich hervorthun, und so wird die Mißgestalt ihr Göze statt des Ideals der Schönheit, und die Frivolität geht dazu fort zu sagen: daß sie ja gerne auch diesem huldigen würde, wenn das Göttliche, die Tugend etwas mehr wäre als eine Illusion, ein Wahngebilde für die blöde Menge, die man durch den Glauben daran gängle, die sich damit über die Misere der Welt hinwegtäuscht. Und da kommt eben den Poetastern eine moderne Philosophin, Fräulein Dr. Rubinstein zu Hülfe: sie tadelt den Aeschylos, weil er die Schicksalsidee als das Wirken und Walten des Vernunftgesetzes und der ewigen Gesetze der Natur auffasse und ruft ihm zu: „Glücklicher Aeschylos! wo nahnst Du die Brille her, mit der Du in diesem jedem logischen Vorgehen hochsprühenden Wirrsal, an diesem tollen Jammerstücke herzlosester Willkür, das Vernunftgesetz erblicken konntest?“ Nicht eine Brille hatte Aeschylos sich von Schopenhauer schleifen lassen, um das Zerrbild der Geschichte zu erblicken, vielmehr war es das sehende Auge und das große Herz, was ihn befähigte, den Kampf und Sieg der freien Volkskraft (— den er selber ja miterstritten, indem er sich nicht mit seiner vornehmeren Befähigung entschuldigte oder vom Kriegsdienst loskaufte —) diese Schlachten von Marathon und Salamis, als das Werk mannhafter Gesinnung und planvoll wirkender Geisteskräfte zu erkennen und so das Walten der sittlichen Weltordnung

zu erleben und von dieser Erfahrung aus auch in den Mythen der Vorzeit wie in der Geschichte der Gegenwart das Vernunftgesetz zu veranschaulichen. Auch Sophokles nahm nicht mit Herrn Kirchmann an, daß das Sittliche oder Unsittliche das sei, was der gebietende Wille der Machthaber als solches festsetze, sondern er ließ seine Antigone sich an das ungeschriebene Gesetz des Herzens, an das göttliche Gebot der Liebe halten zum Troß der Machtgebote Kreons und erkannte die ewigen Rechte, in denen der göttliche Wille sich offenbart.

Aber was sind unsern neomodischen Litteraten Aeschylos und Sophokles, was ist der genannten Philosophin Heraklit, der zuerst den Logos, die Vernunft, als das Band der Dinge bezeichnet, dem alle menschlichen besonderen Rechte von dem einen göttlichen gewährt waren? Soweit wie der Franzose Michepin ist man in Deutschland noch nicht gegangen, der seine Gedichte geradezu auf dem Titel schon renomistisch Blasphemieen nennt und sich auf die Kniee wirft, um Gott dafür zu danken, daß er nicht an ihn glaubt! Er fordert Gott heraus, ein Lebenszeichen zu geben, sonst wolle er ihn ohrfeigen, als ob man das Nichtseiende durchprügeln könne! Ja dieser Versemacher, dessen drittes Wort ausspucken ist, der alle Ideale anspuckt, will aus seinen Versen spitze Waffen schmieden, um auch die Natur tot zu stechen, und er sagt sich wie Franz Moor von jeder Pietät los: Vater und Mutter haben ihn ja nicht gewollt, als sie ihrer Lust fröhnten! Und er läßt den Teufel uns zurufen: „Taucht bei mir das Brot der Wahrheit in der Gotteslästerung Wein!“ Das wird freilich auch unsern meisten Naturalisten zu scharfer Pfeffer sein; aber ich frage: ist es nicht noch ärger als diese rohen Ausbrüche eines effektsüchtigen Poeten, wenn ein Herr von Hellwald am Schluß seiner sogenannten Kulturgeschichte, die nach ihm nur eine Naturgeschichte ist, alle Ideale für Illusionen, ja Lügen erklärt, Gott, Freiheit, Liebe zu leugnen für die Aufgabe der Wissenschaft ausgiebt? Und doch sollen diese illusorischen Wahnvorstellungen notwendige Irrtümer, d. h. hölzernes Eisen sein und die Lüge sich als treibendes Weltprinzip erweisen! Und das lesen die Halbgebildeten, Schulmeister wie Handlungsreisende, und ich hörte einen solchen einmal das freche Wort aussprechen: wir Professoren würden auch so reden, wenn wir nicht vom Staat angestellt wären. Die Leugnung der sittlichen Ideen, der Freiheit, des Gewissens, kann bei dem, der sie theoretisch vollzieht, noch mit der Beachtung derselben vereinigt sein, weil die Erziehung in ihm nachwirkt, die ihm etwas Besseres lehrte, weil ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit doch in der Brust sich regt, weil das Herz sich von der Verdrehtheit des Kopfes noch nicht hat verwirren lassen; aber ein Geschlecht, das mit solchen Lehren aufwächst, das wird der nacktesten Selbstsucht, den wildesten Trieben und Lüsten folgen, und die Thaten des Nihilismus werden den Worten folgen; die Nation aber, die solcher Lehre huldigt, wird sich zerfleischen oder wird verwesen. Und unsere revolutionäre Sozialdemokratie ist von solchen Lehren durchseucht, und hier und da beginnt auch bei uns der ruchlose Sinn sie zur That werden zu lassen, ihnen gemäß zu thun. Es handelt sich hier nicht um Schulmeinungen, es handelt sich hier um das Leben.

In der Malerei hat sich der Naturalismus, die individuell charakterisierende

Zeichnung und der Reiz der Farbe als ein Gegensatz gegen den Idealismus der Gedankendarstellung und der rhythmisch-geordneten Komposition, der überlieferten Typen geltend gemacht und zunächst in großen Künstlern wie Menzel, Piloty, Knaut, Defregger sein Recht behauptet, ohne die allgemeinen Gesetze des Schönen zu vernichten und das Charakteristische im Allgemeinen und Häßlichen zu suchen, vielmehr darauf bedacht, das Tüchtige, Kernhafte hervorzuheben und Seelenstimmungen ausdrucksvoll zu gestalten. Aber sind nicht auch hier schon Gemälde aufgetaucht, welche in dem Christusknaben im Tempel nicht bloß das kluge, sondern das dreckige und schlaue Judenjüngelchen darstellten und sich die dümmsten Trommler, die schmutzigsten, kartoffelnasigsten Kinder herausuchten, um sie abzukontrefeien? Ist nicht auch bei uns die lüsterne Fleischmalerei, Lorettenmalerei bewundert worden? Auf dieser abschüssigen Bahn gerät die Kunst in den Sumpf, während die nun errungene Technik, das Bestreben nach individueller Lebenswahrheit und Lebensfähigkeit zu einem Gipfel führen kann, wenn die Künstler sich mit Gedanken erfüllen, wenn sie nach idealer Größe des Gehaltes und der Form trachten. Dazu gehört aber die Anerkennung der sittlichen Ideen und die eigene sittliche Kraft; die künstlerische Meisterchaft fordert als Trägerin die menschliche Tüchtigkeit.

Welch ungeheuerer Masse von Papier wird täglich in Deutschland bedruckt! Wenn da die Schreiber von jedem unnützen Wort einmal Rechenschaft geben sollten! Vor allem die Zeitungsschreiber! Möchten sie doch bedenken, daß ihre Blätter in die Hände der Unmündigen wie der Mündigen kommen, bedenken, daß Zeit verderben, Leben verkürzen heißt! Die Zeitungs litteratur ist ein Merkzeichen unserer Epoche. Sie überwuchert in bedenklicher Weise. Jedes Städtchen will sein Blättchen, jede Stadt mehr als ein Blatt. Das soll alles gefüllt werden, und so ersetzt man, wenn Sensationellnachrichten mangeln, sie durch sensationelle Erfindungen. Nur wenige politische Blätter großen Stils haben sich davon frei gehalten durch Romane oder Novellen ihr Publikum zu zerstreuen, und auf diese Weise wie durch die belletristischen Zeitschriften ist eine Überproduktion auf diesem Felde der Poesie hervorgerufen worden, die geradezu als ein nationaler Schaden betrachtet werden kann. Als der Feuilletonroman durch Eugen Sue in Schwung kam, äußerte Balzac zu Georg Sand: „Da können wir nicht mitthun, dafür sind Sie zu gut. Wir erstreben ein künstlerisches Ganzes, einen Gesamteindruck, und hier wird alles zerstückelt und zerbröckelt! Wer kann da von Tag zu Tag die kleinen Rezen im Sinn behalten?“ — Eugen Sue richtete seine Schriftstellerei danach ein; er verstand in jedem Feuilleton etwas zu bringen, das für sich bestehen konnte und zugleich die Spannung auf das kommende Blatt zu erregen geeignet war, er schrieb von Feuilleton zu Feuilleton, das gab kein organisches Kunstwerk, aber doch eine Reihe packender Szenen, wie sie namentlich die Geheimnisse von Paris boten. Aber unsere Deutschen schreiben eine Novelle, einen Roman für sich fertig, und der Redakteur nimmt davon, wie viel er gerade für eine Nummer der Zeitung braucht, und zerschneidet auf diese Weise das Ganze unbarmherzig. Ich habe nie verstehen mögen, wie selbst Dichter von wahrem Kunstsinne ihre Werke dazu hergeben können. Sie lassen sie freilich bald als Buch er-

scheinen und denken wohl, das müßige Publikum, das einen Roman in Zeitungen liest, weiß einen Organismus, die planvolle Gestaltung einer Idee in psychologisch fein entwickelten Charakteren, in Begebenheiten, welche diesen gemäß sind, sie bedingen oder durch sie bedingt werden, doch nicht zu würdigen, — und die Sache bringt Geld ein, der Mensch will leben. Aber werden nun nicht dadurch, daß jedes Blatt seine Erzählung haben will, eine Menge schlechter Fabrikate ins Dasein gerufen, deren Verfasser wahrlich etwas Besseres thun könnte, als das Gehirn mit zwecklosen Erfindungen abzuplagen, deren Leser etwas Besseres thun könnten, als sich durch wertlose Phantastereien aufregen oder zerstreuen zu lassen? Dem wirklich Guten und ewig Schönen, welches die Poesie der verschiedenen Zeiten und Völkern bietet, werden dadurch die Stunden entzogen, welche ihm gewidmet, einen bleibenden Gewinn für das Leben, eine Erhöhung, Erleuchtung, Befreiung der Seele bringen könnten, und wer sich an jene zerstückelte, flüchtige, öde Leserei gewöhnt, der verliert den Sinn für das Große, das stets Aufmerksamkeit fordert, den Geist in Waffen ruft und nicht eine müßige Neugier befriedigt, sondern die Lösung eines Lebensräthsels, die Darstellung einer Lebensidee zu dauerndem Genuß bietet. So verderben Schriftsteller und Leser einander, statt einander zu erziehen und zu fördern.

Es ist ja wahr, die Zeitungen verbreiten Bildung, sie erörtern die Fragen des Tages, sie klären das Volk über seine Interessen auf, sie sind eine mächtige Waffe im Kampf für Wohlstand und Freiheit, für Licht und Recht. Aber das Publikum gewöhnt sich auch in einem geistreich schillernden Feuilleton sich über die Ergebnisse wissenschaftlicher Werke berichten zu lassen, statt, was doch allein Frucht bringt, ein Buch der Philosophie, der Geschichte, der Naturkunde selbst zu lesen; es entwöhnt sich von der ernsten Arbeit um Kenntnisse zu gewinnen und glaubt sie spielend im Durchfliegen eines Zeitungsartikels zu erhaschen. Es betrügt sich dann selbst, und die Zeitungen sind nicht bloß Organe der Parteien, sie sind auch ein Geschäft und werden gar vielfach wie ein solches behandelt; sie sollen Geld einbringen und richten sich danach. Die litterarische Kritik wird bald nach Parteirücksichten geübt, bald ist sie in den Händen der Kameraderie, und ich las jüngst in einem der besseren Blätter die Verteidigung eines hauptstädtischen Kritikers, dem nachgesagt worden, daß er ein Buch nur dann anzeige, wenn der Verleger eine Banknote dem Freieremplar mit auf den Weg gäbe. Ein Buch zu lesen, das fordere Zeit, das Blatt, in dessen Spalten die Besprechung erscheine, könne den Aufwand jener Zeit nicht honorieren, und wenn der Kritiker immer eine Summe extra erhalte, so werde er nicht in Versuchung geführt, nur einzelne um des Geldes willen zu loben. Ob aber auch die Verleger den Tadel besonders bezahlen? Goethe würde sagen: „Es ist nicht reinlich!“ Wie selten liest man eine Kritik von wohlwollender Einsicht, in welcher die Eigentümlichkeit eines Buches, seine Stärke und seine Grenze klar bezeichnet, seine Beziehung zu Vorgängern und Mitarbeitern beleuchtet, ja der Verfasser über sich selbst aufgeklärt wird! Lobsprüche wie sie dem Genius gebühren, werden Halbtalenten gezollt, und ein maßvolles anerkennendes Urteil sieht unter den Verhimmelungen der Zunftge-

nossen wie eine kühle Ablehnung aus. Ich brauche ein Beispiel, ich nehme ein geachtetes Zeitungsblatt in die Hand und sehe, wie der eine Kamerad den andern als „Wortdichter“ feiert; ich weiß zunächst nicht, ob das ein Gegensatz zum Gedanken, = Sachen- und Gefühlsdichter, oder zum Länddichter sein soll, und lese dann, er sei ein so sprachgewaltiger Geist, daß es scheine, als ob er jedes Wort zum erstenmal in den Mund nehme, und von dem folgenden gehaltlosen Verslein soll ich gepackt werden, wie wenn ich Sappho oder Byron lese:

Unstätt bin ich ein Wanderer
 Und mein Herz gewöhnt sich an keinen Ort;
 Wenn ich erwache am Morgen,
 Frag' ich mich oftmals:
 Wo ich denn bin?

Zu so frage ich mich auch, wenn solch Zeug zu einem „Meisterstück“ von der Kritik aufgebauscht wird.

Zu dem allen kommt ein Zeitungsdeutsch, das uns die Muttersprache zu ruinieren droht, und kommt eine Illustriererei, welche dem Leser die Mühe abnimmt sich in seiner Einbildungskraft die Gruppe einer Novellenszene vorzustellen, oder welche gar Goethesche oder Heinesche einfache Empfindungslyrik mit realistischen oder phantastischen Figuren verunziert; und wenn dann ein Kritiker doch merkt, daß die Bilder etwas ungeheuerlich oder trivial sind, so soll nicht der Zeichner, sondern der Dichter schuld daran sein! Und da nehmen wieder die gähnenden Leserinnen oder Leser solche Prachtwerke im Salon, oder solche Journale im Kaffeehaus in die Hand, betrachten blättern die Bildchen und legen das Ganze gelangweilt bei Seite. Erfreuen kann man sich an der Buchbinderarbeit der Salonlitteratur, wie überhaupt an dem Aufschwung unsres Kunsthandwerks; nur gleitet es, statt die Formen der Frührenaissance zum Ausgangspunkt zu nehmen, statt sich an antiken oder auch mittelalterlichen Mustern für eine eigne zweckvoll gefällige Gestaltung der Geräte zu schulen, bereits auf der abschüssigen Bahn des Barocken dem Rokoko zu, wo dann in der Eleganz der Formspielerei die Franzosen es uns zuvorhnen, mit denen wir siegreich wetteifern können durch solide Arbeit, welche den Zweck und die Bedeutung, die Funktion der Gegenstände wie der Hauptglieder derselben klar ausdrückt und sinnvoll verziert.

Ich will schließen. Meine Mahnworte richten sich an die Genossen von der Feder, die sie vielleicht bspötteln werden, denen ich aber dennoch zurufen möchte wie Schiller am Ende des vorigen Jahrhunderts den Künstlern:

Der Menschheit Würde ist euch in die Hand gegeben,
 Bewahret sie!
 Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich halten!

Ich bin kein Lobredner vergangner Zeiten; ich freue mich vielmehr, daß mir vergönnt war die herrlichen Tage mit zu erleben, in welcher unser Jugendtraum vom deutschen Vaterland sich erfüllte, und die Schranken fielen, welche früher dem freien Geist hemmend im Wege standen. Aber die Freiheit verlangt Selbstzucht, verlangt die Anerkennung der sittlichen Weltordnung. Als ein berühmter Natur-

forscher solches für ein Märchen erklärte, habe ich ein Buch geschrieben um sie als Thatsache wie als Forderung der Vernunft und des Gewissens zu erweisen. Das war mir eine Lebenspflicht, und einer solchen glaube ich auch hier zu genügen.

Die Thaten sind in unsrer Zeit größer als die Worte, auch in dem entschiednen Willen an die Lösung der sozialen Frage Hand zu legen und den christlichen Staat nicht in der Aufrichtung konfessioneller Satzungen, sondern in der Anerkennung der Solidarität aller Menschen und in gemeinsamen Werken der Liebe zu begründen. Die Thaten sind größer als die Worte, das ist kein Schaden, auch das rechte Wort ist eine That. Aber in unsrer Litteratur giebt es verkehrte und unsittliche Elemente genug, die dem Wirken der leitenden Männer nicht gewachsen sind, sondern leider von ganz andern Sinne Zeugnis geben. Vielleicht sind sie nicht mehr als Schaum und Blasen wie die bewegten Wellen sie hinführen, und hoffentlich ist es besser in der Tiefe des Volksgemütes, das wir hoffend und vertrauend nach jenen Thaten bemessen, vor unnützen verführerischen Reden bewahren, wenigstens davor warnen wollen.



Über das Weltende.

Von

Karl Haushofer.

Das Problem, mit welchem sich die folgenden Zeilen beschäftigen, mag für den ersten Anblick als etwas seltsam und in mehr als einem Sinne fernliegend erscheinen. Sicher wird es noch lange Zeit ungelöst bleiben; wahrscheinlich so lange, bis es sich selbst löst. Aber durch seinen unleugbaren Zusammenhang mit religiösen, metaphysischen und naturhistorischen Kardinalfragen erwarb es allezeit ein Interesse in weiteren Kreisen und kam deshalb auch eine zusammenfassende Betrachtung im Lichte alter und neuer Anschauung rechtfertigen.

Der Gedanke des Weltunterganges ist so alt wie das Menschengeschlecht und findet sich in den religiösen Vorstellungen fast aller Kulturvölker, die christliche nicht ausgenommen. In allen aber erscheint er als ein dies irae, als ein Tag des Jornes und Schreckens, an dem schließlich die Erde im Kampfe mit elementaren Mächten zu Grunde geht.

Im buddhaistischen Glaubenskreise fällt das Weltende mit der zehnten Verkörperung Wischnus zusammen, 12000 Jahre¹⁾ nach der Erschaffung des Menschen. Dann wird, nach dem Götterepos Rāmajana, die Erde bersten; Wischnu erscheint auf einem weißen Flügeltrosse, in einer Hand ein flammendes Schwert, in der

¹⁾ Merkwürdigerweise stimmt dieser Zeitraum mit einer durch die Präzession der Tag- und Nachtgleichen bedingten astronomischen Epoche überein.

anderen den Ring der Zeiten, um nach dem Untergang der alten Erde das goldene Zeitalter wiederherzustellen.

Nach der Lehre Zoroasters erscheint am Ende aller Tage Sosias, der letzte Messias, um die Welt von der Herrschaft des bösen Prinzipes Ahriman zu befreien. Ein furchtbarer Kampf beider entbrennt. Ahriman schleudert den Kometen Gurzsher gegen die Erde, die sich dadurch in ein glühendes Chaos verwandelt, aus dem jedoch alles Bestehende, Ahriman nicht ausgenommen, geläutert hervorgeht, um unter der Herrschaft des Lichtprinzipes Ormuzd ein neues Leben der Reinheit und ewigen Herrlichkeit zu beginnen.

Die düstern und gewaltigen Bilder, in welchen der nordische und germanische Sagenkreis sich das Weltende zeichnete, sind durch den Abschluß von H. Wagners Trilogie unserer Empfindung etwas näher gerückt, obwohl erst ein eingehendes vergleichendes Studium der Quellen erkennen läßt, daß ihnen in den Hauptzügen eine Personifikation von Kräften und Vorgängen in der Natur zu Grunde liegt. Drei aufeinander folgende schreckliche Winter und abermals drei mit unerhörten Stürmen, Schneemassen und Verdunklung der Sonne zeigen das Herannahen des allgemeinen Unterganges, der großen Götterdämmerung an. Während der Fenrirwölf — d. i. die Vernichtung, — die Erde verschlingt, erstürmen die Riesen aus Muspelheim die Götterburg Asgard; ihr Anführer Surtur steckt sie in Brand, in welchem schließlich alles, Menschen, Riesen und Götter, zu Grunde geht. Aber auch dieser Mythos knüpft an den Untergang die Vorstellung eines neuen, geläuterten Lebens, dessen Ausgangspunkt ein gerettetes Menschenpaar, Lif und Lifrasor, auf einer neuen lieblich grünenden Erde bildet.

Nur die heitere Weltanschauung der Griechen und der staatsmännisch praktische Sinn der Römer scheint der Idee vom Weltuntergang wenig Geschmack abgewonnen zu haben. Man beschäftigte sich wohl mit ihr in den philosophischen Schulen, und während Plato im Timaeus entschieden ausspricht: es könne nicht Sache des gütigen Schöpfers sein, seine herrliche Schöpfung der Vernichtung zu weihen, sie werde deshalb vor Untergang und Verderbnis bewahrt bleiben und glücklich wie sie ist — prognostizierten ihr die Stoiker und Epikuräer sowie die jüdischen Schüler Thales' ein Ende und zwar durch Feuer. Aber in den breiteren Schichten des Volkes faßte die Idee keinen Boden.

Aus der Geschichte des Mittelalters weiß man, daß die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Weltendes in Europa zeitweilig mit großer Energie auftrat und sich bis zum Charakter einer religiösen Monomanie verstärkte. Damit verband sich die Hoffnung auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das tausendjährige Reich, Vorstellungen, die als Reminiszenzen aus den alten Religionen, besonders aber auch aus der Messiaserwartung der Juden in das Christentum übergegangen waren. In voller Geltung standen sie bei den Christen der ersten Jahrhunderte, welche in der Hoffnung auf eine daraus hervorgehende Herrschaft ihres Bekenntnisses einen starken Rückhalt und Trost in ihrer bedrängten Stellung finden mußten. Aus dem Elend und den Schrecken der Wirklichkeit flüchtete man sich in die geträumte Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches, von dessen Pracht

sich die sonderbarsten Vorstellungen ausbildeten. Diese Lehrmeinung, die man nach dem tausendjährigen Reiche, der Chiliaide, als Chiliasmus bezeichnet, wurde herrschender Glaube und von rechtgläubigen Lehrern, wie Irenaeus, Justinus martyr eifrig festgehalten und verbreitet, vornehmlich gestützt auf die Weissagungen der Apokalypse. Die Gnostiker und die philosophierende alexandrinische Schule — namentlich Origenes — kämpften schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts nicht ohne Erfolg dagegen; aber erst als das Christentum zur herrschenden Religion des römischen Reiches erstarkt war, verloren die chiliastischen Träume auch an Interesse für die Menge, und seitdem verwarf sie auch die Kirche. Nichtsdestoweniger lebten sie in den Kulturvölkern des Abendlandes fort. Besonders gegen die Wende des 10. Jahrhunderts gewann die Furcht vor dem Eintritt des Weltunterganges große Stärke und Allgemeinheit, unterstützt durch mancherlei elementare Ereignisse als Erdbeben, Kometen, Pestilenz, Mißernte und Hungersnot. Es fehlt nicht an Belegen dafür, daß die Klöster deshalb großen Zulauf an bußfertigen und reumütigen Seelen und einen erfreulichen Zuwachs an irdischen Gütern erfahren. Auch auf die verdüsterte und gebrochene Gemütsverfassung des jugendlichen Kaisers Otto III. scheint die allgemeine Aufregung, von der die Chronisten jener Zeit berichten und welche Felix Dahn in einigen Gedichten so stimmungsvoll zu zeichnen verstand, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Als aber das bangerwartete Jahr 1000 ohne alle ungewöhnlichen Ereignisse vorüber war, da atmete alles hoch auf, und die chiliastischen Ideen verloren natürlich jeden Halt im Volke. Nur hier und da begegnen wir ihnen bei einzelnen Theologen im Mittelalter z. B. bei einem Bischof Berthold von Chiemsee 1524.

Während und nach der Reformation gelangte die chiliastische Lehre bei einzelnen Sekten, wie bei den Wiedertäufern und mährischen Brüdern und bei einzelnen Schwärmern wieder zu Ansehen, nicht ohne blutige Spuren von Fanatismus und Martyrium in der Geschichte jener Tage zu verzeichnen. Allmählich aber, nachdem der Brand verrauchet war, der 30 Jahre lang im Herzen Europas gewütet hatte, sank sie zum harmlosen Objekt des Federkrieges zwischen Theologen und Philosophen herab. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begegnen wir zum ersten Male dem Gedanken vom Weltende auf dem — damals freilich noch sehr unsicheren — Boden der Naturwissenschaft. Ein Engländer Thomas Burnet versuchte es, der Frage in seinem Buche: *Telluris sacra Theoria*, welches von dem Diluvium, dem Paradies, dem Weltuntergang und dem darauf folgenden Stand der Dinge handelt, so exact als möglich nachzugehen. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Erde einmal doch zu Grunde gehen müsse — nach dem Zeugnis der alten Philosophen und dem der Offenbarung, welchen auch die Naturwissenschaft nicht widerspreche. Sie werde durch einen allgemeinen Brand zerstört werden, der in den vielen brennbaren Stoffen des Erdinnern und der Oberfläche seine Nahrung, in der Dürre der letzten Jahre, in dem Feuer der Blitze und Meteore seinen Ursprung und an den vulkanischen Küsten des Mittelmeeres seinen Ausgangspunkt finden werde. Die große Schwierigkeit, welche diesem Vorgang durch die Existenz der Meere bereitet wird, beseitigt er durch die Annahme, daß diese vorher

teils austrocknen, teils in die Spalten und Klüfte der Erde hinabsinken würden. Da er sich von den Vorstellungen des darauf folgenden tausendjährigen Reiches noch nicht losmachen kann, läßt er die aus jenem Verbrennungsprozeß hervorgegangene Schlackenmasse wieder zu einer glasähnlichen Erde erstarren, die verflüchtigten Substanzen und die Gewässer wieder zurückkehren und stellt jenen paradiesischen Zustand wieder her, den die Erde nach ihrer ersten Entwicklung aus dem Chaos besessen haben müsse, in welchem, wie Plutarch dem Zendavest nacherzählt, eine Welt von Glückseligen eines Glaubens, eines Sinnes, einer Sprache leben werde. Zweitausend Jahre müsse dieser Zustand währen; dann werde die Erde entweder in leichten Äther sich verflüchtigen, wie Heraklit und nach ihm die Stoiker meinten, oder, was ihm wahrscheinlicher dünke — als Fixstern in den fernsten Weltraum entrückt werden. „So wenig ich aber, fügt er hinzu, in dieser Frage irgend jemandes Ansicht folge, so wenig wünsche ich mit meiner Meinung für irgend jemand maßgebend zu sein.“ — In der That fand er auch keinen Anklang bei den Theologen, welchen er noch zu skeptisch, zu naturwissenschaftlich war!

Wenn auch die Ideen vom Weltuntergang und vom tausendjährigen Reich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts mehr und mehr erblaßten, so fehlt es doch auch seitdem nicht an seltsamen Erscheinungen, die damit zusammenhängen. So scheint die sogenannte Berufung an den jüngsten Tag, die „provocatio ad vallem Josaphat“ als eigentümliches Rechtsmittel lange bestanden zu haben, denn sie wurde ausdrücklich als solches in der bayrischen Gerichtsordnung von 1750 aufgezählt und zugleich verpönt. Der grundgelehrte württembergische Konsistorialrat Joh. Albr. Bengel trat um dieselbe Zeit entschieden für die Idee vom tausendjährigen Reich ein und bestimmte an der Hand genauer Berechnungen das Jahr 1835 als das letzte vor dem Weltuntergang. Eine Massenpilgerfahrt und Auswanderung von Württembergern um die Wende des Jahres 1799 ins Werk gesetzt auf den Rat des Pfarrers Friedrich, die Ansiedlung der Mormonen — die sich ja selbst die „Heiligen der letzten Tage“ nennen — an den Salzsee von Utah im Jahre 1827 und andere chiliastisch-schwärmerische Regungen z. B. im Wupperthale sind Zeichen von der Langlebigkeit jener Vorstellungen. Ja selbst in unseren Tagen begegnete man im Anschlusse an ungewöhnliche Himmelerrscheinungen und abnorme Witterungsverhältnisse noch Überresten von Weltuntergangsfurcht, welche freilich dem naturhistorisch disziplinierten Gebildeten kaum ein Lächeln oder Achselzucken abnötigen, in gewissen Volksschichten sich aber doch erstaunlich breit machen konnten.

Heutzutage spielt sich die Frage entschieden aus dem theologischen auf das naturhistorische Gebiet hinüber, und hier giebt es in der That einige Richtpunkte, mit welchen sie sich fester verbinden läßt.

Zunächst ist, um dahin zu kommen, ein Mißverständnis aus dem Wege zu räumen, welches sich an den Ausdruck: Das Ende oder — wie man noch häufiger sagt — der Untergang der Welt knüpfen kann. Dieser Ausdruck ist nicht wörtlich zu nehmen, etwa als ein Aufhören, eine Vernichtung des gesamten Kosmos. Die moderne Naturforschung kennt keine Vernichtung; tausendfache Erfahrung hat

ihr gezeigt, daß weder der geringste Teil einer Kraft noch ein Atom der Materie zu nichte werden kann. Was so aussieht, ist wissenschaftlich betrachtet nur der Übergang der Materie aus einer Form in eine andere, die Grenze einer Erscheinung oder Erscheinungsreihe gegen eine andere, die Umkehrung einer Kraft in Arbeit oder in eine andere Kraft. Es bedarf in der Regel nur anderer Beobachtungsmittel und -methoden, um die neuen Formen und Vorgänge verfolgen zu können.

Eine wahre Vernichtung der Welt oder auch nur der Erde ist demnach ausgeschlossen. Das Problem des Weltuntergangs wird damit zu der Frage, ob auf unserer kleinen Welt, der Erde, Veränderungen eintreten können, welche dem für uns wichtigsten Teile, der Menschheit und dem organischen Leben überhaupt, die Existenzbedingungen nehmen müßten. — Die Möglichkeit muß von vornherein zugegeben werden. Keine Gestaltung der Materie, kein Vorgang in derselben trägt in sich die Gewähr ewigen Bestandes. Das Leben des Einzelindividuum wie das ganzer Klassen von organisierten Wesen ist nur ein höher potenziertes, von außen bedingter Umgestaltungsakt. Wie es einen Anfang nimmt, kann und muß es auch ein Ende nehmen, wenn die äußeren Bedingungen es mit sich bringen.

Zu den ältesten Vorstellungen in dieser Hinsicht gehört die, daß die Erde einmal mit irgend einem anderen Gestirn zusammenstoßen und dadurch aus ihrem gegenwärtigen Bestande gebracht werden könne. In der That, wenn man die ungeheure Masse und Bewegung der Weltkörper bedenkt, kann man leicht zu Schlüssen über die Folgen einer solchen Kollision kommen. Abgesehen von der rein mechanischen Wirkung eines Zusammenstoßes würden durch die Umkehrung der Bewegung in Wärme sehr hohe Temperaturen in den zusammenprallenden Körpern sich entwickeln. Man hat berechnet, daß bei dem Zusammentreffen zweier Weltkörper von der halben Größe der Erde die Masse beider eine Temperatur von 20 bis 30 Tausend Grad C. annehmen müsse, daß schon die Wärmeentwicklung, welche durch einen Zusammenstoß der Erde mit dem Monde sich ergäbe, hinreicht, um die Gesteine der Erde bis zur dunklen Rotglühhitze zu erwärmen, also alles organische Leben ausnahmslos zu vernichten.

Für diese Anschauung, welche vielleicht in der Erscheinung herabstürzender Meteore ihren Ursprung hat, giebt es jedoch in der Mechanik des Himmels kaum irgend einen Anhaltspunkt. Die Bewegungen der Gestirne sind nach den Gesetzen der Schwere und Anziehung so fest geordnet, daß vorläufig jeder Zusammenstoß der Erde mit ihren Nachbargestirnen ausgeschlossen ist. Nur die Kometen könnten wegen ihres extravaganten Wandels Bedenken in dieser Hinsicht erregen. Ihre Masse ist jedoch, wie uns die Astronomen neuestens gezeigt haben, so locker und luftig, daß wir es überhaupt kaum merken würden, wenn die Erde durch einen Kometen hindurchflöge. Von dieser Seite ist also nichts zu befürchten.

Es bleibt demnach nichts übrig, als die möglichen Ursachen eines Unterganges der organischen Welt in dem Wesen der Erde selbst zu suchen. Und hier begegnen wir zunächst der — vielleicht unter den Schrecken vulkanischer Katastrophen zuerst entstandenen Idee, die Erde könne einmal durch eigene innere Revolutionen zer-

sprenge werden. Diese Vorstellung findet sich nicht bloß im buddhaisitischen Mythos, sie hat auch in unseren Zeiten Vertreter und in gewissen astronomischen Thatsachen eine Stütze gewonnen.¹⁾ Es ist bekannt, daß in unserem Sonnensystem zwischen Mars und Jupiter eine große Lücke besteht, in welcher nach den Gesetzen der Gravitation ein Planet seine Bahn ziehen sollte. An dessen Stelle hat man nun nach und nach über 200 kleinere planetarische Körper, die Asteroiden, entdeckt und die Vermutung ausgesprochen, daß diese nur die Trümmer eines einzigen größeren Planeten seien, der durch eine ungeheure, von seinem Innern ausgehende Kraft in Stücke zersprengt worden wäre.

Thatsächlich durchlaufen alle diese kleinen Planeten Bahnen, welche im Mittel ziemlich gleich weit von der Sonne abstehen und sich vielfach durchkreuzen. Damit wäre allerdings die Abstammung derselben von einem einzigen größeren Planeten nahe gelegt, wenn auch nicht bewiesen. Aber wenn man selbst zugiebt, daß jene Erklärung für die Abstammung der Asteroiden zutreffen möge, so folgt daraus noch nicht, daß sie für unsere Erde anwendbar sei. Wir finden in der Dynamik unserer Erde nichts, was eine solche Befürchtung rechtfertigen könnte. Die explosionsartigen Erscheinungen, welche bei vulkanischen Ausbrüchen beobachtet werden, haben ihre Ursache in dem Zusammentreten von Wasser mit glutflüssigen Teilen des Erdinnern und der dadurch bedingten plötzlichen Dampfbildung. Sie spielen in verhältnismäßig sehr geringen Tiefen der Erde und können deshalb nur ganz lokale Wirkungen zu stande bringen. Aber selbst wenn man diese Dampfbildungs-herde in sehr große Tiefen legen könnte, würde der Effekt derselben kein größerer — ja wahrscheinlich sogar ein viel kleinerer werden. Denn man darf nicht vergessen, welche verhältnismäßig geringen Mengen Wasser dazu verfügbar sind. Wenn man die mittlere Tiefe sämtlicher Meere zu einer halben Meile annimmt, berechnet sich daraus eine Wassermasse, welche zur Masse des Erdkörpers in dem Verhältnis wie 1:1000 steht. Zur Veranschaulichung dieses Mengenverhältnisses denke man etwa an einen Fingerhut voll Wasser und an eine Kegelfugel. Man wird einsehen, daß vielleicht die Wassermenge gerade hinreicht, um die Oberfläche der Kugel eben zu benehen. Selbst durch sehr große Erdspalten könnten nur verhältnismäßig geringe Mengen Wasser auf einmal in die Tiefe stürzen. Je größer aber die Tiefe ist, desto länger braucht das Wasser um hinabzustürzen; die Dampfbildung geht allmählich vor sich und vermindert dadurch die Explosionswirkung. Ja es läßt sich sogar sagen, daß in gewissen Tiefen einer Erdspalte unter dem Druck der auflastenden Wassersäule gar keine Dampfbildung mehr stattfinden, daß in großen Erdtiefen flüssiges Wasser mit weißglühendem, geschmolzenem Gesteinsmagma ohne Explosionswirkung zusammentreten könne.

Dazu kommt, daß die Erde in ihrer Entwicklungsgeschichte über die Phase der Spaltenbildung längst hinausgeschritten ist. Die Temperaturverhältnisse zwischen Erdkörper und Umgebung haben sich in ein solches Gleichgewicht gestellt, daß die Entstehung großer, in beträchtliche Tiefen hinabreichender Spalten vollständig ausgeschlossen erscheint.

¹⁾ Brenner, Der Welt Untergang. Meßler, Stuttgart 1872.

Wir sehen in der That nicht bloß, daß die Störungen, welche durch vulkanische Eruptionen in der Gesamtbeschaffenheit der Erde hervorgebracht werden, sehr geringfügig und örtlich beschränkt sind, sondern wir finden auch, daß sie im ganzen ohne Zweifel an Intensität abgenommen haben, wenn wir die gewaltigen vulkanischen Bildungen früherer geologischen Epochen in Betracht ziehen und uns in die Zeiten zurückversetzen, in welchen die Eruptionenmassen der Auvergne, der Eifel, Ungarns und der Cordillera, die Basaltströme des böhmischen Mittelgebirges und Irlands, die Melaphyre Südtirols u. s. w. aus dem Erdinnern hervorbrachen.

Die Gefahr eine Zerstörung der Erde durch Explosion ist demnach mindestens ebenso gering als die der Zerschmetterung durch ein anderes Gestirn.

Man hat aber weder an das eine noch an das andere zu denken nötig, um doch Ursachen kennen zu lernen, welche hinreichen um wenigstens das organische Leben auf der Erde zu vernichten.

Das Studium der Geologie führt uns zur Kenntniss von großen Veränderungen im Kreise des Pflanzen- und Tierlebens, welche, auf das Menschengeschlecht ausgedehnt, wohl auch dessen Untergang bedeuten können. Nicht furchtbare Katastrophen, wie man früher meinte, sondern ganz allmählich sich vollziehende Wandlungen in der Land-, Wasser- und Wärmeverteilung an der Erdoberfläche bedingen auch wesentliche Umgestaltungen in der lebenden Welt. Im Verlaufe derselben sind Tierklassen, deren Mitglieder nach Milliarden zählten, Pflanzengeschlechter, die in unglaublicher Fülle das Land bedeckten, bis auf die letzten Reste ausgestorben, um neuen Formen das Feld zu räumen; in wohl erkennbaren Übergängen reihen sich die verschiedenen Gestaltungen des organischen Lebens an einander, ohne daß irgend einmal eine definitiv verschwundene Form wiedergekehrt wäre.

Daraus ergibt sich erstens: daß keine der beobachteten geologischen Thatfachen uns den Bestand der letzten Epoche auch nur im geringsten gewährleistet, und dann: daß die Ursachen einer so allgemeinen und stätigen Veränderung gewiß keine zufälligen, sondern ebenfalls stätige, nach einer Richtung sich ändernde sein werden.

Als eine der Hauptursachen der fortschreitenden Veränderungen in der organisierten Schöpfung muß die fortwährende Wärmeabnahme an der Erdoberfläche gelten, für welche man zwar keine direkten Beweise, aber eine Anzahl sehr gravierender Verdachtsmomente besitzt. Bekanntlich führten alle Untersuchungen der Frage, ob die Wärme auf der Erde seit Menschengedenken um eine meßbare Größe abgenommen habe, zu negativen Ergebnissen. Man weiß, wie genau die mittlere Jahrestemperatur eines Landstriches den Pflanzenwuchs desselben bestimmt, wie sich Vegetationsgürtel oder -grenzen nach Bruchteilen eines Grades in der mittleren Jahrestemperatur ausdrücken. Diese Vegetationsgrenzen haben sich, abgesehen von einzelnen lokalen Störungen, die oft auf Kultureingriffe zurückzuführen sind, nicht merklich geändert, seit man überhaupt glaubwürdige Aufzeichnungen besitzt.¹⁾ Palästina zeigt z. B. heutzutage genau dieselben Wachs-

¹⁾ Die gewaltigen Temperaturdifferenzen, welche die Eiszeiten bedingten, muß man als vorübergehende Erscheinung auffassen.

tumsverhältnisse in bezug auf gewisse Getreidearten und den Weinstock wie zur Zeit der Einwanderung der Kinder Moses, und es läßt sich an der Hand der bezüglichen Thatfachen feststellen, daß seit jener Zeit die mittlere Jahrestemperatur des Landes bis zu unseren Tagen noch nicht um $\frac{1}{4}$ Grad sich geändert habe.

Dagegen liefert das Studium der vorweltlichen, nur in ihren versteinerten Resten erhaltenen Pflanzenwelt für das Vorhandensein einer höheren Erdwärme in früheren Epochen Anzeichen, welche geradezu entscheidend genannt werden müssen. In der sogenannten Tertiärperiode — einer Vergangenheit, welche geologisch genommen als jung anzusehen ist — erstreckten sich am Nordabhange der Alpen hin von Ungarn herauf bis tief in die Schweiz hinein große untiefe Binnengewässer von teils salziger, teils süßer Beschaffenheit. Stattliche Waldungen von immergrünen Eichen, Ahorn, Platanen und Zimmbäumen bedeckten die benachbarten Höhen, die sumpfigen Niederungen dichtes Unterholz von Lorbeer, Ficus, Myrten und Lianen. Vereinzelte Palmen, Mimosen und echte Akazien deuten an, daß ihnen das Klima schon nicht mehr recht behagte. In den Sümpfen hausten Heerden von Tapiren und Nashörnern; wildschweinartige Geschöpfe von der Größe eines Stiers in den Wäldern, niedliche Krokodile und Schildkröten in den Alpenflüssen.

Eine Sammlung von Gewächsen wird für jeden in der Pflanzengeographie erfahrenen Botaniker zu einer Urkunde, aus der er über das Klima und die Bodenbeschaffenheit des Landes, dem sie entnommen sind, zu urteilen imstande ist. Solche Schlüsse werden auch für vorweltliche Floren ihre Berechtigung dann haben, wenn man ihre charakteristischen Pflanzen-Formen mit solchen der Gegenwart vergleichen kann; sie werden um so sicherer zutreffen, je näher die verglichenen Pflanzen verwandt sind und je größer die Zahl der vergleichbaren Arten ist.

Nun gehören von allen Pflanzenspezies der Tertiärflora, welche mit lebenden verglichen werden können, 131 Arten der gemäßigten, 266 der subtropischen und 85 der tropischen Zone an. Die Mehrzahl verweist somit auf ein subtropisches Klima oder auf eine mittlere Jahrestemperatur zwischen 15° und 25° C. Man kann jedoch das Klima der Tertiärzeit noch genauer begrenzen. Die Fiederpalmen Ficus, Cassien und echten Akazien sind entschieden tropische Gewächse und vertragen den Winter der gemäßigten Zone nicht; dagegen gedeihen sie gegenwärtig in den Gärten auf Madeira vortrefflich. Die Dattelpalme geht unter allen Fiederpalmen am weitesten nach Norden, kommt aber auch in den wärmsten Gegenden von Europa nur sehr selten zur Fruchtreife. Sie bedarf dazu einer mittleren Jahrestemperatur von mindestens 20° C. Der Tulpenbaum, der in der Tertiärflora so verbreitet ist, findet seine vollste Entfaltung gegenwärtig in den Sümpfen von Louisiana und entwickelt sich auf Madeira zu wahren Riesenbäumen bei einer mittleren Jahrestemperatur von 20° C. Aus diesen Angaben kommt man zu dem berechtigten Schlusse, daß das Klima Süddeutschlands damals nur mit dem gegenwärtigen von New-Orleans oder Tunis gleichgestellt werden kann — mit einer mittleren Jahrestemperatur von $20\text{--}21^{\circ}$ C., einem Sommer von $27\frac{1}{2}$, einem Winter von $13\frac{1}{2}^{\circ}$ C.

Vergleiche in der Tierwelt führen zu ähnlichen, wiewohl minder scharfen Ergebnissen. Nimmt man unsere mittlere Jahrestemperatur zu 10° C., so ergibt sich, daß sie seit der Tertiärperiode um etwa 10° C. gesunken ist. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die mittleren Jahrestemperaturen noch weiter zurückliegender geologischer Epochen noch höher waren, wenn man z. B. die viel größere Verbreitung der Palmen und Thujen in der Kreideperiode, die wunderbare Entwicklung der Sagobäume und Korallen im Jura u. s. w. berücksichtigt. Je weiter wir zurückgehen, desto fremdartiger werden die Formen; in der paläozoischen Periode, zumal schon zur Zeit des größten Pflanzenwachstums in der Steinkohlenzeit finden wir eine gleichartige Vegetation über die ganze Erde verbreitet, über deren klimatische Verhältnisse allerdings die vollständig ausgestorbenen riesigen Pflanzengeschlechter jener Zeit uns keine sichere Kunde mehr geben. Aus dem Umstande aber, daß die Vegetation keine Unterschiede nach Zonen erkennen läßt, muß man schließen, daß eine gleichmäßige Temperatur auf der ganzen Erde herrschte, hoch genug, um von der Stellung der Erde gegen die Sonne und von dem Wechsel der Jahreszeiten nicht mehr beeinflusst zu werden.

Diese Thatsachen gehören zu den festesten Gliedern in der Beweiskette, die zu dem Satze führt, daß die Erde einst eine sehr hohe Temperatur besaß und durch allmähliche Abkühlung erst ihren gegenwärtigen Wärmezustand erlangte. Bekanntlich gelangten Kant und Laplace auf anderem Wege zu derselben Anschauung, welche heute den fast unbestrittenen Ausgangspunkt aller geologischen Speculation bildet, unterstützt von zahlreichen kosmischen und geologischen Thatsachen. Zu den letzteren gehört die durch sehr exakte Untersuchungen gewonnene Erfahrung, daß die Wärme des Erdbodens von einem bestimmten Punkt an, der sich nach der mittleren Jahreswärme des Ortes reguliert, nach der Tiefe fortwährend zunimmt. In dem 1200 Meter tiefen Bohrschachte von Sperenberg bei Magdeburg hat man eine das ganze Jahr gleichbleibende Temperatur von 47° C. beobachtet. Wir kennen freilich von dem Körper der Erde nur ein sehr dünnes Häutchen; doch kann man dieser Thatsache gegenüber gewiß nicht an die Wärmewirkung der Sonne denken. Auch die viel umstrittene Frage nach dem Wesen der Vulkane wird durch die Annahme eines noch glühend flüssigen Erdkernes wesentlich vereinfacht. Je mehr und je verschiedenartigere Erscheinungen aber eine Hypothese auf ungezwungene Weise erklärt, desto größere Wahrscheinlichkeit muß sie gewinnen.

Der aus diesen Betrachtungen sich ergebende Schluß, daß die Wärme der Erde seit ihrer Entstehung bis zur Gegenwart fortwährend abgenommen habe, wird wohl nicht mehr ernstlich bestritten. Es liegt aber auch kein vernünftiger Grund vor anzunehmen, daß diese Abkühlung jetzt schon ihre Grenze erreicht habe. Denn der Weltraum, an welchen die Erde ihre Wärme abgibt, ist noch viel kälter — man hat seine Temperatur auf mindestens 100° C. unter dem Eispunkte berechnet. Die Abkühlung wird gesetzmäßig fortschreiten, wenn sie der Mensch auch in den nächsten Jahrtausenden nicht direkt beobachten könnte. Sie wird erst vollendet sein, wenn die Erde die Temperatur des Weltraumes angenommen hat. Die Länge der Zeit, in welcher sich das vollzieht, würde sich

vielleicht im Hinblick auf die abgelaufenen geologischen Perioden auf einige Jahrhunderttausende schätzen lassen; allein es ist ein Umstand in Betracht zu ziehen, der den gegenwärtigen Zustand über einen unabschbaren Zeitraum verlängern muß.

An sich schon schreitet die Abkühlung nach einem von Newton entdeckten Gesetze immer langsamer vor, je geringer die Temperaturdifferenz zwischen Erde und Weltraum wird. Überdies aber empfängt die Erde noch von auswärts, von der Sonne, fortwährend Wärme, durch die sich ihr Verlust ausgleicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Oberfläche der Erde von der inneren Erdwärme schon jetzt gar nicht mehr beeinflusst; der gegenwärtige Wärmezustand an der Oberfläche unseres Planeten ist nur das Resultat der Bestrahlung durch die Sonne.

Damit ist aber der Erde eine Wärmedauer zugesichert, die weit über ihr eigenes ursprüngliches Vermögen hinausreicht. Solange in der Beschaffenheit der Sonne keine Veränderung sich geltend macht, bleibt auch der Wärmezustand der Erde unverändert. Nicht nur unser ganzes körperliches Dasein, auch die Existenz und die Dauer der ganzen organisierten Schöpfung ist an die der Sonne geknüpft. Die Infareligion bezeichnete die Menschen als Kinder der Sonne.

Aber auch die Sonne kann sich den Naturgesetzen nicht entziehen, wenn auch ihre Abkühlung infolge der kolossalen Masse viel langsamer vor sich gehen muß. Erlöschende Sonnen sind für die Astronomen keine unerhörte Sache. Wenn einmal eine Schlackenkruste sich auf ihr zu bilden beginnt und allmählich den ganzen glühenden Ball überzieht, dann wird die von dort kommende Wärme schwinden und mit ihr das Licht, und endlich einmal wird die Kälte und Finsternis des Weltraums das erloschene Sonnensystem umfassen.

Noch zwei andere Vorgänge, gleich verderblich für alles Leben, wirken mit der Erkaltung und Verfinsternung zusammen.

Unsere Erde ist, — soweit wir sie kennen — kein kompakter Körper. Zahllose Hohlräume, Risse, Spalten und Höhlen ziehen sich nach innen. Chemische Wechselwirkung zwischen Atmosphäre und Gestein arbeiten unaufhörlich an der Auslockerung der Erdkruste von oben herein. So wird der Boden für zwei folgenschwere Prozesse vorbereitet: für die Absorption der Luft und des Wassers. Die Masse der Meere, welche uns so gewaltig erscheint, ist ja, wie oben gezeigt wurde, im Verhältnisse zur festen Erde verschwindend klein, die Porosität der Gesteine groß genug, um die dreifache Menge Wassers aufzunehmen, als die Meere enthalten, obwohl sie seit dem Planetenzustand der Erde mindestens schon ebensoviel absorbiert haben. Von der Luft gilt ein gleiches wie von allen flüssigen Körpern. Sie werden insgesamt allmählich in die Tiefe wandern, von dem in seinem Innern erstarrenden Erdball aufgeschluckt werden. Mit dem Eintritt aller dieser Zustände ist die letzte Phase der Erde und überhaupt des Systemes von Gestirnen, dem sie angehört, bezeichnet und damit auch das Erlöschen des tierischen und pflanzlichen Lebens besiegelt. Das Menschengeschlecht dürfte aber dieses Ende kaum erleben. Schon lange vorher werden die Grundlagen seiner Existenz mehr und mehr geschwächt, seine Ernährungsverhältnisse durch eigene Konkurrenz und durch die Verschlechterung des Klimas verkümmert, sein Organismus herabgekommen

sein. Das Wachsen der helfenden Intelligenz hält nicht Schritt mit dem Wachsen der Not. Die Isothermen des nicht mehr tauenden Eises rücken in unabsehbaren Zeiträumen von den Polen gegen den Äquator vor und treiben vor sich die gesamte Lebewelt auf einen immer schmälere Gürtel zusammen, bis sie sich berühren und damit das Genus homo sapiens dem Schicksale der Saurier und Mastodonten überliefert haben werden. Es steht dahin, ob es eine dankbare Aufgabe wäre, den Kampf der letzten Menschen um ihr jammervolles Dasein auszu-denken. Da handelt es sich wahrscheinlich nicht um große elementare oder soziale Katastrophen, sondern um ein allmähliges Dahinschwinden, um Jahrtausende der Degeneration, welche das Ende vorbereiten.

Nordpolfahrer erzählen, daß sie manchmal in der eisigen Lde der Polarnacht Schneehütten getroffen hätten, in welcher ganze Eskimofamilien versammelt waren — aber erfroren und verhungert — vielleicht schon vor Dezennien. Damit wäre eine Illustration und ein Vorbild zu dem Roman „Die letzten Menschen“ gegeben. — Solchen Konsequenzen gegenüber muß uns die Zuversicht, daß die Gegenwart noch durch unermessliche Zeiträume von jenem Abschluß der Menschengeschichte getrennt ist, zum Trost gereichen. Im Hinblick auf die dem Menschengeschlecht noch zugemessene Dauer kann man wohl sagen, daß es sich immer erst noch im Anfange seiner Entwicklung, in seinem Kindesalter befindet, kann man wohl bedauern, daß uns ein Blick in die Höhe der Entwicklung, zu der es noch sich aufzuschwingen die Zeit hat, verwehrt ist.

Wir sind eigentlich auf dem schwankenden Boden der Hypothesen weit genug vorgedrungen um Halt zu machen. Aber wie der Mythos bei dem Untergang nicht stehn bleibt, so können auch wir jenes Ende des Sonnensystems als kein definitives ansehen; wir können den Gedanken nicht fassen, daß die letzte Bestimmung der Weltkörper sei, als kosmische Leichen ewig durch den dunklen Raum zu ziehen. Es bestehen Gründe für die Annahme, daß auch in der Bewegung der Gestirne eine Änderung eintreten könne. Seit 2000 Jahren ist eine solche zwar noch nicht konstatiert worden. Wenn aber, wie es nach den Bewegungen der Kometen den Anschein hat, der Weltraum nicht absolut leer ist, sondern irgend welche Stoffe — freilich in sehr großer Verdünnung enthält, so ist damit ein Moment des Widerstandes gegeben, welches auf die Bahnbewegung aller Planeten schließlich nicht ohne hemmende Wirkung bleiben kann. Die Schwerkraft dagegen, welche die Erde gegen die Sonne zieht, wird nicht bloß dieselbe bleiben, sondern durch das Material der stets zufliegenden Meteore gesteigert werden und die Planeten zwingen, sich ihrem Zentralkörper in Spirallinien zu nähern und endlich mit der furchtbaren Geschwindigkeit solcher ungeheurer Massen und Fallhöhen in die erkaltete Sonne zu stürzen.

Mag es nun sein, daß schon der Zusammensturz unfres Planetensystems soviel Wärme frei machen sollte als nötig ist, um sofort nach der Katastrophe wieder in eine weißglühende Gasmasse zu zerstäuben,¹⁾ mag es sein, daß es dazu der

¹⁾ Man berechnet, daß die Gesamtmasse des Planetensystems durch den Zusammensturz auf etwa 28 Millionen Grad Celsius erhitzt würde.

Vereinigung des ganzen Sternhaufens bedarf, von welchem unser Sonnensystem nur ein kleiner Teil ist: in beiden Fällen würde der Kant-Laplace'sche Kreislauf, der die kosmische Vergangenheit umschließt, von neuem beginnen: die Gasugel kommt durch die Kontraktion in Drehung, schleudert Ringe ab, die sich zu glühenden Welten verdichten, und es kann der Tanz von neuem verlaufen mit neuen Planeten, neuen Geschöpfen und neuem Untergang.

So gelangen wir im Dämmerlichte der Vermutung zu demselben Ziele, nach welchem die divinatorische Kinderseele der Völker zagend und sehnsüchtig zugleich ausblickte. Unter dem Namen Kalpas begriff der altindische Mythos Weltperioden, die nach Myriaden von Jahresmillionen zählen. In unendlicher Reihe folgen sie aufeinander; jede einzelne endigt mit vollständiger Zerstörung des Weltalls, beginnt mit der Neubildung desselben. —



Berichte aus allen Wissenschaften.

Physiologie.

Der Mechanismus der Verdauung bei niederen und höheren Tieren.

Unter den im tierischen Körper sich abspielenden Prozessen bieten diejenigen, welche zur Aufnahme und Assimilation von Nahrung dienen, insofern ein besonderes Interesse, als dieselben einerseits wichtige Aufschlüsse liefern über das Wesen und das Zustandekommen der Lebenserscheinungen und als sie andererseits Licht verbreiten über jenen Entwicklungsgang, welchen die Organismenwelt seit ihrem ersten Auftreten auf unserem Planeten verfolgt hat. Wir fassen im Nachfolgenden die wichtigsten Ergebnisse neuerer Forschungen über die Verdauung bei niederen und höheren Tieren zusammen, indem wir des besseren Verständnisses halber einige Bemerkungen über die bisherigen Anschauungen betreffend den soeben erwähnten Vorgang voraus schicken.

Um mit den Protozoen zu beginnen — jenen auf niedrigster Stufe der Entwicklung stehenden tierischen Organismen, welche noch keine zellig-geforderten Organe und Gewebe aufweisen, vielmehr im wesentlichen aus einer ziemlich gleichartigen schleimiggelatinösen Masse, dem sogenannten Protoplasma oder der Sarkode bestehen — so ist es eine längst bekannte Thatsache, daß bei denjenigen Artieren, welche eine Mund- und Afteröffnung entbehren, die Nahrungsaufnahme durch „amöboide Bewegung“ bewirkt wird. Letztere, die wir als eine der organischen Substanz und den primitivsten Formen des organischen Lebens von vornherein zukommende Thätigkeit und zugleich als den Ausdruck jener aus den im Tierkörper angehäuften Spannkräften hervorgehenden vitalen Energie zu betrachten haben, äußert sich in der Weise, daß die soeben bezeichnete kontraktile Masse des tierischen Organismus mit Hilfe der von ihr in der Form von zarten

Wurzelausläufern (Pseudopodien) ausgeschickten Fortsätze Nahrungspartikel an sich und in sich hineinzieht, um dieselben dem eigenen Körper einzuverleiben¹⁾. Wir haben es also hier mit einem ausschließlich mechanischen Modus der Nahrungsaufnahme zu thun, wobei freilich von vornherein zugestanden werden muß, daß der eigentliche Assimilationsprozeß erst innerhalb des Sarkodeleibs der besagten Organismen stattfinden kann. — Auch erregte es seiner Zeit nicht geringes Aufsehen, als vor einigen Jahren durch Untersuchungen von Gegenbaur, Parker und Metchnikoff festgestellt wurde, daß die „amöboide Bewegung“ nicht nur auf jene Wesen beschränkt ist, welche wie: Rhizopoden, Infusorien u. dergl. an der Grenze des tierischen Lebens stehen, sondern daß auch bei den bereits auf etwas höherer Stufe der Entwicklung sich befindenden Spongien und bei einer Anzahl von ächten Coelenteraten (Tieren mit Zellgeweben von radiärem Bau und mit einem für Verdauung und Zirkulation gemeinsamen Körperraum) diejenigen Zellen, welche die Leibeshöhle auskleiden, ebenfalls mit Hilfe des soeben erwähnten Vorgangs Nahrung in sich aufnehmen. — Was den Mechanismus der Verdauung bei den übrigen Metazoen (Tieren, die im Gegensatz zu den Protozoen einen zellig-geordneten Bau aufweisen) anlangt, so wurde die Frage, wie die Nahrungsaufnahme bei diesen erfolge, früher einfach mit dem Hinweis auf die Verdauungssäfte beantwortet, von denen man annahm, daß sie in den Magen und Darm eingeführte feste Nahrungstoffe in Lösung überführten und es auf diese Weise ermöglichten, daß die in löslichem Zustand befindlichen Nährsubstanzen mit Hilfe des als „Endosmose“ (Austausch der Bestandteile zweier Flüssigkeiten durch eine sie trennende Membran hindurch) bekannten, physikalischen Vorgangs, resp. durch eine unter Mitwirkung von Darmkontraktionen zu stande kommende Filtration die Wandungen der den Darm auskleidenden Zellen (Epithelzellen) passierten und durch die mit letzteren in Verbindung stehenden Kanäle in den Säftestrom gelangten.

Nebenbei sollten auch — so nahm man an im Hinblick auf jene feine Strichelung, welche die soeben erwähnten Zellen an ihrem der Darmhöhlung zugekehrten Ende unter dem Mikroskope erkennen lassen — in dem Basalsaum des Darmepithels porenartige Öffnungen existieren, durch welche körnchenartige feste Körper, so wie Fetttröpfchen ins Innere der besagten Zellen und von dort aus in die Lymphbahnen gelangten. — Was freilich die Resorption von in Lösung befindlichen Nährstoffen durch Endosmose und Filtration anlangt, so müßte die Thatsache, daß um Einweißkörper in die lösliche Form der Peptone überzuführen, Pepsin-Drüsen erforderlich sind, zusammengehalten mit dem Umstand, daß gerade bei den

¹⁾ Die Bezeichnung: amöboide Bewegung ist der Amöbe entlehnt, jenem aus Sarkodeleib und größeren gelappten oder fingerförmigen Fortsätzen bestehenden niederen Organismus, der gewöhnlich zur Ordnung der Foraminiferen, von G. Haeckel, soweit die Schleimmasse des Tierkörpers keine Kerne enthält, zu den Moneren gerechnet wird. Der besagte Vorgang, den S. Philipp (Vergl. die Schrift: „Über Ursprung und Lebenserscheinungen der tierischen Organismen. Leipzig, G. Günther 1883) in geistreicher Weise zu erklären versucht, wird übrigens nicht nur bei Tieren, sondern auch bei Pflanzen, so z. B. bei gewissen Pilzen (Myxomyceten) beobachtet.

phyletisch ältesten Wirbeltieren — wie bei Amphioxus, den Cyclostomen und wahrscheinlich auch bei den Dipnoern — solche Drüsen vollständig fehlen, von vornherein Zweifel an der Allgemeingültigkeit dieser Erklärung erwecken oder doch wenigstens die Frage nahe legen: Wie geht bei jenen Tieren, welche den zur Erzeugung von auflösenden Verdauungssäften erforderlichen Drüsenapparat nicht besitzen, die Eiweißresorption vor sich? —

Was nun letztere Frage anlangt, so haben allerdings, wie schon eingangs angedeutet wurde, die neueren Forschungen erheblich dazu beigetragen, unsere Kenntnis vom Mechanismus der Verdauungsvorgänge bei verschiedenen Tiergattungen wesentlich zu berichtigen, resp. zu vervollständigen. In einer kürzlich erschienenen Arbeit¹⁾ veröffentlicht nämlich N. Wiedersheim die Resultate seiner am Grottenmolch (*Spelerpes fuscus*) gemachten Beobachtungen, aus denen sich ergibt, daß die mit Hilfe der „amöboiden Bewegung“ stattfindende Nahrungsaufnahme, die man wie oben bemerkt, bisher auf die Urtiere, sowie auf Spongien und Coelenteraten beschränkt glaubte, auch bei Wirbeltieren — also bei auf hoher Stufe der Entwicklung stehenden tierischen Organismen — nachgewiesen werden kann. Der besagte Gelehrte fand nämlich, als er das Darmepithel des Grottenmolchs sofort nach der Tötung des Tieres und ehe noch eine Austrocknung der Gewebe stattfinden konnte, unter das Mikroskop brachte, daß unter solchen Verhältnissen von jenem mit feinen Strichen versehenen Basalsaum, welcher zur Entstehung der oben erwähnten Hypothese von den die Wandung der Epithelzellen durchsetzenden Porenkanälchen Veranlassung gegeben hat, nichts zu bemerken ist. Die freien Ränder der Zellen erscheinen vielmehr in frischem Zustande ohne jegliche scharfe Begrenzung, gleichsam offen, unregelmäßig gelappt und da und dort wie eingerissen und in dicke Fliedhaare zerfallend. Auch konnte Wiedersheim das Vorhandensein der „amöboiden Bewegung“ — darin bestehend, daß in den soeben erwähnten faserartigen Zellenfortsätzen langsame Formveränderungen vor sich gehen und daß diese Fortsätze wieder in den Zellenleib zurückgezogen werden — deutlich wahrnehmen. — Läßt sich nach dem Gesagten — (eine analoge Beobachtung hat auch von Thauhoff am Darmepithel des Frosches gemacht) — wohl kaum bezweifeln, daß bei gewissen Wirbeltieren die Darmepithelzellen in der nämlichen Weise bei der Ernährung mitwirken wie die entsprechenden Zellen der niedersten Metazoen und wie das Protoplasma, aus welchem sich der Körper der Urtiere zusammensetzt, so erscheint eine andere Reihe von Beobachtungen, welche an die längst bekannten, unter der Schleimhaut des Säugetierdarms gelegenen Nester von weißen Blutkörperchen oder Lymphzellen anknüpfen, noch mehr geeignet über die der Nahrungsabsorption bei den höheren Tieren zu Grunde liegenden Vorgänge Licht zu verbreiten. In Übereinstimmung mit gewissen, von E. Dinger schon vor mehreren Jahren gewonnenen Forschungsergebnissen gelangte nämlich

¹⁾ N. Wiedersheim, über die mechanische Aufnahme der Nahrungsmittel in der Darmschleimhaut. Festschrift der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Freiburg und Tübingen 1883. Verlag von S. C. B. Mohr.

Wiedersheim durch an 2 jungen lebenden Haifischen gemachte Versuche (er fütterte dieselben mit farbstoffhaltiger Nahrung und konnte nach der bald darauf erfolgten Tötung der Versuchstiere die färbende Substanz in den Lymphzellen der Speiseröhre und des Mitteldarms, sowie im Innern der Epithelzellen nachweisen) zu dem Schlusse, daß bei diesen Fischen die weißen Blutkörperchen als Wanderzellen in die Darmhöhlung übertreten und, nachdem sie dort feste Nährstoffe in sich aufgenommen haben, in jene Nester, welche ganz den Lymphfollikeln der Säugetiere entsprechen, wieder zurückkehren. Auch konstatiert der nämliche Beobachter, daß bei den Haifischen — ebenso wie beim Grottenmolch und beim Frosch — die Darmepithelzellen durch Aussendung von Fortsätzen Nahrungsstoffe an sich und in sich hineinziehen, um dieselben wieder an die Lymphkörperchen (weißen Blutkörperchen) abzugeben. — Was speziell den Übertritt der Letzteren in den Darm anlangt — einen Vorgang, der zweifelsohne ebenfalls auf der amöboiden Beweglichkeit dieser Gebilde beruht — so sind gewisse von Stöhr und Zawarykin angestellte Untersuchungen wohl dazu angethan, die Schlüsse, zu denen Wiedersheim bezüglich der mechanischen Aufnahme der Nahrungsmittel in der Darmschleimhaut gelangt ist, zu bestätigen. Der zuerst erwähnte Gelehrte hat nämlich eine massenhafte Auswanderung lymphoider Zellen aus den Tonsillen, aus den einzeln und den in Gruppen stehenden Follikeln des Darms, sowie aus den Balgdrüsen und aus der die Lungenverästelungen der Bronchien überziehenden Schleimhaut beim Menschen und bei Säugetieren direkt beobachtet, ohne daß in den betreffenden Fällen die begleitenden Umstände diese Erscheinung als einen auf krankhaften Veränderungen beruhenden Vorgang hätten erkennen lassen, während Zawarykin durch gewisse an Darmstücken von Hunden, Kaninchen und weißen Ratten angestellte Versuche zu einem den Folgerungen Wiedersheims analogen Schlusse geführt wird. — Erwähnt sei hier endlich noch, daß auch die Untersuchungen von Hoffmeister nach derselben Richtung deuten. Nach dem zuletzt erwähnten Forscher bilden nämlich die Lymphzellen das Mittel um die Peptone (in löslichen Zustand übergeführte Eiweißkörper) vor ihrem Übergang in den Säftestrom festzuhalten und zu binden. Wenn diese Zellen nicht vorhanden wären, würden — so führt Hoffmeister aus — die direkt in die Blutbahn gelangenden Peptone Vergiftungserscheinungen hervorrufen, und falls der Weg zur Niere offen ist, ohne der Ernährung wesentlich zu gute zu kommen, mit dem Harn alsbald wieder ausgeschieden werden. Dies zu verhindern, ist aber nach dem besagten Gelehrten die Aufgabe der weißen Blutkörperchen (Lymphkörperchen), denen also bei den Verdauungsvorgängen eine Rolle zufällt, analog derjenigen, welche die den Sauerstoff bindenden roten Blutkörperchen beim Athmungsprozeß spielen.

Prüfen wir die im Vorhergehenden namhaft gemachten Beobachtungen mit Bezug auf die für die Embryologie und Deszendenzlehre sich aus denselben ergebenden Schlüsse, so ist zunächst daran zu erinnern, daß bei der embryonalen Entwicklung der tierischen Organismen in der Anlage des Keimes schon frühzeitig 2 Zellschichten, nämlich: das Ektoderm oder äußere Keimblatt — aus

welchem Körperintegument (Haut) Nerven- und Sinnesapparate hervorgehen — und das Entoderm oder innere Keimblatt — welches die Auskleidung der verdauenden Cavität, beziehungsweise des Darmkanals und seiner Anhangsdrüsen erzeugt) — unterschieden werden und daß als drittes oder mittleres Keimblatt zwischen den beiden soeben erwähnten Zellschichten das Mesoderm — (aus welchem neben Muskelsystem und innerem Skelett das Gefäßsystem, sowie die körperlichen Elemente des Blutes und der Lymphe hervorgehen) — sich entwickelt. Auch ergibt sich, wenn wir die soeben bezeichnete Thatsache mit den Ergebnissen der oben erwähnten Untersuchungen zusammenhalten, daß bei den Verdauungsvorgängen eine Arbeitsteilung stattfindet, indem ebensowohl die entodermalen Epithelzellen des Darmes wie die mesodermalen Lymphzellen (weißen Blutkörperchen) mit der Aufnahme der Nahrungstoffe aus der Darmhöhle betraut sind. — Was speziell die amöboide Beweglichkeit dieser beiden Kategorieen von Zellen anlangt, so sind die zuvor erwähnten Forschungen insofern von höchstem Interesse, als sie uns, wie oben bemerkt, in die Entwicklung der Tierwelt und in die allmähliche Differenzierung der Ernährungsfunktion und ihrer Werkzeuge einen Einblick eröffnen. Wenn wir mit den Anhängern der Zellenlehre den tierischen Organismus als einen Komplex von Zellen — wie Huxley sich ausdrückt als „ein durch coordinierende Vorrichtungen zu harmonischem Zusammenwirken vereinigt Zellenaggregat“ — betrachten, so müssen wir uns vorstellen, daß mit der Abnahme der individuellen Selbständigkeit der einzelnen Zelle auch ihre universelle, ursprünglich auf die Aufnahme der mannigfaltigsten oder aller Stoffe sich erstreckende mechanische Fähigkeit (amöboide Beweglichkeit) unsumehr zurücktritt, als der Chemismus der Verdauung durch das Auftreten der verschiedensten Drüsenapparate und durch die Ausscheidung lösender Säfte und Fermente eine immer größere Rolle zu spielen beginnt. Dementsprechend wäre also der mit Hilfe der amöboiden Bewegung der Epithel- und Lymphzellen sich vollziehende Verdauungsprozeß, wie solcher bei einer Anzahl von wirbellosen Tieren und selbst bei Wirbeltieren — wenn auch vielleicht nur für gewisse Nahrungsbestandteile — sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, als ein uraltes Erbstück zu betrachten, welches die in der Entwicklung fortgeschrittenen Tiere von ihren auf niederer Stufe stehenden Vorfahren überkommen haben. Auch ist es begreiflich, daß gerade die aus dem Ektoderm (Haut und Nerven erzeugendes Keimblatt) sich entwickelnden Zellgebilde resp. Organe durch die an sie gestellten mannigfaltigen Anforderungen sowie durch den Einfluß, den die Berührung mit der Außenwelt auf sie ausübte, hochgradige Differenzierungen erlitten und hierdurch die Eigenschaft der amöboiden Beweglichkeit, die ursprünglich sämtlichen den Organismus zusammensetzenden Zellen zukam, schon früh verloren. Andererseits wird es nicht befremden, daß die aus dem Mesoderm hervorgegangenen Lymphzellen und die aus dem Entoderm sich entwickelnden Darmepithelzellen infolge ihrer Anordnung im Tierkörper (Lage im Innern der Leibeshöhle) und ihrer in physiologischer Beziehung verhältnismäßig gleichartigen Aufgabe ihre ursprünglichen Eigenschaften

zum Teil beibehalten konnten. — Um zum Schlusse noch einen Umstand zu erwähnen, welcher auf den ersten Blick mit den im Vorhergehenden dargelegten Forschungsergebnissen in einem gewissen Gegensatz zu stehen scheint, so könnte man annehmen, daß das Vorhandensein des bekannten Flimmerepithels — wie solches bei einzelnen Wirbeltieren (Amphioxus) den ganzen Darm, bei andern nur gewisse Teile des Darms auskleidet — mit der Nahrungsaufnahme durch „amöboide Bewegung“ nicht in Einklang zu bringen sei. Dem gegenüber macht aber Wiedersheim geltend, daß es sich bei der Flimmerbewegung nicht etwa in jedem Falle um Fortschaffung irgend welcher Stoffe handele und daß die einzelnen Flimmerhaare (Cilien) nicht als Abscheidungen des Zellprotoplasmas, sondern als rapid hervorgestößene Fortsätze der Zellsubstanz, das Spiel der Flimmerhaare dementsprechend nur als eine mit rapider Schnelligkeit verlaufende „amöboide Bewegung“ aufzufassen sei. Auch dürften die in neuester Zeit bekannt gewordenen Beispiele des Übergangs vom strömenden oder pseudopodienartig vorgestreckten Protoplasma zur Flimmerbewegung wohl zu Gunsten dieser Auffassung sprechen.

Kassel.

Moriz Alsberg.

Litteraturgeschichte.

Die Tendenzromane Klingers.

Es ist eine schon oft angedeutete und keineswegs befremdende Thatsache, daß viele am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts auftauchende dichterische Produkte zweiten und dritten Ranges durch die gleichzeitigen klassischen Erzeugnisse derartig in den Hintergrund gedrängt worden sind, daß man sie entweder völlig vergessen oder nur noch zeitweise einer ehrenden Erwähnung für würdig befunden hat. Wenn wir nun aber die Werke unserer Klassiker in ihrer ganzen Größe in uns aufgenommen zu haben meinen und uns, wie es sich gebührt, auch jenen weniger hervorragenden Dichtungen mit Eifer und Liebe zuwenden, so werden wir gewiß zu unserem großen Erstaunen oft bemerken, daß viele der letzteren mit Unrecht eine so geringe Würdigung gefunden haben, und es ist eine ehrenvolle Pflicht für uns, die Spätergeborenen, aus dem Schutt der Vergangenheit und Vergessenheit die nicht bloß anerkennenswerten, sondern wirklich hervorragenden Erinnerungszeichen an solche Männer aufzufrischen, die, wenn auch von gottbegnadeten Geistern überragt, doch der Unvergänglichkeit Würdiges geschaffen haben. So sollen auch die folgenden Zeilen das Andenken an einen deutschen Dichter wachrufen, der — merkwürdig genug — durch seine unbedeutendsten Leistungen einer ganzen Periode der deutschen Litteratur den Namen gegeben, durch seine bei weitem besseren Schöpfungen aber keine bleibende Erinnerung zu erwerben vermocht hat, also in der That vergessen worden ist.

Wer kennt nicht Maximilian von Klinger, oder richtiger gesagt, wer glaubt ihn nicht zu kennen, jenen Verfasser von „Sturm und Drang“, den Dichter des Stückes, nach welchem wir die „Sturm- und Drangperiode“ bezeichnen, jenen Autor des vielgenannten und wenig gelesenen Trauerspiels „Die Zwillinge“,

welches den Triumph errang über Leisewitz', „Julius von Tarent“ und diesen Dichter leider für immer der so undankbaren Poesie abwendig machte! Jeder gebildete Mensch kennt diese beiden Stücke wenigstens dem Namen nach, aber wer hat sie gelesen? Wenige, und die Mehrzahl, welche sie nie las, dürfen diese Unkenntnis nicht bedauern. Wer könnte heute noch an „Sturm und Draug“ Gefallen oder Ergöhen finden, wer heute noch das verwunderliche Urteil des Theaterdirektor Schröder billigen, welcher „die Zwillinge“ dem „Julius von Tarent“ vorzog? Diese beiden Werke haben ihrem Verfasser allerdings eine bleibende Erinnerung gesichert, aber dennoch ist Klinger ein Vergessener; denn nur der Mann, nur der Dichter lebt fort im Gedächtnis und in der Anerkennung der Nachwelt, dessen beste und erhabenste Schöpfungen unvergessen sind.

Klingers Meisterwerke sind nimmermehr jene wenig bedeutenden Dramen, vielmehr seine von echt dichterischer Schöpfungskraft zeugenden und ihrem Inhalte nach ebenso schönen wie belehrenden erzählenden Dichtungen, seine Tendenzromane. Nur kurz soll in folgendem auf sie hingewiesen, aber dringend der Wunsch ausgesprochen werden, daß mancher, der sie nie gelesen oder gar sie nie hat nennen hören, sich mit ihnen und so mit den wirklich hervorragenden Werken eines „Vergessenen“ bekannt mache.

Wenn Klinger in seinen „Gedanken und Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur“, (dem Werke, aus welchem wir den edlen und ernstesten Charakter des Dichters so klar erkennen), darüber so häufig klagt, daß Deutschland keine Satiriker habe und daß die Werke der Moralisten ebenfalls wertlos seien, weil sie zu dogmatisch verführen und „das Menschentier“ viel zu wenig nach seiner physischen Seite betrachteten, so scheint es, als habe er durch seine Erzählungen diese Lücke in der deutschen Litteratur ergänzen und in dieser Gattung seiner Werke Satire und Moral vereinigen wollen. Die Fehler und Laster der Menschen vom Könige bis zum Geringsten im Volke werden wahrheitsgetreu geschildert, und die Satire ist oft bitter genug und entbehrt auch des Wipes nicht, welchen Klinger bei ihr fordert; aber moralisch wirken sollten und können alle jene Erzählungen, und wenn das Gemälde, welches er vor unseren Augen entrollt, auch hier und da zu düster gefärbt scheint, wenn insbesondere die Einmischung des Satans und seiner Trabanten, überhaupt der ganzen Höllenmaschinerie in den Gang der Entwicklung störend wirkt, wenn überhaupt unser Urteil und unsere Erfahrung auch vielfach von den in den Tendenzromanen niedergelegten Ansichten abweichen mag, so finden wir doch eine solche Fülle moralischer Betrachtungen und Lehren, daß jene Erzählungen dem von Klinger hineingelegten Zweck, moralische Kraft zu entwickeln, gewiß entsprechen können. Hierzu kommt noch als Vorzug, daß sie, als Erzählungen betrachtet, ebenso spannend wie unterhaltend im besten Sinne sich darstellen.

Dies zeigt sich sogleich in dem ersten Werke dieser Gattung, in „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt.“ Faust, durch das Wissen unbefriedigt, lechzt nach dem Genuß, den nur der Reichthum geben kann; diesen soll ihm die Buchdruckerkunst verschaffen, und deshalb reißt er mit seiner gedruckten Bibel umher.

In seinen Hoffnungen betrogen ruft er „den Geist aus jener Welt;“ dieser kommt und zeigt Faust die allgemeine Schlechtigkeit der Menschen. Zunächst strebt Faust im Glauben an das Gute im Menschen noch danach, die Menschheit an ihren Unterdrückern zu rächen, in Rom aber wird er von allen Illusionen und vom Glauben an das Gute geheilt. Der Traum vom Genius der Menschheit auf der Insel treibt ihn nach Hause und zur früheren Arbeit zurück, aber er findet bald seinen Untergang. — Der Fehler des Ganzen liegt in der einseitigen und darum ungerechten Beurteilung. Es ist entschieden falsch, daß das Gute, wie hier geschildert ist, fast überall unterliegt; falsch ist die Verhöhnung aller Wissenschaft und Geistesarbeit, wie sie im „allegorischen Ballet“ dargestellt ist, indem als Begleiter der Metaphysik der Stolz und der Wahn, als Gefährtin der Moral die Kultur Hand in Hand mit Tugend und Laster, in Verbindung mit der Geschichte die Furcht und die Schmeichelei, mit der Medizin die Charlatanerie, mit der Astrologie und Theologie (schon an sich eine wunderbare Zusammenstellung!) Aberglaube, Wahnsinn und Betrug, als Genossen der Politik die Schwäche und der Betrug, als unzertrennlich von der Theologie die Herrschsucht und die Tyrannei hingestellt werden. Und dennoch zeigt dieses Werk unverkennbare Vorzüge: Reichhaltigkeit, Abwechslung und spannende Darstellung der einzelnen Geschichten, eine scharfe und witzige Kritik über die verschiedensten Kreise der menschlichen Gesellschaft.

Noch mehr Anerkennung verdient Klingers: „Geschichte des Don Raphael de Aquillas.“ Abgesehen von der in sie gelegten Tendenz, Inquisition und überhaupt den päpstlichen Fanatismus zu geißeln, eine Tendenz, deren Berechtigung wir nicht anfechten können, wenn wir auch die versöhnende Erwähnung besserer Seiten des Christentums und des Papsttums vermissen, verdient diese Erzählung durch die gelungene und ergreifende Darstellung edler, männlicher Tugend, wahrer Frömmigkeit und aufopfernder Liebe entschiedenes Lob, und wir dürfen sie wohl zu Klingers besten und gediegensten Schriften rechnen.

Kaum geringere Anerkennung werden wir der „Geschichte Giasars des Barmeciden,“ zollen. Spannend und interessant wie in allen Erzählungen Klingers ist die Entwicklung der Handlung, groß und wertvoll ist die Menge der darin enthaltenen Lehren z. B. wie der Kaiser in der Krankheit seiner Vögel, so sieht jeder in seinem Kummer das allergrößte Elend und spottet über das vielleicht viel größere der anderen; als unreifer Mensch will Giasar gutes thun und wirkt dadurch nur schädlich; leicht ist es die Gewaltthätigen der Erde zu verdammen, schwer es besser zu machen; es liegt in des Menschen Kraft, glücklich zu sein und glücklich zu machen u. a. Versöhnend wirkt vor allem die Lehre, daß die Tugend, selbst wenn sie dem Laster zu unterliegen, dem sie Üben den nur Unglück zu bringen und Elend zu stiften scheint, zuletzt doch über die Hölle siegt und daß die moralische Kraft des Menschen schließlich triumphiert und er durch sie dasteht als ein Bild des Ewigen. Dieselbe Tendenz finden wir auch in der „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ niedergelegt. Mag auch die Schilderung des für die Tugend und für ihre Durchführung im Leben so begeisterten Ernst zuweilen

etwas überspannt erscheinen, so giebt doch die feine psychologische Zeichnung der Charaktere, z. B. des Hadem, des Präsidenten u. a., der spannende Fortschritt der Handlung und die schöne Sprache dem Werke einen besonderen Reiz; als Satire unterwirft es die Intriguen des Hofes und der Staatsmänner einer scharfen Kritik; als moralisches Werk lehrt es ebenso wie das vorher besprochene, daß die Tugend, wenn sie auch in der verderbten Welt selten etwas erreicht, öfter vielmehr dem, der sie übt, Unheil, Verdruß und Verderben bringt, dennoch dem eigenen Bewußtsein das höchste Glück verleiht und als unvergängliches Gut schließlich den Sieg davonträgt. — Außerdem berührt uns gerade die Lektüre dieses Werkes so wohlthwendig, weil hier Klinger, dem Rußland ein zweites Vaterland geworden, mit so schönen und sicher tief empfundenen Worten die Vorzüge seiner Landsleute, der Deutschen, schildert und andern Nationen gegenüber hervorhebt.

Besondere Erwähnung wegen der in ihr enthaltenen scharfen Kritik über verschiedene Klassen der menschlichen Gesellschaft verdient Klingers Schrift: „Reisen vor der Sündflut.“ Indem der Dichter Mahal, den Schwager des Noah, vom Gebirge zu den kultivierten Kindern der Ebene hinabgehen und ihr Thun und Treiben beobachten läßt, schildert er den verderblichen Einfluß einer falschen Kultur auf das Leben und die Sitten der einfachen Naturvölker; im weiteren Verlaufe der Erzählung finden wir alsdann eine scharfe und interessant durchgeführte Satire gegen die Geldgierigen, in deren Augen nur der Reiche einen Wert hat, gegen die freundlichen Spötter, die Egoisten, die Schriftsteller und besonders gegen die Philosophen, deren nur blendende, aber nicht belehrende und bessernde Wissenschaft als eine Quelle der Verderbnis, der Thorheit und des Wahnsinns — der Einfalt als der besten Herrscherin entgegengestellt wird. Die Fortsetzung dieser Schrift ist „der Faust der Morgenländer,“ worin der Großvezier Abdallah den Geist beruft, von dem er die Wahrheit lernen will. Trefflich schildert Klinger hier die ränkevolle und egoistische Bosheit der Würdenträger und Staatsmänner, den ursprünglich vorhandenen, durch die Hofleute absichtlich unterdrückten, durch gute Belehrung wieder erweckten Edelsinn des Herrschers, die Treue des alten Sklaven Masul und führt durch die Entdeckung, daß Abdallah der totgeglaubte Bruder des Kalifen und der Großvezier der Aufstifter alles Bösen ist, einen schönen, befriedigenden Schluß herbei.

Wie in den „Reisen vor der Sündflut“, so schildert Klinger in seiner Schrift: „Sahir, Ewas Erstgeborener im Paradiese,“ vorher schon unter dem Titel: „goldner Hahn“ bearbeitet, den verderblichen Einfluß der Kultur auf die Naturvölker. Inhaltlich und moralisch weniger bedeutend, z. B. schon dadurch, daß es uns „Naturvölker“ vorführt, an denen die Kultur in vielen Punkten nicht mehr viel zu verderben hat, bietet uns das Werk in den Erörterungen über Deutschland, welches Sahir, „der Geist der wahren Erleuchtung“, besonders liebt, manches Interesse, wenn auch weniger als die bisher erwähnten Erzählungen Klingers.

Als eine treffliche Illustration seiner Ansichten über die Anschauungen und Grundsätze des Dichters und des Weltmannes müssen wir schließlich noch Klingers Schrift: „Der Weltmann und der Dichter“ betrachten. Abweichend von seiner

sonst so herben Beurteilung läßt Klinger hier die Fehler und Vorzüge beider in einer milden, ruhigen Kritik hervortreten, und wir hoffen während der Lektüre, am Schluß ein Verständniß zustande kommen und die alte Freundschaft zwischen beiden erneuert zu sehen. Aber trotz aller Annäherung kommt es zu keinem Ausgleich; wenn auch äußerlich einig, trennen sie sich innerlich fast völlig fremd, und damit will Klinger seine mehrfach angedeutete Ansicht beweisen, daß der wahre Dichter und der wahre Staatsmann so verschieden von einander sind, daß eine Versöhnung beider nicht stattfinden kann, ebenso wie diese auch bei Klinger selbst sich niemals vollzogen hat.

Wenn Klinger sagt, das deutsche Volk sei so gutmütig und hochherzig und erkenne gern alles Große an, so ist entschieden zu wünschen, daß auch die unverkennbaren Vorzüge der Werke Klingers immer mehr Beachtung und Berücksichtigung finden, und mancher jugendliche, besonders aber mancher zum Manne gereifte Leser wird seine Werke nicht bloß mit Interesse, sondern auch mit großem Nutzen für seine eigenen Anschauungen und Grundsätze studieren. Jedenfalls werden wir aus ihnen in dem Dichter selbst eine Persönlichkeit kennen lernen, deren ernste Würdigung und Betrachtung auf uns den Einfluß üben wird, welchen Klinger selbst als den besonderen Zweck seiner Werke hinstellt: „Kraft erwecken.“

Breslau.

Carl Schmidt.

Geschichte.

Frankreich nach der Niederlage bei Roßbach.

Die Schlacht bei Roßbach war geschlagen. König Friedrich hatte mit 21600 Mann die mit einem französischen Korps vereinigte, 64000 Mann starke Reichsarmee — ein getreues Vorbild des VIII. deutschen Bundeskorps vom Jahre 1866 — in fast unglaublicher Art aufs Haupt geschlagen. Es hatte dieser Sieg auch nicht nur an Ort und Stelle entschieden und Thüringen, wie Sachsen von der Gegenwart dieser beutelustigen Feinde befreit, sondern es war auch die selbstverschuldete, fatale Lage der preußischen Alliierten in Westfalen-Hannover-Lüneburg (Herzog von Cumberland) dadurch aufgehoben worden. Der Herzog von Cumberland hatte sich trotz der Langsamkeit und Fehlgriffe der ihm gegenübergestellten französischen Hauptarmee bisher von Stellung zu Stellung abgezogen und war endlich strategisch abgedrängt bei Zewen zu dem übrigens auch so noch recht übereilt zu nennenden Abschluß einer Konvention¹⁾ gezwungen worden. Nun desavouierte ihn die englische Regierung sofort, und auch die alliierte Armee vereinigte ihre Teile sehr bald wieder unter einem neuen Führer, dem Herzog von Braunschweig, aber nun zur Wiederaufnahme der Operationen in offensivem Sinne, beide angefeuert durch den herrlichen Sieg des Königs. Es gelang dadurch hier

¹⁾ Die Konvention mutete dem Herzog von Cumberland zu dafür haftbar zu werden, daß die alliierten Truppen sämtlich in ihre Heimat zurückgeschickt würden; unter dieser Bedingung nur sehe man von Kriegsgefangenschaft ab. (Ann. d. Verf.)

im Westen den Gegner bald trotz seiner großen Übermacht zurückzuwerfen, ja über den Rhein zu verfolgen, jedenfalls aber mehr oder weniger direkt alle seine Anstrengungen zu nichts zu machen, namentlich in bezug auf Diversionen zu Gunsten Oesterreichs.

Wie mächtig der Einfluß jenes preußischen Sieges vom 5. November 1757 und wie sadenscheinig andererseits der Brunkmantel der französischen Glorie gewesen, zeigen uns nun zwei Schreiben, wie sie uns bei einschlägigen Studien über den siebenjährigen Krieg zur Hand gekommen sind. Wir meinen fast aus den darin enthaltenen Klagen dieselbe Misere herauszuhören, wie es unser Gegner vom Jahre 1870—71 zur Beschämung und nicht, wie sie meinten, zur Ehre ihrer Nation laut werden ließen. Verrat, Bestechung und derartiges sollten hier wie dort alles übrige beschönigen, die Nation selbst und ihre Tugend sollte rein bleiben trotz der allseitigen Korruption ihrer Zustände.

Der hannöversche Gesandte Graf Lynar, ein unglücklicher Mitarbeiter an der Konvention zu Zewen, sonst übrigens ein anerkannt fähiger und erfahrener Diplomat, richtet an die Gräfin Reuß-Cöstniz, d. d. Oldenburg 1758, Februar 8. folgendes Schreiben:

„Gestern habe von meinen ehrl. alten Richelieu¹⁾ ein tendre Abschied-Schreiben erhalten, es gehet Mir nahe, wenn seine Lands Leute auf ihn schmälen, und ihn le petit Papa de la maraude nennen; sonst ist er gewiß gut genug, ob er freylich ein Auge zugebrückt, wo die andern geplündert und sich eben nicht zu Tode geärgert, wenn so ein guter Bissen für ihn mit abgefallen. Allein der Duc de Broglio macht's zu arg, wenn er bey öffentl. Tafel saget, und so oft es einer hören will: Dans un Siécle, spricht er, les françois ne se laveront pas de la honte, dont ils se sont couverte dans cette campagne, par le vol, le pillage et la maraude. Pour expier la faute le Roy devoit faire pendre (=hängen) 2. Lieut: Generaux, 30. Marechaux de Camp et le reste à proposition. Der Comte de Clermont bringet seine Maitresse mit, Mademoiselle, le Duc und 2 Generals, die sein Conseil formieren, aber kein Kommando haben sollen. Das wird eine lustige Wirtschaft geben. Die französische Offiziers sagen öffentlich: Nous aurons cette Campagne en Allemagne trois cens mille bras, mais pas une tête. Daß ist zwar übertrieben, denn ich kenne unter denen Generals vortreffliche Leute, allein Sie reden wohl von denen nur, so zu befehlen haben oder hauptsächlich gefragt worden. Vorgestern waren wieder ein paar charmante Officiers bey mir; das Herz sitzt ihnen auf der Zunge und Sie nehmen sich nichts übel; le Roy, heißt es, est un aimable mortel pour la Société, doux comme un agneau, mais trop bon pour être Roy; ferner heißt es, nos Ministres sont comme le Grand Visir (= Vezir) à Constantinople, qui n'a de l'attention que pour les Intrigues du Serail. D'Estrées étoit un homme

¹⁾ Der Oberbefehlshaber der französischen Hauptarmee zur Zeit der Konvention zu Zewen, 3. August 1757 bis 14. Februar 1758. Er folgte auf den nicht unglücklichen Estrées infolge von Hofintriguen und ward später ersetzt durch den gradezu unfähigen Clermont. — (Anm. d. Verf.)

methodique, Mais trop Scrupuleux. Le duc de Mirepoix, apprenant qu'il avoit accepté le commandement, dit: à Dieu ne plaise, que je commande une Armée, ou il y aura 100 Officiers Generaux et 23 Princes du Sang; so raisonniren sie öffentlich. Das Geld, so die Franzosen (übrigens) zu Snabrück genommen und denen Amsterdammer Jud gehört, beträgt zuverlässig mehr als 200000 Holl. Gulden."

Ein ähnliches Bild entrollt der zweite beregte Brief eines ungenannten Privatmannes aus Paris, vom Januar 1760 datiert; er lautet in der Übersetzung:

„Der König, von den Zauberkünsten der Madame de Pompadour bis zum Sterben umstrickt, weiß kaum eine Silbe von dem, was in der Welt vorgeht. Chikane und Voreingenommenheit beeinflussen unsre Konseils, und was eine Partei durchgesetzt hat, überbietet eine zweite, während sie beide von einer dritten angegriffen werden: einige sind für den Frieden, die anderen für einen energischen Krieg, und der Rest sucht seine Rechnung in dem Elend des Vaterlandes und bemüht sich die Sache auf dem alten Standpunkt zu erhalten. Man kann darauf schwören, daß jeder Höfling zufrieden ist seinen Nachbar irgendwie auszustechen, und daß, wenn sich zwei von diesen Schurken gegenseitig verständigen, dies einzig und allein den Ruin eines dritten bezweckt; haben sie diesen Zweck durchgesetzt, so gehen sie sofort auf einander los. Die drei oder vier großen Parteien des Hofes zerfallen sich wieder in ein Schock kleinerer, und diese wieder in Unterkoterien, welche sämtlich nur ihren Sonderinteressen nachgehen, jede über die ihnen gegenüberstehende hinwegschreitend oder sonstwie gegen sie operierend. Einig scheinen sie nur darin, ihr Vaterland in das Elend und Verderben möglichst rasch hineinzuziehen.

Das Mißgeschick macht eben einen weiteren Fortschritt in der Hauptstadt Paris selbst, die Geschäftsstille, welche durch die Unterbrechung des Verkehrs bei den königlichen Bankhäusern eingetreten ist und welche auch seit längerer Zeit schon andere Teile des Staatskörpers mit ergriffen hat, hat jetzt ganz überhand genommen, und man hört und sieht nichts als Klagen, Unordnung, Beschwerden und Vorwürfe gegen König und Ministerium. Die fortgeschrittenen Blätter liest und verbreitet man allerorts in Massen. Eins führte unter anderen das Motto: „Frankreich braucht einen Navailles oder Damieus, sonst stürzt es in den Abgrund, der ihm droht“, und obwohl man eine große Menge dieser aufrührerischen Stimmen streng zur Rechenschaft gezogen, scheint dies sogar erst recht die Gährung zu vermehren, anstatt sie zu mindern. Mit einem Wort, jedermann will die Aufregung oder verfällt der feigsten Entmutigung. Was vom Hofe kommen mag, ob Expresbote oder Courier, immer mutmaßt man sofort, daß es sich um eine Steigerung unseres Unglückes handeln muß. Wir sind schon so sehr an schlechte Nachrichten gewöhnt, daß wir die Niederlage einer Armees oder den Verlust einer Flotte mit der größten Seelenruhe und wie eine gewöhnliche Sache betrachten, von der wir überzeugt sind, daß sie gar nicht anders ablaufen könne."

Schließlich noch eine andere Stelle in demselben Schreiben, welche besagt, der Marschall von Conflans, der doch durch sein Verhalten bei dem letzten See-treffen die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen, habe es doch nicht zu hindern

vermocht, daß 4 Fregattenkapitäns gegen ihn ausgesagt hätten, so zwar daß seine Lage dadurch eine recht prekäre geworden sei. Tags darauf habe übrigens der König beim Beginn der Tafel unter seinem Gedecke einen Zettel gefunden, worauf die Worte:

„Kein Geld, kein Credit, kein General oder Minister, das sind, Ludwig der Kleine, die traurigen Folgen eines schmähligen Krieges. Der gerechte Lohn wird dir zu teil, aber auch Frankreich ziehst du mit hinein.“

So das wenig schöne Bild der alten Zeit. Merkwürdig, daß man sich französischerseits später dieser Erlebnisse und Zustände niemals ernstlich erinnerte, um dadurch wenigstens die Schwachheiten anderer Perioden leichter zu überwinden; jedes Volk und auch wir können aus solchen Erfahrungen immer nur lernen. —

Marburg.

H. Dechend.

Nationalökonomie.

Zur Arbeiterfrage.

Je mehr die Eigenart des Menschen geweckt wird, je mehr er selbständig denken, ruhig beobachten, tiefer empfinden, hinausstreben lernt in das Leben, desto mehr wird er auf seine Mitgeschöpfe blicken, wird er ihr Los erwägen, werden die sozialen Fragen für ihn wichtig werden, und unter ihnen dürften diejenigen am meisten Beachtung verdienen, welche sich auf das Fundament des Staates, auf das Familienleben beziehen. Eine solche ist es, die uns kurz beschäftigen mag.

Das platte Land entvölkert sich, die Städte wachsen, zumal die Großstädte, und zwar durch Menschen, welche nicht reich sind, sondern reich werden und die Freuden des Lebens genießen möchten. Auf dem Lande muß man in einigen Teilen Deutschlands den Ausfall an Kräften durch Fremde decken, während in den Großstädten tausende beschäftigungslos herumlungern. Kraft ihrer Konzentration sind nun die Großstädte Stätten der Bildung, des Fortschrittes, und zugleich des Verfalls, alles befindet sich hier dichter, unvermittelter, gesteigerter neben einander als auf dem Lande. Sie sind deshalb die Herde der Epidemien, der körperlichen sowohl wie der geistigen und sittlichen, von denen letztere als die viel gefährlicheren zu gelten haben, weil sie weniger sichtbar auftreten und weniger Gegenmittel haben. Ist die Atmosphäre einmal verdorben, so pflegt das darin befindliche Individuum davon berührt zu werden; je schwächer es ist, desto schutzloser befindet es sich den Einwirkungen gegenüber, desto unschuldiger ist es an seiner Schuld.

Die Menschenmenge in den großen Städten vermehrt sich, der Reichtum nicht immer in gleicher Weise, und wenn es geschieht, so sammelt er sich in wenigen Händen, während die Masse davon unwesentlich oder nicht berührt, oder richtiger kraft der Masse der Einzelne geschädigt wird. Schon dadurch wächst hier das Elend, schon dadurch muß es wachsen. Nun kommt aber noch eine Besonderheit unserer Zeit hinzu, die nämlich, daß sich die Individualitäten stärker ausbilden, als es in früheren Jahrhunderten der Fall zu sein pflegte. Kraft seiner Ent-

wicklung verlangt das Individuum Berücksichtigung, und diese prägt sich durchweg zunächst in der äußeren Erscheinung aus. Die Hülle soll dem glänzenden, bezw. sich glänzend oder doch sich selbstbewußt dünkenden Kerne entsprechen, d. h. das Individuum verlangt zunehmenden Glanz, d. h. ferner, das oben Gesagte herzugezogen, es wächst das glänzende Glend. Der Luxus steigt, der Verdienst sinkt. Sicher begründete Ehen werden seltener.

Unter allen diesen Verhältnissen leiden die Männer, aber bei weitem mehr die Mädchen, am meisten die Arbeiterinnen. Früher waren sie ihren Einkünften entsprechend einfach, oft dürftig gekleidet, weil es die eine war, so war es auch die andere, in den kleineren Städten ist dies auch jetzt noch der Fall; anders aber in den vorwärts stürmenden Großstädten, da stolziert jede möglichst „nobel“ einher, ihre Nachbarin, ihre Freundin thut es ja auch, da läßt es ihr weibliches „Ehrgefühl“, ihr Mangel an Bildung, nicht zu, gegen sie zurückzutreten. Sie alle leben eben in der gleichen Luft, die einzelne könnte kaum den Gedanken fassen, daß es anders möglich wäre, wenn sie sich nicht schämen sollte. Sie steht machtlos in der Gruppe.

So gestaltet sich denn die Stellung der großstädtischen Arbeiterinnen vielfach als die denkbar traurigste, zumal derer, die keine Eltern oder nahe Verwandte am Orte haben, d. h. zugleich: die der Mehrzahl. Bei großen Federhüten und sorgfältig geschnürten Korsets führen sie nicht soviel Geld in der Tasche, um sich ein Brötchen kaufen zu können. Es ist die bittere Not, die sie zu „Nebenverdiensten“ zwingt, und so angefrankt werden sie Ehefrauen und Mütter. Wie kann es da anders sein, als daß die ehelichen Bande sich lockern, daß Eltern- und Kindespflicht ersterben. Die Auffassung der Ehe der besser Gebildeten und der Arbeiter, ja überhaupt die gesamten sittlichen Anschauungen dieser beiden Gruppen sind vielfach so verschieden, daß man glauben möchte, sie gehörten verschiedenen Zeitaltern an.

Wir sagten bereits, die Arbeiterinnen leiden mehr unter den Zuständen als die Arbeiter, sie sind eben schwächer, sind schutzloser und werden insolgedessen mehr ausgebeutet; nicht immer von den Arbeitgebern, deren Lohnzahlungen sind durch die Konkurrenz bedingt, sondern durch diejenigen, die zugleich ihre besten Freunde sind, sein sollen oder zu sein glauben, — durch die Männer. Während sich diese durch Körperschaften und Vereine decken, stehen die armen Mädchen vereinzelt da. Sie sind zu festem, zweckbewußtem Zusammenhalten weniger geschult und weniger veranlagt — unwillkürlich hat das Weib mehr das Bedürfnis, sich einem Einzelnen anzuschließen, und zwar einem Einzelnen anderen Geschlechts. Kraft seines leichtlebigen Naturells empfindet es weniger seine traurige Lage, oder wenn es der Fall, so giebt sich das Mädchen doch weniger Rechenschaft darüber, und selbst wenn dies geschieht, so findet sie keinen Ausweg, sieht sie keine Möglichkeit einer Änderung und fügt sich, so gut es eben geht. Ihre geringeren Ansprüche kommen ihr dabei zu statten, sich leichter in das Unvermeidliche zu finden, sie erträgt und duldet im stillen Kämmerlein, höchstens den Freundinnen ihr Leid klagend, denen es gewöhnlich nicht besser geht, vielleicht

auch dem Freunde, — dem diese Klage nicht selten Wohlklang ist. Anders die Männer, schon in den Bierwirtschaften kommen sie dichter zusammen, die Getränke machen sie gesprächig und offenherzig, sie teilen sich ihre Unzufriedenheit mit und sinnen auf Abhilfe.

Es ist geradezu verzweifelt, daß die Zustände die Mädchen zu „Nebenverdiensten“ zwingen und zwar zu solchen, bei denen sie moralischen und physischen Schaden leiden, weil andere sich nicht genügend bezahlt machen. Und werden sie auf dem Irrefade ertappt, so schießt man sie in Korrektionshäuser, die sie oft an verderblichen Kenntnissen bereichert verlassen, voll des bitteren Gefühles, daß an ihrem Dasein nichts mehr gelegen ist. Oder man geht noch weiter und stellt sie unter polizeiliche Kontrolle, womit der moralische Ruin der Ärmsten vollendet wird. Es mag ganz richtig sein, die Kontrolle als notwendige Sicherheitsmaßregel durchzuführen, aber genau befehen, beruht sie auf Männeregoismus, die Mädchen gehen dabei zu Grunde.

Es dürfte dringend geboten sein, hier auf Abhilfe oder doch auf Linderung zu denken. Abhilfe ist bei der Sachlage unmöglich, schon das Übergebot an Kräften steht ihm entgegen, deshalb muß man zu lindern suchen, und zwar in der Weise, daß man den ordentlichen Mädchen Gelegenheit bietet ordentlich bleiben, den gesunkenen, ordentlich werden zu können.

Doch bevor sich die Mittel erkennen lassen, muß man die Krankheit und deren Ursachen geprüft haben. Thun auch wir dies, sehen wir uns um: welche Gründe sind es, durch die die Mädchen zu Falle kommen?

Der Durchschnittsverdienst der Arbeiterinnen beträgt 6 bis 8, 10 Mark in der Woche, von denen $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Mark für Wohnung erlegt werden müssen. Oft kommen sie ganz außer Verdienst und zwar unverschuldet, einfach, weil ihr Arbeitgeber keine Verwendung für sie weiß, nicht selten sind sie bei mangelndem Geschäftsgange auf halben Verdienst gestellt. Wie kann nun aber ein Wesen unter solchen Verhältnissen mit ihren Einkünften auskommen? Was sie weiter treibt, ist also — die Not.

Die Mädchen, um die es sich handelt, sind durchweg in dem gefährlichen Alter von 16 bis 20 Jahren, sie sind leichtlebig und durch ihre Umgebung zu scheinbar notwendigem Kleideraufwande gezwungen. Die Mehrzahl ist fremd in der Stadt, nur wenige haben Angehörige, bei denen sie wohnen und die sie unter Wechselfällen ernähren können und wollen. Nach der Arbeit des Tags empfinden sie abends in ihren dürftig eingerichteten Kammern Langeweile, sie suchen nach Abwechslung, nach Aufheiterung und Zerstreuung, wofür sich die prunkvollen Tanzsäle, die billigen Vorstadttheater u. willig bieten. Trat von außen die Not an sie heran, so wirkt ihr von innen entgegen — der Leichtsin.

Not, Buß- und Lebenslust sind die Klippen, an denen die gebrechlichen, schlecht oder gar nicht geleiteten Schiffelein zerschellen.

Oft hat ein Mädchen wochenlang nicht ordentlich zu Mittag gegessen, sie steht vor einem Delikatessenfenster und sieht sehnsüchtig die schönen Würste und Braten vor sich ausgebreitet, da naht sich ihr ein eleganter Herr und bietet ihr

ein reichliches Mahl —, sie ist jung und hungrig, und ihre Freundinnen erzählten ihr, wie leicht und angenehm sich Geld gewinnen läßt. Oder: es naht der Winter, der kalte Wind pfeift durch die Straßen, der Regen rieselt feucht und fröstelnd herab und die Ärmste ist dünn gekleidet, ein leichtes Sommermäntelchen läßt ihre jugendlichen Formen mehr hervortreten, als es sie schützt — ach hätte sie doch nur 15 Mark für einen Regenschirm! wie glücklich wäre sie dann, und alle ihre Freundinnen besitzen ja solche Mäntel, — Oder: ihre Freundin trägt einen neuen Hut, der Hut ist so modern und so schön und er steht ihr so gut, aber ihr, die noch in einem verregneten Filz einhergeht, steht er nicht minder, nein, sogar noch besser, was thäte sie nicht, um auch so einen Hut zu haben! Und ehrlich verdienen kann sie sich ihn ja nicht.

Ist ein Mädchen einmal gefallen, so wird sie durch die Verhältnisse abwärts getrieben. Der Geldmangel bleibt, Furcht und Scham ersterben, ihre Bedürfnisse wachsen. Sie geht schließlich in Theater und Tanzsaal, nicht um sich zu amüsieren, sondern Gelegenheit zu Verdienst zu finden — und so verdorben, tritt sie in die Ehe.

Allem diesem läßt sich bis zu einem gewissen Grade entgegenarbeiten, wenn man den jungen Mädchen rechtzeitig das gewährt, dessen sie besonders bedürfen, einen Anhalt, ein sicheres Heim. Wir meinen Asyle, wie sie für ältere Frauen fast in allen Städten vorhanden sind, doch nach den abweichenden Bedürfnissen geändert. Dienen die der Greise dazu, diesen einen möglichst sorgenlosen Lebensabend zu verschaffen, so haben die der Mädchen den Zweck, möglichst unverdorben Frauen und Mütter, d. h. Stammhalterinnen der Zukunft, zu liefern, wie man sofort erkennt, einen unvergleichlich wichtigeren.

Zwar in manchen Städten existieren bereits derartige Einrichtungen als „Bereinshäuser“ und dergl., doch nicht selten in einer Weise, wie sie gerade nicht sein sollte. Das Institut ist anrüchig, so daß gewöhnlich nur solche Mädchen eintreten, die sich durch die Not gezwungen sehen. Etwa ihrer 12 schlafen in einem Saale, worin sich niemand heimisch fühlen kann. Kleine Diebstähle sind an der Tagesordnung, bisweilen muß der „Fahnder“ fast tagtäglich erscheinen. Wer noch unverdorben ist, hat die beste Gelegenheit Böses zu lernen.

Nach unserem Dafürhalten muß die Grundlage solcher Asyle eine durchaus andere sein. Um sie wirkungsfähig zu machen, ließe sich das Folgende verbinden: 1. es sind billige und gesunde Wohnungen für niedrigen Preis zu liefern, 2. billige und gute Nahrung, zumal so, daß die Mädchen abends, wenn sie von der Arbeit müde und abgespannt nach Hause kommen, ihr warmes Essen erhalten, 3. ein Stellen- und Nachweisungsbureau, 4. vielleicht eine Art von gegenseitiger Arbeitsversicherung, die, ganz niedrig angelegt, nur im äußersten Notfalle die Person zu schützen vermag, 5. eine passende Unterhaltung.

Am besten dürften städtische Stiftungen sein, etwa mit Unterstützung von Privaten, unter gemischter städtischer Privatverwaltung. Die Initiative für ihre Errichtung müßte zunächst von den städtischen Behörden ausgehen. Ein großer Teil der Kosten, bisweilen sogar die sämtlichen Ausgaben, ließen sich durch die ver-

schiedenen Einkünfte für Miete, Essen u. decken. Daß jedes Mädchen ein Zimmer für sich besitzt, ist nicht nötig, doch dürfen auch nicht zu viele in einem Saale untergebracht werden, weil dadurch sonst die Gemütlichkeit des Heims, das Sichwohlbefinden in seiner Wohnung leiden würde, welches dem weiblichen Gemüte innewohnt und möglichst gepflegt werden muß.

Besonders wichtig ist, daß die Mädchen nach gethaner Arbeit unterhalten werden, denn gerade der Drang, in den freien Stunden das Leben zu genießen, führt leicht auf Abwege und unterdrücken läßt es sich nicht, wenn man nicht das Ganze schädigen will; ja, es wäre sogar unbillig, ihn unterdrücken zu wollen: die Menschen sind nur einmal jung, und die Vorsehung wußte, was sie der Jugend gab. Die Unterhaltungen können entweder den Zweck des Nutzens haben, wie Kochkurse, Nähkurse, Zeichnen, bildende Vorträge, Bibelerklärungen, Musik (zumal Gesang) und dergl., oder sie dienen wesentlich dem Vergnügen, wie billige Theaterbillets, dann und wann ein Tanzfränzchen, Sonntag ein Ausflug ins Freie u.

Wie man es mit der Stellung zur Religion einrichtet, darüber kann man getrennter Ansicht sein, wir sind derjenigen, daß starkes Hervorkehren des Christentums die ganze Einrichtung schädigen würde; der augenblickliche Zeitgeist und die Lebenslust der 18 Jahre streben ihm entgegen, und dies sind Faktoren, so mächtig, daß mit ihnen gerechnet werden muß. Wird das Institut als Bethaus verschrieen, so ist seine Wirkung und damit sein Zweck verfehlt. Es handelt sich hier zunächst auch gar nicht um religiöse, sondern um moralische Hebung, welche zwar oft zusammengeworfen werden, aber durchaus nicht gleich sind.

Wie erreicht man nun jene Sittlichkeit, innere und äußere Wohlständigkeit am besten? Offenbar durch taktvolle Einwirkung und Aufsicht. Beides kann von oben herab geschehen. Edeldenkende Frauen aus der besseren Gesellschaft können durch Besuche, durch thätiges Eingreifen den größten Segen bringen, die armen Mädchen erkennen dann, daß man anderwärts ein Herz für sie hat, nicht hochmütig und verächtlich auf sie herabsieht, und dadurch wird ihr Selbstgefühl und zugleich ihr innerer Halt gesteigert, der Wunsch, gut und ehrenhaft zu leben, gehoben, der, die Zufriedenheit und Achtung jener edeldenkenden Frauen auch zu verdienen, angeregt.

Man muß sich aber hüten, in solcher Beaufsichtigung von oben zu schroff vorzugehen, ja auch nur die Absicht zu sehr merken zu lassen. Weit wichtiger dürfte sich hier eine gegenseitige Überwachung erweisen, wie sie z. B. die Mädchen in manchen romanischen Ländern ausüben und zwar mit entschieden erfreulichem Ergebnisse. Dadurch daß Kontrollierende und Kontrollierte dieselben Personen sind, wirken sie unmittelbarer und heben sie sich gegenseitig. Es kann unbemerkt ein esprit de corps ausgebildet werden, der die beste Schutzwehr bieten würde. Die Mädchen der Institute müssen sich für besser halten als ihre vagierenden Schwestern. Und solch' eine Ansicht zu erzielen, ist gar nicht schwer, weil das Sichbesserdünnen zumal in der weiblichen Natur begründet liegt und der Deutsche an sich eine besondere Begabung für Cliquenwesen besitzt. Dieses gewöhnlich übel wirkende Talent kann hier, wie auch sonst bisweilen, zum Guten gewendet werden.

Notorisch leichtsinnige Mädchen sind aufzunehmen, doch etwas gesondert und schärfer beaufsichtigt zu halten und auszuweisen, wenn sie sich nicht bessern, zweifelhafte müssen zunächst verwarnt und liebevoll ermahnt werden.

Das unverdorrene deutsche Mädchen ist in der Regel gut geartet, und selbst bei dem tiefgesunkenen Geschöpfe findet man noch die überwucherten und verkümmerten Keime zum Guten. Es werden sich deshalb viele mit Freuden in die Institute begeben, wo sie die Möglichkeit haben sich selber treu zu bleiben und wo ihnen manche wirklichen Vorteile geboten werden. Die Folge wird sein, daß die Arbeitgeber die Kräfte aus diesen Instituten vorziehen und daß die besseren Männer der arbeitenden Klassen sich gern unter diesen Mädchen ihre Frauen erwählen. Gewiß erfreuliche Ergebnisse.

Möchte man doch den Gegenstand ernstlich in Erwägung ziehen und es nicht beim Achselzucken, Bedauern oder Verurteilen bewenden lassen. Es handelt sich um große und gefährliche Übel, doch zugleich um solche, denen sich entgegenwirken läßt. Dies nicht zu thun, könnte zu einem Vergehen werden gegen die Notleidenden und schließlich gegen Staat und Vaterland.

Lübingen.

H. von Pflugk-Harttung.



Litterarische Revue.

Von den beliebtesten Vertretern des historischen Romans ist in dieser Saison nur der unerschöpfliche Felix Dahn mit einem neuen Werke auf den Plan getreten. Dasselbe ist unter dem Titel: „Die Kreuzfahrer“ in zwei Bänden bei Otto Janke in Berlin erschienen und liegt uns in dritter Auflage vor. Wie uns eine Notiz auf dem Schmutztitel belehrt, ist es eine ältere, bereits im Jahre 1871 begonnene Arbeit des Autors, welche derselbe erst im laufenden Jahre zu Ende geführt hat. Das „nonam prematur in annum“ des Horaz ist also hier noch um ein beträchtliches überboten, nichtsdestoweniger ist die Arbeit nicht durchweg ausgeglichen, und namentlich gegen Ende hin verläßt den Autor die epische Ruhe, und der bisher gleichmäßige Gang der Erzählung wandelt sich in einen stürmischen Galopp, der über Stock und Stein dem Ziele zustrebt. In Lebhaftigkeit der Phantasie, Glanz und Feuer der Schilderung, Wohlklang der Sprache und Energie der plastischen Gestaltung ist indes auch dieser Roman den früheren Arbeiten des Verfassers ebenbürtig, und eine besonders anmutende Episode desselben bildet das zweite Buch, in welchem des blonden Knaben Hezilo und des fetten schwäbischen Weinwirts Boepppele lustige und furchtbare Abenteuer mit anmutender Laune und frischem Humor erzählt werden. Vielleicht wirkt der Parallelismus in den Schicksalen Hezilos und seines Herren Friedmuth, eines echten Ritters ohne Furcht und Tadel, tapfer und gottesfürchtig und den Frauen gegenüber von einer so keuschen Zartheit, daß der modernen Welt vielleicht das Verständnis dafür fehlen dürfte, einigermassen störend, doch wird der lebendige, heitere und gesunde Ton gerade dieser Partien auch jene Leser fesseln, welche die Romantik des Rittertums und der Kreuzfahrerschaft nicht mehr in ihren zauberischen Bann zu schlagen vermag. Dahn hat übrigens mit vielem Geschick auch die Gestalten Walters von der Vogelweide und Hermanns von Salza in die Erzählung gewoben und mit nicht minderem Geschick diese selbst aus dem syrischen Wüstenlande über die Berge Tirols hinweg nach der bernsteinreichen Küste des Samlands ge-

spielt, wo wir am Schlusse den deutschen Ritterorden seine kultivierende Arbeit beginnen sehen. Die Tendenz, oder wenn man lieber will, den historisch-kritischen Gedanken seines Romans spricht Dahn in folgenden, dem Walter von der Vogelweide in den Mund gelegten Versen aus:

„Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbelsande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.

Wo jetzt die Rogat und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht . . .

Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr sechten, baun und reuden
Mit Art und Grabscheit, Schwert und Schaft. . . .“

Im Vereine mit seiner Gattin Theresie, geb. Freiin von Droste-Hülshoff, hat Felix Dahn ferner ein von uns bereits in Heft 13 angezeigtes, 9 Lieferungen umfassendes Werk „Walhall“ (Aureznach, H. Voigtländer) veröffentlicht, welches, dem Andenken Jakob und Wilhelm Grimms gewidmet, alt und jung das Verständnis der germanischen Götter- und Heldensagen näher bringen soll. Die Autoren haben sich in die Arbeit geteilt, und zwar hat Felix Dahn die Göttersagen, die Grundanschauungen der altgermanischen Mythologie u. s. w. zu schildern unternommen, während seine Gattin in fünf Abschnitten die Heldensagen unter den Spitznamen: „Die Wöljungen“ — „Beowulf“ — „Aldrun“ — „Aus verschiedenen Sagenkreisen“ (Wilfrid, Wieland der Schmied, Walter und Hildegard) — „Aus dem Sagenkreise von Dietrich von Bern und von den Nibelungen“ vorführt. Beider Darstellung ist erschöpfend, klar, gewandt und dem Stoff angemessen schwungvoll, und der Zweck des Werkes, in dieser Götter- und Heldenwelt einen „unversiegbaren Jungbrunnen unsres Volkstimmes“ immer weiteren Kreisen zu erschließen, dürfte um so eher erreicht werden, als die trefflichen und außerordentlich charakteristisch gehaltenen Illustrationen von Johannes Gehrts zur Erhöhung der Anziehungskraft wesentlich beitragen. Wird es auch für immer ein vergebliches Bemühen bleiben, durch Walhall den Olymp aus dem Herzen der modernen Kulturwelt zu verdrängen, so können wir es doch nur billigen, daß gerade durch solche populäre, poetisch durchdrungene und wiedergegebene Darstellungen, das Verständnis für die großartig-phantastische Sagedichtung der nordischen Urvölker mehr und mehr gefördert wird.

Wir wenden uns zum Roman zurück und bemerken, daß fast sämtliche uns sonst vorliegende Werke dieser Gattung moderne Stoffe zum Vorwurf haben. Durch und durch modern ist vor allem Theodor Fontanes neuester Roman „Graf Petöfy“ (2 Bde. in 1 Bd. Dresden F. W. Steffens), dem wir deshalb den Vortritt einräumen. Ob den Autor ein anderes Motiv als die Erregung allgemeiner Aufmerksamkeit bestimmt hat, den Namen des berühmten ungarischen Dichters an den Kopf seines Werkes zu setzen, wissen wir nicht; sachlich hätte jedenfalls jeder andere Name dieselben Dienste geleistet. Es ist nicht der Stoff, welcher an diesen „Grafen Petöfy“ fesselt — die Ehe eines alten Grafen und einer jungen Schauspielerin mit tragischem Ausgange — sondern die Behandlung, die geistreiche, beinahe plaudernde Darstellung, die lebendige, wahre und anschauliche Schilderung gewisser Kreise der modernen Gesellschaft, das ausgezeichnet wiedergegebene Lokalkolorit und die feine, bisweilen nur andeutende, immer aber klare und scharfe Zeichnung der handelnden Personen, welche in den mit sauberster Detaillierung ausgeführten Charakterköpfen des alten Grafen, seiner Schwester Judith und der Heldin Franziska eine Reihe von Glanzleistungen psychologischer Kleinmalerei geschaffen hat. Wie in Franziska, der evangelischen Predigerstochter, der Gedanke an die Konversion auftaucht, abgewiesen wird, wiederkehrt und sich ihrer mit immer zwingenderer Gewalt bemächtigt, bis die tragische Wucht der Ereignisse den letzten Widerstand über den Haufen wirft, wie hierbei die Sinnlichkeit, der

Uberglaube, alle die mystischen, geheimnisvollen Regungen und Neigungen der Frauenseele ihren Einfluß gegen die Klarheit des Geistes, gegen die Ruhe des Denkens, gegen die selbstbeherrschende Energie des Willens stärker und stärker geltend machen — das ist mit bewunderungswürdiger Sicherheit, Folgerichtigkeit und Wahrheit geschildert. Wenn wir es nicht schon wüßten, so würden wir es aus dieser Arbeit erfahren, daß Fontane einer der feinsten Kenner der Frauenseele ist. Nicht minder scharf und prägnant ist die bigotte und dabei doch so verstandesklare Gräfin Judith gezeichnet, nicht minder auch der alte Graf und die episodischen Figuren der Schauspielerin Phemi und des Paters Fessler, während der eigentliche Motor der tragischen Handlung, der Graf Egon, etwas in den Hintergrund tritt. Doch das ist kein Fehler der Komposition; es genügt zu wissen, daß Egon jung, frisch, gebildet und lebenskräftig ist, um die Notwendigkeit in der Entwicklung der Handlung zu begreifen. Neben dem psychologischen Interesse an den Charakteren wird auch die Sprache des Romans den Leser fesseln; wir bewegen uns die zwei Bände hindurch stetig in der geistig vornehmsten Gesellschaft, und Fontane hat mit Erfolg die leidige Neigung zu geistreichelnden, koketten Paradoxen zu überwinden gesucht, die beispielsweise seine Theaterkritiken unter Umständen ungenießbar machen. „Graf Petöfy“ ist ein interessantes, anregendes Buch und eine bedeutende Arbeit.

Gleichfalls auf modernstem Gebiete spielt sich ein anderer Roman ab, den Karl Manno unter dem Titel: „Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte“, bei Otto Junke in Berlin veröffentlicht hat. Hinter dem Pseudonym Karl Manno verbirgt sich ein bekannter Ästhetiker, der schon mit seinem ersten Werke „Beowulf“ (ebenda) manches freudige Lachen erweckt hat, ein Lachen, welches dieser „süße Knabe“ gewiß in verdoppelter Stärke hervorrufen dürfte. Gleich „Beowulf“ spielt auch dieser Roman in den Kreisen des altpreussischen Junkertums; Deklaranten und Neu-, Frei- oder Liberal-Konservative plagen schroff aufeinander, wenn auch die Gegensätze nicht so scharf herausgearbeitet sind wie in jenem ersten Werke und der politische Untergrund nur andeutungsweise skizziert ist. In dieser Junkergesellschaft bewegt sich unser „süßer Knabe“, ein angeblich von seiner Mutter verzogener und verzärtelter, allem männlichen Thun und Treiben abholder Stubenhocker, ein „Milchstrah“, der sich schließlich als ein „Schwerenöter“ ersten Ranges entpuppt und mit seinen tollen Streichen die ganze Gesellschaft auf den Kopf stellt, Onkel und Tante, Mutter und Kousine in der schauerhaftesten Weise düpiert, ungeberdige Gäule meistert wie einst Alexander den Bucephalus, ungezogene Jungens in glänzendster Weise zur Vernunft bringt, merkwürdige und gefährliche Liebesabenteuer besteht und schließlich, ein Ritter und ein Held, auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour das eiserne Kreuz erwirbt. Unartig, wie der Verfasser sie nennt, ist die Geschichte nicht, wohl aber im höchsten Grade übermütig. Aber wir würden dem Leser einen Teil des Genusses rauben, wenn wir ihm einzelne Proben dieses Übermutes austischen wollten. Die Krone des Ganzen ist jedenfalls das Liebesabenteuer im achten Kapitel. Die Darstellung Mannos ist außerordentlich frisch, lebendig und humorvoll, seine Charakterisierung von großer Plastik und gesunder Natürlichkeit. Eine besondere Vorliebe besitzt er für die Tierwelt und alles, was mit dem Sport zusammenhängt; sein „Pferdeverstand“ ist von verblüffender Schärfe. Mitunter wird es dem Leser, der das Heil der Welt allenfalls noch in anderen Dingen als in der Vervollkommnung der Vollblutzucht zu sehen sich gewöhnt hat, in dieser Richtung vielleicht etwas zu viel, wie auch schon in „Beowulf“, aber den gesunden Grundgedanken des Werkes, den Manno in allen Tonarten variiert, daß bei der Ausbildung zum Manne Geist und Körper gleichmäßig entwickelt werden müssen, einen Gedanken, der ja unsere moderne Pädagogik beherrscht und zur Allgemeinanschauung geworden ist, der sich aber in Mannos Illustrierung keineswegs als trivialer Gemeinplatz darstellt, wird er in jedem Falle billigen müssen. Die Schilderung des Wettkommens im dreizehnten Kapitel ist ein Meisterwerk an Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und auch der Kampf der beiden erbosten Kammerzofen — man versteht allerdings Clelia Wut, wenn man hinterher erfährt, was für sie auf dem Spieß stand — giebt der ähnlichen Szene in Zolas *Assommoir* an realistisch-er Deutlichkeit nichts nach. An Mannos Stil möchten wir nur die gar zu häufigen Interjektionen und Apostrophierungen tadeln; alle Augenblicke tritt der Autor hinter den Kulissen hervor und redet seine Helden und

Heldinnen mit dem vollsten Pathos des greisen Sängers von Chios an. Doch im humoristischen Roman mag das hingehen und jedenfalls wird es den Genuß an dem ergöglichen Werke nicht im mindesten trüben.

Von neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Romanliteratur haben wir noch zu verzeichnen: Als Fortsetzung der „Grenzboten-Sammlung“: Bd. 13–16 „Die Brüder Karamasow“, Roman von F. M. Dostojewski; Bd. 17–18 „Katharina“, Roman v. A. Niekmann: Bd. 19–20 „Darja“, Roman von Robert Waldmüller; Bd. 21 „Die Engel auf Erden“, Roman von Viktor Persejio. Auf diese Werke kommen wir ebenso zurück wie auf „Haus Wartenberg“, Roman von Oskar von Redwitz, (Berlin, Wilhelm Herz), „Sommer und Winter“ von Max Victor (Leipzig, Wilhelm Friedrich) und „der Preuße“ von Viktor Blüthgen (Berlin, Alb. Goldschmidt). Von Roseggers „Ausgewählten Schriften“ sind der 18. und 19. Band soeben unter dem Titel „Das Geschichtenbuch des Wanderers“ erschienen (Hartleben, Wien); der erste Band enthält eine neue Serie von Dorfgeschichten, der zweite Bilder und Skizzen aus dem Weltleben. Namentlich die letzteren verdienen noch eine eingehendere Würdigung. Otto Hendel in Halle a. S. hat ferner einen zweiten Band der vortrefflichen Bilder aus dem Leben im Forsthaufe herausgegeben, die Ottilie Ludwig unter dem Titel: „Aus dem Waldleben“ zusammengestellt hat. Die ungekünstelte Einfachheit der Darstellung, die Frische der Empfindung, die Lebendigkeit der Schilderung, der freundlich-liebenswürdige Humor und vor allem die echte, warme und tiefe Liebe zum Walde und die genaue Bekanntschaft mit all seinen geheimnisvollen Schönheiten machen dies Buch zu einer überaus erquicklichen Lektüre, die auf jung und alt gleich ansprechend wirken muß. In der „Bibliothek für Ost und West“ (Wien, Hugo Engel) sind schließlich als Bd. 9 und 10 „Der geistliche Tod“ von Emil Marriot und „Vor fünfzig Jahren“, drei Novellen von Emerich Ranzonei erschienen.

Die unbeschreiblich geschmacklose Verballhornisierung eines der reizendsten und duftigsten dichterischen Gebilde des großen Humoristen, mit welcher Herr Urtronge vor Jahresfrist in „Deutschen Theater“ als dramatischer Jurichter debütierte, hat wenigstens den einen günstigen Erfolg gehabt, daß die Aufmerksamkeit des Publikums neuerdings mit gesteigerter Lebendigkeit auf Charles Dickens' wundervolles Elfenmärchen: „Das Heimchen am Herde“ gelenkt wurde. Vielleicht gab sie auch Herrn Adolf Tise in Leipzig den Gedanken an die Veranstaltung der uns vorliegenden Prachtausgabe ein, und damit wäre wieder einmal ein Beweis geliefert, daß böse Saat unter Umständen auch gute Früchte tragen kann. Diese in jeder Beziehung vortreffliche Ausgabe hat abgesehen von der eleganten äußeren Ausstattung — die Einbanddecke u. a. ist Kopie eines Originals aus dem 16. Jahrhundert — in den köstlichen Illustrationen Conrad Beckmanns, des durch seinen „Schützenkönig“, seine Illustrationen zu Fritz Reuter u. s. w. schnell zur Popularität gelangten Münchener Genremalers, ihren wesentlichen Reiz. Es sind sieben Vollbilder und zahlreiche in den Text gestreute Illustrationen, die uns sämtliche Gestalten der lebenswürdigen Dichtung in charakteristischer Wiedergabe vorführen. Beckmann hat sich mit intimstem Verständnis in seinen Stoff hineingelebt und so eine Reihe von Bildern geschaffen, welche den Gedanken und Absichten des Dichters in vollstem Maße gerecht werden; da sehen wir Dot und Zohn, Lilli mit dem Wickelkind und den Allerweltsfreund Boyer, sehen die blinde Marie und ihren Vater Kaleb, Edward und Herrn Tackleton, in Firma Sauer und Tackleton, und unter dem Zeichenstifte des Künstlers gewinnen diese Gestalten Form und Leben, so wie sie unsere im Banne der Dichtung gehaltene Phantasie sich ausgemalt hat. Unter allen für den Weihnachtstisch bestimmten Prachtwerken ist diese Ausgabe des „Heimchens“ zweifellos die anmutigste und in Inhalt und Ausstattung harmonischste. In gleichem Verlage erschien in ähnlicher Ausstattung „Mein Rhein“; Dichtungen von Carmen Sylva, mit Randverzierungen und Bignetten von Emil Döpler d. J. und 20 landschaftliche Radierungen, die unter Leitung von Hans Mayer (eines Schülers von Mandel) von F. Krostewitz, und R. Heinrich ausgeführt worden sind; diese Radierungen, welche die interessantesten und romantischsten Parteen des Rheinufers wiedergeben, sind durchweg vortrefflich, und die meist stilisierten Randzeichnungen Döplers zeichnen sich durch Reichthum

der Phantasie und der Erfindung aus und stimmen mit dem von der Dichterin angeschlagenen Thema stets in harmonischem Accord zusammen; vor den Versen selbst mag sich das kritische Richtschwert um so eher senken, als sie aus der Feder einer Dame und noch dazu einer Königin stammen. Und da wir einmal bei den gekrönten Häuptern sind, fügen wir hier die Anzeige an, daß von Friedrich von Bodenstedts „Königsreise“ bei Johannes Lehmann in Leipzig die dritte, sehr elegant ausgestattete Auflage erschienen ist. Es ist der Bericht über eine Reise, welche der Dichter im Sommer 1858 in Gefolge des Königs Maximilian II. von Bayern um die Ufer des Bodensees, durch den Fregenzler Wald und das ganze bairische Alpenland gemacht hat, und an welcher außerdem noch General von der Tann, die Grafen Pappenheim und Ricciardelli, Baron Leonrod, Professor Riehl und Franz von Kobell teilnahmen. Wir stimmen der Voraussetzung Bodenstedts bei, welcher in der Vorrede bemerkt, daß diese Erinnerungsblätter an einen Fürsten, der ein begeisterter Freund der Musen war und für Kunst und Wissenschaft in Deutschland mehr gethan hat als irgend ein anderer Fürst seit Karl August von Weimar, vielen eine willkommene Gabe sein werden und nicht in letzter Linie denjenigen, welchen es vergönnt war, jene herrliche Gegenden Oberbayerns und Tirols selbst zu durchwandern.

Als tausend und erste der tausend in neuester Zeit bei uns erscheinenden „Bibliotheken“, „Kollektionen“ u. s. w. wird jetzt bei Bruckner in Leipzig eine „Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft“ herausgegeben, welche nach einem originellen Plane in zehn Abteilungen zerlegt ist und zwar: Lyrik, Geschichte, Drama, Länder- und Völkerkunde, Humoristika, Litteratur- und Kunstgeschichte, Roman und Novelle, Jugendschriften, Naturwissenschaften, Philosophie und Varia! Die letztere Rubrik wird es möglich machen, daß in dieser Bibliothek alles Aufnahme findet, was jemals mit der Druckerschwärze in Berührung gekommen ist. Indessen wird auch hier zu dem billigen Preise von Mk. 0,30 für das Heft mancher wertvolle Neudruck hervorragender älterer Schriftwerke geboten werden (— so bringt Nr. 2 Friedrichs des Großen „Abhandlung über den Krieg“ und seine „Reflexionen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.“ —), und so mag die „Bibliothek“ neben den Sammlungen von Speemann, Reclam u. s. w. sich ihren Platz erobern. Wir haben es hier nur mit Heft 1/2 zu thun, in welchem Frig Lemmermayer eine Anthologie der „deutschen Lyrik der Gegenwart“ bietet. Dieselbe enthält mit offenkundiger Bevorzugung der Stimmungslirik theils bereits gedruckte, theils ungedruckte Gedichte von ca. 90 lebenden Dichtern, wovon reichlich zwei Fünftel auf Oesterreich entfallen. Wir können aus dem 15 Bogen starken Hefte einzelnes nicht hervorheben; ob das Publikum den Geschmack des Herausgebers in allen Fällen für den seinigen erklären wird, möchten wir indessen bezweifeln. Von hervorragenden Autoren, die in einer Anthologie, welche ein Spiegelbild der gesamten modernen deutschen Lyrik geben will, doch nicht fehlen dürften, vermissen wir beispielsweise Alfred Meißner, Gottschall, Hopfen, Baumbach, Julius Wolff, Bodenstedt, Scheffel. Die letzteren werden in der Einleitung einfach mit einigen wegwerfenden Worten über anakreon-tisierende Trinklyrik abgethan, aber Herr Lemmermayer wird selbst nicht glauben, daß damit jene Autoren und viele andere, die wir nicht mit aufgezählt haben, radikal aus dem goldenen Buche der Poesie gestrichen seien. Wenn er uns an ihrer statt Cappillieri, Fastenrat, Helene von Hülsen, Bernhard Stavenow, Ernst Wechsler und andere Götter minimarum gontium vorführt, so kommt eben nur sein individueller Geschmack in Frage; erklärt er sich doch für jeden in dem Buche enthaltenen Vers allein für verantwortlich. Zweckmäßig wäre es überdies angesichts der großen Zahl weniger bekannter Namen gewesen, wenn man dem Buche einen Anhang mit kurzen biographischen und bibliographischen Notizen beigelegt hätte. Einen solchen vermissen wir auch an dem trefflichen „Sächsisch-thüringischen Dichterbuch“, welches Emil Barthel im Verein mit Adolf Brieger und Curt von Rohrscheidt bei Otto Hendel in Halle a. S. hat erscheinen lassen. Die Herausgeber machen im Vorworte darauf aufmerksam, daß solche Dichterbücher für einzelne Bezirke am besten im Stande seien, die früheren Musenalmanache zu ersetzen, und namentlich auch junge Dichter mit Erfolg in die Litteratur einzuführen. Die lokalen Grenzen, welche sie sich für ihre Anthologie gesteckt haben, schließen die sächsisch-thüringischen Lande in sich, freilich eben nur im lokalen Sinne, denn so weit wir es

bei dem Mangel biographischer Angaben kontrollieren können, finden sich unter den im Buche vertretenen Dichtern mehrere, welchen die Wurzeln ihrer Kraft und ihrer Dichtung keineswegs durch die Geburt oder sonstige intimere Beziehungen aus sächsisch-thüringischem Boden erwachsen sind, sondern die lediglich aus Anlaß äußerer Verhältnisse ihren Wohnsitz in diesen Bezirken genommen haben. So glauben wir gewiß nicht, daß Rudolf Gottschall, der in Breslau geboren, am Rhein und in Ostpreußen erzogen wurde, in Königsberg, Breslau und Berlin studierte, nachträglich durch die Leipziger Luft in seiner poetischen Produktion beeinflusst worden ist. Doch das in Parenthese. Das vorliegende Dichterbuch ist offenbar mit besonderer Liebe und ungewöhnlicher Sorgfalt zusammengestellt worden und macht im Vergleiche mit dem Lemmermannschen Subjektivismus den wohlthuenden Eindruck einer nur von sachlichen Motiven und nicht von persönlicher Zu- oder Abneigung oder von ästhetischer Einseitigkeit geleiteten Auswahl. Daß die Herausgeber mit eigenem nicht gefärgt haben, sei ihnen gedankt; der Leser wird sowohl in Adolf Brieger wie in Emil Barthel Dichter von hoher Formvollendung und echter Empfindung kennen lernen, und Rohrscheidts Romanzen zeugen von Feuer, Schwung und plastischer Kraft. Wir müssen es uns versagen, näher auf den reichen Inhalt des Bandes einzugehen, empfehlen denselben aber der Aufmerksamkeit unserer Leser aufs Beste.

Im übrigen hat der Baum der deutschen Lyrik in den letzten Monaten wenig Blüten von hervortragender Schönheit gezeitigt. Uns liegen vor: Max Boehmeib; „Deutsche Lieder und Gedichte“. (Breslau, Trewendt); „Neue Gedichte“ von Rudolf Otto Konsentius (Leipzig, W. Friedrich); „Lieder und Romanzen“ von W. Fischer (ebd.); „Flocken“ von Alexis Komniß (Breslau, Preuß u. Jünger); „Neue Gedichte“ von Johann Pfeifer, 2. stark vermehrte Auflage (Meran, Poehelberger); „Es seit si' nix!“ Oberbairische Gedichte von Peter Uzinger (München, Casar Fritsch) und eine erzählende Dichtung im Stile von Redwitz und Scheffel: „Walter,“ eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Fuß (Würzburg, Stahel). Dem seien angereicht: „Lieder und Leute“ von Georg v. Dörpen, eine neue Liederammlung des bereits wiederholt von uns gewürdigten gedankenreichen und originellen Dichters. Wir setzen das Motto der ersten Abteilung dieser Gedichte, „In Siebenmellenstiefeln“ hierher, weil es in Form und Gedanken für den Autor charakteristisch ist:

Wer mit stolzem Finger weist,
Welche Fernen er durchhastet,
Rühmet nur, wo er gereist,
Kündet nicht, wo er gerastet.

Mann von heute, wo du warst,
Sah ich Spuren bald verstieben,
Daß du voll dich offenbarst,
Zeig', wo deine sind geblieben.

Auf einzelne der oben angeführten Gedichtsammlungen, sowie auf die zahlreichen bei uns eingegangenen Dramen kommen wir in unserer nächsten Revue zurück, für jetzt möchten wir zum Schluß nur noch eine neue Übersetzung des Horaz anzeigen, welche Prof. Dr. R. Fritsch bei Pöng in Trier hat erscheinen lassen. Die besten Übertragungen Horazischer Oden, die bisher in deutscher Sprache erschienen sind, stammen von Emanuel Geibel. Derselbe hat sich streng an das Versmaß des Originals gehalten, ja man darf beinahe sagen, er hat wörtlich übersetzt, und dennoch entwickeln diese Übersetzungen einen Wohlklang der Sprache und eine Poesie des Ausdrucks, wie wir sie reiner und vollendeter auch in den besten Leistungen unserer Originallyrik nicht antreffen. Ein Unerreichbares ist hier erreicht — aber nur ein Geibel konnte es erreichen, und der Versuch, uns den ganzen Horaz in der Originalform in äquivalenter deutscher Übertragung zu übermitteln wird nach wie vor ein frommer Wunsch bleiben, um so mehr, als einige der schwierigeren und selteneren Metren dem nicht klassisch gebildeten Deutschen trotz aller Gegenbehauptungen ebensowenig als Verse ins Ohr fallen wie etwa die Mehrzahl der sophokleischen Chöre. Professor Fritsch hat sich nun mit kühnem Mute zu einem radikalen

Schritte entschlossen und behält in Anlehnung an Gottschall, Leuthold u. a. und gestützt auf die Urtheile bedeutender Ästhetiker, die antiken Grundformen bei, ergänzt aber die Mängel, die das deutsche Ohr an ihnen empfindet, durch Hinzufügung des Reimes. Wir können ihm hier in die Irrgänge der Metrik nicht folgen, ebensowenig wie wir mit ihm über die Neueinteilung der horazischen Gedichte nach den Gruppen: „Vaterland und Religion,“ „Genuß und Maß“, „Liebe und Freundschaft“ und die Zugehörigkeit der einzelnen Oden oder über seine Textkritik rechten wollen, aber wir stimmen seinem Prinzip ausdrücklich bei und erklären diesen ersten konsequent durchgeführten praktischen Versuch im ganzen und großen für wohl gelungen, wenn es auch an eckigen und holprigen Stellen, wie an gelegentlichen Flichwörtern und Satzverrenkungen naturgemäß noch nicht fehlt. Gegen die vielfach beliebte Veränderung der Eigennamen möchten wir jedoch energisch protestieren; es ist nicht schön und klingt zopfig, wenn der Übersetzer beispielsweise Valage in Flore verwandelt. Im Übrigen wollen wir, dem Leser zur eigenen Kritik, die Übertragung des bekannten „Wechselgesanges“ hier folgen lassen. (Ob. III, 9.)

- Horaz: Als bei dir ich noch Huld errang
 Und dein Jugendgenos, mächtiger vorgerückt (potior?)
 Dir den Silienhals umschlang,
 Stand ich über dem Herrn Persiens hochbeglückt.
- Lydia: Als noch Lydia dich entzückt
 Und die Blonde noch nicht höhere Günst erschwang,
 Viel noch Lydias Nam' erklang,
 Stand ich höher als Rom's Iulia ruhmgeschmückt.
- Horaz: Nun übt Florea (?) süßen Zwang,
 Die zur Laute versteht wonnigen Viederfang;
 Für sie leide den Tod ich kühn,
 Wenn der Holden ein Gott länger vergönnt zu blühen.
- Lydia: Mich verführet in Segenlühn
 Martius (?), flammender Blut, ferne von Unbestand;
 Zweimal stieg' ich ins Todtenland,
 Wenn dem Holden ein Gott länger vergönnt zu blühen.
- Horaz: Wenn nun wieder in hellem Brand
 Aufsteigt unserer Flamme immer noch glüher Kern,
 Schmelzend Floreas ehern Band,
 Hält auch Lydia dann Martius' Arme fern?
- Lydia: Er ist schöner als jeder Stern,
 Du bist schwanker als Rohr, jähler zum Zorn gewandt
 Als die Fluten am Donaustrand
 Doch, o Liebster, mit dir leb' ich und sterb' ich gern.

Man sieht, daß sowohl überflüssige Freiheiten wie unerfreuliche Gezwungenheiten nicht mangeln, aber im allgemeinen scheint uns hier der richtige Weg beschritten, der bei sorgfältiger Fortarbeit zum Ziele führen muß.



Litterarische Berichte.

Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte vermehrte Auflage mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, J. Huber, 1884. ES. XVI, 348. 8.

Zu Neujahr 1879 erschienen die Gedichte Heinrich Leutholds zum ersten Male, und sofort ward der Mann, welcher nach einem

wilden Leben krank in seine Heimat zurückgekehrt war und bald ein Asyl in der Züricher Irrenanstalt zu Burghölzli gefunden hatte, ein berühmter Dichter. Daß Gottfried Keller die Sammlung empfehlend einleitete, trug dazu bei; dann that auch die alte Münchener Kameradschaft das ihrige, der Leuthold lange

angehört hatte. Aber dem allein verdankte das Buch seinen Erfolg nicht: dieser kam im Grunde von innen heraus, denn es that sich hier ein reiches lyrisches Talent auf, getragen durch schöne Formen und das Echo romantischer und vor allem platonischer prächtiger Töne. Wer Leuthold war, wird uns von dem Herausgeber, dem wackern Jakob Baechtold in Zürich, in dem Lebensabriß kurz und gedrängt, ohne Parteinahme und doch freundschaftlich erzählt; diese Biographie ist ein kleines Meisterstück. Und wenn man das Porträt dazu anschaut, diesen stark gebauten Menschen mit dem Gesicht voll Kraft und Unbändigkeit, Sarkasmus und Skeptizismus, so wird einem im Lebensgang und in den Gedichten vieles noch begreiflicher. Leuthold war ein fahrender poetischer Geselle, zum Einfügen in die Repositorien des Lebens nicht gewillt und nicht fähig; Wein und Weiber warfen ihn hin und her, ohne ihn zu sättigen, und schließlich brach der Geist zusammen, ehe der Leib verging. Es war ein unharmonisches Leben, ein Ringen, das niemals Genügen fand, aber es lag unendlich mehr darin als in dem unsrer meisten modernen Lyriker, und darum hatten diese wilden Früchte seines Liebens und Hassens, diese prächtig klingenden, fein ausgeschmolzenen Gußwerke seiner Leidenschaft in der Schweiz wie in Deutschland ihren Erfolg. Leuthold war durchaus Lyriker. Das Epos Penthesilea, auf das der Dichter selbst große Hoffnungen baute, ist eine interessante Studie in schwerlich gutgewählter Strophenform. Das Hannibalfragment kommt noch weniger in Frage. Die Uebersetzungen, meist aus dem Englischen, beweisen Leutholds Formgewandtheit und seine Gabe, sich fremdes anzueignen. Wir sind überzeugt, daß die neue Ausgabe seiner Gedichte dem geschiedenen Dichter neue Bewunderer gewinnen wird. Q.

Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz.

Zum ersten Male herausgegeben und eingeleitet von Karl Weinhold. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt (Rütten und Löning) 1884. Mit einer Silhouette von Lenz. 88. VII. 335. 8.

Ueber dem litterarischen Nachlaß von Jakob Lenz, dem Jugendfreunde Goethes und in einer gewissen Spanne Zeit seinem glücklichsten Nebenbuhler, hat langes Dunkel gelagert. Der Teil, den der bekannte livländische Dichter und Reisende Segor v. Sivers in langen Jahren erworben hatte, ging nach seinem Tode auf Prof. K. Weinhold in Breslau über, der nun daraus den Litteraturfreunden den wertvollsten und größten Teil, den dramatischen Nachlaß, vorgelegt hat. Das Buch bietet zunächst zu den Lustspielen nach dem Plautus (1784 erschienen) wertvolle und lehrreiche Ergänzungen, hauptsächlich durch die Mitteilung einer früheren Gestalt der Uebertragung des Miles gloriosus und des Truculentus. Dann

folgt ein vollständiges kleines Spiel „Die Taube oder Henriette v. Waldeck“, das für das Leben von Lenz wichtig ist und einige schöne Lieder enthält. Darauf kommen Fragmente von drei verschiedenen Bearbeitungen einer Katharina von Siena, die ein Künstlerdrama werden sollte und schließlich den Anlaß zu einem religiösen nahm. „Die alte Jungfer“, welche folgt, geht von einer Erzählung der Frau von La Roche aus, während „der tugendhafte Augenichts“ jene von Schubert mitgeteilte Erzählung dramatisch gestalten will, die Schiller unabhängig von Lenz, dessen bisher Manuskript gebliebenen Versuch er nicht kennen konnte, in seinen Räubern zur Grundlage nahm. Vielfach interessant sind die Skizzen, welche Lenz „die Kleinen“ überschrieb und worin er das Suchen nach echten Menschen, die in den unteren Gesellschaftsschichten (den kleinen Leuten) vorzüglich erscheinen, mit einer intriguenreichen Hofgeschichte verbinden wollte. Es folgten dann eine Menge kürzerer Fragmente, zum Teil Ergänzungen zu gedruckten Dramen Lenzens, so dem Neuen Menoza, den Soldaten, die Freunde machen den Philosophen, dem Engländer. Auch auf die Mitteilungen über die vernichtete Komödie „die Wolken“ machen wir aufmerksam. Mit Ausnahme der plautinischen Lustspiele und der Taube ist alles nur Fragment; schon dadurch ist ein rein ästhetischer Genuß an diesem Nachlaß fraglich. Aber des psychologisch Merkwürdigen, des Wichtigen für die Lebensgeschichte von Lenz und auch von Goethe bietet er viel. Der Herausgeber hat in sorgfältigen Einleitungen dies klar gestellt und die Orientierung darüber jedem erleichtert. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zu der Geschichte unsrer Poesie in der Sturm- und Drangperiode.

Q.

Unter der Kriegsflagge des deutschen Reichs.

Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. Elisabeth 1881—83 von Marinepfrarrer P. G. Heims. Mit mehreren Karten. 400 S. gr. 8. Leipzig 1885. F. Hirt & Sohn.

Ein vortreffliches Buch. — S. M. S. Elisabeth wurde am 1. Oktober 1881 in Kiel zunächst als Übungsschiff für Seefabekten, von denen 29 an Bord kommandiert waren, in Dienst gestellt zu einer fast 3jährigen Reise um die Welt. Die Sorgfalt der kaiserlichen Admiralität richtet sich nicht allein auf die Hauptsache, auf die militärische und technische Ausbildung der zukünftigen Seeoffiziere, sondern auch darauf, daß die jungen Leute von den besuchten fernen Ländern etwas sehen, mehr sehen, als es den Seelenten in der Regel möglich ist. Zu diesem Zwecke werden Landausflüge unter Führung von Offizieren gemacht. Letztere nehmen nur, wie es der Dienst gestattet, abwechselnd Teil, der „Herr Pfarrer“ ist aber immer von der Partie, und diesem Umstande, sowie der Muße und Lust das Gesehene und Erlebte sofort für die Lieben in der Heimat

niederzuschreiben, verdanken wir das Buch. Dasselbe ist frisch und lebendig, zum Teil mit einem köstlichen, feinen Humor geschrieben, — wir verweisen nur auf die Beschreibung der Ueberlandreise von Tientsin nach Peking, — der Verfasser teilt nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes mit, und daß alles dies unter den Fittigen des kaiserlichen Adlers von Deutschland gesehen und erlebt ist giebt dem Buche für jeden Freund des Vaterlandes und der Marine noch einen besonderen Reiz. Die Reise ging von Kiel über Montevideo durch die Magelhaensstraße nach Valparaiso und Callao. Der nun folgende Landausflug hoch auf den Anden nach Chica ist besonders interessant. Auch hier, mehr als 12000 Fuß über dem Meer, fanden die Reisenden das „Haus“ im Besitz eines Deutschen, die deutsche Flagge am First und die Zimmer geschmückt mit Bildern von den Schlachten bei Weissenburg und Wörth. Ueber den Stillen Ocean ging es dann weiter nach Honolulu und Yokohama, über verschiedene andere japanische, zum Teil für Fremde sonst noch verschlossene Häfen nach Wladivostok in Sibirien. Von dort wurden mehrere chinesische Häfen besucht, dann noch einmal Japan und zum Schluß noch Hongkong, Saigun und Singapore. In Hongkong ragt „hoch vom Bergabhänge hernieder ein Haus, von dessen Giebel ein goldenes Kreuz funkelt und vor dem am hohen Fahnenstoch die schwarz-weiß-rote Flagge weht, das Findelhaus Bethesda, von Berlin aus gegründet, jetzt unter der Leitung des Herrn Pastor Hartmann.“ Das Haus enthält zur Zeit 76 chinesische Mädchen, die von den Eltern ausgeföhrt waren. Wie die Kleidung ist auch die Ernährung der Kinder die nationale. Aller Unterricht wird auf chinesisches erteilt; zur größeren Erleichterung der Lehrenden und Lernenden sind aber alle Bücher: Bibel, Gesangbuch, Katechismus zc. in chinesischen Lauten, aber mit lateinischen Lettern gedruckt. Nur die vielen Blinden können infolge des bei diesen hier allein auf Deutsch möglichen Unterrichts deutsch sprechen und verstehen.

Von Singapore ging es über Südafrika der Heimat zu. Die offizielle oder halboffizielle Stellung des Verfassers mag es mit sich gebracht haben, daß derselbe dort nur in brittischen Kreisen verkehrt hat, denn er ist z. E. dem niederdeutschen Stamme der weißen Bevölkerung Südafrikas nicht gerecht geworden. Dies wundert uns um so mehr, als der sprachgewandte Verfasser, — welchem unter anderen „Amtshandlungen“ während der Reise es möglich war in der Kapstadt unvorbereitet einen dänischen Gottesdienst vor mehr als 200 Zuhörern abzuhalten, — sicher so viel Plattdeutsch versteht, um mit dem niederdeutschen Teil der Bevölkerung verkehren zu können, unter diesen wäre er vielleicht auch den Empfehlungskarten der „Paarl Wino & Brandy Co.“ entgangen. Auch die Stadt Durban ist nach einem früheren Burenföhrer so genannt. Der letzte Teil der Reise führte über einen Teil

der jetzt deutsch-afrikanischen Häfen und an unserer ersten afrikanischen Kolonie „Groß-Friedrichsburg“ vorbei nachhause. Dieser Teil scheint uns während des Druckes, und nicht zum Vorteil des Buches, gekürzt zu sein, so z. B. hätten wir gern etwas mehr von Christiansburg gehört. Bei einer neuen Auflage würde es sich empfehlen die Beschreibung dieser Gegenden des tropischen Afrika, welche jetzt für alle Deutschen so hohes Interesse haben, etwas weiter auszuführen, und auch die beigegebenen Karten werden sich mancher Verbesserung fähig zeigen.

Das Buch ist auf vortrefflichem Papier gut gedruckt und sehr empfehlenswert. Der Preis ist ein billiger. Fr.

Allgemeine Musiklehre. Auf Anregung und unter Mitwirkung von Ludwig Erk weil. Kgl. Musikdirektor und Professor der Musik, bearbeitet und herausgegeben von Otto Tiersch. Berlin 1885. Verlag von Robert Oppenheim.

Wir kennen keine zweite Musiklehre, die in so knapper Form eine so vollkommene, allgemeinverständliche und streng sachliche Darstellung aller wissenschaftlichen Dinge auf dem Gebiete der Tonkunst bietet. Eigentlich liegt in den Namen der Verfasser schon eine sichere Gewähr für die Vortrefflichkeit des Buches. Besondere Vorzüge desselben erblicken wir in der Berücksichtigung der historischen Entwicklung der abgehandelten Gegenstände, in dem jedesmaligen Hinweis auf die einschlägige Litteratur, in dem angehängten Verzeichnis der musikalischen Zeichen und in dem umfangreichen Wort- und Sachregister, welches die Musiklehre auch zu einem wertvollen Nachschlagebuch macht. Das in seiner Art geradezu ausgezeichnete Werk sei allen Freunden der Musik, welche eine allgemeine musikalische Bildung anstreben, wärmstens empfohlen.

R. H.

Sophokles Tragödien, übersetzt von G. Wendt. 2 Bände. Stuttgart 1884. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wenn man von einem wissenschaftlich gebildeten Menschen mit Recht eine, wenn auch nicht eingehende und gründliche, so doch einigermaßen übersichtliche Kenntnis der bedeutendsten klassischen Werke des Altertums verlangt, so erfordert es die Billigkeit, daß ihm dieselben auch in einer ihn ansprechenden und anregenden Form zugänglich gemacht werden. Da nun nicht allen, dem weiblichen Teile der gebildeten Welt gar nicht, Gelegenheit geboten worden ist, jene in der Ursprache kennen und würdigen zu lernen, so stellt sich das Bedürfnis heraus, die Hauptwerke des klassischen Altertums in einer jenen Mangel möglichst ausgleichenden Uebersetzung weiteren Kreisen des gebildeten Publikums in die Hand zu geben, eine Aufgabe, welche in Beziehung auf Homer durch Voß so vortrefflich erfüllt worden ist. Wenn es nun bei denjenigen Uebersetzungen, welche dem arbeitenden Schüler nur als Erleichterungsbrücke für das geistige

Hinüberschreiten in die antike Welt dienen sollen, weniger auf die Form als auf die richtige und klare Wiedergabe des Inhalts ankommt, so erfordern solche, welche dem gebildeten Leser die klassischen Produkte der griechischen und römischen Dichter und Denker veranschaulichen und ihn dadurch bilden wollen, neben der selbstverständlich klaren Darstellung des Inhalts eine Form, welche erkennen läßt, wie die Alten durch die Werke ihrer Klassiker angeregt und ergriffen worden, was diese ihnen gewesen sind. Und wenn wir dies erkennen wollen, so müssen uns die Erzeugnisse der griechischen und römischen Litteratur nicht in griechischem und römischem Vers- und Strophenbau, sondern in einem uns vertrauten, uns ansprechenden, uns wohlklingenden Metrum durch den Uebersetzer geboten werden; alcäische, sapphische u. Strophen zeigen uns z. B., in welche Form Horaz seine Gedanken gegossen hat, aber sie enthalten für uns etwas Fremdartiges, das eben die Römer nicht dabei empfanden, weil jene Strophen ihnen geläufig waren. Wir aber erhalten dadurch zwar einen Einblick in die Produkte der Horazischen Muse, unser volles Verständnis aber wird durch die fremde Form gestört; wir müssen also den uns bilden und belehren sollenden Kern in einer uns gewöhnten und geläufigen Schale empfangen, und so lange uns die antiken litterarischen Werke nur in antiker Form gereicht werden, ist ein volles Verständnis und Nachempfinden nicht erreichbar. Warum die Epen vor einer Uebersetzung in rein jambische und trochäische Verse mit dem Reime in den lyrischen, in den fünffüßigen Sambus in den dramatischen Werken? Der Hinweis auf Boß, welcher den Hexameter auch nicht verworfen hat, ist unrichtig; denn dieses Versmaß ist uns durchaus nicht ungeläufig und thut der deutschen Sprache keinen Zwang an. Hingegen wird man gewiß zugeben, daß der gewaltige Inhalt der Alopstochischen Oden durch die uns gewaltfam und ungeläufig klingenden Versmaße viel von der Kraft seines Eindrucks auf uns verliert. Es ist wohl nicht zutreffend, wenn der Verfasser des vorliegenden Buches im Vorwort sagt, der sechsfüßige Sambus könne uns durch Gewohnheit ebenso geläufig wie der fünffüßige werden; wohl möglich, aber wozu? Wir sind eben durch unsre Dramatiker an den letzteren gewöhnt, und es ist vielleicht nicht bloß überflüssig, sondern vielmehr verfehlt, uns an ein neues Versmaß gewöhnen zu wollen; wir haben eben unsere klassischen Dramen in dieser Form und werden, an sie gewöhnt, Uebersetzungen fremder in derselben Form leichter und tiefer nachempfinden und verstehen. Und warum sollen die Choralieder, bei denen das Metrum des Urtexes gewiß in der Uebersetzung wiedergegeben werden kann, wenigstens nicht hier und da den Schmuck des Reimes erhalten, um wie in der „Braut von Messina“ in der That ein „lyrisches Prachtgewebe“ zu werden? Wie schön würde sich beispielsweise das erste Chorlied in der Elektra und in den Trachinierinnen in dieser Form ausnehmen!

Doch genug davon, der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung steht zu unsrer Anschauung in prinzipiellem Gegensatz, es handelt sich also im weiteren nur um die Beurteilung der Art und Weise, in welcher er von seinem Standpunkt aus die Aufgabe einer Uebersetzung der Sophokleischen Tragödien gelöst hat.

Im allgemeinen darf eine gerechte Beurteilung der Wendtschen Arbeit ihre Anerkennung nicht versagen. Die Uebersetzung der Speisodien zunächst zeigt, vielleicht mit Ausnahme der Trachinierinnen, deren Sprache uns etwas zu matt erscheint, eine entschiedene Gewandtheit in der Sprache und im geläufigen Bau der Verse, ein Vorzug, den wir um so mehr hervorheben müssen, als wir in anderen Uebersetzungen bei zu ängstlich genauer Wiedergabe des Urtexes mehrfach grade die Klarheit des Sinnes und den Wohlklang der Verse vermissen; vielleicht dürfte hier und da eine noch größere Freiheit der Uebersetzung wünschenswert sein, und es wären dadurch auch die übrigens sehr wenigen Ungewandtheiten vermieden worden, wie z. B. in dem Verse des Oed. rex: „O Herr, wie bist du in des Leidens Vollbesitz!“ Aus derselben gewiß zu peinlichen Anlehnung an Sinn und Form ist auch das öftere Vorkommen eines Versendes mit „und“ oder mit dem Relativum „den“ und „der“ in den Chorliedern zu erklären, Wendungen, welche ohne Zweifel den poetischen Eindruck stören. Von diesen allerdings unbedeutenden Fehlern abgesehen verdient grade die Uebersetzung der Chorlieder, was den Strophenbau und den poetischen Schwung der Sprache betrifft, volle Anerkennung, und auch hier ist durch die Form die Klarheit des Inhalts keineswegs beeinträchtigt, ebenfalls ein Verdienst, welches diesen Theilen anderer Uebersetzungen gegenüber hervorzuheben notwendig erscheint.

Einen ferneren Vorzug dieses Werkes möchten wir auch in den kurzen und übersichtlichen Einleitungen zu jedem Stücke und in der Hinzufügung kurzer Anmerkungen zu solchen Stellen sehen, welche einer Erläuterung entschieden bedürfen. Zahl und Umfang dieser Anmerkungen ist glücklicherweise soweit beschränkt, daß sie dem Leser die notwendige Erklärung geben, ohne durch allzuwiele und zu genaue Erörterungen den Gesamteindruck des poetischen Wertes zu stören. Eine eingehende und sorgfältige Lektüre der Wendtschen Uebersetzung des Sophokles dürfte demnach kernern wie Nichtkernern des Originals unzweifelhaft zu empfehlen und von großem Nutzen sein. C. S.

Erträumte Märchen. Erzählt und illustriert von Marie Berg. — Für's Kind. Geschichten von Dietrich Theden. Leipzig 1884. Verlag von G. Zwiemeyer.

Zwei liebliche Kinderchriften aus dem Verlage von G. Zwiemeyer in Leipzig seien hierdurch der Aufmerksamkeit von Eltern und Kinderfreunden empfohlen. Solid und elegant ausgestattet sind beide; in dem ersten

unter dem Titel: „Erträumte Märchen“ vereint die Verfasserin die Dichterin mit der Künstlerin; sie hat die teils ernstern, teils heiteren Märchen mit zehn Vollbildern und zwölf zierlichen Initialen versehen und bietet den kleinen Lesern sowohl Stoff zum Nachdenken als zur Unterhaltung. Die zweite Jugendschrift: „Fürs Kind“ von Dietrich Theden ist nur mit einem schönen Titelbild in Farbendruck geschmückt, aber der Inhalt ist ebenso ansprechend als mannigfaltig. Alles, was das Minderherz in der schönen Natur erfreut, tritt hier handelnd und sprechend auf. Da der Verfasser sich auch einer einfachen aber lebendigen Schreibweise befließigt, so wird sein Buch bald Freunde finden. M.

Johann de Muris. Seine Werke und seine Bedeutung als Verfechter des klassischen in der Tonkunst. Eine Studie von Dr. Robert Hirschfeld. Leipzig 1884. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

In den Monatsheften für Musikgeschichte schreibt Robert Citner über diese Monographie unter anderem: Johann de Muris hat in Dr. Rob. Hirschfeld einen vortrefflichen Biographen und Erklärer seiner Schriften gefunden. Mit den nötigen philologischen Kenntnissen ausgestattet, entwirft der Herr Verfasser, auf den Schriften de Muris fußend, ein lebensvolles Bild des alten Theoretikers aus dem 14. Jahrhundert und gelangt zu Resultaten, die denen fast entgegenstehen, welche bisher über ihn bekannt waren.“ Nach eingehender Besprechung zitiert Robert Citner einige interessante Stellen aus der obigen Schrift und fährt fort: „Das Wenige wird genügen, um bewiesen zu haben, daß wir hier eine ganz eminente Leistung vor uns haben, die ein ganz neues ungeahntes Licht auf jene alte Zeit wirft. . .“ Das Urtheil des berühmten Musikhistorikers ist die beste Empfehlung für das Buch. R.

Hervara, von E. (udwig) Freytag. Berlin 1883, bei R. Dammöbler. 126 S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß man in der Litteratur, wie in der Kunst, sich mehr der altnordischen Sage zuwendet und die in den Sagas niedergelegten hochpoetischen Schätze zu heben bemüht ist. Eine sehr sachverständige und geschmackvolle Bearbeitung liegt in dem Epos Hervara vor uns. Es gehört zu einer Umdichtung dieser Sagen eine ebenso gründliche Kenntnis der altnordischen Sprache wie deren Litteratur. Beides steht dem Verfasser zu Gebote und setzte ihn so in den Stand nicht Hinzugehöriges auszumergen und das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzugeben. Was die poetische Behandlung anbelangt, so hat Freytag für die verschiedenen Gesänge verschiedene, dem Inhalt angepasste Metren gewählt um den Leser nicht zu ermüden. Der Inhalt des Ganzen ist vollkommen dramatisch, — der Frevler Svafurlamis zieht den Fluch der mächtigen Zwerge nach sich, und

dieser führt das Königsgelecht unaufhaltsam dem Verderben zu. Die Verse sind fließend und die Schilderungen von Szenerie und Handlung lebendig und reich. Der 19. Gesang ist als eine Einlage anzusehen, welcher eine Sammlung lyrischer Gedichte enthält, die Jung Harald singt. Im Anhang giebt der Verfasser sachliche und historische Erläuterungen, die zum besseren Verständnis des Textes dienen. Man spürt die frische Vergnügung Throls, wo Freytag die Umdichtung vornahm, die belebend auf den Leser zurückwirkt. Bd.

Deutscher Kalender für 1885. Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel Gewerbe. I. Jahrgang. Berlin 1884. Verlag von H. Haack.

Dieser Kalender will an Stelle des nicht mehr erscheinenden „Illustrierten Kalenders“ von J. J. Weber treten. Er ist geschickt und sorgsam redigiert und enthält außer dem üblichen Kalendermaterial einen biographischen Säcular- und Erinnerungskalender, 4 biographische Säcularskizzen (mit Titelbild), die Jahreschronik, einen reichhaltigen Personal-Kalender, eine große Anzahl statistischer Tabellen und Nekrologe von 1883/84. Der Preis des Kalenders, der sich in sterilem Leinwandband recht stattlich präsentiert, ist bedeutend geringer als der des ehemaligen Weberschen. R.

Jung-Amerika. Bilder aus dem New-Yorker Leben von Sara Huxler. Breslau 1884. Druck und Verlag von S. Schottländer.

Junge Herzen. Erzählungen für die reifere Jugend von Sara Huxler. Stuttgart (1884). Verlag von Karl Krabbe.

Es ist ein eigentümliches Talent, dessen erste Blüten hier zu Tage treten; ein echt deutsches Gemüt in fremder Hülle, ein reich entwickelter Schönheits Sinn, dem es indes zuweilen an der Form gebricht, um ihn nach unseren Auffassungen einzukleiden, aber darum vielleicht um so mehr interessierend und spannend. In den vielartigen Skizzen, welche uns vorgeführt werden, ist es von besonderem Werte für den aufmerksamen Leser, einen doppelten Schluß zu ziehen: einmal nach der völkerpsychologischen Seite hin, weil sich vielleicht zum erstenmale eine Deutsch-Amerikanerin in ihrer vollkommenen Individualität zeigt, welche uns demnach alle die Eigentümlichkeiten des eingeborenen Sprosses eingewanderter Deutschen in ihrer Abhängigkeit von der Kultur des Landes darbietet; dann aber auch nach der ethischen Seite, da uns hier die Summe der Einwirkungen jener ganz eigenartigen Erziehungsmethode der Amerikaner in einem durchaus unabhängigen weiblichen Charakter entgegentritt. In diesem Sinne halten wir (wenn auch nicht in allen Erzählungen gleichmäßig) die beiden Bücher der Verfasserin für erziehbliche und würden sie trotz mancher **Erzentrizitäten** der weiblichen Jugend unbedenklich in die Hände geben; die Verfasserin verhält nichts; sie tritt

offen und keck mit der Wahrheit hervor und sucht durch Beispiele im Guten, wie Bösen zu wirken; wir finden nichts in ihr von dem veruschenden oder negierenden Wesen der meisten Jugendschriftsteller, noch weniger den frömmelnden oder moralisierenden Ton, welcher aus mißverständener Nachahmung Pestalozzis für eine notwendige Ingredienz der Jugendliteratur gehalten wird. In den Charakterzeichnungen ist sie bestimmt und weiß in kurzen, schlagenden Sätzen, meist in den Worten der Geschilderten die Natur zum Ausdruck zu bringen; in den Entwicklungen der Handlung tritt ein sicheres dramatisches Talent hervor, welches ohne Reflexionen durch die Thatsachen allein wirken will. Der Boden d. h. Erzählungen ist zumeist Amerika, das deutsche Adopstland tritt mehr in den Hintergrund — offenbar knüpfen sich die Schilderungen der Verfasserin an die Eindrücke ihrer Jugendzeit, und man könnte manches fühlbar entworfene Köpfchen in dem charakteristischen, hübschen Porträt wiederfinden, welches dem zweiten unserer Bücher beigelegt ist. Die photographische Treue dieser Bilder wie der uns näher liegenden, in Deutschland sich abspielenden Szenen läßt uns auch an die Wahrheit uns befremdender Züge in den amerikanischen Erzählungen glauben. Bei diesen liegt die Vergleichung mit Bret Harte nahe; sei es nun die größere Stammesverwandtschaft der Verfasserin mit uns, sei es der höhere Zug allgemein menschlichen Gefühls, der sich in ihren Erzählungen ausspricht; uns berühren dieselben sympathischer, als jene „kalifornischen Geschichten“. Dies gilt namentlich von den Skizzen des ersten Buches, dessen allgemeine Tendenz eine größere Mannigfaltigkeit zuläßt, als beim zweiten Werke. „Jung-Amerika“ bringt ohne ein bestimmt ausgesprochenes Thema die Zustände der deutschen Kolonie New-Yorks uns näher: wir können hier Belege des intimen Lebens zu dem Buche eines unsrer Landsleute, den Lebenserinnerungen Franz

Liebers finden: so etwa muß die Gesellschaft gewesen sein, in welche er trat, nachdem er England verlassen hatte; so die Kinder, welche er unterrichtete; seine Stellung als Lehrer ungefähr die gleiche, wie die des Herrn Prevost in der Erzählung: So kam's. Es liegt eben etwas uns Anheimelndes, Verwandtes in diesen Blättern, was sie uns so überaus sympathisch macht. „Junge Herzen“ ist seiner Richtung nach eingeschränkter. Die neun Erzählungen, welche geboten werden, handeln von jugendfrischer Gesinnung und von dem Liebesstrahl junger Herzen; sie kommen vom Herzen und sprechen zum Herzen. „Durch die Liebe“ schildert die Wandlung eines eiteln und frivolen Mädchens in ein ernstes, tiefes, gemüthvolles, als es zum erstenmale die wahre Neigung zu einem Manne erfährt; „des Nachbarn Junge“ ist ein kleines psychologisches Meisterstück: ein wilder, häßlicher Straßensjunge, welcher nur an übermüthigen Tollheiten Vergnügen findet, trifft auf eine Frau, welche zum erstenmale Anteil an ihm, an seinem Fühlen und Trachten nimmt: dadurch erwacht in ihm das Gefühl seines Nichts, ein Widerstreit seines Lebens und Denkens, der ihn in den Tod treibt. Ebenso werden in den übrigen Skizzen Probleme aus dem Leben der Kinderwelt gelöst. Wir sehen hier die Verfasserin in einem ziemlich eng gezogenen Kreise eine Menge Herzensfragen aufwerfen und in verschiedener Tonart behandeln. In den Tonarten aber liegt ein gewaltiger Reiz; sie regen Herz und Gemüt an und werden namentlich auf den unverdorbenen Geist der jungen heranwachsenden Mädchen läuternd und fördernd wirken. Ist der Verfasserin ein Vorwurf zu machen, so ist es vielleicht nur der, daß sie ihren Kreis zu eng zieht — dadurch wird er ein *circulus vitiosus*. Aber wir können schließlich die Hoffnung aussprechen, daß sich das Talent der Frau Hüpler immer mehr entfalten und erweitern und noch viele schöne Früchte zeitigen wird. R.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Anzengruber, Ludwig, Der Schandfleck. Eine Vorgeschichte. Neue umgearbeitete Ausgabe. 2 Teile. 8. (Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)
Bersezio, Victor, Die Engel auf Erden. Roman. 8. (Fr. Wils. Grunow, Leipzig.)
Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. Laden-

burg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abth. Lief. 39 enthält: Handbuch der Botanik Lief. 15. — Lief. 40: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 13. — Lief. 41: Handbuch der Bo-

- tanik. Lief. 16: — II. Abth. Lief. 24 enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie Lief. 7. — Lief. 25: Handwörterbuch der Chemie Lief. 11. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Erinnerungen an Friedrich von Schlegel und seine Zeit** in Briefen von ihm und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. gr. 8. (S. Hirzel, Leipzig.)
- Europäische Kolonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt.** gr. 8. (F. Dümmers Verlagsb., Berlin.)
- Frany, Raoul, Handbuch des Demagogen.** Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Ossmann. 8. (Helwingsche Verlagsb., Hannover.)
- Gärtner, Max Hermann, Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit.** Mit vielen Originalzeichnungen von H. Lüders, H. Reinheimer u. A. Lief. 1/7. 4. (Grefner u. Schramm, Leipzig.)
- Gottschall, Rud. von, Im Banne des schwarzen Adlers.** Geschichtlicher Roman in einem Bande. 4. Aufl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gottschall, Rudolf von, Blütenkranz neuer deutscher Dichtung.** 16. 11. Aufl. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Göttinger, Dr. E., Reallexikon der Deutschen Altertümer.** Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des Deutschen Volkes. 2. Aufl. Lief. 7/15. fl. 8. (Woldemar Urban, Leipzig.)
- Hamlet, Der neue.** Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Herausgegeben von Carl Ludwig. gr. 8. (Verlags-Magazin [S. Schabelitz], Zürich.)
- Hammerich, Dr. Martin, Die Kunst gemeinschaftlicher Darstellung.** Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 8. (Joh. Lehmann, Leipzig.)
- Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie,** herausgegeben von Dr. Anton Reichenow. Bd. III. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Homers Odysseus-Lied.** In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Joh. Sak. Engel. fl. 8. (Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)
- Jansen, Albert, Jean-Jacques Rousseau als Musiker.** Lex. 8. (Georg Reimer, Berlin.)
- Johnston, H. H., Der Kongo.** Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen u. 2 Karten. gr. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)
- Jugendbibliothek, Trewendts. Neue Folge.** Bdchn. 12: R. Kother, die Wallfahrt nach Ebersdorf. Bdchn. 13: Richard Roth, Der Tolpatsch. Bdchn. 14: H. Grosch, Marx Hornfried, der Einbrecher. Bdchn. 15: W. Meisner, Kleinbürgerlich. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Kiehl, E. J., Anfangsgründe der Volkswirtschaft.** 3. Aufl. Neu bearbeitet von Professor Franz Richter. gr. 8. (Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin.)
- Kremer, Alfred von, Die Nationalitätsidee und der Staat.** 8. (Karl Konegen, Wien.)
- Leimbach, Dr. Karl L., Ausgewählte Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur.** V. Lief. 1/3. gr. 8. (Th. Kay, Kassel.)
- Melzer, Dr. Ernst, Goethes philosophische Entwicklung.** Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie unserer Dichterheroen. gr. 8. (J. Graveursche Buchh., Neisse.)
- Menzel, G., Feldnelken.** Hessische Dorfgeschichten. 8. (J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.)
- Meyer, W. Wilhelm, Spaziergänge durch das Reich der Sterne.** Astronomische Feuilletons. gr. 8. (M. Hartlebens Verlag, Wien.)
- Müller, F. Max, Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.** Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge. Autorisierte Uebersetzung von Prof. Dr. C. Cappeller. gr. 8. (Wilh. Engelmann, Leipzig.)
- Neber, Franz von, Geschichte der neueren deutschen Kunst.** 3 Bde. gr. 8. (H. Häffel, Leipzig.)
- Nedwig, Oskar von, Haus Wartenberg.** Roman. 8. (Wilh. Herz, Berlin.)
- Reich, Das Russische in Europa.** Eine Studie. gr. 8. (S. Mittler u. Sohn, Berlin.)
- Rothwisch, Dr. Ernst, Der Irrtum der Schwerkrafthypothese.** 2. Aufl. 8. (Kiepert u. von Bolschwing, Freiburg, i. B.)
- Salinger, Eugen, Aus meiner Studienmappe.** Drei neue Erzählungen. 8. (J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.)
- Schmidt, G., Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht** in den mittleren und oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien. fl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Tiersch, Otto, Allgemeine Musiklehre.** gr. 8. (R. Oppenheim, Berlin.)
- Waldmüller, Robert, Darja.** Roman. 2 Bde. 8. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)
- Zopf, Dr. W., Die Pilzthiere oder Schleimpilze.** Mit 52 meistens vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungserecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von F. W. Steffens in Dresden.

Ein neuer Roman von Theodor Fontane!

Soeben erschienen:

„GRAF PETÖFI“

Roman von Theodor Fontane.

2 Bände in einem Bande fein broschiert Mk. 7,50.

— — — — —
fein gebunden „ 9,—

Vorrätig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in
Leipzig:

Ein Kampf ums Recht

von

Karl Emil Franzos.

Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage.

8. VIII, 387 u. VI. 372 S. geh. 10 Mk. —
Elegant geb. 12 Mk.

Der vorliegende Roman ist bereits ins Englische, Russische, Dänische, Holländische und Ruthenische übersetzt worden. Rudolf v. Ihering sagt über denselben in der neuesten Auflage seines Werkes „Der Kampf ums Recht“: „Franzos hat das Thema in neuer, seinem Vorgänger Kleist gegenüber völlig selbständiger und höchst ergreifender Weise behandelt. Sein Werk bildet ein würdiges Seitenstück zum Kohlhaas, es ist ein Seelengemälde von reiner Wahrheit und erschütternder Kraft, das niemand, ohne aufs Höchste ergriffen zu sein, aus der Hand legen kann.“

Verlag von Eduard Czerwinski in Breslau:

Der Präsident

von

Karl Emil Franzos.

Erzählung in einem Bande.

Zweite Auflage.

8. 1884. Brosch. 6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Ein sensationelles Thema behandelt der Verfasser in seiner Erzählung. Der Vater hat über seine Tochter zu richten, die ihr Kind gemordet hat: das ist die eigentliche Handlung des Kriminalromans. Der Konflikt im Herzen dieses Vaters, des Präsidenten, bildet den Angelpunkt der Geschichte. Es wird niemand diese ergreifende Erzählung von psychologischer Feinheit lesen, ohne davon tief berührt zu sein.

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit

Porträt und Lebensabriß des Dichters.

XVI und 348 S.

Preis broschiert 5 Mk., in eleg. Lwbd. 7 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Auflage von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutendste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Wächhold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern früherer Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

== J. Gubers Verlag in Frauenfeld. ==

